
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Oesterreichische

Wochenschrift

für

Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben.

Beilage zur k. Wiener Zeitung.

Mitarbeiter:

A. Beer, J. Bergmann, M. Block, A. Bauer, F. Th. Bratranek, H. Brunner, B. Bucher, D. Detleffsen, R. v. Eitelberger, J. Falke, A. Ficker, E. v. Franzenshuld, J. Glaser, J. B. Goehlert, Ed. Hanslick, P. Harum, L. v. Hasner, Dr. G. Heider, F. v. Hochstetter, C. F. v. Hock, G. Höfken, A. Horawitz, Hornstein, A. Huber, F. Kanitz, F. Kenner, A. Kerner, B. Klun, E. Kuh, E. v. Lackenbacher, Dr. Lambl, J. R. Lorenz, O. Lorenz, H. Lorm, W. Lübke, H. Meynert, R. Molin, A. Müller, J. Müller, A. Mussafia, F. Neumann, L. Neumann, L. Nohl, C. F. Peters, Fr. Pfeiffer, W. Preyer, P. v. Radics, A. Rollett, G. A. Schimmer, Freiherr O. Schlechta-Wssehrd, O. Schmidt, Schuller, Th. Sickel, Prof. Sigmund, R. Sonndorfer, Stur, Ed. Sueß, M. v. Stubenrauch, E. v. Teschenberg, Dr. R. Tauschinski, M. Thausing, Karl, A. und J. A. Tomaschek, G. Tschermak, J. Vahlen, W. Wahlberg, C. Weiß, A. Winkler, J. L. Wocel, E. Wocel, Ad. Wolf, Ferd. Wolf, Dr. H. Zeißberg, R. Zimmermann, J. Zingerle rc.

Jahrgang 1864.
(Vierter Band. Heft 27 bis 53.)

Wien.

In Commission bei Karl Gerolds Sohn

Druckerei der kaiserlichen Wiener Zeitung.

Ueber Lüftung und Beleuchtung von Theatern.

Niemand wird in Abrede stellen, daß die Zerstreuung, welche wir nach des Tages Mühen in unseren heutigen Theatern suchen, sehr theuer erkauft wird Nicht nur sind wir gezwungen, unsere Stunde der Erholung in einem übermäßig eingeengten Raume zuzubringen, wo kaum Arme und Beine sich frei bewegen können, sondern müssen wir überdies noch eine Luft einathmen, welche nicht selten eine Temperatur von 30° erreicht und in Folge ungenügender Erneuerung mit den Verbrennungsproducten des Gases sowohl. als auch mit allen den fremden Stoffen verunreinigt ist, welche durch den Athmungsproceß der Menschen und durch die Ausdünstung ihrer Körper erzeugt werden.

Dabei muß sich jedermann mit der Luft begnügen, welche sein Nachbar schon ausgeathmet und das Publicum der Galerieen muß dieselbe Luft genießen, welche dem Parterre schon gedient hat; — ein Stand der Dinge, welcher gegen das Ende der Vorstellung schon unerträglich wird und schließlich für das Leben der Zuschauer selbst gefahrbringend werden kann. Denn es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn die Vorstellung lange genug währte, die Luft des Zuschauerraumes so verdorben werden würde, daß die Anwesenden gezwungen wären, schleunigst die Flucht zu ergreifen, wollten sie nicht Gefahr laufen, zu ersticken.

Wenn wir nicht alle Abende dieser Gefahr ausgesetzt sind, so verdanken wir dieses einzig und allein dem Bestehen eines sehr ärmlichen Lüftungsmittels, welches, so gut es eben geht, dem Zwecke dient. Es ist dieses die weite Oeffnung an der Decke des Hauses, welche zur Aufnahme des Lusters und als Abzug für die Verbrennungsproducte des Leuchtgases dient Diese centrale Oeffnung ist es, welche, über der Quelle von Licht und Wärme angebracht, einen heftigen Luftzug verursacht und daher eine Art von Lüftung erzeugt. Rechnen wir noch andere Oeffnungen an der Decke hinzu, welche weder ihrer Zahl noch ihrer Größe nach genügen, so haben wir aller Vorrichtungen erwähnt, welche heute das äußerst mangelhafte Lüftungssystem unserer Theatersäle bilden. Kein Wunder, wenn bei demselben die Temperatur in dem Raume der Zuschauer von Stunde zu Stunde wächst und einen Unterschied von 12 bis 15° C. in dem Zeitraume einer Vorstellung erreichen kann, wie hierüber angestellte Versuche beweisen. So wurden in der komischen Oper in Paris, während der Aufführung der „Circassierin" am 27. Februar 1862 thermometrische Messungen mit einem hunderttheiligen Instrumente vorgenommen, um die Zunahme der Wärmegrade in dem Verlaufe eines Abends kennen zu lernen.

Die Ergebnisse waren folgende:

5 Uhr Abends. Temp. der Luft in Paris		7·9
detto	im Saale der Oper	14·7
7 Uhr Abends. Temp. in der 1. Logenreihe		16·8
detto	3. Logenreihe und der obersten Galerie	19·5
8 Uhr Abends. Temp. in der 1. Logenreihe		19·0
detto	3. Logenreihe und der obersten Galerie	23·0
9 Uhr Abends. Temp. in der 1. Logenreihe		23·5
detto	3. Logenreihe und der obersten Galerie	24·7
10 Uhr Abends. Temp. in der 1. Logenreihe		24·8
detto	3. Logenreihe und der obersten Galerie	26·9
11¼ Uhr Abends. Temp. in der 1. Logenreihe		27·9
detto	3. Logenreihe und der obersten Galerie	28·5

Wir entnehmen aus diesen Betrachtungen, daß die größte Differenz in der Temperatur des Saales 13·8° C. betrug, und ferner, daß um 5 Uhr Abends die Temperatur im Innern des Saales um 6·8° höher war, als die der äußern Luft. Letzeres geschah zwar in Folge einer im Verlaufe des Tages stattgefundenen Probe; immerhin giebt jedoch der Umstand, daß in der Zwischenzeit bis zum Beginne der Vorstellung die äußere Lufttemperatur in dem ungeheizten Saale nicht hergestellt werden konnte, wie auch die große Schwankung der Temperatur im Verlaufe des Abends den deutlichsten Beleg dafür, daß der Wechsel der Luft in dem Saale der komischen Oper vollkommen ungenügend ist und unter schlechten Verhältnissen bewerkstelligt wird.

Uebrigens kann sich leicht Jedermann von der geringen Wirksamkeit der durch die Oeffnung des Lusters erzeugten Ventilation überzeugen. Da jeder Luftzug immer in der Richtung von der kalten Stelle nach der wärmeren stattfindet, so folgt hieraus, daß die Luft von der Bühne gegen den Luster zuströmt, um durch dessen Oeffnung an der Decke zu entweichen. Die sich bewegende Luftmasse nimmt hiebei die Form einer vierseitigen schiefen Pyramide an, welche den Rahmen der Bühne zur Basis und die Oeffnung des Lusters zur Spitze hat Die Luft streicht über das Orchester hinweg, berührt einen kleinen Theil des vorderen Parterres und erreicht ihr Ziel, ohne die von den Zuschauern besetzten Räume des Hauses in allen ihren Theilen erfrischt zu haben. Ja noch mehr, diese Lüftung geht nicht nur rein unbenützt verloren, sondern hat noch einen sehr großen Uebelstand im Gefolge; einen Uebelstand, der, so bedeutend er auch ist, doch der Aufmerksamkeit des Publicums entgangen zu sein scheint. Wir meinen den schädlichen Eindruck auf die Akustik des Saales, respective auf die gleichmäßige Fortpflanzung der Schallwelle in dessen Inneren.

Jedermann weiß aus Erfahrung, daß die Musik des Orchesters nicht an allen Punkten des Saales gleich gut vernommen wird. Es giebt Logen und Plätze, wo man sehr gut und andere wo man sehr schlecht hört. Welches ist die Ursache hievon? Einzig und allein die durch den Luster bewirkte Lüftung. Um uns

leichter verständlich zu machen, wollen wir daran erinnern, daß die Schallwellen sich um so besser fortpflanzen, je dichter das Mittel ist, welches sie durchdringen. So pflanzt sich der Ton bei einem kalten Wetter leichter fort als bei einem warmen, leichter in einem Raume, dessen Temperatur nieder, als in dem, dessen Temperatur eine erhöhte ist. Der Schall nimmt ferner stets die Richtung der Windströmung an und erreicht, wenn diese ihm entgegen ist, nur geringe Distanzen. Soll also der Ton sich leicht in einem Raume fortpflanzen, so muß dessen Temperatur gleichmäßig und möglichst nieder sein, kein Wind darf der Schallwelle entgegentreten, noch sie von ihrer ursprünglichen Richtung ablenken. Zu diesen Bedingungen einer guten Fortpflanzung der Töne gesellt sich noch die Beobachtung der Regeln, welche der Akustik des Zuschauerraumes selbst gelten. Sie beruhen auf den schwingenden Eigenschaften der Mauern und Wände des Saales, auf der Krümmung seiner gewölbten Decke, auf dem Rauminhalte, auf den Vorsprüngen und Winkeln, auf den decorativen Elementen u. s. w.

Nachdem wir dieses vorausgeschickt, sehen wir, was in unseren Theatern geschieht.

Da die Logen und Galerieen nicht ventilirt sind, so erwärmt sich in ihnen die Luft. Ihre Dichtigkeit wird geringer und mit dieser die Fähigkeit der leichten Fortpflanzung des Schalles. Die schwüle Luft tritt aus den Logen und bildet eine Art Hülle vor denselben, welche allmälig sich bis auf ein Drittel des Saales erstreckt und das gute Vernehmen der Sänger und des Orchesters erschwert. Dieser Umhüllungsrand läuft rings um den Saal und nimmt an Dicke gegen die mittleren Logen zu, welche sich schon wegen der größeren Entfernung von der Bühne unter ungünstigen akustischen Verhältnissen befinden. Dieses ist noch nicht Alles. Die von dem Orchester nach den mittleren Logen eilenden Töne treffen mitten auf dem Wege mit der aufsteigenden Luftsäule zusammen, welche durch die Oeffnung des Lusters erzeugt wird; sie nehmen beinahe sämmtlich diese Richtung und verschwinden, rein verloren, durch die Decke des Hauses. Das Ohr des Zuhörers kann nur einen kleinen Theil der Töne erhaschen, welche, ohne abgelenkt zu werden, ihren directen Weg nach den Galerieen nehmen. Die beinahe vollständige Absorbirung der Töne durch die mittlere Oeffnung der Decke ist so wahr, daß es genügt, sich auf den Luster zu setzen, oder was einfacher, sich über die Oeffnung hinauszuneigen, um die leisesten Töne zu hören und deutlich die Worte des Souffleurs zu vernehmen.

Also, um ein für allemal diese Frage der Akustik zu beendigen, kann man aus dem Gesagten entnehmen, daß der Luster eine vollkommen unnütze Ventilation erzeugt, die natürliche Fortpflanzung der Töne beeinträchtigt und durch die über ihm befindliche Oeffnung in der Decke deren Absorbirung hervorruft. Das System ist daher aus Rücksichten für die Gesundheit der Zuhörer sowohl als auch für die Akustik des Saales zu verdammen, d. h. der Luster ist zu entfernen.

Mit der Entfernung des Lusters berauben wir uns jedoch der wenn auch unvollkommenen Ventilation und ferner der Beleuchtung des Saales. Für

beide muß daher auf andere Weise gesorgt werden. Also zuerst die gute Ventilation des Saales d. h. die Möglichkeit, die Erneuerung der verdorbenen Luft durch reine in solcher Weise zu bewerkstelligen, daß die Luft des Zuschauerraumes überall die gleiche Temperatur und die gleiche Dichte besitze. Durch welches Mittel wird der verlangte Luftwechsel bewerkstelligt? Durch dasselbe, welches heute in allen den Räumen mit Erfolg angewendet wird, in welchen die die Luft verderbenden Elemente stets vorhanden und stets neu erzeugt werden; wir meinen die Säle der Spitäler. Welches Mittel kommt hier zur Anwendung? Das Mittel der künstlichen Lüftung mit Hülfe eines Centrifugal- oder Flügelventilators, welcher durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird. Dieser saugt auf der einen Seite kalte oder bis zu einem gewünschten Grade erwärmte Luft ein und haucht sie auf der andern Seite in ein großes Rohr aus, dessen Zweige in den zu lüftenden Krankensälen ausmünden. Die Heftigkeit, mit welcher die reine Luft eingetrieben wird, genügt vollständig, um die verdorbene durch die in der Wand angebrachten Oeffnungen zum Entweichen zu bringen.

Dieses sogenannte Pulsions- oder Saugsystem ist schon häufig zur Anwendung gekommen, und liefert überall günstige Resultate; so in Wien in dem k. k. Militärspitale, so in Frankfurt in dem neuen Concertsaalbau, so in Paris in der Deputirtenkammer und dem Spital Lariboisière, so in London in dem Parlamentshause und in dem großen Saale für die Briefausgabe des Postgebäudes u. s. w. Es sei uns erlaubt, nur der in dem Frankfurter Concertsaale erzielten Resultate zu gedenken. Bei einem Concerte, welchem gegen 2700 Personen beiwohnten, steigerte sich die Wärme durchschnittlich nicht über 15 bis 16° R., wobei auch das Vestibül und Treppenhaus hinreichend erwärmt wurde. Die Wärme war im ganzen Saale gleichmäßig vertheilt und differirte nur um 1/4 bis 1/2° R.

Bei so günstigem Resultate wird Niemand mehr zaudern, dieses Saugsystem auch für Theatersäle geeignet zu finden, für welche man auch nichts weiter verlangt als einen constanten und regelmäßigen Luftwechsel. Die früher schon erwärmte oder abgekühlte Luft würde ungefähr am Ende der Bühne zu Tage treten und sich in dem ganzen Saale nach allen Richtungen hin ungehindert ausbreiten können, um später durch die Ausflußöffnungen zu entweichen, welche zu diesem Zwecke unter den Sitzen des Orchesters, des Parterres und den tieferen rückwärtigen Theilen der Logen angebracht sind.

Der auf diese Art der Luft vorgezeichnete Weg würde ihre gleichmäßige Vertheilung in sämmtlichen Theilen des Saales zur Folge haben, Temperatur und Dichte blieben die gleichen, die Klänge des Orchesters und die Stimmen der Sänger würden ungestört bis an das Ohr des Zuhörers gelangen und nicht mehr in der Mitte des Saales, so wie rings an den Logen das sie beirrende Hinderniß finden. Leicht und ungehindert würden sie das gleich dichte und temperirte Mittel durchdringen, ohne auch nur den geringsten Theil ihrer Intensität zu verlieren, zum Entzücken des Publicums und zum Vortheile der Sänger, deren Stimmmittel

in Folge der durch die heutigen Verhältnisse verursachten Ueberreizung oft schon in wenigen Jahren aufgerieben werden.

Nun einige Worte zur Entgegnung der Einwürfe, welche die Anhänger des alten Systems bereit haben werden. Wie, rufen sie aus, in den Räumen des Schauspielhauses eine Dampfmaschine, welche trotz allen Vorsichten der Wissenschaft noch immer der Gefahr der Explosion ausgesetzt ist? Und dann die bedeutenden Kosten der Anlage aller dieser Canäle, Ausflußöffnungen und Maschinen, so wie die noch höher steigenden Kosten des Betriebes! Dampfmaschinen giebt es heute beinahe überall, auf der Straße und im Hause, und doch fürchten wir uns nicht vor ihnen; warum soll uns gerade eine Dampfmaschine Besorgniß erregen, welche in möglichst größter Entfernung vom Zuschauerraume so angebracht wird, daß selbst bei einer Explosion des Kessels keine Gefahr für die Anwesenden zu befürchten ist. Was die Kosten der Anlage und des Betriebes betrifft, so lassen sie sich nicht hinwegläugnen, sind jedoch nach den bisherigen Erfahrungen unbedeutend, und verschwinden vollkommen gegenüber dem großen für das Publicum erwachsenden Comfort. Uebrigens steht es ja der Verwaltung des Theaters frei, diese Kosten durch eine kleine Erhöhung der Preise sämmtlicher Plätze herein zu bringen, welche ohne Zweifel von dem Publicum gerne getragen werden wird.

So viel von der Lüftung und nun zu der Beleuchtung des Theaters, welche heute auf äußerst primitive Weise geschieht. Ein vielarmiger Luster in der Mitte des Saales, einige Candelaber rechts und links an den Brüstungen der Galerieen, das ist Alles, was man bis heute für den genannten Zweck erfunden hat. Der Luster hängt nicht nur als Damoklesschwert über den Köpfen des Parterres, sondern benimmt auch den Sitzen der oberen Galerieen die Aussicht auf die Bühne. Ein Uebelstand, welchem bekanntlich durch das Hinaufziehen des Lusters bis in die Oeffnung der Decke abgeholfen wird, um dafür einen anderen Uebelstand hervorzurufen, nämlich die mangelhafte Beleuchtung des Saales, welchem natürlich alle die Flammen entzogen werden, die in der Oeffnung des Gewölbes versteckt sind.

Bei dem vorgeschlagenen Ventilationssysteme besteht jedoch diese Oeffnung nicht mehr; der Luster kann daher nicht aufgezogen werden. Er benimmt also den oberen Galerieen vollkommen die Aussicht; er wird ferner durch die von den zahlreichen Flammen erzeugte Wärme das Quantum der reinen Luft bedeutend vergrößern, welches zur Ventilation des Saales nothwendig ist. Daher fort mit dem Luster aus dem Saale und an einen Ort mit ihm, wo er weder das Auge des Zuschauers belästigen, noch die von ihm ausgestrahlte Wärme in den Saal senden kann. Wo ist dieser Ort? Ueber der Decke des Saales selbst. Wir ziehen den Luster bis in die Oeffnung der Decke, heben ihn noch etwas höher und lassen ihn endlich ganz verschwinden, um gleich darauf diese Oeffnung mit einer mattgeschliffenen Glasplatte zu verschließen. Oeffnung, Glasplatte und leuchtender Körper werden nun so berechnet und construirt, daß die von demselben ausgehenden Lichtstrahlen gesammelt, auf die Glasdecke concentrirt und durch diese nach allen Seiten des Saales gestreut werden. Genügt ein einziger leuchtender Körper

nicht, so vermehre man deren Zahl und säe sie gleich Sternen um die in der Mitte leuchtende Sonne in die durchbrochene Decke des Saales.

Welche Nachtheile brächte dieses System der Beleuchtung mit sich?

Vergebens suchen wir nach solchen und finden statt deren nur Vortheile Der Sitz des Lichtes ist vollkommen außer dem Saale, belästigt daher in keiner Weise das Auge des Zuschauers, die zur Verbrennung des Gases nothwendige Luft wird von außen zugeführt und die Producte derselben verunreinigen nicht mehr die Atmosphäre des Saales, welche, dank der oben besprochenen Ventilation, an Frische und Reinheit mit der des Feldes wetteifern kann. Ja mehr, die Anwendung der von General Morin vorgeschlagenen Wasserbrause wird die durch die Zuleitungscanäle gleitende Luft mit der unseren Lungen so wohlthuenden Feuchtigkeit versehen.

Wahrlich das Zukunftsbild eines physischen Wohlbehagens während der Aufführung einer Oper, an welches wir bei der mangelhaften Einrichtung unserer heutigen Theater nicht gewöhnt und daher versucht sind, die Realisirung dieses Bildes in das Reich der Utopien zu versetzen! Wir haben jedoch Unrecht, denn das mitgetheilte System der Ventilirung und Beleuchtung findet bereits in mehreren Theatern von Paris Anwendung und hat bis jetzt ziemlich günstige Resultate geliefert; so im théâtre impérial du Châtelet und dem théâtre de la Gaité, beide im August des Jahres 1862 eröffnet.

Wir schließen unsere Mittheilungen über Beleuchtung der Theater, indem wir noch des Vorschlages erwähnen, der in neuerer Zeit gemacht wurde und dahin geht, statt des Leuchtgases sich des elektrischen Lichtes zu bedienen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird letzteres bei der im Bau befindlichen großen Oper in Paris das erstemal zu größerer Anwendung gelangen. Der uns gebotene Raum erlaubt uns nicht alle die einschlägigen Versuche zu besprechen, welche, seit Jahren schon gemacht, auf die Beseitigung der Schwierigkeiten hinzielen, die sich der praktischen Anwendung des elektrischen Lichtes im Großen entgegensetzen. Wir beschränken uns bloß auf die Erwähnung des Serrin'schen Regulators und der Vanmalderen'schen elektromagnetischen Maschine als derjenigen verbesserten Apparate, welche sich bei den größeren Versuchen bewährt haben, die man für die Beleuchtung mehrerer Plätze in Paris mit elektrischem Lichte angestellt hat. So brannte elektrisches Licht während mehrerer Monate auf der place de la concorde und der place du palais royal, so in dem für den Kaiser reservirten inneren Hof der Tuilerien Die gleichen Apparate sollen auch in der großen Oper zur Verwendung gelangen und einerseits eine rasche und ausreichende Erzeugung von Elektricität und andererseits dem Lichte Gleichmäßigkeit und Intensität sichern.

F. Bömches.

Der Streit über die Freiheit der Banken.

II.

Die Vertheidiger der Freiheit der Banken stimmen in ihrer großen Mehrzahl mit den Freunden des Monopols darin überein, daß sie anerkennen, die Banken schaffen nicht neue Werthe, sondern nützen dadurch, daß sie Werthen der Zukunft eine unmittelbare Verwendung in der Gegenwart vermitteln, an die Stelle eines individuellen beschränkten Credits einen collectiven, fast unbegrenzten setzen, und die Menge des nöthigen Metallgeldes, so wie dessen Transportkosten und Abnützungen vermindern. Auch jenen Männern beruht der Credit der Banken auf der Größe ihres Capitals und ihres Barfonds, der Sicherheit ihres Portefeuilles, der Mäßigung ihres Verwaltungsrathes, und ihre Mehrzahl ist selbst einer Controle des Staates über die Banken nicht entgegen. Was sie bestreiten ist nur, daß diese Controle das Bankmonopol bedinge und daß die Banknote Geld sei.

Sie anerkennen die Berechtigung des Staates, darüber zu wachen, daß ein so wichtiges Mittel der Verallgemeinerung des Credites und der Nutzbarmachung mäßiger Capitalien, wie die Banknote ist, nicht durch Mißbrauch das allgemeine Vertrauen und mit ihm jede Wirksamkeit verliere, und daß er darum von jeder Zettelbank Bürgschaft fordere, daß sie den Barschatz, den sie zu besitzen angiebt, in Wirklichkeit besitze, daß ihre Noten die in den Büchern ausgewiesene Summe nicht überschreiten, daß ihre Bilanz zur rechten Zeit abgeschlossen und verkündigt werde, daß ihre Geschäfte nicht von einer Art seien, die einem sicheren und schnellen Eingehen der creditirten Summe entgegenstehen. Allein sie sind der Ansicht, daß viele andere Formen der Ueberwachung, als jene des Monopols, denkbar, und daß alle dieser letzteren vorzuziehen seien, denn das Monopol ist die gehässigste und der Freiheit feindlichste Art der Controle. Einer Bank das Monopol geben, heißt, sie zum Dictator aller anderen Creditinstitute machen. Das Bedürfniß nach Credit macht sich in tausend Gestalten, aller Orten, in allen Classen der Gesellschaft geltend, daher muß auch die Organisation des Credits eben so mannigfaltig sein und Eine Zettelbank allein, und wäre sie von den weisesten Männern geleitet, vermag dem Bedürfnisse nicht zu genügen.

Wenn man wegen des Mißbrauches, der mit der Banknotenausgabe getrieben werden kann, letztere monopolisiren will, so müßte man aus demselben Grunde auch die Ausgabe von Checks und verzinslichen Cassescheinen als Monopol erklären, denn auch diese finden vielfach in nicht-kaufmännischen Kreisen Anwendung und die sie ausgebende Bank kann die dadurch erlangten Capitalien auf gleiche Weise gefährden, wie die durch die Notenausgabe ihr zukommenden. Alle die Controlen, mit denen der Staat die privilegirte Bank umgiebt, und die Beschränkungen des Verkehres, zu denen er sie zwingt, sind nichts als Mittel gegen eine Gefahr, welche er selbst über die Bevölkerung durch Monopolisirung der Bank heraufbeschwört; würde er das Volk nicht durch das ertheilte Monopol und die

verheißene Controle und Oberleitung zur Annahme der Noten einer bestimmten Bank verleiten, so hätte er auch nicht die Pflicht, jene Verheißung zu erfüllen, und überdies sind diese Mittel unzweckmäßig und unzureichend. Unzweckmäßig, weil sie die Controlen allzusehr häufen, die Bank in eine Abhängigkeit vom Staate versetzen, welche allzu leicht zu einer Gefährdung ihrer Solidität führt, und unzureichend, weil der Staat nie in die Beurtheilung der Sicherheit der einzelnen Escomptegeschäfte eingehen kann, von welcher doch die Sicherheit der Bank wesentlich abhängt, und weil in Momenten der Krise jene Mittel nicht angewendet werden können, oder selbst, wenn man sie anwendet, durch die Uebermacht des Uebels bewältigt werden.

Man spricht von einer Ueberschwemmung des Marktes durch Papiergeld und einer Verdrängung des Metallgeldes durch dasselbe, wenn die Notenemission jeder Escomptebank, die sich gewissen Staatscontrolen fügt, frei gestattet werde, aber solche Befürchtungen widerlegt die Erfahrung in Ländern freier Banken und die Theorie. Nicht ein Gulden Papier- oder Metallgeld kann sich im Verkehre länger erhalten, als der Verkehr derselben bedarf; was an Metallgeld vom Ueberflusse ist, strömt außer Land oder wird in andere Formen der Verwendung edler Metalle, z. B. in Schmuck und Geräthe umwandelt und das überflüssige Papiergeld wandert in die Bankcassen zurück. Die Summe Geldes, welche der Verkehr bedarf, hängt aber fast durchaus von Umständen ab, welche vom Einflusse der Zettelbanken unabhängig sind, von der Größe und der Schnelligkeit des Verkehrs, von der Zahl und Bedeutung der Metall und Noten ersetzenden Papiere (Wechsel, Anweisungen, Warrants, Checks), den Anstalten zur Ausgleichung der gegenseitigen Forderungen (Clearinghouses) u. s. w.

Man hegt übrigens von der Bedeutung und Dauer dieses Abströmens des Metallgeldes eine sehr übertriebene Vorstellung. Im Jahre 1863, wo der Bezug der Baumwolle aus dem für die französischen Erzeugnisse sehr unzugänglichen Orient einen großen Abfluß an edlen Metallen verursachte, betrug in Frankreich bei einem Metallgeldumlaufe von 4000 bis 5000 Mill Fr. die Mehrausfuhr an edlen Metallen 42 Mill., und von diesen hatte die nothwendige Reaction in den ersten drei Monaten des Jahres 1864 in Form einer Mehreinfuhr 28 Millionen wieder hereingebracht.

Die vernünftigen Vertheidiger der Freiheit der Banken sind ferner mit dem entschiedenen Vertheidiger des Bankprivilegiums mit Mollien, einverstanden, wenn er gegenüber den überspannten Erwartungen Napoleons I. festhielt, die Bank vermöge nicht nach Belieben den Zinsfuß zu ermäßigen, denn dies hieße annehmen, es stünde in ihrem Belieben, so viele Noten sie wolle, im Umlaufe zu erhalten. „Dies ist eine falsche Voraussetzung; jede Note, deren der Verkehr nicht bedarf, kehrt zu der Casse der Bank zurück. Die Noten der Bank haben nur die Aufgabe, die Lücke zu ersetzen, welche im Verkehre durch die Summen entstehen, die zur Bezahlung der von ihr escomptirten Wechsel in den Cassen nach und nach zurückbehalten und angesammelt werden.“ Sie theilen auch mit ihm die Ansicht, daß die

Leitung einer Zettelbank jenen Verein von Verstand und Erfahrung voraussetze, „welcher jede Escompteforderung in ihrer Ursache und jede Notenforderung in ihrer Wirkung zu begreifen vermöge. Die Einbildungskraft mit ihren Hoffnungen und ihren Wünschen hat hiebei nichts zu thun".

Dieselben treten daher jenen irrigen Behauptungen entgegen, welche zu Zeiten zu Gunsten der Freiheit der Notenemission angeführt wurden (erst bei der letzten Erörterung im Schooße der Gesellschaft der Oekonomisten nahm Paul Coq diese Argumente wieder auf) und welche vielleicht mehr als alles Andere viele besonnene Männer zu Feinden jener Freiheit gemacht haben. Man sagte nämlich, in dem Maße als die Banken Papier dem Metall substituiren, vermindern sie den Zinsfuß und vermehren sie den Umfang der Geschäfte, es liege auch nichts daran, daß durch vermehrte Notenemission das Metallgeld aus dem Lande verdrängt werde, im inneren Verkehre brauche man es nicht und im Verkehre mit dem Auslande werde man es eben nicht theurer als um den Marktpreis sich verschaffen, es sei kein Grund vorhanden, daß der gesammte Handel durch die mit der Beschränkung der Notenemission verbundene Erhöhung des Zinsfußes für jenen verhältnißmäßig untergeordneten Handelszweig die Kosten der Anschaffung des edlen Metalles zahle. Vergleichen wir diese Annahme mit dem in den vorausgehenden Zeilen Erörterten, so sehen wir: Es ist nicht wahr, daß der Banknotenumlauf nach Belieben vermehrt werden kann, oder daß durch ihn das für den Verkehr mit dem Auslande nöthige Metallgeld aus dem Lande verdrängt wird, und so lange die Einlösbarkeit der Noten bei allen oder doch der großen Mehrzahl der Banken gesichert ist, kann kein „Marktpreis" des Münzmetalles eintreten, die Noten genießen den Paricurs. Wären diese Sätze irrig, dann müßte man allerdings für das Emissionsmonopol oder — da auch dieses in der Erfahrung sich als unzureichend erwies — mit Sismondi gegen alle Notenemission sich erklären, denn die Entwerthung des Papiergeldes und noch mehr die an diese Entwerthung unausbleiblich sich knüpfenden Werthschwankungen sind allerdings vom Uebel.

Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß eine Concurrenz mehrerer Banken mit Nothwendigkeit den Zinsfuß herabdrängen wird, ohne daß dadurch die Solidität des Escomptegeschäftes leiden müßte, denn mit dem Monopol ist nothwendig auch ein monopolistischer Gewinn verbunden. Wahrscheinlich wird die Concurrenz auch die Solidität der Banken erhöhen, denn das Publicum wird den Noten jener Bank das größte Vertrauen schenken, welche das günstigste Verhältniß des Notenumlaufes zum Barschatze und zum Capitale der Bank nachweist und den Ruf der Vorsicht im Escompte für sich hat. Concurrirende Banken werden darum auch für Mittel sorgen, sich diesen Barschatz zu sichern. Sie werden nicht die unentgeltliche Ueberlassung der Depositen fordern, sondern dafür Zinsen zahlen, und diese Zinsen im Verhältniß zu ihrem eigenen Gewinne und zu dem Bedürfnisse nach Metallgeld steigern. Es ist tadelnswerth, daß eine monopolistische Bank, wie z. B. die Bank von Frankreich, bei einem Metallumlaufe des Landes von 4000 bis 5000 Mill. Fr. sich höchstens 150 bis 160 Mill. Depots zu sichern vermag,

und daß der Fehler gerade in ihrer monopolistischen Stellung liegt, geht daraus hervor, daß die Departements zu dieser Summe nur 25 bis 30 Millionen beitragen.

Wir gehen nun zu dem zweiten Grundprincipe der Freunde der freien Banken über, daß die Banknote nicht Geld, nicht Münze sei. Die Banknote, so führen sie ihren Beweis, hat keinen inneren Werth, ist nicht ohne Verlust theilbar, unterliegt sehr der Beschädigung und dem Verderben, kurz es mangeln ihr alle wesentlichen Kennzeichen des Geldes, sie ist nichts als ein Schuldtitel, sie leistet dem Umlaufe ganz ähnliche Dienste, wie der Wechsel, die Anweisung, der Check, sie ist nur ein dem Grade nach etwas besseres Werthzeichen als diese. Es ist wahr, die Banknote erspart und ersetzt Geld, aber sie thut dies in keinem höheren Maße als eine Girobank, oder gar ein Clearinghaus, sie ist darum in keinem Falle Geld. Das Münzrecht des Staates beruht allein auf seiner Pflicht, für die Aufrechthaltung der Münze zu sorgen, aber weder diese Pflicht, noch jenes Recht sind absoluter Art, der Staat kann sich ganz wohl auf die Ueberwachung der Münzen beschränken und die Ausmünzung der Privatindustrie anheimgeben, allein selbst wenn das Münzregale ein nothwendiges Attribut des Staates wäre, würde aus demselben nicht folgen, daß auch die Banknotenfabrication ein Münzregale sei, hiezu wäre der noch nicht gelieferte Beweis erforderlich, daß die Banknote wirklich eine Münze sei. Aber auch von einer anderen Seite betrachtet, zeigt sich das Unwahre der Anwendung des Münzregales auf die Notenemission Jenes Münzregale beschränkt sich auf die Fabrication der Münze, das Banknotenregale soll aber weit über die Fabrication der Banknoten hinaus auf die gesammte Thätigkeit, das Escompte- und das Vorschußgeschäft, das Verhältniß der Noten zum Vermögen und zum Barschatz der Emissionsbank sich erstrecken; eine solche Ausdehnung des Regales läßt sich nicht rechtfertigen. Umgekehrt würde der der Münze nothwendig beigelegte Zwangscurs und die Verpflichtung des Staates, dieselbe zum vollen Werthe anzunehmen, nothwendig für dieselben Privilegien der Banknoten sprechen und hat auch factisch zu dieser Folgerung geführt, welche als eine der gefahrvollsten des Notenwesens zu betrachten ist. Endlich welche Folgewidrigkeit liegt darin, daß man dem Staate allgemein, auch von Seite der Vertheidiger des Banknotenmonopols, das Recht oder wenigstens die Opportunität, Papiergeld auszugeben, bestreitet, aber ihm dagegen einräumt, dieses Recht, das er selber nicht besitzt oder nicht ausüben soll, einem Andern zu übertragen, und aus welchen Gründen glaubt man, daß eine privilegirte Gesellschaft das „Papiergeldregale" zweckmäßiger ausüben wird, als der Staat? Hat sie nicht auch ein Interesse die Notenausgabe zu vermehren und wird nicht der Staat dann ein sehr nachsichtiger Controleur sein, wenn sie die neu ausgegebenen Noten ihm leiht? Die Erfahrung straft wenigstens in vielen Ländern diese Annahme nicht Lügen.

Die Einheit der Form der Banknoten, auf die man so großes Gewicht legt, kann, wie in New-York, dadurch hergestellt werden, daß alle Banknoten durch ein gemeinsames Syndicat gedruckt werden, so daß nur die Unterschriften der haftenden

Banken wechseln. Die Schwierigkeit, welche die Vielfältigkeit der Noten im täglichen Verkehre verursacht, könnte durch eine Vereinbarung unter den Banken behoben werden, wie eine solche in Schottland besteht, daß nämlich jede Bank die Noten der andern an Zahlungsstatt annimmt; die Ausgleichung unter den Banken erfolgt in wochentlichen oder noch häufigeren Zusammenkünften. Ueberhaupt überlasse man nur dem Verkehre; sich seine Bahn selbst zu bereiten, er findet schon seine Wege

Man beruft sich auf Autoritäten, welche das Bankmonopol verfochten haben, man übersehe aber den eigentlichen Standpunkt dieser Männer nicht. Mollien wollte bloß Localbanken, eiferte gegen Errichtung von Bankfilialen, aber bevorwortete die Errichtung von Departementsbanken. Sismondi war gegen das System der Banken überhaupt, „welches eine Ueberproduction, ein Industriefieber hervorbringe, das unter dem Anscheine von Kraft und Thätigkeit ein verzehrendes Feuer berge. Die Regierung handle weise, welche die Errichtung von Banken und von Actiengesellschaften zu diesem Zwecke, so wie die Ausstellung von Papieren, auf den Ueberbringer lautend, und von Zahlungsversprechungen, die ohne Giri übertragbar sind, verbiete.“ Dufaure war Hochschutzzöllner und darum ein Feind der freien Concurrenz. Robert Peel stand zur Zeit, als er seine Bankacte beantragte, noch auf dem gleichen Standpunkte, seine Bekehrung zu einem freieren Handelssysteme erfolgte erst später. Manche andere Vertheidiger des Bankmonopols wären zuverlässig durch die Erfahrungen der letzten 10 Jahre, die Ausdehnung und die mannigfache Gestaltung, welche das Creditwesen während derselben gewonnen hat, zu einer freisinnigeren Ansicht bekehrt worden; ist es doch Michel Chevalier, der noch 1846 gegen das System der americanischen Banken eiferte, nicht anders gegangen. Uebrigens ist auch aus älterer Zeit die Reihe der Freunde freier Banken keine kleine. Hier ist vor allen Adam Smith, der Gründer der Volkswirthschaftslehre, aufzählen, und nach ihm Tooke, Fullerton, Carey, J. Wilson, Puynode, Jos. Garnier.

Was endlich die Erfahrung betrifft, so spricht sie sicherlich den freien Banken das Wort. Wenn man die Erfahrungen mit den freien Banken in Nordamerica wegen der Verschiedenheit der Verkehrsverhältnisse, oder wegen der Krisen, von denen sie begleitet waren, nicht für hinlänglich beweiskräftig hält, so blicke man nach Schottland. Dort waren die Banken bis 1845 absolut frei und dennoch haben sie nie durch die Summe, sondern durch den schnellen Umlauf ihrer Noten zu wirken gesucht. Ihre Notenmenge überschritt kaum ihr Capital, sie operirten so sicher, daß während eines 84jährigen Bestandes kaum 25.000 Lst. bei ihnen verloren gingen, eine einzige Bank sich zahlungsunfähig erklärte. Der Nutzen, den sie stifteten, ist ein unübersehbarer. Sie haben ein armes, wildes, von Bürgerkriegen verheertes Land überkommen, und sie haben es zu einem der reichsten Europa's gemacht, in welchem Wohlstand, Sparsamkeit und Credit am meisten verbreitet sind und das die Handelskrisen, welche die Welt durchzogen, am ruhigsten überstanden hat. Wenn die englischen Zettelbanken seit der Peel'schen Bankbill bis

1863 nach ihrer Zahl und nach der Menge ihrer Noten abgenommen haben (von 273 mit 216 Mill. Noten auf 203 mit 150 Mill. Fr.), so ist dies eine nothwendige Folge jener Bill, welche, wenn eine Bank erlischt, an ihrer Stelle keine neue gestattet und ihr Notenemissionsrecht an die Bank von England überträgt und welche auch für jede solche Nebenbank die Abtretung ihres Emissionsrechtes an die Bank von England sehr gewinnreich gestaltet hat. An manchem Unfalle trägt auch das verhältnißmäßig kleine Capital jener Banken Schuld, das dem heutigen Umfange des Verkehres nicht mehr gewachsen ist. Gefallen sind übrigens in jenen 20 Jahren nur 19 Banken und die hiedurch gefährdete Notenmenge betrug nur 9 Mill. Fr.

Aber auch bei den Banken America's war es nicht ihre Notenausgabe, die im Durchschnitte weit unter ihrem Capital zurückbleibt, was die Krisen veranlaßte, sondern die ungemessenen offenen Credite und die hohen Vorschüsse, die sie auf unsichere und leicht entwerthbare Papiere ertheilten, und unter diesen Banken waren es, wie Carey überzeugend nachgewiesen hat, die am meisten reglementirten und privilegirten, welche die größten Verluste veranlaßten. Ganz im Gegentheil hievon zeigt die Geschichte so vieler monopolistischer Banken — die Franzosen weisen immer auf Rußland und Oesterreich hin, es könnte aber die Reihe dieser Beispiele sehr leicht vermehrt werden — in welche bleibende und schwer zu hebende Verlegenheiten sie eben durch die Abhängigkeit vom Staate und durch die Privilegien, mit denen sie ausgestattet waren, namentlich die Annahme ihrer Noten an Zahlungsstatt von Seite des Staatsschatzes und die Anerkennung derselben als allgemeines gesetzliches Zahlungsmittel (den Zwangscurs), den Verkehr versetzt haben. Die privilegirten Banken waren es, welche das Metallgeld aus dem Umlaufe drängten und an dessen Statt ein in seinem Werthe schwankendes und sinkendes Papiergeld setzten, was die freien Banken, deren Credit nie ein unbegrenzter und allgemeiner ist, deren Noten nie der allgemeine Preismesser der Waaren werden können, sondern im Gegentheile im Metallgelde das Maß ihres eigenen Werthes anzuerkennen genöthigt sind, nie bewirkt hätten. Die Bank von England hat 22 Jahre ihre Zahlungen eingestellt, während in Nordamerica nach jeder Krisis der Credit sich augenblicklich wieder herstellte, Valutaschwankungen gar nicht vorkamen. Man spricht so viel von dem Nutzen der den monopolistischen Banken auferlegten Beschränkungen, aber selbst diejenigen aus ihnen, welche als die zweckmäßigsten gelten, jene, welche der Notenausgabe der Bank von England durch die Peel'sche Bankacte auferlegt sind, haben sich in Zeiten der Krisis als nachtheilig bewiesen und mußten suspendirt werden. Auch in Frankreich hat die Mehrheit der Banken, so lange sie bestand, die befürchteten Nachtheile nicht gebracht. In den Jahren VI bis XI der Republik gab es in Paris mehrere Zettelbanken, eine derselben escomptirte sogar mit einem Capital von 6 Millionen bis 153 Millionen des Jahres, und als sie 1805 wegen des der Bank von Frankreich ertheilten Privilegiums sich auflösen mußten, erfüllten sie ihre Verbindlichkeiten vollkommen.

Ebenso fungirten die neun Departementsbanken, die bis 1848 bestanden, ganz regelrecht; jene in Lyon escomptirte mit einem Capitale von 2 Millionen 1847 bei 188 Mill. Die Nothwendigkeit ihrer Auflösung wurde lediglich durch verkehrte Maßregeln der republicanischen Regierung herbeigeführt. Sie octroyirte nämlich den Noten jeder Bank, gleich jenen der Bank von Frankreich, den Zwangscurs, aber den Noten der Departementsbanken nur im Umkreise der Departements, für welche die Bank bestellt war [1]; der Zwangscurs vertrieb nun das Metallgeld und die an seine Stelle tretende Note vermochte nicht allen Bedürfnissen des Verkehres zu genügen, die Lage wurde darum unhaltbar, und nur die Einverleibung in die Bank von Frankreich [2], mit anderen Worten der Austausch der Noten von territorial beschränktem gegen Noten von territorial unbeschränktem Zwangscurs schuf Hülfe.

Die angeblichen Verdienste der Bank von Frankreich um den freien Verkehr werden von den Vertheidigern der freien Banken sehr bestritten. Bis spät in den dreißiger Jahren weigerte sich dieselbe, die durch die Decrete vom 16. Jänner und 18. Mai 1808 verheißenen Comptoirs in den Departements zu errichten [3], ja bis in die vierziger Jahre sah sie jede Errichtung eines solchen Comptoirs als eine ihr auferlegte neue Last an. Noch jetzt ermangeln 26 Departements, viele bedeutende Fabriksorte und Handelsstädte z. B. Abbeville, Bezières, Boulogne. Bourges, Castres. Cherbourg, Dieppe, Montluçon, Roubaix solcher Anstalten. In Belgien besteht auch nur Eine Bank, aber sie zählt 27 Filialen; würde dasselbe Verhältniß auf Frankreich angewendet, müßten hier 500 Filialen in Wirksamkeit sein. In Schottland kommen 8000, in Frankreich 670.000 Einwohner auf eine Bank oder Bankfiliale. Die Departements finden bei der Bank noch immer nicht jene Unterstützung, die sie verdienen; das Verhältniß von $^4/_7$ und $^3/_7$, in welchem die Departements und Paris am Wechselescompte der Bank Theil nehmen, ist offenbar kein der Größe des beiderseitigen Verkehres entsprechendes. Tritt die Nothwendigkeit einer Beschränkung des Notenumlaufes ein so wird gewiß zuerst mit den Fonds der Departements begonnen, machen die Verhältnisse des Pariser Platzes eine Erhöhung des Zinsfußes nothwendig, wird sie auf ganz Frankreich ausgedehnt.

Die Bank genügt überhaupt nicht mehr dem Verkehre, dies zeigt sich hauptsächlich dadurch, daß seit 1857 bis 1863 der Umfang ihres Wechselescompte fast stationär geblieben, ja, was die Departements betrifft, sogar gesunken ist. Derselbe betrug nämlich

	Paris	die Departements	Zusammen
1857 . . .	2086	3496	5582
1863 . . .	2455	3233	5688.

[1] Decrete vom 15. und 25. März 1848.

[2] Decret von 27 April 1848.

[3] Die ersten Bankfilialen (Comptoirs) entstanden 1836 in Rheims und St. Etienne.

Auch die häufigen und lange andauernden Erhöhungen des Zinsfußes für den Wechselescompte und die Erschwerung des Vorschußgeschäftes zeigen, daß der Verkehr eine Vermehrung des Notenumlaufes, selbstverständlich mit entsprechender Vermehrung der Bürgschaften für denselben, bedarf.

Es ist ferners durchaus nicht als löblich anzuerkennen, sondern vielmehr im höchsten Maße gefährlich, daß die Bank so hohe Summen (100 Mill.) dem Staate für immerwährende Zeiten geliehen und selbst den Rest ihres Capitals dem Escompte entfremdet und theils in Staatsrenten (150 Mill.), theils in Immobilien (10 Mill.) angelegt hat. Dadurch arbeitet sie eigentlich ohne Capital, denn Bank- und Reservefond zusammen betragen nur 208 Mill., und ist sie in ihrem Barschatze ausschließlich auf die in ihrem Bestande so wechselnden Depots dritter Personen und auf kostspielige Metallankäufe hingewiesen und in Zeiten einer Krisis sehr gefährdet, denn gerade in solchen ist der Verkauf einer großen Summe Renten höchst nachtheilig und den öffentlichen Credit gefährdend. Bei allen dem Verkehre auferlegten Beschränkungen weiß endlich die Bank nicht einmal die Sicherheit ihrer Noten zu wahren; schon ist es dahin gekommen, daß gegen alle kaufmännischen Regeln ihr Notenumlauf mehr als fünfmal ihr Capital, mehr als viermal ihren Barschatz überschreitet.

Allerdings wird diese Thatsache, der große Notenumlauf, von einem Vertheidiger des Bankprivilegiums[1] auf eine merkwürdige Weise zu Gunsten der Bank von Frankreich ausgebeutet. Die Banknote, sagt er, habe die Aufgabe, die disponiblen Capitalien des Publicums zur Verfügung der Bank zu stellen, welche sie sodann mittelst des Escompte dem Handel und der Industrie überläßt. So viel Banknoten im Umlauf, so hoch sei der Betrag der disponiblen Capitalien, beide Größen sollen sich decken. Die Frage werde nur dadurch verwickelt, daß die Banknote auch Geld ersetzt und dieses dem Umlaufe entbehrlich werdende Geld die Summe der disponiblen Capitalien vermehre. Da die Summen der Banknoten sich seit 15 Jahren in Frankreich verdoppelt haben, während sie in England stationär geblieben sind, so stehe außer Zweifel, daß die Bank von Frankreich wirklich ihrer Aufgabe genügt, die vorhandenen disponiblen Capitalien dem Verkehre zuzuführen, daß ein Bedürfniß nach neuen Banken nicht vorhanden und das Geschrei nach denselben nur dem Neide über die Gewinnste der Bank zuzuschreiben ist. — Diese Auffassung ist nun schon darum irrig, weil die Aufgabe der Banknote nie ist, der Bank disponible Capitalien zu schaffen, da die Bank durch die Note nicht zu leihen nimmt, sondern zu leihen giebt, die Banknote ist eine Geldanweisung, auf welche der Nehmer durch Weiterbegebung sich Geld verschafft. Die Papiere, durch welche die Bank Geld an sich zieht, sind ihre Actien, Obligationen, Depotscheine u. s. w. Die Notenmenge steht daher mit der Summe der disponiblen Capitalien des Landes in gar keinem Zusammenhange. Wollte man letztere für Frankreich in Vergleichung mit England berechnen, so müßte man sie

[1] Leon Say: lettre sur l'emission des billets de banque. „Journal des Écon." Mars 1864 S. 494.

aus der Summe der Depots der Bank von England und Frankreich, so wie aller das Depotgeschäft in beiden Ländern betreibenden Anstalten ermitteln, und da würde sich für England eine ganz andere, vielmahl höhere Zahl herausstellen, als für Frankreich. Das rasche Steigen der Notenmenge der Bank von Frankreich beweist lediglich, daß letztere theils dem Bedürfnisse des Verkehrs mehr zu entsprechen sucht, theils, wie wir eben gesehen, leichtsinniger als früher vorgeht. Einem Argout wäre es nie in den Sinn gekommen, die Noten seiner Bank in solchem Maße ihren Barschatz übersteigen zu lassen, wie es jetzt der Fall ist. Solche Thatsachen und Theorieen, wie die hier erwähnten, zeigen übrigens, daß das Monopol eben so leichtsinnig vertheidigt und ausgeübt werden kann, wie die Freiheit; die Entscheidung zwischen beiden muß daher von einem höheren, über die Einzelnheiten hinausragenden Standpunkte aus gefällt werden.

Was endlich auch zur Beschönigung des Gewinnes der Bank gesagt wurde, seine Größe übersteigt alles billige Maß und ist nur aus ihrer monopolistischen Stellung erklärbar. Wenn der Gesetzgeber der Bank von Frankreich ihr Monopol noch für die durch das Gesetz vom 9. Juni 1857 bestimmten 35 Jahre, bis 1899, läßt, schreibt Michel Chevalier[1], so räumt er ihr folgende Vortheile ein: „Der Notenumlauf ist jetzt 800 Millionen, wird aber bald, besonders durch Ausgabe der Noten zu 50 Francs, auf 1000 Millionen sich erhöhen. Wenn man den Barschatz weit über die Summe, auf welche er gegenwärtig herabgesunken ist, mit 300 Millionen annimmt, von denen 200 Millionen durch die Depots beigestellt werden, 100 Millionen der Bank gehören mögen, so bleiben darum der Bank doch noch 900 Millionen Noten, mit deren Zinsen der Staat ihr ein Geschenk macht. Den Zinsfuß nur zu 4 Percent angenommen, giebt dies des Jahres 36 Millionen, oder auf die ganze Dauer des Privilegiums, den Ertrag der späteren Jahre nach ihrem Werthe im Jahre 1864 berechnet, 672 Millionen." Die Darlehen der Bank an den Staat und ihre unzureichenden Dienste für den Verkehr sind daher theuer genug bezahlt

---

Ich hätte hiemit meine Aufgabe, soweit sie die Darstellung der jetzigen Debatten in Frankreich betrifft, beendet. Die Gründe, welche gegen und für die Freiheit der Notenausgabe vorgebracht wurden, habe ich dem wesentlichen Inhalte nach treu wiederzugeben mich bemüht, wiewohl ich bemüht sein mußte, sie in ihrem inneren Zusammenhange darzustellen und auf den kürzesten wissenschaftlichen Ausdruck zurückzuführen. Meine eigene Ansicht, welche für die Freiheit der Banken lautet, habe ich in meinem Werke: „Die öffentlichen Abgaben und Schulden" (Stuttgart 1863, Cotta), Abth. II, §§ 39 bis 41, entwickelt, sie hat durch die hier wiedergegebenen Erörterungen keine Aenderung erfahren

[1] Lettre à Mr. Wolowsky le 2 Mars 1864 im „Journal des Econ." Mars 1864, S. 489.

Eine Staatsbank, werde sie vom Staate selbst oder durch eine von ihm autorisirte Gesellschaft betrieben, ist vom Uebel, eine monopolistisch gestellte Zettelbank ist ein unnöthiger und manchmal selbst gefährlicher Zwang. Die Gefahr tritt näher heran, wenn den Noten der Zwangscurs oder wenigstens die Annahme bei den Cassen des Staates gesichert und ein Theil des Bankcapitals durch ein unkündbares oder erst in langen Zeiträumen rückzahlbares Anlehen an den Staat immobilisirt worden ist. Die Freiheit der Banken darf jedoch keine unbedingte sein. Nur denjenigen Banken, welche sich ausschließend mit dem Depositen- und Girogeschäfte, dem Escompte kurzzeitiger Wechsel und kurzzeitigen Vorschüssen auf Barren, Münzen und börsemäßige Werthpapiere beschäftigen, ein Pfand zur Sicherstellung der Noteninhaber bestellen, einen Reservefond bilden, wenigstens monatlich Bilanzen veröffentlichen, und nur in größeren Appoints und bis zu einem, von ihrem Capital und ihrem Barschatz abhängigen Betrage darf die Notenausgabe bewilligt werden; ihre Ueberwachung überantwortet man am besten den Handelsgerichten, die Verwaltungsbehörden des Staates haben ihr fremd zu bleiben; die Austragung der Forderungen Einzelner, folglich auch der Noteninhaber an die Bank, hat ebenfalls ganz unter die Bestimmungen des Privatrechtes zu fallen.

Daß durch diese theoretischen Erwägungen historisch gewordene Zustände und rechtlich begründete Verhältnisse nicht auf einmal beseitigt werden wollen, versteht sich von selbst, auch würde eine solche Beseitigung ein Zusammenwirken von Geldmitteln und von günstigen äußeren Umständen voraussetzen, wie es gegenwärtig nicht aller Orten zu Gebote steht. Dr. C. F. H.

Aus fünf Jahrhunderten deutscher Litteratur.

K. Müllenhoff und W. Scherer: „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert.“ Berlin 1864, Weidmann'sche Buchhandlung.
Wilhelm Scherer: „Ueber den Ursprung der deutschen Litteratur.“ Berlin 1864, G. Reimer.

Schon lange hatte Prof. Müllenhoff den Plan, die kleineren altdeutschen Denkmäler der karolingischen Zeit und der sich daran schließenden Uebergangsperioden, also hauptsächlich strophische Gedichte und liturgische Prosa in ein Corpus zu vereinen und zu erklären; ein Vorsatz, dessen Ausführung wohl unterblieben wäre, hätte sich ihm nicht vor zwei Jahren in Dr. W. Scherer aus Wien, der zur Vollendung seiner Studien sich in Berlin aufhielt, ein Mitarbeiter angeboten, „wie er ihn nur wünschen konnte“.

Was die Herausgeber der „Denkmäler“ an neuem Materiale hinzu brachten, ist unbedeutend; aber ohne Beispiel seit Lachmanns „Iwein“ oder „Hildebrandslied“ ist, was sie für Erklärung und litteraturgeschichtliche Bestimmung jedes ein-

zelnen Denkmals geleistet haben. Halten wir im Großen und Ganzen den Antheil beider Herausgeber auseinander, so kann man sagen, daß Müllenhoff sowohl durch Wiederherstellung der alten Texte als durch Zusammenfassung der hiebei angestellten sprachlichen Beobachtungen zu einem höchst energisch gezeichneten Bilde der deutschen Sprachbewegung im Mittelalter, Scherer durch Aufhellung der metrischen und musikalischen Gestalt oder historischen und theologischen Bedeutung der altdeutschen Denkmäler, Resultate zu Tage gefördert haben, die dieses Buch für die Geschichte der deutschen Sprache, der metrisch-musikalischen Kunstformen, der fortschreitenden Bewegung mittelalterlicher Theologie und Liturgik von unabweisbarer Bedeutung erscheinen lassen.

Doch selbst wenn die gewonnenen Resultate weniger glänzend wären, würde die vollendete Methode, die um das Ergebniß so unbekümmerte Weise der Forschung dem Buche, als bloß philologischer Musterarbeit, den ehrenvollsten Platz sichern. Doch darüber wäre es unnütz noch ein Wort zu verlieren, da ja die germanistische Kritik durch ihre Haltung dieses Werk auf eine Linie mit den hervorragendsten Producten der neueren deutschen Philologie, mit Haupts Engelhard, mit dem Minnesangsfrühling, mit Haupts Neidhard, mit Müllenhoffs de carmine Wessofontano u. a. gestellt hat.

In der zweiten Schrift, einer etwas erweiterten Habilitationsvorlesung, zieht der Verfasser nach einer Seite hin die Summe der in den Denkmälern niedergelegten Untersuchungen. Indem er den Begriff „Litteratur" scharf faßt und als Grundsatz im Auge behält, daß schriftliche Denkmäler jenen Zeiten ihren Ursprung verdanken, die nicht nur die Bedingungen, sondern auch das Bedürfniß solcher Schriftwerke erkennen lassen, zeigt er höchst überzeugend, durch Darlegung des speciellsten Verhaltes, wie erst Karls des Großen kirchliche Anregungen und Verfügungen eine deutsche Litteratur hervorgerufen und gestaltet haben, die dann im natürlichen Gange von grammatischen Versuchen und schülerhaften Uebersetzungen dem täglichen Bedürfniß dienender kirchlicher Formeln durch immer gelungenere Uebertragungen sorgfältiger gewählter Muster sich zuletzt nach mancherlei ängstlichen Proben zu Dichtungen erhob, „welche der Genius echter Poesie im Fluge wenigstens gestreift hat". Die geistige Frische der Behandlung so wie die vollendete Präcision und Zierlichkeit des Ausdrucks werden jeden, der Litteraturgeschichten unserer älteren Zeiten zu lesen pflegt, eben so erfreuen als überraschen.

In Folgendem will ich von dem Gange deutscher Lyrik in jenen Zeiten — man erlaube mir den Begriff „Lyrik" etwas weiter zu fassen — ein Bild entwerfen, das zeigen soll, wie so vielfältig durch die Ergebnisse der besprochenen Schriften Licht und Schatten, ja selbst die Contouren der deutschen Litteraturgeschichte alterirt werden.

Mit Karl dem Großen beginnt die deutsche christliche Poesie So wie Alles auf seine kirchlichen Anordnungen und die Beschlüsse der von ihm geleiteten Reichsversammlungen zurückweist, was an Formeln, katechetischen und homiletischen

Stücken und auf seinen persönlichen Einfluß, was an Uebersetzungen der Bibel oder der Väter im achten und im Anfang des neunten Jahrhunderts geschrieben wurde: so finden wir erst, nachdem Karl seine gründende und gestaltende Thätigkeit mit Eifer und Klugheit begonnen, in sparsamen kümmerlichen Ansätzen jene Erregung der neuen christianisirten Phantasie, die den einzelnen Begabteren drängt, einem allgemein gefühlten Ideal jene gleiche Gedankenmassen wiederholende oder wirkungsvoll unterbrechende Form zu leihen, die die Natur gleichsam selbst der leidenschaftlich gehobenen oder weich bewegten Seele als schmiegsamen Leib gegeben hat.

Und wirklich scheint es, als hätte man zum ersten Male das Bedürfniß empfunden, das Höchste und Feinste, was die Seele fühlt, sinnlich zu gestalten; so lose, so abgerissen scheinen die Fäden, welche die poetische Tradition Ober-Deutschlands zwischen die alte heidnische Poesie und die neu erweckte christliche geschlungen hatte.

Es ist zwar nicht zu verkennen, daß bereits in der Poesie des deutschen Heidenthums Züge vorkommen, die von der ungebrochenen „Einheit des Denkens und Empfindens" wie wir sie bei Homer finden, abstehen. Der Conflict im Hildebrandsliede ist ein echt tragischer, ein sentimentaler: der freundlich gesinnte, wissende Vater soll durch das Gebot der conventionellen Ehre zum Kampfe mit dem störrischen, unwissenden Sohne gezwungen werden. Das ist ein Leck in der Weltordnung, und der Alte erkennt es als ein solches. Aber die Darstellung zeigt doch eine so typische Charakterisirung und trotz der lyrischen Beschleunigung einen so ausgeprägten epischen Stil, eine solche Fülle sinnlicher Ausdrücke in stehenden Formeln, daß wir, im Gegensatze dazu, von der durchgreifenden Thätigkeit der christlichen Glaubenseiferer einen recht klaren Begriff erhalten.

Wie fremd der Deutsche seinen Vätern geworden, zeigt sich am deutlichsten, wo Altes und Neues zusammengebunden und so vereint der Betrachtung geboten wird. Da suchte ein frommer Mann zusammen, was er an religiösen Anschauungen und Ausdrücken aus deutschen Gedichten zu einem kräftigen Gebet um rechten Glauben und Widerstandsfähigkeit gegen die Anfechtungen des Satans zusammenleimen könnte. Vorgearbeitet hatte ihm schon ein anderer, der an ein heidnisches Gedicht von der Weltschöpfung in lyrischem Strophenmaß eine christliche Behandlung desselben Themas anschließen wollte. Aus dem Anfange dieses Gedichtes und einem ganz abstract und ärmlich ausgedrückten Gebete schlingt der Verfasser hinzufügend und auslassend zusammen, was wir jetzt als Wessobrunner Gebet kennen. Welch eine Kluft trennt den heidnischen Dichter, welcher vom Chaos im Stile der Völuspa sang:

Das vernahm ich unter den Menschen   als der Wunder größtes,
Daß Erde nicht war noch der Himmel d'rüber,
Daß kein glänzender Stern   noch die Sonne leuchtete,
Noch der Mond, noch das herrliche Meer, —

von dem armen Mönche, der einfältig in selbstgefundenen Formen stammelte:

Herr Gott du hilf mir und du verleih' mir
In deinen Gnaden den rechten Glauben
Und guten Willen, Weisheit und Klugheit,
Heil und Gesundheit und deine freundliche Huld.

Auf Eines kam es an; dessen, was die neue Mythologie an sinnlicher Schönheit bot, sich zu bemächtigen und dadurch dem Christenthum in der Phantasie und dem Gefühle der Neubekehrten eine starke Stütze zu bauen. Ein baierischer Dichter that den glücklichen Griff und schilderte seinen Glaubensbrüdern die Zukunft nach dem Tode, den Kampf der Engel um die abgeschiedene Seele, die Schrecken der Hölle, die Lust des Himmels, den furchtbaren Gerichtstag, der jede verborgene Missethat ans Licht bringen werde. Hier vermittelt wirklich der Stoff in etwas die harten Gegensätze zwischen Heidnischem und Christlichem, und entsprechend dem Inhalte hören wir auch den wiederhallenden Klang des epischen deutschen Verses, der durch allitterirende Wiederholung das Gesagte einzuprägen scheint; sogar epischen Ausdrücken, wenn auch kaum mehr epischen Formeln, begegnen wir noch hie und da. Aber man kann es nicht läugnen, der Dichter bringt es zu keiner rechten Anschaulichkeit; weder die Engel noch die Teufel erhalten recht sinnliche Gestalt; gar nicht zu reden von den moralisirenden Stellen, wo sich der wohlmeinende Mann in den Fußschlingen des allitterirenden Stils fortwährend verstrickt und neu anzuheben zwingt.

Mit viel freierem Schwung schon dichtete ein Anderer, der in unser Gedicht den Kampf zwischen Elias und dem Antichrist einschob. Die sinnliche Gewalt der Vorstellung vereinigt sich hier mit der kräftig steigernden Form zu echt poetischer Wirkung. Der Leser urtheile selbst: „Und wenn des Elias Blut träuft auf die Erde, so entzünden sich die Berge, kein Baum steht auf dem Boden fest, die Gewässer all' vertrocknen, das Meer verschluckt sich selbst, der Himmel wird verzehrt in Flammen, herab fällt der Mond, die Erdscheibe brennt, stehen bleibt kein Fels. Wenn der Straftag fährt ins Land und mit diesem Feuer die Menschen heimsucht: da kann kein Blutsfreund helfen vor dem Weltbrand. Wenn der unermeßliche Glutregen alles verbrennt und Feuer und Luft alles durchfegt: wo ist dann die Mark, um die der Mensch mit seinen Sippen stritt? Die Mark ist verbrannt, die Seele steht verzweifelt, mit nichts kann sie mehr Buße thun, stracks fährt sie zur Hölle."

Aber dauern konnte diese Verbindung altheidnischer Form und christlichen Sinnes doch nicht. Sie war ein schüchterner Versuch, das Christenthum als Mythologie zu germanisiren. Solche Kraft hatte die heidnische Bildung nicht; zu Zaubersprüchen, zu Wund- und Wurmsegen reichte sie allenfalls aus. Denn trotz den fortwährenden Verboten der Kirche werden noch im zehnten Jahrhundert echt heidnische Zaubersprüche unverändert aufgezeichnet, andere oberflächlich christianisirt. Und im Ueberschwang — wie gewöhnlich bei solchen Ausläufern einer verschollenen Litteratur — zeigt sich hier die Manier der alten Dichtung, die zur Anno-

mination gesteigerte Allitteration, die Tautologie, der Parallelismus, fortgeführt bis zum Unsinn. Freilich hat auch dem Ausdruck wie der Vorstellung nach sich manche alte Schönheit fortgeerbt. So geben im ersten Merseburger Zauberspruch die drei Heerhaufen der Walkyrjen in ihrer dreifachen, der nationalen Frauensitte entsprechenden kriegerischen Beschäftigung ein schönes Bild. Und von der lebendigen Zier des Ausdruckes giebt noch eine sehr späte Ueberlieferung, der Weingartner Segen, eine deutliche Vorstellung. (Schluß folgt.)

Die Ausgabe des A. und N. Testamentes nach dem „Codex Vaticanus" von Angelo Mai.

Auf den anonymen Artikel „Angelo Mai" in der Beilage der 23. Nummer der „Wiener Kirchenzeitung" vom 4. Juni 1864 entgegnen wir, daß wir jene incriminirte Bemerkung über die Mai'sche Ausgabe der Schriften des A. und N. Bundes nach dem „Codex Vaticanus" nicht zurücknehmen, sondern vollkommen aufrecht halten. Wir folgen hierin übrigens nur dem Urtheile Sachverständiger, welche über die Nachläßigkeit und Unwissenschaftlichkeit, mit welcher Mai bei der Herausgabe dieses Codex verfuhr, einig sind. Wie gerechtfertigt dieser Vorwurf ist, erhellt genügend aus folgender Anzeige des Werkes von Ewald (Jahrb. der bibl. Wiss., IX, 1857—1858, S. 106). „So liegt denn", sagt dieser Gelehrte, „mit diesen fünf großgedruckten Bänden endlich der ganze Schatz vor uns, auf dessen längst versprochene aber bis jetzt immer trügliche Erscheinung auch in diesen Jahrbüchern wiederholt hingewiesen wurde; indessen erschien er trotz der Jahreszahl 1857 erst den letzten Sommer im Buchhandel. Da Mai schon 1854 starb, ohne die letzte Hand an das Werk gelegt zu haben, dennoch aber die fünf großen Bände längst gedruckt und die allgemeine Erwartung in der christlichen Welt aufs höchste gespannt war, so stellte man zu Rom endlich im Mai 1857 einen letzten Herausgeber desselben in dem Barnabitenmönche Karl Vercelloni auf, welcher in einer Vorrede nun auch erst die Schicksale des ganzen Werkes aufklärt . . . Schon 1828 fing Mai den Druck des Werkes an und vollendete ihn 1838: er hat sich zu dem Behufe die alleinige Benützung des berühmten „Codex Vaticanus" vom Papste ausgebeten und sie empfangen; eilf Jahre lang war dieser also allein bei ihm! Allein kaum ist in 11 Jahren der Druck der fünf Bände mit dem nackten griechischen Wortgefüge vollendet, als der Herausgeber, man begreift nicht durch welchen Zufall, die große Fehlerhaftigkeit seiner eigenen kostbar gedruckten fünf Bände endlich merkt, nun an nachträgliche Verbesserungen denkt, aber endlich 1854 darüber hinstirbt ohne die Anstalten dazu auf irgend eine genügende Weise vollendet zu haben, und wieder behält er die Handschrift

16 Jahre lang bis zu seinem Tode für sich, so daß sie besonders den evangelischen deutschen Gelehrten auch beim inständigsten und unermüdlichsten Bitten verweigert und kaum dem einen oder andern auf zwei bis drei Stunden zur Einsicht übergeben wird. Wie nun Mai so entsetzlich zögern konnte, muß der Mönch Vercelloni endlich bekennen: er hatte nur einen Abdruck der römischen Ausgabe der griechischen Bibel (welche bekanntlich dem „Cod. Vat." nicht treu folgt) in die Druckerei gegeben, verbesserte den Neudruck jedes Bogens dann nach dem „Cod. Vat." soweit als ihm solche Verbesserungen nothwendig schienen, fügte einige Randbemerkungen hinzu, wollte noch eine längere Vorrede schreiben, und meinte damit der Sache genugzuthun' Von den wahren Aufgaben, Pflichten und Arbeiten biblischer Wissenschaft hatte also der Cardinal Mai . . . nicht die geringsten klaren Vorstellungen . . . Als er nun, wie gesagt, erst nach Vollendung des Druckes der fünf Bände, wir wissen nicht durch welchen Zufall, merkte, daß das Werk, so wie es vollständig gedruckt vor ihm lag, nicht herausgegeben werden könne, wollte er wenigstens den gröbsten und gar zu anstößigen Fehlern durch allerlei Nachhülfen begegnen; er ließ sich die ganze griechische Bibel nach jener römischen Ausgabe vorlesen und verglich dabei die Handschrift aufs neue, ließ viele Blätter ganz umdrucken, andere leichter verbessern, schrieb noch ein Verzeichniß von Fehlern jedes Bandes, welches man in seinem Nachlasse gefunden und hier angehängt hat, und meinte wiederum der Sache damit genug zu thun! Allein das ganze Werk, wie es nun endlich erscheint, bleibt mit allen diesen Nachhülfen und bei aller seiner äußeren Pracht ein höchst unvollkommenes und dazu völlig unwissenschaftliches..." So lautet die Ansicht eines gewiß competenten Gelehrten über das Mai'sche Werk. Daß übrigens Ewald auch katholischen Geistlichen Gerechtigkeit widerfahren läßt, dafür berufe ich mich auf sein eben so gerechtes als humanes Urtheil über Movers gegenüber Danko. (Jahrb. 1857—1858, S. 124.) Zum Ueberflusse führe ich noch folgenden Passus aus der Vorrede zum N. T. von Philipp Buttmann (Berlin 1862) hier an. „Cui iusto cognoscendi sincere textus Vaticani desiderio tandem satisfactum esse videbatur, quod diu exspectata huius codicis editio, iam ex anno 1838 cura illustrissimi Cardinalis Maii typis impressa, anno 1857 prodiit Romæ in V tomis 4°, omnia biblia sacra V. et N. Testamenti continens. Sed mire virorum doctorum exspectationes deceptæ sunt. Vix enim tam grave opus cum maiore et levitate et inscitia confici posse probabile est. Id quod et ipsum editorem illustrem fefellisse non videtur. Duobus enim annis post a. 1859 textus Vaticanus solius N. T., ab ipso Maio denuo præparatus, eo mortuo cura Vercellonis iterum prodiit in I tom. 8°, multis quidem mendis purificatus, sed et hic eadem fere incuria tractatus . . . Primum non erit qui dubitet, quin codicum antiquiorum editoris princeps officium sit nihil aliud quam sola ipsa codicis verba prodere. Id quod Maius neglexit, persæpe

ex suo arbitrio aut quæ verba codicis non placebant e textu in marginem eiiciendo et eorum in locum alia substituendo e textu, quem vocant receptum, aut persæpe pravas sine dubio lectiones in textu relinquendo . . . . Deinde, ne loquar de mendis typographicis, multa quæ non codex noster, sed ea N. Testamenti editio, qua editor fundamento suæ editionis usus est, præbet, in hunc Maii textum invite irrepsisse dubitari vix potest . . ."

Darnach also zerfällt jene Entgegnung des Anonymus in nichts. Ueberhaupt rührt dieser Artikel, der unter dem Schilde „Angelo Mai" in der That nur auf einen Angriff gegen meine Person hinausgeht (daher die Anonymität), unmöglich von einem Manne der Wissenschaft her, da diese es unter ihrer Würde hält, statt des Wissens den Glauben anzutasten. Dergleichen Taktik ist unter Jüngern der Wissenschaft nicht üblich. Auch die Methode, durch die gedrängte Biographie einer Persönlichkeit die gegen sie vorgebrachten wissenschaftlichen Sünden rein zu waschen — und doch scheint dies dem Herrn Anonymus das probateste Mittel zu sein — dürfte in der Gelehrtenwelt eine ganz und gar ungebräuchliche sein. Dies zur Beurtheilung der Wissenschaftlichkeit des Anonymus. Und dennoch wagt er es, sich als einen Fachmann hinzustellen. Wäre er dies nur in ganz bescheidenem Maße, so hätte er mir wahrlich die Mühe erspart ihm für meine incriminirte Behauptung erst Beweise zu liefern. Freilich das ist noch eine Frage, ob jenem Herrn diese Beweise, so sprechend und überzeugend sie sind, auch als Beweise gelten werden. Wer die freie Forschung in den biblischen Büchern als ganz verwerflich hinstellt, der dürfte mit Waffen der Wissenschaft überhaupt nicht zu schlagen sein.

Zum Schlusse noch ein Wort an jenen Herrn, der in der katholischen Litteraturzeitung die Welt mit der Entdeckung überrascht, ich sei ein böhmischer Jude, diese Entdeckung jedoch augenscheinlich nur deßhalb zum besten giebt, um in gewissen Kreisen mich dadurch bloszustellen. Darüber viel Worte zu verlieren, scheint mir unpassend zu sein und ich will nur die Bemerkung machen, daß jenes unwahr ist, indem ich seit meiner Geburt der katholischen Kirche angehöre.

Dr. Alois Müller.

---

* Der 12. Band der in Berlin bei B. Brigl erscheinenden „Deutschen Nationalbibliothek", an welcher sich bisher Droysen, Gervinus, Giesebrecht, Häusser, Dunke, Voigt, Waitz u. s. w. betheiligt haben, enthält eine Monographie von Dr. K. Klüpfel über Kaiser Maximilian I, auf welche wir noch ausführlicher zurückkommen werden. Gleichzeitig theilt die Verlagshandlung mit, daß das Unternehmen mit Rücksicht auf die ungünstigen Zeitverhältnisse abgeschlossen wird.

\ Autographensammler zerfallen in zwei streng geschiedene Classen: die eigentlichen, die Antiquare, welche die eigenhändigen Züge der berühmten Personen besitzen und deren Echtheit durch Brief und Siegel und chemische Untersuchung von Papier und Tinte beglaubigt haben müssen, für sie liegt der höhere Werth in dem Alter und der Seltenheit der vorhandenen Schriftproben, während die zweite Classe, die Liebhaber, mehr von psychologischem

Interesse geleitet werden, aus der Handschrift den Charakter des Schreibers herauszulesen suchen u. s. w. Den Letzteren kommt es daher weniger auf die Echtheit als auf treue Nachahmung an, und das Facsimile ist ihnen so werth wie das Original. Den Letzteren wird das „Autographen-Album“ willkommen sein, dessen erste zwei Hefte kürzlich bei Barthelmus in Wien erschienen sind. Es führt uns lauter interessante Persönlichkeiten vor und verspricht noch viel des Bedeutenden und Anziehenden. Doch wollen wir einige Bemerkungen nicht unterdrücken, welche bei der Fortsetzung des Unternehmens wenigstens theilweise noch Berücksichtigung finden können. Zunächst scheint die Vervielfältigungsmethode nicht benutzt zu werden, welche allein volle Treue verbürgt, die photographische, und jetzt, wo man versteht, die Photographie auf den Stein zu übertragen, ja auch die Herstellungskosten kaum wesentlich vermehren würde. Dann fehlt jedes System in der Redaction. Der Herausgeber könnte etwas Ganzes und sehr Werthvolles geben, wenn er sich z. B. auf Oesterreich beschränkte, das ihm ja doch der Natur der Dinge zufolge den meisten Stoff liefern wird, und nothwendigerweise müßte er wenigstens das Material sichten und sei es historisch oder geographisch oder nach Lebensstellung und Beruf ordnen. Statt dessen zieht er sich gar keine Grenze, wirft Zeiten, Länder und Stände bunt durcheinander. Endlich erscheinen die höchst dürftigen historischen Notizen ganz überflüssig. Der Name des Schreibers, die Person, an welche der Brief gerichtet und wo dies möglich, das Datum und besondere Umstände, unter denen er geschrieben wurde, wären ganz genügend und die Uebersetzung der alterthümlichen, schwer zu entziffernden Schriften würde gerade von dem Publicum dieses Albums viel dankbarer angenommen werden, als ein Abriß der Biographie Wallensteins u. dgl. m. In welcher planlosen Weise bisher vorgegangen wurde, macht die Aufzählung der einzelnen Blätter deutlich: Kaiser Franz Joseph I. und Kaiserin Elisabeth (von beiden übrigens nur die Unterschriften autographisch), Kaunitz, Prinz Eugen von Savoyen, Maria Theresia, Lacy, Thugut, Laudon, Daun, Alexander von Humboldt, Rokitansky, Wallenstein, Kaiser Ferdinand II., Herzogin von Friedland, Napoleon I., Andreas Hofer, Friedrich II., Erzherzog Rainer (Bruder des Kaiser Franz), Prokesch-Osten, Hofkanzler Graf Forgach. Wenn darin eine Methode liegt, so ist es nur die des Händlers, welcher dem Käufer die Reichhaltigkeit seines Lagers veranschaulichen will

---

* Von dem Kataloge des „österr. Museums für Kunst und Industrie“ ist nun eine zweite ausgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen. Unter den Erwerbungen der letzten Zeit ist die bedeutendste die Mustersammlung von kostbaren Gewändern und Webereien, welche von Dr. Bock in Aachen um den Preis von 10.000 fl. angekauft wurde. Für die textile Kunst hat hiemit unser Museum einen Schatz, wie er, außer in London und Lyon, nirgends anzutreffen sein dürfte.

* Von Hermann Grimms „Michel Angelo“ ist die zweite Auflage erschienen, ein erfreulicher Beweis, daß sich auch für solche Arbeiten ein größeres Publicum gewinnen läßt. Zu beklagen ist nur, daß der Verfasser es unterlassen, die nicht unbedeutende Anzahl von Irrthümern zu verbessern, welche die Kritik dem Buche nachgewiesen hat, wobei wir vorzugsweise auf eine eingehende Besprechung der Wiener „Recensionen“ (J. 1863, Nr. 3) verweisen.

* In der Domkirche zu Augsburg sind neuerdings vier Gemälde an Seitenaltären aufgestellt worden, welche zu den ausgezeichnetsten Werken Hanns Holbeins, des Vaters, gehören sollen. Ursprünglich bildeten dieselben zwei Seitenflügel eines Altarschreines in der Kirche der Reichsabtei Weingarten in Schwaben, nach deren Säcularisation sie in den Besitz des Feldzeugmeisters v. Wocher in Wien gelangten. Von dessen Erben hat sie der gegenwärtige Bischof von Augsburg um 6000 fl. erworben.

D. (Vom deutschen Büchermarkt. Der größere Theil der uns heute vorliegenden Novitäten aus den vergangenen Wochen sind Werke streng wissenschaftlicher Natur. Sind sie somit für das größere Publicum von geringerem Interesse, so möchten wir doch um so weniger darauf verzichten, sie hier anzuführen, je seltener in unserer litterarisch trostlosen Periode größere wissenschaftliche Publicationen sind, die nur in dem kleinen Kreise der Fachgelehrten auf Absatz zu rechnen haben. Die durch ihren philologischen Verlag rühmlich bekannte Verlagshandlung Teubner in Leipzig versendet die nachstehenden Neuigkeiten:

„Philodemi Epicurei de ira liber. E papiro Herculanensi ad fidem exemplarum Ottoniensis et Neapolitani nunc primum edidit Theod. Gompertz.“ Diesen trefflich ausgestatteten Band, worauf wir bereits aufmerksam gemacht haben, hat der in unserer Stadt weilende Verfasser auf eigene Kosten erscheinen lassen. Die übrigen philologischen Neuigkeiten aus dem genannten Verlag betiteln sich: „Artemidori Daldiani Onirocriticon libri V ex recensione Rud. Hercher“, die erste vollständige Ausgabe dieses Schriftstellers; ferner „Hutteni Ulrichi equitis, Epistolæ obscurorum virorum ed. Böcking“, eine kritische Ausgabe der sonst auch in neuester Zeit öfter herausgegebenen bekannten „Epistolæ obscurorum virorum“, welche einen Supplementband zu der von Böcking unternommenen Ausgabe sämmtlicher Werke Huttens bildet. Die „Symbola philologorum Bonnensium in honorem Frid. Ritschelii collecta“ sind eine Festschrift, welche eine Anzahl ehemaliger Schüler Ritschels, darunter Namen wie Schleicher, Ribbeck, Vahlen, Büchler, Keil, zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit als Professor in Bonn erscheinen ließen. Dem vorliegenden ersten Bande sollen noch weitere Bände, gleichfalls verschiedene Abhandlungen enthaltend, folgen. Ebenfalls Ritschel gewidmet ist die nachstehende philologische Arbeit: „Die angebliche Schriftstellerei des Philolaus und die Bruchstücke der ihm zugeschriebenen Bücher, unters. v. Dr. Schaarschmidt, Professor in Bonn.“ Von allgemeinerem Interesse als die genannten Erscheinungen ist: „Das alte Griechenland im neuen von Karl Wachsmuth.“ Die Untersuchungen des Verfassers führten ihn zu einem andern Resultat als Fallmerayer es aufgestellt hat, der nicht zugeben wollte, daß in den Adern der Junghellenen ein Tropfen echten griechischen Blutes fließe. Dabei sind es vorzüglich die Ueberlieferungen in Sagen und Mährchen, im Cultus und Volksglauben, in denen der Verfasser Spuren hellenischen Heidenthums und antiker Vorstellungsweise zu finden glaubt. Auch v. Hahn, der die neugriechischen Mährchen zum ersten Mal gesammelt vor kurzem erscheinen ließ, weist auf den unläugbaren Zusammenhang einzelner von ihm mitgetheilten Mährchen mit der hellenischen Mythenwelt hin.

Ein großes kunstgeschichtliches Unternehmen liegt uns in seinem ersten Bande vor; es ist: „Der deutsche Peintre-graveur, oder die deutschen Maler als Kupferstecher, von Andresen und Rud. Weigel“; ein Katalog der Originalradirungen und Stiche deutscher Künstler aus den Jahren 1560 bis 1800, bestimmt, eine Ergänzung der Werke von Bartsch, Robert-Dumesnil's und Prosper de Baudicour's zu bilden. Von Dr. G. F. Waagen erschien nun auf dem Büchermarkte das schon angekündigte Werk: „Die Gemäldesammlung in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg“, das Resultat des ihm vom Kaiser von Rußland gewordenen Auftrages, die reichen Sammlungen St. Petersburgs behufs neuer Katalogisirung und Aufstellung zu untersuchen.

Schließlich können wir abermals ein neues Reisetagebuch aus Italien erwähnen, das jedoch von vielen seiner Vorgänger sich vielfach auszeichnen dürfte: „Sicilien und Neapel von Franz Löher.“ Außer einer Schilderung seiner Reiseerlebnisse ist es besonders reich an geschichtlichen Betrachtungen.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Alexander Weill veröffentlicht von Zeit zu Zeit Bücher, in welchen er auf eine eigenthümliche Weise seine philosophischen Ideen niederlegt. Das jüngste Product dieser Art heißt: „Moïse et le Talmud (les livres du Dieu)", und ist den Manen Meyerbeers gewidmet, für welchen Weill in einer Einleitung eine große Verehrung kundgiebt. Ein Gespräch mit Meyerbeer veranschaulicht dem Leser das innige Verhältniß, in welchem Weill zu Meyerbeer stand, und enthüllt zugleich eine edle Seite in Meyerbeers Charakter. Weill nennt dann sein Buch die Frucht vierzigjähriger Studien und eine Schuld, die er an das Frankreich von 1789 abträgt, das seinen Eltern ein Vaterland gab. Noch zwei Bände werden dem „Moïse" folgen, wovon einer sich mit dem Evangelium und mit Spinoza, der andere mit dem „Neuen Wort" beschäftigt.

Von Cam. Flammarion erschien: „La pluralité des mondes habités. Étude où l'on expose les conditions d'habitabilité des terres célestes discutées au point de vue de l'astronomie, de la physiologie et de la philosophie naturelle". Es steht nicht auf dem Titel dieses Buches, daß es eine zweite Auflage ist, ein Umstand, welchen man gewöhnlich nicht zu verschweigen, sondern recht anschaulich zu machen pflegt. Die zweite Auflage wurde allerdings sehr vermehrt und verbessert. Plan und Hauptgedanke sind aber unverändert geblieben und mehr speculativer als praktisch wissenschaftlicher Natur.

„Histoire de Jeanne d'Arc" par l'auteur de „Mad. la Duchesse d'Orleans" nennt sich ein kleiner Band, der in populärer und doch gediegener Weise jene echt nationale Episode aus der französischen Geschichte behandelt, die fast in jedem Jahre ein oder mehrere Male neu erzählt, immerhin für die Forschung noch etwas übrig läßt.

Die Sammlungen diplomatischer Verträge, bei Amyot in Paris, werden nächster Tage um zwei wichtige Werke vermehrt werden, und zwar wird es sich diesmal um die Verträge Frankreichs und um jene der Türkei handeln. Jedes der betreffenden Werke soll in 6 großen Bänden vollständig sein. Sie heißen: „Recueil des traités de la France avec les puissances étrangères, depuis la paix d'Utrecht jusqu' à nos jours par M. de Clercq" und „Recueil des traités de la porte Ottomane avec les puissances étrangères depuis 1535 jusqu' à nos jours par le baron de Testa". Beide Bücher gehören zu den unentbehrlichen Nachschlagewerken für den Diplomaten und Historiker. Die früher herausgekommenen Werke dieser Sammlung veröffentlichten die Verträge hinsichtlich Italiens und Polens.

Von dem großen Werke von Dollfus-Ausset „Matériaux pour l'étude des glaciers", welches im verflossenen Jahre mit dem 2. und 3. Bande zu erscheinen begann, liegen jetzt die erste Abtheilung des ersten Bandes und der vierte Band vor. Der letztere enthält „ascensions", der erstere ein vollständiges Register der Autoren, welche über Gletscher geschrieben haben, mit Anführung der betreffenden Werke, eine höchst mühevolle und weitläufige Arbeit. Das Ganze wird sieben Bände im größten Octav und einen Atlas umfassen und soll eines jener Bücher werden, die ihren Gegenstand vollständig erschöpfen, so weit nämlich bis zu einem gegebenen Moment die Forschung vorgedrungen ist.

In der Romanlitteratur zeichnen sich Kock, Vater und Sohn, durch eine beinahe ängstliche Productivität aus, so daß der Zeitpunkt nicht mehr ferne scheint, wo jeden Monat jener beliebte Name auf einem neuen Büchertitel vorkommt. Die letzten Producte Ch. Paul de Kocks hießen: „Les demoiselles de magasin" und „Les femmes, le jeu et le vin" und sollen beide Spuren der Altersschwäche des Verfassers tragen. Henry de Kock (Sohn) publicirte „Ninie Guignon" und „La nouvelle Manon", wovon „Manon" eine der besten Erzählungen des Verfassers sein soll.

Der durch seine Romane im Genre Coopers bekannte Gustav Aimard steigert seine schriftstellerische Thätigkeit ebenfalls auf unheimliche Weise. Er hat seit Neujahr bereits drei Romane geschrieben: „Les nuits Mexicaines", „l'Araucan" und „Le coeur de pierre". Vor einigen Jahren noch nie genannt, zählt jetzt Aimard bereits eine litterarische Nachkommenschaft von nicht weniger als 23 Romanen. An Nachahmern hat es auch ihm nicht gefehlt, die sich durch Productivität auszeichnen. Und das alles hat Cooper mit seinem „letzten Mohikaner" gethan! Ein abschreckendes Beispiel, wie heutzutage eine gute Idee ausgebeutet wird.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 8. Juni 1864.

Herr v. Karajan zeigt als Referent der historischen Commission an, daß für dieselbe eingegangen sind: 1. Balthazarus Behem Codex picturatus anno 1505, continens privilegia et plebiscita urbis Cracoviæ; besprochen von Herrn Professor Dr. Udalrich Heyzmann. — 2. Correspondenz des Pfalzgrafen Friedrich V. und seiner Gemalin Elisabeth mit Heinrich Mathias von Thurn; mitgetheilt von Herrn Archivar Joseph Fiedler. — 3. Die zweite Abtheilung der Monographie über die Grafen von Ortenburg in Kärnten; von Herrn Professor Dr. Karlmann Tangl. — 4. Beiträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie; von Herrn Custos Kenner.

Die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer erhält folgende Zusendungen:

1. Durch den löbl. Landesausschuß von Tirol, Bericht des hochw. Herrn Canonicus Johann Zwerger in Trient, über in der dortigen Stadtbibliothek befindliche alte Gemeindeordnungen mehrerer Ortschaften von Italienisch-Tirol.

2. Durch den löbl. Landesausschuß von Schlesien, die von der Besitzerin des Gutes Olbersdorf in k. k. Schlesien, Frau Anna Hirsch, im Original zur Benützung mitgetheilten zwei Stücke auf obige Herrschaft Bezug nehmender alter Weisthümer.

3. Von dem Stifte Klosterneuburg, Panthaiding-Protokoll, Prinzendorf, Ebersdorf und Manswörth betreffend; — und sechs Stück Panthaiding-Urkunden.

4. Von dem k. k. Bezirksamt Eisenerz, Verzeichniß der hierorts aufgefundenen, der Pfarre Radmer gehörigen Stiftungs- und anderer Urkunden, nebst Abschrift des Stiftsbriefes der Pfarrkirche St. Anton zu Radmer.

Es wird der Classe der Bericht des k. k. Generalconsuls für Aegypten an das h. Ministerium des Aeußern mitgetheilt, über die Resultate der von einer Gesellschaft französischer Archäologen angestellten Forschungen in Philae und Edfu.

Das wirkliche Mitglied Herr Professor Dr. Fr. Miklosich legt eine Abhandlung vor: „Die Rusalien. Ein Beitrag zur slavischen Mythologie". In dieser Abhandlung

wird die weitverbreitete, selbst von P. J. Šafařik in Schutz genommene Ansicht, die Rusalien seien Wassergottheiten, bekämpft, und der Satz zu beweisen versucht, bei den Rusalien sei in älterer Zeit nicht an Gottheiten, sondern an ein Fest zu denken, und zwar sei mit diesem Worte so wie mit dem bei Theodor Balsamon und bei Demetrius Chomatianus vorkommenden griechischen ρουσάλια ursprünglich das Pfingstfest bezeichnet worden. Das griechische wie das slavische Wort wird auf ein in diesem Sinne allerdings nicht nachweisbares lateinisches rosalia, wofür pascha rosata, zurückgeführt. Die Verbindung heidnischer Gebräuche mit einem christlichen Feste in einem Theile des slavischen Ostens, so wie die hie und da vorkommende Personification der Rusalien findet mehr als ein Seitenstück auf dem Gebiete der slavischen Mythologie.

Das correspondirende Mitglied Ottokar Freiherr v. Schlechta legt eine Abhandlung vor, betitelt: „Der letzte persisch-russische Krieg in den Jahren 1826 bis 1828". Dieselbe ist großentheils persischen Quellen entnommen, doch wurden dabei auch die einschlägigen europäischen und namentlich die officiellen Bulletins der „Petersburger Zeitung" benützt. Der Friedensvertrag von Turkmantschai, welcher diesem Kriege am 22. Februar 1828 ein Ende machte, begründete den seither dominirenden Einfluß des nordischen Kaiserreiches in Persien. Der Abhandlung sind in einem Anhange die aus authentischer Quelle geschöpften, nach dem persischen Urtexte angefertigten Uebersetzungen der drei, dem erwähnten Friedenstractate annexirten Separatconventionen beigegeben, die bisher unveröffentlicht geblieben sind.

Dr. Friedrich Müller legt vor: Beiträge zur Kenntniß der neupersischen Dialekte. II. Kurmandschidialekt der Kurdensprache.

Der vorliegende Aufsatz schließt sich an einen in der Sitzung vom 7. Jänner 1864 der Classe vorgelegten an. Es wird darin zuerst eine allgemeine Charakteristik des Kurmandschi gegeben, darauf eine Lautlehre dieses Idioms mit Rücksicht sowohl auf die neueren als älteren iränischen Dialekte dargestellt und zuletzt eine grammatische Skizze nach den von P. Lerch in St. Petersburg publicirten kurdischen Texten gegeben. Dabei wird auch auf den von Chodzko beschriebenen Dialekt von Soleimanijjeh, wo sich Abweichungen darbieten, Rücksicht genommen.

Dr. S. Reinisch legt vor: Die Stele des Basilicogrammaten Schay im k. k. ägyptischen Cabinette in Wien. Mit Interlinearversion und Commentar.

Die genannte Stele, eine halbrunde Tafel aus Kreidestein von 1.24 Centim. Länge und 0.64 C. Höhe, wurde von dem ehemaligen österreichischen Generalconsul in Aegypten, A. Ritter v. Laurin, der kaiserlichen Sammlung zum Geschenke gemacht. Nach dem Stile ihres Textes zu urtheilen, gehört dieselbe der Blüthezeit des neuen Reiches, der Zeit der XVIII. oder XIX. Dynastie (c. 1500 bis 1200 v. Chr.) an; die genaue Zeit der Abfassung dieses Textes läßt sich deßhalb nicht angeben, da in demselben der König nicht genannt ist, an dessen Hofe der Grammat Schay lebte und diente. Was den Text dieses Stele anbetrifft, so enthält derselbe im ersten Theile eine Anrufung an die Götter Anubis und Aphuru, im zweiten Theile aber einen Hymnus an Osiris.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. Juni 1864.

Herr Professor Hlasiwetz überreicht eine in Gemeinschaft mit Dr. Pfaundler ausgeführte Untersuchung über das Morin, Maclurin und Quercetin und den Zusammenhang dieser Substanzen untereinander, deren hauptsächlichste Resultate sind:

Das Morin verwandelt sich unter dem Einfluß des nascirenden Wasserstoffes in saurer alkoholischer Lösung in eine isomere Modification von purpurrother Farbe (Isomorin), welche sehr leicht durch Alkalien und Temperatureinflüsse in Morin zurückverwandelt werden kann.

Wirkt der Wasserstoff in alkalischer Lösung auf Morin, so geht es gänzlich und ohne Bildung eines zweiten Products in Phloroglucin über.

Dieselbe Veränderung erfährt es durch schmelzendes Kali, wobei sich noch etwas Oxalsäure bildet.

Vom Maclurin, diesem in einer früheren Untersuchung der Verfasser als eine in Phloroglucin und Protocatechusäure zerlegbare Verbindung beschriebenen Körper wurde durch Behandlung mit Schwefelsäure und Zink ein neues Zersetzungsproduct erhalten, dem die Verfasser den Namen Machromin geben.

Neben demselben findet sich Phloroglucin. Das Maclurin, ein Product, dessen Reindarstellung gewisse Vorsichtsmaßregeln erfordert, ist weiß, krystallisirt und hat die Eigenthümlichkeit, sehr leicht durch Licht, Wärme und Oxidationseinflüsse blau zu werden, und zuletzt einen indigoblauen, amorphen Körper zu liefern, welcher wasserstoffärmer ist. Es giebt außerdem einige prägnante Farbenreactionen.

Ganz anders wirkt der Wasserstoff auf Maclurin in alkalischer Lösung, indem hiebei neben Phloroglucin ein nicht krystallisirt zu erhaltender Körper gebildet wird.

Das Quercetin liefert bei der Zersetzung mit Aetzkali in der Hitze je nach der Dauer der Einwirkung Quercetinsäure, dann Quercimerinsäure, Protocatechusäure, die ein constantes Zersetzungsproduct des Quercetins, der Quercetinsäure und der Quercimerinsäure ist, wenn man die Behandlung dieser Verbindungen mit Aetzalkalien in der Hitze so lange fortsetzt, bis Proben der Schmelze im Wasser gelöst nicht mehr roth werden.

Ferner wird noch gebildet Phloroglucin, Paradatiscetin, eine Verbindung, die wegen ihrer Isomerie mit dem Datiscetin diesen Namen erhalten hat Sie ist von gelblicher Farbe, schön krystallisirt, verbindet sich nach Art schwacher Säuren mit Basen und liefert mit Kali geschmolzen neuerdings Phloroglucin.

Endlich wird noch ein Product erhalten, welches nicht isolirt werden konnte, möglicherweise ein secundäres eines der beschriebenen. Es befindet sich ,in den Mutterlaugen, aus denen das Phloroglucin auskrystallisirt ist, und ist leicht erkennbar an einer schön violetten Färbung, die mit kohlensaurem Natron, und einer prächtig indigoblauen Farbe, die mit conc. Schwefelsäure entsteht.

Mehrere Reactionen und Eigenthümlichkeiten des Verhaltens, die in der Abhandlung genauer hervorgehoben sind, bestimmen die Verfasser, das Morin als präformirten Bestandtheil des Quercetins anzunehmen.

Das Paradatiscetin ist ein Körper, dessen Entstehung so wechselnd ist, daß, zumal eine Quercetinformel, die gleichmäßig alle übrigen Producte erklären müßte, höher wäre als die Quercetinverbindungen gestatten, die Verfasser seine Bildung vorläufig unerklärt lassen. Es ist eine Verbindung des Datiscins mit Quercitrin denkbar, welcher es seine Entstehung verdanken könnte, denn es wäre möglich, daß Datiscetin und Paradatiscetin identisch seien. Beide Körper sind ferner isomer mit dem Luteolin.

Außer diesen genannten Producten beschreiben die Verfasser noch zwei, welche aus Quercetin durch die Einwirkung des nascirenden Wasserstoffes entstehen.

Zum Schluß heben die Verfasser die unzweifelhaft große Bedeutung des Quercitrins, des Phloroglucins und der Protocatechusäure hervor, die nachgerade zu den verbrei-

teiften Körpern des Pflanzenreichs gezählt werden müssen, und knüpfen daran einige Andeutungen für spätere chemische und physiologische Untersuchungen.

Herr Professor Winkler aus Graz hält einen Vortrag über ein neues auf die homogenen Functionen sich beziehendes Theorem, welches von umfassender Allgemeinheit, neue Hülfsmittel zur Vergleichung der in Integralform auftretenden transcendenten Functionen darbietet. Das Theorem heißt: Bezeichnen x_1, x_2) . . . x_n im Ganzen n unabhängige Veränderliche und wird eine homogene Function des — n^{ten} Grades ein Mal nach x_2, x_3 . . x_n, dann nach x_1, x_3, . . . x_n u. s. w. und schließlich nach x_1, x_2, . . . x_n—1 integrirt und werden diese Integrale resp. mit x_1, x_2, . . x_n multiplicirt, so ist die Summe aller Producte eine von der Veränderlichen unabhängige Größe, welche sich als n—1faches, zwischen den Gränzen 0 und ∞ genommenes Integral vollständig angeben läßt.

Herr Hofrath v Burg berichtet über den vom Capitän A. A. Humphreys und Lieutenant H. L. Abbot (des topographischen Ingenieurcorps der Vereinigten Staaten) im Jahre 1861 zu Philadelphia unter der Autorität des Kriegsdepartements der Vereinigten Staaten veröffentlichten und der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften übersandten „Report", bezüglich der von den genannten Ingenieuren in den Jahren 1851, 1858 und 1859 ausgeführten Vermessungen des Mississippi-Delta.

Diese in jeder Beziehung meisterhaft durchgeführte Vermessung wurde von der Bundesregierung der Vereinigten Staaten zum Behufe der Erstattung von auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Vorschlägen, wie die großen am Mississippi liegenden Ländereien gegen die fortwährenden Ueberschwemmungen geschützt werden können, im Jahre 1850 angeordnet.

Der erwähnte „Report", in welchem die Resultate dieser, sowohl in theoretischer als praktischer Beziehung ausgezeichneten Arbeit niedergelegt sind, zerfällt in 8 Capitel und 7 Anhängen und nimmt über 600 Seiten in gr. 4° ein.

Das 1. Capitel bespricht in topo- und hydrographischer Hinsicht sehr ausführlich die Beschaffenheit des ungeheuren Stromgebietes des Mississippi, welches bei 1.244,000 Quadratmeilen umfaßt, und daher größer ist, als Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und die Türkei zusammen. Dieses Capitel enthält eine äußerst interessante Zusammenstellung der Größe des Flußgebietes, der jährlichen Regen- und mittleren Wassermenge des Mississippistromes, als größten von Nord-America, und seiner Nebenflüsse Ohio, Arkansas, Red, Gazoo und St. Francis.

Das 2. Capitel handelt in sehr anziehender Weise von dem Bette und den Ufern des Mississippi, so wie auch von den Sedimenten und Ablagerungen im Vergleiche zu anderen Flüssen.

Im 3. Capitel findet man eine Kritik über den Standpunkt der heutigen hydraulischen Wissenschaften auf die Flüsse angewendet, so wie eine chronologische Aufzählung aller sich hierauf beziehenden wissenschaftlichen Arbeiten und mathematischen Formeln, namentlich jener, welche zur Bestimmung der mittleren Flußgeschwindigkeit aufgestellt wurden, wobei zugleich ihre mehr oder weniger geringe Uebereinstimmung mit den wirklichen Beobachtungen und Messungen nachgewiesen wird.

Im 4. Capitel entwickeln die Verfasser die nachahmungswerthen Methoden, nach welchen sie vorgingen, um durch sinnreiche Gruppirungen und Combinationen der Tausende von Zahlen, welche sie aus ihren Geschwindigkeitsmessungen des Stromes in allen Breiten- und Tiefen erhielten, die mittlere Geschwindigkeit und Wassermenge des Flusses zu finden. Sie fanden, daß in irgendeinem Längenprofil die in verschiedenen Tiefen des Flusses herrschenden Geschwindigkeiten durch die Abscissen einer Parabel dargestellt werden können, deren Achse mit der Oberfläche des Stromes parallel läuft, deren Parameter

nach einem bestimmten Gesetze von der Tiefe und mittleren Geschwindigkeit des Flusses, so wie endlich die Tiefe ihres Scheitels unter der Wasserfläche von der Stärke und Richtung des Windes gegen den Fluß abhänge, ein Gesetz, welches vor ihnen niemand geahnt hatte.

Im 5. Capitel werden diese Entdeckungen dazu benützt, ein neues wissenschaftliches System der Flußhydraulik, oder, wie es die Verfasser nennen, eine neue „Experimentaltheorie" zu gründen. Dieses Capitel bildet an sich allein schon eine höchst werthvolle wissenschaftliche Abhandlung von der größten Beachtung. Von den darin entwickelten neuen Formeln wird namentlich jene zur Bestimmung der mittleren Flußgeschwindigkeit zugleich mit allen früheren oder bisher bekannten Formeln und zwar der berühmtesten Autoren auf 30 zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Beobachtern sorgfältig ausgeführte Messungen von großen und kleinen Flüssen so wie an regelmäßigen Canälen angewendet und dadurch die große Genauigkeit der neuen Formel, so wie ihre unvergleichlichen Vorzüge gegen alle älteren oder bisher im Gebrauche gewesenen Formeln auf das eclatanteste nachgewiesen.

Im 6. Capitel wird die Frage über die zum Schutze der Niederungen gegen Ueberschwemmungen am zweckmäßigsten und mit Rücksicht auf den Kostenpunkt auszuführenden Schutzbauten im Mississippithal gründlich erörtert. Von den ausführlich behandelten drei Systemen, der Durchstiche, der künstlichen Deiche oder Reservoirs und Abzugscanäle, so wie endlich der Dämme oder künstlichen Ufer, stellt sich nach Anwendung der neuen Formeln das letztere, nämlich jenes der Dämme, als das entschieden günstigste, oder vielmehr als das im vorliegenden Falle allein ausführbare und zweckentsprechende heraus.

Durch diese Schutzdämme, deren Ausführungskosten auf beiläufig 17 Millionen Dollars angeschlagen werden, wird einem durch die periodischen Ueberschwemmungen des Mississippi zum Theil bis jetzt noch ganz unbenützten Moorgrund von circa 10.000 Quadratmeilen (als Hälfte der überschwemmten Swamps), und zum Theil bereits schon unter der Cultur befindlichen Boden von beiläufig 1 Million Acres ein Werth von nicht weniger als circa 260 Millionen Dollars verliehen.

Im 7. Capitel werden die bei hoher Flut sich bildenden Ausflußarme oder Bayous, so wie das Mississippidelta untersucht und die ersteren mit Zugrundelegung der neuen Formeln kritisch beleuchtet.

Eine höchst sinnreiche Hypothese und Theorie über das Alter des Delta und die Veränderungen, welche der Mississippi seit Jahrtausenden erfahren, bilden den Schluß dieses Capitels.

Das 8. Capitel endlich handelt von der Einmündung des Mississippi in den mexicanischen Meerbusen. Nachdem der Strom noch zwischen Bayou La Fourche und dem Fort St. Philip durch ein ziemlich gleichförmiges Bett fließt, dessen Breite bei Hochwasser 2470 Fuß, größte Tiefe 129 Fuß und Querprofil 199.000 Quadratfuß beträgt (während sich diese Zahlen bei Niederwasser beziehungsweise auf 2250, 114 und 163.000 reduciren), ändern sich diese Dimensionen 20 Meilen unterhalb St. Philip bedeutend, indem der Strom hier nur mehr eine Breite von 700 bis 800 Fuß, eine Maximalhöhe von circa 40 Fuß und ein Querprofil von nahe 25.000 Quadratfuß besitzt. Zugleich theilt sich von hier aus der Strom in drei Hauptarme, nämlich in den südwestlichen, südlichen und nordöstlichen „Paß", von denen der erstere als der wichtigere und am meisten gemessene 17 Meilen lang, im Mittel 1200 Fuß breit und $58\frac{1}{2}$ Fuß tief ist. Von der Wassermenge des Mississippi, welche jährlich und zwar in extremen Niederwasserjahren 11, in gewöhnlichen Jahren $19\frac{1}{2}$, und in den Flut- oder Ueberschwemmungsjahren 27 Billionen Kubikfuß (also circa den vierten Theil der jährlichen Regenmenge) beträgt, führt dieser südwestliche Paß ungefähr den dritten Theil ab.

Jeder dieser „Paß" bildet an der Golfmündung eine Sandbank oder Barre. Die eigenthümliche Theorie der Bildung dieser Barren, so wie die Mittel, welche zur Vertiefung derselben zum Behufe der Verbesserung der Schiffahrt von den Verfassern vorgeschlagen werden, bilden den Schluß dieses Capitels.

Der Anhang besteht eigentlich aus den Appendixen A, B bis G, und enthält der Reihe nach die Daten und Zahlen über die im Jahre 1838 vom Capitän Talcott vorgenommenen Vermessungen der Mississippimündung und die besonderen Angaben zu Flut- und Ebbezeiten; die Sondirungszahlen (wenigstens an 10.000) zur Bestimmung der Querprofile des Flusses; die Geschwindigkeitsmessungen in verschiedenen Breiten und Tiefen des Flusses (deren Zahl sich wieder auf wenigstens 10.000 beläuft); die täglichen Wassermengen des Mississippi zu Carollton, Louisiana, Columbus, Kentucky, Vicksburg, Natchez, so wie des Arkansas- und Yazooflusses in den Flutjahren 1851, 1857, und 1858; die Höhe und Ausdehnung der Inundationen der am Mississippi liegenden Moorgründe oder Swamps, so wie des Delta in den Flutjahren 1849, 1850, 1858; schließlich die Geschwindigkeitsmessungen des südwestlichen Paß.

Endlich ist dieses Werk auch noch zur Erläuterung mit vielen sehr nett ausgeführten Karten und Curvendiagrammen ausgestattet.

Hofrath v. Burg bemerkt im Verlaufe seines eingehenden Referates, nachdem er die neuen Formeln der Verfasser mit den bisher bekannten verglichen und kritisch beleuchtet: „Hätten die Verfasser dieses Report durch ihre mit unsäglicher Geduld und Ausdauer, so wie mit vorzüglichem Geschick ausgeführten genaueren Vermessungen, gepaart mit einer außerordentlichen Beobachtungsgabe und den scharfsinnigsten theoretischen Combinationen und Entwickelungen, nichts anderes als diese Formel zur Bestimmung der mittleren Flußgeschwindigkeit zustandegebracht, so würden sie sich dadurch allein schon den Dank und die Anerkennung der Mit- und Nachwelt verdient und erworben haben."

Hofrath v. Burg bemerkt am Schlusse: „Durch diesen Bericht hoffe ich die Aufmerksamkeit der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften auf die Vorzüglichkeit und Wichtigkeit dieser Arbeit, welche unstreitig dazu berufen ist, in der Wissenschaft der Flußhydraulik eine neue Bahn zu brechen, in hinreichendem Maße gelenkt zu haben, und beantrage daher, daß dieselbe in Druck gelegt werde."

Dieser Antrag wird von der Classe genehmigt.

Herr Professor Fenzl legt im Namen des Herrn Professor Unger eine Abhandlung vor, welche die Erörterung des Saftlaufes in den Pflanzen zum Zwecke hat, sich in diesem Theile aber nur damit beschäftigt, die Wege und Kräfte zu ermitteln, durch welche der rohe Nahrungssaft von den Wurzeln bis zu den äußersten Theilen der Gewächse gelangt.

Keine der bisherigen Theorieen hat sich bei näherer Prüfung als genügend erwiesen, das im Ganzen scheinbar ziemlich einfache, in der Wirklichkeit jedoch sehr verwickelte Phänomen zu erklären.

Der Verfasser geht von der Untersuchung aus, wie sich Pflanzentheile, die durch Schnitte vom Stamme oder von den Wurzeln getrennt, oder wie sich bewurzelte Stämme, denen man einen Theil des Stammes und der Aeste nahm, gegen Wasser verhalten, das den bloßgelegten Schnitten zur Aufsaugung dargeboten wird.

Zahlreiche, während den Frühlings- und Sommermonaten ausgeführte Versuche zeigten, daß die auf diese Weise in den Pflanzenkörper aufgenommene Wassermenge resp. Nahrungssaft nicht hinreicht, das Leben zu erhalten und eine Vermehrung der Pflanzensubstanz herbeizuführen, daß dies aber stattfinde, wenn das Wasser durch die Schnittfläche hineingepreßt wird.

Andererseits lehrten eben so zahlreiche Versuche, daß in den Wurzeln die Kraft nicht liege, während der Vegetationsperiode, wo die Gewächse den meisten Nahrungssaft

bedürfen, dieselben ohne Beihülfe des Stammes in ihn und seine Theile zu fördern. Pflanzen, denen man den Stamm bis auf den untersten Theil wegnahm, saugten durch die Schnittfläche viel mehr Wasser ein, als sie Nahrungssaft durch dieselbe austreten ließen.

Anders verhielten sich die Pflanzen, wenn sie unverletzt blieben. Suchte man unter passenden Vorrichtungen die Kraft zu ermitteln, mit welcher der obere mit Blättern versehene Theil der Pflanze das den unverletzten Wurzeln zur Auffaugung dargebotene Wasser aufnimmt, so zeigte sich dieselbe nicht unbeträchtlich, aber stets abhängig von der Verdunstung, welche das in den peripherischen Theilen der Pflanze vorhandene Wasser entfernt. Ein bedeutender Druck nach abwärts wirkt übrigens stets saugend auf die in den Pflanzen enthaltene Luft und nöthigt sie durch Zerreißung der Wurzelzellen zum Austritte.

Eine genaue anatomische Untersuchung der Gewebe jener Pflanzentheile, durch welche zweifellos die Leitung des Nahrungssaftes vor sich geht, zeigt unwidersprechlich, daß, wenn auch die Capillaren jener Elementartheile den Nahrungssaft bis zu einer Höhe von 60 Meter senkrecht emporzuführen vermöchten, ihr theilweiser Luftinhalt sie dennoch für die Saftleitung unbrauchbar macht, indem die Pflanze jene Kraft nicht aufzubringen vermag, diese Hindernisse wegzuschaffen.

Es geht nun daraus hervor, daß, wenn ja die Leitzellen das Geschäft der Saftleitung besorgen, diese Saftleitung nur durch die Membran derselben stattfinden könne, und daher nicht der Zellraum, sondern vielmehr die Zellhaut das saftführende Organ ist.

Es wird nun näher eingegangen in die Imbibitionsfähigkeit der Cellulosehaut, in deren Molecularinterstitien der Nahrungssaft leicht zu jener Höhe emporgeführt werden kann, welche die höchsten Bäume erreichen. Es wird ferner gezeigt, wie von der stets mehr oder minder durchtränkten Zellhaut aus das Innere der Zellen mit Saft versehen, wie der Stoffwechsel, die Bildung der Pflanzensubstanz und damit das Wachsthum des Individuums ermöglicht wird.

G. Blažek überreicht eine Abhandlung über die Transformation und Berechnung einiger bestimmten Integrale.

Der Verfasser zeigt darin, daß Integrale, welche von Null an über ein unendliches Intervall auszudehnen sind, und deren Integrand aus einer bestimmten goniometrischen und algebraischen Function zusammengesetzt ist, in gewissen Fällen auf ein über ein endliches Intervall auszudehnendes und nur goniometrische Functionen enthaltendes Integral reducirt werden können. Die Specialisirung der gewonnenen Formeln liefert die Werthe mehrerer bisher entweder gar nicht, oder nur für beschränkte Fälle berechneten bestimmten Integrale.

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

a. „Ueber das Vorkommen und die verschiedenen Abarten von neuseeländischem Nephrit (Punamu der Maoris)". Von Herrn Prof. Ferd. Ritter v. Hochstetter. (Vorgelegt in der Sitzung am 12. Mai 1864.)

b. Vorläufige Mittheilungen über die chemische Natur der Gallenfarbstoffe. Von Herrn Dr. Richard Maly. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

Die Abhandlung des Herrn Dr. H. Leitgeb: „Die Luftwurzeln der Orchideen", wird auf den Wunsch des Verfassers zur Aufnahme in die Denkschriften der Classe bestimmt.

Der XXIII. Band der Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe wird soeben ausgegeben.

Herr Lambert v. West übermittelt ein versiegeltes Schreiben mit dem Ersuchen um dessen Aufbewahrung zur Sicherung seiner Priorität.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die menschliche Freiheit.

Eine philosophische Rhapsodie.

Von Dr. L. Trebisch.

Es gehört unter die eigenthümlichsten Paradoxien unserer Tage, daß eine Zeit, welche die Erringung politischer Freiheit im ausgedehntesten Maßstabe als ihre Aufgabe betrachtet, die Freiheit des Menschen so häufig herabsetzt oder gar läugnet. Dieser Widerspruch hängt inniger als man glaubt mit der Geringschätzung philosophischer Forschung und mit der einseitigen Ueberschätzung der Naturstudien zusammen, denen allein man die Berechtigung der Wissenschaft zuerkennen möchte. Besonders seit Darwins, dieses zoologischen Hegels, Auftreten ist es Mode geworden mit Aufwärmung des alten „vom Wurm bis zum Seraph" von der Zelle zur Geisteshelle im unaufhaltsamen, freiheitsfeindlichen Causalnexus vorzuschreiten. Wie soll die Philosophie, der man das Gehör verweigert, sich besser rächen als durch die Ironie des obigen Gegensatzes? Freilich sucht man die Abwendung von ihr als horror vacui zu rechtfertigen. Von sogenannten Thatsachen, heißt es, gehe sie *aus* und gelange mittelst kühner, scheinbar festgekitteter Sätze zu Resultaten, die eben so leer seien als die Grundlagen, auf welche sie sich stützen. Aber giebt es denn nur äußerliche Thatsachen und nicht auch innerliche? Ist die Macht, mit der sie sich aufdrängen, nicht die Bürgschaft für ihre Wirklichkeit? Lassen sie sich nicht auch constatiren, beobachten, dem Experimente unterwerfen? Durch den willkürlichen Ekel an dem, wozu wir doch immer wieder zurückkehren müssen, hat man den Sinn dafür eingebüßt, gerade wie jene, die alles, was um sie vorgeht, genau kennen, beurtheilen, bewitzeln und bekritteln, dabei jedoch über sich selbst in der kläglichsten Ignoranz leben. Aber, heißt es weiter, welche ist die Evidenz der Philosophie? Sie ist nicht die der Anschauung, noch die der Mathematik. Das ist unläugbar. Es hat eben jede Wissenschaft, wie ihre eigene Behandlung — schon Aristoteles wußte das — so ihre eigenthümliche Gewißheit. Es ist gerade so lächerlich, wenn z. B. ein naturhistorischer Tractat über die Aale in der „Quarterly Review" vom Jänner 1864 sich einen philosophischen nennt, als wenn man vorgiebt eine Philosophie sei mathematisch, weil sie zur Abwägung der Reize und Berechnung der Schwingungen einige Zahlenbestimmungen beibringt, oder den Wechsel der Vorstellungen nach Art der Wellentheorie behandelt. Endlich soll auch das Kauderwälsch der Weltweisen das Ohr verletzen, das sonderbarer Weise den gewagten Klängen einer Zukunftsmusik so andächtig lauscht. Wir werden, um diesen Klagen gerecht zu werden, uns auf bekannte Thatsachen und allgemein acceptirte

Ansichten berufen, uns einer schlichten Sprache befleißen und den dialektischen Apparat, der dem Leser, wenn er nicht gleich die Flucht ergreift, durch die Klemme seiner Dilemme den Angstschweiß hervortreibt, möglichst beseitigen.

Wer sollte sich die Freiheit genommen haben die Freiheit zu erfinden? Und wie sollte diese kühne Hypothese eine so allgemeine Geltung gefunden haben, da es nur zu häufig im Interesse des Menschen liegt, sie zurückzuweisen? Aber im Gegentheil, nicht aus Willkür, sondern, so sonderbar es klingen mag, aus der Nothwendigkeit, aus Thatsachen, die durch keine Betäubung, Beschönigung, Controverse sich abstreiten lassen, geht das Bewußtsein der Freiheit hervor. Der Mensch weiß nämlich bei jeder mit Besinnung beschlossenen und ausgeführten Handlung — und nur einer solchen gebührt dieser Name — daß er auch anders hätte handeln können. Dieses nicht wegzuläugnende Bewußtsein findet in der Freude an der guten That, so wie in den stillen Vorwürfen und den öffentlichen Bekenntnissen des Schuldigen seine Bestätigung. Beruhen endlich nicht auf der Thatsache der Verantwortlichkeit die großen Gemeinschaften des Staates und der Kirche, die dem Menschen zu seiner Vollendung unentbehrlich sind?

Diese Wahrheiten sind so allgemein bekannt, daß sie weniger einen ernsten Einwurf als den Vorwurf der Abgedroschenheit zu befürchten haben. Muß man diesen Tadel des Geständnisses wegen, den er enthält, hinnehmen, so läßt sich doch versuchen das Geschmacklose des Trivialen durch die Würze des Zweifels genießbarer zu machen. Besitzt nicht auch das Thier die Möglichkeit des Andersthuns, der Zurückdrängung eines Triebes gegen einen anderen? Der hungerige Hund läßt auf ein Wort seines Herrn den gereichten Bissen unberührt; die Henne vertheidigt ihre Küchlein selbst gegen die Liebe zum eigenen Leben; der verfolgte Reinecke steht sinnend und spähend am Scheidewege. Und doch wissen wir, daß hinter jener Enthaltsamkeit zuletzt die Furcht steckt, und daß der Impuls des Instinctes, der in dem zweiten Falle den schwächern unterdrückt, in dem dritten unter dem Scheine der Ueberlegung noch erwartet wird. Sind Wahl und Freithätigkeit des Menschen wohl etwas anderes als dieselbe fabula mutato nomine? Die Aehnlichkeit läßt sich nicht absprechen. Eben sie treibt zur vergleichenden Betrachtung, aus welcher die Differenz oder Indifferenz sich zu ergeben hat.

Damit es nicht scheine, als wollten wir uns leichtes Spiel machen, so stehen wir nicht an, dem Thiere — manche werden es als ein Viel zu Viel ansehen — sogar Bewußtsein zuzuschreiben. Es empfängt nicht nur Reize, es empfindet sie auch. Es unterscheidet nämlich die neuen Veränderungen von sich und bezieht sie auf sich. Dieses „sich" ist, wie es sich später ergeben wird, nicht Geist, sondern der innerliche, dem leiblichen entgegengesetzte Pol des animalischen Erscheinungslebens, die gewöhnliche Zuständlichkeit des Thieres, an der die Veränderung vor sich geht, oder die stets gegenwärtige Summe der für seine Daseinsbehauptung unumgänglichen inneren Bethätigungen. Diesen Lebenskern sich anschaulich zu machen wird insbesondere einer gewissen mechanistischen Schule gelingen, welche die gleichen Vorstellungen sogar zur Einheit des Ich's sich verstärken und verdichten läßt. An

der Hand dieser Unterscheidung der Zustände localisirt das Thier seine Empfindungen, kratzt die juckende Haut, leckt die Wunde. Es ist nur eine weitere Folge dieses Projicirens, wenn es den von außen kommenden Eindruck wieder nach außen verlegt. Denn daran zweifelt wohl niemand, daß das Thier sich von den Gegenständen, und nicht minder diese gegen einander unterscheidet. Wählt es nicht die nährenden und heilenden Pflanzen aus den schädlichen und giftigen heraus, bleibt es nicht ungeachtet des quälendsten Hungers Steinen gegenüber indifferent, flieht oder lauert auf je nachdem es Feinde oder Beute wittert?

Der Mensch treibt die Unterscheidungen noch viel weiter. In seinem Werke „Gott und die Natur" entwickelt Ulrici, wie die Triebe von den Objecten, wie letztere als Zweck und Mittel, wie die Zustände vor der Befriedigung von jenen nach derselben unterschieden, aus den erfolgenden Störungen und Förderungen unseres Gesammtzustandes die verschiedenen Werthe jener Befriedigungen erkannt werden, und wie mit der unterscheidenden Uebersicht aller dieser Thatsachen unseres Bewußtseins Erwägung und Entschließung sich einfinden.

Betrachten wir uns diese Ueberlegung näher, so überzeugen wir uns leicht, daß sie nicht möglich wäre ohne das quos ego, welches wir den Anforderungen der Triebe oder dem Sturme der Leidenschaften entgegensetzen. Wir gelangen durch diese Schwebe zur Erkenntniß von Zuständen, welche der Erscheinung vorangehen und ihr ganz nahe stehen ohne doch sie selbst zu sein. Wir nennen diese verborgenen Prämissen der Thätigkeit: Kräfte und Vermögen — nicht ganz unähnlich der Hexis und Dynamis des Aristoteles — je nachdem sie dem Heraustreten näher oder entfernter stehen. Die Distinction zwischen Vermögen und Thätigkeit ist darum höchst beachtungswerth, weil sie dem Bedürfnisse, hinter die Erscheinung zu kommen, den Weg bahnt. Dieser Drang erweist sich schon im unwissenschaftlichen Erkennen, das nicht mit den Wahrnehmungen des Veränderlichen und Vergänglichen sich begnügt, sondern nach bleibenden, einheitlichen Bestimmungen trachtet. Ebenso sind die Zwecke, die wir praktisch zu erreichen suchen, etwas festes und einheitliches schon im Gegensatze zu der Verschiedenheit von Mitteln, die wir nur vorübergehend benützen. Beide Richtungen, die letztere wie die erkennende, bleiben aber so lange unbefriedigt, bis sie nicht in einem höchsten Gedanken, und einem Haupt- oder Endzwecke ihre Ruhepunkte gefunden haben. In diesem Fortstreben von den Erscheinungen stoßen wir in uns zuerst auf die Vermögen. Sie sind nämlich weder so flüchtig, noch so wechselnd, wie die Erscheinungen. Diese treten aus ihnen heraus und sinken wieder in sie zurück. Vorstellungen und Triebe, die wir für abgethan hielten, überzeugen uns durch ihr plötzliches Hervorbrechen oft nach sehr langen Pausen, daß sie in einem ungeahnten Dunkel ihr mysteriöses Wesen fort und fort getrieben haben. Gehören so die Vermögen zu den Erscheinungen, wenn auch zu den latenten, so sind sie schon durch ihre Mehrzahl nicht geeignet den gewünschten Abschluß zu bilden. Es ist daher selbst mit der erwähnten Unterscheidung das Bewußtsein, d. i. das Innewerden, Distinguiren und Com-

biniren, Verallgemeinern und Sondern der Erscheinungen nicht überschritten, und das Bedürfniß des Geistes nach dem Beharrlichen nicht erfüllt. Und doch liegt das Unterscheidende des Menschen in seinem Selbstbewußtsein! Dieses wird somit die Erreichung des Nichterscheinenden, des aller Verschiedenheit, Vielheit und allem Wechsel zu Grunde liegenden, verharrenden Trägers, und seine Unterscheidung von der Erscheinung zu bedeuten haben. Mit diesem Schritte kommen wir aus dem Gebiete des bloß Phänomenalen heraus und betreten das ganz verschiedene Terrain des Realen.

Es entsteht hier sogleich die Frage, warum das Thier, das doch ein Selbstständiges und Reales ist, nicht auch zum Selbstbewußtsein gelangt? Wie Aristoteles den Gedanken des Vermögens in die Philosophie einführte, so auch den des von der Materie unabhängigen Für-sich-seins (Choriston). Der Nus oder Geist war ihm ein solches und daher verschieden von der Psyche, die er als etwas zum Körper gehörendes, von ihm nicht abtrennbares erklärte. Sonderbarer Weise galten ihm Psyche und Körper dennoch als zwei Principien, als Potenzirungen seines Urgegensatzes von Form und Materie, von kraftthätiger, bildender, belebender Ursache einerseits, und von bloß passiver, todter, das Substrat abgebender andererseits. Beide ließ er in den thierischen Verrichtungen der Ernährung, Empfindung, Vorstellung, Strebung ꝛc. derart sich ineinander verschlingen, daß an eine Trennung nicht zu denken sei. Die spätere Zeit konnte vor dem Widerspruche einer kraftlosen Hyle, welche dennoch den Träger der nichtsubsistenten Formen abgeben, als Individuationsprincip sie in Raum und Zeit begrenzen sollte, und sogar ihrer gestaltgebenden Macht, z. B. in den Mißgeburten, Widerstand entgegenzustellen wagte. bei aller Achtung vor dem großen griechischen Denker die Augen nicht verschließen, Sie mußte den dringenden Thatsachen einer fortgeschrittenen Naturforschung gegenüber sich dazu verstehen die Materie von dem Banne des Todes zu erlösen, indem sie ihr statt der bloß mitgetheilten und geborgten, eigene und innewohnende Kräfte zuerkannte. War aber einmal der schroffe Gegensatz durchbrochen, so konnten Materie und Form nicht mehr als zwei Principien festgehalten werden. Bei dem Versuche aus dem einen dieser Factoren den andern hervorgehen zu lassen, erschien es eben so unbegreiflich wie der bestimmte Formbegriff den gestaltlosen, grenzenlosen — apeiron — Stoff hervorbringen, oder umgekehrt, wie das Gegentheil des Gedankens aus sich das Denken erzeugen solle. So wurde man endlich hingetrieben die unläugbare Zweitheiligkeit von Kraft und Stoff als Momente desselben Princips, der Natur, zu begreifen. Als Analogie bietet sich der Magnetismus, der, wenn er sich kundgiebt, an zwei Pole vertheilt erscheint, die aber ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Wirkungen dennoch untrennbar sind. Kraft und Stoff, Seele und Leib sind daher, wie eine neueste Psychologie mit Recht behauptet, identische Dinge. Jetzt wird uns die Ansicht des Aristoteles von ihrer Verschlungenheit und Untrennbarkeit im wahren Lichte begreiflich. In der nur polartigen Differenzirung des Identischen liegt der Grund, daß das bloße Naturwesen die Verrichtungen des einen Factors von denen des andern, und noch viel weniger diese

beiden Bethätigungen von ihrem Träger zu unterscheiden, diesen zu erfassen und das Selbstbewußtsein zu erreichen vermag.

Wie verändert sich die Scene, sobald der Geist als Beobachter eintritt! Denn nur er ist im Stande das Verwickelte zu entwirren, den steten Fluß zu hemmen, den vielgestaltigen Proteus zu fassen. Vor ihm enthüllt das Thier seine Functionen des Empfindens und Vorstellens als Abbilder der Gegenstände, als Verinnerlichungen des Aeußern. Auch die weiter fortgeschrittenen Bildungen von Gesammtvorstellungen oder Schematen und von Arts- und Gattungsbegriffen erweisen sich als die gleichen Verrichtungen, nur höherer Art, als vereinfachte, umfangreiche Contouren, die aber ebenfalls Nachbilder von außen und zugleich Vermittlungen nach innen sind. Beides wird gewöhnlich zu wenig berücksichtigt. Große Naturforscher nehmen die ehemalige Existenz von allgemeinen Urformen an, aus welchen die Classen, Ordnungen ꝛc. sich herausspecificirt hätten. Dana, der berühmte americanische Geologe, nennt sie comprehensive types, Complicationstypen. Solche sind ihm am Ende des azoischen Zeitalters die Protophyten, Gewächse mit thierischen Regungen, als Anfänge der Organismen. Mit Agassiz erblickt er in den devonischen Fischen mit ihren Reptilien-Anklängen das Schema, aus dem beide hervorgingen. Die Cölacanthinen sind für Burmeister die Prototypen aller Fische, die Labyrinthodonten „die Amphibien überhaupt, die Gesammtamphibien, aus denen die Einzelgruppen explicite resultiren". In diesem Lichte betrachtet ergeben sich die Collectivbilder und Gedanken als mysteriöse Spiegelbilder urweltlicher Complicationsgestalten. Wie aus den stofflichen Gemeinschaftsformen mittelst sondernder Analyse das Einzelne hervorgeht, so wird letzteres durch Abstraction des Besondern wieder zu den innerlichen Gemeinschaftsformen zurückgeführt. Diese erweisen sich dadurch als das Resultat eines Reductionsprocesses, in welchem früher Veräußertes zuletzt verinnert wird. Sie bilden somit das Zu-sich-kommen der Natur. Sie haben aber noch eine weitere, wichtige Bedeutung. Säuglinge, Idioten ꝛc. haben bekanntlich weder Selbstbewußtsein, noch sonst geistiges Wissen. Als Grund giebt man allgemein den Mangel der psychischen Reife an. Das ist ganz richtig; nur sollte man ihn exacter als den Abgang der erwähnten höheren Functionen bezeichnen. Die Schemata sind nämlich *höhere Einheiten*, wenn auch nur aus Theilen bestehende. Die Begriffe ferner enthalten das *Nothwendige*, indem sie jene Merkmale umfassen, die niemals fehlen können. Dadurch bilden sie eine Ueberleitung zu dem Geiste, der aber freilich in seiner theillosen Einheit und durch die Nothwendigkeit, die sich ausspricht in dem bekannten: „Denke oder erscheine ich, so bin ich ein Reales" — im Gegensatze zu ihnen steht. Aber auch durch die mittelst der genannten Thätigkeiten gewonnene übersichtliche Anordnung der Vorstellungsmassen, und noch mehr durch die bei der Verallgemeinerung fortschreitende Entleerung des Inhalts — drängen diese schwebenden, umrißlichen Gruppen zu einer Ausfüllung, die sie nicht in der Zurückwendung zu den Einzelnerscheinungen, über die sie sich erhoben haben, sondern in der Erkenntniß des Woher und Wozu, der Principien und Zwecke der sinnfälligen Welt zu erreichen haben. (Schluß folgt.)

System des österr. allgem. Privatrechtes.

Von Dr. **Joseph Unger**, ö. Professor der Rechte an der Wiener Universität.

6. Band. „Das österreichische Erbrecht.“ — (Leipzig 1864, Breitkopf u. Härtel.)

Mit besonderer Freude begrüßen wir das Erscheinen dieses neuesten Bandes von Ungers „System des österr. Privatrechts“, weil mit demselben die Ausführung des besondern Theils dieses Systems bereits zur Thatsache geworden ist und somit jede bei der Größe der gestellten Aufgabe gewiß nahegelegene Besorgniß schwindet, der geehrte Verfasser könnte sich etwa nach Beendigung des allgemeinen Theils von der Ausführung dieses wahrhaft herkulischen Werkes abschrecken lassen oder durch die Verhältnisse davon abgehalten werden. Ja, daß es mit Ueberspringung des Sachen-, Forderungs- und Familienrechtes gerade das Erbrecht, der „Schlußstein im Systeme des Privatrechtes“ ist, welches uns hiemit in abgeschlossener Bearbeitung vorliegt und daß uns der Herr Verfasser nach dem zweiten Bande des Systems sofort den sechsten bietet, ist wohl eine weitere Gewähr, daß auch die dazwischenliegenden Bände des „besondern Theiles“ ihrer Vollendung bereits entgegensehen, und wahrscheinlich nur Opportunitätsgründe, wie etwa der Zusammenhang mit der letzten Publication des Verfassers („Die Verlassenschaftsabhandlung in Oesterreich, Ein Votum für deren Aufhebung“) oder die Rücksicht auf den eben in Berathung befindlichen Entwurf eines allgemeinen deutschen Obligationenrechtes, die Vorausschickung des Erbrechtes veranlaßten.

Daß auch dieser Band von der vollständigen Beherrschung des Stoffes, von der Schärfe und Sicherheit der Auffassung, so wie von der umfassendsten Belesenheit des Herrn Verfassers glänzendes Zeugniß giebt, bedarf kaum der Erwähnung; er hat uns an diese Vorzüge seiner Arbeiten bereits gewöhnt, und sein Werk lobt in dieser Hinsicht den Meister am besten selbst. In der äußern Anordnung des Stoffes hat der Verfasser gegenüber den beiden ersten Bänden des Systems eine Aenderung vorgenommen, die gewiß Beifall verdient. Er giebt nämlich, wie Arndts in seinem „Lehrbuch der Pandekten“, in diesem Bande zu den einzelnen Paragraphen zunächst begleitende Noten unter dem Texte, welche sich auf das Citat der Belegstellen beschränken, und dann ausführlichere Anmerkungen nach dem Texte, welche die nähere Begründung streitiger oder zweifelhafter Punkte so wie polemische und kritische Ausführungen enthalten. Dadurch ist der dogmatische Inhalt des österr. Rechts, auf welchen sich der Text der Paragraphe beschränkt, von dem comparativen, kritischen und polemischen Apparate äußerlich so bestimmt und scharf geschieden, wie es in den früheren Bänden noch nicht der Fall war, und wie es zur Vermeidung jeder Unklarheit und Unsicherheit über das, was als geltendes Recht hingestellt wird, doch wünschenswerth ist.

Bezüglich der erwähnten, unter dem Texte fortlaufenden Belegstellen dürfte übrigens noch eine Bemerkung am Platze sein. Diese Noten sind nämlich in

weitaus überwiegender Zahl Citate von Stellen des römischen Rechts, so daß man auf den ersten Anblick einer solchen Textseite ganz gut glauben könnte, man habe ein Pandekten-Lehrbuch in der Hand. Es ist nun klar, daß diese Citate in einem Lehrbuche des österr. Rechts nicht dieselbe Bedeutung haben können, wie in einem Lehrbuch des römischen Rechts, da sie dort nur als Parallelstellen gelten können, während sie hier Beweisstellen sind. Dessen ist sich natürlich auch der Herr Verfasser vollständig bewußt, und er citirt daher die Beweisstellen für seine Lehrsätze in der Regel unmittelbar im Texte selbst. Bisweilen finden sich aber doch solche Beweisstellen, Citate aus geltenden österr. Gesetzen, auch in jenen Noten, mitten unter den Citaten des römischen Rechts, und diese äußerliche Vermengung oder Gleichstellung so ungleichwerthiger Belege ist gewiß nicht zu billigen. Fürwahr, wenn man diese sorgfältige Belegung jeder Textesstelle mit Citaten aus dem römischen Rechte sieht, und die Ausführung so mancher lediglich gemeinrechtlichen Controverse in den Anmerkungen findet, so möchte man beinahe glauben, der Herr Verfasser habe in dem vorliegenden Bande ein Lehrbuch des österreichischen und gemeinen Erbrechts liefern wollen.

Wahrscheinlich wollte jedoch der Herr Verfasser mit diesen massenhaften Belegstellen aus dem gemeinen Rechte nur ad oculos demonstriren, welch' reiche Fundgrube dasselbe auch für die Darstellung und Behandlung des österreichischen Rechts biete. Allein einerseits führt eben diese Art der Berufung auf das gemeine Recht die Gefahr mit sich, daß man allmälig darauf vergißt, wie denn doch die gemeinrechtlichen Bestimmungen nur insoweit für das österr. Recht verwendbar seien, als sie mit den Bestimmungen des letzteren oder doch mit dem Geiste derselben in Einklang stehen, also sich aus demselben ableiten oder in dasselbe einfügen lassen, mit einem Worte, daß der eben berührte Unterschied zwischen bloßen Parallelstellen und Beweisstellen unmerklich verwischt und das Corpus juris unmittelbar als Rechtsquelle behandelt wird, welche es für das österr. Recht denn doch nicht ist. Andererseits hat der Herr Verfasser durch den ganzen Inhalt seines Werkes jenen Beweis ohnedies auf die überzeugendste Art geliefert, so daß es dieser speciellen Demonstration hiezu nicht bedurft hätte. Auch der vorliegende Band ist reich an Ausführungen, welche die gemeinrechtliche Doctrin mit bestem Erfolge für das österr. Recht verwerthen und Licht und Klarheit in dessen Bestimmungen bringen. Welche Sicherheit und Consequenz bringt der Verfasser durch diese Behandlung z. B. in die Lehre vom Erbvertrage, vom Erbschaftskaufe, von der Schenkung auf den Todesfall!

Daß wir dessen ungeachtet dem Herrn Verfasser nicht überall beistimmen können, wo er eine von der bisherigen Auffassung abweichende Ansicht entwickelt, versteht sich bei einem so umfangreichen Gebiete von Controversen wohl von selbst. Bisweilen scheint es uns eben, als habe er sich durch die Rücksicht auf das gemeine Recht zu weit vom Boden des österr. Rechts abziehen lassen. Es ist natürlich nicht hier der Ort, solche Differenzpunkte hervorzuheben und zu erörtern; wir hoffen, dazu noch in einem Fachblatte Gelegenheit zu finden. Daß übrigens der

Herr Verfasser selbst weit davon entfernt ist, seine Ansichten etwa als unumstößliche Dogmen aufzustellen, zeigt er eben im vorliegenden Bande aufs beste, indem er darin manche seiner früher ausgesprochenen Ansichten, zum Theile ohne Widerspruch erfahren zu haben, zurücknimmt oder berichtigt.

Nur über die allgemeinen Betrachtungen, mit welchen der Herr Verfasser das Erbrecht einleitet, wollen wir uns hier eine Bemerkung erlauben; einmal weil sie denn doch als an der Spitze des Werkes stehend jedem Leser zunächst in die Augen fallen, dann weil das scharfe Verdict, welches der Verfasser in der Anmerkung 1 über abweichende Anschauungen fällt, zu einer näheren Prüfung seiner eigenen gewissermaßen herausfordert. Auch in den früheren Bänden des Systems waren es eben derlei allgemeine einleitende Reflexionen, welche uns am wenigsten gelungen schienen, und wir müssen diesmal dasselbe sagen. So beginnt der Herr Verfasser mit den Worten: „Es ist ein sowohl in der allgemeinen Rechtsüberzeugung als in der geistigen Natur des Rechts tief begründeter Satz, daß der Tod, wie über die Welt des Geistes überhaupt, so über den Organismus des Rechts keine Macht hat. In diesem Gedanken wurzelt das Erbrecht." Nun kann man vom „Organismus des Rechts" doch nur mit Beziehung auf das objective Recht, auf die Rechtsordnung sprechen, und den obigen Satz daher nur dahin auffassen, daß der Tod über die bestehende Rechtsordnung keine Macht hat. Das bedurfte nun gewiß nicht erst einer Begründung und darum handelt es sich hier auch gar nicht, sondern um die Begründung oder Erklärung, wie eine Fortdauer oder Fortsetzung der Rechtsverhältnisse eines Verstorbenen, also das Recht der Beerbung desselben oder das Erbrecht im subjectiven Sinne, statthaft sei? Hierüber sagt nun obiger Satz offenbar gar nichts, und daß der Herr Verfasser nicht etwa der Meinung ist, der Tod habe auch über die subjectiven Rechtsverhältnisse keine Macht, zeigen gleich die nachstehenden Worte: „Mag auch das Individuum hinwegsterben, die ihm nicht persönlich anhaftenden Rechtsverhältnisse bestehen fort." Der Herr Verfasser unterscheidet also selbst zwischen Rechtsverhältnissen, die dem Individuum persönlich anhaften und daher nach dessen Tode nicht fortbestehen, über die der Tod also offenbar eine Macht hat, und solchen, bei denen dies nicht der Fall ist. Da nun „die geistige Natur des Rechts" in diesen beiden Arten von Rechtsverhältnissen gewiß gleichmäßig waltet, so kann „in diesem Gedanken" das Erbrecht, welches doch nur bei der einen dieser Arten von Rechtsverhältnissen Platz greift, offenbar nicht „wurzeln".

Wenn der Herr Verfasser dann weiter paraphrasirt: „So sind die rechtlichen Mächte das Dauernde und Wesentliche, die Personen dagegen das Wechselnde und Zufällige", so sind wir wieder in Verlegenheit, was wir uns unter diesen „rechtlichen Mächten" denken sollen? Der richtige Kern des Ganzen scheint uns demnach nur der, daß „das Vermögen seinen Herrn überdauert", und daß dasselbe mit des letzteren Tode „nach der allgemeinen Rechtsüberzeugung" nicht auseinanderfallen dürfe, sondern die dasselbe constituirenden Rechtsverhältnisse fortgesetzt werden müssen. Damit hätten wir uns recht gerne begnügt, und dann „die tiefere

Begründung und weitere Durchführung dieses Satzes" mit dem Herrn Verfasser (Anm. 1) getrost der Rechtsphilosophie überlassen.

Der Herr Verfasser betritt übrigens nach jenen wenigen einleitenden Sätzen sofort den Boden des positiven Rechts und giebt uns in der ganzen Darstellung desselben keinen weiteren Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen wie die eben gemachten. Im Gegentheile ist diese Darstellung durchwegs durch Klarheit und Bestimmtheit der Gedanken, so wie durch Schärfe und Präcision des Ausdruckes ausgezeichnet Welches reiche Material insbesondere in den Anmerkungen aufgearbeitet vorliegt durch die nähere Erörterung aller zweifelhaften Punkte, durch die stete und genaue kritische Würdigung aller einschlägigen Leistungen der österreichischen so wie der neuern gemeinrechtlichen Litteratur bis auf die jüngste Zeit herab, endlich durch fortwährende vergleichende Blicke auf andere Gesetzgebungen und insbesondere auf die neueren deutschen Gesetzentwürfe, wurde bereits oben angedeutet. In der Lehre von der „Anrechnung" (in den Erb- und Pflichttheil) scheint uns übrigens der Herr Verfasser die neueren Versuche der Aufstellung einer richtigen Anrechnungsmethode seit Härdtl denn doch etwas zu summarisch zu verwerfen. Er sagt darüber S. 346, N. 11: „Nichtsdestoweniger hat in älterer wie in neuerer Zeit gar Mancher seinen Witz daran versucht eine andere Anrechnungsmethode aufzufinden. Durch diese immer wieder bis zum Ueberdruß erneuerten Versuche ist unsere particularrechtliche Litteratur über diese Frage, welche auf dem Gebiete des gemeinen Rechts gar nicht bestritten ist, sondern als selbstverständlich ganz kurz und obenhin abgethan wird, zu einem alles Maß übersteigenden Umfang angeschwollen, welcher unwillkürlich an das Wort Goethe's erinnert: „Das ist eine von den alten Sünden, Sie meinen, Rechnen das sei Erfinden." So gerechtfertigt wir im Allgemeinen den Ueberdruß an den meisten dieser Versuche finden und so gelungen uns die Anwendung des Goethe'schen Ausspruchs auf dieselben erscheint, so möchten wir doch einen dieser Versuche davon ausgenommen wissen, nämlich den des Herrn Dr. Blitzfeld in seiner trefflichen Abhandlung über diesen Gegenstand in Nr. 94—97 der „Allgem. österr. Gerichtszeitung" vom J. 1856. Blitzfeld hat sich vielmehr gar nicht mit dem „Erfinden" befaßt und lediglich an das „Rechnen" gehalten; er hat sich bemüht, die gesetzlichen Bestimmungen über die Anrechnung auf ihren (hier anwendbaren) mathematischen Ausdruck zu bringen, und daraus mit der unabweisbaren Logik mathematischer Formeln die weiteren Consequenzen zu ziehen. Trifft er dabei auch in der Hauptsache mit den Resultaten der gemeinrechtlichen (Härdtl'schen) Anrechnungsmethode zusammen, so ergeben sich doch unter bestimmten Voraussetzungen Differenzen, und hier muß, wie uns scheint, denn doch der mathematischen Deduction unbedingt der Vorzug eingeräumt werden.

Zur Würdigung des vorliegenden Werkes im Allgemeinen wird das Gesagte genügen. Jeder Leser des Werkes wird sicherlich mit uns die Ueberzeugung theilen, daß der geehrte Herr Verfasser in demselben nicht nur einen neuen Beweis seiner

riesigen Arbeitskraft geliefert, sondern sich auch einen neuen Anspruch auf den Dank aller Freunde der Rechtswissenschaft in Oesterreich erworben habe.

Dr. P. Harum,

Aus fünf Jahrhunderten deutscher Litteratur.

K. Müllenhoff und W. Scherer: „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert." Berlin 1864, Weidmann'sche Buchhandlung.

Wilhelm Scherer: „Ueber den Ursprung der deutschen Litteratur." Berlin 1864, G. Reimer.

(Schluß.)

Doch kehren wir zur karolingischen Geistlichkeit zurück. Es schien nicht genug, daß der einzelne Priester in deutschen Versen irgend einen Theil des neuen Heiles der heimischen Anschauung mehr oder weniger glücklich anpaßte. Wie die alten Germanen die Thaten und Geschicke ihrer Volkshelden zur Harfe sangen, so soll- ten die Neubekehrten jene erhebenden Begebenheiten in lebendigem Gesange feiern, welche das Evangelium oder die Ueberlieferung ihnen als ehrwürdig vor Augen stellte. Um nun dem vorausgesetzten religiösen Gefühle des Volkes musikalischen Ausdruck zu verleihen, wählten die Priester eine Form, die in Deutschland lange schon heimisch war, das Strophenlied, das entweder in einzelnen zweizeiligen Strophen seinen Inhalt zusammenfaßte oder aus Wiederholung solcher Strophen ein Ganzes bildete oder schließlich die Reihen zweizeiliger Strophen an gehobenen Stellen durch dreizeilige unterbrach. Diese für die deutsche Lyrik charakteristische Anwendung verschiedener Maße führte dann natürlich zu umfänglicheren Strophencompositionen. Entsprechend der einfachen Wiederholung gleicher Strophen blieb auch die Melodie dieselbe, verschieden gebaute Strophen dagegen hatten verschiedene Weisen. Vom Volke war diese Form sehr bequem gehandhabt worden zu Liebesliedern ziemlich derber Natur, wie es scheint, zu Tanz- und Spottliedern und zu Gelegenheitsgedichten verschiedenster Art. Wir wissen, wie die Kirche, wie Karl der Große selbst die Klöster rein zu erhalten suchte von solchem Unfug, wir können aus dem Abscheu, den die kirchlich gesinnten Schriftsteller vor diesen barbarischen Gesängen äußern, so wie aus den wenigen ähnlichen Ueberbleibseln, zum Theil späterer Zeit, uns eine recht vortheilhafte Meinung von der unmittelbaren Frische und Sinnlichkeit derselben machen. Um eine Probe von dem Charakter dieser Lieder zu geben: zeigt es nicht Gewandtheit und Einlebung in die poetische Form, wenn ein Spielmann den Kaiser Karl für Graf Uodalrich, der nach dem Tode seiner Schwester, der Königin Hildegard in Ungnade gefallen war, durch folgende Verse günstig zu stimmen sucht:

Nu habet Uodalrich firlorem erono gilih [1]
ostar enti westar, sid irstarp sin suestar?

[1] Alle Ehren.

Wirkungsvoll auch muß es geklungen haben, wenn ein gewisser Liubene, der zu seiner Tochter Hochzeit köstliches Weizenbier gebraut hatte, dieser unnützen Kosten wegen verspottet wird, da ja Starzfidere (fingirter Name des Bräutigams) ihm doch die Braut wieder zurückgebracht habe.

Doch nicht nur zu derartigen, ganz persönlichen, für den Augenblick berechneten Dichtungen finden wir das Strophenlied verwendet. Auch epische Erzählungen der Helden- und Thiersage tragen dieses lyrische Gewand. Man kann sie Balladen oder Romanzen nennen, wenn man die größere Erregung, den innigeren Antheil des Erzählers als denjenigen Unterschied faßt, der diese Dichtart von der einfachen epischen Erzählung unterscheidet. Der rasche Bericht oder die Reflexion erscheint hier wie billig in den regelmäßigen zweizeiligen Strophen; die gehobene Beschreibung bedient sich des längeren Maßes. Wenn also z. B. in einem Jagdabenteuer der Bote von dem verwundeten Eber erzählt, so beginnt er gemessen:

Der eber gat in litun [1], tregit sper in situn,
Sint bald ellin [2] ne lazet in vellin [3];

dann aber schildert er kräftig und sinnlich:

Imo sint fuoze fuodermaze [4],
imo sint purste ebenho forste
unde zene sine zwelifelnige [5],

Diesen so beleblen Formen die neue transcendente Anschauung rein unterzulegen, ließ nicht dauernden Erfolg hoffen. Doch fand der karolingische Clerus es zu lockend, derart dem Volke in seiner Weise vorzuempfinden; und so dichteten die Priester in der alten Weise ihre neuen „Lieder für das Volk“. Ein solches Lied ist der Petrusleich, eine trockene Anrufung seiner Fürsprache und Bitte um Gnade für die unseligen Menschenkinder. Aber die lebensfrohen Heidenchristen fühlten sich noch nicht unselig. Nicht nachhaltigeren Erfolg hatte die biblische und legendarische Erzählung. „Christ und die Samariterin“ war ein trauriger Ersatz für die alten, den eddischen ähnlichen Gesprächslieder. Noch mühsamer leitet im „h. Georg“ Reim- und Versnoth einen Gedanken zum andern. Wie von schwerer Zunge und Müh und Qual des hart entwickelten Gedankens gehemmt, stößt sich die Erzählung ruckweise vorwärts; wie um einen Anlauf zu nehmen wiederholt der Dichter die gerade gefundene Phrase und setzt Gemeinplätze in Parenthese, wo der Gedanke zu kurz gerieth. Und wie konnte der Stoff dem Laien ein anziehender sein, wenn die Wunder bloß angedeutet, ohne den geringsten Ansatz zur Schilderung einfach verzeichnet werden, wenn ihm, dem deutschen Manne, zugemuthet wird, geduldig

[1] Bergabhang.
[2] Kühne Kraft.
[3] Fallen.
[4] Einer Wagenlast gleich.
[5] 12 Ellen lang.

aber auch ohne merklichen Nachtheil erduldete Martern erbaulich oder erhebend zu finden. So ging es nicht. Aber eine glückliche Hand hatte der Priester, der zuerst das politische Ereigniß der Gegenwart in die altheimische Liedform brachte, und es erfüllte mit christlichem Geiste und mit dem Pathos des vom jungen Siege strahlenden neuen Glaubens. Karlmann, Ludwig des Deutschen Sohn, Ludwig III., der Sieger von Saucourt, und Andere waren die Helden solcher Lieder. Nicht als eine römische, unheimliche Macht steht nun das Christenthum der Nation gegenüber, es erscheint verschmolzen mit der gewandten Kraft und tüchtigen Innigkeit des deutschen Geistes, als die Betrachtungsweise, in der der Deutsche sich einem Ideale sittlichen Werthes am nächsten fühlte. Natürlich hatte die Lehre des Evangeliums nicht nur in Sachsen Concessionen an die Nation machen müssen. Mag auch im Ludwigsliede die Auffassung des Normannenzugs als eine von Gott zur Strafe für die Sünde geschickte Heimsuchung noch etwas fremd, ja unbehaglich, die Lehre des Königthums von Gottes Gnaden noch etwas römisch erschienen sein, daß der Dichter, der den Krieg als Glaubenskrieg auffaßte, zugleich alles, was der germanische Geist an Krieg und Königthum poetisch empfand, willig aufnahm, die freudige Lust am wilden Kampfesspiel, das wechselseitige, waffenbrüderliche Vertrauen zwischen König und Mannen, ist eine für die Entwicklung der christlich deutschen Poesie höchst wichtige Accomodation. Das Christenthum hatte gezeigt, daß es das Schönste, was das deutsche Leben bot, in sich vereinen konnte, und damit hat es die deutsche Poesie und Cultur gewonnen. Mag auch z. B. das angelsächsische Byrhtnots Lied weit edler und einheitlicher in Stil und Farbe sein, es ist ein heidnischer Nachhall; das Ludwigslied aber erschließt eine neue Poesie.

Aehnlich, ja noch einhelliger deutsch müssen wir uns vorstellen, was auf Hatto's Verrath, auf die Schlacht bei Eresburg u. s. w. im zehnten Jahrhundert gesungen wurde.

Aber nicht bloßes Mißgeschick ist es, daß wir über die deutsche Romanzenpoesie des zehnten Jahrhunderts nur Muthmaßungen haben: in den furchtbaren Erschütterungen der Normannen- und Ungarnkriege, die Karls des Großen Werk in Frage stellten, waren viele Früchte der von den Gelehrten des großen Kaisers gepflanzten deutschen Bildung verloren gegangen. Unter den aus feinem Stoff geformten Ottonen sehen wir ein Sinken des deutschen Geistes, der sich auch in der rauh deutschen Zeit der fränkischen Kaiser nicht plötzlich hob. Allgemeinere Bildung hatte die höheren Stände so weit geführt, daß sie in der deutschen Kunst nichts dem analoges fanden, was römische oder griechische Gelehrte sie zierlich und schön zu finden bewogen hatten. Der Geist der modernen Zeit war aber wieder zu mächtig, um einen fremden etwa antiken Inhalt zu vertragen; und da das was wir hier „modern“ nennen, vorzugsweise verfeinerte Weltlust war, so ist es natürlich, daß nicht bloß Krieg und Politik einziger poetischer Stoff blieb, sondern daß das Privatleben nun nicht allein als Object des persönlichen Witzes, sondern auch als Inhalt der erotischen oder interessanten Erzählung der Poesie gewonnen wurde. Den neuen Inhalt der deutschen Persönlichkeit paßte man nun — auf-

fallend auf den ersten Anblick, aber ganz nothwendig und entsprechend — in ein fremdes, in lateinisches Gewand. Und wie eine Befreiung von schwerem Druck erschien dem gebildeten Deutschen die Fessel einer fremden Sprache. Man konnte nun in der Poesie zeigen, was man an neuen schönen Lebensformen gewonnen hatte. Heiterkeit, Humor, Sinn für die komische Situation, dann aber auch christliches Pathos treten uns hier zuerst entgegen. So war die lateinische Hofpoesie entstanden. Eingeleitet hatte sie die Barbarei der aus lateinischen und deutschen Versen gemischten Gedichte. Ein solches Lied, auf die Versöhnung Kaiser Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich, noch in den deutschen wechselnden Strophen gedichtet, zeigt, wie unmittelbar diese Gattung Poesie mit dem Leben zusammenhing; bekannte Thatsachen werden geradezu gefälscht, die für Herzog Heinrich so entehrende Scene wird gemildert, ja verwischt. Die Erzählung übrigens ist noch ziemlich trocken, sogar platt. Die anderen ganz lateinischen Gedichte sind auch metrisch der gerade modern gewordenen kirchlichen Form der Sequenzen ähnlich, die bekanntlich Notker Balbulus in der Mitte des neunten Jahrhunderts erfunden hatte. Die Melodie ist also das Maß, nach dessen kleineren und größeren Abschnitten sich die Größe der Strophen und die Länge der Zeilen in den darauf gedichteten Texten richten muß. Wie aber zwischen dem Sinne und der Musik eine wirkungsvolle Beziehung gesucht wurde, zeigt z. B. eine Stelle im Modus florum, der bekannten Erzählung von jenem König, der seine Tochter dem größten Lügner verspricht: die Pointe in der Erzählung des lügenhaften Schwaben und der entscheidende Ausruf des überraschten Königs wiederholen unmittelbar auf einanderfolgend dieselbe Melodie. Der Stoff war zum Theile historisch, wie im Modus Liebinc, der Kaiser Otto's II. Rettung durch einen Juden, einen Slaven und den deutschen Ritter Liubo feierte. Auf dieselbe Melodie ging ein gleichbenanntes Lied, das den Schwank vom Schneekind behandelt. Es erzählt: „Die Frau eines Kaufmannes, der auf Reisen gegangen, bewahrte ihre Treue schlecht; mimi iuvenes besuchten ihr Haus, und prægnans filium iniustum fudit iusto die. Der betrogene Gatte rächt sich, indem er das angeblich vom Schnee empfangene Kind verkauft und sich entschuldigt, es sei an der Sonne geschmolzen:

sic fraus fraudem vicerat:
nam quem genuit nix, recte hunc sol liquefecit.

Schon diese Verse zeigen den ungemeinen Fortschritt der poetischen Bildung; aber in der deutschen Sprache des zehnten Jahrhunderts wären sie kaum zu denken. Und nicht bloß die Antithese, auch die poetische Malerei erscheint in diesem Gedichte sehr ausgebildet; so schildert der Dichter, als der Kaufmann seine Heimat verläßt, die Fährnisse der Seereise höchst kräftig.

Vix remige triste secat mare,
ecce orta tempestate
furit pelagus, certant flamina, tolluntur fluctus.

Wie kräftig und dabei doch wie viel kunstvoller als das Ludwigslied ist die Schilderung der Ungarnschlacht am Lechfelde im Modus Ottinc. Am meisten aber von Einfluß für die künftige deutsche Poesie war die Darstellung der Erlösungsgeschichte im Modus Carelmanine und der Summa theologiæ. Die Macht und Herrlichkeit Gottes ist es zunächst, was die Phantasie des deutschen Gemüthes ergriff. Stellen wie die prunkhafte:

terram polum ignem pontum rex in pace componens,
regnum cuius finem nescit, sceptrum splendet nobile,
cœlo sedens, mundum implens factor facta continens.

sind oft mit Glück von deutschen Dichtern nachgeahmt und überboten worden.

Denn auch das christianisirte Germanenthum hatte sich allmälig als ein überwundener Standpunkt erwiesen. Die Transcendenz konnte sich mit der nationalen Sitte doch nur vertragen: man nahm wechselseitig was man brauchte, was man schätzte. Einer aus solchem Transigiren hervorgehenden Abschwächung und Oberflächlichkeit werden sich tiefer angelegte, leidenschaftliche Geister immer widersetzen. Die Kirche, gedrängt durch die französischen Asceten und Theologen, wollte sich reinigen von dem Weltschmutze, den sie durch ihre Berührung mit den Laien an sich gezogen hatte. Das war der Zug der Zeit, und alles was idealen Zielen zustrebte, diente dieser Idee. Deutschland aber unter dem rücksichtslosen Heinrich IV. wollte die Herrschaft über die Kirche, welche der gewaltige dritte Heinrich errungen, eher verstärken als hintangeben. In wie heftigen Kämpfen zwischen Pflicht und Neigung mußte um diese Zeit das deutsche Einzelleben geschüttelt werden! Denn bei jeder Entscheidung standen theure, ins Herz gewachsene Gewöhnungen des Lebens und Denkens auf dem Spiele. Durch die gregorianischen Bestimmungen wurde dann das politische und sociale Leben den eingreifendsten Veränderungen entgegengeführt.

Betrachten wir zuerst jene Art deutscher Gedichte, welche zwar unstrophisch, doch durch gewisse, ein bestimmtes Maß nicht überschreitende Abschnitte sich den lateinischen kirchlichen Sequenzen vergleichen. Ein höchst merkwürdiges Stück dieser Gattung ist „Himmel und Hölle“ von einem auch als Prosaiker ausgezeichneten bambergischen Priester. Die Aehnlichkeit mit den lateinischen Sequenzen ist hier noch durch die Reimlosigkeit, einer bei sonst ganz regelrecht gebauten Versen beinahe singulären Erscheinung, gesteigert. Obwohl der poetische Werth dieser Aufzählung jenseitiger Freuden und Leiden nicht zu überschätzen ist, so bezeugt doch der feine Gebrauch der Antithese — die Hölle wird z. B. charakterisirt als „Tod ohne Tod“ oder auf oxymorische Weise als das „reichste Schatzhaus aller Unwonne“ — den durch lateinische Poesie geschmeidigten deutschen Stil.

Doch ist dies nur eine Vorbereitung zu der kunstvollen geistlichen Dichtung, die im eilften und zwölften Jahrhundert das gereimte deutsche Strophenlied der kirchlichen Sequenzenform immer mehr und mehr zu nähern suchte. Hier zum erstenmal sehen wir deutsche Verse von fünf ja sechs Hebungen, je nachdem es

das musikalische Bedürfniß verlangt. Die Composition aber stand mit dem Aufbau der verschiedenen Gedankenreihen in engem Zusammenhang. Der Bau des Ganzen gipfelt sich gewöhnlich in der Mitte des Gedichtes zu einer metrisch und musikalisch ausgezeichneten Strophe und fällt dann mit Wiederholung der früheren Verhältnisse zum Schlusse ab. Eine Uebergangsform zu Gedichten dieser Art, also zur Summa theologiæ, zum Paternosterleich, zum Leich von der Siebenzahl, bildet der Ezzoleich, zugleich auch poetisch ein sehr bedeutendes Denkmal des eilften Jahrhunderts. Nicht bloß der kunstvolle Bau — denselben Vorzug hat auch die geistlose Summa theologiæ — auch eine bis jetzt noch nicht gekannte religiöse Vertiefung zeichnet diese Dichtung aus. Dies tritt besonders hervor an den Stellen, wo der gewaltige Weltschöpfer gepriesen, das Geheimniß seiner Menschwerdung bewundert wird. Eine neue weichere Zeit verkündet sich, wenn der Dichter die Armuth des Menschensohns in der engen Krippe gemüthvoll betrachtet oder mit dankbarer Liebe das Kreuz besingt als aller Hölzer bestes. Ja trotz aller Energie der Gesinnung, die noch nicht z. B. am Leiden des Messias ein sentimentales Gefallen sucht, fehlt es selbst nicht an gewissen sehnsüchtigen Lauten, die bezeichnend genug bei den Mystikern des 14. Jahrhunderts wiederkehren. Einer Segelstange vergleicht er das Kreuz des Erlösers, die Welt dem Meer; Jesus ist das Segel; und so fahren wir in das Himmelreich, unsere Heimat: „dar sculen wir lenten, gotelob!“

Die übrigen geistlichen Dichtungen, wie Summa theologiæ, der Leich von der Siebenzahl u. s. w., sind geistlose Producte ohne Reiz der Empfindung oder Schmuck der Sprache; aber sie sind interessant durch die genaue Bekanntschaft, die sie mit den neuen Formulirungen, in welche die französische Theologie die Resultate ihrer Untersuchungen gebracht hatte, verrathen. Nicht die wissenschaftliche Aufregung, die leidenschaftlichen Kämpfe, welche um diese Zeit die französischen Klöster und Universitäten belebten, hatten auf die deutschen Priester eingewirkt — aus zweiter Hand durch populäre Schriftsteller, wie den geist- und geschmacklosen Honorius von Autun, waren ihnen gewisse Formeln, Anschauungen, Allegorieen jener neuen, subtil scheidenden oder feurig empfindenden Theologie geläufig geworden. Das konnte keine lebendige Poesie werden. Es waren theologisch gelehrte, beinahe nur für Theologen verständliche Schulübungen.

Was man hier versäumte, ward von einer anderen Seite her reichlich eingebracht. Die weltliche Poesie eroberte sich den geistlichen Stoff; nicht eine gleichberechtigende Vereinigung des Fremden und Heimischen wurde mehr angestrebt, sondern der durch das Christenthum gebändigte deutsche Geist herrschte über den fremden heiligen Stoff. Die deutschen Spielleute, gewohnt nationale Romanzen in der althergebrachten Form der wechselnden Strophen zu singen, griffen nun, was sie aus der Bibel oder Tradition an heldenhaft abenteuerlichem Stoff brauchen konnten, heraus, ließen weg, änderten, setzten hinzu, wo sie ein fremder Zug verletzte, behandelten dann die Erzählung mit allem Apparate des epischen Stils, den stehenden Beiwörtern, Parenthesen, wiederholten Phrasen, und so entstanden

dann jene frischen biblischen Romanzen von Judith, von den drei Jünglingen im Feuerofen, von Salomon und dem Drachen, die zwar alle von christlichen Anschauungen erfüllt sind, aber ihr christianisirtes Deutschthum naiver Weise sogar in das alte Testament tragen. Eine solche Herrschaft über den fremden Stoff war seit der altniederdeutschen Evangelienharmonie nicht dagewesen, und ich wüßte nicht leicht ein Product altdeutscher Volkspoesie, das die kräftige Eigenart deutschen Geistes so deutlich zeigte, als das Gedicht von der Judith. Der Krieg, den König „Holoferne, der wider Gott stritt gerne" mit den „guten Israhelin", führte, ist ein Glaubenskrieg. Die jüdische Festung stellt sich der Dichter vor als eine deutsche Bischofsstadt, in der ein Burggraf die Gerichtsbarkeit hat. Selbst die biblischen Namen müssen bekannten weichen. So ist aus der Stadt Bethulia das aus dem Evangelium anheimelnde Bethania, aus der Dienerin Abra eine Ava, aus dem Hohenpriester Eliachim ein Bischof Bebilin geworden. So dichtete man am Rhein an der Grenze des eilften und zwölften Jahrhunderts.

Aber auch die geistliche Kunstpoesie hatte neben den etwas dornigen Pfaden der Summa theologiæ und der ihr ähnlichen Gedichte nun auch andere anmuthigere Wege eingeschlagen. Schon die Vorliebe, mit welcher die weltliche Poesie die Gestalt der Heldin Judith behandelte, hatte gezeigt, daß das deutsche Geistesleben auch allmälig die Frau in den Umkreis poetischer Betrachtung gerufen, ja ihr sogar eine besonders hervorragende, idealere Stellung gegeben hatte. Benützte der Priester die nach dieser Richtung hin erregte Phantasie, so waren ähnliche Resultate zu hoffen, wie sie die Verbindung christlichen Glaubenseifers mit deutscher Kampfeslust und Waffenbrüderschaft — jenen Saiten, die im neunten Jahrhundert vorzugsweise erklangen — erzielt hatte. So entstanden die Marienlieder. Noch zu Ende der fränkischen Zeit haben wir als die bedeutendste Erscheinung dieser Poesie das Melker Marienlied in strengem kunstvollen Bau. Als reine Jungfrau, als Mutter des Weltenschöpfers, als zweite bessere Eva wird Maria gepriesen. Dazwischen schiebt der Dichter in gehäuftem Anruf alle sich überbietende Pracht der biblischen Gleichnisse, welche die Kirche durch so lange Tradition auf Marien gedeutet hatte. So sehr auch das ganze reiche Kleid der Verse von der Zier solch byzantinischer Goldpatronen starrt, im Einzelnen zeigt sich doch geschmeidigere Bewegung. Auch wird schon neben der erhabenen Würde der Gottesmutter die Milde und Lieblichkeit der frommen Magd gepriesen: „Du bist ohne Galle gleich der Turteltaube". Als Grundcharakter der Anschauung erscheinen solche Bilder erst später. Einen bedeutenden Schritt weiter in der Mitbetheiligung des Dichters sehen wir im Arnsteiner Marienleich, dem lyrisch und metrisch bewegten Werke einer frommen Frau, die wohl wie Ava als von der Welt zurückgezogene Büßerin im Gefühl ihrer Sündhaftigkeit sich zu der mächtigen Fürsprecherin wandte. Das übrige dieser Litteratur steht dagegen zurück; der Zwang der Sequenzenform hindert den freien Fluß der Empfindung.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesen ausschließlich durch christliches Pathos belebten Dichtungen bilden die verschiedenen nun reich ausgeführten Segens-

sprüche. Ihr näheres Verhältniß zum Leben ist ihrem poetischen Gehalt zugutegekommen. Oder wo anders fänden wir so sinnliche Anmuth als z. B. im Münchner Ausfahrtssegen. „Zu des Herrn Füßen", sagt der Dichter, „habe er heute geschlafen, das Himmelskind, sein Friedensschild, habe ihn aufgeweckt, und so könne er wohl hoffen, daß heute die ganze Natur, Sonne, Mond und der Tagstern ihm hold sein werden; und seiner Feinde Waffen, die müssen billig liegen und schlafen oder so lind sein als meiner Frauen Haar". Kräftig fährt er dann fort: „Mein Haupt sei mir stählen; keine Waffe schneide darein; Mein Schwert allein will ich von diesem Segen scheiden: das schneide und beiße alles das ich es heiße, von meinen Handen und von Niemands andern."

Doch von diesen interessanten Litteraturfindlingen müssen wir wohl absehen, wenn wir sagen sollen, daß in den hier behandelten Gedichten sich Ansätze finden, die eine Verbindung dieser nach Gestalt und Stil ringenden Epochen mit der höfischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts wenigstens andeuten. Solche Zeichen der neuen Zeit sind die Marienlieder und besonders der Ausdruck solcher religiöser Empfindungen, in denen der einzelne Mensch sein schwaches Ich in Beziehung setzt zu dem übersinnlichen Ideal, also Sündenklagen u. ä. Faßt man aber auch hinzu die im Südosten nie ganz erloschene Gelegenheitspoesie, die noch sehr epische österreichische Lyrik mit ihren herben, wortkargen und doch so unmittelbaren Weisen, so erhellt daraus, daß vieles noch einwirken mußte, bis der deutsche Mensch, der zaghafte, es wagen durfte, seine — des modernen Menschen — Gefühle, Ansichten, Schicksale kunstmäßig poetischer Darstellung werth zu achten.

Dr. Richard Heinzel.

Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien 1860 u. 1861.

Von Dr. **Heinrich Brugsch.**

(Leipzig 1863. Zwei Bände.)

S. Nachdem die preußische Regierung am 25. Juni 1857 mit dem Schahynschah von Persien für sich und die gesammten deutschen Zollvereinsstaaten einen Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen hatte, wurde die Absendung eines ständigen Vertreters Preußens an den Hof zu Teheran beschlossen. Zum Minister-Residenten wurde der damalige Generalconsul für Spanien und Portugal, Freiherr von Minutoli, durch seine Werke über jene Länder rühmlichst bekannt, ausersehen, und demselben ein Militär-Attaché im Gardehauptmann v. Grollmann, ein Dragoman und ein Secretär beigegeben. Letzteren Posten erhielt Dr. Heinrich Brugsch, der Kenner und scharfsinnige Beobachter des Orients, dessen Berichte aus Aegypten [1]

[1] „Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer auf Befehl des Königs von Preußen in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale. Leipzig 1855" und „Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Berlin 1855."

zu den trefflichsten Arbeiten über jenes Land zählen. Dieser unternahm es auch, die Erlebnisse der Mission nach ihrer Rückkehr zu schildern, da die gleiche vom Ministerresidenten selbst gehegte Absicht durch dessen in Persien eingetretenes Ableben vereitelt worden war. Er war den klimatischen Einflüssen am 15. November 1860 während einer Reise nach dem Süden Persiens, nahe der Stadt Schiras erlegen. Er hat aber in seinem Secretär Dr. Brugsch einen würdigen Ersatzmann gefunden, dessen Werk über Persien eine eben so spannende als lehrreiche Lectüre bildet, über das noch immer wenig erforschte Land zwischen dem caspischen See und persischen Golfe neues Licht verbreitet und sich den besten populären Reiseberichten ebenbürtig zur Seite stellt.

Die Mitglieder der königlichen Gesandtschaft vereinigten sich im Februar 1860 in Triest, machten auf einem Lloyddampfer die Fahrt zur See nach Constantinopel, woselbst sie zwei Wochen verweilten, Umschau hielten und auch einer großherrlichen Audienz gewürdigt wurden, die in gewohnter lederner Weise ablief. Auch die weitere Reise längs der Küste Kleinasiens ging auf Dampfern vor sich, zuerst wieder auf einem Lloydschiffe, sodann zwischen Trapezunt und dem Hafen von Poti auf einem russischen, das dort der kleine Flußdampfer Galuptschik (das Täubchen) ablöste und die Reisenden den Rion oder Phasis der Alten hinauf bis zur Stadt Maran brachte. Hier war die Wasserfahrt zu Ende, Reisende und Gepäck wurden auf Telegas geladen, sehr gebrechliche kleine Holzkasten mit vier Rädern, in welchen zuerst Koffer und Kasten und obendrauf je zwei Reisende Platz fanden. Die Bespannung bildete das Dreigespann oder die Troika, und so gings auf schlechten Straßen in den Kaukasus, wo noch der Winter in vollem Grimme herrschte.

Erst in Tiflis, jener merkwürdigen Marke zwischen Europa und Asien, verlebten die Preußen wieder frohe Tage. Das Hotel du Caucase bot lange entbehrten Comfort und die Gesandtschaft wurde von den russischen Würdenträgern mit Auszeichnung empfangen, obenan vom Fürsten Bariatinsky, welchen neben Kriegsruhm auch hohe Bildung und Sammeleifer auszeichnet. Lustig liest sich die Geschichte vom Bibliothekar des Fürsten, einem tapfern Rittmeister, der die Büchersammlung nach Fächern und Zetteln verschiedener Farbe eintheilt, so daß die Theologie im schwarzen, die Medicin im rothen, die Poesie im Rosakasten zu finden ist. Und dies mit gutem Grunde, denn seine Amanuensen sind Kosaken, welchen kein feineres Unterscheidungsmerkmal einzubläuen ist.

Von Tiflis weg ging die Reise, den herrlichen Goktschasee auf einer durch Schneewehen und Glatteis unwegsamen Straße vorüber nach Eriwan, wo die Gesandtschaft wieder die freundlichste Aufnahme im Hause des Generals Kolubakin fand und auch das Kloster Etschmiadzin, das Rom der Armenier, und dessen ehrwürdigen Patriarchen besuchte. Am 12. April endlich wurde bei Dschulfa der Aras (Araxes) überschritten und die Reisenden betraten den persischen Boden. Nun begann die Reise zu Pferde in der von der persischen Etiquette vorgeschriebenen Ordnung mit Stallbedienten, welche Luxuspferde an der Hand führen, Soldaten

zu Fuß und einem berittenen Dienertroß unter welchem der Kaliundâr oder Pfeifenmann mit stets gefüllter Wasserpfeife und der Abdâr oder Wassermann die wichtigste Rolle spielen. Zugleich aber hub die endlose Reihe der feierlichen Empfänge (Istakbal) und Gastgeschenke (Pischkesch) an, die sich sofort in jeder Tagesstation und auch unterwegs wiederholten. Eine Reiterschaar, je nach dem Orte, dem man naht, mehr oder weniger prunkend, kommt den Reisenden entgegen, eine Fluth von Höflichkeitsphrasen wird ausgetauscht und Zuckerwerk, Früchte und Aehnliches als Geschenk entgegengebracht, letzteres nie ohne Absicht des Gebers oder doch seiner Dienerschaft auf die Börse des Empfängers, von welchem ein reichliches Enâm oder Trinkgeld erwartet wird. In der allgemeinen Sitte solchen Plünderns der Fremden im Orient bleibt Persien überhaupt nicht zurück und Brugsch weiß manches schnurrige Erlebniß zu erzählen. So suchte auf der späteren Reise nach dem Süden der Pfeifenträger zu melden, daß ein drohender Raubanfall durch die Wache vereitelt worden sei und den wackeren Soldaten wohl ein kleines Enâm gebühre Es wurde zugestanden, und sogleich theilte der Pfeifenmann mit den Soldaten in aller Gemüthlichkeit das Erschwindelte. Und ein andermal, als der Gesandte selbst einen erhitzten Streit der Begleitung schlichten mußte, fanden am Schlusse beide Parteien, daß sie wohl ein billiges Enâm verdient hätten.

27 Tage dauerte die Reise nach der Hauptstadt Teheran, woselbst die Gesandtschaft am 7. Mai eintraf und hier natürlich mit dem größten Pompe eingeholt wurde. Weit vor der Stadt wurde sie von zahlreichen Großen empfangen, erhielt süße Gaben und noch süßere Grüße, und ward in feierlichem Zuge zu einem Sommerpalaste des Herrschers, umgeben von herrlichen Gärten, geleitet, welcher zum ersten Aufenthalte dienen sollte. Alles war dort herrlich und rosig, nur die Laune der Ankömmlinge nicht, welche seit der frühesten Morgenstunde in voller Uniform Höflichkeit und Staub in gleich dicken Massen eingeathmet hatten. Schon am vierten Tage später war die Audienz beim Schahynschah anberaumt, in welcher die Geschenke des Königs von Preußen übergeben wurden.

Die nächsten Capiteln von Brugsch's Buch enthalten eine ungemein anschauliche, geistreiche Beschreibung der Hauptstadt, ihrer Bewohnerclassen, des Lebens und Treibens, der Sitten und Gebräuche. Wir müssen dieselben, so lesenswerth sie sind, übergehen und verfolgen im Umrisse die Erlebnisse der preußischen Gesandtschaft. Diese blieb bis Mitte Juni in der Hauptstadt und siedelte sodann, als Hitze und Staub in der Stadt unerträglich wurden und der Hof wie die Reichen und Gesandten dieselbe verließen, nach dem höher gegen das Gebirge gelegenen Ort Rustemabad über, wo sie unter Zelten campirte. Lustige Abenteuer mit prellenden Persern, darunter jenes mit dem Derwisch, der ganz ungenirt sein Lager im Garten der Gesandtschaft aufschlug und für solche Bemühung zum Wohl der Fremden eine artige Rechnung producirte, so wie Festlichkeiten, besonders die Hussejnsfeier und das Fest am Geburtstage des Schahynschahs unterbrachen die angenehme Ruhe der Sommercampagne, in welche noch die Besteigung des Dema-

wend fällt, jener höchsten vulcanischen Spitze in dem die Provinzen Mazenderan und Eran scheidenden Gebirgszuge des Elburs.

Ende August kehrte die Gesandtschaft nach Teheran zurück, von wo am 2. September eine große Reise nach den südlichen Provinzen angetreten wurde, um Land und Leute im Innern des Landes näher kennen zu lernen. Am achten Reisetage wurde Hamadan, das Ekbatana des alten Mederreiches, erreicht, von dessen Pracht aber fast nichts mehr zu finden ist. Selbst Nachgrabungen geben nur geringe Ausbeute und die pfiffigen Dellals oder Händler wissen die nach Alterthümern lüsternen Frengis mit Münzen und Antiken zu versehen, welche in Hamadan fabriksmäßig erzeugt werden. Dr. Brugsch aber mußte hier, im Begräbnorte des berühmten Arztes Avicenna (Ibna-Sina), beim kränkelnden Gouverneur als leibhaftiger Doctor fungiren.

Bald aber sollten die Preußen selbst solche Hülfe schmerzlich entbehren, denn auf der Weiterreise zeigten sich immer stärker die unheilvollen Einwirkungen des ungewohnten Klima's. Zu Isfahan mußte einer der europäischen Diener, zu Abadah der Dragoman krank zurückgelassen werden und nur die Sehnsucht, die Ruinen der alten Königsstädte Pasargadä und Persepolis zu beschauen, bewog Brugsch, die Reise bis Schiras fortzusetzen, obwohl er von Dysenterie und Fieber aufs ärgste litt. Dort trennten sich die Reisenden, Brugsch mit dem Gefolge kehrte gegen die Hauptstadt zurück, während der Gesandte Baron Minutoli mit seinem Neffen Grollmann die Reise bis Bender-Buschehr am persischen Meerbusen fortsetzte. Nur der erstere kam, vom Fieber hart mitgenommen, nach Isfahan zurück und traf daselbst seine Genossen wieder, der Baron war der Krankheit während der Rückreise erlegen und im armenischen Friedhofe bei Schiras begraben worden.

Dieser schmerzliche Riß ließ die Preußen auch nach ihrer Rückkehr nach der Hauptstadt Teheran, woselbst sie am 30. November anlangten, wenig Freude finden, obwohl sie von allen Seiten die regste Theilnahme fanden, der Schahynschah selbst sein Beileid aussprach und um den Verstorbenen wie um einen Freund trauerte. Aeußere Umstände traten hinzu, die Situation widerwärtig zu machen, die Cholera trat auf, die Theuerung des Brotes war so hoch gestiegen, daß Emeuten ausbrachen, aus Khorassan war die Nachricht eingelaufen, daß das gegen die Turkomanen ausgesandte persische Heer eine schmähliche Niederlage erlitten hatte und die Kunde der Christenmetzelei in Syrien stachelte den Fanatismus auf, so daß die Gesandten selbst für ihr Leben fürchten mußten. So wurde denn der im März 1861 eingetroffene königliche Befehl, welcher die Mission aufhob und deren Glieder heimrief, mit Freude begrüßt, am 27. verließen dieselben Teheran und eilten den Weg, auf welchem sie vor einem vollen Jahre einhergezogen, mit leichtem Herzen zurück. Am 18. April wurde die persische Grenze zurückgelassen, die Reisenden verlebten noch frohe Tage in Tiflis, von wo sich der Attaché Grollmann zum freiwilligen Dienst im Feldzuge gegen die Tscherkessen begab, Dr. Brugsch aber über Charkow, Tula, Moskau und St. Petersburg der Heimat zueilte.

Wir haben hiemit im Umrisse den Weg der Reisenden skizzirt, das Gerüste, welches Brugsch mit gewandter Feder aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und Beobachtungen aufs reizendste überkleidet. Das Buch ist so recht das, was ein Reisewerk sein soll, eine lebendige Mittheilung der Erlebnisse, der Sitten und Gebräuche, wobei Naturschilderungen, geschichtliche Rückblicke, Forschungen über Land und Leute, Reiseerlebnisse lustiger und tragischer Natur bunt wechseln und den Leser bei immer gleich regem Interesse erhalten. Der strenge Geograph wird in Brugschs Werk wenig Ausbeute finden, nichts von neuen Messungen und Höhenbestimmungen Er hat aber dies gar nicht im Auge, sein Zweck ist, ein noch unvollkommen bekanntes Reich nach seinen Eigenthümlichkeiten zu schildern, und dieses Ziel hat Brugsch völlig getroffen, denn Niemand wird das geistreich geschriebene Buch ohne Belehrung aus der Hand legen. Wenn der Vergleich gestattet ist, so möchten wir die Reise durch Persien dem größeren Reisewerke unseres scharfsinnigen Landsmanns Dr. Scherzer über die Fahrt der „Novara" anreihen. Hier wie dort haben die Reisenden gelehrte Forschungen aller Art gepflogen, und diese werden ihren Nutzen bringen. In der ersteren Publication aber handelte es sich nicht darum, solche Studien, die ihrer Natur nach nur einen kleineren Kreis umfassen, darzulegen, sondern von der Reise im Ganzen Rechenschaft zu geben, so daß jeder Gebildete angeregt wird, und dies wird Brugschs Buch so gut gelingen, wie es Scherzers trefflicher Arbeit bereits mit unerhörtem Erfolge gelungen ist.

Einen Grundzug, welcher durch das ganze Buch zu gehen scheint, können wir nicht unerwähnt lassen, um so weniger, als derselbe bereits anderwärts betont wurde, den Umstand, daß Brugsch seinem ausgesprochenen Grundsatze, „Persien so anzusehen und zu schildern, wie umgekehrt die orientalisch-gebildete Perserwelt Leute aus Frengistan zu betrachten und zu beurtheilen pflegt, nämlich vom subjectiven Standpunkte aus", doch nicht völlig treu geblieben ist, sondern eine ausgesprochene Abneigung gegen die Perser das Buch durchzieht, wogegen sich der Autor mit Vorliebe den Russen zuneigt. Ueber das letztere rechten wir nicht, wenngleich das Buch hiefür starke Beweise giebt Alles Russische ist dort hübsch und nicht leicht kann eine Orgie zarter umschrieben werden, als jene „animirte Gesellschaft junger Officiere in Tiflis, deren Heiterkeit zuletzt einen solchen Grad erreichte, daß kein Stück Möbel im Salon ganz blieb". Ebenso ist in dieser Zeitschrift [1] erst vor kurzem der traurige Gesandtenmord in Teheran 1829 in seinen Ursachen und Folgen, doch ganz anders beschrieben worden, als Brugsch dies thut.

Was aber seine Abneigung gegen die Perser betrifft, so finden wir eine solche, wenn sie überhaupt im Buche zu finden ist, nur zu sehr gerechtfertigt. Jene innere, tiefgehende Fäulniß, welche die Länder des Islams heute im Allgemeinen zeigen und die dem Beobachter um so widerlicher wird, je mehr unnatürliche, aufgepfropfte Culturversuche sie verkleistern sollen, tritt uns auch in Persien

[1] S. 481 und 521 des 3. Bandes der Wochenschrift.

abstoßend entgegen. Das Volk unter Druck und Noth verkümmernd, die Würdenträger und Beamten aller Zweige eigennützig geldgierig, unwissend und ohne Sinn für das Landeswohl, das Land selbst vernachlässigt und im Verfall, ohne Straßen und Verkehrsmittel, die Schätze des Bodens nicht gehoben. Noth, Elend und Unsicherheit selbst in der Hauptstadt und den größten Städten; so stellt sich heute das Reich dar, das fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Weltrolle spielte und nach vielfach wechselndem Schicksale noch unter dem großen Schah Abbas (1587 bis 1629) zu hoher Blüthe kam. Er gab dem Reiche durch Gerechtigkeit, Toleranz, Beförderung des Handels und der Künste neuen Glanz, baute Straßen, Brücken und jene durch ganz Persien bestehenden Wegstationen für Reisende, welche die neue Zeit wieder zerfallen läßt. Mag der jetzige Herrscher vom besten Willen beseelt sein, die Corruption seiner Hofleute zwingt ihn, Tyrann zu sein, denn wo das Gesetz nicht herrscht, muß die Furcht Gehorsam erzwingen. Und so kommt es zu jenen Scenen, deren schaudernde Zeugen die Preußen waren, in Teheran, wo der Schahynschah die gegen den Palast ziehenden hungernden Massen dadurch bändigte, daß er den Polizeimeister kurzweg stranguliren und durch die Stadt schleifen, und andere, nicht ein Mal die wahren Schuldigen, einkerkern und der Gliedmaßen berauben ließ. Aber selbst solche Gewaltmaßregeln nützen dort wenig, wo die Corruption alle Gewaltträger so tief erfaßt hat. Wußte doch der Vezir des Stadtgouverneurs, selbst ein Getreidewucherer, den Befehl des Herrschers, das Brot um einen bestimmten Preis zu geben, dadurch zu umgehen, daß man zwar den Preis nicht überschreiten, wohl aber das Brot kleiner machen dürfe. Die Soldaten erhalten nichts von dem Solde, welchen der Schatz zahlt, er bleibt in den gierigen Händen vom General an hängen und die Soldaten müssen sich durch Taglöhnerarbeit elend nähren. Zu wundern ist dabei, daß die Krieger trotz dieses Elends vor dem Feinde wacker standhalten, wenigstens insolange, bis die Officiere Reißaus nehmen, was aber immer und so auch in jener Affaire in Khorassan alsbald der Fall war. Ein Oesterreicher, der Tiroler Gasteiger, hatte als Ingenieur eine projectirte Pferdebahn mit 18.000 Ducaten veranschlagt, wurde aber von dem vorgesetzten Beamten bedeutet, daß die Ausführung 30.000 Ducaten kosten müsse, widrigenfalls man es vorziehe, die Sache aufzugeben. Scenen von ähnlicher Unehrlichkeit, von Dünkel und Indolenz der persischen Großen bringt Brugschs Buch gar viele und wer sie liest, wird des Autors Urtheil darüber nicht ungerecht finden, auch wenn es scharf ausfällt.

Weller Emil: „Die falschen und fingirten Druckorte“.

(W. Engelmann, Leipzig 1864.)

Unter obigem Titel sind soeben zwei Bände erschienen, welche ein Repertorium für die seit Erfindung der Buchdruckerkunst unter falscher Firma erschienenen deutschen, lateinischen und französischen Schriften bilden. Der erste Band, der die deutschen und lateinischen Schriften behandelt, kam schon im Jahre 1858 heraus, liegt aber nun in zweiter wesentlich verbesserter und vermehrter Auflage vor, der zweite, der sich mit den französischen Werken beschäftiget, ist eine neue Erscheinung. Es ist nicht uninteressant die Zeit und die Ursache des Entstehens jener Pseudonymität zu betrachten. In Epochen, in denen die verhaltene Opposition Einzelner wie ganzer Parteien und Völker sich nur in beißenden Pamphleten, in grimmigen Streitschriften Ausdruck verschaffen konnte, flogen letztere nicht ohne große Gefahr für Verfasser wie Verleger in die Welt. Man nahm also, um schädlichen Folgen vorzubeugen, seine Zuflucht zur Pseudonymität. Aber man gewöhnte sich an dieses Mittel und bediente sich desselben auch in den Kämpfen der Theologen und Juristen, bei Satyren und Witzen über mächtige und öffentliche Personen wie bei Geißelung von Zuständen und Culturerscheinungen. Und wahrlich es giebt kaum eine bedeutende Zeit unserer Geschichte, in der diese Gewohnheit nicht geherrscht hätte. Schon vor der Reformation gab es solche maskirte Schriften, mit Fischart bricht eine wahre Flut von derlei Erzeugnissen hervor, der die lateinischen Pseudonymen der zankenden Theologen zur Seite treten. Und wieder in der Erhebung der Völker gegen den Despotismus der französischen Ludwige und Englands Stuarts, in den geistigen wie politischen Kämpfen des 18. Jahrhunderts, den Stürmen des Volksgeistes gegen Napoleons Zwingherrschaft u. s. w. tritt uns jederzeit eine verkappte Litteratur entgegen. In der Masse von Werken, die Weller aufführt (die deutschen reichen vom Jahre 1510 bis 1862, die lateinischen von 1508 bis 1860) lesen wir jene fingirten Firmen, die jedem Forscher gar oft begegnen, die falschen Verlagsorte: Cöln, Peter Hammer, Cornelius ab Egmond (Elzevir) Londres, Jean Nourse u. s. w.

Wellers ungemeines bibliographisches Wissen, seine fünfzehnjährigen Studien auf vielen Bibliotheken haben ihn in den Stand gesetzt, wo es nur immer anging, die Maske der Pseudonymität zu durchdringen und den wahren Namen des Verfassers, Verlegers und Verlagsortes zu entdecken. Ist nun dieses schon ein großes Verdienst, so wird ein noch größeres in der Sammlung der Piecen und ihrem Werthe für den Historiker zu suchen sein, mag letzterer nun auf dem Gebiete der Theologie, Litteratur oder Politik thätig sein. Eine Ausbeute ist ihm stets gewiß. Vor Allem aber darf der Culturhistoriker nicht unterlassen, das Weller'sche Buch eifrigst durchzusehen.

Wohl könnte entgegnet werden, daß der Hauptzweck des Weller'schen Werkes nicht in der Arbeit für den Culturhistoriker, in der Lieferung einer Bibliographie der Flugschriftenlitteratur, sondern in der Bestimmung der fingirten Druckorte u. s. w. liege. Dies auch zugegeben, ist damit erstlich jenes obige Verdienst der Weller'schen Arbeit nicht abzusprechen, denn gegeben ist einmal ein erfreulich weitläufiges Repertorium von Flugschriften, deren Kenntniß dem Forscher sonst schwer fallen würde, andererseits aber liegt eben in der Bestimmung des wahren Verlagsortes u. s. w. wiederum der culturgeschichtliche Werth der Schrift.

Denn was vermag der Fachhistoriker mit einem Titel: Verlegt zu Freystadt, zu Freyburg, bei Pierre Marteau (nebenbei gesagt für die verschiedensten Städte vorkommend) anzufangen! Vermag er aus dem vieldeutigen Titel irgendwie zu errathen, aus welchem Bildungskreise, aus welchem Lande die litterärgeschichtlich vielleicht interessante Schrift herrühre? Diese Schwierigkeiten hat nun Weller eben vielfach hinweggeräumt und die

meisten Schriften dieser Art lassen sich nun ohne zeitraubende Untersuchungen sogleich an die ihnen zukommende Stelle setzen.

Für den Culturhistoriker aber ist es von großer Bedeutung und wahrer Wichtigkeit auch in diesen Hervorbringungen des Humors, der Frivolität, der Satyre, der Verbissenheit, des oppositionellen Sinnes u. s. w. eine für stumpfsinnige Augen unsichtbare, für den Eingeweihten aber desto ergreifendere Erscheinungsseite des still aber gewaltig wirkenden Entwicklungsprocesses des Volksgeistes zu gewahren. Denn wie und was das Volk lobt und tadelt, wie es im Eifer und der Empörung schreibt, weßhalb es schmäht und preist, was es verachtet und wie es verhöhnt, dies zu wissen ist für ihn von hohem Werthe. Und beachten und ergründen zu lernen, wie die Objecte des Hasses und der Angriffe in der Zeit andere werden, die Motive dieser Empfindung aber stets dieselben nationalen bleiben, auch in den verschiedenartigsten Erscheinungsformen, ist keine der kleinsten, keine der unbedeutendsten Aufgaben des Mannes, der es sich zur Pflicht gemacht, forschend verstehen zu lernen.

Man verzeihe die weitere Ausführung, aber es scheint eben hier der Ort, darauf hinzuweisen, daß die Culturgeschichte auf den Standpunkt gelangt ist, auf dem ihr nichts mehr für unbedeutend gilt. Die unscheinbarsten Stoffatome verwendet sie durch den ordnenden und sichtenden Geist zum harmonischen zum stolzen Bau der Entwicklungsgeschichte des nationalen, des menschlichen Geistes.

Aber weil dieser Riesenbau eben nur durch die sorgfältigste Induction und die angestrengteste Arbeit einer Anzahl von Gelehrtengeschlechtern auch nur im Umrisse ausgeführt werden kann, so ist es nöthig, daß die Theilung der Arbeit und die Herbeischaffung des Materiales dankbar anerkannt werden als fördernde Factoren des großen Werkes.

Und dies mögen vorzugsweise jene erwägen, welche über bibliographische Arbeiten den Stab zu brechen stets allzu geneigt sind. Dr. A. Horawitz.

Beiträge zur Frage über die Acclimatisation der Gewächse und den Samenwechsel.

Von Friedrich **Haberlandt**, Professor an der k. k. höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Ungarisch-Altenburg. (Wien 1864. Verlag von C. Gerolds Sohn.)

Die Fragen über die Acclimatisation der Gewächse lassen sich nicht durch den praktischen Wirthschafts- und Gartenbetrieb allein lösen; hauptsächlich sind es eigens zu diesem Behufe angestellte, sorgsam alle Umstände berücksichtigende Experimente, welche zum Ziele führen und die widersprechenden Ansichten, welche sich ebensowohl Theoretiker als praktische Landwirthe und Gärtner, gestützt auf vereinzelnte Erfahrungen, bildeten, berichtigen können. Zur Lösung einiger solcher Fragen hat Prof. Haberlandt im botanischen Garten zu Ungarisch-Altenburg eine Reihe von Versuchen angestellt, um den Einfluß kennen zu lernen, den die Heimat eines Saatgutes auf die Entwicklungsgeschwindigkeit der Saat und auf die Qualität der Ernte nimmt. Der Verfasser hat gefunden, daß Weizen, Roggen, Gerste, Lein und Mais sich an irgend einem Orte (der nördlichen Erdhälfte) desto rascher entwickeln, aus einer je südlicheren Gegend der Same bezogen wurde, daß Weizen und Mais, aus südlicheren Gegenden bezogen, qualitativ bessere Ernten liefern, als bei ihrem Bezuge aus höheren Breiten, daß endlich aus dem Süden bezogene Pflanzensamen verhältnißmäßig mehr Körner, weniger Stroh oder Stengel als solche Pflanzen geben, die von Samen nördlicher Gegenden abstammen.

Die von Prof. Haberlandt erzielten Resultate sind eine ganz entschiedene Bereicherung unserer Kenntnisse über die Cultur der Gewächse und es wäre nur zu wünschen, daß der Verfasser der uns vorliegenden Broschüre dieselben fortsetzen möge, um uns, da die publicirten Versuche sich bloß auf eine Vegetationsperiode (1863) erstrecken, auch Aufklärungen geben zu können über die Veränderungen, welche eine von einem ganz bestimmten geographischen Orte stammende Pflanze an einem anderen Orte im Verlaufe mehrerer Generationen erleidet. — Wir sind überzeugt von der Wahrheit des am treffendsten von Darwin ausgesprochenen Satzes, daß die Variabilität der äußeren Lebensbedingungen zur gedeihlichen Entwicklung der Pflanzen und Thiere unumgänglich nothwendig ist, und sehen den Samenwechsel als eine gegen die Stabilität der Vegetationsbedingungen gerichtete und deßhalb rationelle (freilich bis jetzt nicht genügsam gewürdigte) Procedur des Landwirthes und Gärtners an. Unsere Ansicht geht dahin, daß der Samenwechsel nicht nur in Folge der Aenderung der klimatischen Verhältnisse, sondern auch in Folge der Aenderung der übrigen Vegetationsbedingungen seine wohlthätige Wirkung auf die Nachkommenschaft der Gewächse ausübt. Von diesem Standpunkte aus scheint uns die Vornahme von Versuchen nothwendig, durch welche der Beobachter bei der Prüfung des Samenwechsels nicht nur den Einfluß des Klima's, sondern auch jenen des Bodens und der Individualität des Samens im Auge hat. Die Resultate solcher Versuche werden zeigen, ob die allerdings höchst wahrscheinliche, in der uns vorliegenden Schrift niedergelegte Schlußfolgerung, daß nämlich die angegebenen Wirkungen des Samenwechsels bloß dem heimatlichen Klima des Samens zuzuschreiben sind, ihre volle Richtigkeit besitzt.
J. W.

---

* (Zwei juridische Broschüren.) In dem thätigen Verlage von Friedrich Manz sind soeben zwei kleinere juristische Abhandlungen erschienen, welche nicht verfehlen, das Aufsehen auch weiterer Kreise auf sich zu lenken. Herr Dr. J. N. Berger faßt, anknüpfend an den jüngsten Fall la Pommerais, die zahlreichen Bedenken gegen die Todesstrafe in scharfer und geistreicher Weise zusammen. Die Abschaffung der Todesstrafe ist „keine Rechts- sondern eine Culturfrage“, sie kann nicht einmal vom Standpunkte der Abschreckung gerechtfertigt werden. „Denn es ist eine vielfach gemachte Erfahrung, daß mit der Aufhebung der Todesstrafe die Zahl der Verbrecher, gegen welche sie früher verhängt war, sich vermindere, daß dagegen mit der Wiedereinführung der Todesstrafe die Zahl der mit dem Tode bedrohten Verbrechen sich vermehre“. Die Todesstrafe ist dem Verfasser daher nur „der letzte Ring in der frischen Grausamkeit“ des Mittelalters; Hexen und Vehmgerichte, Folter, Inquisition und Todesstrafe erscheinen ihm „als Kinder derselben Mutter, als Irrthümer, demselben Vorurtheil entstammt“. Besonderes Gewicht legt der Verfasser auf den metaphysischen Widerspruch der Todesstrafe, die „eine unendliche, incommensurable Folge mit einer endlich begrenzten Wirkung verbindet“. — Herr Prof. Julius Glaser, der energische Vorkämpfer für die Einführung der Schwurgerichte in Oesterreich, läßt unter dem Titel „Zur Juryfrage“ zwei bereits bekannt gewordene Abhandlungen erschienen. Die erste derselben ward für den Jahrgang 1863 der „Oesterr. Revue“ geschrieben, die zweite wurde im Monat Mai 1864 in der „Allg. österr. Gerichtszeitung“ abgedruckt. Letztere ist eine Recension der vielgenannten Hye'schen Schrift.

* Von Dr. C. S. Barach erschien soeben im Verlage bei Braumüller eine historisch-philosophische Monographie unter dem Titel: „Hieronymus Hirnhaim“. Hirnhaim war Abt des Prämonstratenser Klosters zu Prag im 17. Jahrhunderte.

• In der letzten mährischen Landesausschußsitzung wurde dem Archivar Brandl zur Herausgabe der hinterlassenen Aufzeichnungen des Staatsmannes Karl Zierotin über den wichtigen mährischen Landtag vom Jahre 1612, wo die Autonomie Mährens festgestellt wurde, ein Beitrag von 400 fl. und dem Historiographen Dudik zu Forschungen über die Zeit Ottokars II. in den Archiven zu Graz, Pest und Hermannstadt ein Reisepauschale von 250 fl. bewilliget.

• Aus dem Nachlasse des zu Frankfurt a. M. verstorbenen berühmten Geschichtsforschers und Stadtbibliothekars Dr. Böhmer ist der Innsbrucker k. k. Universitätsbibliothek ein reicher Schatz höchst werthvoller Bücher als Vermächtniß zugekommen. Sie verdankt diese unerwartete, große Bereicherung ihrer Bibliothek der Verwendung des Herrn Prof. Dr. Julius Ficker.

• Soeben ist ein neues Heft des von der ungarischen Akademie herausgegebenen großen „Wörterbuches der ungarischen Sprache" erschienen. Dasselbe enthält den letzten Theil des zweiten und den ersten Theil des dritten Bandes. Der zweite Band besteht aus 111 Bogen, erstreckt sich von E bis H und enthält zusammen 24.262 Titel.

• Unter dem Titel: „Saggio di bibliografia istriana, pubblicato a spese di una società patria (Capodistria, dalla tipografia di Giuseppe Tondelli 1864)" haben 21 Mitglieder des ersten Istrianer Landtags ein nach Materien geordnetes Verzeichniß von auf Istrien (mit Einschluß von Triest) bezüglichen Druckschriften und Manuscripten herausgegeben. Dasselbe umfaßt auf 484 Seiten 3060 Nummern. Andere die genannte Provinz betreffende Publicationen sollen folgen und zwar mittelst eines Fondes, zu dem die Herausgeber ihre Landtagsdiäten beisteuerten.

• Von der eilften Auflage des „Brockhaus'schen Conversationslexikon", die seit Anfang dieses Jahres in Heften (von 6 Bogen) zu 5 Ngr. erscheint, liegt jetzt der erste Band (Heft 1—10) vollendet vor. Er enthält auf 60 Bogen die Artikel A — Arad. Sehr interessante Gesichtspunkte bietet eine Vergleichung mit demselben Abschnitt der vorigen zehnten Auflage, indem sich dabei räumlich überblicken läßt, nach welchem Verhältniß das menschliche Wissen während des letzten Jahrzehnts in die Breite wie in die Tiefe gewachsen ist und in welchem Umfange deßhalb Vervollständigungen und Erweiterungen des Werkes eintreten mußten. Obgleich nämlich die Redaction die Masse des Stoffes in Rücksicht auf das Zeitbedürfniß strengstens zu sichten bemüht war, hat dennoch der jetzt den ersten Band der neuen Auflage umfassende Abschnitt A—Arad gegen die vorige Auflage eine Vermehrung des Raumes um 23 Bogen erfordert.

• Der uns vorliegende vierte Jahrgang des „Europäischen Geschichtskalenders von H. Schulthes, Nördlingen 1864", der als ein unentbehrliches Handbuch für den Politiker und Geschichtsfreund anerkannt ist, bietet diesmal um so mehr Interesse, als er nicht bloß das Jahr 1863, sondern auch die Monate Jänner bis März und bis zum Zusammentritt der Londoner Conferenz, somit die ganze deutsche Bewegung, die innerhalb dieses Zeitraumes ihr erstes Stadium durchlaufen hat, umfaßt. Wenn für specielle Studien und Zwecke die größeren Sammlungen diplomatischer Actenstücke unentbehrlich bleiben, so ist dagegen für den täglichen Gebrauch und um sich über irgend eine Frage möglichst schnell orientiren zu können, der europäische Geschichtskalender in der That ein bequemes Hülfsmittel.

• Das vierte Heft des laufenden Jahrganges der „Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt", redigirt von Dr. A. Petermann, enthält an selbstständigen Aufsätzen: „Geographisches aus Texas", von Dr. A. Douai; „Die schwedische Expedition nach Spitzbergen", von A. Nordenskjöld, mit einer Karte des nordöstlichen Theiles von Spitzbergen, nach den Aufnahmen der Expedition, von Petermann;

„Der Mareb, nach Munziger"; „Ein geographischer Ueberblick der Wetterbewegung des Jänners 1864 in Europa", von A. Mühry; „Ein Zug nach dem Gebirge Bator auf der Insel Bali", von H. Zollinger, endlich geographische Notizen und Anzeigen geographischer Werke. Neben dem allgemeinen Interesse, welches dieses anerkannt treffliche Fachblatt in jedem seiner Beiträge bietet, ist für Oesterreich besonders Mühry's Arbeit bemerkenswerth, indem sie den Standpunkt beleuchtet, welchen die Hauptstadt Wien im Gange der meteorologischen Erscheinungen Europa's einnimmt.

* Der Herr Verfasser des Nekrologes über Della Bona, in Nr. 19 der „Wochenschrift", ersucht die Redaction, nachträglich einige Daten zu berichtigen: Wo von den austro-venetianischen Kriegen die Rede ist, soll es anstatt: „der Jahre 1508 — 1509 und 1616—1619" heißen: „der Jahre 1508—1512 und 1615—1618".

---

w. Ende Juni erschien das dritte Heft der „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale". Dasselbe bringt von Joseph v. Lepkowski eine Darstellung der vorzugsweise durch ihren Thurm, ihre reichgegliederten Strebepfeiler und den Veit Stoß'schen Altar interessanten Marienkirche in Krakau; von dem Wiener Architekten Hans Petschnig einen Reisebericht über mittelalterliche Kirchenbauten im Gailthale in Kärnten, welcher eine sehr geringe archäologische Ausbeute bietet und einen zweiten Bericht von B. Lewitschnig, über die, wie gesagt, ganz unbedeutenden Baudenkmale desselben Bezirkes, der uns nebenbei auch in der Beziehung überrascht hat, daß wir ihn in einem archäologischen Fachblatte gedruckt fanden. Wer nicht zwischen einer mittelalterlichen und einer Kirche im Zopfstyle zu unterscheiden weiß, Thürme mit sogenannten Zwiebelhelmen für byzantinische Baudenkmale erklärt und überhaupt glaubt, daß der byzantinische Stil jemals in Kärnten Eingang gefunden und gleichzeitig neben dem gothischen Stile in einem und demselben Thale sich entwickelt hat, der soll eine Beurtheilung mittelalterlicher Kunstwerke unterlassen. Dr. Wocel bringt eine Beschreibung der Cisterzienser Abtei Hradist.

* Es wurde in diesen Blättern wiederholt auf die Ausgrabungen hingewiesen, welche in Stuhlweißenburg zur Auffindung der Basilica Stephan des Heiligen in den Jahren 1862 und 1863 durch Unterstützung mehrerer Kunstfreunde angestellt wurden. Der bekannte Architekt und Archäolog Dr. E. Henßlmann, welcher die Ausgrabungen leitete, hat die Ergebnisse derselben in einem mit den nöthigen Abbildungen versehenen Werke veröffentlicht, welches unter dem Titel: „Székesfehérvári ásatások eredménye" (Ergebnisse der Stuhlweißenburger Ausgrabungen), Pest 1864 gr. 4. IV. u. 226 S. erschienen ist. Als wesentlichstes Resultat der Untersuchung stellt sich heraus: „Es ist erwiesen, daß wir es hier mit einem vierfachen Baue zu thun haben: 1. mit der Basilica Stephans des Heiligen; 2. mit dem ersten Umbaue Bela's III Ende des XII. Jahrhunderts im spät-romanischen Stile; 3. mit dem zweiten Umbaue Karl Roberts um das Jahr 1327 im Spitzbogenstile und 4. mit dem dritten Umbau gegen Ende der Regierung Mathias Corvinus' im bereits verfallenden Spitzbogenstile. Um seine Angaben über den vierfachen Bau in das gehörige Licht zu stellen und demgemäß zu rechtfertigen, theilt Henßlmann vorerst die Verhältnisse, Proportionen und Formeln der mittelalterlichen Baukunst mit und geht dann nacheinander die einzelnen Baue durch, zuerst die Basilica, dann den zweiten Bau, die Kirche Karl Roberts und endlich die Königs Mathias'. Er macht mit allen diesen Bauten und ihren architektonischen Eigenthümlichkeiten bekannt, indem er zugleich diejenigen Fragen erörtert, welche rücksichtlich derselben für unsere vaterländische Kunstgeschichte zunächst von Interesse sind und dabei auch andere in dieser Hinsicht wichtigere ältere Bauten des In- und Auslandes mit in Betracht zieht.

Hierauf folgen Mittheilungen und Nachweisungen über das Begräbnißwesen des Mittelalters überhaupt und namentlich über die Gräber der Stuhlweißenburger Kirche, welche für die allgemeine nicht minder als für die Kunstgeschichte Ungarns ein Gegenstand von ganz besonderem Interesse sind. Es sind darin die Grabstätten der Könige Stephan des Heiligen und seiner Familie, Koloman, Bela III. und Albert, — ferner die einiger Familien (Buzlay, Rozgonyi und Pipos v. Ozora), allen bekannten darauf bezüglichen Daten gemäß näher erörtert.

* Als einen sehr erfreulichen Erfolg der Organisation des österr. Museums für Kunst und Industrie betrachten wir die „Gründung eines steiermärkischen Vereines zur Förderung der Kunstindustrie", welche vor kurzem in Graz beschlossen wurde. Die Tendenz des Vereines ist in einer Broschüre ausgedrückt, welche über diesen Gegenstand erschienen und dazu bestimmt ist, in weiteren Kreisen hiefür Interesse zu erwecken. An der Spitze der Gründer steht Graf Meran und, wie wir vernehmen, ist die Theilnahme für den Verein eine sehr lebhafte. Aehnliche Vereine in den verschiedenen Kronländern werden die wichtigen Zwecke des österr. Museums gewiß wesentlich fördern.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Wir freuen uns, daß es uns vor dem Eintritt der stillen Zeit auf dem deutschen Büchermarkt heute noch gegönnt ist, über eine nicht geringe Anzahl interessanter Neuigkeiten berichten zu können, unter denen den ersten Platz das nachstehende geographische Prachtwerk einnimmt. Es betitelt sich: „Ansichten aus Japan, China und Siam" und bildet in der vorliegenden ersten Lieferung den Anfang der durch die preußische Expedition nach Ost-Asien hervorgerufenen, auf Kosten der Regierung herausgegebenen Publicationen. Die Ausstattung dieser sechs Blätter, von denen zwei in Farbendruck, vier in Photolithographie ausgeführt sind, läßt wirklich wenig zu wünschen übrig und möchten wir namentlich auf die photolithographischen Blätter aufmerksam machen, die recht erkennen lassen, welcher Ausdehnung und allgemeinen Anwendung diese die Originalzeichnung des Künstlers vollkommen treu wiedergebende Vervielfältigung fähig ist. Der beigegebene Text in französischer, englischer und deutscher Sprache beschränkt sich auf die Erklärung des bildlich Wiedergegebenen. Das berühmte Reisetagebuch der Nilquellenentdecker Speke und Grant ist jetzt auch in deutscher Uebersetzung mit den Abbildungen des Originals erschienen. Mit einer neuen Schilderung der Vereinigten Staaten in socialer, politischer und finanzieller Beziehung, von H. Löhnis, erfährt die nicht zahlreiche Litteratur über Nord-America eine dankenswerthe Bereicherung.

Die bei S. Hirzel in Leipzig erscheinende „Staatengeschichte der neuesten Zeit", welche vor einiger Zeit ins Stocken gerathen zu sein schien, schreitet jetzt um so rüstiger fort. Dem vor kurzer Zeit erschienenen siebenten Bande, den ersten Theil der „Geschichte Rußlands" von Th. v. Bernhardi enthaltend, folgte soeben der erste Theil der „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815" von Prof. Reinhold Pauli in Tübingen. Einen Zeitraum von 15 Jahren umfassend, schildert der vorliegende erste Band hauptsächlich die inneren Verhältnisse Englands; dabei sind es besonders die Arbeiten von May und Gneist, die dem Verfasser zu Hülfe kamen. Der nächste Band der Staatengeschichte, den zweiten Theil von Springers „Geschichte Oesterreichs" bildend, wird für die nächste Zeit versprochen. Weitere historische Neuigkeiten sind: „Hardenbergs Leben und Wirken. Nach authentischen Quellen von F. Arndt", eine nach neueren Forschungen Häussers in der dritten Auflage seiner deutschen Geschichte und anderer bearbeitete Ergänzung der Werke von Klose und Gervinus; ferner: „Der Presbyter

Johannes in Sage und Geschichte. Ein Beitrag zur Völker- und Kirchenhistorie und zur Heldendichtung des Mittelalters von Dr. G. Oppert", und schließlich: „Demosthenes, Lykurgos, Hyperides und ihr Zeitalter, von K. G. Böhncke". Es bildet dasselbe eine Fortsetzung von den bekannten „Forschungen über attische Redner" des Verfassers.

J. H. Fichte veröffentlicht den ersten Theil einer „Psychologie. Die Lehre vom bewußten Geiste des Menschen, oder Entwicklungsgeschichte des Bewußtseins, begründet auf Anthropologie und innere Erfahrung". In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß er in diesem Werk nach langer unfreiwilliger Verzögerung die Fortsetzung der Untersuchungen biete, welche in seiner „Anthropologie" ihren Ausgang nahmen, welch' letztere ursprünglich bloß als Einleitung dem jetzt begonnenen Werk vorangestellt werden sollte. Die Specialtitel des ersten Bandes lauten: „Die allgemeine Theorie vom Bewußtsein", und „die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniß und von der Phantasie." Von Frauenstädt herausgegeben erschien: „Aus Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente", den von Schopenhauer hinterlassenen Jahrbüchern entnommen, also Manuscripte, die der Verfasser selbst nicht für den Druck zurecht gemacht hat. Ein in der Münchener Akademie der Wissenschaften gehaltener Vortrag von W. H. Riehl, „über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft", erschien soeben. Eine andere litterarische Gabe aus München bietet Herm. Lingg in seinem neuen Trauerspiel „Catilina"; auch Paul Heyse ließ seinen viel gelesenen und beliebten Novellen eine neue Sammlung: „Meraner Novellen" nachfolgen, und schließlich veröffentlicht auch Bodenstedt ein Bändchen gesammelter Gedichte.

Flirs „Briefe aus Rom" erschienen in zweiter, unveränderter Auflage, da bei der großen Nachfrage nach diesem Bändchen Briefe ein Neudruck so rasch nothwendig war, daß es nicht möglich war, die Sammlung, wie es früher beabsichtigt war, mit neuen Briefen zu vermehren. Der Herausgeber verspricht jedoch in einer separaten Broschüre Nachträge zu liefern und stellt außerdem ein zweites Bändchen Briefe (aus Frankfurt) in Aussicht, das noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll.

Sitzungsberichte.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte das neueste Heft der „Naturgeschichte der Vögel Europa's, von Dr. Anton Fritsch, vor und empfahl dieses Werk, welches sich namentlich durch sehr gelungene Abbildungen und Billigkeit auszeichnet, der Beachtung der Herren Mitglieder. Ferner theilte er mit, daß der naturwissenschaftliche Verein in Graz Prämien auf die Entdeckung jeder für Steiermark neuen Phanerogamenart, für eine Monographie einer Gegend Steiermarks und endlich die Aufdeckung eines neuen Petrefactenlagers in Steiermark ausgeschrieben habe. Weiters machte Herr v. Frauenfeld bekannt, daß der Ausschuß der Gesellschaft beschlossen habe, einen von Herrn Dr. Schiner verfaßten Katalog der Depteren Europa's im Pränumerationswege herauszugeben. Schließlich wurden die beiden ersten Hefte des laufenden Jahrganges der Schriften vorgelegt. Herr Dr. H. W. Reichardt widmete dem Andenken des verstorbenen Ausschußrathes der Gesellschaft, Herrn G. Machdiak, einige Worte der Erinnerung.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Dr. August Vogel, welcher über das Lignum Quassiæ sprach und die Unterschiede der beiden Sorten (Lign. Quassiæ Surinamense und Jamaicense) auseinandersetzte. Herr Joseph Kerner berichtete über zwei Weidenbastarte, Salix bifida Wulf und Salix calliantha; ferner theilte er mit, daß er auf einem nach Geras unternommenen Ausfluge Poa cæsia beobachtete, so wie daß am Göller Saxifraga cæspitosa vorkomme. Herr J. Juratzka legte einen von Herrn Dr. Julius Milde eingesendeten Aufsatz über Equiseten vor. In demselben werden Equisetum pyramidale und E. Sieboldi näher beschrieben, sowie Bemerkungen über die Bedeutung der Zahl der Spaltöffnungslinien gemacht. Weiters erwähnte Herr Juratzka, daß das seltene Hypnum turgescens Schpr. von Herrn Bartsch an zwei Orten um Salzburg, so wie von Funk um Heiligenblut gesammelt wurde. Endlich bemerkte er, daß Herr Bartsch bei Salzburg noch Fissidens crassipes gefunden habe. Herr Herklotz sprach über den Geruch- und Geschmacksinn der Karpfen. Er wies nämlich nach, daß diese Fische den Geruch von gekochter Hirse sehr lieben und daß man sie mit diesem Mittel ganz leicht fangen könne. Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über Conferva aureo fulva Kützing. Er zeigte, daß dieses Gebilde keine Alge, überhaupt kein selbstständiger Organismus sei, sondern daß unter diesem Namen die Spreuhaare von Baumfarren, wahrscheinlich Cibotiumarten beschrieben wurden.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte vor: „Species Lepidopterorum", von Herrn Dr. Cajetan Felder. Es enthält dieser Aufsatz eine Aufzählung sämmtlicher Tagfalter in einer von ihm begründeten Reihenfolge. In dieser Aufzählung sind auch die von diesem Herrn Autor für das wissenschaftliche Werk der „Novara"-Reise bearbeiteten und neu zu beschreibenden Lepidopteren enthalten. Ferner theilte Herr Ritter v. Frauenfeld aus einem Schreiben des Herrn Pfarrers Trientl mit, daß um Gries in Tirol Pyrethrum roseum und P. carneum so wie Chenopodium Quinoa mit dem besten Erfolge cultivirt werden und eben so wirksam sind, wie in ihrer Heimat. Schließlich demonstrirte Herr Ritter v. Frauenfeld eine Blechbüchse zum Transporte von Weingeistgegenständen auf Reisen, so wie einen Zeichnenapparat für transparente Gegenstände.

Deutsch-historischer Verein in Böhmen.

In der Sitzung der dritten Section (für Sprache, Litteratur und Kunst) referirte zunächst Herr Prof. Thurnwald über das ihm zur Begutachtung übergebene Manuscript: „Zur Urgeschichte des Egerlandes", von Herm. Gradl. In dieser historischen Arbeit wird der Versuch gemacht, nachzuweisen, daß die heutigen Egerländer ihrer Geschichte und Sprache nach Abkömmlinge der salischen und ripuarischen Franken seien. Wie der Herr Referent sich aussprach, wird in der Arbeit, was ihre historische Seite anlangt, etwas zu viel Gewicht auf historisch nicht sicherstehende Thatsachen gelegt; in linguistischer Beziehung will die Arbeit aus den Gesetzen des „Vocalismus" die Stammverwandtschaft der Egerländer und Franken nachweisen. Wie es aber feststeht, ist bei der Verwandtschaft zweier Sprachen nicht der „Vocalismus", sondern der „Consonantismus" maßgebend. Von dem Verfasser dieser Arbeit ist nun auch noch eine zweite (gewissermaßen eine Fortsetzung der ersten) eingelaufen, nämlich die „Grammatik des Egerländer Dialektes"; Sprachproben und ein Idiotikon sollen der Grammatik folgen. Die Section beschloß, daß beide Arbeiten zusammen den Herren Prof. Petters und Thurnwald zum Referat übergeben werden sollen. Von Herrn Urban v. Urbanstatt ist die Fortsetzung der historischen Arbeit:

„Gelehrte und sonst berühmte Männer der Stadt Eger" eingetroffen; das Manuscript wurde Herrn Landesgerichtsadjuncten Theumer zum Referate übergeben. Zugleich schickte Herr Urban dem Verein eine alte, höchst sonderbare, gedruckte Lobrede aus dem vorigen Jahrhundert, welche den Titel führt: „Neue Weiß, auf welche die hartnäckigen Feind überwunden worden sind u. s. w., von P. Binetti, des schneeweißen Prämonstratenserordens Professen." Die Lobrede besingt in Gestalt einer Predigt die Tugenden der Kaiserin Maria Theresia. Herr Prof. Thurnwald verlas hierauf eine von ihm verfaßte Beschreibung einer „Hochzeit in der Tepler Gegend". Auf Antrag des Herrn Dr. Wiechowsky beschloß die Section, diese Arbeit zum Abdrucke für die Mittheilungen zu empfehlen.

Generalversammlung des krainischen Musealvereins.

Am 30. Mai wurde in Laibach die Generalversammlung des krainischen Musealvereins unter dem Vorsitze des k. k. Landeshauptmanns Freiherrn von Codelli abgehalten. Nachdem der Rechnungsabschluß des Jahres 1863, demzufolge das Vermögen aus 2940 fl. in Privatschuldforderungen, 15.627 fl. in öffentlichen Werthpapieren, 1333 fl. 20 kr. in Sparcassebücheln und 690 fl. 10 kr. in Barem besteht, vorgelesen wurde, schritt die Versammlung zur Berathung über die Reform der Vereinsstatuten.

Herr Gymnasialdirector Dr. Mitteis entwickelte in einer auf die Entstehung des Vereines und seine weiteren Schicksale eingehenden Darstellung die Ursachen der bisher nur geringen und den Anforderungen der Jetztzeit nicht entsprechenden wissenschaftlichen Vereinsthätigkeit, er bezeichnete als solche die völlige Abhängigkeit des Vereins vom Museumscuratorium und der Landesvertretung, die nach den bisherigen Statuten so weit ging, daß nach § 9 sogar zur Aufnahme von Ehrenmitgliedern die Zustimmung der Stände nothwendig war, ferner den Mangel jedweder Einflußnahme des Vereins auf die Verwendung der Jahresbeiträge der Mitglieder zu wissenschaftlichen Zwecken; er empfahl den Anwesenden die Annahme eines von ihm eingebrachten, aus mehreren Punkten bestehenden Antrages, wonach ein Comité von 7 Mitgliedern mit dem Entwurfe neuer Statuten und der Erwirkung der hochortigen Sanction betraut werden möge, diesem Comité hätten mehrere allgemeine Gesichtspunkte, welche die freie Bewegung des Vereins bezwecken, zur Richtschnur zu dienen, über die man sich schon jetzt einigen solle.

Auf Grund der hierüber sich entsponnenen Debatte wurden folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Wahl eines Comité von 7 Mitgliedern zur Abfassung neuer Statuten, welche einer neuerlich einzuberufenden Generalversammlung zur Berathung und Beschlußfassung vorzulegen sind. 2. Bei dem Entwurfe der Statuten haben als leitende Grundsätze zu gelten: a. der Zweck des Vereines, nach dem Antrage des Dr. Mitteis; b. die Unabhängigkeit des Vereines; c. die freie Wahl seines Vorstandes; d. die freie Verfügung mit den Jahresbeiträgen der Mitglieder.

Ungarische Akademie.

In der philosophisch-juridisch-historischen Fachsection verlas Herr Anton Csengery die Abhandlung des correspondirenden Mitgliedes Karl Ráth „Ein Zweig des osmanischen regierenden Hauses in Ungarn". Die Daten, welche dieser historische Aufsatz ent-

hält, sind überraschend, basiren jedoch auf glaubwürdigen Originaldocumenten. Ein jüngerer Bruder des türkischen Sultans, Murad Beg, war im Jahre 1436 mit Weib und Kindern nach Pest gekommen und hatte sich daselbst niedergelassen; die Abkömmlinge dieses Fürsten sollen sich noch heutzutage in Pest befinden. Das correspondirende Mitglied E. Henßlmann verlas hierauf Fragmente aus einem größeren Werke über die byzantinische Baukunst. Es wird erwähnt, daß in unserem Vaterlande im Mittelalter der romanische Baustil vorherrschte; Storno entdeckte nur eine Kirche im byzantinischen Stil in Slavonien. Dr. Henßlmann zeigte Zeichnungen mehrerer Baudenkmäler in Constantinopel vor, und beschreibt den Khoratempel aus dem 11. Jahrhundert. Die Abhandlung wird über Antrag Toldy's in den Jahrbüchern der Akademie mit Illustrationen erscheinen. Der Gelehrte Dethier sendet aus Constantinopel Gegenbemerkungen zu der Eingabe der archäologischen Commission in der Angelegenheit der Eingabe der Corvina; ferner eine in französischer Sprache geschriebene Beschreibung der Reiterstatue Justinians auf Grundlage eines Manuscriptes der Corvina. Herr Albert Wodianer sandte einige auf seinem Gute im Bekeser Comitate gefundene Antiquitäten.

Ungarische naturwissenschaftliche Gesellschaft.

Herr Johann Hunfalvy hielt in einer der letzten Sitzungen einen Vortrag über die Erzlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens, und hob dabei besonders diejenigen hervor, welche Gold- und Silbererze führen. Bekanntlich befinden sich die Erzlagerstätten theils im Gebiete der trachytischen und tertiären, theils in plutonischen und metamorphischen Gesteinen. Ausführlicher schilderte Herr Hunfalvy die Erzlagerstätten von Abrudbánya, Zalathna und Nagyág, und diejenigen des Erzgebirges von Gömör, Zipsen und Abauj; die ersteren gehören zur Trachytformation, die letzteren zu den plutonischen und metamorphischen Gesteinen. Die verhältnißmäßig reichhaltigsten Goldlagerstätten Ungarns und Siebenbürgens befinden sich in den trachytischen und tertiären Gesteinen und unterscheiden sich daher in ihren geologischen Verhältnissen gänzlich von den Erzlagerstätten der berühmtesten Goldländer, Californiens, Australiens und des Uralgebietes, wo sie den plutonischen und ältesten Petrefacten führenden Gesteinen angehören. Wir dürfen uns daher nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß es gelingen könnte, besonders ergiebige Goldlagerstätten aufzufinden. Auch die Seifengebirge, welche das Gold zum Theil aus den plutonischen Gebirgen erhalten, sind verhältnißmäßig sehr arm, und die Goldwäschereien an den Flüssen und in den Seifengebirgen würden sich durchaus nicht rentiren. Seit der Entdeckung und Ausbeutung der californischen und australischen Goldfelder hat sich der Werth des Goldes wenigstens um 20 pCt. vermindert, die socialen und staatlichen Veränderungen, welche seit 1848 bei uns stattgefunden, haben außerdem das Leben vertheuert. Daher kommt es, daß sich gegenwärtig der Abbau so mancher Goldgruben in Ungarn und Siebenbürgen nicht rentirt, und daß die Goldwäschereien fast gänzlich eingestellt werden mußten. Man giebt sich sowohl im Inlande als auch im Auslande noch so manchen argen Täuschungen hin in Bezug auf den Goldreichthum Ungarns und besonders Siebenbürgens. So erzählt Bergrath Franz Ritter v. Hauer von einem Metallwaarenfabricanten aus Norddeutschland, daß er ihn vor wenigen Jahren allen Ernstes fragte, in welcher Gegend Siebenbürgens er am zweckmäßigsten Land occupiren könnte, um eine rentable Goldproduction einzuleiten. Er glaubte dort außerordentlich reiche Goldfelder und herrenlose Territorien zu finden und wollte ohne weitere Vorbereitung als „Digger" ins Land ziehen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Ueber synthetische Chemie.

Von Prof. A. Bauer.

Wenn man irgend eine Mineralsubstanz der chemischen Analyse unterwirft, so kann man ganz leicht die Grundstoffe nachweisen, aus welchen dieselbe zusammengesetzt ist, und meistens gelingt es eben so leicht, aus diesen Grundstoffen die Mineralsubstanz selbst wieder herzustellen So kann man z. B. das Kochsalz in die Grundstoffe Chlor und Natrium zerlegen und braucht nur eine geräumige Flasche mit dem gasförmigen Grundstoff Chlor anzufüllen und dann ein Stückchen des metallischen Natriums hineinzuwerfen, so wird sich letzteres alsbald unter heftiger Erwärmung in eine weiße feste Masse verwandeln, welches nichts anderes als gewöhnliches Kochsalz ist.

Wählen wir hingegen eine aus dem Thier- oder Pflanzenreiche stammende Substanz zum Gegenstande unserer Analyse, so finden wir, daß es auch ganz leicht gelingt, diese in ihre Grundstoffe zu zerlegen, dagegen lehrt die Erfahrung, daß ihre Wiederherstellung aus den Grundstoffen meistens auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. So z. B. gelingt es leicht, die in den Citronen enthaltene eigenthümliche Säure in ihre Elemente: Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zu zerlegen, aber wir kennen kein Mittel, um aus diesen Elementarbestandtheilen die Citronensäure selbst wieder herzustellen.

In Folge dieser Umstände hat man lange Zeit geglaubt, daß die Darstellung einer im Thier- oder Pflanzenkörper vorkommenden Substanz ganz unmöglich sei, und nahm an, daß diese Stoffe nur unter dem Einflusse einer eigenthümlichen in der Pflanze und im Thiere thätigen Kraft, der Lebenskraft, entstehen können. Man nannte auch alle diese Stoffe des Thier- und Pflanzenreiches organische Stoffe und rechnet zu denselben auch noch jene, welche zwar nie im Thier- oder Pflanzenkörper angetroffen werden, welche aber bloß aus solchen Stoffen darstellbar sind.

Indessen war es schon vor mehreren Jahrzehnten einem deutschen Chemiker, Friedrich Wöhler in Göttingen, gelungen, eine organische Substanz, den Harnstoff, aus rein unorganischen Materialien, welche ihrerseits aus ihren Grundstoffen bereitet werden konnten, darzustellen. Später gelang auch die synthetische Bildung mehrerer anderer organischer Körper, aber dennoch dachten nur Wenige daran, die Schranken, welche die organischen Stoffe von den unorganischen oder Mineralsubstanzen trennen, fallen zu lassen und dies hatte seinen Grund in mehreren Ursachen. Erstens hatten Viele durch eine lange Reihe von Jahren sich fest in die

einmal angenommene Ansicht hineingelebt und konnten durch einige wenige Versuche nicht bewogen werden, ihre Ansicht zu ändern. Zweitens wollte es den Chemikern lange nicht gelingen, die Reactionen der sogenannten organischen Verbindundungen durch so einfache chemische Formeln auszudrücken, wie sie von Berzelius mit außerordentlich großem Erfolge in die Mineralchemie eingeführt wurden, und es schien in der That völlig unmöglich, solche Formeln für Verbindungen zu schaffen, von denen hunderte der verschiedenartigsten bloß aus drei Elementen, nämlich Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, ja zuweilen sogar, trotz großer Verschiedenheit in den Eigenschaften, diese Elemente in den nämlichen Mengenverhältnissen enthalten, wie dies z. B. bei der Holzfaser und dem Stärkemehl der Fall ist. In solchen Fällen kann die Verschiedenheit nicht in der Natur, nur in der Lagerung der kleinsten Theile (Atome) liegen, über welche jedoch nichts Thatsächliches bekannt ist.

Ein weiterer Grund dafür, daß man den organischen Verbindungen gewisse Eigenthümlichkeiten zuschrieb, die sie scharf von den unorganischen trennen sollten, lag vielleicht auch darin, daß hie und da die sogenannten organischen Körper von den organisirten Stoffen nicht gehörig unterschieden wurden und da eine synthetische Bildung, d. h. eine Entstehung der letzteren ohne vorhandenen Keim nicht beobachtet werden konnte, so hatte man auch irrthümlich auf die Unmöglichkeit der künstlichen Bereitung eines organischen Stoffes geschlossen oder doch angenommen, daß bei Entstehung einer organischen Materie die Lebenskraft, wenn auch nicht selbst mitwirkt, so doch die unorganischen Kräfte beeinflußt.

Schließlich haben endlich bis vor kurzem nur wenige Chemiker sich mit synthetischen Versuchen beschäftigt, die meisten betrachteten die Chemie als die Wissenschaft der Analyse und erst in den letzten Jahren hat man angefangen, dieselbe ganz ernstlich auch als Wissenschaft der Synthese zu betreiben. Diese Aufgabe hat sich vorzugsweise ein junger französischer Chemiker, Herr Marcellin Berthelot, gestellt, und sich ihr mit wirklich großem Erfolge gewidmet.

Seine hervorragendsten Leistungen sind die Darstellung der Ameisensäure und des Alkohols aus den sie zusammensetzenden Grundstoffen. Diese beiden Körper sind aber sogenannte organische Körper par excellence.

Die Ameisensäure ist eine der verbreitetsten Säuren im Thier- und Pflanzenreiche. Sie findet sich in den Brennesseln, in den Haaren gewisser Raupen, in den Fichtennadeln und in größter Menge in den Ameisen, welche sie als Vertheidigungsmittel dem Feinde entgegenspritzen. Dieselbe besteht aus drei Grundstoffen und zwar aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Diese Grundstoffe sind in solchen Mengenverhältnissen in der Ameisensäure vorhanden, daß man diese sich als eine Verbindung aus Wasser und dem Kohlenoxydgas entstanden denken könnte, und in der That läßt sich diese Säure auch durch verschiedene chemische Processe in Wasser und Kohlenoxydgas zerlegen. Die Aufgabe, welche sich der französische Chemiker gestellt hat, war die, aus diesen beiden Zersetzungsproducten, welche ihrer-

seits leicht aus ihren Grundstoffen erhalten werden können, die Ameisensäure zu restituiren.

Diese Aufgabe wurde folgendermaßen gelöst. Ein Glasballon mit starken Wänden wurde ganz voll Kohlenoxydgas gefüllt und hierauf eine kleine Menge befeuchtetes Aetzkali hineingeworfen, der Ballon zugeschmolzen und durch 70 Stunden auf die Kochhitze des Wassers erhitzt. Nach Verlauf dieser Zeit fand man das Kohlenoxyd im Ballon vollkommen verschwunden und das Kali in ameisensaures Kali umgewandelt.

Die synthetische Bildung von Weingeist oder Alkohol, dem charakteristischen Bestandtheile aller geistigen Getränke, bot viel größere Schwierigkeiten dar, als die synthetische Bildung von Ameisensäure. Zwar gelang es ziemlich leicht aus ölbildendem Gas (einem Bestandtheil des Leuchtgases) und Wasser Weingeist darzustellen, aber die synthetische Bildung des ölbildenden Gases wollte lange nicht gelingen. Dieses Gas ist eine Verbindung aus Kohlenstoff und Wasserstoff und entsteht bei der trockenen Destillation der Steinkohlen bei einer Temperatur, welche alle sogenannten organischen Körper zerstört, daher man es in früherer Zeit auch gewöhnlich nicht zu den organischen Stoffen gezählt hat, aber nie war es gelungen, diese oder auch irgend eine andere Kohlenwasserstoffverbindung direct aus Kohlenstoff und Wasserstoff zu bereiten.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen fand man, daß, wenn der elektrische Flammenbogen in einer Atmosphäre von reinem Wasserstoffgas zwischen zwei Spitzen von gereinigter Kohle überströmt, eine große Menge eines eigenthümlichen Kohlenwasserstoffes, des sogenannten Acetylens gebildet wird, aus diesem kann nun durch directe Wasserstoffaufnahme leicht das ölbildende Gas erhalten werden, welches seinerseits mit Wasser zu Alkohol vereinigt werden kann. Somit aber ist (da auch Wasser durch directe Vereinigung seiner Grundstoffe entstehen kann) gezeigt, daß der Alkohol oder Weingeist synthetisch aus seinen Elementarbestandtheilen: Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff dargestellt werden kann, und in der That war auch bei der letzten Industrieausstellung in London eine ziemlich große Flasche, gefüllt mit solch synthetisch dargestelltem Alkohol, zu sehen.

Neben M. Berthelot haben sich in neuester Zeit viele andere Chemiker mit dem Studium der Chemie in der angedeuteten Richtung beschäftigt, und ihre Arbeiten zeigten ganz unzweifelhaft, daß gar kein tiefgreifender Unterschied zwischen organischen und unorganischen Körpern besteht und daß die Kräfte und Naturgesetze, welche bei der Bildung organischer Materien thätig sind, keine anderen sind, als die, welche auch die Entstehung der unorganischen Stoffe bedingen. Durch diese Arbeiten sind die Schranken gefallen, welche bisher die unorganischen Körper von den organischen, also auch die Chemie der unorganischen Naturproducte, die sogenannte unorganische Chemie, von der Chemie der organischen Stoffe, der sogenannten organischen Chemie, trennten.

Jene Stoffe, welche man gewöhnlich mit dem Namen „organische Stoffe" bezeichnet, haben nur das Eine mit einander gemein, daß sie alle neben anderen,

Grundstoffen **Kohlenstoff** enthalten und deßhalb auch am zweckmäßigsten mit dem Namen Kohlenstoffverbindungen bezeichnet werden. Jener Theil der Chemie, welcher sich ausschließlich mit dem Studium dieser Verbindungen beschäftigt, wird demgemäß auch von vielen der neueren Chemiker mit dem Namen „**Chemie der Kohlenstoffverbindungen**" anstatt des früher allgemein gebräuchlichen Namens: organische Chemie bezeichnet und steht somit zur sogenannten unorganischen Chemie in demselben Verhältnisse, in welchem eine Chemie der Sauerstoffverbindungen zur Chemie aller nicht sauerstoffhältigen Körper stehen würde.

Die menschliche Freiheit.

Eine philosophische Rhapsodie.

Von Dr. **L. Trebisch.**

(Schluß.)

Wir sind somit wieder beim Geiste angekommen, dessen Eigenthümlichkeit wir in der Ueberschreitung der Erscheinungen und Erfassung des Realen fanden. Es ist begreiflich, daß der Geist diese Function zuerst an sich vollzieht durch Hineinbeziehung seiner eigenen Erscheinungen auf sich als den zu Grunde liegenden **realen Träger** derselben. Aber indem dieser Erkenntnißweg dem des wirklichen Geschehens entgegengesetzt ist, da die Erscheinungen von innen nach außen gehen, so folgt auf jenes erste Moment ein zweites, in welchem der Träger seinerseits sich auf die Erscheinungen hinaus bezieht. In diesem Denkacte erfährt er, daß jene Erscheinungen seine eigenen darum sind, weil sie von ihm gewirkt werden, weil er ihr **Princip**, ihre **Causalität** ist. Für den Widerspruch, in welchem der Geist sich als ruhend und zugleich producirend findet, wird er endlich eine Vermittlung suchen und sie darin finden, daß er weder ein gleichgültiger Träger, noch eine blind wirkende Energie ist, sondern diese Stationen durchlaufen muß, um sich als das identische, einheitliche, **in seinen Bethätigungen sich bestimmende**, alles andere als Nicht-Ich ausschließende Ich zu finden. In diesem Verlaufe wird der Geist der Denkgesetze und der Kategorieen, der Substanz, Causalität 2c., die er nothwendig vollzieht, in ihrem Werden sich bewußt, und unterscheidet sie und die ihnen gemäß normirten Thätigkeiten als Bestimmtheiten oder Form, von sich als Wesen. Letzteres muß er daher als ein Unbestimmtes denken und dem ganzen Processe voraussetzen. Diese unterscheidende Lostrennung ist die **theoretische Freiheit des Geistes**. Das aforme Wesen ist aber das Ansich, an dem Kant und Schopenhauer so nahe vorübergingen. Es ist zugleich jenes „der Wahrheit nach Bekanntere" des Aristoteles, das er dem „für uns Bekannteren", dem Phänomenalen, entgegensetzt.

Wenn dieser unübertroffene Meister ferner das Denken als Unterscheidungskraft (Kritikon), zugleich aber als Ergreifen der untheilbaren Einheit (Adiaireton), und den Geist, wie schon erwähnt, als von der Materie trennbares Für-sich-sein definirt, so hat sein Tiefblick schon damals diese wichtigen Fragen geahnt.

Wir haben somit zwei Denkreihen vor uns. Die eine hat es bloß mit Erscheinungen zu thun, und begnügt sich sie durch Auffindung ihrer Gesetzmäßigkeit, des Allgemeinen in der Zeitform des Thätigkeitsverlaufes, und durch die Bildung des Arts- und Gattungsbegriffes, des Allgemeinen in der Raumform, zu ordnen und zu vereinfachen. Die andere geht von den Erscheinungen zu dem Princip, dessen Qualität sie jenen gemäß bestimmt, und forscht hinwieder nach der Genesis der Form aus dem Wesen. Dort spitzt sich eine Pyramide auf der Basis der unzähligen Besonderheiten zu immer höheren Collectionseinheiten; hier geht es im umgekehrten Wege in die Tiefe zur realen Einheit des substantialen Grundes. Der Geist kann sich dieser beiden entgegengesetzten Denkrichtungen bedienen, indem er nach Zweck und Bedürfniß die eine und die andere ins Spiel setzt. Aber auch Einseitigkeiten sind möglich. Er kann nämlich versuchen die Art- und Gattungsbegriffe, überhaupt die Allgemeinheiten, statt zu Erkenntnißgründen des Einzelnen, zu Seinsgründen der Dinge à la Feuerbach zu erheben. Diese Weltanschauung ist die des Allgemeinen im Besondern oder der abstracten Naturbetrachtung, die, so stichhaltig sie in ihrem Kreise ist, unstatthaft wird, wenn sie auf das Geistige übergreifen will. Umgekehrt kann er die Fülle der Realien in bloße Erscheinungen eines allen zu Grunde liegenden Princips, ihre Selbstständigkeit in bloßen Schein verwandeln. Diese Richtung, die zu Spinoza's Akosmismus führt, geht in der einseitigen Weise des Geistes vor, der sich in Thätigkeiten objectivirt, die er auf sich bezieht und dadurch in sich aufhebt. Der Standpunkt der abstracten Natur-, wie der abstracten Geistesanschauung führt aber unausbleiblich zu Consequenzen. Während der erste, dem nur das Besondere für real gilt, als Ritter des gesunden Menschenverstandes von einer Wissenschaft als Genesis aus eigentlichen Principien, von einer Kunst als Ausdruck der Idee, von Religion mit Anknüpfung an eine außerweltliche absolute Persönlichkeit nichts hören will, und den Staat im Vertrage der Individuen erblickt, wird der andere mit Meister Eckhart und dem Schuster aus Görlitz sich in den Abgrund des Mysticismus und der Schwärmerei stürzen. Es sind eben die Aufwärmungen des Nominalismus und Realismus, nur daß sie schroffer, jener mehr materialistisch, dieser mehr idealistisch auftreten. *Wir finden somit schon im Gebiete des Wissens Freiheit der Wahl und Verantwortlichkeit.*

Die praktische Freiheit ist die Bestätigung der theoretischen. Kant sagt von ihr, sie sei die Möglichkeit anzufangen, von sich, von seinem Innersten, Ursprünglichsten auszugehen, sie sei das Vermögen der Initiative. Die freie That, die sich aus dem eigensten Wesen heraus eine neue Sphäre schaffen soll, würde verlangen, daß der Mensch von dem Geiste in seiner ursprünglichen Unbestimmtheit ausgehe. Aber da er früher erkennen muß, was er ist, und welche Aufgabe er hat, so tritt

das Wissen um sich zuerst auf. Indem der Geist das Resultat jenes Vorganges, das theoretische Ich, zum Anfang eines neuen Processes, des praktischen, erhebt, erfährt er durch diese Verdopplung die Kraft seines Selbstsetzens, zugleich aber inhaltlich seine Identität mit dem unbestimmten Geiste und dem Ich des Selbstbewußtseins, und hiemit in entschiedenerer Weise als im bloßen Denkacte die Ausschließung jedes anderen, als eines ihn determinirenden. In diesem Unabhängigkeits- und Selbstheitsbewußtsein bezeugt somit der praktische Geist die Wahrheit des theoretischen Selbstständigkeits- und Substanzbewußtseins. Die letztere wird aber zugleich für die künftige neue Bestimmung des Selbst zur Forderung die bisher nothwendig bestätigte Identität frei zu setzen. Das Eigenthümliche des ersten Moments der Freithätigkeit ist somit die Behauptung der endlichen, freien realen Monas in ihrer Wahrheit, die Charakterbildung. Aber diesem in sich concentrirten, sich isolirenden Selbst treten im zweiten Momente Bestimmungen von außen und innen, die Triebe und Reize der Sinnenwelt, die eigenen und die fremden menschlichen Anforderungen, die Imperative des Absoluten gegenüber. Indem sie den Geist nicht zu zwingen vermögen, lernt er seine Selbstmacht, sein Verhältniß, seine Stellung und somit seinen Werth ihnen gegenüber, d. h. sich als ein Gutes kennen, das an jenem Nicht-Ich sich auszudrücken hat, als Selbstzweck, der in letzterem die Mittel für seine Wirksamkeit findet. Der Geist tritt somit in das der Causalitätskategorie entsprechende Stadium der Wahlfreiheit, ähnlich der Stellung, die er früher den verschiedenen Denkrichtungen gegenüber einnahm. Endlich verlangt, wie bei der Ichbildung, der Widerspruch zwischen dem das Nicht-Ich ausschließenden, und dem dasselbe zur Actionssphäre sich ausgestaltenden Selbst, und dazu das in diesem Processe sich verwirklichende Streben, sich eine neue Form zu setzen, — den Abschluß durch die Entscheidung. Mit dieser erreicht der Wille als Selbstbestimmung seine Selbstvollendung, die der Wissenskategorie der Totalität correspondirt. Sie ist aber nur dann eine wahre Vollendung oder Vollkommenheit, wenn der Geist, durch die Idee der Harmonie oder des Schönen geleitet, mit seinen früheren Denk- und Willensresultaten, aber auch mit der Geltung der Realien außer ihm sich in das richtige Verhältniß setzt. In diesem Haupt- und Schlußmomente macht das Grundfactum des Freiheitsbewußtseins, daß nämlich auch ein anderer Entschluß hätte gefaßt werden können, sich um so vernehmlicher, als durch die mit der energischen Setzung des einen nothwendig verbundene Verneinung des andern die Möglichkeit des letztern auffallender als bei der Wahlfreiheit hervortritt, wo beide sich gleichwerthig gegenüberstanden. Ein Analogon findet sich im Denkacte, der mit dem Begriffe auch dessen Negation einbefaßt, die er allerdings, weil sie nur für die eine der Hauptfunctionen des Denkens, nämlich für das Unterscheiden, dient, von ersterem nothwendig ausschließt, die aber ebenfalls stets mitklingt. Es liegen somit die Wissenskategorieen eben so wenig wie die praktischen fertig im Geiste. Sie werden vielmehr im Denk- und Willensacte erzeugt und im Vollziehen erfahren. Auch ist ersichtlich, daß die letzteren die Ergänzung und Bestätigung der ersteren sind.

Damit eine freie Willensthat aus dem Wesen heraus möglich sei, muß dieses — auch nach Kant erzeugt sich der Begriff des intelligiblen Charakters in der nothwendigen Unterscheidung der Vorstellung (Erscheinung) und des Dinges an sich — seine Unabhängigkeit von dem eigenen Erscheinungsgebiete, wozu auch das Denken zu zählen ist, inne geworden sein. Allerdings wird auch dieses denkend geschehen müssen. Es ist aber dies nur ein Beweis dafür, daß Sein und Denken sowohl unterschieden als zusammengehörig sind. Eben darum wird bei der Trennung die Denksphäre sich unmöglich gleichgültig verhalten können. In der That kennt auch jeder die Pression, welche das Denken auf das Wollen ausübt. Besonders gilt dies von den unausbleiblich eintretenden Denkacten, welche für alles übrige die Vermittlung abgeben, von den Grund- und Normativformen, den Kategorieen und Ideen. Daher kommt die Aufforderung der Denkform an den Geist sie durch Selbstbestimmung zu seiner Existenzform zu machen. Daher wird das Wissen zum Gewissen, das gegen die Ueberzeugung gleichgültige Erkennen des Nicht-anders-sein-könnens zur Ueberzeugung von einem Sollen bei der Möglichkeit des Anders-sein-könnens. Zeller sagt mit Recht, der wollende Geist sei sowohl bestimmt als unbestimmt. Bestimmt ist er nämlich, weil er als monadisches Wesen gegeben ist Dieser Determinismus hängt mit seiner Creatürlichkeit zusammen. Bestimmt ist er ferner, weil die Kategorieen sich denknothwendig an ihm vollziehen. Aber dessenungeachtet bleibt und ist wahr, was Schleiden sagt, den man gewiß nicht zu den Idealisten zählen wird: „Wir können jeder Anreizung zum Trotze nicht wollen, und jeder hemmenden Lähmung, welche die trägere Blutwelle und der erschlaffte Nerv uns in den Weg wirft, zum Trotze wollen; und wenn wir auch, überwältigt durch die Spannung der gereizten Nerven, betäubt durch den rascheren Strom des glühenden Blutes, thun, was wir nicht wollen, so liegt schon in dem Gedanken an den Widerstand die Ueberzeugung von dem wirklichen Dasein eines des Widerstandes fähigen, d. h. freien Wesens." Vermag daher der Geist sich neue Bestimmtheiten zu geben, und nicht bloß daseiende Unterschiede nachzudenken, sondern erst hervorzubringende an sich selbst zu setzen, so ist die Form des praktischen Geistes das Product seiner Selbstbestimmung, so verhält er sich dem künftigen Acte gegenüber als ein formloser. Er muß daher im Stande sein einmal der Bestimmungen der Denksphäre sich beim Wollen zu entschlagen. Allerdings handelt es sich bei der Bethätigung meistens nur um Unterlassungen oder um die Wahl zwischen wenigen Objecten. Aber um die Frage der Freiheit zu verstehen, muß man in ihre ganze Tiefe blicken. Daß wir, wie eben gesagt wurde, der Erkenntniß der Form widersprechen können, beruht auf dem unserem Geiste eigenthümlichen Unterscheiden von Wesen und Form. Der Mensch kann aber auch sogar seine geistige Wesenheit verläugnen. Giebt es nicht Skeptiker, die ihrem Zweifel an sich selbst gemäß zu handeln suchen, Materialisten, praktische Läugner des menschlichen Geistes? Diese Möglichkeit findet ihren Grund darin, daß der Geist mit einer von ihm verschiedenen Wesenheit, der Natur, eine Vereinseinheit bildet. Beachten wir, daß in der Natur, weder im Gehirn des mikrokosmischen

Menschen — „im Einzelorganismus ist kein anatomischer Mittelpunkt zu finden", sagt Virchow, ähnlich Wagner, Lotze, Biedermann — noch in unserem Weltsysteme — Mädelers vergebliche Mühe einen Centralkörper zu entdecken bestätigt Goethe's schöne Worte: „Sie (die Natur) lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie?" — sich ein physischer Mittelpunkt nachweisen läßt. Aus der richtigen Anschauung des Naturprincipes als eines in sich real gegensätzlichen scheint vielmehr zu folgen, daß in der Physis das Gleichgewicht mit Vertheilung an verschiedene Focus das Gesetz ist. Der Geist dagegen ist ein aperipherisches Centrum, das seine Sphäre sich selbst und zwar in den nicht substantiellen Erscheinungen des Wissens und der Entschlüsse setzt. Es ist daher begreiflich, daß er im Menschen, als dem organischen Vereinwesen dieser beiden Principien, die Lücke ausfüllt, welche die centrumlose Natur frei läßt. Dadurch aber kann es geschehen, daß er, der reale, an den realen Erscheinungen der Natur mit Hintansetzung der eigenen formalen seine eigentliche Objectivität zu besitzen sich überredet, und sich als bloßes Natursubject erfaßt, das in der materiellen oder begrifflichen Ausbeutung der Erscheinungen sich darzuleben hat. Umgekehrt kann er in stolzer Ueberhebung über die gegensätzliche Natur sich für eine Emanation des Absoluten, für einen Sohn Gottes halten. Wie aber dem Atheisten dennoch die Wahrheit sich aufdrängt, so wird auch der sich negirende Geist dem inneren Gegenzeugnisse nicht entrinnen. Das Gewissen beweist selbst dem extremsten Verfechter des Indeterminismus, daß auch der Determinismus sein Recht hat. Es ist daher die Unbeweglichkeit des Buridanischen Esels zwischen den beiden Heubündeln nur ein Witz, der übrigens an Dante — „zwischen zwei Speisen in gleicher Entfernung und gleicher Bewegung müßte der freie Mensch lieber Hunger sterben, als eine davon unter die Zähne zu nehmen" Parad. IV, 1—3 — und an Aristoteles — „der, wenn auch noch so stark dürstende und hungernde Mensch müßte, wenn er von Speise und Trank gleich weit entfernt wäre nothwendig unbeweglich bleiben" De Cœlo II, 3. § 32 — die eigentlichen Urheber hat. Die Stimme des Gewissens ist aber nicht bloßes Durchtönen, sondern das Sich-geltend-machen der geistigen Wesenheit und ihrer nothwendig vollzogenen Form, die der Wille wohl negiren, aber trotz aller Energie nicht aufheben kann. Einen Inhalt muß der Geist haben. Verwirft der Mensch den gegebenen, so kann er nicht umhin einen andern zu substituiren. Der Kampf zwischen der aufdringenden Gewalt und der angestammten Macht, so wie der schreckliche Riß in des Menschen Brust sind daher die Folgen des falschen Freiheitsgebrauches. Der wahre und gute Wille dagegen wird dem Inhalt des Geistes gemäß — insoweit hat der Determinismus recht — sich für oder wider die verschiedenen Motive entscheiden und die nothwendig im Selbstbewußtseins- und Selbstbestimmungsprocesse sich ergebende Form frei durch eigenes Bestimmen — hierin liegt das Moment des Indeterminismus, die Möglichkeit auch eines widersprechenden Entschlusses — zur selbstgesetzten Lebensform erheben. Es wird somit der Mensch durch die Motive allein nicht endgültig bestimmt. Aber im Zusammenhang des Universums stehend, an die

Erregung aus ihm, an die Einwirkung auf dasselbe gewiesen, vermag er auch nicht ohne Motive, ohne die Prämissen der Wahl zur Entscheidung zu kommen. Selbst die in sich am sichersten gefestete Persönlichkeit kann es nicht zur Nothwendigkeit ihres Thuns bringen. Immerhin setze der Mensch alle Kraft daran seinen Charakter auf das entschiedenste zu behaupten, so daß jeder seiner Entschlüsse sich beinahe voraus berechnen läßt; immerhin sei er bestrebt, seine Berufssphäre vollständig auszufüllen, der Wahrheit seines Auftretens, so wie dem Schwunge der Thatkraft den edelsten Ausdruck zu geben, jene Kalokagathie der Griechen im Lichte christlicher Gesinnung zu verklären — jeder neue Act der Selbstbestimmung wird ein freier sein müssen, der auch die Möglichkeit des Gegentheils zuläßt.

Von den vielen möglichen Einwürfen wollen wir schließlich nur jene zwei kurz berühren, die den Realien über und unter dem Geiste entnommen sind. Der eine erblickt in der Freiheit eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgesetze des nothwendigen Causalnexus, die er nicht zugeben will. Aber der Geist ist eine von der Natur grundverschiedene Wesenheit, und steht daher nicht unter ihren Gesetzen. Der anderen Einrede leiht Strauß den Ausdruck mit der Behauptung, daß „wenn dem absoluten Agens ein endliches gegenüberstehe, man sich vergebens bemühe für dieses etwas anderes als absolute Passivität heraus zu bringen." Dieses absolute Agens — der Beweis würde zu weit führen und ist erst kürzlich von Ulrici schlagend geliefert worden — ist der persönliche Gott. Wer wird nun die Vorsehung, die mit dieser Persönlichkeit eng zusammenhängt, darum verwerfen wollen, weil es physische Umwälzungen, Zerstörungen 2c. giebt? Wenn aber der Spielraum, der den vormals sogenannten zweiten Ursachen gelassen ist, dadurch begriffen wird, daß das absolute Agens sich eines bestimmenden Einflusses enthält, warum sollte der menschlichen Freiheit gegenüber nicht ein Gleiches stattfinden können? Liegt darin vielleicht ein Widerspruch mit der göttlichen Allmacht? Im Gegentheil; denn die Macht über Alles schließt auch die über sich, d. i. die Selbstbeschränkung ein.

Die herrliche Gabe der Freiheit wird also darum so arg verkannt, weil man ihrem starken Vater nicht die Ehre geben will, dem Geiste. Die Schlange des Paradieses hat ein Paar gezeugt, die Vergöttlichung und den Naturdienst, die beide ihn gleich sehr befeinden. Wie Hercules muß er das Doppelgewürm vernichten. Mit der Sentimentalität früherer Decennien und der Frivolität der Gegenwart ist es am wenigsten gethan. Bei sittlichem Ernst und gewissenhafter Beachtung der inneren Thatsachen erkennt selbst das einfachste Bewußtsein der Selbstständigkeit und Freiheit des Geistes. An der Wissenschaft ist es aber die Grenzen mit fester Hand zu bestimmen und zu wachen, daß das himmlische Feuer nicht zum verheerenden Brande, sondern zum segensreichen Lichte werde, in dessen Strahlen wahre Humanität und Civilisation sich entfalten.

René Descartes' Hauptschriften

zur Grundlegung seiner Philosophie. Ins Deutsche übertragen und mit einem Vorworte begleitet von **Kuno Fischer.**

(Mannheim 1863.)

Dr. S. B—ch. Trotzdem wir Deutsche uns als die eigentlichen Träger jener großen geistigen Bewegung betrachten, zu der Descartes durch seine Reform der Philosophie den ersten Anstoß gab, sind seine Schriften in den weiteren Kreisen des gebildeten deutschen Publicums dennoch bei weitem nicht so bekannt, wie in Frankreich, wo einzelne Schriften des Descartes, wie z. B. die Meditationen, sich in den Händen aller Gebildeten befinden und Descartes im wahren Sinne des Wortes ein populärer Schriftsteller ist. Wenn Frankreich in Descartes neben dem tiefen Denker vorwiegend den hervorragenden Nationalschriftsteller verehrt, und darin vornehmlich der Grund seiner größeren Popularität liegt, so scheint uns, daß Descartes ein nicht minder begründetes Recht darauf hat, unter uns einheimisch zu werden. Nicht allein weil wir und unsere Sprache die Fähigkeit besitzen uns die Schriftsteller aller Nationen anzueignen, sondern vielmehr weil wir jenem Geist der Speculation, der von Descartes ausging, näher verwandt sind als die Franzosen. Denn die deutsche Philosophie ist dem Geiste des Descartes treu geblieben, hat die entscheidenden Wahrheiten des Idealismus, die er gefunden und begründet hat, treuer bewahrt als die französische, die bald seine Lehre verläugnet und sich auf die abwärts führende Bahn des Sensualismus begeben hat. Alle unsere hervorragenden Denker erscheinen wie die Glieder einer Kette, deren erstes Descartes ist und die bis auf die Gegenwart herab reicht

Wir begrüßen daher die erste Verdeutschung der Hauptschriften des Descartes, die der berühmte Geschichtsschreiber der Philosophie Kuno Fischer im vorliegenden Bande uns darbietet, als eine willkommene, erwünschte Erscheinung, die viel dazu beitragen wird, die Schriften des Descartes in weitere Kreise zu verbreiten. Durch diese treffliche Uebersetzung vermag jeder Gebildete die Gedanken, die durch Vermittlung der deutschen Philosophie tief in das Leben der Nation, in deutsche Wissenschaft und Litteratur eingedrungen sind, an ihren Quellen und in ihrer primogenen, elementaren Gestalt kennen zu lernen. Aber nicht nur dies, sondern auch der große Schriftsteller, als welcher Descartes von seinen Landsleuten mit Recht verehrt wird, tritt uns aus derselben entgegen: so lebendig ist der Eindruck, den Fischers Uebersetzung hervorbringt. Indem Fischer das Original bis in die Worte hinein beobachtet, bis in die eigenthümlichen Bildungen der Sätze und Ausdrücke hinein verfolgt, liefert er keine bloße Copie, sondern er schafft die Schriften des Descartes von neuem für den deutschen Leser. Man muß eben wie Fischer die Lehre des Descartes in sich wieder durchgelebt, aus sich selbst wieder

erzeugt haben, um es zu vermögen, die Schriften des Descartes in der eigenthümlichen Vollkommenheit ihres Ausdruckes mit solcher Meisterschaft wiederzugeben, daß man meint, in Descartes einen deutschen Schriftsteller reden zu hören. Fischer selbst äußert sich in der einleitenden Abhandlung folgendermaßen über seine Uebersetzung: „Ich bedurfte sie für mich selbst als ein Mittel, mir den Philosophen menschlich näher zu führen und seine Bekanntschaft weit eingehender und intimer zu machen, als es bei einer bloßen Lesung, die immer etwas flüchtiges behält, gelingen mag. Uebersetzen heißt im gewissen Sinne mikroscopiren. Auch die kleinen Züge des Originals, die dem Leser kaum bemerkbar sind, treten dem Uebersetzer hervor und werden sprechend. Mit einem Worte: man erlebt den Schriftsteller, wenn man ihn aus diesem Bedürfniß übersetzt. Die Uebersetzung hat mir den Dienst geleistet, den ich in Absicht auf Descartes haben wollte: genau zu erfahren, wie er redet und schreibt . . . Ich habe geglaubt, den Dienst, den ich mir selbst mit dieser Uebersetzung geleistet, mittheilen zu dürfen."

Was die Auswahl der Schriften betrifft, die Fischer in seiner Uebersetzung vereinigt hat, so verdient sie von jedem Gesichtspunkte aus die vollste Billigung. Indem Fischer den „Discours de la methode" (Leyden 1647), die „Meditationes de prima philosophia" (Paris 1641) und das erste Buch der „Principia philosophiæ" (Amsterdam 1644) übersetzt hat, hat er wohl allen Anforderungen der an die cartesianische Philosophie zuerst Herantretenden entsprochen. Es sind zunächst diejenigen Schriften, welche die Grundlagen, den Anfang, das Princip und die Methode der cartesianischen Philosophie enthalten, so wie die Reform erklären, welche sie hervorgebracht hat. In dem ersten Buch der „Principia" ist überdies dem Bedürfniß des Lesers nach systematischer Zusammenfassung Rechnung getragen; in den beiden ersten Schriften findet aber der Leser auch der Form nach ein in seiner Art einziges Product der philosophischen Litteratur. Fischer bezeichnet und erklärt trefflich die Eigenthümlichkeit dieser beiden Schriften: „Man erwartet bei der ersten Schrift eine Methodenlehre und findet diese in der Form einer Lebensgeschichte; man erwartet bei der zweiten eine metaphysische Untersuchung und empfängt diese in den Form von Confessionen. Das ist nur zu begreifen aus einem Charakter, den sein Leben mit der Wissenschaft und dem Nachdenken ganz zusammengeführt, der nach einer wissenschaftlichen Methode gelebt und darum diese Methode erlebt hat und nun im Stande ist, sie als die reinste Frucht und Erfahrung seines Lebens zu geben: der aus Wissensdurst sich zuerst in die Büchergelehrsamkeit versenkt, dann aus Nichtbefriedigung diese Gelehrsamkeit verläßt, sich mit dem Weltleben vermischt, ohne sich darin zu verlieren, ohne sich im Kern seines Wesens zu zerstreuen oder zu zersplittern, überall die Blendungen erkennt, den Irrthum aufspürt und in seinen Ursprung verfolgt, dann in sich selbst einkehrt, abgewendet von der Welt die tiefe Einsamkeit sucht, um seine Gedanken auszureifen, endlich, schon über die Vierziger hinaus, sich herbei läßt, diese Gedanken zu schreiben, nachdem sie oft durchdacht sind, daß jeder derselben eine reife Lebensfrucht geworden. Hier sind die Früchte der Erkenntniß groß

geworden am Baume des Lebens. Daraus begreift man, wie eine Lebensgeschichte eine Methodenlehre, und Selbstbekenntnisse Metaphysik sein können."

Geschichtliche Bilder und Charakteristiken.

Deutsche Charaktere von Gustav Kühne. 2. Theil. Leipzig, L. Denicke.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. 2. Auflage. 1. u. 2. Band. Leipzig, Brockhaus.

Abenteuerliche Gesellen. Von George Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, Gerschel.

In historischen Essays, wie sie durch das junge Deutschland in die Mode gebracht wurden, hat sich Kühne stets mit Vorliebe versucht, dem natürlichen Zuge seines Talentes folgend. Denn selbst wo er es nicht wollte, in seinen Romanen, schrieb er Charakteristiken, welche man unschwer von der erfundenen Handlung ablösen könnte, und um derentwillen mehr als wegen der poetischen Zuthaten jene Romane auch in späterer Zeit noch werden gelesen und geschätzt werden. Gerade an Schriftstellern seiner Art haben wir im Vergleich mit den Engländern und Franzosen noch immer Mangel, Schriftstellern, welche nicht nach dem Ruhme geizen, der historischen Forschung neue Schachte zu öffnen und verborgene Schätze ans Tageslicht zu bringen, aber die Kunst besitzen, das gewonnene Erz künstlerisch zu verarbeiten. Vielleicht finden sich so wenige, weil sie von den Männern der ernsten Wissenschaft doch nur als Eindringlinge und Unberufene behandelt zu werden pflegen, und dies erklärt sich wieder, abgesehen von dem Gelehrtenstolz, aus der allerdings nicht wegzuläugnenden Thatsache, daß es manchem „modernen Charakteristiker" mehr um das Paradiren mit seinem Stil, seiner Combinationsgabe, seinen geistreichen Parallelen und Antithesen als um Treue und Wahrheit zu thun war. Und doch sind diese Vermittler zwischen der Wissenschaft und dem großen Publicum unentbehrlich, wenn das letztere nicht ganz in die Hände der Buchmacher gerathen soll. Und Kühne ist in der That ein gewissenhafter Mann, er schöpft aus guten Quellen und benützt nicht die historischen Gestalten als Vorwand, um die eigene Person zu beleuchten. Daß er seine Charakterköpfe aus weichem Stoffe formt, ist ihm von einem Litterarhistoriker mit Recht zum Vorwurf gemacht worden; aber während häufig ein kräftigeres „Herausmodelliren" zu wünschen bleibt, versöhnt immer wieder die Liebe, mit welcher er sich seinem Gegenstande hingiebt. Er löscht die Schatten nicht weg, aber er sucht auch sie klar zu erhalten, in der richtigen künstlerischen Erwägung, daß der Contrast ja lebhaft genug bleibt, wenn die lichten Partieen nur wirklich volles Licht erhalten.

Kühne ordnet jetzt bei der Herausgabe seiner gesammelten Schriften die mancherlei Charakterbilder, die er im Laufe von dreißig Jahren lieferte, und ver-

vollständigt sie, um bestimmte Geschichtsepochen in charakteristischen Vertretern darzustellen. Ein Band war der Aufklärungszeit gewidmet und brachte Friedrich II., Lessing, Moses Mendelssohn und Kant; jetzt liegen uns als Repräsentanten des Revolutionszeitalters Joseph II., Mozart, Klinger, Forster und Hölderlin vor. Der Verfasser verheimlicht keineswegs, daß seine Sympathieen ihn mehr zu dem Kaiser als zu dessen großem Vorbilde ziehen: aber diese Sympathieen sind die Frucht der objectiven Betrachtung des Charakters, nicht etwa eines poetischen Interesses an dem tragischen Geschicke Josephs. Eben weil er gegen dessen Fehlgriffe nicht blind ist, sie nicht entschuldigen sondern nur psychologisch erklären will, erhalten wir ein Portrait des Kaisers, welches zwischen den Silhouetten und den nach der Manier der Chinesen ganz schattenlos gehaltenen Bildern, die je nach der Zeitströmung abwechselnd auf den Markt gebracht werden, gerade die rechte Mitte hält. In der Einleitung wird Kühne's Urtheil, dessen Begründung die dann folgenden Bogen enthalten, in folgende Sätze zusammengefaßt: „Seine Absichten waren die edelsten, aber seine Maximen waren gewaltsam, weil zwischen seinem Willen und der Befähigung seiner Völker eine weite Kluft lag. Ein Titus, der mit neronischer Gewaltsamkeit der Menschheit seinen Glückseligkeitstraum verschaffen möchte, ist ein Widerspruch gegen sich selbst, und doch haben wir an Kaiser Joseph diesen lebendigen Widerspruch auf dem Throne, wenn wir zusammenfassen, was er als Mensch gedacht, gefühlt, gewollt, und was er als Fürst versuchte und wagte. Erst jetzt ist, was zu Josephs Zeit ein Wagniß war, ein freies und ein einiges Oesterreich, zur Nothwendigkeit geworden."

Eben so liebevoll gezeichnet und daher von eben so wohlthätigem Eindruck ist das Bild Mozarts. Der Verfasser, welcher im Biographischen natürlich auf Jahns Werk fußt, bekennt sich zu einiger Schüchternheit Kennern gegenüber, einen musikalischen Künstler zu zeichnen; doch durfte er dieselbe überwinden, da er sich verständiger Weise nicht auf Gebiete wagt, von welchen die Kenner den Liebhaber wegweisen dürften. Und als Liebhaber tritt er hier recht eigentlich auf, es ist ihm Herzensbedürfniß, von seiner Verehrung Zeugniß abzulegen gegenüber den Classicisten, welche nur noch Händel und Bach „mit ihrer protestantischen Nüchternheit und Magerkeit" gelten lassen, wie gegenüber jener Schule, welche nach Lorms Ausdruck „was sie an Ungereimtheiten zu Tage fördert, durch den Taschenspielerstreich zu einer künstlichen Geltung bringen will, daß sie erst von der Zukunft das richtige Verständniß dafür zu erwarten vorgiebt." Wir sind nun des guten Glaubens, daß alle solche Bestrebungen so wenig nachhaltigen Erfolg haben werden, wie die Anstrengungen englischer und französischer Maler, Raphael als den Urheber eines verwerflichen Idealismus vom Throne zu stürzen. Aber deßhalb sind öffentliche Zeugnisse wie das vorliegende nicht überflüssig; wir würden es für ein Unglück halten, wenn es der gelehrten Kritik gelänge, die begeisterte Liebe zu Mozart, welche jetzt noch unser ganzes Volk durchdringt, als Schwärmerei für etwas Veraltetes, Ueberwundenes in Miscredit zu bringen. Daß dies nicht in ihrer Absicht liegt, wissen wir sehr wohl, aber es ist ja eine so gewöhnliche Erscheinung, daß die einmal in

Bewegung gesetzte Menge weit über das Ziel hinausschießt, welches die Führer ihr gesteckt haben. Wenn uns etwas gegen Verflachung und Verirrung des Geschmackes schützen kann, so sind das gewiß nicht Werke von so strenger Schönheit, daß nur höherer Bildung sich ihr Verständniß eröffnet, sondern es ist jene Vereinigung von Erhabenheit, Anmuth und Heiterkeit, welche wir an Mozart bewundern und lieben. Kühne datirt die neu erhöhte Stimmung der Nation für den Unvergleichlichen von dem Jubiläumsjahre her, und wir können uns nicht versagen die Stelle herzusetzen, welche auf die Aufzählung der verschiedenen dazu mitwirkenden Umstände folgt. „Die Denkenden und die Fühlenden, Kenner und Begeisterte sagten sich, daß Deutschland in seinem Wolfgang Amadeus nicht bloß einen Hoch- und Gipfelpunkt der Tonkunst, in der Art und Natur seiner Schöpfungen auch einen seltenen Verein höchster Blüthenfülle zu feiern habe, einer Blüthenfülle, wie sie sonst nur zerstreut auf Gebieten verwandter Künste zur Erscheinung gekommen, auf dem universalen Boden der Tonkunst aber sich zu einem Frühling von wunderbarer Pracht entfaltete. In der That, was man an Raphael als harmonisch edle und reine Schönheitsform bezeichnet, was an Feinheit und Grazie Goethe's dichterisches Wesen charakterisirt, ja was, beide überbietend durch gleich große Kraft in der Tragik wie in der Komik, Shakspeare's sprudelnden Reichthum ausmacht: in Mozart war und ist, was bei den drei großen Genien in Malerei und Poesie als ihre Eigenthümlichkeit, in Tönen vereinigt . . . Auf dem Gebiete der Malerei ist vielleicht nur Murillo gleich sehr im Doppelbesitz ideal-elegischer und humoristisch-ergötzlicher Schöpferkraft."

Zwei Bemerkungen mögen hier noch Platz finden. Kühne hebt hervor, daß er Friedrich dem Großen einen Denker und einen Dichter als Begleiter geben konnte, Joseph II. aber nur den Musiker, „den Vertreter einer Kunst, die mit ihren Beschwichtigungen einen politischen und socialen Umschwung eher begütigt als aufruft." „Ein Lessing, ein Kant", sagt er weiter, „konnten auf österreichischem Boden nicht erwachsen"; und fügt hinzu: „leider gingen beide für die Entwicklung der Cultur in Oesterreich fast spurlos vorüber". Dies harte Wort aus der Feder eines so sehr nach Unparteilichkeit strebenden, so wohlwollenden Schriftstellers, erhebt es nicht laute Anklage oder doch dringende Mahnung an die heimischen Schriftsteller, das Ihrige zur Beleuchtung jener Periode in Oesterreich beizutragen? Welche Bibliotheken sind über die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts „in Deutschland", d. h. mit Ausschluß Oesterreichs, zusammengeschrieben, und wie gering an Zahl sind die Versuche, die Einflüsse jener Bewegung auf die Staaten Maria Theresia's und Josephs darzulegen. Daß viel von der Unbill, welche Oesterreich von den gelesensten Geschichtschreibern widerfährt, durch die Schweigsamkeit der Oesterreicher verschuldet ist, giebt man heutzutage auch im gegnerischen Lager zu, auf dem Gebiete der politischen und Kriegsgeschichte ist in jüngster Zeit viel nachgeholt worden, aber die Erscheinungen im Culturleben bieten ja noch Stoff in Hülle und Fülle, und ihn zu verarbeiten sollte doch für den Schriftsteller nicht allein lohnender, sondern auch an sich anziehender sein, als immer wieder allgemeine

Geschichten der Glanzzeit unserer Litteratur zu schreiben. — An einer anderen Stelle findet sich die Behauptung: „Politisch mächtige Nationen, wie die englische, sind musikalisch unmächtige; in unserer politischen Ohnmacht liegt das Geheimniß unserer musikalischen Macht und Größe." In dieser Nacktheit und Schärfe kann man den Satz, welcher in verschiedener Fassung mehrmals wiederkehrt, doch nicht gelten lassen. Wir wollen die Wechselbeziehungen zwischen politischem und künstlerischem, insbesondere musikalischem Leben gewiß nicht wegläugnen, aber daß die Engländer ein total unmusikalisches Volk sind, hat doch noch andere Ursachen, als die frühzeitige Entwicklung der bürgerlichen Freiheit und die gebietende Stellung, welche England seit Jahrhunderten anderen Nationen gegenüber einnimmt; und wenn bei dem Fortschreiten des politischen Lebens in Deutschland und bei größerer Geltung des Reiches im Rath der Völker möglicherweise die jetzt so üppig wuchernden Sängervereine Mißwachs erleiden sollten, so wird der Genius der Musik uns deßhalb noch nicht fliehen.

Der Raum gestattet uns nicht bei den übrigen Charakterbildern länger zu verweilen. Kühne wählte drei Vertreter der Sturm- und Drangperiode, von denen zwei uns verloren gingen, der dritte in sich selbst den Untergang fand: Friedrich Maximilian Klinger, der eben jener Periode den Namen gab, wie fünfzig Jahre später Ludolf Wienbarg das „junge Deutschland" erfand, — den Revolutionär, welcher, wie so viele nach ihm, schnell verzweifelnd, weil die Welt seines Ideals sich nicht im Sturm erobern lassen wollte, das Heil der Welt im Absolutismus suchte; Georg Forster, den eben so leidenschaftlich Verehrten und Ueberschätzten als Verketzerten, dessen verhängnißvollen Abfall vom Vaterlande Kühne nicht zu rechtfertigen, aber aus dem Menschen und den Zuständen zu erklären bemüht ist; und Friedrich Hölderlin. Auszusetzen haben wir an den meisten dieser Arbeiten das Unruhige und Sprunghafte der Darstellung. Es scheint dem Verfasser förmlich zuwider zu sein, den Weg welchen er vor sich hat, ruhigen und gemessenen Schrittes zurückzulegen; mit einem Satz ist er in der Mitte, läuft ein Stück dem Ziele zu, kehrt um, und so fort, wobei Wiederholungen unvermeidlich werden und dem Leser es schließlich überlassen bleibt, die einzelnen Stücke in Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Uebrigens scheint dies mehr Angewohnheit als Frucht seines Temperaments zu sein.

Die beiden anderen Werke stehen nur in äußerlicher Gemeinschaft mit dem soeben besprochenen. Bülau und Hesekiel folgen als Aehrenleser den Historikern und sammeln auf, was diese übersahen oder nicht gewichtig genug erachteten. Der Erstere zumal hat mit rechtem Bienenfleiß zusammengetragen, was über gewisse dunkle Partieen der Geschichte aufzufinden war oder in kleinen Zügen bestimmte Culturepochen charakterisirt. Wie es Sammlern seiner Art zu ergehen pflegt, bindet er denn freilich auch manche taube Aehre mit in seine Garben, das Sammeln selbst gewährt ihm zu große Befriedigung, als daß er im Stande wäre, Werth und Unwerth ruhig abzuwägen. Und wird irgend ein Name genannt, dessen Träger in ganz unwesentlicher Beziehung zu dem behandelten Factum steht, für sich allein

aber gar keine Beachtung verlangen kann, so mag sich Bülau doch nie versagen, alles beizubringen, was er von ihm, seinen Vorfahren und Nachkommen weiß. Mitunter erinnert er an jene Führer, welche, nach einem bestimmten Berge gefragt, dem Reisenden vorher zwanzig andere Spitzen zeigen, jedesmal gewissenhaft hinzufügend: Das ist nicht die, welche Sie meinen. Da indessen jedem Bande ein ausführlicher Index beigegeben ist, erhält das Werk als Nachschlagebuch allerdings einen erhöhten Werth. Die Verlagshandlung beging einen Mißgriff, daß sie dieser neuen ganz unveränderten Ausgabe nicht die Jahreszahl der ersten auf dem Titelblatte beifügte; der Herausgeber spricht in seinen statistischen und genealogischen Anmerkungen häufig von der „Gegenwart“ und meint damit die ersten fünfziger Jahre, während auf dem Titel 1863 und 1864 steht, woraus unangenehme Verwechslungen entstehen können.

Die ersten zwei Bände, welche uns jetzt vorliegen, enthalten des Wichtigen und Interessanten genug. Zwei gleichzeitige Denkschriften über die russischen Thronrevolutionen von 1762 (Peter III. — Katharina II.) und 1801 (Paul — Alexander I) eröffnen den Reigen; dann folgen: die merkwürdige Diplomatin am Hofe Philipps V. von Spanien, Prinzessin Orsini oder des Ursins, und als Fortsetzung die Cellamareverschwörung, Alberoni und Ripperda, der Ritter d'Eon, welcher lange Zeit für ein Frauenzimmer galt, Gräfin Cosel, die Geliebte Augusts des Starken, die Abenteurer Cagliostro, d'Agdolo, St. Germain, Cazotte, der bekanntlich die französische Revolution vorausgesagt haben soll, der Uhrmacher Naundorf (Ludwig XVII.), Kaunitz und Choiseul, eine Uebersicht der Gefangenen, welche die sächsische Festung Königstein beherbergt hat, Menzel und Siepmann, ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Staats- und Postgeheimnisses im 18. Jahrhundert u. v. a.

Die Sammlung von Hesekiel ist in ihren einzelnen Bestandtheilen von sehr verschiedenem Werthe. Eine Anzahl von Biographieen sind allerdings mit großer Liebe und dem bekannten Erzählertalent des Verfassers ausgeführt, später aber scheint sich das Bedürfniß geltend gemacht zu haben, noch mehrere Bogen zu füllen, und während die Wahl des Titels die größte Sorge verräth, nicht an das Bülau'sche Werk zu erinnern, ist diese Rücksicht bei der Zusammenstellung des Inhalts so total verschwunden, daß wir einer Menge von historischen Persönlichkeiten begegnen, die Bülau fast wörtlich ebenso, weil nach denselben Quellen, wie Strombergs „Rheinischer Antiquarius“ u. dgl. behandelt hat, für deren abermalige Aufführung mithin kein Grund ersichtlich ist. Daß übrigens in der Kunst der Darstellung Hesekiel jenem bei weitem überlegen ist, daß seine Bilder viel plastischer heraustreten, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die bedeutendsten Gestalten der zwei Bände sind Cagliostro, Joh. Michael von Kleement, welcher Rakoczy an die österreichische Regierung verrieth und später dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen das tolle Mährchen aufband, die Höfe von Wien und Dresden wollten ihn — den König — entführen, den Kronprinzen katholisch erziehen lassen rc., der württembergische Minister „Jud Süß“, Graf Axel Fersen, der treue Freund

der Königin Antoinette, der als angeblicher Mörder des Kronprinzen von Schweden von dem Pöbel Stockholms mit Regenschirmen todtgeschlagen wurde, Deutz, der Verräther der Herzogin von Berry, Karl Hesse (Prinz Karl von Hessen-Rheinfels-Rothenburg, Jakobiner), Kaspar Hauser, dessen Ursprung Hesekiel in England sucht, der Mann mit der eisernen Maske (der Verfasser neigt zu der Annahme, daß der Gefangene ein jüngerer Zwillingsbruder Ludwigs XIV gewesen sei), König Theodor von Corsica Ripperda, Anacharsis Cloots, Graf Philipp Christoph von Königsmark, der unglückliche Bruder Aurorens, Graf St. Germain. Bezüglich dieses Letztgenannten, des noch Unenträthselten, stellt Hesekiel eine eigene Hypothese auf; er hält ihn nämlich für Franz Rakoczy, Marchese di Santa Elisabeta, den jüngeren Sohn des Prinzen Franz Leopold Rakoczy und der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Wanfried und meint, daß sich im Staatsarchiv zu Wien die Mittel finden müßten, die Richtigkeit dieser Ansicht zu prüfen.

B. Bucher.

Neue Werke über Musik.

Geschichte der Musik von Aug. Wilh. Ambros. Zweiter Band. (Breslau 1864, Leuckart.)

Ed. H. Der eben erschienene zweite Band von Ambros' „Geschichte der Musik" wird in der musikalischen Welt Aufsehen erregen. Ein flüchtiges, vorläufiges Durchblättern desselben (wie man es sich so gerne vor der Arbeit des gewissenhaften Durchstudirens vergönnt) hat uns die Ueberzeugung gewährt, eine Arbeit von ungewöhnlichem Werthe vor uns zu haben.

Schon in seinem ersten Bande wußte sich Ambros Respect zu verschaffen durch die seltene Fülle von Gelehrsamkeit, die er mit scharfem Auge und feiner Hand entfaltete. Trotzdem war jener erste Band keine dornenlose Lectüre, er bot in seinem ganzen System Anlaß zu manchen Bedenken, die wir seinerzeit ausgesprochen und zu begründen versucht haben. Diese Bedenken trafen hauptsächlich die allzu breite und minutiöse Behandlung der Musik vorclassischer Culturvölker und barbarischer Nationen, denen wir streng genommen kaum eine „Musik" zugestehen können, geschweige denn dieser Musik eine Geschichte. Indeß, Ambros hatte sich einmal die äußerste Vollständigkeit und Gründlichkeit zum Gesetze gemacht und die freiwillig übernommene Herculesarbeit einer musikalischen Vorgeschichte oder vormusikalischen Geschichte mit zweifellosem Erfolg verrichtet.

Mit dem zweiten Bande steht der Verfasser zum erstenmal auf wirklich musikalischem Boden, die Kindheits- und Jugendjahre unserer (der europäisch-abendländischen) Musik rollen sich nun vor uns ab. Wer eine Ahnung von den Schwierigkeiten hat, welche einer gewissenhaften Erforschung dieser Epochen sich entgegenthürmen, wie schwer zugänglich die musikalischen Quellen des Mittel-

alters sind, wie zweifelhaft die Auslegung, wie mühsam die Controle, — der wird nicht ohne Bewunderung der Arbeit unseres Autors folgen und gerne den großen Vorsprung anerkennen, den Ambros durch Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, umfassende Bildung und geistreiche Darstellung vor den meisten berühmten Musikhistorikern nunmehr gewonnen hat. Schon die Vorrede des zweiten Bandes macht den günstigsten Eindruck. Das Gericht, welches Ambros hier über die anmaßenden Oberflächlichkeiten hält, welche in neuester Zeit so emsig in „Geschichte der Musik" machen, ist ein wohlverdientes. Namentlich hat er nur Herrn Joseph Schlüter herausgegriffen; es hätte nicht geschadet, wenn auch Herr August Reißmann auf die Anklagebank citirt worden wäre, welcher Ambros' ersten Band mit großartiger Ungenirtheit benützt hat, ohne Ambros' Namen auch nur ein einziges Mal zu nennen. Recht ergötzlich ist die von Ambros zusammengestellte Anthologie von Irrthümern in Kiesewetter und Phetis, welche noch immer blindlings abgeschrieben und nachgebetet werden. Die Mäßigung, mit welcher Ambros seine Polemik gegen ungleich Schwächere führt, zeugt von einer nicht gewöhnlichen Bescheidenheit.

Der Inhalt des zweiten Bandes gliedert sich nach folgenden Hauptabschnitten: Erstes Buch. 1. Die ersten Zeiten der neuen christlichen Welt und Kunst. 2. Der Gregorianische Gesang und seine Verbreitung. 3. Die Zeit der Karolinger. (Sängerschule von St. Gallen 2c) 4. Hucbald von St. Amand und das Organum. 5. Guido von Arezzo und die Polmisation. 5. Die Troubadours und Minstrels. 6. Die Minnesinger. 7. Das Volkslied. — Zweites Buch. 1. Die Entwicklung des mehrstimmigen Gesanges (Discantus und Fauxbourdons). 2 Die Mensuralmusik und der eigentliche Contrapunkt. 3. Die erste niederländische Schule. 4. Dufay und seine Zeit.

Der vorliegende Band (dem eine große Anzahl „Nachträge" und Musikbeilagen beigegeben sind) reicht also bis zum Auftreten von Joh. Okeghem (Ockenheim) und der sog. „Zweiten niederländischen Schule", somit bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Der dritte Band soll die große Zeit der aus dem gregorianischen Gesang aufgeblühten classischen Kirchenmusik umfassen: Die Epoche die man von Johannes Okeghem zu datiren pflegt und deren Abschluß und Vollendung Palestrina bildet (1450—1600).

Die Anschauung Ambros' von der Musik der Niederländer ist eine von der herrschenden ganz abweichende und höchst bemerkenswerthe. Ambros stellt sie ungleich höher als gewöhnlich geschieht, und um ebensoviel muß ihm das über Gebühr hinaufgeschraubte reformatorische Verdienst Palestrina's niedriger erscheinen. Bei der Sicherheit mit welcher Ambros, auf Grund umfassender glücklicher Forschungen, diese neue Anschauung verficht, versprechen wir uns von dem dritten Band (Palestrina) einen ganz besonderen Genuß.

Daß Ambros, durch die Ueberfülle des Materials gedrängt und von Band zu Band in der Beherrschung desselben wachsend, das ursprünglich auf drei

Bände angelegte Werk auf deren vier ausdehnt, wird keinen seiner Leser erstaunen, noch weniger betrüben.

Wir wünschen, der geehrte Verfasser, welcher mit beispiellosem Fleiß und nicht ohne große Opfer diese zwei Bände vollendet hat, möchte mit gleicher Kraft und in behaglicherer Muße ein Werk vollenden, auf das stolz zu sein Oesterreich allen Grund hat.

Der Nibelunge Noth.

Heldengedicht des zwölften Jahrhunderts. Studien und ausgewählte Stücke zur Herstellung des ursprünglichen Textes von **K. Mosler** und **N. Mosler**.

(Leipzig, Engelmann. 8°.)

Es wird Niemand bezweifeln, daß die Nibelungen, in der Gestalt, wie sie uns jetzt vorliegen, mannigfacher Umarbeitung unterlegen waren und daß es die Aufgabe der Zukunft sein wird, mit möglichst schonender Hand den Schutt späterer Jahrhunderte hinweg zu räumen und das ursprüngliche Gedicht in möglichster Reinheit zu Tage zu fördern. Ich sage ausdrücklich eine Aufgabe der Zukunft, denn noch reichen unsere jetzigen Mittel nicht aus, eine objective Kritik auszuüben, noch leiden wir zu sehr an dem Stillstand, den eine Schule einst der vorurtheilslosen Forschung geboten, und der auch leider zu lange dauerte. Seit aber Holtzmann unserem alten Gedichte wieder sein Recht verschaffte, mag nun auch der Forschung freier Raum gegönnt sein, und schon hat diese Früchte getragen. Der Dichter der Nibelunge ward erkannt in dem ältesten deutschen u. z. österreichischen Minnesänger, dem Kürenberger, somit auch die Zeit der Abfassung bedeutend hinaufgerückt Wir zweifeln nicht, daß, auf diesem Wege fortgefahren, noch manches Licht sich verbreiten wird über die Dichtung, und daß dort, wo man einst die Forschung für abgeschlossen hielt, diese ganz neue, überraschende Resultate liefern wird. Keinen Schritt unserer Aufgabe näher führt uns aber das Buch, dessen Titel an der Spitze unseres Aufsatzes steht. Bis jetzt hielt man entweder mit Lachmann die Hohenems-Münchner (A) Handschrift für die, welche den ältesten und echtesten Text bietet, und mit ihm auch die Zwanzig-Lieder-Theorie aufrecht, oder man nahm mit Holtzmann die wirkliche beste Handschrift, die Laßbergische, an und mit ihm einen Dichter. Die Verfasser unseres Buches (es sind Vater und Sohn) halten an Lachmanns Handschrift fest, können sich aber nimmer mit seiner Liedertheorie vergleichen sondern glauben auch an einen Dichter. Natürlich enthält auch A den Text in einer Ueberarbeitung u. z. nach N. Mosler in einer doppelten. Der erste Ueberarbeiter war, wie der Verfasser genau weiß, aus dem Ritterstande. Ein zweiter (nach des Vaters K. Moslers Ansicht der erste) „ein eigentliches Schreibernaturell, das eine große Leichtigkeit besaß, in kurzer Zeit viele schlechte

Verse zu machen" und „erkennbar ein untergeordnetes Mitglied des Mönchstandes". Der dritte Umarbeiter, dessen Werk uns B (die St. Galler Handschrift) erhält, wird nicht näher bestimmt, doch wieder der vierte „ein höfisch ausgestatteter Mann mit gesundem Urtheil", der uns den Text von C zusammengestellt. „Daher ist es ganz unmöglich Lachmanns Erklärung umzuwerfen, daß in der Hohenems-Münchner Handschrift allein das Ursprüngliche sich noch erkennen lasse."

So haben die Verfasser sich und uns über die Handschriftenfrage orientirt; wir haben nur die Hauptpunkte hervorgehoben, viele kostbare Einzelheiten müssen wir leider unseren Lesern vorenthalten. Uebergehen wir nun in dem ersten Theile, der Mosler, dem Vater, seine Entstehung verdankt, die Ansichten über Volks- und Kunstepos und die Entwicklung der höfischen Sprache, wobei manches Richtige mit Unrichtigem in bunter Mischung erscheint, und gehen wir auf die Hauptsache — die Bearbeitung des Textes. Hierin theilen sich beide Verfasser, beide haben hier ihre privaten Ansichten. Die Methode ihrer Textkritik ist eine vollkommen subjective, nachdem sie in A einmal Ueberarbeitungen erkannt, so werfen sie alles über Bord, was ihnen nicht zu Gesichte steht. Ihnen ist die Ueberlieferung auf dem Pergament nicht mehr und nicht weniger als ein Wisch, den man hervorzieht, wo man ihn braucht, sonst aber in eine Ecke schleudert. Allerdings stehen sie hierin nicht allein; manche andere, die man heute noch irgendwo als Orakel verehrt, thatens und thuns, wenn auch mit mehr Methode, im Principe nicht besser . . .

Sie ziehen Strophen ganz ohne Grund zusammen in eine, als hätten sie die Aufgabe, ein neues Nibelungenlied zu dichten Davor bewahre uns Gott! Doch eine Probe.

In der ersten Strophe entfernt K. Mosler die Binnenreime — auf eine sehr wohlfeile Weise, er sagt nämlich statt „von helden lobebaeren": „von lobebaeren helden" und statt „von küener recken striten": „von strite küener recken". In der zweiten Strophe bessert er statt „ein schoene wip": „ein cönewip", eine Ehefrau, eine geistreiche Bemerkung des Dichters, vermuthlich um seine Leser zu beruhigen, daß Kriemhilde nicht „sitzen blieb".

Die Strophe 3 der Handschrift A fehlt in C, da muß denn diese so verrufene Handschrift herhalten und einmal das Echte haben.

Mit Streichen und Zusammenziehen erhalten wir endlich statt der acht Strophen der Handschrift sechs — ein Resultat, das der Sohn ein Meisterstück nennt. Allein einverstanden kann er deßhalb doch nicht sein — hat ja der Vater erst das Werk des ersten Interpolators entdeckt. Insbesondere gefällt ihm in der zweiten Strophe der Ausdruck: „daz in allen landen niht schoeners mohte sin" nicht. Er hat auch Recht. Solche Hyperbeln glaubt Ref. wohl öfter gefunden zu haben, ohne daß ihm Bedenken gegen dieselben aufstiegen, aber es ist doch ein bischen stark und die „Worte sind nicht in dem plastisch abschließenden Stil" unsers Dichters. Daher ist Kriemhilde bloß die Schönste im „Borgonden lant". Wenn der Verfasser erlaubt, schlügen wir vor bloß Worms zu setzen, das wäre noch „abschließender!"

Doch wir wollen die Proben schließen und die Leser nicht zu lange hinhalten. Nur auf die köstliche Charakteristik der Helden möchten wir noch hinweisen. „Sigfrid ist nicht — wie längst erkannt ist — der Sonnengott, sondern in unsern Nibelungen der Aufschwung der Poesie zum Elemente des Lichts. Das Dichterische geräth also gleich in Widerspruch mit dem Alltäglich-Herkömmlichen, das heute ist, weil es vorgestern so war. Dies wird durch Gunther, den Adler der Herrschaft personificirt. Nun verstehen wir das Auftreten Sigfrids zu Worms; nicht allein daß dasselbe nur ein Vorwand, um mit oder ohne Waffenkampf — für beide Fälle ist er sicher — eine Verbindung mit den Verwandten der schönen Kriemhilde herzustellen, ist dieser Raubvogel, der wilde Falke, der alle Länder für sich in Anspruch nimmt, die Poesie, deren kühnes Reich so weit wie die Sonne geht, rc." In diesem Tone und noch besser geht es fort. Möge ihm's der alte Kürnberger verzeihen! Und nun der Dichter! Der Kürnberger ist es nicht. Pfeiffers Ansicht zu widerlegen, fiel dem Verfasser gar nicht ein; wozu auch, war es doch leichter eine neue aufzustellen. Karl Mosler schon kam auf den Gedanken, R. Mosler faßte ihn auf und hielt ihn für Gewißheit, daß Fr. v. Hausen der Verfasser der Nibelunge sei. Der Beweis aber wird dem Verfasser und uns geschenkt. Referent möchte dem Herrn Mosler rathen die Gedichte Fr. v. Hausens, so in Minnesangs-Frühling, Seite 42—55, abgedruckt stehen, noch einmal zu lesen, vielleicht findet er doch noch einen oder den andern Unterschied im „Stil und Geist" zwischen Hausen und dem Dichter der Nibelunge. Oder sollen wir das Büchlein abwarten, das uns Mosler verspricht, in dem er beweisen wird, daß die Lieder Fr. v. Hausens überarbeitet seien? Wenn er es so macht wie hier, kann er alles beweisen. Vorderhand ist Ref. aber der innigsten Ueberzeugung, daß man von unserer Wissenschaft so viel oder eigentlich so wenig verstehen muß wie Herr Mosler, um die Stirne zu haben solch ein Buch in die Welt zu schicken! J. St.

Friedrich Prellers Odyssee-Landschaften.

Nebst einer Tafel zur Uebersicht über die künftige architektonische Anordnung der Bilder. Von Dr. **Richard Schöne.**

(Leipzig 1863. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel.)

Str. Diese in hohem Grade lesenswerthe Schrift besteht aus drei Theilen. In dem ersten, einleitenden, giebt der Verfasser genaue Definitionen über Historien- und Genremalerei und sucht nachzuweisen, daß sich diese beiden Richtungen über alle gegenständlichen Gebiete der Kunst gleichmäßig erstrecken, während sie durch die über aller Kunst schwebenden Gesetze des ethischen Taktes und ästhetischen Geschmackes wieder enge verbunden sind. Dies führt ihn auf die Bedeutung und

die verschiedene Auffassung des Stiles im Allgemeinen und speciell der stilvollen Darstellung bei den bildenden Künsten, deren innerer Zusammenhang und gegenseitiges Verhältniß bei diesem Anlasse veranschaulicht wird. Hieran reiht sich der Begriff der cyklischen Darstellung, als eine der Malerei zunächst von der Architektur gebotene Aufgabe, was den Verfasser nunmehr auf das Hauptthema seiner Abhandlung bringt.

Der erste Gedanke zu diesem an die Odyssee angeschlossenen landschaftlichen Cyklus datirt bereits aus dem ersten Aufenthalte des Künstlers in Italien und ward bald nach seiner Rückkehr in den Jahren 1834—1836 in einer allerdings noch beschränkten Gestalt ausgeführt, indem Preller im Auftrage des Dr. Härtel in Leipzig in einem Parterrezimmer des von ihm erbauten sog. römischen Hauses sieben Landschaften mit Bildern aus jenem Epos in tempera ausführte, welche noch heute einen herrlichen Schmuck des schönen Hauses bilden. Reicher noch und vollständiger ist die Reihe von Entwürfen, welche ohne äußere Veranlassung in in den Jahren 1856 und 1857 entstanden. Es sind 15 Kohlenzeichnungen, welche außer den im Härtel'schen Hause ausgeführten Gegenständen noch weitere acht Momente aus der Odyssee behandeln. Diese Entwürfe sind es, welche, nachdem sie in München allgemeine Bewunderung erregt hatten, die verewigte Großfürstin Maria Paulowna als Wandgemälde ausführen zu lassen beschloß. Nach ihrem Tode erbte von ihr diesen Plan ihr Sohn, der jetzt regierende Großherzog von Sachsen-Weimar und übertrug dem Künstler die monumentale Ausführung seiner Entwürfe. Zu diesem Behufe unterwarf Preller dieselben nach der Rückkehr von seiner zweiten italienischen Reise einer neuen gründlichen Durcharbeitung. Aus dieser sind nun die sechszehn in Kohle gezeichneten Cartons hervorgegangen, welche jetzt auch uns durch längere Zeit im Kunstverein zu sehen vergönnt war.

Der Verfasser giebt nun eine Uebersicht der einzelnen uns bekannten Bilder, indem er bei diesen Angaben hauptsächlich den Bildern selbst, dem harmonischen Gedichte aber wesentlich nur in so weit folgt, als auch der Künstler dem Dichter zu folgen im Stande war. Denn es galt vor allem, den Cyklus unabhängig von dem Gedichte zu einheitlichem Charakter, zu stetigem Zusammenhange in sich zu bringen, demgemäß die darstellenden Gegenstände zu wählen und ihre Bedeutung im Gedichte je nach Bedürfniß zu steigern oder zu schwächen. Ja die symmetrische, durch die Architektur bedingte Gliederung des Ganzen zwang den Künstler auf die Behandlung manches ansprechenden Gegenstandes zu verzichten, wie auch alles auszuscheiden, was nicht in sichtbarem Bezuge zu dem großen Schicksalsgange des Odysseus stand.

Frei und unwillkürlich hat der Maler nach den Worten des Verfassers die eigentlich künstlerischen Forderungen zu erreichen gewußt, wie sie aus der Natur der Architektur und Malerei in gleicher Weise hervorgehen. „Mit sicherer Hand greift er in den unerschöpflichen Reichthum der Natur. Himmel, Erde und Meer weiß er sich gleichmäßig dienstbar zu machen, alle Gewalten der Elemente entfesselt er, selbst die Unterwelt versteht seine Phantasie zu bezwingen und so stellt

er in seinen 16 Cartons uns eben so viele lebendige und sprechende Charakterbilder vor, deren jedes ein in sich geschlossenes, durchaus harmonisches Ganze bildet, jedes eigenartig und reich, jedes neu, zutreffend und überraschend. Und in dieser Natur, eng und einheitlich mit ihr verwachsen, bewegen sich in wahrem, großartig energischem Leben, frisch und mit unmittelbarer Empfindung, mit entschiedener Leidenschaft die einfach erhabenen Gestalten heroischer Menschen, abhängig von eben der Natur, der sie ihr Dasein danken, aber doch weit erhaben über den gewöhnlichen Begriff der Staffage, in freier Ebenbürtigkeit ihr gegenüberstehend und oft vergeblich, oft siegreich ankämpfend gegen den Widerstand ihrer Mächte." „Dieser hohe, wunderbar harmonische Stil, diese zutreffende Knappheit im Reichthum, dieses nirgends weder zu viel noch zu wenig ist es nun vor allem, was neben der gedanklichen Verknüpfung die Bilder innerlich und äußerlich zusammenhält, so daß wir nicht eine Anzahl von Landschaften im Sinne der Odyssee vor uns haben, sondern daß sich dieselben in der That zu einem Cyklus im eigentlichen Sinne des Wortes zusammenschließen."

Kann man dieser Beurtheilung nach Besichtigung der Cartons die volle Anerkennung nicht versagen, so erscheint uns in den am Schlusse dieser Schrift über die Geschichte der Landschaftsmalerei geäußerten Ansichten manches gewagte, von dem wir jedoch hier nur den Gedanken ganz im kurzen niederlegen. Während nämlich die Historien- und Genremalerei im 16. und 17. Jahrhunderte einen Höhepunkt erreicht habe, über den eine Steigerung nicht denkbar erscheine, gelte nach des Verfassers Ansicht nicht das Gleiche von der älteren Landschaftsmalerei. Obgleich öfters ein wahres N a t u r l e b e n ihre Schöpfungen durchziehe, so nehme doch die V e g e t a t i o n, wenn auch nur im beschränkten Sinne wahr und treu wiedergegeben, in ihr eine beherrschende Stellung ein, während die Herausbildung des T e r r a i n s zur selbstständigen Bedeutung nicht versucht werde. Erst der Oesterreicher J. A. Koch habe durch die That die Möglichkeit einer Landschaft bewiesen, in welcher der Schwerpunkt auf das Terrain fällt und habe damit dieser Malerei ein ganz neues Gebiet eröffnet und auf lange Zeit hinaus ihren Gang bestimmt. Preller sei nun derjenige unter den Neuern, welcher diesen Weg am nachhaltigsten und glücklichsten verfolgt habe: denn mit einem echt historischen Stile, wie kein anderer, wisse er eine vollendete N a t u r w a h r h e i t und I n d i v i d u a l i s i r u n g zu verbinden, wie sie gleichfals keiner oder nur wenige neben ihm erreicht haben.

Die Abgaben der Bauernschaften Nieder-Oesterreichs im sechszehnten Jahrhundert.

Eine volkswirthschaftliche Studie nach handschriftlichen Quellen von Karl Oberleitner. (Wien, 1864.)

Eine historische Darstellung der bäuerlichen Verhältnisse in Oesterreich wäre eine der dankenswerthesten Arbeiten, deren Durchführung jedoch mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Die zahlreichen meist noch ungedruckten Urbarien, welche sich erhalten haben, bieten eine reich fließende Quelle, allein ihre Benützung ist an Voraussetzungen geknüpft, die nicht leicht herzustellen sind. Was z. B. die Abgaben der Bauernschaft betrifft, so wird eine Beurtheilung derselben dadurch erschwert, daß wir fast nirgends die Größe und Fruchtbarkeit der dienenden Grundstücke u. s. w. und eben so wenig den Inhalt und Werth der Maße, Gewichte und Münzen kennen; meist in Folge einer unbekannten Uebereinkunft gewohnheitsmäßig bezahlt und geleistet, charakterisiren sie sich durch Principlosigkeit. Die wissenschaftliche Forschung hat dieses Gebiet noch wenig betreten und man muß daher dem Verfasser der vorliegenden Schrift Glück wünschen, daß er demselben seine Aufmerksamkeit zugewendet hat; verhehlen kann man sich jedoch keinesfalls, daß eine nur skizzenhafte Darstellung eben so wenig wie der bloße Abdruck des Materiales genügen kann. Denn vor allem thut eine nach den maßgebenden volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten geordnete Durcharbeitung des Stoffes noth; wie schwierig sie auch sei, sie kann keinesfalls umgangen werden. — Der Verfasser zeigt an einzelnen Beispielen, wie von allen Erzeugnissen des Bodens und der Hauswirthschaft, von Höfen, Mühlen und öden Brandstätten Abgaben theils in Geld, theils in Naturalien geleistet werden mußte; drückend wurden im 16. Jahrh. bereits u. z. in Folge der sich vollziehenden Preisrevolution die Naturalleistungen, dazu kamen noch die persönlichen Dienstleistungen. Zu den Hauptertragnissen der größeren Herrschaften gehörte der Getreidezehent, der als zehnter Teil des Getreides ohne Abschlag der Baukosten und ohne Abzug der Landsteuer gereicht wurde. — Im Allgemeinen schwankte die reine Einnahme der Herrschaften zwischen 5 und 6 Percent; so betrugen z. B. die Einnahmen der Herrschaft Weitra im Jahre 1567 3531 t, 3 ß, 11 d, die Ausgaben 466 t, 6 ß, 24 d, nach Abschlag der Ausgaben verblieb demnach eine reine Einnahme von 3064 t, 4 ß, 17 d, welche bei dem Kaufpreise dieser Herrschaft mit 51139 Gulden rheinisch beiläufig einer 6percentigen Rente entsprach. — Was die Maßregeln gegen die Ausdehnung des Weinbaues in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts betrifft, so dürften dieselben weniger dem allzu großen Aufschwunge des Weinbaues als dem Einflusse der aufkeimenden mercantilistischen Staatspraxis zuzuschreiben sein, welche auf diese künstliche Weise wider die eingetretene Steigerung der Lebensmittelpreise, insbesonders der Getreidepreise, zu wirken versuchte, wie man denn gleiche Maßregeln mit diesem ausgesprochenen Zwecke, z. B. in Württemberg, zu derselben Zeit antrifft.

Die Versuche der Gutsherren, die Geldzinse und den kleinen Zehent wider die Rechte der Unterthanen zu erhöhen, so wie andere willkürliche Bedrückungen derselben, dann die Steigerung der landesherrlichen Lasten, insbesonders der Urbarsteuer, welche unter Rudolf II. auf 2 t für einen Hof bemessen wurde, erzeugten unter den ohnehin durch die Gegenreformation erbitterten Bauern den Aufstand des Jahres 1596, dessen schnelles und unglückliches Ende bekannt ist. Erst unserem Jahrhunderte war es vorbehalten, diese Verhältnisse der Bauernschaft einer gründlichen Umwandlung zu unterziehen und den unterthänigen Bauer zum freien Staatsbürger zu machen. —r

* Aus Graz wird der Todesfall des dortigen Universitätsprofessors Dr. Joseph Knar gemeldet, dessen Verdienste um die Mathematik im In- wie im Auslande ehrende Anerkennung gefunden haben.

Joseph Knar wurde 1800 in Hartberg geboren und absolvirte das Gymnasium zu Graz. Nach Beendigung der philosophischen Studien und Erlangung des Doctorgrades erhielt er 1819 die Stelle eines Supplenten für Mathematik an der Karl-Franzens-Universität, welche er bis 1821 bekleidete, in welchem Jahre er schon zum ordentlichen Professor ernannt wurde. In diese Zeit fällt auch sein Studium der Rechtswissenschaften und die Promotion zum Doctor beider Rechte. Einige Jahre später übernahm er auch die Lehrkanzel der Technologie, die jedoch 1826 aufgelassen wurde.

Die folgenden Jahre bis kurz vor seinem Tode finden wir Knar als Mathematiker seinem Fache mit Eifer obliegend, im steten Dienste der Wissenschaft thätig und fruchtbringend. Die meisten seiner mathematischen Abhandlungen fallen in diese Zeit, wie „die Lehre von der Entwicklung der Functionen", die „Beweise zur Vergleichung gewisser Combinationen mit Differential-Quotienten", die „Theorie der Parallel-Linien", „Ueber tausendtheilige Maßstäbe, — sämmtlich abgedruckt in der von Baumgartner und Ettingshausen herausgegebenen Zeitschrift für Physik und Mathematik.

Diese Arbeiten tragen den unverkennbaren Stempel tiefen, gründlichen Forschens, wie die Darlegung in selben sich durch seltene Schärfe und Klarheit charakterisirt. Ganz vorzüglich, namentlich für den praktischen Gebrauch, ist die 1824 in Graz erschienene Broschüre „Neues, sehr einfaches Verfahren zum Ausziehen der Wurzeln aus bestimmten Zahlen", so wie seine „Anfangsgründe reiner Mathematik" als Hülfsbücher vortrefflich sind.

Die werthvollste und größte Arbeit, das Resultat langen eifrigen Studiums, ist ein Werk: „Die harmonischen Reihen", das in Kürze die Presse verlassen dürfte; gleich interessant ist Knars geistvoller Vortrag über die „Entwicklung der vorzüglichsten Eigenschaften einiger mit der geometrischen zunächst verwandten Functionen", der in Gunerts Zeitschrift für Physik und Mathematik (Freiwaldau 1856) erschien.

* Bei Leuschner und Lubensky in Graz ist erschienen der siebente Band von Muchars trefflicher „Geschichte der Steiermark" und die Antrittsvorlesung des Prof. Dr. E. Schenkl „Werth der vergleichenden Sprachforschung für die classische Philologie". Die Buchhandlung E. Hölzl in Olmütz versendet die dritte Auflage von Prof. V. Kozenns „Grundzüge der Geographie" und von Dr. Ad. Ficker „die Bevölkerung des Königreiches Böhmen in ihren wichtigsten statistischen Verhältnissen".

* **Saffo. Tragedia di Francesco Grillparzer tradotta in versi italiani dal Dr. G. B. Bolza.** Es ist ein schätzenswerthes Unternehmen die Meisterwerke des deutschen Geistes durch treffliche Uebersetzungen auch bei anderen Nationen einzubürgern. Es freut uns daher, alle jene, welche sich dafür interessiren, auf obiges Buch aufmerksam machen zu können, in welchem der auf dem Gebiete der italienischen Litteratur längst bekannte Dr. Bolza es unternommen, Grillparzers herrliche Dichtungen den Italienern zugänglich zu machen. Wir zweifeln nicht, daß die wirklich prachtvolle Ausstattung dazu beitragen wird, das Buch zu verbreiten.

---

* Wir entnehmen der „Grazer Tagespost" eine Zusammenstellung der antiken Gräber Steiermarks, welche auf die Verbreitung der Römerherrschaft in jenem Lande ein interessantes Streiflicht wirft. Steiermark birgt auf einem verhältnißmäßig kleinen der Raum einen großen Schatz an diesen zur Erforschung des archäologischen Landes-Flächenrrs so reichhaltigen Quellen. Ganz vorzüglich ist hiebei Untersteier, insbesondere charaktearburger Kreis, vertreten, dessen antike Grabstätten bereits eine reichliche Ausbeute

von Anticaglien lieferten, theils eine solche bei weiterer Eröffnung derselben in gewisse Aussicht stellen. Förmliche Todtenhaine finden sich in folgenden Orten: in Kleinstätten, Gräber in großer Ausdehnung, — bei St. Andrä, 300 Schritte von dessen Kirche, dann in den Weideplätzen und Wäldern gegen Greuth, Harterwald und Piisdorf zu, — bei der Pfarre St. Veit am Vogau und zwar in einem versumpften Walde bei Labuttendorf, dann bei Seibersdorf nordöstlich in der Mitte von Wiesengründen und südwestlich, wo 25 bis 30 Hügel gezählt werden, — bei Streitfeld, südlich vom Orte ungefähr 80 Hügel, — westlich von Pichla bei Mureck auf einem Weidegrunde 20 Hügel, — bei Dornfeld, wenige Schritte rechts von der nach Radkersburg führenden Bezirksstraße, 20 bis 30, und südlich, jenseits der Mur, gegen 10 Grabhügel, wie sich auch in der Gemeinde Marktl einige römische Gräber gefunden haben, — vor der Einfahrt in Weinburg zwischen Eichenbäumen und rings um dieselben in großer Ausdehnung, bei St. Peter am Ottersbache unweit des heutigen Friedhofes 30 bis 40 Hügelgräber, bei Unter-Wölling an der Fahrstraße nach Maria-Schnee auf einer Wiese deren 20, und schließlich bei Glain, dessen Fundgegenstände seinerzeit bei allen Freunden der Archäologie nicht geringes Aufsehen machten. Grabstätten von minder größerer Anzahl oder vereinzelt fanden sich ferner bei St. Georgen in der Gemeinde Stara Gora in Wäldern, neben der Kirche Heiligengeist, in Maria-Rast, Pettau, Kanischa, Landscha bei Leibnitz, Zehensdorf, Wittmannsdorf, Tüffer u. s. w. Im Cillierkreise, welcher wieder durch seine zahlreicheren Inschriftensteine bekannt wurde, werden als Fundorte antiker Grabesstätten unter anderen Cilli selbst, Gabernigg, Tremensfeld, St. Peter genannt. Im Grazer Kreise sind größere Leichenfelder in der Umgebung bei Hartberg an neun Orten; bei Ober-Schwarza, wo ungefähr 80 Hügel einige hundert Schritte von der Straße, die von Mureck nach Spielfeld führt, liegen, wie sich auch zwischen Krottenstein und Straßgang in der Nähe von St. Martin links an der Straße 17 derselben befinden. Minder ausgedehnte oder vereinzelte Gräber fanden sich zu Feistritz, Hausmannstätten, Radkersburg, Hammersdorf in dem Walde bei Dobl, in Wildon, Groß-St.-Florian, Köflach u. s. w. Weniger ist in dieser Beziehung aus Ober-Steier bekannt geworden.

* Vor 816 Jahren wurde die Benedictiner Abtei Raigern von dem frommen und tapfern Herzoge Bretislaw, dem Sohne des Böhmen-Herzogs Ulrich gegründet. Der gegenwärtige Vorsteher des Klosters Raigern, Abt Günther, ließ von dem Bildhauer Emanuel Max eine Statue des Stifters ausführen. Dieselbe wurde vor einigen Wochen aufgestellt. Sie steht gleich beim Eingange in die schöne Stiftskirche. Auf einem schwarzen, marmornen Sockel, welcher eine kurze Inschrift in lateinischer und cyrillischer Sprache trägt, ist Bretislaw in Lebensgröße dargestellt. Der zurückgeworfene Mantel läßt den musculösen Körperbau des Herzogs sehen. Die Figur ist aus weißem carrarischen Marmor angefertigt und erregt die Aufmerksamkeit der Kunstkenner.

* Auf der Altofner Werfte stießen dieser Tage zwei Arbeiter, als sie ungefähr zwei Schuh tief gegraben hatten, auf noch gut erhaltene römische Gräber; nachdem hievon die Anzeige bereits gemacht wurde, so wird sich eine wissenschaftliche Commission an Ort und Stelle begeben, um daselbst Erhebungen zu machen.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Trotz der Saison sind in dem laufenden Jahre die englischen Publicationen von Interesse sehr dünn gesäet und kein Buch von durchschlagender Bedeutung hat schon seit längerer Zeit in London die Presse verlassen. Lord Mac Auley, Buckle, Thackeray sind todt und ließen eine empfindliche Lücke in der Reihe von Schriftstellern höherer Begabung, die in englischer Sprache schreiben. Eine solche Lücke macht sich nicht nur durch das Verstummen jener Männer selbst bemerkbar,

sondern auch durch das Aufhören der Anregung, welche sie bei anderen Schriftstellern zu geben gewohnt waren.

Unter die nicht in gleicher Linie hervorragenden Verstorbenen der letzten Jahre zählt auch Palgrave, der Verfasser einer „History of Normandy and England“, von welcher bei Lebzeiten des Verfassers zwei Bände erschienen. Zwei weitere Theile waren nahezu beendet, als Palgrave starb. Jetzt hat dessen Sohn die Herausgabe der Fortsetzung besorgt und der dritte und vierte Theil liegen bereits vor. Der dritte umfaßt gerade ein Jahrhundert (987 bis 1087), von Richard dem Guten bis zum Tode Wilhelms des Eroberers. Der vierte Band beschäftigt sich fast allein mit König Rufus. Beide Theile sind weit interessanter, als die beiden ersten. Namentlich dürfte in England die Partie interessiren, in welcher nachgewiesen ist, daß die normännische Eroberung weit weniger als die Zeit an den alten angelsächsischen Zuständen änderte, so gewaltsam auch diese Eroberung auftrat. Die Grundlage des englischen Gesetzes blieb dieselbe. Auch andere populär gewordene Irrthümer werden berichtigt und dabei dargethan, daß Wilhelm der Eroberer keine Franzosen nach England brachte.

Eine Biographie Franklins von J. Parton „Life and Times of B. Franklin“ wird wohl das beste Buch über den berühmten Americaner sein, das bis jetzt erschien. Es ist mit großer Liebe und Achtung für das Andenken Franklins geschrieben, erwähnt aber gewissenhaft ebenso seine Schwächen; die Details seines Aufenthalts in London sind besonders anziehend. Er kam zum ersten Male dahin als armer Buchdrucker und wohnte für 18 Pence wöchentlich. 30 Jahre später kehrte er als Gesandter der Vereinigten Staaten nach London zurück. Das ganze Buch gehört zu den lesenswerthesten Biographieen und wird diesseits und jenseits des atlantischen Oceans viele Freunde finden.

Ueber die Geschichte der Musik haben wir in der englischen Litteratur seit kurzem schon das dritte Werk. Zuerst erschien „History of the Opera by Edwards“, dann „The Queens of song by Clayton“ und jetzt: „Musical and personal recollections during half a century by H. Phillips“. Außerdem dürfte in diesem Augenblick bereits fertig sein: „Reminiscences of the Opera by B. Lumley“, ein Buch, das gewiß manche picante Notiz über die in London so gut bezahlten Operngrößen bringt, zu welchen die Deutschen ein immer größeres Contingent stellen.

Von Reisen ist Mouhots „travels in the Central parts of Indo-China (Siam), Cambodia and Laas during the years 1858, 1859 and 1860“ in zwei Bänden zu erwähnen. An Abenteuern aller Art fehlt es in diesem Buche nicht, das sogar des Verfassers Tod mitten in seinen Unternehmungen erzählt.

„National Review“ kann sich aus Mangel an Theilnahme nicht erhalten und wird in der bisherigen Form nicht weiter erscheinen, sondern alle Jahre nur zwei Bände mit „Essays“ veröffentlichen — offenbar ein Uebergangsstadium zu gänzlichem Ableben. Das letztere hat die „Musical Review“ bereits bewerkstelligt, nachdem es ihr an Lesern und Käufern weit mehr gefehlt, als an principieller Opposition.

Viele werden sich noch der hübschen Jugendschriften Peter Parley's erinnern: „Tales about animals — about the sun — about Greece“ u. s. w., von welchen die „Tales about animals“ nicht weniger als 12 Ausgaben und eine deutsche Uebersetzung erlebten. Man erfährt jetzt, daß der Verfasser dieser zahlreichen netten Bücher der Verleger derselben ist — Mr. Will. Tegg, ein im Londoner Buchhandel wohlbekannter Mann, den niemand im Verdacht der Autorschaft hatte.

Ein neuer englischer Katalog, der eine Anzahl von Jahren umfaßt und ziemlich vollständig ist, wird von den Bücherfreunden, die in Bezug auf englische Katalogarbeiten durchaus nicht verwöhnt sind, immer mit Freude begrüßt. Der gerade erschienene „English Catalogue of books“ von Samson Low geht von 1835 bis inclusive 1862 und bringt die Titel von 67500 Büchern, darunter auch gewisse Publicationen

gelehrter Gesellschaften, die gar nicht im Handel und doch sehr wichtig sind. Wir haben die Ueberzeugung, daß trotz aller Mühe des Herausgebers auch dieses englische Nachschlagebuch sehr mangelhaft ist; aber die Schuld trifft den Herausgeber gar nicht, da man es in London noch lange nicht dahin gebracht hat, eine vollständige Bibliographie in kurzen Zeiträumen zu publiciren und damit dem Fleiße eines künftigen Katalogherausgebers in die Hände zu arbeiten. In dem Lande der Oeffentlichkeit par excellence bleiben eine Menge Werke geheim und der Mann, welcher nach Jahren einen brauchbaren Katalog aufstellen will, mag sehen, wo er die Spuren all dieser stillen, oft sehr kostbaren Schriften findet.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 15. Juni 1864.

Herr v. Karajan zeigt als Referent der historischen Commission an, daß dieselbe eine Abhandlung von Herrn Dr. Fr. X. Krones zugesandt erhalten habe unter dem Titel: „Quellenmäßige Beiträge zur Rechtsgeschichte des ober-ungarischen Deutschthums".

Dieselbe handelt:

1. Ueber ein Göllnitzer Formelbuch in seinem cultur- und rechtsgeschichtlichen Gehalte, mit erläuternden Bemerkungen, urkundlichen Nachrichten über das municipale Leben des Gründner Bodens in Ober-Ungarn und mit besonderer Rücksicht auf das Zipser Landrecht. (Mit Anhang.)

2. Ueber ein Rechtsbuch der dreizehn Zipser Städte vom Jahre 1628.

3. Ueber eine Kaschauer Handschrift des sogenannten Schwabenspiegels — oder kais. Land- und Lehenrechtes. (Mit Anhang.)

Es werden der Classe zur Aufnahme in ihre Schriften vorgelegt:

a. Von Herrn Prof. Dr. V. Zingerle, sein Aufsatz: „Der mâget Krone, ein Legendenwerk aus dem 14. Jahrhundert."

b. Von Herrn Prof. Mussafia das 3. Heft seiner „Handschriftlichen Studien". Es werden darin zwei Handschriften des Breviari d'Amor der k. k. Hofbibliothek beschrieben und eine größere Anzahl Stellen besprochen, welche mit Hülfe dieser zwei Handschriften emendirt werden können. Im Anhange wird ein bisher gänzlich unbekanntes Rügelied des Verfassers des Breviari, Matfre Ermengau, mitgetheilt.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 16. Juni 1864.

Das w. M. Herr Dr. Ami Boué trägt über die Physiognomik der Gebirgsketten, der Berge, der Hügel, der Ebenen, so wie der verschiedenen Felsarten vor. Nach Erwähnung einiger bekannten Thatsachen geht Dr. Boué zu den Detailansichten über, namentlich was die Formen der Gebirgsgipfel (Hochebenen, Felsen, Becken, Pässe u. s. w.), die der Gebirgskämme (Erhebungskrater) und der Gebirgsmassen nach den verschiedenen Gebirgsarten, die der Felsen längs Flüssen und am Meeresufer (wunderbare Felsen, For-

men, Höhlen u. s. w.), die der verschiedenen Engpässe, der verschiedenen Ebenen u. s. w. betrifft. Am Schlusse folgen die Landseen, Wasserfälle und Stromschnellen.

Dr. Boué theilt ferner mit, daß die riesige Wellingtonia excelsa, die nur in Californien und Sonora wächst, durch Heer und Pengilly in den Bovey-Braunkohlen Englands gefunden worden ist.

Prof. Winkler aus Graz hält einen Vortrag, worin der Nachweis geliefert wird, daß das nfache Integral eines in bestimmter Weise zusammengesetzten Ausdrucks, welcher zwei beliebige homogene Functionen in sich enthält, unabhängig von der näheren Beschaffenheit dieser Functionen, auf eine bloße Quadratur reducirt werden kann.

Herr Prof. Stefan überreichte eine Abhandlung: „Ueber die Dispersion des Lichtes durch Drehung der Polarisationsebene im Quarz."

Es kann nur zwei Formen der Dispersion geben, entweder kann jeder Farbe im weißen Lichte eine eigene Fortpflanzungsrichtung oder eine eigene Schwingungsrichtung angewiesen werden. Die erste Form von Farbenzerstreuung tritt auf bei der Brechung und Beugung; die zweite, wenn Licht durch eine Substanz geht, welche die Polarisationsebene dreht, da die Drehung für jede Farbe eine andere Größe besitzt.

Ein durch Drehung der Polarisationsebene erzeugtes Spectrum kann auf folgende Weise dargestellt werden. Man läßt polarisirtes Licht durch die drehende Substanz gehen, auf einen als Analyseur dienenden Kegelspiegel fallen und von diesem auf einen zur Kegelaxe senkrechten Schirm werfen. Das weiße auf den Kegel fallende Licht erscheint in einen Farbenfächer ausgebreitet. Oder man giebt in einen Polarisationsapparat eine Kalkspathplatte, so daß man die Ringfiguren klein und nahe ums Centrum des Gesichtsfeldes, das schwarze Kreuz über das ganze Gesichtsfeld ausgebreitet sieht. Wird das Lichtbündel, wo es aus parallelen Strahlen besteht, durch eine senkrecht zur Axe geschnittene Quarzplatte geschickt, so verwandelt sich das erwähnte schwarze Kreuz in einen Farbenfächer.

Das Stattfinden der Dispersion durch Brechung oder Drehung der Polarisationsebene führt zu dem Schlusse, daß in dem einen Fall der Brechungsquotient, im zweiten der Drehungswinkel eine Function der Wellenlänge einer Farbe ist. Jede Farbe ist bestimmt durch die Wellenlänge, aber auch durch den Brechungsquotienten, oder durch den Drehungswinkel in einer gegebenen Substanz. Zwischen den zwei letzteren Größen muß daher ein Zusammenhang bestehen. Dieser kann aufgedeckt werden durch prismatische Zerlegung des aus dem Polarisationsapparate kommenden Lichtes.

Die Drehung der Polarisationsebene ist der Dicke der drehenden Quarzplatte proportional. Ist letztere bedeutend, so vertheilen sich die Drehungen für die verschiedenen Farben über mehrere Kreisumfänge. Sind Polariseur und Analyseur parallel gestellt, so löscht letzterer alle Farben des aus dem Quarze kommenden weißen Lichtes, welche Drehungen um ungerade vielfache von 90° erfahren haben. An den Stellen dieser Farben erscheinen im Spectrum dunkle Streifen. Um die Anzahl der Streifen zu finden, multiplicire man die Dicke der Platte in Millimetern mit $^1/_6$ und $^5/_9$, so viel zwischen den zwei Producten ungerade Zahlen, so viel Streifen.

Um die Streifen möglichst scharf zu erhalten, verfahre man nach folgender Regel: Man stelle das Prisma so, daß es für einen mittleren Strahl das Minimum der Deviation giebt, und die Quarzplatte so, daß die Streifen im fix gehaltenen Spectrum das Maximum der Deviation erreichen. Letzteres ist das Kennzeichen, daß die Strahlen parallel der optischen Axe durch den Quarz gehen.

Bei Drehung des Analyseurs wandern die Streifen vom rothen gegen das violette Ende oder umgekehrt, je nachdem der Analyseur im Sinne der Drehung der Polarisationsebene oder umgekehrt gedreht wird. Die Anzahl der Streifen kann dabei um eine Einheit sich ändern.

Die gegenseitige Lage der Streifen ist abhängig von der Substanz des Prisma und der Dicke der drehenden Platte. Für ein Kronglasprisma ergaben die Messungen folgende Sätze:

1. Die dunklen Streifen im Spectrum sind äquidistant. 2. Die Distanz zweier aufeinanderfolgenden Streifen ist der Dicke der verwendeten Quarzplatte verkehrt proportional. 3. Die Streifen wandern bei Drehung des Analyseurs gleichförmig mit dieser.

Da die dunklen Streifen Farben entsprechen, deren Drehungswinkel um gleich viel verschieden sind, so folgt der Satz: Die Abstände der Farben im Spectrum verhalten sich wie die Unterschiede ihrer Drehungswinkel.

Durch die Brechungen im Prisma werden die Fortpflanzungsrichtungen, durch die Drehung im Quarz die Schwingungsrichtungen der Farben in einen Fächer ausgebreitet. Die Vertheilung der Farben folgt in beiden Fächern demselben Gesetze.

Rechnet man die Brechungsquotienten der einzelnen dunklen Streifen, so ergiebt sich das Gesetz: Gleichen Unterschieden der Drehungswinkel entsprechen gleiche Unterschiede der Brechungsquotienten. Drehungswinkel und Brechungsquotient stehen daher in linearem Zusammenhang, folglich sind beide gleichartige Functionen der Wellenlänge.

Trägt man die reciproken Quadrate der Wellenlänge als Abscissen, die Brechungsquotienten als Ordinaten auf, so liegen nach Cauchy's Dispersionsgesetz die Endpunkte der letzteren in einer geraden Linie. Diesem Gesetze folgt daher auch die Dispersion durch Drehung im Quarz. Das von Biot aufgestellte Gesetz, daß der Drehungswinkel dem Quadrat der Wellenlänge verkehrt proportional ist, erweist sich als unhaltbar. Die für die Drehungswinkel construirte Linie schneidet nämlich die Ordinatenaxe nicht im Anfangspunkte, sondern auf der negativen Seite. Gilt diese Linie auch für ultrarothe Strahlen, so verwandelt sich für Strahlen von bestimmter Wellenlänge ein rechts drehender Quarz in einen links drehenden und umgekehrt.

Zu denselben Gesetzen führte die Untersuchung des Spectrums des Flintglases. Für die Spectren des Wassers und Quarzes wurde gefunden, daß die dunklen Streifen gegen das violette Ende näher an einander liegen. Daraus wurde auf eine entsprechende Abweichung der Brechung in diesen Substanzen vom Cauchy'schen Gesetze geschlossen und dieselbe auch in den Beobachtungen bestätigt gefunden.

Es wurde noch ein directer Weg eingeschlagen, um die Abhängigkeit des Brechungswinkels von der Wellenlänge zu finden. Das aus dem Analyseur kommende Licht wurde statt durchs Prisma durch ein feines Gitter geschickt, die dunklen Streifen treten in den Beugungsspectren auf. Die Streifen sind nicht äquidistant, sondern rücken gegen das violette Ende ganz nahe an einander. Nimmt man die reciproken Quadrate der Sinus der Deviationen dieser Streifen, so bilden diese eine arithmetische Reihe. Das früher gefundene Gesetz wird dadurch aufs neue bestätigt.

Bei dieser Gelegenheit wurden auch gemessen die Wellenlängen der Frauenhofer'schen Linien A, a, B, C, D, E, b, F, G, und dafür gefunden: 759.8, 717.8, 687.2, 655.8, 589.4, 525.3, 518.7, 484.3, 430.2 in Millionteln des Millimeters.

Für die Drehungswinkel der Linien B, C, D, E, F, G, H wurden gefunden: 15.55, 17.22, 21.67, 27.46, 32.69, 42.37, 50.98 Grade. Der constante Theil in der Dispersionsformel ist — 1.697, der durch das Quadrat der Wellenlänge dividirte + 8.1088.

Die angeführten Erscheinungen eignen sich auch gut zur objectiven Darstellung. Es wurde folgendes Arrangement getroffen; Heliostat, Spalte im Fensterladen, polarisirender Nicol, Quarzsäule, analysirender Nicol, Linse von 1½ Meter Brennweite, Prisma im Minimum der Deviation oder Gitter unmittelbar an der Linse, Entfernung dieser von der Spalte 3 Meter, Schirm in der deutlichen Bildweite.

Herr Hofrath Prof. Hyrtl überreicht drei kleine Aufsätze. Der erste handelt über die Einmündung des gemeinschaftlichen Gallenganges in eine Appendix pylorica bei Fistularia, Aulostoma, Acanthurus, Otolithus und Hemitripterus. — Der zweite hat die sogenannte Herzvene der Batrachier zum Gegenstande, und erörtert das Verhältniß dieses Gefäßes zur Wand der Herzkammer bei Criptobranchus Japonicus, dessen Herzfleisch, wie jenes der beschuppten Amphibien, eine dünne, oberflächliche, gefäßreiche Rindenschichte besitzt, während die Trabecularsubstanz gefäßlos ist. — Die dritte enthält die vorläufige Inhaltsanzeige einer im nächsten Jahre erscheinenden Abhandlung über den Japan'schen Riesensalamander.

Die in der Sitzung vom 12. Mai l. J. vorgelegte Abhandlung: „Phytohistologische Beiträge. I. Kamala", von Herrn Dr. August Vogl, wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 21. Juni 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen von Herrn k. k. Hofrath und Director W. Haidinger werden vorgelegt.

Ausdruck des Dankes für stets bewiesenes freundliches Wohlwollen an den kürzlich in den Ruhestand getretenen k. k. Sectionschef, Freiherrn Karl v. Scheuchenstuel, dem unter dem Ministerium Thinnfeld die Ausarbeitung der Organisation der k. k. geologischen Reichsanstalt obgelegen hatte.

Vorlage des werthvollen Geschenkes von Seite des Herrn Bürgermeisters der k. k. Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien: „Bericht über die Erhebungen der Wasserversorgungscommission des Gemeinderathes der Stadt Wien" und des Referates von Herrn Prof. E. Sueß in der Gemeinderathssitzung am 10. Juni nebst Ausdruck des Dankes und höchster Anerkennung für diese wichtigen Arbeiten, eine wahre Zierde des gegenwärtigen Zeitabschnittes.

Mittheilung der diesjährigen mineralogisch-chemisch-geologischen Preisaufgabe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, mit Bemerkungen und Zusage der Erleichterung der Arbeiten für kenntnißvolle, unternehmende Forscher, welche in dieser Richtung zu arbeiten beabsichtigen.

Vorlage der neuen, von dem verewigten Theobald v. Zollikofer und Dr. Joseph Gobanz zusammengestellten und von der Direction des geognostisch-montanistischen Vereines für Steiermark herausgegebenen hypsometrischen Karte von Steiermark, in bräunlichem Tondruck, mit Schichtenbezeichnungen von 1000 zu 1000 Fuß.

Bericht über eine werthvolle Sendung von Gebirgsarten, Typen der Gesteine, vom Diluvium nieder bis zum weißen Jura, von Herrn Director L. Hohenegger in Teschen, bezüglich auf dessen geologische Karte und Bericht über die Geologie der Nord-Karpathen in Schlesien, Mähren und Galizien.

Mittheilung, Ergänzung zur früheren Vorlage des 30. Bandes der Verhandlungen der kaiserl. leop. car. Akad. der Naturforscher. Se. k. k. apostolische Majestät hatten als Beitrag zur Uebersiedlung der Bibliothek von Poppelsdorf bei Bonn nach Dresden den Betrag von 500 Thlrn. allergnädigst angewiesen.

Bericht aus einem Schreiben des Herrn Astronomen J. F. Julius Schmidt in Athen, über eine Excursion mit dem Herrn k. k. Consul Dr. v. Hahn und Architekt

Ziller nach Kleinasien, die Troas und die Ausgrabungen an der Stelle und in der Umgebung des alten Troja. Ein Werk über die Ergebnisse wird vorbereitet.

Nachricht von dem Director der geologischen Landesaufnahme in Indien, Herrn Th. Oldham, über einen Meteoriten, am 22. December 1863 in Manbhoom gefallen welchen er an Herrn Director Hörnes für das k. k. Hofmineraliencabinet sandte, ferner über die Arbeiten von Herrn Dr. Stoliczka. Der Abschnitt über Ammoniten ist druckfertig und wird möglichst rasch veröffentlicht. Stoliczka beschreibt 94 Species; etwa 70 Tafeln Großquart sind begonnen, davon 40 fertig gezeichnet, 30 vollständig durchgedruckt. Unser trefflicher Freund findet hohe Anerkennung für Fleiß und Hingebung an seine Obliegenheiten. Er ist eben wieder auf einer Excursion in die Himalaya-Gebirge.

Mittheilung von Separatabdrücken aus dem neuen Hochstetter'schen „Novara"-Werk über Neuseeland von den Herren Prof. A. Zittel in Karlsruhe und Prof. F. Zirkel in Lemberg ferner Vorlage des Programmes eines neuen periodischen Werkes „Geological Magazin", herausgegeben von Rupert Jones und H. Woodward.

Herr Karl Ritter v. Hauer referirte über eine Untersuchung der Quelle von Pyrawarth, die er auf Veranlassung des Besitzers Herrn Moriz Straß ausgeführt hatte. Der chemische Werth dieser Quelle liegt in ihrem hohen Gehalte an Eisenoxydul, der sie den gehaltvollsten Wässern dieser Species anreiht.

Die früher wenig benutzte Quelle ist durch den gegenwärtigen Besitzer, so wie durch Herrn Dr. Hirschfeld erst größeren Kreisen zugänglich gemacht worden durch Gründung der bestehenden schönen Heilanstalt.

Herr Dr. Franz Löw übersendete eine Notiz über die Auffindung interessanter Fossilreste in den Cerithienschichten einer Ziegelgrube bei Nußdorf; es sind Paludinen, nach der Bestimmung Herrn v. Frauenfelds Arten angehörig, welche noch jetzt an den Küsten des Canals und der Ostsee leben, eine Pupa und Samenkörner einer Celtis.

Herr k. k. Bergrath Franz v. Hauer berichtete über antiquarische Funde, die in einer Ziegelgrube zu Mororan nächst Pistyan in Ungarn gemacht wurden. Auf einer Unterlage von Löß, der Elephantenknochen und zahlreiche Lößschnecken enthält, liegt eine zwei Fuß mächtige Humuslage, an zwei Stellen auch tiefere Gruben im Löß ausfüllend. In diesem Humus nun fanden sich nebst zahlreichen Scherben auch zwei seltsam geformte, sehr wohl erhaltene Töpfe, welche die Gutsbesitzerin Frau Rosine v. Motesiczky der k. k. geologischen Reichsanstalt übergab, und die nach der Ansicht des Herrn Dr. F. Kenner die meiste Aehnlichkeit mit solchen aus der späteren Abtheilung der Bronzeperiode darbieten. Bei einem Besuche, den Herr v. Hauer später an Ort und Stelle machte, wurden aber auch Fragmente von Steingeräthen und eine Pfeilspitze aus Hirschhorn an derselben Stelle aufgefunden.

Weiter legte Herr v. Hauer die soeben erschienene „Kohlenrevierkarte des Kaiserstaates" von Johann Pechar zur Ansicht vor; dieselbe liefert eine übersichtliche Darstellung aller Kohlenbecken der Monarchie, in welchen Bergbaue im Betriebe stehen und zwar gesondert nach dem Vorkommen von Braun- und Steinkohlen. Ihr praktischer Werth wird noch wesentlich erhöht durch die Einzeichnung aller im Betriebe stehenden und aller projectirten Eisenbahnen, so wie durch die Beigabe sämmtlicher Tarife, nach welchen auf diesen Bahnen die Kohlen verfrachtet werden.

Endlich zeigte Herr v. Hauer eine sehr schöne Suite theilweise vortrefflich erhaltener Fossilien, darunter eine Vogelfeder, Fisch-, Insecten- und Pflanzenabdrücke von Radoboj in Croatien vor, welche die Anstalt Herrn k. k. Werkscontroler Karl Kaczvinszky verdankt.

In Abwesenheit des verantw. Redacteurs Dr Leopold Schweitzer für die Redaction verantwortlich Ernst v. Teschenberg. — Druckerei der kaiserlichen „Wiener Zeitung".

Ueber den gegenwärtigen Zustand der ungarischen Litteratur.

Wenn man in neuerer Zeit in Deutschland die unliebsame Erfahrung gemacht hat, daß die deutsche Litteratur, obwohl aus dem Kern des Volkes hervorgegangen, dennoch nicht zum Volke zurückgekehrt ist, da in dessen weiteren Kreisen ein Lessing, ein Goethe, ein Humboldt u. A. kaum mehr als dem Namen nach bekannt sind, so haben wir auch in Ungarn nicht weniger Grund, über die geringe Verbreitung unserer Nationallitteratur ähnliche Klagen zu erheben. Auch bei uns ist die litterarische Production ziemlich groß, der Absatz gering. Auch bei uns werden heutzutage die Werke eines Kisfaludy, Kölcsny, Vörösmarty u A. wenig gekauft, noch weniger gelesen; selbst die besseren Producte der neueren Zeit erleben selten eine zweite Auflage, so daß man überhaupt nicht ohne Grund behaupten kann, daß trotz der quantitativ immer wachsenden Production die Leselust des Publicums von Tag zu Tag eher ab- als zunimmt. Diese Thatsache läßt sich eben so wenig wegläugnen, als sie geeignet ist, zu wichtigen Betrachtungen Veranlassung zu geben. Sie bezeichnet eine Krise, in der sich unser gesammtes Geistesleben gegenwärtig befindet, und die früher oder später eine Wendung in dem Gange unserer Culturverhältnisse herbeiführen wird, wir wollen hoffen, eine Wendung zum Besseren.

In den letzten Jahren des verflossenen Decenniums ist die Schreibelust, welche am Anfange desselben ganz gelähmt schien, mit erneuerter Kraft wieder erwacht. Das ungarische Publicum, das durch die allmälige Ausbreitung des deutschen Elementes den Fortbestand der ungarischen Nationalität bedroht fühlte, sah in der Litteratur den einzigen Rettungsanker, und that alles, was möglich war, zur Befestigung desselben. Man las zwar wenig, aber man kaufte alles, was ungarisch geschrieben war, und zwar hauptsächlich dieses letzteren Umstandes wegen. Es fanden sich Mäcenaten, die in materiellen Opfern wetteiferten, um die Litteratur zu heben und die Verbreitung derselben möglichst zu befördern. Daß unter solchen Umständen die Zahl der Schriftsteller jeden Ranges tagtäglich wuchs, bis endlich der Büchermarkt mit — guten und schlechten — Producten aller Art überschwemmt wurde, ist selbstverständlich. Insbesondere aber war es die periodische Tagespresse, welche, wenn auch nicht qualitativ, so doch quantitativ Erstaunliches leistete. Es bestanden damals regelmäßig nicht weniger als 60 bis 70 Zeitschriften, unter denen manche sehr beliebt und verbreitet waren, wie z. B. die „Vasárnapi ujság“ (Sonntags-Zeitung), welche zeitweise an 10.000—12.000 Pränumeranten zählte.

Die Production stieg immer höher, bis sie endlich im Jahre 1861 unnatürlich wurde und deßhalb, den gegebenen Verhältnissen gemäß, sich in engere Grenzen zurückziehen mußte. Der Flut folgte die Ebbe, der unnatürlichen Anstrengung die nothwendige Erschöpfung. Die Krisis ist eingetreten, wie dies z. B. schon aus der einen Thatsache erhellt, daß im Laufe des vorigen Jahres nicht weniger als 21 Blätter aufgehört haben zu erscheinen.

Doch aus dem Gesagten allein läßt sich der auffallende Mangel an Leselust, den das ungarische Publicum heutzutage zeigt, nicht genügend erklären. Ein anderer, in culturhistorischer Beziehung viel wichtigerer Grund der geringen Verbreitung ungarischer Litteraturerzeugnisse liegt in der Litteratur selbst. Der Geist derselben ist in vieler Beziehung dem Geiste der Zeit nicht ganz angemessen. Dieselbe ist sowohl der Form, als dem Inhalte nach noch immer von zu vielen altclassischen Elementen durchdrungen, als daß sie den weiteren Kreisen mundgerecht sein könnte. Wenngleich die ungarische Schriftsprache mehr als ein Natur- als Kunstproduct angesehen, und die dialektischen Unterschiede im Allgemeinen auch verschwindend klein genannt werden können, so kann man doch nicht läugnen, daß der Stil der meisten Schriftsteller Ungarns — besonders dort, wo es sich nicht bloß um Unterhaltung, sondern auch um Belehrung handelt — den weiteren Kreisen des Volkes nicht leicht verständlich ist, oder wenigstens nicht genug heimisch klingt. Trotz der massenhaften Production der neueren Zeit ist nämlich unsere Litteratursprache noch immer nicht genau fixirt, der culturhistorische Proceß, welcher unter anderem auch auf die Feststellung einer nicht bloß belletristischen, sondern auch wissenschaftlichen Schriftsprache abzielt, noch immer nicht zum Abschlusse gebracht. Wie alles Zeitgemäße, so ist auch die Bildung der entsprechenden Form für eine künftige, und zwar nicht bloß einigen maßgebenden Kreisen, sondern auch dem Volke zugängliche Litteratur noch immer im Werden begriffen. Das ungarische Volk besitzt einen zu concreten Geist, als daß es sich mit der abstracten Tiefe des deutschen Stiles befreunden könnte, andererseits aber ist es auch zu ernst, als daß ihm die oberflächliche Leichtfertigkeit des französischen Geistes entsprechen würde. Wenn es einmal in Ungarn gelingen wird, die deutsche Gründlichkeit mit der Anziehungskraft des französischen Stils in Einklang zu bringen, dann wird auch der Stil für eine neue ungarische Litteratur erschaffen sein, für eine Litteratur, die sich nicht bloß auf einzelne exclusive Kreise beschränken, sondern das ganze Volk im edelsten Sinne des Wortes ergreifen, und wohlthätig erwärmen wird. Dann, aber auch nur dann wird die ungarische Litteratur wahrhaft national und volksthümlich sein können.

Aber nicht bloß die Form, sondern auch der Inhalt trägt die Schuld, daß die ungarische Litteratur heutzutage weniger verbreitet und populär ist, als man dies unter den gegebenen Verhältnissen erwarten würde. Wenngleich die „guten, alten Zeiten“ schon verschollen sind, wo Latinität für identisch galt mit Bildung, und wo man die Culturstufe der Gebildeten nach ihrer größeren oder geringeren Fähigkeit im Lateinsprechen maß; so kann man es andererseits eben so wenig läug-

nen, daß der Schwerpunkt unserer Culturverhältnisse auch heutzutage noch mehr humanistischer Natur ist, daß in Ungarn die realistische Weltanschauung bisher nur sehr wenig Anhänger und Freunde gefunden hat. Wir waren seit jeher und sind auch noch heute überwiegend Idealisten. Dies zeigt sich in allen Richtungen unseres Nationallebens, in unseren politischen Anschauungen und socialen Verhältnissen ebenso, wie in unserer Litteratur. Auch diese kümmert sich mehr um das Gewünschte, als das wirklich Gegebene, mehr um das Angenehme, als das Nützliche und Nothwendige, entspricht mehr den ästhetischen Bedürfnissen des Gemüths, und scheut die strengen Forderungen des berechnenden kalten Verstandes. Sie giebt und erzeugt mehr Poesie als Prosa; sie ist überreich an Ergießungen des Herzens, aber in demselben Verhältnisse arm an Wissenschaft. So lange wir durch unsere ein Jahrtausend alten Zustände gleichsam wie durch eine chinesische Mauer von dem übrigen Europa abgeschlossen waren, konnten wir uns mit der überwiegend humanistischen Bildung und Litteratur begnügen; seitdem aber im Westen der realistische Factor der Cultur so mächtig hervorgetreten und in allen Richtungen des Lebens sich geltend gemacht; seitdem sich die Berührungspunkte, welche uns mit den nächsten Nachbarn in innigste Beziehungen bringen, tagtäglich vervielfältigen; seitdem das Ausland zu den entferntesten Punkten unserer Heimat näher gebracht worden ist, als es vor zwei Decennien selbst die Hauptstadt des Landes war; seitdem wir die Strömungen des Culturlebens „draußen" näher kennen lernen; seitdem sehen wir ein, daß wir mit rein idealen Lebensanschauungen und Wünschen, mit Gedichten, Novellen und Fabeln nicht zum Ziele gelangen, sondern daß wir uns der gegebenen Wirklichkeit nähern müssen und deßhalb auch eine Litteratur brauchen, die mehr denkt als schwärmt, mehr nützlich als angenehm, mehr belehrend als unterhaltend sein soll. Wie überall, so hat sich auch bei uns die einseitig idealistische Richtung bereits überlebt, sie ist im Leben ein überwundener Standpunkt und deßhalb muß sie es auch in der Litteratur werden. Die mannigfaltigen Wellenschläge der europäischen Cultur reichen auch zu uns herüber, wir können uns dem mächtigen Einflusse derselben nicht entziehen. Wie überall, so wird auch bei uns an die Stelle der vagen Wünsche die richtige Auffassung und Würdigung des wirklich Gegebenen, und demgemäß auch in der Litteratur an die Stelle der Poesie die Wissenschaft treten. Das Bedürfniß dieses nothwendigen Ueberganges, bereits hie und da richtig erkannt, wird allmälig auch in weiteren Kreisen sich kundgeben und endlich, zur allgemeinen Ueberzeugung erstarkt, die Krise — in der sich jetzt alle unsere Culturverhältnisse befinden — abschließen, dadurch aber auch eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen, in der sich auch der Geist unserer Litteratur mit dem Geiste der Zeit aussöhnen und derselben jene Verbreitung und Volksthümlichkeit verleihen wird, deren sie jetzt leider so sehr entbehrt. —l

---

Oesterreichische Geschichte für das Volk.

Dr. Franz Krones, die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung, 1437—1526.

(Der 6. Band des ganzen Unternehmens.) Wien 1864, Prandel und Ewald. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 8°. 309 S.

H. T. Wenig andere Staaten von Europa bieten dem Geschichtsschreiber in dem umfassenden Nachweis ihres Bildungs- und Entwicklungsganges so viele Schwierigkeiten dar, als Oesterreich. Denn abgesehen von dem großen Zeitraume, der nahezu zwei Jahrtausende umfaßt, muß er den Nachweis liefern von den Schicksalen der verschiedensten Völkerschaften, die, getrennt durch ihre Wesenheiten und Interessen, sich oft genug feindlich gegenüberstanden. Erst vom 16. Jahrhunderte ab ist der einigende Mittelpunkt für alle das gemeinschaftliche Herrscherhaus, und auch da noch macht sich nach getheilten Richtungen hin eine andere eigenthümliche Politik oft genug geltend. Wie nahe liegt doch die Gefahr, daß der Forscher nicht jedem Zeitraume die gleiche Theilnahme entgegenbringt, wie erscheint es nicht fast unmöglich, daß er jenem Volke, das eben in einem Abschnitte am bedeutungsvollsten hervortritt, sein aufmerksamstes Studium, seine hingebendste Liebe widmet! Und leider finden diese Befürchtungen in allen bisherigen österreichischen Geschichten ihre volle Bestätigung.

Eine Theilung der Arbeit, auf anderen Gebieten so fruchtbar und eine gebieterische Forderung der Neuzeit, sollte sie nicht auch hier von Nutzen und vortheilhaft sein? Das Unternehmen der „österreichischen Geschichte für das Volk" ist davon ausgegangen, daß dem so sei, und es hat darum, auch wenn wir von dem eigentlichen Zwecke absehen, schon in seiner Form etwas höchst interessantes. Jeder Band, der publicirt wird, regt unsere Theilnahme an, nicht nur durch den historischen Gehalt, den er birgt, sondern in gleich hohem Maße noch durch die Frage: findet das aufgestellte Problem durch ihn seine Lösung, schließt er sich an den vorangehenden und nachfolgenden Theil wie das Glied einer Kette an die anderen Glieder; haben wir schließlich in Wahrheit eine Geschichte Oesterreichs, oder etwa nur achtzehn verschiedene österreichische Geschichten? Das bloße Klappen mit der Chronologie, daß je ein Band den Faden der Erzählung dort aufhebt, wo ihn sein Vorläufer fallen gelassen, thut es nicht allein: der das Ganze durchwaltende gleiche Geist muß es sein, der die Einheit erzeugt und darstellt. Darin liegt für das leitende Comité die Hauptaufgabe; seiner Kraft und Consequenz wollen wir vertrauen, daß gleich der erste Anlauf, der in unserem Vaterlande gemacht wurde, um die glückliche Idee der Arbeitstheilung in der Geschichtsschreibung zu verwirklichen, sein schönes Ziel erreiche.

Bis jetzt fehlt uns noch jedes Maß der Beurtheilung, in wie weit das Werk dieser Forderung entspricht; denn die beiden erschienenen Bände, der XI. (von Weiß, die ersten Regierungsjahre Maria Theresia's) und der VI., den wir

heute besprechen wollen, behandeln zwei verschiedene, fast durch drei Jahrhunderte getrennte Epochen und wir dürfen sie deßhalb vor der Hand weniger als Theile einer großen Geschichte wie vielmehr als selbstständige Monographieen betrachten.

Da drängt sich uns nun zunächst der Gedanke auf, ob es nicht praktisch wäre, den einzelnen Bänden Separat-Titel zu geben, die bessere Auskunft über den Inhalt ertheilten, als die dürre Angabe: das Buch reiche von 1437—1526? Wie viele der Leser, auf welche das Werk hofft, werden es wohl nicht ganz exact wissen, welche bedeutenden Ereignisse, welch' große Männer von diesem Zeitraume umspannt werden? Auch ist die Angabe nicht einmal strenge zu fassen, da die Geschichte der deutsch-österreichischen Länder nur bis 1519 reicht. Würde nicht die Hindeutung, daß von Ladislaus Posthumus, von Friedrich III., vom ritterlichen Maximilian gehandelt wurde, vielleicht Manchem das Buch in die Hände liefern, der es jetzt unbeachtet bei Seite läßt? Die bisherigen Veröffentlichungen sind so kernige, frische, schön geschriebene Darstellungen, daß man es bedauern müßte, wenn eine so leicht zu vermeidende Unterlassung die Verbreitung hindern möchte.

Der Verfasser des vorliegenden Theiles ist Herr Dr. Franz Krones, früher Professor an der Rechtsakademie zu Kaschau, derzeit Privatdocent an der Grazer Universität. Sein mehrjähriger Aufenthalt im nördlichen Ungarn hat ihm Gelegenheit geboten, die Geschichte dieses Landes an der Quelle zu studiren; seine Geschichte der hussitischen Brüderbanden in Ungarn behandelt einen Stoff aus derselben Epoche, die er sich gegenwärtig gewählt. Und darin liegt eben ein Hauptvortheil der oben besprochenen Arbeitstheilung, daß ein jeder sich der Partie zuwendet, für welche er das regste Interesse fühlt. Der Verfasser eilt über die kurze Regierung Albrechts II. zur Geschichte des unglücklichen Ladislaus Posthumus (S. 10). Wir gestehen hier ungerne etwas vermißt zu haben, nämlich einen kleinen Auszug aus dem Berichte der Helene Kottanerin. Von dem noch ungebornen Kinde der kaiserlichen Wittwe Elisabeth hing das Schicksal von Ungarn, Böhmen, Schlesien, Mähren und Oesterreich ab; allenthalben erhoben sich Stürme, die Ungarn drängen in die Fürstin, dem fünfzehnjährigen Wladislaw I. von Polen die Hand zu reichen, ihr natürlicher Beschützer Friedrich III. ist unentschlossen und zaudert, ihre Freunde sind verwirrt und schwach, und kaum ist ihr eine Stätte geblieben, wo sie in Sicherheit ihrer Frucht genesen kann; in diesen Augenblicken der höchsten Noth und Bedrängniß zeigt sie sich als eine mannhafte und entschiedene Frau und leitet zur Zeit ihrer Entbindung das schwierige und gefährliche Wagestück der Entführung der ungarischen Kronen. Diese Tage der beständigen Aufregung finden ihre beste und ergreifendste Schilderung in dem Schriftstücke der genannten Kammerfrau, welches auch G. Freytag für seine „Bilder der deutschen Vergangenheit“ in sehr geschickter Weise zu verarbeiten gewußt hat. Eine theilweise Aufnahme des Berichtes würde für diese, durch das egoistische Getriebe der verschiedenen Parteien so unerquickliche Epoche eine anziehende Episode gebildet haben.

Nur ein Mann machte unter denen, welche jetzt nach Würden und Reichthümern haschten, theilweise eine Ausnahme, Johann Jiskra von Brandeis. In diesem obersten Hauptmann der „schwarzen Brüder“, dessen Bild Krones, auf gute, theilweise neue Quellen gestützt, mit Vorliebe gezeichnet hat, tritt uns die wohlthuende Erscheinung eines Feldherrn entgegen, in dessen Brust sich Großherzigkeit und Treue gegen den einmal erwählten Kriegsherrn paarten — für jene Zeit wahrhaft seltene Tugenden. Denn in allen Reichen, die Albrecht seinem Nachkommen hinterlassen, streckten Unberechtigte ihre Hände nach der Herrschaft aus und innerliche Fehden zerrütteten den Wohlstand. An 13 Jahre dauerte diese Verwirrung, bis endlich Friedrich mit Unlust den zwölfjährigen Ladislaus der Vormundschaft entließ, unter dem die Schicksale der Länder sich leider nicht besser gestalten sollten. Bereits klopfen die Türken mächtig an die Thore Ungarns; Johann Hunyadi und der gotterfüllte Mönch Capistran jagen sie zwar von Belgrad hinweg, sterben aber beide an dem Orte ihrer Ehre. In Böhmen regiert Podiebrad fast als Monarch und Ladislaus fühlt sich diesem gewaltigen Geiste gegenüber ganz schüchtern; in Oesterreich hausen die Eizinger. Schon beginnt der junge Fürst die eigenen Kräfte allmälig zu zeigen und sein in Verstellung gewandter Geist und der kalte Muth, der vor keinem blutigen Mittel zurückbebt, wären vielleicht geeignet gewesen, das lockere Band, das die Staaten damals vereinigte, zu befestigen, als ein plötzlicher, verdachterweckender Tod seinem Leben ein Ende setzte und die Länder in die alte Anarchie zurückwarf. Zunächst beruhigten sich Böhmen und Ungarn. In Böhmen wurde Georg Podiebrad zum Könige gewählt, ein Mann, über den gerade in neuerer Zeit unendlich viel geschrieben worden und den eine gewisse Partei als Märtyrer darzustellen bemüht ist. Krones anerkennt seine Vielseitigkeit, den hohen Schwung seiner Seele, seine großen Regententugenden; verschließt sein Auge aber andererseits nicht den mannigfachen Schatten, die das Bild des Königs verdunkeln. Ganz einverstanden sind wir mit ihm, wenn er (S. 87) sagt: „Aus der Nation durch Wahl hervorgegangen, hatte es Georg von Podiebrad verstanden, das Königthum wie keiner seiner Vorgänger zu festigen, sich als Politiker europäischen Ruf zu erringen, die Kräfte seines Landes und Volkes aufs vortheilhafteste zu wecken und auszubeuten . . . Aber seine herben Erfahrungen am Schlusse der kurzen Regierung, das bittere Gefühl, außer Stande gewesen zu sein, eine Dynastie zu schaffen und durch einen verheerenden Bürgerkrieg alles zerstört zu sehen, was er gebaut und befestigt glaubte, dies erscheint dem tiefer Blickenden, wie theilnahmsvoll er auch den Kampf des Königs mit dem allseits hereinbrechenden Mißgeschicke betrachten mag, keineswegs als bloßes Märtyrerthum desselben, sondern zu einem großen Theile als Folge einer nur zu häufig doppelzüngigen Politik und eines ungemessenen Ehrgeizes, der ihn verleitete, die Erhöhung seines Landes in einer Stellung zu suchen, die er nicht erreichen konnte, ohne die einzig richtig vermittelnde Grundlage seiner innern Politik zu gefährden. Den Mann, den man mit Recht „als natürlichen Weisen ohne schriftliche Schärfung des Sinnes“, als „klügsten Mann“, als „unbesiegbaren

König" pries, „der sich noch nie beeilt habe, Menschenblut zu vergießen", hinterließ ein zerrüttetes Reich!"

Ein ganz ähnlicher Charakter, nur weniger mit der Schlauheit des Diplomaten als mit der Energie des Eroberers ausgestattet, war Mathias Corvinus, den die Ungarn zum Könige erhoben, dessen ungebeugte Kraft ebenfalls ein Reich hinterließ, „das zerfallen mußte, wenn seine Hand nicht mehr vorhanden war. Die Größe des Corvinen spiegelt sich in der Aermlichkeit seines Nachfolgers, nicht in der schönen Zukunft, die er, das Schwert endlich mit der Palme vertauschend für sein Reich und Volk hätte schaffen sollen" (S. 119).

Am längsten dauerte die Verwirrung in Oesterreich, besonders in Wien, wo gegen den rechtmäßigen Fürsten Friedrich sein eigener Bruder Albrecht VI. Umtriebe machte und eine Rebellion anzettelte, die in der Belagerung des Kaisers in dem Schlosse zu Wien durch die Bürger der Stadt ihren Gipfelpunkt fand. Krones hat diese Episode anziehend geschildert und aus dem zwar sehr gehässig geschriebenen aber für den Historiker unschätzbaren „Buch von den Wienern" von Behaim manchen glücklichen Zug herausgegriffen. Albrecht VI. starb nach kurzem unruhigem Genusse des schlecht erworbenen Gutes, und Friedrich folgte nun als unbestrittener Herrscher, bis er durch den unglücklichen Krieg mit Mathias Corvin Oesterreich und einen Theil von Steiermark verlor. Sein Charakter hat (Seite 148 und 149) eine nach allen Seiten hin gerechte Würdigung erfahren.

Während nach dem Ausgange dieser drei Fürsten, Friedrich, Mathias und Georg, in Böhmen und Ungarn das kraftlose Geschlecht der Jagellonen folgt, unter denen die Türken ihre Herrschaft in Ungarn gewinnen, ersteht dem Hause Habsburg in Maximilian I. eine der glänzendsten Gestalten, welche die neue Zeit eröffnen. Die Capitel, welche von ihm handeln, gehören zu den anziehendsten des Buches, und wollen wir insbesondere das letzte erwähnen, das eine Schilderung der vielen Eigenthümlichkeiten des manchmal abenteuerlichen aber stets biedern und großherzigen Wesens „des letzten Ritters" enthält; leider ist dieselbe zu umfangreich, um an dieser Stelle Raum finden zu können.

So bildet denn das Leben des ruhmvollen kaiserlichen Helden den schönen Abschluß des Buches, das wir wegen seiner genauen Angaben, der durchsichtigen Darstellung und des anschaulichen lebendigen Vortrages unbedingt anerkennen müssen. Und diese Vorzüge sind um so schätzenswerther, als es eine äußerst bewegte Zeit behandelt, wo eine übersichtliche Zusammenstellung aller Ereignisse unendlich schwierig ist und nur durch eine so vollständige Beherrschung des Stoffes erreicht werden kann, wie sie Dr. Krones in diesem Werke bewiesen. Wir begrüßen demnach in dem Buche eine vorzügliche Monographie über die Zeiten der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., und ein werthvolles Bruchstück der gesammten „Oesterreichischen Geschichte für das Volk".

Der Bericht über die Erhebungen der Wasserversorgungs-Commission des Gemeinderathes der Stadt Wien [1].

(Selbstverlag des Gemeinderathes.)

Besprochen von Dr. Joseph R. Lorenz.

Unter dem vorstehenden Titel besitzen wir nun über eine der wichtigsten Fragen des Städtelebens eine umfangreiche Darstellung, welche den Charakter einer gediegenen Denkschrift mit jenem einer streng wissenschaftlich durchgeführten Monographie verbindet. Es ist das eines jener seltenen Schriftstücke, die zugleich schon Thaten sind.

Seit Jahren hat die Wasserfrage, die für so manche Straßengruppen ohne alle Frage schon zur entschiedenen Wassernoth geworden ist, die Väter der Stadt und viele Sachverständige in Bewegung gesetzt; mancherlei Anträge, mehrere Projecte, bald bloß principiell angedeutet, bald näher ausgeführt, sind zum Vorschein gekommen. Aber bei alledem herrschte nicht der rechte Muth zur That, den erst die ehrliche und volle Ueberzeugung von der Gediegenheit des Planes, die erschöpfende Einsicht in die Natur und Wesenheit dessen, was man unternimmt, geben kann und geben soll.

Nimmermehr hätte es sich mit der Gewissenhaftigkeit des Gemeinderathes vertragen, eines der Projecte zu adoptiren, die sich noch nicht als durchaus spruchreif legitimirt hatten und unter denen manche sich mehr für das Bauen und Pumpen, als für das beste Wasser zu interessiren schienen. Welches ist aber das beste Wasser? wo ist es? ist es für uns erreichbar? können wir dauernd darauf rechnen? Dies sind die Fragen, welche allen Leitungsprojecten vorausgehen müssen, wenn das Wasser und nicht die Leitung die Hauptsache sein soll. Diese Fragen aber sind solche, zu deren gründlicher Beantwortung die Wissenschaft in Anspruch genommen werden muß, seitdem diese hauptsächlich mit Hülfe der Geologie und der Physik der Erde so weit fortgeschritten ist, um in das Gefüge der Erde und die verdeckten Wasserwege eine Einsicht zu gewähren, die weit über alles hinausreicht, was unsere Vorfahren darüber wissen konnten. „Der Boden Wiens" hat hievon erst vor einem Jahre den Wienern eine naheliegende Probe gegeben. Diese Rolle der jetzigen Wissenschaft hat der Gemeinderath richtig erkannt; er hat in der 140. Sitzung 1862, den Beschluß gefaßt „alle zum Zwecke der Wasserversorgung erforderlichen Erhebungen und Vorarbeiten mit Zuziehung von erprobten, außer dem Gemeinderathe stehenden Fachmännern einzuleiten" und hat, als seine Wasser-

[1] Dies Werk wird bleibenden Werth haben, und dadurch mag es sich rechtfertigen, wenn eine Besprechung desselben vom Standpunkte der angewandten Naturwissenschaft hier dargeboten wird, obgleich die Entscheidung, die für die Praxis daraus abgeleitet werden sollte, im Gemeinderathe bereits gefällt ist.

versorgungscommission in Verfolgung dieser Aufgabe wiederholt nicht unbedeutende Mittel in Anspruch zu nehmen für nöthig fand, consequenter Weise dieselben votirt. Nun liegen die Ergebnisse der Untersuchungen vor, welche die Commission mit seltener Energie in dem Zeitraume eines Jahres vollendet hat, und wer den umfangreichen Commissionsbericht mit Verständniß durchgelesen und dessen 21 Pläne und Kartenbeilagen eingesehen hat, wird sich sagen, daß nun erst die Ideen der vergangenen Decennien feste Gestalt und Lebensfähigkeit gewonnen haben, daß jetzt alles durch Zahl und Maß begrenzt völlig faßbar geworden ist und seine Erklärung gefunden hat. Der Bericht der Commission beginnt mit der Constatirung des Wasserbedarfs für die Stadt Wien, des Zweckes, auf den alle folgenden Arbeiten abzielen.

Es ist hier ein Bedürfniß des socialen Lebens, dem die Wissenschaft die Erfüllung anbahnen soll und so finden wir an der Spitze dieser Arbeit nicht etwa ein wissenschaftliches sondern ein rein humanes Princip: beständig klares, frisches, von allen schädlichen Beimengungen freies Wasser, das beste welches überhaupt in der Reichweite der Stadt liegt, soll „bis in die Sitte, das Innerste des Hauswesens der Wiener seinen wohlthätigen Einfluß üben", es soll also in allen Vorstädten bis in die höchsten Stockwerke hinaufgeleitet werden können; „denn nur so erzeugt es Reinlichkeit, und Reinlichkeit ist einer der größten Segen, die eine neue Wasserleitung der Stadt bringen kann". Und diese Vortheile sollen nicht nur der eigentlichen, durch den Linienwall abgegrenzten Stadt (500.000 Einw.), sondern nach Thunlichkeit auch den umliegenden Gemeinden, dem Weichbilde der Stadt, namentlich den höher liegenden industriellen Bezirken außer den Linien zugutekommen; das ist zusammen einer Area, deren Bewohnerzahl man in nicht zu ferner Zeit auf nahezu eine Million wird veranschlagen müssen.

Die Fachmänner hatten also, um dieser unverrückt festgehaltenen Aufgabe zu entsprechen, zunächst folgende Fragen zu beantworten: Wie erkennt und beurtheilt man die entsprechende Qualität des Wassers? Wieviel davon bedarf die Bevölkerung täglich? Und von welcher Höhe muß es in die Straßenleitungen herabkommen, damit die an der Spitze stehende humane Forderung erfüllt werde? Diese Vorfragen sind im ersten Abschnitte des Commissionsberichtes behandelt.

Bezüglich der Qualität verlangte hauptsächlich die Härte eine nähere Begriffsbestimmung und verläßliche Prüfungsmethode, während für die Temperatur und die chemische Zusammensetzung nur die bekannten, schon länger erprobten Bestimmungen gelten können. Die Härte gewinnt dadurch eine gewisse Wichtigkeit, daß sie ein Gesammtausdruck für die Wirkung mehrerer im Wasser vorhandenen mineralischen Verbindungen zugleich ist und daß beim Vorhandensein nur unbedeutender Mengen derselben für die Praxis durch angemessene Härteproben auf kurzem Wege nahezu dieselben Aufschlüsse gegeben werden, wie durch zeitraubende und kostspielige Analysen. Diese Proben beruhen darauf, daß hartes Wasser mit Seife desto schwerer einen bleibenden Schaum erzeugt, je mehr Kalk oder Magnesia oder Eisenoxydul im Wasser enthalten ist; daß man also aus der Menge des zur

Schaumerzeugung mit einer und derselben Seife verbrauchten Wassers nach einer empirisch vorbereiteten Scala auf dessen Härte schließen kann. Dabei zeigen die Zahlen des Härtegrades nichts anderes an, als wieviel Gewichtstheile Kalk oder gleichwirkende Vertreter des Kalkes in 100.000 Gewichtstheilen Wasser enthalten seien. Die Härte 18, die höchste, welche erfahrungsgemäß sich mit vollständig gesundem und technisch nutzbarem Wasser verträgt, bedeutet also, daß in 100.000 Theilen des untersuchten Wassers keine größere Gewichtsmenge alkalischer Erden vorhanden sei, als dem Wirkungswerthe von 18 Gewichtstheilen Kalk entspricht. Dabei ist zu bemerken, daß nur wenige natürliche Quellwässer einen Härtegrad unter 6 haben, und daß 12—14 Grade noch immer ein sehr günstiges Härteverhältniß bedeuten. Auf die weiteren Unterscheidungen von Gesammthärte, Permanenthärte und temporäre Härte, welche sowohl zur Beurtheilung der vorhandenen Mineralverbindungen, als auch für verschiedene subtilere technische Verwendungsarten des Wassers wichtig sind, können wir mit Rücksicht auf den hier gebotenen Raum nicht näher eingehen

Die einzelnen, zusammen den Härtegrad bedingenden und die sonstigen dem Wasser hie und da beigemengten Mineralstoffe werden einer weiteren sorgfältigen Abwägung ihrer mehr oder minder schädlichen Wirkungen unterworfen, wobei sich herausstellt, daß die salzsauren, salpetersauren und schwefelsauren Verbindungen, die vor ihrem Abgange aus dem Körper durch das Blut circuliren, möglichst vermieden werden müssen, während die kohlensauren Verbindungen von verhältnißmäßig geringerem Belange sind. Jedenfalls wird man zukünftig kein Wasser nach Wien leiten, in welchem Ammoniak oder faulende organische Substanz nachgewiesen werden kann, nachdem die Morbilitäts- und Mortalitäts-Statistik den verderblichen Einfluß dieser Stoffe, wenn sie mit dem Wasser in den Körper aufgenommen oder vom Wasser exhalirt werden, constatirt hat.

An die Temperatur des Wassers endlich wird die Anforderung gestellt, daß sie der mittleren Jahrestemperatur von Wien nahe stehen und demnach die Empfindung des „Erfrischenden" hervorzubringen im Stande sein müsse.

Wie viel Wasser mit diesen Eigenschaften täglich nach Wien geleitet werden solle, ist nicht nur von der Ausdehnung des Areals und der Kopfzahl der Bewohner abhängig, sondern auch davon, ob man an Trink- und Nutzwasser die gleichen Anforderungen stellt, oder für das letztere sich mit geringerer Reinheit begnügen will. Die Commission weist nach, daß auch der technische Betrieb, ja sogar die Straßenbespritzung sich nicht mit unreinem Wasser ohne Nachtheil begnügen könne, daß jedenfalls mehrere verschiedene Leitungen große Unzukömmlichkeiten mit sich bringen, und spricht sich daher für die Versorgung der Stadt mit gleichartigem Trink- und Nutzwasser und gegen eine Theilung der Lieferung aus.

Wird diese Forderung festgehalten, so stellt sich ein Minimalbedarf von 1½ bis 2 Millionen Eimern gleichmäßig guten Wassers täglich heraus, wobei 24 Maß per Kopf in der Haushaltung (600.000 Eimer für eine Million Einwohner), 250.000 Eimer für die Industrie und andere größere Abnehmer und 150.000 E.

für Bespritzung, für Gärten, Wiesen, Springbrunnen, Bäder, Kloakenschwellung, und 200.000 Eimer als Reserve angesetzt sind.

Sehr wichtig scheint es uns, daß die Commission bei der Berechnung dieses Bedarfes sich nicht unbedingt an irgend eine der schon von anderen Städten vorliegenden Angaben, oder gar an einen Durchschnitt aus mehreren ungleichartigen gehalten, sondern mit großem Scharfsinn das Unzulängliche dieses Vorganges nachgewiesen und, die Unmöglichkeit einer exacten Vorberechnung zugestehend, ihre nach den Localverhältnissen Wiens angestellte beiläufige Schätzung so hoch gegriffen hat daß der angesetzte Betrag jedenfalls für eine lange Reihe von Jahren gewiß den nur selten zu erreichenden Maximalbedarf darstellt.

Dieses Quantum soll endlich in die Straßen aus einem Sammelbecken geführt werden, dessen Sohle 250 Fuß über dem Nullpunkte des Donaucanal-Pegels, folglich nothwendiger Weise auf dem höchsten Rücken der Schmelz liegen müßte. Diese Höhe ist nur die mit mathematischer Nothwendigkeit resultirende Lage, aus welcher wirklich das ganze in Aussicht genommene Gebiet der Stadt und Umgegend bis auf die Dächer der Häuser gemeinschaftlich mit dem gleichen Wasser versorgt werden kann. Sehr instructiv und zugleich möchten wir sagen zum Herzen sprechend ist die Planbeilage Blatt I, worauf die Grenzen jener Stadttheile und Umgebungen verzeichnet sind, denen die Vortheile der neuen Wasserversorgung noch zukommen können, je nachdem das Reservoir 190, 200, oder, wie die Commission vorschlägt, 250 Fuß über dem erwähnten Nullpunkte liegen wird. Wie enge ist dieser zu beglückende Raum bei der Höhenlage von 190 Fuß, und wie bedeutend ist noch der Unterschied der Wirkungssphäre zwischen den Höhen von 200 und von 250 Fuß! Wer wird nicht der Commission vollends beistimmen, wenn sie sagt „sie anerkenne als die einzige Grenze der Ausbreitung die thatsächlichen Niveauverhältnisse, so weit diese es gestatten". — So weit also von dem 250 Fuß hoch gelegenen Reservoir aus die Wasserversorgung stattfinden **kann**, so weit **soll** sie auch gehen.

Der Commissionsbericht geht nun, nachdem im ersten Abschnitte das Erforderniß festgestellt ist, nicht sogleich zu jenen Gewässern über, die man zur Deckung des Bedarfes in Betracht nehmen könnte, sondern schaltet vorher noch einen Abschnitt ein, welcher von den „**allgemeinen Bedingungen der Quellenbildung**" in den Umgebungen Wiens handelt. Dieser Abschnitt — oder vielmehr die Arbeiten und Studien, deren Ausdruck er ist — erscheint vielleicht manchem sogenannten Praktiker als minder wichtig, als gelehrtes Beiwerk. Und doch beruht die Sicherheit und exacte Geltung aller praktisch wichtigen Angaben über die Quellen, aus denen Wien künftig sein Wasser beziehen soll, gerade nur auf dieser Gruppe von Untersuchungen. Setzen wir den Fall — der ohne Zweifel in Privatkreisen und Gesprächen schon lange vor der Thätigkeit der Commission vorgekommen ist — jemand hätte auf ein Gewässer hingewiesen, welches allen Anforderungen der Residenz entsprechen würde; etwa auf die Quellen im Kalkgebirge, oder auf einen Quellfluß im Steinfelde u. s. w., wer wollte das erste

auch noch so verlockende Angebot aufgreifen, ehe das ganze Gebiet der Möglichkeit, welches noch weit werthvollere Gewässer, offen oder verborgen, in sich begreiten könnte, erschöpfend durchforscht ist? Kann man sich der Gefahr aussetzen, daß etwa nach dem Abschlusse des Werkes aus irgend einem undurchforschten Winkel der Beweis geliefert werde, wie dort dasjenige besser und wohlfeiler zu haben gewesen wäre, was man nun aus einer ganz andern Richtung mit weniger Vortheil bezieht?

Aber noch weiter! Gesetzt, daß man eine Gruppe von Quellen, etwa jene der Kalkalpen am südlichen Rande des Wiener Beckens, als die entschieden vorzüglichsten Spenderinnen im ganzen, genau durchforschten Gebiete gefunden, wer möchte sich in einer so wichtigen Angelegenheit, für deren richtige Durchführung die Gegenwart vielen folgenden Jahrhunderten verantwortlich ist, ohne weiters darauf verlassen, daß diese Quellen ungeändert an jenen Stellen verbleiben und von dort aus die Stadt fort und fort mit ihrem Wasserbedarfe versehen werden?

Das Zusammentreffen aller noch so günstigen Qualitäten, größte Reinheit und Frische, Beständigkeit des Ausflusses in der Jetztzeit, hinreichende Höhenlage u. s. w., all' dieses gewinnt erst dann seinen wahren Werth für unsere Aufgabe, wenn wir darauf rechnen können, daß es vermöge Naturnothwendigkeit so sei und so bleiben müsse, so lange nicht Umwälzungen, die auf einmal allem Wasserbedürfniß ein Ende machen würden, den Bau unseres Gebietes verändern.

Den nöthigen Einblick in die Ursachen und den Hergang der Quellenbildung in unserem Gebiete gewährt nun eben der zweite Abschnitt; wir wollen versuchen seinen reichen, höchst belehrenden Inhalt in wenige Zeilen zusammen zu drängen. Das Wasser für die Quellen kommt aus der Atmosphäre; von dem localen Gefüge des Bodengerüstes aber hängt es ab, ob aus einem Theile der meteorischen Niederschläge wirklich Quellen werden oder nicht.

Die Menge und Vertheilung der Niederschläge, welche vermöge der Gliederung, Abdachung und Schichtenlage des Gebirges so wie des vorliegenden Steinfeldes dem Neustädter Wassergebiete zufallen, finden wir im Commissionsberichte auf zwei Blättern von Herrn Prof. Jelinek, Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie, übersichtlich zusammengestellt. Das durchschnittliche tägliche Quantum läßt sich aus diesen Angaben auf mehr als 103 Millionen Eimer täglich berechnen, wovon gegen 94 Millionen auf den Gebirgsrahmen der Gegend, über 9 Millionen auf das Steinfeld kommen. Der Weg, den diese Wassermenge, auf dem Erdboden angekommen, weiter nimmt, ist, wie überall, ein vierfacher: ein Theil verdampft, ein Theil wird von der Erde und den Pflanzen vollständig aufgesogen, ein anderer Theil rinnt an der Oberfläche des Bodens, wenn dieselbe in irgend einer Richtung eine fortlaufende schiefe Ebene darbietet, in der Gestalt von Wasseradern, Bächen und Flüssen nach tieferen Stellen fort, ein letzter Theil endlich, wird durch die oberen Bodenschichten in tiefere durchgelassen. Ein Bruchtheil dieser letztbezeichneten Menge tritt, nachdem er sich unterirdisch bald weiter bewegt, bald angesammelt hat, aus verschiedenen Ursachen, die stets sich auf das Streben nach

hydrostatischem Gleichgewicht zurückführen lassen, an gewissen Punkten wieder zu Tage, und das sind die Quellen. Die Lehre von dem Gefüge des Bodengerüstes, die Geognosie, und die Hydrostatik in ihrer Anwendung auf tellurische Gewässer können uns also Aufschluß geben über die Bildung und das Vorkommen der Quellen und Flüsse.

Ueber den Bau unseres Gebietes haben die geologischen Forschungen der beiden letzten Decennien folgende Resultate gegeben. Der Zug der Alpen geht von Ober-Steiermark her gerade gegen die Stelle hin, wo Wien sich ausbreitet; aber fünf bis sechs Meilen, ehe er hier anlangt, ist er durch einen schiefen Querriß abgebrochen und taucht erst in Gestalt jenes Bergzuges wieder auf, den wir die kleinen Karpathen nennen. Das fehlende, lange, keilförmige Mittelstück, welches seine Spitze etwa bei Gloggnitz, seine westliche Seite längs den Vorbergen der Wand in derselben Richtung fort bis über den Bisamberg, seine östliche Seite endlich längs der Gehänge bei Pitten und des Leithagebirges hatte, ist bei einer gewaltigen Katastrophe versunken. Ueber den eingefallenen Trümmern hat sich aus dem Meere, welches damals über Ungarn hereinreichte und an unseren Alpenvorhügeln brandete, ein Absatz niedergeschlagen, von dem uns insbesondere der Tegel genauer bekannt ist. Später hat sich über diesem Tegel Schutt und Gerölle ausgebreitet, welche durch Wasserfluten aus dem Gebirge herausgeschüttet wurden. Wir haben also gleichsam ein Gefäß von Alpengesteinen, welches innen mit Tegel belegt und dann mit Schotter ausgefüllt ist. Das Gefäß und sein Beleg ist muldenförmig längs seiner Mittellinie, also von Neunkirchen gegen die Donau hin stark vertieft, und liegt zugleich schief gegen die Donau zu; das auffüllende Gerölle ist umgekehrt längs seiner Mittellinie im Ganzen rückenförmig gewölbt und läßt hauptsächlich zwei analog gestaltete Geschütte unterscheiden: den flacheren Kegel von Neunkirchen, und den stärker gewölbten von Wöllersdorf, auf dessen Rücken Theresienfeld liegt: beide convergiren gegen einander und ihre Geröllmassen treffen endlich in der Linie Eggenfurth-Fischau zusammen. Die gesammte Oberfläche dieser Ausbreitungen folgt übrigens im Ganzen und Großen der Neigung des Beckens von den Alpen gegen die Donau hin, die beiläufig 700 Fuß tiefer liegt als die höchste Partie des Steinfeldes. Die Gestalt der Geröllauffüllung ist auf der großen, geologisch colorirten Karte des Commissionsberichtes durch rothe Coten anschaulich gemacht.

Aus diesem Einblicke in die Natur des Steinfeldes folgt schon, daß über und durch dasselbe fortwährend jene beträchtlichen Wassermassen sich bewegen müssen, welche von den diesseitigen Alpengehängen her theils zu Tage darüber hinfließen, theils an den Berührungsflächen des Schotters mit dem darunter tauchenden Fuße der Berge aus diesen in jenen einsickern, beide vermehrt durch die Niederschläge, welche auf das Steinfeld selbst fallen.

Die weiteren Unterscheidungen dieser Gewässer der späteren Betrachtung vorbehaltend, wenden wir uns wieder den die Ebene begrenzenden Alpenhügeln und Bergen zu, welche der Bericht in sehr instructiver Weise nach ihrer Fähigkeit,

Wasser durchzulassen oder zurückzuhalten, näher betrachtet. Das Material, aus welchem jene Höhen aufgebaut sind, ist in der vordersten, hie und da unterbrochenen Linie der bekannte Wienersandstein, der leicht an der Luft verwittert, daher sich selbst mit der aus seiner Zersetzung entstandenen Erde (Tegel) bedeckt und dadurch immer mehr abgerundete, sanftere Hügelformen annimmt. Diese Erde, die stete Begleiterin des Wienersandsteins, die man nicht nur als dessen äußere Hülle, sondern auch auf den meisten Spalten und Schichtflächen im Innern des Gesteines findet, läßt das Wasser nicht weiter sickern; dieses fließt entweder gleich an der Oberfläche ab, oder wenn es einige Fuß oder höchstens Klafter tief in den Boden eingedrungen ist, trifft es auf eine mit Tegel bekleidete Schichtfläche oder Spaltenausfüllung, wird dadurch aufgestaut und zum Austreten gezwungen. Viele offene Gerinne und zahlreiche aber kleine und seicht liegende, daher veränderliche Quellen gehören daher zum Charakter der Sandsteinzone. In ihr werden wir also keinen Schatz von Quellwasser suchen, und die Commission hat sich hinlänglich davon überzeugt, daß rings um das Wienerbecken aus diesem Gesteine die Wasserversorgung der Stadt nicht möglich wäre.

Hinter den Sandsteinvorhügeln erheben sich in unseren Alpen in der Regel die Kalkgebirge, deren Gesteinschichten das Wasser durch zahlreiche Spalten und Risse einschlucken, oft in weiten Höhlen ansammeln und das überlaufende im Innern des Gebirges weiter sickern lassen, bis es auf eine undurchlassende Schichte stößt, an der es heraus zu Tag geleitet oder so hoch aufgestaut wird, bis es irgendwo überläuft. In diesen beiden Fällen haben wir Quellen. Die Rolle des aufhaltenden Gesteines spielt in unserer Gegend meist der unter dem älteren Alpenkalk liegende Werfener Schiefer, ein thonig-sandiges Gestein, das sich gegen Luft und Wasser ähnlich wie der Wiener Sandstein verhält[1]. Die Gegenden also, wo der Alpenkalk bis nahe an diese seine schieferige Unterlage gespalten ist, sind überall die günstigsten für das Austreten von Quellen. Diese höchst einfache und naturgemäße Regel — weit entfernt von Hypothesen — ist der leitende Faden für den Aufsucher und Beurtheiler der Quellen in dieser Alpenzone; und hiebei ist es nöthig noch einen Augenblick zu verweilen, während wir die in praktischer Beziehung minder fruchtbare Grauwackenzone und die Centralkette, mit denen der Bericht sich nur der Vollständigkeit wegen beschäftigt, hier übergehen.

Das Hervortreten der Werfener Schiefer unter dem Alpenkalke kann überall nur die Folge von tiefen Spaltungen und Einrissen des mächtigen und ursprünglich continuirlich zusammenhängenden Alpenkalkes sein; die langen schmalen Linien also, in denen wir jenen Schiefer in unseren Alpen auftreten sehen (vergl. Blatt II und III der Kartenbeilagen), sind eben so viele Bruchlinien, die den Kalk durchsetzen. Solcher Bruchlinien, u. z. Längsbrüche, die nahezu parallel mit dem Alpenzug gehen, weist der Bericht — die vorhandenen geologischen Aufnahmen scharfsinnig benützend — vier nach; und überdies einen fünften Querbruch, der in

[1] Hie und da hat eine ähnliche Wirkung der Gosaumergel, der in Gebirgsspalten eingefüllt ist

derselben Richtung liegt, in welcher auch das hiedurch nur bestätigte Einsinken des jetzt unter dem Steinfelde begrabenen Alpenstückes stattgefunden hat. Parallel mit diesem größeren Querbruche lassen sich aber bei genauerem Eingehen noch mehrere analoge unterscheiden, so daß unser Alpengebiet durch Längs- und Querspalten in mehrere ringsum verschränkte Massivs getheilt erscheint. Auf und an diesen Bruchlinien treten thatsächlich immer kleinere und größere Quellen hervor, während sonst im Kalkgebiete die größte Quellenarmuth herrscht. Die Quellen, welche ihren Ursprung der Nähe des Werfener Schiefers in den Bruchlinien verdanken, haben für die praktische Verwendung vor allem den großen Vortheil, daß sie schon vermöge der ganzen Tektonik unseres Gebirges nothwendig in der Nähe jener Punkte, wo sie jetzt hervorbrechen, auch bleiben müssen, selbst wenn Auswaschungen, Einstürze, Erderschütterungen u. s. w. momentan ein Ausbleiben, oder auch für immer eine Verlegung des Austrittspunktes um eine kleine Distanz herbeiführen sollten. Die lichtvolle Eintheilung der Gebirgs- oder Hochquellen in Schicht-, Ueberfall-, Spalt- und Verwerfungsquellen, dann Stauungen durch Gosaumergel in den Spalten des Alpenkalkes vollendet den Einblick in die Natur der verdeckten Wasserläufe. Wir können aber hier dem Detail des Commissionsberichtes nicht weiter folgen und möchten nur noch constatiren, daß in der That die geologischen Aufklärungen der Gegenwart für die Zukunft zu beruhigen im Stande sind.

Die Sicherheit dieser Quellen innerhalb ihres natürlich begrenzten Spaltengebietes ist um so wichtiger, weil gerade unter solchen Gewässern in der Regel sich die frischesten, reinsten, in der Temperatur constantesten, folglich für menschliche Zwecke die trefflichsten finden.

Der Betrachtung der einzelnen Hochquellen ist der nächstfolgende III. Abschnitt gewidmet, welcher vierzehn Quellenorte aus dem Gebiete zwischen dem Schneeberge, der Raxalpe und Würflach, zehn aus der nördlichen Kalkzone und anhangsweise noch die Thermen am Fuße der Alpen beschreibt.

Von den 24 kalten Hochquellen sind es hauptsächlich zwei, welche für die Wasserversorgung Wiens von hervorragender Bedeutung erscheinen, einfach darum, weil sie die mächtigsten und nachhaltigsten unter den besten sind: der Kaiserbrunnen und die Stixensteiner Quelle. Während viele Hochquellen durch langen Contact mit den oft gipshältigen Werfener Schiefern eine hohe Härte (22—44) und viel Gips enthalten, theilweise auch Detritus vom Schiefer mitbringen, dadurch bisweilen trübe werden, bei etwas oberflächlicher Lage mit einer Temperatur von +8—10° R. hervorkommen, und während keine der übrigen Hochquellen bei ihrem Minimalstande ein Quantum von mehr als 80 000 Eimer täglich spendet, sind die genannten zwei stets klar und rein, frisch, von geringer Härte [1] (7·3° und 12·8°) von nahezu constanter Temperatur (circa +5° und +6·8° R.) und mäch-

[1] Man hat oft das Vorurtheil ausgesprochen, daß die Quellen aus dem Kalkgebiete der Alpen zu hart sein werden, um gut verwendbar zu sein. Die Untersuchung hat das Gegentheil gezeigt und es ist auch erklärlich. Die Niederschläge, denen solche hoch im Gebirge gelegene Quellen ihr Wasser verdanken, sind durch Luftschichten gefallen, in denen sie sich wenig Kohlensäure

tig genug, um zusammen im Minimum mehr als eine Million Eimer täglich, im Maximum aber selbst drei und mehr Millionen Eimer zu liefern.

Der Kaiserbrunnen kommt seit unvordenklichen Zeiten aus einer vom Wasser zu einem Schachte ausgedrehten Spalte des Hallstädter Kalkes in einer Seitenschlucht des Höllenthales hervor und windet sich in einem anfangs sehr unregelmäßigen Gerinne mit vielfachen Hindernissen fort. Wird der Abfluß regulirt, so wird sich — da die Nachhaltigkeit des Reservoirs, dessen Abfuhr die Quelle darstellt, keinem Zweifel unterliegt — die tägliche Wasserlieferung noch vergrößern und wenn das gegenwärtige von der Commission gemessene Minimum (selbst nach Einführung des Reductions-Coëfficienten mit 0·75) noch eine halbe Million (genauer 469.000) Eimer per Tag beträgt, läßt sich für die Zeit nach zweckmäßigerer Fassung unbedenklich ein Betrag erwarten, der 600.000 als Minimum überschreitet.

Bei Stixenstein finden wir nicht nur eine einzige, sondern ein ganzes System von Quellen, die an der Seite eines Thalgehänges hervorkommen und, wenn ihnen der Ausweg erleichtert wird, mit großer Gewalt fast wagrecht hervorschießen. Ein Saugcanal längs dieses Gehänges wird im Stande sein, weit mehr als das gegenwärtige Quantum (reducirtes Minimum 420.000 Eimer) zu liefern.

Es ergiebt sich also nach Durchmusterung der Hochquellen von selbst, daß unter ihnen in erster Linie nur der Kaiserbrunnen und die Stixensteiner Quellen für die Wasserversorgung Wiens in Aussicht genommen werden können.

So interessant die nähere Betrachtung der Thermen, auf welche der Bericht nun übergeht, für die Wissenschaft ist, indem ihr Hervorbrechen gerade längs des Alpenabbruches als eine weitere Bestätigung der geschehenen Versenkung eines Stückes der Alpen in jener Gegend gelten kann, und obgleich auch manche praktische Folgerungen sich an diese Erscheinung knüpfen lassen, müssen wir doch, den Hauptzweck dieser Arbeit im Auge behaltend, sogleich zum Abschnitte über die Tiefquellen übergehen; das sind jene Quellen, die im Bereiche des Steinfeldes hervortreten. Die Natur dieser Wasserläufe ergiebt sich schon aus der oben skizzirten Bildung des Steinfeldes. Das Gerölle desselben lehnt sich an den Fuß der Alpen; von dorther fließen nicht nur die aus den Hochquellen entstandenen, und die bei Niederschlägen sogleich oberflächlich abrinnenden Bergwässer über den Schotter hin, sondern auch aus Spalten und Ausgehenden, die unter den Schotter getaucht liegen, treten Bergwässer in diesen letzteren ein, wo die Oeffnungen nicht durch Tegel verdeckt sind. Wir haben also schon am alpinen Rande des Steinfeldes zwei über einander liegende Wassersysteme: die offenen Gerinne, für welche die Schotteroberfläche das Bett bildet, und die verdeckt zusickernden Wässer, deren Bett oder Gefäß die weite Tegelmulde ist. Diese letztere Partie des Wassers ist das Grundwasser. Es reicht von dem Tegelboden des Gefäßes ziemlich hoch in

aneignen konnten; es fehlt also dem Wasser an jener Menge Kohlensäure, welche zur Auflösung von kohlensaurem Kalk erforderlich ist, während die Niederschläge auf bebauten Ebenen und Hügeln sich mit Kohlensäure bereichern und darum viel Kalk aufzulösen im Stande sind.

den Schotter hinauf und bewegt sich durch die Millionen Zwischenräume, die derselbe darbietet, langsam aber stetig dem unteren Rande des geneigten Beckens zu. Seine Masse wird unterwegs noch vermehrt theils durch jene Wassermengen. welche von den offenen Gerinnen zwischen dem Schotter ihrer Betten hinabdringen bis sie auf das Niveau des Grundwassers treffen, theils durch die ebenfalls reichlich einsickernden Niederschläge, die auf das Steinfeld selbst fallen. Zwischen dem Spiegel des Grundwassers und jenem Niveau, in dem der Boden der offenen Gerinne liegt, giebt es also in der Regel eine trockene Schotterschichte, durch welche nur zeitweise und örtlich die vertical heruntersinkenden Fluß- und Regenüberschüsse ins Grundwasser passiren. Wo diese trennende Schotterschichte tiefer eingerissen, natürlich oder künstlich abgegraben ist, oder endlich wo die schiefe Ebene dieser Schotterdecke sich mit der Oberfläche des Grundwassers schneidet, dort tritt dieses letztere aus und bildet Tiefquellen. Diese hängen also vom jedesmaligen Niveau des Grundwassers ab, sind wegen des längeren Laufes in einem Boden, dessen Temperatur von jener des Schneewassers der Hochquellen (circa 4 bis 5° R.) um 4 bis 5° R. verschieden ist, auch um so viel wärmer, enthalten, weil das Grundwasser einen großen Theil seines Zuwachses aus den auf die Ebene fallenden, mehr Kohlensäure mitbringenden Niederschlägen erhält, auch mehr Kalk in Lösung, sind in der Nähe des unterliegenden Tegels unrein, aber auch in der Nähe ihrer Schotterdecke, die oft erdig und theilweise cultivirt ist. nicht selten verunreinigt, und man hat in ihnen mehr Schwefelsäure nachgewiesen als in den Hochquellen. Immer aber bieten auch die Tiefquellen durch die viel engeren Grenzen ihrer Schwankungen in Reichthum, Klarheit, Härte und Temperatur (sie haben meist circa +8 bis 9° R.) einen großen Gegensatz zu den in den offenen Betten über dem Schotter hinfließenden Bächen und Flüssen, die bei jedem Regen dicktrübe herunterkommen, monatelang ganz ausbleiben und zwischen 0 und +18° R. variiren, weßhalb sie für die Wasserversorgung direct keine Bedeutung haben. Der Bericht charakterisirt nun die verschiedenen offenen Wasserläufe des Steinfeldes, von denen diejenigen, welche über dem Niveau des Grundwassers hinfließen, stets Wasser an dasselbe durch eine Zwischenschichte hindurch verlieren, während jene, welche das Niveau des Grundwassers schneiden, Wasser von demselben aufnehmen. Solche drainirende Gerinne sind jene der Fischa, der Fischa-Dagnitz und des oberen Altabaches; ihre Anfänge sind eben die wahren Tiefquellen. Von diesen kommen für die Wasserversorgung Wiens nur zwei in Betracht: die Altaquelle und die Ursprungsregion der Fischa-Dagnitz. Die erstere liegt zwei und eine halbe Meile oberhalb (bergwärts) von der letzteren und fast um 300 Fuß höher als dieselbe; auch gehört sie einer Partie des Grundwassers an, welche mehr am Rande des Beckens liegt, wo nach den von der Commission durch Brunnenmessungen angestellten Beobachtungen das Grundwasser sich höher hinaufzieht, so daß es keine ganz ebene, sondern eine flach concave Oberfläche hat.

Das Auftreten dieser Tiefquelle ist von höchst eigenthümlichen Umständen begleitet, welche dazu verleiten könnten, sie für eine Hochquelle zu halten. Es zieht

sich nämlich vom sogenannten Rosalia-Gebirge abzweigend ein schmaler Hügelrücken in das Steinfeld, welcher sich also wie eine Urgebirgslandzunge in dem Schottermeere verhält. Ein mittleres Stück dieses Rückens besteht von oben bis tief in den Schotter hinunter aus vielfach zerklüftetem und höhlenreichem Urkalk, während die übrigen Partieen desselben Rückens aus Glimmerschiefer und anderem wenig oder gar nicht durchlassenden Gesteine gebildet sind. Auf der gegen Osten gekehrten Seite der Landzunge giebt es nun eine nach außen sich mündende Höhle, in deren Innerem in einer weiter einwärts reichenden langen und hohen Spalte ein klarer Quelltümpel steht, ohne das Wallen und Fließen, welches den Druckquellen eigen ist, ganz so ruhig, wie es die Communication mit großen Wasserflächen mit sich bringt. Man könnte vermuthen, dieses klare Wasser sei eine Hochquelle, die vom Gebirge herunter gerade in dem Gestein jenes auslaufenden Hügelrückens ihren Weg gefunden hat und in der Urkalkhöhle zum Vorschein kommt. Allein die Beobachtungen haben nachgewiesen, daß dieses Wasser nicht mit den Hochquellen sondern mit dem Grundwasser steigt und fällt, und auch seine etwas höhere Temperatur (8 bis 9° R.) deutet darauf hin, daß dies nur ein offenes Auge des Grundwassers sei. Das Stück Urkalk spielt also hier die Rolle eines riesigen Schottersteines, der, mit seinem unteren Theile in das Grundwasser reichend, dieses durch seine weiten Spalten ungehindert von einer Seite des Hügels zur anderen circuliren läßt, und durch das Höllenloch einen Zugang zu einer der Spalten darbietet. Es liegt übrigens auch die nächste Umgebung des Hügelrückens, vom Höllenloche stromabwärts, stets nahe am Niveau des Grundwassers; daher tritt dieses als Alta-Quelle einige Schritte außerhalb der Höhle durch eine große Spalte zu Tage heraus und bildet einen kleinen offenen Bach, der auf dem Wege durch sein mehrfach ins Grundwasser eingeschnittenes Bett rasch noch viel mehr Wasser an sich zieht. Wenn das allgemeine Grundwasser tief sinkt, so hört der Ausfluß des Höhlentümpels (nicht aber der Tümpel selbst) auf, während das tiefer gelegene Bett des Abflußbaches weiter abwärts noch immer Grundwasser saugt [1]. Würde man also auch schon am Höllenloche in das Steinbecken so tief einschneiden, daß das Niveau des tiefsten Grundwasserstandes jener Gegend erreicht wird — wobei es sich nur um einige Fuß handelt — so würde ein Mittel gegeben sein, dem dortigen Grundwasser ein bedeutendes Quantum abzuzapfen. Für die Wasserversorgung würde dieses bei der entsprechenden Temperatur (+8 bis 9° R.), angemessenen Härte (12), großen und beständigen Klarheit des Altawassers wichtig werden.

Weit einfacher ist die zweite der hier noch zu betrachtenden Tiefquellen, die Fischa-Dagnitz. Sie rinnt eben in einer Vertiefung des Schotters aus den Seiten

[1] Es ist daher ganz unrichtig, zu sagen, daß die Altaquelle bisweilen ganz versiegt und nichts liefert; das hieße eben so viel als sagen, das Grundwasser jener Höhenschichte versiegt, in welcher die unteren Partieen des Altabaches liegen. Diese Partieen haben aber factisch immer zusitzendes Grundwasser, folglich versiegt dieses dort nicht, und das sogenannte Intermittiren reducirt sich darauf, daß bisweilen anstatt zwei Ausflüssen nur einer stattfindet.

einer jetzt künstlich erweiterten Vertiefung hervor und sucht ihren weiteren Weg oberflächlich in einem Bette, das ebenfalls und zwar sehr rasch sich mit Grundwasser anreichert, so daß das ursprüngliche unbedeutende tägliche Quantum von 300.000 bis 600.000 Eimer schon bei Haschendorf, etwa 1000 Klafter weiter unterhalb, auf nahezu zwei Millionen Eimer, und zwar fast constant, angewachsen ist.

Da auch dieses Wasser während der ganzen Beobachtungszeit klar, hinlänglich frisch (7 bis 9° R.) und von günstiger Härte (12) war, wird die schon früher erkannte Wichtigkeit desselben für die Wasserversorgung durch die Untersuchungen der Commission nur bestätigt. Was den Gehalt an organischen Substanzen und die Spuren von Ammoniak anbelangt, die darin gefunden wurden, so läßt sich dieses gegenüber der hierin günstiger befundenen Alta-Quelle, die doch auch nur Grundwasser wie die Fischa-Dagnitz liefert, schon daraus erklären, daß diese letztere in einer Gegend hervortritt, wo das Regenwasser, welches durch den sehr wenig erdreichen[1] (mithin Ammoniak nicht so völlig wie die Ackererde zurückhaltenden) Schotter von oben her zusickert, einen weit größeren Percentantheil des Gesammtwassers ausmacht, als in der Breite der Alta-Quelle, wo noch verhältnißmäßig mehr Schneewasser im Grundwasser enthalten und das Steinfeld mehr erdig als steinig ist. Doch wäre noch an eine andere Quelle organischer Zersetzungsproducte zu denken, die man vermeiden könnte; es leben nämlich in dem eigentlichen Ursprungsbecken, welches ganz offen daliegt, gegenwärtig zahlreiche kleine Crustaceen zwischen den Algenbüscheln, dann Wasserwürmer (Tubifex), selbst Kaulquappen, Insectenlarven u. s. w., und auch längs der Ufer bis gegen Haschendorf fehlt es nicht daran.

Durch die entsprechende Fassung und Eindeckung dieser Strecke wäre dergleichen Gästen der Aufenthalt zu verleiden.

Nach der Darstellung des Berichtes wären also hauptsächlich zwei Hochquellen (am Kaiserbrunnen und bei Stixenstein) und zwei Tiefquellen (Alta und Fischa-Dagnitz) jene Objecte, welche für die Wasserversorgung den größten Werth hätten[2]. Frühere Projecte befürworten die Fischa-Dagnitz, während der Commissionsbericht, obgleich darin noch kein Antrag gestellt ist, sich dem Plane zuneigt, die drei anderen Quellen in eine einzige Leitung zu vereinigen. Da nun für die Lösung der

[1] Der Schotter des Steinfeldes ist in sehr wechselndem Verhältniß mit Erde gemengt, nähert sich an manchen Stellen einem guten Acker- oder Wiesenboden und ist an anderen fast reines Steingerölle.

[2] Bei Urschendorf wurde der Versuch gemacht, eine künstliche Tiefquelle dem Grundwasser abzuzapfen. Da die bisherigen Erhebungen selbstverständlich nur die allgemeine Gestalt des Steinfeldes, nicht aber alle Details und localen Eigenthümlichkeiten des Tegelbeckens und der Schotterkegel liefern konnten, blieb es immer möglich, daß an einer bestimmten Stelle die im Allgemeinen gültige Regel zu keinem vollständigen Resultate führte. Dies war, wenigstens, wie es bisher scheint, bei Urschendorf der Fall, indem dort der Tegel seichter liegt als man vermuthen konnte.

Nichtsdestoweniger ist es klar, daß das Grundwasser durch Abgrabung des Schotters an zahllosen Stellen zu constantem Abfluß gebracht werden kann.

ziemlich verwickelten Entschädigungsfrage vor allem die Entscheidung nöthig ist; ob durch die etwaige Entnahme von täglich circa 1½ Millionen Eimern aus den Hochquellen das ganze Grundwasser, und durch die Wegleitung von beiläufig einer halben Million Eimern aus der Alta-Quelle insbesondere die Fischa-Dagnitz in einem für die Praxis fühlbaren Grade vermindert werden würden, widmet der Commissionsbericht ein eigenes Capitel dem Nachweise der gesammten Menge des Grundwassers (103 Millionen Eimer täglich im Durchschnitte) wovon beiläufig nur der sechste Theil offen (durch die Fischa-Dagnitz u. s. w.) abzurinnen scheint, und erörtert weiter die Frage: welche die Folgen einer künstlichen Ableitung sein würden. Als Resultat wird angegeben, daß eine Entnahme von Wasser von irgend einer Hochquelle im Gebiete der Schwarza (Kaiserbrunnen oder Stixenstein) oder von mehreren Punkten des höheren Randes des Steinfeldes (also Grundwasser etwa bei Urschendorf oder an der Alta-Quelle) im Gesammtbetrage von zwei Millionen Eimern täglich ohne eine merkbare Beeinträchtigung der Tiefquellen durchzuführen sein dürfte.

Der Hauptgrund liegt in dem Verhältnisse von 2 : 103, in welchem die Entnahme zu dem stetig sich ergänzenden Vorrathe steht. Theoretisch betrachtet muß allerdings jede Schaufel voll Schnee, welche an der Wasserscheide jenseits hinüber geworfen wird, den diesseitigen Gerinnen, somit auch dem Grundwasser und der die Leitha supplirenden Fischa-Dagnitz entgehen; aber der Verlust wird eben nicht nachweisbar sein. Es scheint uns, daß diejenigen, welche sonst die praktischsten Forschungen zu bloßen Theorieen degradiren, nun plötzlich solche theoretische Betrachtungen zum Range praktischer Ergebnisse steigern, wenn sie der Entnahme des täglichen Wasserbedarfs für Wien im vorhinein eine Wirkung zuschreiben, die Entschädigungsansprüche begründen würde.

Man wird es getrost auf die Probe ankommen lassen können — die übrigens jedenfalls zur Entscheidung nöthig sein wird — wie groß die factisch nachweisbare Differenz zwischen der jetzt und der seinerzeit durch die Fischa-Dagnitz den industriellen Werken gelieferten Wasserkraft sein wird.

Nachdem das Neustädter Gebiet auf seine Hoch- und Tiefquellen untersucht ist, geht der Bericht zur Betrachtung aller anderen etwa noch möglichen Bezugsquellen von Wasser über — auf Flüsse und artesische Brunnen.

Da die Gegenden jenseits der Donau (Marchfeld) wegen ungenügender Höhenlage, und weil alle etwas bedeutenderen Erhöhungen nur entweder aus Tegel oder Sandstein bestehen, nicht in Betracht kommen, ist mit dem Neustädter Gebiete auch das eigentliche Quellenterrain erschöpft, und es erübrigen an Wasserläufen nur noch die Donau und die Traisen. Daß diese bei der höchst wandelbaren, stets aber minder gesunden Beschaffenheit ihres Wassers keinen Vergleich mit den Quellen aushalten können, versteht sich von selbst, abgesehen von der geringen Regelmäßigkeit und verhältnißmäßig großen Kostspieligkeit, welche der Betrieb mit großen Pumpwerken und Filtrirapparaten verursachen würde. Eben nur dann, wenn besseres gar nicht zu erreichen wäre, könnte die Donau als äußerste Zuflucht

in Aussicht genommen werden. Eben so leicht wird es der Commission, den verhältnißmäßig sehr geringen und stets problematischen Werth von artesischen Brunnen für Wien nachzuweisen.

Das Schlußwort des Berichtes ergiebt sich aus dem Vorstehenden von selbst: es faßt nur die schon geschilderten Verhältnisse in ihren Hauptzügen zusammen, stellt die größere Effectivlieferung der Fischa-Dagnitz der geringeren aus den Hochquellen gegenüber, hebt dagegen die trefflichere Qualität der letzteren und die Möglichkeit ihrer Bereicherung durch rationelle Regulirung der Abflüsse hervor, und führt hiedurch, ohne einen bestimmten Antrag zu stellen, doch auf den Schluß hin, daß, wenn das beste erreichbare Wasser nach Wien geleitet werden soll, eben nur die bezeichneten zwei Hochquellen, vermehrt durch die Alta-Quelle des Steinfeldes, hiezu empfohlen werden können.

Acht Berichtsbeilagen enthalten detaillirte Nachweisungen über die angewendeten Untersuchungsmethoden, technische Vorstudien und Angaben über andere Wasserleitungen. Die in der Anstalt von Köke in Lithographie und Farbendruck ausgeführten Karten und Pläne illustriren den Bericht in höchst instructiver Weise.

Daß das ganze Werk vom Standpunkte der angewandten Naturwissenschaft eine rühmliche, gewiß für weitere Kreise mustergültige Arbeit sei, daß also die Commission die ihr bisher gestellte erste Aufgabe entsprechend gelöst habe, wird ohne Zweifel von allen competenten Richtern anerkannt werden. Möchten die noch übrigen zwei Hauptaufgaben — die rein bautechnische und die juristische — eben so sicher und günstig gelöst werden, damit der Stadt Wien der Ruhm werde, mit eigenen geistigen und materiellen Kräften einen der größten denkbaren Vortheile für Gesundheit und humanen Fortschritt ihren Bürgern gesichert zu haben, wie es der seither gefaßte Beschluß des Gemeinderathes anstrebt.

„Die Technik des Drama's", von Gustav Freitag.

(Leipzig 1863. Hirzel.)

„Ich wäre zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich von der Elementarästhetik weiß, für einen empirischen Vortheil, für einen Handwerksgriff hinzugeben." Diese Worte schrieb Schiller, unmittelbar nachdem er seine Untersuchungen über die Philosophie des Schönen auf Grundlage der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft vollendet hatte und als er eben mit dem edelsten Ungestüm sich zu den großen Dramen vorbereitete, welche die letzten Jahre seines Lebens auch als den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens erscheinen lassen. Diese im Briefwechsel mit Göthe niedergelegten Worte sind von den vielschreibenden, jedem Wink ihrer großen Geister, wenn dadurch ein Buch hervorgerufen werden kann, so willig gehorchenden Deutschen nicht aufgenommen worden, und während die rein ästhe-

tischen Untersuchungen, deren Schiller eben müde geworden war, unverdrossen weiter verfolgt wurden bis zum heutigen Tag, mußte natürlich der praktische Fingerzeig, entsprechend der Richtung des nationalen Geistes, gänzlich ohne Folgen bleiben.

Es mußte Gustav Freitag vorbehalten bleiben, dem Vertreter einer vorzugsweise praktischen Richtung, die sich die realistische nennt, die Technik des Drama's zu schreiben und wenn der Verfasser jener Worte Schillers nicht gedenkt, so werden sie doch jedem, der sein Buch zur Hand nimmt, in Erinnerung kommen. Leistet das Buch aber in der That, was es verspricht, giebt es die Mittel zu jenem Können an die Hand, für welches Schiller in einem productionslustigen Augenblick sein ganzes Wissen hingeben zu wollen erklärte? Das läßt sich nicht wieder ästhetisch-kritisch feststellen, denn das wahre Kriterium für den Werth einer Praxis ist die Erfahrung, selbst wenn jene auf einem Gebiet thätig sein will, das mit allen Bedingungen seines Wirkens und Gedeihens im Gemüth des Künstlers vorgebildet liegen muß. Ist in diesem Falle überhaupt noch eine praktische Vorschrift möglich? Kann sie den Mangel des ursprünglich Gegebenen ersetzen oder ihn verdecken? Muß da nicht für gewöhnlich der bestgemeinte und scharfsinnigste Rath auf das Wort des Mannes hinauslaufen, der seinem Freunde, einem dramatischen Dichter, dessen Stück eben durchgefallen war, ein untrügliches Mittel künftiger Erfolge im Vertrauen zu enthüllen versprach und ihm endlich zu diesem Zweck sagte: „Sei geistreich!"?

Das soll vorläufig nicht entschieden werden. Lehrreicher aber als das regelvollste Lehrbuch ist zuweilen das Bedürfniß, durch welches es hervorgerufen wurde, und das erst wenn man die Schrift betrachtet, die ihm abhelfen will, sich in seiner ganzen Tiefe und Eigenthümlichkeit darstellt. Gustav Freitag giebt eine der nächsten Anregungen zu seinem Buche in der Widmung an Wolf Grafen von Baudissin zu erkennen, von dem er mit Recht sagt, daß er wesentlichen Antheil an der großen Arbeit gehabt, durch welche Shakspeare dem deutschen Volke in das Herz geschlossen wurde.

Hundert Dramen werden im Durchschnitt jährlich in Deutschland geschrieben. Davon verschwinden neunzig spurlos, selbst wenn einige zum Druck gelangen; zehn ungefähr setzen die Aufführung durch und unter diesen sind wieder kaum drei, welche den Darstellern eine würdige Aufgabe und dem Publicum die Empfindung eines wahren Kunstgenusses vermitteln. Und dennoch macht man, als Intendant oder Kritiker zur Durchsicht solcher Arbeiten gezwungen, die Beobachtung, daß sich nicht selten in dem Unbrauchbaren eine beachtenswerthe Kraft regt, aber ohne Form und Zucht, unbehülflich im Herausheben der dem Drama eigenthümlichen Wirkungen.

Diesen gewissermaßen nur äußeren Mängeln zu begegnen, zu lehren, was sich in der Kunst, dem Anschein nach mindestens, lernen läßt, das ist der ostensible Zweck des Buches. Den eigenthümlichen Werth desselben wird jedoch ein unbefangener Leser nicht in der mehr oder minder anzuzweifelnden Erreichung jenes be-

schränkten Zieles finden, vielmehr auf dem Wege dahin in den überall ausgestreuten rein ästhetischen Beobachtungen über die Natur des Drama's überhaupt und über die Meister und Muster, auf die sich der Verfasser als auf die bekanntesten absichtlich beschränkt, wenn er die Beispiele zu seinen Regeln sucht: Sophokles, Shakspeare, Lessing, Goethe, Schiller, beiläufig auch Heinr. v. Kleist. Alle diese Beobachtungen entspringen aus dem feinsten Gefühl für das wirklich Künstlerische und aus der scharfsinnigsten Erkenntniß seiner Bedingungen. Und darum dienen sie auch weit weniger dem untergeordneten praktischen Zweck, bei Abfassung eines Drama's technische Hülfe zu leisten, als dem ungleich wichtigeren, die schiefen Urtheile des Publicums, denen das Drama seiner Popularität wegen mehr als jeder andere Zweck der Litteratur ausgesetzt ist, zu berichtigen, den verworrenen Geschmack zu läutern.

Das zeigt sich schon im Anfang des Buches, wo bei Feststellung dessen, was die dramatische Handlung ausmacht, von der „Idee", die Rede ist, als von dem „ersten Fund des Dichters", als von der „stillen Seele, durch welche er den von außen an ihn tretenden Stoff vergeistigt". Es darf dabei nicht an irgendeine Tendenz oder fabula docet gedacht werden. Die dramatische Idee ist hier als die Umbildung des Anekdotischen in das allgemein Menschliche gefaßt. An die Stelle des Zufälligen, Unwesentlichen, Vergänglichen, eines ob nun geschehenen oder erfundenen Vorganges, an die Stelle der untergeordneten Wirklichkeit tritt mit Hülfe der dramatischen Idee die innere Wahrheit, der ewige Inhalt.

Zwar ist es kein Vorrecht des Dichters, Thatsachen zu vermenschlichen, es geschieht dies unwillkürlich von dem Ersten Besten, der eine Tagesbegebenheit oder ein Ereigniß, das eben auf der Straße vorfiel, erzählt; selbst vom Geschichtschreiber, dem es doch mit Absicht nur um die objective Darstellung des Thatsächlichen zu thun ist. Allein die Idee, die dazu gehört, den rohen Stoff gerade nur dramatisch tauglich zu machen, diese Idee kann nur vom Dichter ausgehen.

Aus der ganzen Entwicklung des Erforderlichen zur Grundlage des Drama's geht aber eine Lehre hervor, die sich gleichsam hinter dem Rücken des Verfassers, der nur den Producirenden im Auge hatte, an den Genießenden wendet. Man muß nämlich, wenn man der vorliegenden Theorie zustimmt, auch zugeben, daß für den Dichter, der erst die dramatische Idee, den beseelenden Dichterhauch dem Werke einzuflößen hat, alles vorhandene, fertig gegebene nichts weiter als roher Stoff ist, und wäre es die größte That der Weltgeschichte, oder auch eine auf ihre Weise schon künstlerisch ausgeführte Erzählung. Das Drama, das daraus entstehen soll, und enthielte die Handlung auch nichts, was nicht schon früher fertig vorlag, ist doch immer erst die Erfindung des dramatischen Dichters. Die dramatische Idee ist ein geheimnißvoller Lebensnerv und ohne denselben ist mit der Fabel allein nichts gegeben.

Nun denke man sich, wie blödsinnig dieser dem Begriff des Dramatischen entspringenden Consequenz gegenüber manche Beschuldigungen lauten, die fast den ganzen Verlauf der dramatischen Litteratur begleiten, von Terenz bis zu Halm

und Laube. In Wahrheit, wenn der Frau Birch-Pfeiffer nichts anderes vorzuwerfen wäre, als daß sie niemals eine Handlung erfunden, sondern sie immer einer Novelle entnommen hat, so wäre sie der deutsche Shakspeare. Ganz davon verschiedener Gebrechen ist sie anzuklagen, wie z. B. daß sie eben die dramatische Idee nicht zu finden vermag und der Bühne keine Dramen, sondern darstellbare Novellen geliefert hat, daß sie überhaupt keine Dichterin u. s. w., was uns hier nicht beschäftigen kann.

Wenn aber der dramatische Dichter unstreitig jeden Stoff, dem die dramatische Idee erst einzuflößen ist, als sein Eigenthum betrachten darf, so ist es doch eben so gewiß, daß ein echter Dichter Scheu tragen wird, sich eines bereits vorhandenen Kunstwerkes zu bemächtigen und den Inhalt seiner anerkannten epischen Bedeutung zu berauben, um ihm eine noch nicht erprobte dramatische zu geben. Es sind nicht Dichter, welche sich es einfallen lassen, den „Michel Kohlhaas" von H. v. Kleist oder Goethe's „Herrmann und Dorothea" in Theaterstücke zu verwandeln.

Um zur „Technik des Drama's" zurückzukehren, so ist eben die Anregung zum Ausflug der Gedanken, weit hinweg von dem vorangestellten praktischen Zweck des Buches, der eigentliche Werth desselben. Es ist bei weitem lehrreicher für die große Zahl derjenigen, die Dramen richtig lesen, als für die Wenigen, die welche richtig schreiben wollen. Dafür sprechen unter Anderem die Charakteristiken des Theaters der Griechen und des Theaters der Germanen, die Urtheile über Schiller und den dramatischen Göthe, ganz besonders aber die Behandlung Shakspeares. Weit entfernt, den größten Dramatiker mit der verzückten Miene des Fetischpriesters zu besprechen, welche deutsche Commentatoren stets anzunehmen sich für verpflichtet erachten, vielmehr muthig genug, auf die schwachen Seiten selbst der am meisten vollendeten Dramen hinzuweisen, außerdem aber klar und überzeugend zu bezeichnen, was von den Werken Shakspeare's wegzudenken ist, damit man den Dichter Shakspeare ungetrübt erkenne; dürfte doch nicht leicht von einem Andern als Gustav Freitag die Größe und Bedeutung des brittischen Dichterfürsten in so wenige, glückliche Worte zusammengedrängt worden sein.

Auch in dieser Leistung des Buches wird weniger der Schaffende als der Genießende seinen Vortheil finden, weniger der Punkt herausgefunden werden, wo das Studium Shakspeare's für die eigene Production unmittelbar nützlich ist, als der Punkt, wo dem Leser Shakspeare's die Schönheit des Drama's am deutlichsten erkennbar wird. Hieher ist z B. die Erklärung zu rechnen, die Freitag vom Zufall in „Romeo und Julie" giebt: „Romeo und Julie sind in die Lage gekommen, daß die Möglichkeit ihres Lebens von einer fürchterlichen, frevelhaften und höchst abenteuerlichen Maßregel abhängt, welche der Pater in seiner Angst ausgedacht hat. In diesen und ähnlichen Fällen tritt der Zufall nur deßhalb ein, weil die Charaktere eine wichtige Entscheidung aus der Hand gegeben haben. Er ist für den Dichter und sein Stück nicht mehr Zufall, d. h. nicht ein

Fremdes, welches das Gefüge der Handlung zerreißt, sondern er ist ein aus den Eigenthümlichkeiten der Charaktere hervorgeganges Motiv, wie jedes andere, im letzten Grunde nur eine in den Charakteren begründete Consequenz vorausgegangener Ereignisse."

Wenn in der Kunst die Regeln etwas anderes wären als die aus dem bereits lebendigen Kunstwerke nachträglich gezogenen Abstractionen, wenn sie im Gegentheile Abstractionen wären, aus welchen sich nachträglich ein lebendiges Kunstwerk schaffen läßt, wenn eine Thräne aus den chemisch analysirten Bestandtheilen einer solchen hervorzubringen wäre, dann wäre zu erwarten, daß die verschiedenen kategorischen Imperative in der „Technik des Drama's" (heißt es doch ein Mal sogar: „Der Dichter soll wirksam schreiben") von den neunzig Dramen, die jährlich in Deutschland geschrieben werden, keines rettungslos dem Untergang verfallen ließen. Leider muß man annehmen, daß in einem Organismus wie das Drama alles Aeußere durchaus vom Innern bedingt wird, daß also in diesem ein Mangel vorhanden ist, wo in jenem einer erscheint und die Stelzfüße, die künstlichen Finger, welche die „Technik des Drama's" darreicht, die fehlenden Muskeln nicht ersetzen werden. Immerhin aber mögen jene Poeten, die sich eines unbezweifelbaren Talentes bewußt sind, wenn sie nicht begreifen können, weßhalb sie trotzdem nicht zu dramatischen Erfolgen gelangen, ihre Werke mit den Forderungen vergleichen, von deren Erfüllung Gustav Freitag hier die Wirksamkeit bühnlicher Schöpfungen abhängig finden will.

Bei der genauen Achtsamkeit auf alle Einzelheiten dramatischen Baues nimmt es Wunder, daß in dem Capitel von den Monologen die Frage übergangen ist, ob sie bloß dem Zuschauer vernehmbare stumme Gedanken sind, — weil sich in der Wirklichkeit selten eine Person ihre Betrachtungen und Entschlüsse in lautem Selbstgespräch darlegt — oder ob sie vielmehr als wirklich gesprochen angenommen werden sollen, in welchem Falle das Belauschen derselben ein Element in der Handlung abgeben dürfte. Unseres Wissens hat sich die Unnatürlichkeit, eine Handlung auf das Erlauschen eines Monologes zu gründen, in manchem ernsten Drama der neuen Zeit bitter gerächt.

Befremden dürfte es auch, daß hier unter Technik des Drama's ausschließlich die Mache des Dichters und nichts von dem verstanden wird, was das materielle Bretterwerk mit seinen stabilen Einrichtungen zur Veranschaulichung eines dramatischen Gedichtes beiträgt. Es ist offenbar, daß auch hierin nicht alles für alle Zeiten abgeschlossen sein kann und sowohl der Weg zur Einfachheit der auf die stärkste Illusionsfähigkeit der Zuschauer gestützten Bühne Shakspeare's, als auch jener zu dem Raffinement der Oper die Ansprüche auf Experimente erheben kann.

In dem Schweigen über diesen Punkt ist ebenfalls ein Zeichen gegeben, daß es dem geistreichen Verfasser mit dem praktischen Zweck nicht ganz so ernst war als mit der Darlegung seiner rein ästhetischen und jedenfalls sehr dankenswerthen Betrachtungen.

Hieronymus Lorm.

---

* (Ein Urtheil aus Hongkong über die Beschreibung der „Novara"-Reise.) Die „Overland China Mail" bringt in ihrer Nummer vom 15. April d. J. umfangreiche Auszüge aus dem Werke mit der Bemerkung, „daß jeder Leser desselben zu dem Schlusse gelangen müsse, daß die Herren, aus denen der wissenschaftliche Stab der „Novara"-Expedition bestand, in ganz ausnehmender Weise für die Durchführung der kosmopolitischen Aufgabe geeignet waren. Sie besuchten die Hütten der Armen und die Paläste der Reichen; bei jedem einzelnen Unternehmen forschten sie nach den Quellen, Schwierigkeiten und Resultaten und ließen Jedem, mit dem sie zusammentrafen, Gerechtigkeit widerfahren. . . . Sie waren übrigens keine Neulinge in solchen Forschungen, da namentlich Einer von ihnen, Dr. Scherzer nämlich, bereits die Vereinigten und die central-americanischen Staaten bereist und seinen Ruf als unparteiischer Richter der Vorgänge in der Jetztzeit und als gründlicher Gelehrter auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft bewährt hat."

Bei der Auswahl der Excerpte bemerkt der Kritiker, das Werk enthalte eine solche Fülle interessanter Mittheilungen, daß eine Auswahl nur sehr schwer zu treffen sei. Dem „gewandten Schriftsteller" Dr. Scherzer wird schließlich „ungestörte Gesundheit behufs der Vollendung mehrerer in Angriff genommener wissenschaftlicher Werke" gewünscht.

* (Philosophische Litteratur.) „Aus Arthur Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß" betitelt sich eine Sammlung von Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmenten, die Frauenstädt aus den hinterlassenen Papieren Schopenhauers zusammengestellt hat und die bei Brockhaus soeben erschienen ist, die aber wenig enthält, was den Kennern der Schopenhauer'schen Philosophie nicht schon aus dessen Schriften bekannt wäre. Vielmehr treten aus diesen Fragmenten, die Schopenhauer sicher nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt hatte, gerade viele Seiten des Schopenhauer'schen Charakters, die gerade nicht zu den anziehendsten gehören, noch viel nackter hervor, als aus allen seinen übrigen Schriften. Man wird nach der Durchlesung dieses Buches unwillkürlich veranlaßt, an Herrn Frauenstädt die Frage zu richten, ob er wohl ernstlich gemeint hat durch die Publication dieser Negligéestücke aus dem Nachlasse seines verehrten Meisters demselben einen wirklichen Dienst zu erweisen.

Immanuel Hermann Fichte veröffentlicht ebenfalls bei Brockhaus den ersten Band einer Psychologie (744 S.) begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung, die sich an das bekannte anthropologische Werk desselben Verfassers anschließt. Es enthält die allgemeine Theorie vom Bewußtsein und die Lehre vom sinnlichen Erkennen vom Gedächtniß und von der Phantasie.

Von Kuno Fischer erschien im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung eine Abhandlung unter dem Titel: „Lessings Nathan der Weise. Die Idee und die Charaktere der Dichtung", auf die wir in diesen Blättern noch zurückkommen werden.

—cs. „Die Josephscapelle", poetische Erzählung von L. Germonick (Laibach, Giontini, zweite Auflage), die eine Begebenheit aus Kärntens schönem Rosenthale feiert, verdient die Beachtung aller Freunde heimatlicher Poesie, denen der Dichter bereits durch seine „Kornblumen" bekannt geworden.

* Bei dem Tode L. Canina's, des allgemein bekannten Topographen des alten Rom, haben sich die Bände 5 und 6 seines großen Werkes über die Gebäude der Stadt und Umgebung im Manuscripte vorgefunden. Dieselben sind in den Besitz des deutschen Buchhändlers J. Spithöver in Rom übergegangen und kommen in nächster Zeit zur Publication.

* Ein höchst interessanter Münzfund ist vor einigen Wochen in Mehadia gemacht worden. Beim Erdabgraben der zur Demolirung bestimmten griechisch orientalischen Kirche entdeckte ein Arbeiter ein irdenes Gefäß und in demselben eine große Zahl — bei 2000 Stück — sehr wohl erhaltener römischer Silbermünzen, von denen merkwürdigerweise jede ein anderes Gepräge trägt, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, man habe hier eine wahrscheinlich während der Türkenkriege vergrabene Münzsammlung gefunden. Deßhalb ist es umsomehr zu bedauern, daß der gefundene Schatz von den Findern im wahren Sinne des Wortes verschleudert und beinahe durchaus um Bagatellpreise in kleinen Partieen verkauft wurde.

* Herr Stephan Bartalus, welcher gegenwärtig mit der Verfassung einer Geschichte der ungarischen Musik beschäftigt ist, hat dem „Fővárosi Lapok" zufolge dieser Tage aus einer Leipziger Bibliothek ein altes ungarisches Tanzmusikstück erhalten, welches ungefähr um das Jahr 1500 herum componirt worden sein dürfte. Sobald Bartalus die alten Noten entziffert haben wird, beabsichtigt er den Inhalt derselben zu veröffentlichen.

* Der Bau der neuen evangelischen Kirche in Brünn, welche nach dem Plane des Wiener Architekten Heinrich Ferstel ausgeführt wird, schreitet rasch vorwärts. Schon ragen die Mauern in einer Höhe von $2^1/_2$ Klafter aus der Erde empor und sind die zierlichen Fenster der Sacristei bereits sichtbar. Die Sohlbänke der Kirchenfenster sollen in der nächsten Woche in Angriff genommen werden. Die aus Thonstein gearbeiteten Säulen, auf welchen das Gotteshaus ruhen wird, erheben sich 4 Klafter hoch über den Erdboden. Der Bauunternehmer hofft, er werde das Gebäude noch im heurigen Jahre unter Dach bringen können. Ein großer Theil der Sculpturen, welche bestimmt sind, die äußere Seite der Kirche zu schmücken, wurde schon im verflossenen Winter angefertigt.

* Seit dem 23. Juni steht das Grundgestell zum Ifflandstandbild in Mannheim auf dem Schillerplatze enthüllt. Dasselbe besteht aus zwei granitenen Treppenstufen, auf welchen sich ein Würfel von ungefähr acht Fuß Höhe und fünf Fuß Breite erhebt. Derselbe ist von dem gleichen Syenit, wie am Schillerstandbilde.

* In Rotterdam hat die erste niederländische Kunstausstellung, zu der sich die größten niederländischen Städte vereinigt hatten, stattgefunden. Sie war mehr zahlreich — auch aus Deutschland und Frankreich — als glänzend beschickt, doch haben die Künstler leidliche Geschäfte gemacht, indem an 100 Bilder im Gesammtwerthe von etwa 30.000 Gulden gekauft wurden.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die litterarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung in München versendet soeben den ersten Band der seit mehreren Jahren vorbereiteten Geschichte der Wissenschaften in Deutschland; ein Unternehmen, dem wir in neuerer Zeit kein gleiches an die Seite zu setzen wüßten und das den bändereichen werthvollen Geschichtswerken, die gleich ihm das königlich baierische Wappen und die Ueberschrift: „Auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs Maximilian II. herausgegeben" an der Spitze tragen, die Krone aufsetzt. Dem ausgegebenen Prospecte entnehmen wir über die Entstehungsgeschichte und den dem Ganzen zu Grunde liegenden Plan nachstehende Notizen. Bald nach ihrer Gründung durch König Maximilian II. beschäftigte sich die historische Commission für deutsche Geschichte und Quellenforschung mit der Herausgabe einer Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Es war Leopold Ranke, der im Herbste 1859 einen Entwurf zu dem Werke vorlegte, der dann im Wesentlichen maßgebend für die Ausführung geblieben ist. In demselben war für die verschiedenen Epochen ein verschiedenartiges Verfahren in Aussicht genommen; für die früheren Zeiten,

deren wissenschaftliche Entwicklung sich vielleicht von allgemein geschichtlichen Gesichtspunkten aus durch berufene Historiker befriedigend darstellen ließ, konnte sich die Bearbeitung nach bestimmt abzugrenzenden Perioden empfehlen. Dagegen schienen die gewaltigen Fortschritte, welche der deutsche Genius in den beiden letzten Jahrhunderten fast auf allen Gebieten des Wissens gemacht hat, nur von Fachgelehrten, die mitten in dem Leben der besonderen Disciplinen stehen, völlig ermessen und klar veranschaulicht werden zu können: für die neuere Zeit räumte deßhalb der Entwurf einer Vertheilung des Stoffes nach Fächern den Vorzug ein. Die Commission beschloß daher zunächst, von der Bearbeitung der älteren Zeiten absehend, vorläufig nur die Herausgabe der neueren Geschichte in Betrachtung zu ziehen und hier für folgende Disciplinen womöglich besondere Bearbeitungen durch allgemein anerkannte Fachgelehrte hervorzurufen. Ihre Mitwirkung haben u. A. zugesagt: Prof. Werner in St. Pölten für die katholische, Prof. Dorner für die protestantische Theologie, Prof. Zeller in Heidelberg für die Philosophie, Prof. Lotze in Göttingen für die Aesthetik, Prof. Sauppe in Göttingen für die classische Philologie, Prof. Raumer in Erlangen für die germanische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft, Prof. Bluntschli für allgemeines Staatsrecht und Politik, Prof. Roscher in Leipzig für die Nationalökonomie und cameralistische Fächer ꝛc. Wie in diesen Fächern haben auch in den übrigen nur Fachgelehrte ersten Ranges die Bearbeitung übernommen und somit sind denn alle Bedingungen erfüllt, um dem großen würdigen Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang versprechen zu können. Möchte ihm nur auch von Seite des Publicums die Theilnahme entgegenkommen, die es verdient. Bemerkt sei noch, daß in Folge der königlichen Municifenz, welche die Geschichte der Wissenschaften ins Leben gerufen und auf das reichlichste unterstützte, der Preis äußerst niedrig gestellt werden konnte. Um dem Publicum den Bezug auch einzelner Abtheilungen zu erleichtern, hat die Verlagshandlung das Ganze nach den Materien in drei Sectionen verwandter Fächer eingetheilt; auch einzelne Bände des Werkes, dessen Abtheilungen natürlich als selbstständige Arbeiten der Verfasser anzusehen sind, werden abgegeben, jedoch zu einem etwas erhöhten Preis.

Die beiden druckfertigen Bände enthalten „Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart von J. C. Bluntschli", welches uns in seiner ersten Abtheilung bereits vorliegt, und die „Geschichte der Mineralogie von 1650 bis 1860 von Fr. v. Kobell".

Unter den übrigen Neuigkeiten fällt zunächst durch seinen, einen höchst interessanten Inhalt versprechenden Titel in's Auge, eine: „Naturgeschichte der Sage. Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel" von Jul. Braun. In den ersten Zeilen der Einleitung spricht sich der Verfasser über die Aufgabe seines Werkes folgendermaßen aus: „Es unternimmt dasselbe, einen Ordnungsplan aufzustellen für das ganze unermeßliche Chaos der menschlichen Ideenwelt in allen Sagen, Systemen, Religionen von Island bis Aethiopien, Indien und Mexico hinüber. Dieser Plan besteht einfach in der Aufdeckung und Herstellung des ursprünglichen, stellenweise begrabenen und zertrümmerten Zusammenhangs aller dieser Ideen, Sagen und Religionen. Es soll gezeigt werden, daß die menschliche Cultur nicht an zwei verschiedenen oder gar an noch mehreren Plätzen war vom Anfang, sondern, daß der Menschheit geistiges Grundcapital am ältesten Culturſitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen schon vorhanden war und von dort historisch weitergeschoben wurde nach Chaldäa; von da sowohl nach Indien, als nach dem europäischen Norden zu den Hebräern und Phönikern, wie nach Griechenland und Italien. Auf diesem Weg der nüchternen historischen Vergleiche sollen alle Räthsel aller Religionsinschriften sich lösen und wird es möglich sein, jedes vom Stammbaum der menschlichen Ideen abgefallene Blatt an den richtigen Zweig des richtigen Astes zu setzen."

Wir kommen später ausführlicher auf dies Werk zurück; vorläufig ist erst der erste Band ausgegeben, dem ein zweiter noch im Herbst dieses Jahres folgen soll.

Dr. Ch. Häutle in München veröffentlicht das erste Heft von: „Beiträgen zur Landesfürsten- und Culturgeschichte der deutschen Staaten mit besonderer Rücksicht auf Baiern, Pfalz und das Haus Wittelsbach." Herausgegeben aus archivalischen Quellen.

Schließlich haben wir noch zu erwähnen eine von Dr. G. Weil in Heidelberg veranstaltete Uebersetzung der arabischen Biographie Mohammed's nach Mohammed Ibn Ishak, bearbeitet von Abd el Malik Ibn Hischam, 2 Bände, und: „Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch", dessen Reise nach Persien kürzlich in diesen Blättern besprochen wurde. Diese neue Frucht seiner orientalischen Reisen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste ägyptische Reiseerinnerungen enthält, während die Aufsätze des zweiten Theiles über archäologische und historische Untersuchungen des Verfassers berichten.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 22. Juni 1864.

Herr Dr. Johann Schenk überreicht seine Ausgabe des „Entwurfes des Theresianischen Codex vom Jahre 1753", und ersucht, dessen Druck zu unterstützen.

Herr Dr. Alfons v. Domin legt vor sein Werk: „Ueber die Geschichte der Kriegscontrebande im Alterthum und Mittelalter", mit der Bitte, für dessen Herausgabe die Unterstützung der Akademie zu erwirken und hält einen Vortrag darüber.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 23. Juni 1864.

Das hohe Curatorium der k. Akademie der Wissenschaften bringt mit Erlaß vom 17. Juni l. J. zur Kenntniß, daß Se. k. k. Apostolische Majestät mit allerh. Entschließung vom 14. Juni, auf Grundlage der von der Akademie in ihrer Gesammtsitzung am 27. Mai vorgenommenen Wahlen, zum wirklichen Mitgliede der philosophisch-historischen Classe den Archivar des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien, Herrn Joseph Fiedler, Allergnädigst zu ernennen und die folgenden von der Akademie getroffenen Wahlen allerh. zu genehmigen geruht haben und zwar:

Die Wahl des Vorstandes der Bibliothek von St. Marcus in Venedig Joseph Valentinelli, des Professors der historischen Hülfswissenschaften an der Universität in Wien Dr. Theodor Sickel und des Custos im Münz- und Antikencabinet in Wien Dr. Friedrich Kenner zu inländischen correspondirenden Mitgliedern; des geheimen Regierungsrathes und Professors an der Universität zu Bonn Dr. Friedrich Ritschl zum auswärtigen Ehrenmitgliede, des Professors und Mitgliedes der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg Otto Böhtlingk, des Präfecten des vaticanischen Archives in Rom Augustin Theiner und des Professors an der Universität zu Basel Dr. Wilhelm Wackernagel zu correspondirenden ausländischen Mitgliedern, sämmtlich in der philosophisch-historischen Classe, so wie jene des Professors und Directors der Central-

anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus Dr. Karl Jelinek und des Professors der Physiologie an der Universität zu Graz Dr. Alexander Rollet zu correspondirenden inländischen Mitgliedern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Dr. Reuß überreichte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung mit vier lithographirten Tafeln über fossile Anthozoen der alpinen Trias und der Kössener Schichten. Die Korallen der Trias der Alpen und der zwischen diese und den Lias eingeschobenen rhätischen Gruppe sind bisher noch sehr unvollständig erkannt. Der Grund davon liegt nicht etwa in der geringen Anzahl dieser Thierreste überhaupt. Im Gegentheile, einzelne Schichten, z. B. des Dachsteinkalkes, sind ganz davon erfüllt, so daß der Korallenreichthum diesen Kalkbänken den Namen des Lithodendronkalkes verschafft hat. Aber sie sind fast immer mit der umschließenden Gesteinsmasse so innig verwachsen und haben durch den Versteinerungsproceß so tiefgreifende Veränderungen erlitten, daß ihre Bestimmung dadurch unmöglich oder doch sehr schwierig wird. Dasselbe ist der Fall, wo sie an der Oberfläche der Gesteine durch Einwirkung der Atmosphärilien ausgewittert sind, womit sich immer beträchtliche Zerstörungen, besonders des feineren inneren Baues, verbinden.

Darin liegt auch die Ursache, warum beinahe sämmtliche Korallenbeschreibungen aus den genannten Schichten höchst unzuverlässig, ja oft genug ganz unbrauchbar sind, um so mehr, da sie größtentheils aus einer Zeit stammen, wo unsere Kenntniß selbst der lebenden Korallen sehr unzureichend war und man genug gethan zu haben meinte, wenn man die oft so sehr veränderlichen äußeren Formen derselben ins Auge faßte. Die vom Grafen Münster und von Klipstein aus den Schichten von St. Cassian angeführten Korallen, ja selbst die in neuer Zeit von v. Schauroth aus der Umgegend von Recoaro, die von Gümbel und Schafhäutl aus den baierischen Alpen beschriebenen Species bedürfen einer durchgreifenden Revision. Manche derselben müssen wohl überhaupt aus dem Kreise der Anthozoen ganz verwiesen werden; eine noch größere Anzahl gehört offenbar nicht jenen Gattungen an, welchen sie einverleibt wurden. Letzteres ist insbesondere der Fall mit beinahe allen Formen, die den paläozoischen Gattungen Cyathophyllum, Catenipora, Syringopora, Calamopora und Caetetes zugerechnet wurden, welche im Bereich der Trias und der rhätischen Gruppe überhaupt keine Vertreter zu zählen scheinen.

Im Ganzen ist die Anthozoenfauna der oberen alpinen Trias von ziemlich einförmigem Charakter. Die hervorragendste Rolle spielen darin die Einzelkorallen der Gattung Montlivaltia mit 13 Arten, die freilich auch noch der Sichtung bedürfen, so wie die freiästigen Asträidengattungen Cladophyllia, Rhabdophyllia, Calamophyllia und Thecosmilia mit 7 Arten. Diesen schließen sich 2—3 Species der theilweise schon Sternreihen bildenden Gattungen Latimæandra an. Unter den knolligen echten Asträiden übt nur noch Thamnastræa mit fünf noch nicht scharf genug geschiedenen Arten einigen Einfluß auf die Gesammtphysiognomie der Fauna aus. Die Vertreter der Gattungen Isastræa und Convexastræa sind sehr vereinzelte Erscheinungen, so wie auch die einzige Species aus der Gruppe der Cladocoraceen, eine Goniocora. Zwei unzweifelhaft tabulate Anthozoen, eine Fletcheria und das neue Genus Coccophyllum vermitteln endlich noch eine Annäherung der triasischen Fauna an die paläozoischen Korallen.

Eine etwas größere Mannigfaltigkeit entwickeln die Anthozoen der rhätischen Schichtengruppe, wenngleich ihre Artenzahl nach den bisherigen Erfahrungen geringer ist. Jedoch herrscht hier eine noch größere Unsicherheit in den Bestimmungen der Gattungen und Arten, als bei den Triaskorallen. Dies giebt sich besonders bei den Anthozoen des artenarmen Dachsteinkalkes zu erkennen. So massenhaft sie auch darin auftreten, ist es doch noch nicht gelungen, selbst die Gattung, der sie angehören, mit einiger Wahrschein-

lichkeit zu bestimmen. Von den zahlreichen Namen, welcher die Dachsteinkoralle sich bisher schon erfreut, ist kein einziger annehmbar. Die große Unsicherheit ergiebt sich am besten daraus, daß man sie überall der unhaltbaren und zu verlassenden Gattung Lithodendron zugerechnet hat. Nächst den vorherrschenden freiästigen Calamophyllideen sind unter den knolligen Asträiden wieder die Thamnasträen in reichlichem Maße vertreten. Dazu gesellen sich aber Stylina, Isastræa, die von Orbigny mit wahrhaft barbarischen Namen belegten Convexastræa und Confusastræa, so wie Plerastræa und Astræomorpha. Eine Microsolena bildet gleichsam den Vorläufer des später während der Oolithenperiode sich entwickelnden Artenreichthums dieser Gattung. Die Gegenwart paläozoischer Korallenformen ist in den rhätischen Schichten bisher nicht nachgewiesen worden.

Die von mir überreichte Abhandlung liefert einen neuen Beitrag zur Kenntniß der Anthozoenfauna der in Rede stehenden Gesteinschichten. Sie wurden von dem Sectionsgeologen an der k. k. geologischen Reichsanstalt, Herrn Dion. Stur, aufgefunden und mir gefälligst zur Untersuchung anvertraut. Zehn Arten konnten der Gattung und Art nach bestimmt werden, während fünf Species nur eine generische Bestimmung gestatteten. Von ersteren gehören sieben Arten den Kössener Schichten der Voralpe bei Altenmarkt an und zwar: Rhabdophyllia bifurcata m., Convexastræa Azzarolæ Stopp. sp., Isastræa Süssi m., Confusastræa delicata m., Plerastræa tenuis m., Thamnastræa Meriani Stopp. und Astræomorpha Bastiani Stopp. sp. Drei derselben: Convexastræa Azzarolæ, Thamnastræa Meriani und Astræomorpha Bastiani, stimmen mit den Stoppani im Infralias von Azzarola gefundenen Formen überein; die übrigen sind neu. Zwei Species: Thecosmilia cæspitosa m. und Calamophyllia Oppeli m. stammen aus den unmittelbar unter dem Hallstädter Kalke gelegenen Schichten der oberen Trias von der Fischerwiese im Westen von Alt-Aussee. Denselben Schichten vom Waldgraben bei Alt-Aussee ist Cocophyllum Sturi m. entnommen. Die zuletzt genannte bildet eine neue Gattung aus der vorwiegend paläozoischen Abtheilung der tabulaten Anthozoen, die wahrscheinlich als der Repräsentant einer eigenen Gruppe anzusehen ist, die sich zunächst an die Chätetinen anschließt, von denen sie aber durch die, wenngleich unvollkommene, doch unverkennbar deutliche Entwicklung des Septalsystems abweicht.

Herr Prof. Kner spricht über eine ausgezeichnete neue Gattung aus der Familie der Characinen, die von Herrn Consul Binder an Herrn Hofrath Prof. Hyrtl eingesendet und von diesem ihm mitgetheilt wurde. Er hebt die ganz eigenthümlichen Merkmale derselben hervor, die insbesondere theils in der Bezahnung, theils in der Beweglichkeit der Kiefer liegen. Bezüglich der letzteren mahnt diese Gattung an Hemirhamphus, Belonesox und Panchax und bildet demnach in dieser Hinsicht ein vermittelndes Glied zwischen den Characinen mit den Scomberescoses und Cyprinodonten: hierauf gründet sich auch der von ihm gewählte Gattungsname: Psalidostoma (Scheerenmund). Der für sie aufgestellte Charakter lautet: Corpus elongatum (Esociforme), caput depressum, subacutum, oris rictus amplus, ossa supra- et infra maxillaria forcipis ad instar mobilia (in Hemirhamphi modum) ubique dentes canini validi in medio, ad latera vero dentes uniseriales breves lobati; retro hos in ambis maxillis fascia mediana trigona dentium velutinorum; pronotum carinatum, abdomen rotundatum, pinna dorsalis retro $1/2$ corporis longitudinem et p. ventralis inchoans, p. adiposa supra p. analis finem sita; caput nudum, squamæ trunci ctenoidæ, linea lateralis continua, rad. branchiost. 4, Pseudobranchiæ nullæ.

Für die in zwei Exemplaren von über 7 Zoll Länge vorliegende Art wird die Bezeichnung Ps. caudimaculatum vorgeschlagen.

D. 16, A. 15, V. 9, P. 14, C. 19.

Capitis longitudo 1/4, corporis altitudo 1/6 longitudinis totalis partum constituens, p. caudalis lobata, fusconigro punctata.

Aus dem weißen Nil.

Herr Unferdinger legt eine Abhandlung vor, über die Wurzelformel der allgemeinen Gleichung des vierten Grades. Er zeigt zuerst, daß jede Gleichung geraden Grades 2r

$$A_0 x^{2r} + A_1 x^{2r-1} + \ldots + A_{2r-1} x + A_{2r} = 0$$

auf eine Gleichung des rten Grades gebracht werden kann, wenn die Coefficienten, vom Rande einwärts paarweise dividirt, eine Reihe bilden von der Form

$$\left(\frac{a_0}{a_1}\right)^r, \left(\frac{a_0}{a_1}\right)^{r-1}, \left(\frac{a_0}{a_1}\right)^{r-2}, \ldots;$$

er transformirt die allgemeine Gleichung des vierten Grades auf diese Form und bestimmt mit Hülfe dieses Princips ihre Wurzeln. Die erhaltene Wurzelformel ist sehr einfach und giebt die vier Genüge leistenden Werthe immer in der normalen Form.

Wird einer Commission zugewiesen.

Naturwissenschaftlicher Verein zu Graz.

Nach Begrüßung der Versammlung fordert der Präsident J. C. Ritter v. Pittoni den Secretär Prof. Dr. G. Bill zur Erstattung des Monatsberichtes auf. Dieser theilt Folgendes mit:

Für die in der Jahresversammlung am 28. Mai d. J. vorgenommene Wahl der beiden Herren Dr. R. Charles Alexander Prior und Dr. C. F. Ph. v. Martius zu Ehrenmitgliedern ist bereits die Genehmigung der k. k. Statthalterei erflossen.

An Geschenken von Naturalien erhielt der Verein von Herrn C. Ritter v. Zepharovich, Gutsbesitzer in Lustbühel, zwei Falken, und von Herrn Dr. M. Macher, k. k. Bezirks- und Gerichtsarzt in Stainz, ein Fascikel Pflanzen aus Steiermark.

An Druckschriften spendete Herr Dr. W. R. Weitenweber in Prag drei von ihm verfaßte Broschüren.

Die k. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften in Prag gab ihre Sitzungsberichte und den Personalstand von 1863.

Die Vereinsdirection ließ es sich angelegen sein, abermals mit mehreren wissenschaftlichen Gesellschaften in Schriftentausch zu treten; von diesen waren bereits mehrere so freundlich, ihre Gesellschaftsschriften einzusenden.

Hierauf hielt Herr Dr. F. Mitterbacher einen freien Vortrag, betitelt: Einiges über den Einfluß der Fortschritte in den Naturwissenschaften auf die historischen, philosophischen und verwandten Wissenschaften. Er leitet denselben mit einer Beleuchtung der hohen Wichtigkeit und des großen Umfanges der hiedurch berührten Fragen ein. Eine vollständige Beantwortung derselben umfasse eigentlich die gesammte Entwicklungsgeschichte alles menschlichen Wissens — eine Aufgabe, die noch zu lösen übrig sei, da sie sowohl in den allgemeinen Litteraturgeschichten, als in der Geschichte der einzelnen Wissenschaften nur theilweise durchgeführt wird.

In Abwesenheit des verantw. Redacteurs Dr. Leopold Schweitzer für die Redaction verantwortlich Ernst v. Teschenberg. — Druckerei der kaiserlichen „Wiener Zeitung".

National-Congresse und Synoden.

J. J. Die Bekenner der nicht unirten griechisch-orientalischen Kirche in Oesterreich bilden vier Gruppen, welche durch Geschichte, Nationalität, Gesetzgebung und sonstige Verhältnisse mannigfach unter sich geschieden sind.

Die erste und bedeutendste dieser Gruppen umfaßt die griechisch-orientalischen Glaubensgenossen in Ungarn, Croatien, Slavonien und in der Militärgrenze. Nach der Abstammung sind dieselben theils Serben, theils Romanen; die ersteren bilden die überwiegende Mehrzahl. Von Serben bewohnt sind die Diöcesen Karlowitz, Pakraz, Karlstadt (mit dem Bischofsitze Plaški). Ofen (mit dem Bischofsitze St. Andrä) und Báč (mit dem Bischofsitze Neusatz). Die Arader Diöcese ist, mit Ausnahme der Serbengemeinde zu Arad, ganz romanisch In den Diöcesen von Temesvár und Werschetz sind die westlichen Theile serbisch, die östlichen, an Siebenbürgen sich anschließenden Sprengel romanisch. Die Ofner Diöcese besteht aus zerstreuten Gemeinden, welche sich von Komorn und Losoncz bis in das Baranyer Comitat herabziehen. Die übrigen Diöcesen nehmen im Ganzen compacte Gebiete ein. In die Militärgrenze reichen nur die Ofner und Arader Diöcese nicht; alle anderen erstrecken sich mit mehr oder weniger namhaften Theilen in dieselbe hinein. Die Karlstädter Diöcese ist beinahe ganz Militärgrenzland.

Die zweite Gruppe bildet die Diöcese Siebenbürgen mit ihren, ausschließlich dem romanischen Stamme angehörigen Diöcesanen. Der Bischof hat seinen Sitz zu Hermannstadt.

Die dritte Gruppe umfaßt die Bukowina. Die dortigen Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche sind zur Hälfte Ruthenen, zur Hälfte Romanen. Der Bischof residirt in Czernowitz.

Die vierte Gruppe endlich begreift Dalmatien mit einer ausschließend serbischen Population in sich. Der Bischof hat seinen ordentlichen Sitz in Zara, ist jedoch verpflichtet, jährlich einige Zeit in Cattaro zu residiren. Letzteres hat seinen Grund in dem Umstande, daß im Gebiete von Cattaro die griechisch-orientalischen Glaubensgenossen am dichtesten wohnen und daher einer besonderen oberhirtlichen Vorsorge bedürfen.

Die erste Gruppe zählt 1,823.000 Seelen, wovon 587.000 auf die Militärgrenze entfallen, die zweite 623.000, die dritte 352,000, die vierte 77.000.

Die Dalmatiner Diöcese hat keinen besonderen Codex der politisch kirchlichen Gesetze. Dasselbe ist auch hinsichtlich der Siebenbürger Diöcese der Fall. Dagegen

besitzt die Bukowina ein allgemeines Regulativ der geistlichen und Schulangelegenheiten vom 26. April 1786. Für die erste Gruppe (Ungarn, Croato-Slavonien und Militärgrenze) hat das sogenannte Erläuterungs-Rescript der illirischen Nation (Rescriptum declaratorium Nationis Illiricæ) vom 16. Juli 1779 und das Consistorialsystem (Systema consistoriale) vom 5. April 1782 gesetzliche Geltung. Für diese Gruppe gelten auch die Privilegien, welche den Serben anläßlich ihrer Einwanderung in Oesterreich unter Kaiser Leopold I. verliehen worden sind. Serben hatten jedoch bereits vor dieser Epoche seit Jahrhunderten bleibende Sitze sowohl in Ungarn als in Croato-Slavonien und es war deren Bestand durch mehrfache Privilegien geschützt.

Die Dalmatiner Diöcese besitzt keine Fonds, sondern die dortigen kirchlichen Auslagen werden mit Ausnahme dessen, was die Gemeinden für ihre Seelsorger leisten, aus dem Staatsärar bestritten.

Die Bukowina hat einen reichen Religionsfond, welcher aus dem Vermögen der bis auf drei reducirten Klöster erwachsen ist und dermalen vollkommen ausreichende Mittel besitzt, um jene Aufgaben zu erfüllen, die in anderen Ländern den Schul-, Studien- und Religionsfonds zusammengenommen obliegen.

Die Siebenbürger Diöcese erhält eine erhebliche Dotation aus dem Staatsschatze; außerdem besitzt sie vier Fonds (den Sydorial-, den Seminarial-, den 30.000 Gulden- und den Bischof Moga'schen Fond), deren Einkommen jedoch keine bedeutende Höhe erreicht.

Die ungarisch-croatische Kirchenprovinz hat ein gemeinsames Vermögen in dem illirischen National- und dem Clericalschulfond, ferner in einer Anzahl von Stiftungen zu speciellen Zwecken.

Die kirchliche Oberleitung ist bisher für die gesammten griechisch-orientalischen Diöcesen Oesterreichs in der Karlowitzer Metropolie vereinigt, mit welcher die Würde des serbischen Patriarchats derart verbunden ist, daß dieselbe seit dem kais. Manifeste vom 15. December 1848 dem jeweiligen Metropoliten von Seiner Majestät verliehen wird. In neuerer Zeit wird die Herstellung einer eigenen Metropolie für die Romanen des griechisch-orientalischen Bekenntnisses angestrebt.

Die Wahl des Metropoliten steht dem „illirischen National-Congresse, dessen Bestätigung und — bei nichterzielter Einigung des Congresses — Ernennung Seiner Majestät zu.

Das gemeinsame Organ in Kirchenangelegenheiten bildet für die gesammten griechisch-orientalischen Glaubensgenossen Oesterreichs die Synode der Bischöfe unter dem Vorsitze des Metropoliten-Patriarchen. Diese kann sich nach dem Allerh. Handschreiben vom 27. September 1860 alljährlich versammeln.

Dieser Synode steht insbesondere die Wahl der Bischöfe für die Diöcesen von Arad, Ofen, Temesvár, Werschetz, Bác, Pakratz und Karlstadt zu. Den Bischof in Siebenbürgen wählt eine Versammlung der Erzpriester. Die Bischöfe von Dalmatien und der Bukowina werden von Sr. Majestät dem Kaiser ernannt, Aller-

höchstwelcher auch den vorbenannten gewählten Candidaten der bischöflichen Würde die Bestätigung ertheilt.

Die im kommenden August nach dem Wahlcongresse stattfindende Synode wird die Wahl zur Besetzung vacanter Bischofsitze vorzunehmen, sodann die allgemeinen Angelegenheiten der griechisch-orientalischen Kirche in Oesterreich zu berathen und bezüglich derselben Allerh. Orts kanonisch gehörig begründete Wünsche und Anträge vorzulegen haben, wie dies das Allerh. Handschreiben vom 27. September 1860 festgestellt hat.

Während nun die Synode der Bischöfe ihren Wirkungskreis auf sämmtliche österreichische Diöcesen des griechisch-orientalischen Bekenntnisses erstreckt, ist der, nach der bisher bestehenden gesetzlichen Terminologie sogenannte „illirische" Nationalcongreß ein aus Laien und Geistlichen gebildeter Körper, dessen Berathungen nur auf die griechisch-orientalischen Diöcesen der ersten Gruppe beschränkt sind, für welche nämlich die serbischen Privilegien und das Erläuterungs-Rescript Geltung haben.

Innerhalb dieser räumlichen Grenzen gehören zu seiner Competenz, die Metropolitenwahl und, besondere kaiserliche Aufträge und Ermächtigungen abgerechnet, in der Regel die äußeren Verhältnisse der Kirche und Schule, die Angelegenheiten der Fonds mit einbegriffen. Die Congreßbeschlüsse bedürfen, so wie jene der Synode, in jedem Falle der Allerh. Sanction.

Seit altersher war es Sitte, daß die Bischöfe der zur ersten Gruppe gehörigen Diöcesen vor der Abhaltung der Verhandlungscongresse zusammentraten, um in gemeinsame Erwägung zu ziehen, welche Gegenstände auf demselben berathen werden sollen, mit anderen Worten, um ein Verhandlungsprogramm zu entwerfen und dafür die kaiserliche Genehmigung einzuholen.

Diese für das Gedeihen der Congreßberathungen höchst wohlthätige Einrichtung wurde auch diesmal beibehalten. Die Bischöfe der genannten Diöcesen haben während oder nach der Synode ein solches Programm für den demnächst einzuberufenden Verhandlungscongreß vorzubereiten. Sobald dieses Programm, in welches jedenfalls die Verbesserung der Lage der Pfarrgeistlichkeit und die davon untrennbare Regelung der Pfarrsprengel einbezogen werden muß, die kaiserliche Genehmigung erhält, wird der Verhandlungscongreß sich zu versammeln haben.

Zur Theilnahme daran sind vor allem der Metropolit und die Bischöfe der in die erste Gruppe gehörigen Diöcesen berufen.

Die Bischöfe von Siebenbürgen, der Bukowina und von Dalmatien sind lediglich dann berechtigt, dem Nationalcongresse beizuwohnen und daselbst ihr Stimmrecht auszuüben, wenn es sich um die Wahl des Metropoliten handelt Von Verhandlungscongressen hingegen sind dieselben ausgeschlossen.

Außer den Bischöfen haben 75 Deputirte Sitz und Stimme im National-Congresse, von denen je ein Drittheil (25) auf den Clerus, auf das Provinzialgebiet von Ungarn, Croatien und Slavonien, dann auf die Militärgrenze entfällt.

Diese durch das Erläuterungsrescript festgestellte Zahl der Deputirten ist bisher nur für den Temesvárer Congreß im Jahre 1790 derart vermehrt worden, daß auch der Provinzialadel 25 Deputirte gewählt hat.

Die Militärgrenzdeputirten werden entweder von den Grenzcommunitäten (Semlin, Karlowitz u. a.), oder je nach den einzelnen Regimentsbezirken gewählt. Wählbar sind Oberofficiere oder in der Grenze possessionirte Honoratioren.

Die Provinzialdeputirten werden theils für einzelne Diöcesen, theils für einzelne Districte, theils für einzelne Freistädte gewählt. Im ersteren Falle geschieht die Wahl mittelbar durch Vertrauensmänner, welche von den einzelnen Gemeinden ablegirt werden, in den zwei anderen Fällen unmittelbar durch die betreffenden Bezirke und Gemeinden.

Die Deputirten des Clerus vertreten theils die Klöster, theils die Weltgeistlichkeit und werden demgemäß von den Klostergemeinden oder von den Curatpriestern der einzelnen Diöcesen erkoren.

Nur jene Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche sind zu Deputirten wählbar, die in einem der österreichischen Kronländer ihre Heimat haben.

Die Deputirten erhalten von ihren Wählern Vollmachten, welche genau auf die Allerhöchst bestimmten Gegenstände der Congreßberathung lauten müssen. Mit den Vollmachtsurkunden haben sie sich vor dem kaiserlichen Commissär zu legitimiren.

Zur Bestreitung der Reise- und Zehrkosten erhalten die Deputirten Diäten, deren Gesammtbetrag durch Repartition auf die von griechisch-orientalischen Glaubensgenossen bewohnten Häuser in den Diöcesen der ersten Gruppe eingebracht wird.

Die Eröffnung, Leitung und Schließung der Synode so wie auch des Congresses steht dem kaiserlichen Commissär zu, welcher auch den Verkehr mit der Regierung vermittelt.

Bezüglich der Geschäftsordnung gelten die durch altes Herkommen festgestellten Normen. Eine Stimmenzählung findet nur bei der Metropolitenwahl statt; sonst pflegte der kaiserliche Commissär nur zu constatiren, ob Einhelligkeit oder Meinungsverschiedenheit vorherrsche, und im letzteren Falle, in welcher Weise die einzelnen Meinungen extensiv und intensiv vertreten sind, und machte dies in den Berathungsprotokollen ersichtlich.

Zwischen dem kaiserlichen Commissär und dem Congresse fand so zu sagen ein patriarchalisches Verhältniß statt. Der kaiserliche Commissär hatte die Aufgabe, die Nation über einzelne Fragen zu vernehmen, durch den Verlauf der Debatte die Ansichten zu klären und auf diesem Wege allmälig zu einem Resultate zu gelangen. Man wollte einerseits die Bedürfnisse der Nation kennen lernen, andererseits die Nation mit den Ansichten des kaiserlichen Hofes vertraut machen. Dieser Vorgang wurde namentlich bei dem wichtigsten der bisher stattgefundenen Verhandlungscongresse im Jahre 1769 beobachtet, in welchem die gesammten kirchlichen Zustände zur Sprache kamen. Die Ergebnisse dieses Congresses, so wie der

beiden darauf gefolgten Synoden in den Jahren 1774 und 1776 boten die Grundlagen, auf welche hin das oftерwähnte Rescript zur Erläuterung der serbischen Privilegien im Jahre 1779 erlassen worden ist.

Gegenwärtig, nach einem Zeitraume von nahezu hundert Jahren, steht dem Nationalcongresse und der bischöflichen Synode eine ähnliche Aufgabe bevor[1].

Eine Expedition gegen die Turkmanen.

Episode aus einer Geschichte des modernen Persien von O. S. W.

Die Turkmanen, oder wie die aus dem Romanischen überkommene Verstümmlung des Wortes lautet, Turcomannen, befinden sich gegenüber des europäischen Publicums in der Lage gewisser übelberüchtigter Individuen, von welchen man glücklicherweise selten, aber auch dann nur Schlimmes zu hören bekommt. Jahre lang war ihr in Mittel-Asien so gefürchteter Name dem Gedächtnisse des Abendlandes entrückt, als ganz neuerlich der an den Nordostgrenzen von Persien erfolgte Wegfang eines französischen Photographen und mehrerer italienischer Seidenhändler ihnen auch im Westen die öffentliche Aufmerksamkeit in unliebsamem Sinne wieder zuwandte.

Einige Notizen über sie und die Art und Weise, wie die Teheraner-Regierung ihrem Unwesen zu steuern trachtet, dürften daher mit Rücksicht auf die erwähnten Begebnisse einer gewissen Actualität und in soferne vielleicht auch eines allgemeineren Interesses nicht entbehren, als in Folge der bekannten Stätigkeit aller Verhältnisse des Orients, das hier skizzirte historische Bild im Grunde nur eine Copie von Zuständen liefert, wie sie auch früher seit Jahrhunderten dort bestanden, noch heutzutage fortwähren und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch weitere Jahrhunderte fortdauern werden.

Was die Barbaresken für das Littorale des Mittelmeeres, was die Tataren der taurischen Halbinsel und die Bergvölker des Daghestan für das südliche Rußland waren und was die malaiischen Piraten für Theile des indischen Archipels noch sind, das waren und sind die Turkmanen für Persien. Ihr Streit mit der Bevölkerung dieses Landes ist kaum jünger als die Welt. Es ist der uralte Kampf zwischen Nomadenthum und Seßhaftigkeit, zwischen Scythen und Nichtscythen, zwischen Turan und Iran, zwischen Ahriman, dem Zerstörer und Ormuzd, dem

[1] Zur Belehrung über die fraglichen Zustände sind zu empfehlen: „Actenmäßige Darstellung der Verhältnisse der gr. n. u. Hierarchie in Oesterreich, dann der illirischen Nationalcongresse und Verhandlungssynoden (vom Ministerialsecretär Joseph Jireček) Wien, 1860 k. k. Hof und Staatsdruckerei“, und „Ueber die staatsrechtlichen Verhältnisse der Serben in der Wojwodina von Alex. Stojacskovics. Temesvár 1860 k. k. Filial-Staatsdruckerei.“

Erhalter, zwischen den Diwen und Pehlewanen, zwischen Wüstensand und Ackerscholle, zwischen Barbarei und Cultur, zwischen der Raublust des hungernden Wilden und dem friedfertigen Tagwerke des fleißigen Ansiedlers, ein Kampf, der auch nicht eher aufhören wird, als bis, dank der fortschreitenden Gesittung, auch in jenen fernen Gegenden die unfruchtbare Oede dem künstlich bewässerten Saatfelde, die ausschließliche Viehzucht dem Pfluge, das Pferd und Kameel der Locomotive, das flüchtige Zelt dem wohlgegründeten Hause den hartbestrittenen Platz dauernd eingeräumt haben wird. Denn wie dem Corsaren das weite Salzwasser, und wie früher dem Kaukasier das Felslabyrinth und der dichte Wald, so bietet die große Steppe, welche sich von der Südspitze des caspischen See's bis weit jenseits des Dscheihun (Oxus) ausbreitet, dem Turkmanen einen unerreichbaren Zufluchtsort, einen unzerstörbaren Versteck. Dort in der Sahara Nord-Asiens, fristet er, ein Beduine türkisch-tatarischen Blutes, sein wanderndes Dasein, als einzige Autorität die Aeltesten seines eigenen Stammes, die sogenannten Ak sakal oder Weißbärte anerkennend und, nach seinem eigenen Ausdrucke, stolz darauf „weder im Schatten eines Baumes zu ruhen, noch unter jenem eines Königs". Von dort aus unternimmt er, theils durch die undankbare Natur seiner Heimat, welche ihm häufig die kärglichste Nahrung versagt, theils durch angebornen Raubtrieb aufgestachelt, jene unaufhörlichen Plünderungszüge (Tschapau) in das Herz von Iran, für dessen östliche Provinzen dieselben eine noch weit schwerere Heimsuchung abgeben als Mißwachs, Heuschrecken und die fiscalischen Bedrückungen ihrer eigenen Administration. Bei diesen Razzias — äußert der mit den dortigen Zuständen sehr vertraute englische Reisende Fraser — welche sich häufig auf hunderte von Meilen erstrecken und bald dahin, bald dorthin, wie im Fluge zurückgelegt werden, langen die Turkmanen bei Nacht an und warten still vor den Thoren der Städte und (in Persien in der Regel gleichfalls ummauerten) Dörfer die am Morgen sorglos Herausziehenden ab, fangen sie weg, plündern den Ort und ehe noch der Allarm allgemein wird, sind sie mit ihrer Beute bereits wieder den Blicken der Nachsetzenden entschwunden. Ebenso überfallen sie die Karawanen aus dem Hinterhalte. Die Gefangenen werden mittelst Stricken an die Pferde festgebunden und müssen mitlaufen; nur bei dringender Gefahr werden sie auf die Rosse gesetzt, welche die Leute tragen. Wer nicht mitgeschleppt werden kann, wird erbarmungslos niedergemacht, denn — lautet eines ihrer bezeichnenden Sprüchwörter — „der Turkman zu Pferde kennt weder Vater noch Mutter, und sein ganzes Leben ist nur ein fortgesetzter Plünderungszug" (Tschapau). Wirklich betreiben sie der Mehrzahl nach außer der Zucht vortrefflicher Pferde, ohne welche sie ihr abscheuliches Gewerbe überhaupt nicht ausüben könnten, keine andere Beschäftigung als Raub und zwar vorzüglich die häßlichste Abart desselben, den Menschenraub. Religionshaß liefert in letzterer Beziehung ihrer Gewinnsucht eine willkommene Beschönigung. Denn die Turkmanen sind fanatische Sunniten, d. i. orthodoxe Mohammedaner, während die eigentlichen Perser (Schiten) als Anhänger Ali's für Schismatiker gelten, zwischen welchen beiden Hauptsecten des Islams bekannt-

lich eine nicht minder heftige Erbitterung herrscht, als dies in, Gottlob vergangenen Zeiten zwischen verschiedenen christlichen Confessionen der Fall war. Die Seelen der Schiten — behaupten die Sunniten — werden die Lastthiere sein, auf welchen die Juden zur Hölle reiten, und kaum weniger liebreich klingen die Prophezeiungen der Schiten über das ewige Los, welches ihre Rivalen, die Sunniten, im Jenseits erwartet. Der Theorie nach, wie gesagt, gleich unduldsam, zeigen sich jedoch diese letzteren, nämlich die Sunniten, was die Praxis des Glaubenshasses anbelangt, den Schiten noch überlegen, indem sie diesen sogar den Charakter von Mohammedanern absprechen und sich daher nicht damit begnügen, bloß deren unsterblichen Theil dem ewigen Verderben zu weihen, sondern sich überdies für berechtigt halten, sobald sie es nur ungestraft thun können, auch deren Leiber noch bei Lebzeiten und auf Lebenszeit in schwere Sklavenfesseln zu schmieden. Uebrigens dient auch hier, wie schon angedeutet, der Glaubenseifer im Grunde nur der derberen Leidenschaft des Geizes zum Deckmantel, was auch ein alter Turkman ungescheut bekannte als er einem europäischen Gaste, der ihn fragte, was sein Volk wohl beginnen würde, wenn es keine Schiten auf der Welt gäbe, antwortete: Dann würden wir uns untereinander wegfangen, denn Sclaven müssen wir haben. Auch wirft der Handel mit diesen in der That bedeutenden Gewinn ab, indem der Erstehungspreis der Waare nur in dem Wagnisse besteht, welches mit der Besitzergreifung derselben verbunden ist, und die stete Nachfrage in Chiwa und Bochara, den beiden Hauptmärkten für Perserfleisch, jederzeit lohnenden Absatz sichert.

Turkmaneneinfälle sind daher auch stehende Rubriken in der persischen Tagesgeschichte und häufen oder vermindern sich je nach der Sicherheit oder Besorgniß, welche die wechselnde Schwäche oder Stärke der Centralgewalt in Teheran und ihrer Statthalter in den dem Unheil der „Tschapau“ am meisten ausgesetzten Landestheilen den Räubern einflößt.

Die Maßregeln, wodurch man persischerseits den Unfug zu beschränken trachtet, sind doppelter Art, defensive und offensive. So werden an den bedrohtesten Punkten Thürme errichtet und darin berittene Garnisonen gehalten, welchem Beispiele die ländliche Bevölkerung nachkommt, indem sie ihrerseits an passenden Stellen Späher ausstellt und inmitten ihrer Felder ähnliche kleine Forts aus Lehm erbaut, in welche sich die säenden und ackernden Bauern, die überdies nur bewaffnet an ihr Geschäft gehen, beim ersten Nothruf zurückziehen. Von Zeit zu Zeit aber suchen die Gouverneure oder die Centralregierung selbst die „Menschenfresser“ (Adamcher) in ihrer eigenen Heimat auf, um durch Zerstörung des einen oder des anderen ihrer Schlupfwinkel, Wegtreibung ihrer Heerden und Abnahme von Geißeln Schrecken zu verbreiten und durch Festhaltung der letzteren für die Ruhe ihrer Landsleute möglichst Bürgschaft zu gewinnen.

Die Schilderung einer dieser Strafexpeditionen bildet den Vorwurf der nachstehenden Zeilen. Object und Erfolg derselben, so wie die Persönlichkeit desjenigen

der sie leitete, stempeln sie zu einer der ausgiebigsten ihrer Art seit Beginn des laufenden Jahrhunderts.

Obwohl nach Sprache und Gewohnheiten ziemlich gleichförmig, zerfallen die Turkmanen dennoch in zahlreiche größere oder kleinere Stämme, die meistens untereinander in Krieg liegen, was für Persien als Glück zu betrachten ist, da sie, vereinigt, dem Reiche ernstliche Gefahren [1] bereiten würden.

Als die edelsten und tapfersten unter diesen Stämmen gelten die Salur-Turkmanen, welche zur Zeit in welcher diese Erzählung spielt, in der Oase von Serachs (dem alten Sarches), 120 englische Meilen nordöstlich von Meschhed, der Hauptstadt von Chorassan, Persiens östlichster Provinz, ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. An Zahl — dieselbe beträgt kaum mehr als fünftausend Familien — stehen sie den meisten der übrigen Horden ihres Volkes nach, leiten jedoch ihr Geschlecht — zwar nicht, wie Fraser behauptet, auf den Chalifen Othman — wohl aber auf Tuli Chan, einen der Söhne des Welterschütterers Dschengiz Chan zurück, welcher auch den Beinamen Salur Chan geführt haben soll. Stolz auf diese Abkunft, verschmähen sie es selbst auf Menschenfang auszugehen, betreiben aber desto eifriger den Zwischenhandel mit Sclaven, wobei ihnen die Lage ihres Aufenthaltsortes auf der großen Karawanenstraße zwischen Chorassan, Chiwa, Bochara und dem eigentlichen Turkestan vorzüglich zu Statten kommt. Als Transitozoll für den Schutz, welchen sie den durchziehenden Menschenjägern aus den umwohnenden Horden in ihrer Zwischenstation gewährten, nahmen sie die Hälfte der von diesen letzteren erworbenen Beute in Anspruch. Außerdem trieben sie einen gewinnreichen Handel mit Pferden, Schafen und deren Häuten, dessen seit beinahe einem Jahrhunderte aufgespeicherten Ertrag sie in Gold und Silber in ledernen Schläuchen im Fort von Serachs aufbewahrten. Auch hatten zahlreiche Speculanten in Menschenfleisch dort ihren bleibenden Aufenthalt genommen, um unter den allezeit dort en dépôt sich befindlichen persischen Gefangenen ihre Auswahl zu treffen und die Angekauften ins Innere weiter zu befördern.

Diesen Stapelplatz von Hehlern des abscheulichsten Trafiks zu zerstören, die dort festgehaltenen Opfer desselben zu befreien und bei dieser Gelegenheit sich der daselbst vermutheten Reichthümer zu bemächtigen war begreiflicherweise ein lange gehegter Wunsch des Cabinets von Teheran, zu dessen Ausführung das Jahr 1832 eine günstige Gelegenheit darbot. In diesem Jahre nämlich war es Abbas Mirza, dem ältesten Sohne und erklärten Thronfolger des persischen „Großkönigs" Fethali Schah, dank seiner durch englische Exerciermeister vervollkommneten Belagerungsartillerie, gelungen, die festen Plätze der aufständischen Häuptlinge von Chorassan zu brechen, und so freie Hand zu gewinnen, um einen Theil seines etwa 20.000 Mann starken Operationscorps nach anderen Richtungen verwenden zu können.

[1] In den Jahren 1812 und 1813 gelang es einem frommen Betrüger aus Turkestan, Namens Chodscha Jussuf, bedeutende Massen von Turkmanen mit dem ausgesprochenen Zwecke der Eroberung von Persien gegen dieses Land in Bewegung zu setzen. Sein Fall in einem blutigen Gefechte oberhalb Astrabad (11. September 1813) verhinderte weiteres Unheil.

Die, wie gesagt, schon lange beabsichtigte Züchtigung der Turkmanen von Serachs war das nächste Ziel, das er sich hiebei vorsetzte. Zwei Jahre früher hatte eine von denselben unterstützte Rauberpedition eine zahlreiche Karawane persischer Wallfahrer und Kaufleute überfallen, 200 davon getödtet und bei 500 in die Sclaverei entführt, unter welch' letzteren sich sogar ein Verwandter des Schah befand, den man jedoch noch rechtzeitig und, da sein Rang den Banditen unbekannt geblieben war, um den verhältnißmäßig wohlfeilen Preis von nur 500 Pfd. Sterling hatte auslösen können. Im Sommer des zweitfolgenden Jahres und während der Kronprinz bereits in Chorassan stand, hatte ein ähnlicher Einfall stattgehabt, wobei 115 Sclaven und 400 Stück Vieh erbeutet wurden, wie auch der berühmte Bochara-Reisende A. Burnes bestätigt, welcher den rückkehrenden Räuberhaufen bei seiner Durchreise in Serachs selbst zu sehen Gelegenheit fand.

An hinreichenden Motiven zur Waltung des Strafamtes fehlte es somit dem Perserfeldherrn nicht. Im Interesse der leichteren Vollziehung desselben mußte jedoch die Absicht hiezu vor allem geheimgehalten werden. Den disponibel gewordenen Expeditionstruppen wurde daher verkündigt, es handle sich um einen Kriegszug gegen Herat, dessen Statthalter, der afghanische Prinz Kancran Mirza, während der letzten Wirren in Chorassan für die Aufständischen offen Partei ergriffen hatte. Zugleich wurde der zeitweilige Gouverneur von Meschhed, ein Sohn des Kronprinzen, insgeheim angewiesen, die kurz vorher mit Geschenken und Protestationen von Unterwürfigkeit dort eingetroffene Deputation der Salur-Turkmanen unter Vorwänden zurückzuhalten und durch freundliche Behandlung über die gegen ihre Landsleute gehegten Projecte zu täuschen. Am 7. October endlich zog Abbas Mirza mit seinen Truppen durch das nach Herat führende Thor von Meschhed aus. In kurzer Entfernung jedoch schwenkte er plötzlich gegen Nordost um, und die Seinen in den neuen Kriegsplan einweihend, trat er den Marsch nach der Oase von Serachs an. Fünf Tage später erreichte er Akderbend, den äußersten befestigten Grenzpaß Chorassans gegen die Turkmanenwüste, wo er sich mit einer anderen, scheinbar in die Heimat entlassenen, im Geheimen aber dorthin beorderten Truppenabtheilung vereinigte. Von dort maschirte er in vier, von je einem seiner Söhne befehligten Colonnen vorwärts. Den Vortrab bildete unregelmäßige Reiterei. Ihr folgte er selbst mit den Serbazen, d. i. der regulären Infanterie aus Astrabad. Hinter ihm zog die in derartigen Kämpfen bereits erfahrene Cavalerie aus Chorassan. Disciplinirtes Fußvolk und leichte Reiter aus Azerbeidschan nebst dem Geschütze, unter dem Commando seines ältesten Sohnes Mohammed, des nachmaligen Königs, schloß den Zug. Etwa fünf Wegstunden trennten jede der Colonnen von der andern, welche Distanz bei harter Strafe während des Marsches aufrecht erhalten werden sollte, um etwaige Angreifer zwischen zwei Feuer zu bringen. Letztere Maßregel, welche nach Versicherung des einheimischen Historiographen, dem diese Einzelheiten entnommen sind „den macedonischen Alexander und Karl den Zwölften von Schweden im Höllenpfuhle aus Neid und Eifersucht doppelt glühen machte“, erwies sich auch in der That als gut berechnet, indem ein turk-

manisches Reitergeschwader aus dem Stamme der Saruk, das eben mit Sclaven und Beute aus Persien heimkehrte, wirklich zwischen die letzten beiden Colonnen gerieth, und so umringt und gefangen wurde. Auch blieben die Schwierigkeiten und Entbehrungen des fünftägigen Wüstenmarsches hinter den Schreckensschilderungen zurück, durch welche man den ausziehenden Kronprinzen von der Expedition hatte abschrecken wollen, welcher Umstand den Höflingen seines Gefolges willkommene Veranlassung bot, den Glücksstern ihres Gebieters in überschwänglichen Ghaseln zu lobpreisen.

„Ein Horst des Unheils, Centrum aller Plage
Sei nach Serachs der Weg — so ging die Sage —
Voll Dunkel wie das Herz des Antichrists,
Eng wie der Pfad am Auferstehungstage[1].
Da kamst des Weges Du, o Prinz, und sieh'
Als eitles Mährchen wies sich aus die Klage.
Du kamst — und Quellen rauschten aus dem Sand,
Jasmine sproßten aus dem Dornenhage."

Unmittelbar nach der Ankunft des Expeditionscorps vor Serachs fand ein wilder Angriff der Salurcavalerie auf den mit 2000 Reitern zur Recognoscirung ausgeschickten Prinzen Tahmasb statt, der auch in die Pfanne gehauen worden wäre, hätte nicht sein herbeieilender älterer Bruder Mohammed, der spätere König, dank seiner Uebermacht, die Angreifer zurückgeworfen. Indessen hatte der Kronprinz selbst das Geschütz auf den um das Fort von Serachs gelegenen Hügeln aufpflanzen lassen und wollte eben die Beschießung eröffnen, als die Besatzung ihre paar tausend persischen Gefangenen auf den Wall schleppte und dort lautes Geschrei um Schonung erheben ließ, so daß den Belagerern nur die Wahl blieb, entweder innezuhalten oder, ihre Landsleute niederschmetternd, den besten Zweck ihrer Unternehmung mit eigenen Händen zu vereiteln. Im Interesse beider Theile schien es daher angezeigt zu unterhandeln. Zwei der Angesehensten aus der Besatzung, Bali Moharrem Behadir und Adina Kurt Chan, erschienen in Begleitung der Weiber der in Meschhed zurückgehaltenen Deputirten im persischen Lager und trugen den Austausch dieser ihrer Abgesandten gegen die im Fort befindlichen Perserſclaven als Friedensbedingung an. Der Kronprinz wies sie jedoch mit dem Bedeuten zurück, vorerst nur selbst mit der Herausgabe dieser letzteren zu beginnen; die Auslieferung der Deputirten würde dann später nachfolgen. Zugleich wurden die fürbittenden Frauen im Lager zurückgehalten. Hiedurch in die Enge getrieben, entschlossen sich die Belagerten der Forderung nachzugeben und die gefangenen Schiten, bei dreitausend an der Zahl, wurden dem persischen Lager überantwortet, worauf die Unterhändler in das Fort zurückkehrten, die Uebergabe desselben zu vermitteln. Die Ihren weigerten sich aber unter solchen Verhältnissen die Waffen zu strecken und machten sich zum Widerstande bereit.

[1] Der Koran nennt ihn Sirat, dünner als ein Haar und schärfer als ein Schwert. Die Gerechten werden anstandslos über ihn hinwandeln, die Bösen aber auf ihm straucheln und ins ewige Feuer stürzen.

So wenigstens giebt einer der befragten orientalischen Autoren an, setzt jedoch ein paar Zeilen weiter hinzu, die Perser hätten ihrerseits nur aus Furcht ihre Landsleute zu schädigen, so lange mit dem Angriffe gezögert, nach deren Auslieferung jedoch sei für sie kein Grund mehr vorhanden gewesen, den Feind zu schonen. Wie dem sei, mit oder ohne Bruch der eingegangenen Verbindlichkeiten umzingelte die persische Infanterie plötzlich das Fort; das von den Höhen umher spielende Geschütz warf in wenig Minuten die schlechten Lehmwälle über den Haufen und — um uns der eigenen Worte des persischen Chronisten zu bedienen — „über die Trümmer drangen die beutegierigen Milizen nach altiranischer Weise, ohne Sturmgeräth und anderen Schutzbehelfen, wie Ameisen und Heuschrecken an den Mauerresten emporkletternd, unter Kriegsgeheul, einer auf den Schultern des andern zur Höhe empor. Säbel und Handschar, Dolch, Lanze und Schlachtmesser wütheten. Alt und Jung, Gesund und Krank, Mann und Weib, Groß und Klein wurden in Stücke gehauen, die Leichen zu Hügeln aufgeschichtet.“ Auch Bali Moharrem, der Friedensunterhändler, erlag im Gemetzel. „Dunkles Roth färbte die Wellen des (benachbarten) Tejen-Flusses, in Rubin verwandelte sich der Diamantstahl der Säbel, purpurn wie die Blüthen des persischen Hollunders erglänzten die blauen Eisenspitzen der Lanzen, und statt, wie bisher, lachende Metallblitze umherzuschleudern, troffen die hellen Klingen der Schwerter gleich Wolken von schweren Thränen niederrinnenden Blutes.“

Eine Stunde lang währten Mord und Plünderung. Der Reichthum an Beute übertraf noch die gehegten Erwartungen, denn Serachs hatte beinahe ein Jahrhundert lang der Ruhe genossen und centnerweise war das Gold dort aufgespeichert Der Antheil des letzten persischen Kriegsmannes soll den Betrag von 1000 Toman (beiläufig 500 Pfd. Sterling) überschritten haben Der Kronprinz verzichtete auf den ihm gebührenden Theil an Bargeld, behielt aber die noch überlebenden dreitausend Salurfamilien und bei dreihundert Stück jener durch ganz Asien berühmten Pferde für sich, deren Zucht den Turkmanen dieser Oase so viel Ruf und Gewinn eintrug. Vierhundert und fünfzig Sclavenhändler, den verschiedensten Gegenden und Stämmen angehörig, die ihr häßliches Gewerbe dem dortigen Stapelplatze zugeführt hatte, wurden, nach dem Grundsatze des Vergeltungsrechtes, den erlösten Perserslaven übergeben und von diesen in Stücke gehauen, die Ueberbleibsel des Forts der Erde gleich gemacht. Ein Hülfscorps von 1500 turkmanischen Reitern das auf die Nachricht vom Anrücken der Perser, von Merw aus zum Entsatze ihrer Stammesgenossen herbeigeeilt war, fand das Werk der Zerstörung bereits vollendet und kehrte daher ohne Schwertstreich wieder um.

„Entsetzen über diese Züchtigung“ — frohlockt unser orientalischer Gewährsmann — „erfüllte Turkestan von einer Grenze zu der andern; lange nachher noch lullten seine Mütter, wie früher jene Roms mit dem Namen Hannibals, ihre Kleinen mit dem Schreckensworte ein: Abbas Mirza stehe vor der Thüre, und die Beherrscher von Chiwa und Bochara, schlaflos aus Furcht vor dem siegreichen Königssohne

erblickten in jedem neuen Morgen den Schreckenstag des anbrechenden Weltunterganges."

Nachhaltend wohlthätige Folgen für die Ruhe und Sicherheit der persischen Landbevölkerungen hatte übrigens dieser Racheact nicht, denn schon im folgenden Jahre kehrten die kriegsgefangenen Salur-Familien, vom Chan von Chiwa um den Preis von fünf Pfund Sterling per Mann losgekauft, neuerdings in ihre Wüstenheimat zurück, und wenige Monate später wissen die einheimischen Chronisten bereits wieder von einem erbitterten Kampfe zwischen anderen Turkmanen-Horden und dem Prinzen-Statthalter von Chorassan zu erzählen; einem Kampfe, der noch dazu keineswegs zu Gunsten des Letzteren ausgeschlagen zu haben scheint. Auch die Salur-Turkmanen scheinen sich seither von dem ihnen beigebrachten Schlage wieder vollständig erholt zu haben, denn erst vor vier Jahren meldete die persische Hofzeitung[1] einen hartnäckigen Kampf zwischen ihnen und einem persischen Expeditionscorps bei Jol atan, einem Fort auf dem Wege von Meschhed nach Merw, wohin sie in Folge der erzählten Schicksale von Serachs ihre Heimat verlegt hatten. Streifzüge sind somit, wie sich hieraus ergiebt, eben nur Palliative gegen das turkmanische Räuberunwesen und selbst als solche nur von ganz oberflächlicher Wirkung. Wohlorganisirte Militärcolonien, nach Art der von Rußland im Kaukasus angewendeten „Krepostien" dürften allein ein langsames aber sicheres Heilmittel abgeben, wozu freilich eine für das Wohl ihrer Unterthanen besorgtere und auch mächtigere Regierung gehört, als die, welche heut zu Tage Persien vorsteht

---

Zur Kunde der deutschen wissenschaftlichen Vereine in Siebenbürgen.

Zur Pflege deutscher Wissenschaft bestehen gegenwärtig in Siebenbürgen zwei Vereine: der Verein für siebenbürgische Landeskunde, und der siebenbürgische Verein für Naturwissenschaften.

Wir überlassen es Fachmännern über die Thätigkeit und die Leistungen des letztgenannten Vereines zu berichten. Aus kleinen Anfängen und mitten unter den Wirren der Revolution entstanden, zählt er jetzt 260 ordentliche, 41 correspondirende und 35 Ehrenmitglieder, steht mit 78 wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen in Europa, America und Australien im Schriftenverkehre und ist im Besitze von Sammlungen, welche man an der Ostgrenze wohl schwerlich suchen würde. Unmöglich kann man diese Sammlungen erwähnen, ohne eines Mannes zu gedenken, dessen Patriotismus sie mit den werthvollsten Geschenken bereichert hat. Es ist dies der in den weitesten Kreisen Europa's längst rühmlichst bekannte

[1] Blatt vom 13. September 1860.

Africa-Reisende Franz Binder. Im Jahre 1820 zu Mühlbach geboren, war er 1849 in den Orient gegangen und nach wechselvollen Schicksalen endlich nach Chartum gelangt, wo er sich durch verständige Betriebsamkeit und namentlich durch einen gewinnreichen Handel mit Elfenbein ein bedeutendes Vermögen sammelte. Im Jahre 1862 nach Siebenbürgen zum Besuche seiner Verwandten gekommen, machte er dem genannten Vereine eine Schenkung africanischer Natur- und Kunsterzeugnisse, deren Reichthum und Werth den damals zufällig in Hermannstadt anwesenden berühmten Africa-Reisenden Barth so sehr überraschte, daß er ganz erstaunt fragte: „Und das hat er Ihnen alles geschenkt?" Dieselbe Frage würde Barth wohl auch jetzt bei dem Anblick einer zweiten, dem Vereine vor wenigen Wochen gemachten Schenkung wiederholen.

Der Kaiser hat die Verdienste dieses Mannes um österreichische in jenen Gegenden lebende Unterthanen und um die Förderung wissenschaftlicher Zwecke durch dessen Ernennung zum österreichischen Viceconsul in Chartum und die Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone ehrend anerkannt; in seinem Vaterlande und seiner Nation aber hat er sich ein unvergängliches Andenken gestiftet. Gegenwärtig in Hermannstadt, gedenkt Binder eine Reise in Europa zu machen, den nächsten Winter in Kairo zuzubringen und im Frühling für immer in seine Heimatstadt zurückzukehren.

Ueber den Bestand und die Leistungen des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, welcher statutenmäßig keine eigenen Sammlungen besitzt, hat der gegenwärtige würdige Vorstand desselben, k. k. Finanzrath Joseph Trausch, in dem jüngst erschienenen Hefte des von dem Ausschusse herausgegebenen Vereinsarchives berichtet [1]. Wir ersehen daraus und aus dem letzten Jahresbericht, daß der Verein am Schlusse seines Verwaltungsjahres 1862—63 428 ordentliche und 48 correspondirende Mitglieder zählte und mit 61 wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinen im Schriftenverkehre stand.

Indem wir die Leser dieser Blätter auf das in dem genannten Hefte enthaltene vollständige Verzeichniß sämmtlicher in den bisherigen Heften erschienenen Aufsätze verweisen, beschränken wir uns hier darauf, zwei unlängst unter Mitwirkung des Vereines veröffentlichte größere geschichtliche Werke in Kürze zu besprechen.

Das erstere unter diesen beiden Werken führt den Titel?

„Siebenbürgische Chronik des Schäßburger Stadtschreibers Georg Kraus 1608 bis 1665. Herausgegeben von dem Ausschuß des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Wien 1862 bis 1864. 2 Bände gr.-8°"

und bildet den 2. und 4. Band der von der historischen Commission der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegebenen „Scriptores rerum austriacarum". Auf Kosten der Akademie gedruckt, ist es daher ein neuer Beleg dafür,

[1] Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Sechster Band. 2. Heft. Kronstadt 1864. 8° S. 266 ff. Die Namen der Verfasser der einzelnen Archivaufsätze sind bloß bei der neuen Folge angesetzt worden.

wie wohlthätig und fördernd die von dem unvergeßlichen Vereinsvorstande Freiherrn Joseph Bedeus von Scharberg durch Vermittlung des gelehrten Vicedirectors des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchives v. Chmel eingeleitete Verbindung mit der genannten Akademie für dessen Zwecke geworden ist. Die früher schon auf Kosten der Akademie erfolgte Herausgabe des ersten Bandes eines von dem Vereine veranlaßten siebenbürgischen Urkundenbuches ist bekannt. Leider ist der gelehrte Archivar des mehrfach erwähnten Archives, Firnhaber, welcher den verdienstvollen Dr. Teutsch bei der Arbeit unterstützte, seither der Geschichtsforschung durch einen zu frühen Tod entrissen worden.

Eine wahre Zierde des hier besprochenen Werkes ist die von dem gelehrten und fleißigen Geschichtsforscher Johann Fabritius (evang. Stadtprediger in Schäßburg) geschriebene Einleitung dazu über die Schäßburger Chronisten des siebenzehnten Jahrhunderts. In lichtvoller Darstellung weist der Verfasser nach, wie die wechselvollen Ereignisse Siebenbürgens nach der Mohácser Schlacht nicht nur überreichen Stoff lieferten, sondern auch die Zeitgenossen zur Aufzeichnung für eine vielleicht glücklichere Nachwelt drängten, andererseits aber, wie das durch die Kirchenreformation wesentlich verbesserte Schul- und Unterrichtswesen die Zahl der zu solchen Aufzeichnungen geeigneten Männer vermehrte. Dieser Erörterung folgt eine höchst interessante Uebersicht der in dem Sachsenlande seit der berühmten Kronstädter Wandchronik von dem Reformator Joh. Honterus entstandenen Chroniken. Ausführlicher behandelt der Verfasser darauf das Leben und die einschlägigen Schriften der Schäßburger Chronisten des 17. Jahrhunderts, insoweit sie ihm bekannt und zugänglich gewesen, in chronologischer Aufeinanderfolge. Die Darstellung beginnt mit dem 1603 an der Pest verstorbenen Schäßburger Stadtpfarrer Petrus Suenis und schließt mit dem aus Schäßburg stammenden,, später vom Superintendenten Georg Haner, dessen historische Arbeiten zum Theile schon dem achtzehnten Jahrhunderte angehören.

Am längsten verweilt der Verfasser, wie natürlich, bei Georg Kraus, welchem wir die vorliegende Chronik danken. Daß die Bezeichnung der in dem Superintendentialarchive zu Birthelm befindlichen Originalhandschrift Codex Krausio-Kelpianus auf der irrigen Voraussetzung beruhe, daß Kelp — bekannt durch sein Werk über den Ursprung der Sachsen in Siebenbürgen [1] — die von Kraus begonnene Arbeit fortgesetzt habe, wird überzeugend nachgewiesen.

Wie aus dessen S. XCIII ff. abgedruckten Originalaufzeichnungen hervorgeht, war Kraus der Sohn eines Hermannstädter Handelsmannes. Im Jahre 1607 geboren, studirte er erst in Klausenburg, dann in Hermannstadt, machte später von Padua aus, wo er die Rechte studirte, eine große Reise durch das südliche Italien, Die furchtbare Pest des Jahres 1630 trieb ihn von der Universität fort und auf Umwegen kehrte er im Frühlinge 1631 nach Hause zurück. Mit Uebergehung seiner Familienverhältnisse bemerken wir nur, daß er 1646 nach Schäß-

[1] Mart. Kelp. Natales Saxonum Transilvaniæ Lipsiæ 1684. 4.

burg übersiedelte, daselbst das Notariat übernahm und bis zu seinem 1679 erfolgten Tode bekleidete.

Auf Veranlassung des Rathes begann er 1651 die Ausarbeitung der vorliegenden Chronik, die sich an die Chronik von Ursinus anschließt.

„Wenn Kraus", sagt Fabritius, „auch sehr viel niederschrieb, was er selbst erlebt und gesehen hatte, so benützte er doch auch zahlreiche und mannigfaltige Quellen." Ausführlich werden diese darauf besprochen und gewürdigt.

Wir können das beifällige Urtheil, welches Fabritius auf Grund dieser Erörterungen über die Chronik ausspricht, unbedenklich unterschreiben. Sie ist ein lebensvolles Gemälde des Zeitraumes, welchen sie umfaßt, und ihre Veröffentlichung und allgemeine Verbreitung gerade in unseren Tagen sehr willkommen und wünschenswerth, wo historische Sophistik und tendentiöse Aufstutzung der Begebenheiten des 16. und 17. Jahrhunderts allen Ernstes zu beweisen sucht, der Zeitraum vom Jahre 1526 an bis zur Gelangung Siebenbürgens an Oesterreich sei der eigentliche Glanzpunkt seiner Geschichte und nichts als eine lange und ununterbrochene Reihe schöner Tage von Aranjuez gewesen. Niemals kann wohl mit dem Namen der Unabhängigkeit ein frecheres Spiel getrieben werden, als wenn man sie Fürsten zuschreibt, die der Pforte zinspflichtig waren und einander häufig genug um die schmachvolle Ehre, Vasallen des Erbfeindes der Christenheit zu sein, blutig bekämpften.

Gerade zur Verwahrung gegen solche Geschichtsmacherei, die unlängst sogar den berüchtigten Cardinal Martinuzzi zum größten Patrioten seiner Zeit gestempelt hat[1], ist das Studium der auch in ihrer Darstellung vortrefflichen Kraus'schen Chronik ausnehmend geeignet. Sie giebt uns eine lange Reihe von treuen Bildern aus dem wirklichen Leben jener Zeit, und wenn wir mit der Rundschau fertig sind fühlen wir es wohl, daß jede Chronik der beiden genannten Jahrhunderte den Namen eines siebenbürgischen Würgengels, welchen bekanntlich Miles seiner Chronik des 16. Jahrhunderts gegeben hat, mit dem vollsten Rechte verdient.

Mit derselben Sorgfalt wie die Einleitung hat Fabritius auch die am Schlusse des Werkes befindlichen Worterklärungen und den Index bearbeitet.

Wir können diese Anzeige nicht schließen ohne zu bemerken, daß die kaiserl. Akademie mit gleicher Liberalität die Veröffentlichung der von dem verstorbenen Pfarrer von Hammersdorf M. Ackner und dem Gymnasialdirector in Schäßburg Fr. Müller bearbeiteten Sammlung aller römischer Inschriften Siebenbürgens durch ihre Subvention ermöglicht und der Druck dieses Werkes bereits begonnen hat.

(Schluß folgt.)

---

[1] Vgl. Georg Utyeženich (Cardinal Martinuzzi) von J. M. Schwicker in der Zeitschrift für Realschulen, Gymnasien und verwandte Lehranstalten, herausgegeben von Dr. A. Kopetzky, A Keil und W. F. Warhanek. 7. Jahrg. 3. Heft. 2. Abth. Wien 1863.

Die Bock'sche Sammlung von Webereien und Stickereien.

(Jetzt Eigenthum des k. k. österr. Museums.)

J. F. Es ist mit dieser nachgerade unter allen Archäologen und Kennern Europa's berühmt gewordenen Sammlung gegangen wie überhaupt mit den modernen archäologischen Studien: Anfangs aus einer der übrigen Welt unbegreiflichen und auch oft unbewußten Vorliebe für das Alte, die von Vielen Schwärmerei gescholten wurde, hervorgegangen, haben sie allgemach bei wachsender Einsicht und veränderter Geschmacksrichtung praktische Bedeutung gewonnen. Die Zeit hat gelehrt, daß diejenigen, welche in dieser Beziehung für Thoren galten, weise Männer waren, indem sie vorahnend oder mit bewußter Ueberzeugung für die Zukunft arbeiteten und sammelten und diejenigen, welche sich die klugen Männer der Praxis dachten, haben sich zu jener Leute Ansicht bekehrt oder sind auf dem Wege es zu thun.

Der bisherige Eigenthümer und Gründer der in Rede stehenden Sammlung, Dr. Franz Bock, Stiftsherr am Münster in Aachen, gehört auch zu den erwähnten Leuten, denen in Sachen von Kunstindustrie das Alte lieber ist als das Neue. Wie ein jeder Kunstfreund, namentlich wenn er Sammler ist, eine specielle Passion zu haben pflegt, so hatte auch er die seine und zwar auf Erzeugnisse mittelalterlicher Weberei und Stickerei. Das schien nun manchem sehr verwundersam, denn was er auf diese Weise zusammenzubringen vermochte, konnte mit wenigen oder späten Ausnahmen dem blöden laienhaften Auge nicht viel anders erscheinen, denn als verschossene, zerfaserte, abgeriebene Fetzen oder doch gar traurige Ueberreste alter Herrlichkeit, die sich nur dem Seherauge dunkel eröffnete.

Indeß ließ er sich durch dergleichen Urtheile, die gewiß nicht ausgeblieben sind, nicht irre machen. Mit Sammlergeist und Kennerblick versehen, begünstigt auch wohl durch seine Stellung, die ihm Vertrauen erweckte und Thüren erschloß, welche für Andere sieben Siegel tragen, brachte er auf jahrelangen Reisen durch alle Länder und Stätten alter Industrie und nicht ohne bedeutende Kosten eine Sammlung zu Stande, welche nach Hunderten von Stücken zählte und mit ihren Beispielen die ganze Zeit vom siebenten Jahrhundert bis zum sechszehnten und siebenzehnten umfaßte. Wenn man die Vergänglichkeit des Stoffes bedenkt, worauf er sein Augenmerk richtete, die Sorglosigkeit und Mißachtung, mit der diese Gegenstände, sobald sie außer Gebrauch kommen, behandelt wurden, so wird man zugeben, daß eine Sammlung dieser Art, die eine gute Reihe von Hunderten aus jenen fernen Zeiten aufweiset, schon etwas sagen will. Ja, von dem praktischen Werthe abgesehen, den wir noch ganz dahingestellt sein lassen, sind alle archäologischen Kenner darüber einig, daß die Bock'sche Sammlung nicht bloß einzig in ihrer Art ist, sondern auch nun und nimmer eine zweite, ihr gleiche, wieder zusammengebracht werden kann.

Der Gründer selbst war auch der Erste, welcher zeigte, wie man eine solche Sammlung verwerthen könne, und zwar in doppelter Beziehung, für die Wissenschaft wie für das Leben. Was die erstere betrifft, so schrieb er vorzugsweise auf Grundlage eben dieser seiner gesammelten Schätze sein umfangreiches Werk, die Geschichte der kirchlichen Gewänder im Mittelalter und andere kleinere Arbeiten daneben. Für die Praxis begnügte er sich nicht damit eine Anzahl von Musterzeichnungen zu beliebiger Flächenverzierung im Farbendruck herauszugeben, sondern er verstand es auch, am Rhein, zunächst für den Bedarf der Kirche, Stickerei und Weberei nach mittelalterlichen Mustern und mittelalterlicher Technik neu zu erwecken und so unternehmenden und verständigen Fabricanten einen höchst einträglichen Geschäftszweig zu eröffnen.

Mochte diese anregende und fruchtbringende Thätigkeit ihres Gründers Vieler Augen auf die Sammlung hingelenkt haben, so war es doch ein anderer Umstand, welcher ihren Werth außerordentlich erhöhte, ja unschätzbar machte. Mittlerweile ist nämlich in den allerletzten Jahren das eingetroffen, was die weisen Sammler und Kunstfreunde vorausgesehen oder geahnt hatten: Es ist der Geschmack, der Kunststil auf dem gesammten Gebiet industriellen Schaffens in einer vollständigen Revolution begriffen. Man hat die künstlerische Nichtigkeit der bisherigen modernen Ornamentirungsweise eingesehen, soweit überhaupt Einsicht und Verständniß auf diesem Gebiet vorhanden sind, und hat zugleich mit richtigem Sinne herausgefühlt, daß es sich nicht um einen Wechsel der Mode handle, sondern daß man überhaupt eine solidere Basis für diese ganze Art der Musterthätigkeit gewinnen müsse. Diese Basis ist aber nur aus den Mustern und der Lehre vergangener Stile zu erreichen, und man sieht sich deßhalb genöthigt, woran früher kein Mensch gedacht hat, kunstindustrielle Museen zum Zweck der Lehre und der Nachbildung anzulegen. Es ist klar, welche Bedeutung unter diesen Umständen eine Sammlung, wie die Bock'sche, die ganz eigentlich für den gleichen Zweck geschaffen war, gewinnen mußte.

Deßhalb hat denn auch das South-Kensington-Museum in London, dessen Leitern wohl Niemand den praktischen Blick absprechen wird, nicht Bedenken getragen, wenigstens die Hälfte der Sammlung um einen verhältnißmäßig hohen Preis an sich zu bringen. Nur augenblickliche pecuniäre Schwierigkeiten haben es verhindert, das nicht das Ganze in sein Eigenthum übergegangen ist. Um die zweite, völlig gleiche Hälfte bewarben sich mehrere Staaten oder Museen und boten den gleichen Preis, allein der Besitzer zögerte damit, sie hinwegzugeben, weil er sie Deutschland erhalten wünschte und am liebsten in Oesterreich gesehen hätte. Die Möglichkeit dazu bot sich auch dar mit der Constituirung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Die einsichtsvolle Bereitwilligkeit des Curatoriums und das zu Dank verpflichtende Entgegenkommen des Besitzers, der einen um ein Drittheil ermäßigten, in Raten zu zahlenden Preis stellte, erleichterten das Arrangement. So kam der Ankauf ohne Schwierigkeit zu Stande, so daß die Sammlung mit einem sorgfältig und ausführlich gearbeiteten Katalog sofort in das

Eigenthum des österreichischen Museums übergehen konnte, in dessen Räumen sie sich bereits befindet.

Die Hälfte der ursprünglichen Sammlung, die wir somit unser nennen, zählt 404 Nummern, aber weit mehr Stücke, da oft mehrere zusammengehörige oder ähnliche unter einer Nummer begriffen sind Der Zeit nach umfaßt sie, wie schon oben erwähnt, das ganze Mittelalter vom siebenten Jahrhundert an und bietet dazu noch eine große Anzahl Stücke aus der guten, nachahmenswerthen Renaissance des sechszehnten Jahrhunderts. Einzelne wenige Stücke von besonders technischer Bedeutung gehören den beiden letzten Jahrhunderten an. Die meisten Gegenstände sind zwar nur Fragmente, aber sie sind doch von der Art, daß man ihre Bestandtheile erkennen und das Muster zusammensetzen kann, so daß sie also in der Hauptsache genügen; viele aber sind noch vollständig in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, seien sie nun Tücher oder Decken oder ganze Gewänder.

Stofflich und technisch betrachtet, finden wir den ganzen Reichthum der Erzeugungsweise des Mittelalters vertreten, welches aus der textilen Kunst weit mehr und in der That eine wahre Kunst, so zu sagen eine Fadenmalerei machte. Wir finden Gewebe, Stickereien, Filets und Spitzen und gemischte Technik, wie sie jene Zeit gern und häufig anwendete. Wir finden Seide, Wolle, Leinen in der verschiedenartigsten Verwendung und Vermischung; die Seide zum Beispiele angefangen mit dem feinsten Byssus, der so zart ist, daß er uns aus der Mährchenwelt jene Feengeschenke für Prinzessinnen in die Erinnerung rief, Kleider, welche man durch einen Ring ziehen oder in einer Nußschale bergen konnte, und im Gegensatz dazu so dicke Seidengewebe, als ob sie absichtlich für die Ewigkeit bestimmt seien, Gewebe, welche modernen Fabricanten einen Schrei des Entsetzens über diese Verschwendung des kostbaren Stoffes entlocken würden. Wir sehen ferner, was Seide betrifft, Cendal oder Sendel und Sammt, sodann Seide mit Leinen, mit Wolle, mit Gold- und Silberfäden u. s. w. Ebenso können wir Leinen und Wolle bis aufwärts zu figurenreichen Gobelins verfolgen. Bei der Stickerei mögen wir an den vorhandenen Beispielen ebenso die Kunst der Arbeit wie die mannigfache Technik bewundern und werden uns den Seitenblick auf ihre tiefe Versunkenheit in den Händen moderner Damen nicht ersparen können. Sehen wir uns geographisch in unserer Sammlung um, so werden wir von Byzanz nach Sicilien und Spanien geführt und folgen der Kunst über Italien, insbesondere Lucca, Genua, Venedig, nach Deutschland, Frankreich und den Niederlanden. Betrachten wir die Muster, so finden wir darin nicht bloß den Geschmack, die ornamentale Ausdrucksweise verschiedener Zeiten, Kunststile und Völker, sondern wir steigen die ganze Linie der Flächenornamentik aufwärts, vom einfachsten Zickzackmuster an bis zur figurenreichen Malerei.

Nach diesen wenigen Bemerkungen wird sich leicht nachweisen lassen, wie die Industrie aus unserer Sammlung den mannigfachsten Nutzen zu ziehen vermag. Zunächst kann sie daraus eine Unzahl der schönsten und originalsten Muster entnehmen und zwar gerade solche, die recht die Modemuster der nächsten Zukunft

zu sein beginnen, so daß durch ihre geschickte Benützung sicherlich die geschäftliche Seite nicht zu kurz kommt. Und, wohlgemerkt, diese Muster gelten nicht bloß für Fadenstoffe, sondern, weil sie zumeist aus richtigem Verständniß hervorgegangene Muster der Fläche sind, so lassen sie sich, so wie sie sind, oder mit leisen Aenderungen, überall zu entsprechender Ornamentation von ebenen Flächen verwenden, wie z. B. zu Tapeten, zu Papiermustern, zu gemalten Wanddecorationen u. s. w. Sodann wird dem Künstler durch das Studium, durch die Nachbildung und Vergleichung dieser zahlreichen und verschiedenartigen Muster überhaupt die Befähigung werden, worauf es doch am Ende ankommt, in richtigem Geiste neue Ornamente zu schaffen. Er wird ferner, die coloristische Seite ins Auge gefaßt, unserer Sammlung eine Anzahl schöner und mannigfacher Farbencompositionen entnehmen können, und kann zugleich an den Mustern des Mittelalters studiren und lernen, wie man weithinwirkende, effectvolle und doch schöne Prachtstoffe zu Stande bringt, und an denen der Renaissance, wie man zarte, mehr schimmernde als leuchtende Wirkung erzielt — eine Kunst, worin die Gegenwart im Dunkeln tappt und ganz ohne Bewußtsein der Mittel und Wege handelt.

Verspricht somit die Sammlung vom rein künstlerischen Standpunkte aus schon einen höchst bedeutenden Nutzen, so ist derjenige, welcher einfacherweise aus der Technik hervorgehen kann, vielleicht nicht geringer zu schätzen. Wir stellen uns, was eben die Technik betrifft, mit unserem Webestuhl hoch über die Alten, und doch finden sich in unserer Sammlung schon aus dem frühen Mittelalter Verfahrungsweisen, bei denen selbst der erfahrenste Praktiker nicht weiß, wie man es gemacht hat, ja, von denen er nicht einmal sagen kann, ob es Stickerei oder Wirkerei ist. Der Höhe der mittelalterlichen Stickerei haben wir schon oben gedacht. Hier muß nothwendig auf Grundlage der alten Technik eine Neuerung eintreten, sollen wir endlich von der eben so unbeholfenen wie in ihren Mustern stilistisch verkehrten Straminstickerei befreit werden, welche alle Wohnungen entstellt und alle Weihnachtstische verdirbt.

Nur als einen Nebengewinn wollen wir es betrachten — denn wir haben es bei dem österreichischen Museum zunächst mit der Praxis zu thun — wenn auch die Wissenschaft aus dieser Sammlung ihren Nutzen ziehen kann Die Geschichte der Ornamentik, namentlich was die Wanderungen und Wandlungen der Ornamente in ihrem geschichtlichen Zusammenhange betrifft, ist lange noch nicht genügend ausgearbeitet worden, und sie wird manches Beispiel, manchen guten Gedanken, manche Aufklärung aus unseren Stoffmustern holen können. Sodann geben sie eine gute Unterlage und gute Illustrationen für eine Geschichte der Weberei und eine Geschichte der Stickerei im Mittelalter, die beide noch zu schreiben sind, wenigstens, wenn man einigermaßen Vollständigkeit und Lösung der vielen Räthsel verlangt.

Man sieht wenigstens, daß mannigfacher Gewinn in unserer Sammlung als eine Möglichkeit verschlossen liegt. Daß die Zeit kommen wird, wo die Industrie sich ihrerseits ihren Schatz heben wird, daran zweifeln wir nicht, sollte es auch

erst geschehen, wenn sie, von außen her belehrt, einsehen wird, daß es sich nicht bloß um eine Verbesserung des Stils, sondern auch um ein gutes Geschäft handelt. Wir wünschen aber auch, daß das Publicum die Sammlung studire und wollen schließlich dasselbe ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht haben. Wir geben ihm zu bedenken, daß heutzutage in Geschmackssachen gar nichts ärger darniederliegt als die ganze Ornamentik, womit sich der Mensch in seiner Wohnung umgiebt, ja daß das Allerärgste und Verkehrteste gerade die Muster und Verzierungen der Kleiderstoffe sind, daß somit das Menschenkind im fürchterlichsten Barbarismus heranwächst und sein Geschmack ganz eigentlich von der Wiege an durch und durch verderbt wird. Hier müssen Alle zum Guten helfen, daß dem ein Ende werde, Mütter, Erzieher, Lehrer u. s. w., nur müssen sie freilich erst die Besserung bei sich selber beginnen.

---

* In der Kisfaludy-Gesellschaft zu Pest wurde der „A mi nótáink“ betitelte vierbändige Roman von Ludwig Abonyi über Antrag der Beurtheilungscommission in die Büchercongerenz der unterstützenden Mitglieder aufgenommen und in Druck gegeben. Der Roman wird sich auf 40—50 Druckbogen erstrecken, eben so viel werden auch die beiden Kunstübersetzungen betragen, welche die Gesellschaft im Jahrgange 1864—66 herauszugeben beabsichtigt (Puskins „Onyégin“ von Karl Bérczy und Camoens' „Luisiade“ von Julius Greguß); es ist daher schon mehr als die Hälfte des dreijährigen Cursus bedeckt. Die Uebersetzung des Shakspeare'schen „Titus Andronicus“ von Joseph Lévay wurde in dieser Sitzung definitiv angenommen, und geht demnächst unter die Presse. Die Zahl der Gründer wurde durch den Beitritt des Herrn Eduard Kovács v. Berencze vermehrt. Die Neuwahl des Baron Eötvös zum Präses, des Franz Toldy zum Vicepräses und des Herrn Johann Arany zum Director wurde vom königl. ung. Statthaltereirathe bestätigt.

* In der Bibliothek der Jagiellonischen Universität zu Krakau, wurde ein interessanter archäologischer Fund aus dem Mittelalter, Nachlaß des Prof. dieser Akademie, Mathias aus Miechow, gemacht. Es ist dies ein voluminöses Pergamentbuch von zierlicher Schrift mit mathematischen und physischen Dissertationen des Euklid, Alhazen, Geber und Anderer.

* Im Jahre 1860 hat sich in Salzburg unter dem Titel „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ ein kleiner Verein gebildet, der sich die schöne Aufgabe gestellt, Land und Volk des Herzogthumes Salzburg nach allen Richtungen in Bezug auf Naturgeschichte, Volksleben, Alterthum, Kunst 2c. zu erforschen. Trotz der geringen Ausdehnung des Kronlandes und der verhältnißmäßig kleinen Volkszahl desselben, trotz der vielen Schwierigkeiten und trotz vieler Widersacher und Gegner, mit denen der Verein bei seinem Entstehen zu kämpfen hatte, erhielt sich derselbe nicht nur, sondern entfaltet eine rege Thätigkeit. Bis jetzt sind von dieser Gesellschaft drei Jahrgänge in eben so vielen Bänden mit schätzbarem Materiale erschienen und der vierte Jahrgang wird demnächst zum Abschlusse kommen. — Da die Schriften des Vereines bisher noch nicht in weitere Kreise gedrungen sind, so bringen wir eine Inhaltsangabe der wichtigsten Beiträge des demnächst erscheinenden ersten Theiles des vierten Bandes: „Geschichte des Almcanals“ von Dr. Fr. Zillner. Eine topographisch-geschichtliche Abhandlung in Bezug auf die Wasserleitungen Salzburgs. — „Flora Salzburgs“ von Dr. A.

Sauter. Eine Abhandlung über die Flora von Salzburg mit Rücksicht auf die Verbreitung, auf die geognostische Unterlage und das Klima. — „Beiträge zur Meteorologie in Salzburg“ von Dr. J. N. Woldřich. Eine Abhandlung über die Correction und Reduction der beobachteten Mittelwerthe zu Salzburg, Bad Gastein und Tamsweg und die Vergleichung der klimatischen Factoren an diesen drei Orten untereinander.

* Aus der soeben erschienenen Schrift „Zur Würdigung Joh. Wilh. Löbells von Th. Bernhardt und C. von Noorden“ ersehen wir, daß die beiden anonym herausgegebenen Schriften: „Briefe über den Nekrolog Friedrich Christoph Schlossers von G. G. Gervinus“, Chemnitz 1862, und „Historische Briefe über die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus“, Frankfurt 1861, welche bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen gemacht haben, den im vorigen Jahre verstorbenen Geheimen Rath Löbell zum Verfasser haben.

* „Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Bozen für die Jahre 1860 bis 1862.“ Bozen 1864. Der Bericht umfaßt weniger als 100 Seiten, auf diesem engen Raume aber eine sehr gute, präcise Darstellung der industriellen und gewerblichen Verhältnisse des Bezirkes, in welchem reger Unternehmungsgeist thätig ist, wie sich denn die Zahl der Handelsgewerbe in 1862 gegen 1859 um 299 und jene der Erzeugungsgewerbe um 932 vermehrt hat, obwohl der Bezirk, in unmittelbarster Nähe des Kriegsschauplatzes, von den Kämpfen d. J. 1859 und deren Folgen mehr als andere Kammerrayons zu leiden hatte. Die Summe der von dem Handels- und Gewerbestande des Bezirkes 1862 erlegten Steuern betrug 21.833 fl., wozu noch 790 einfache Hausirer und Marktfahrer mit 2008 fl. kommen, der Bezirk zählt drei Bergwerke, vier fabriksmäßig betriebene Seidenfilanden nebst vielen Hausspinnereien, sieben sonstige Fabriken. Ein in aller Herren Ländern bekanntes Product sind die Holzschnitzwaaren des Grödnerthales, jährlich in einer Menge von circa 6000 Wienercentnern mit 180.000 fl. Werth. Der gewerbfleißige Bezirk verdient es daher wohl, daß seine Desideraten: Verbesserung der Verkehrsanstalten, Hebung des Bodencredits und des Unterrichtes, nach Möglichkeit Verwirklichung finden.

* „Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Brünn für 1863.“ (Brünn 1864.) Im Gegenhalte zu den früheren Publicationen schrumpft dieser Bericht zu einem winzigen Heftchen von nur 60 Seiten zusammen. Dem Inhalte aber geschieht dadurch kein Abbruch, denn er enthält eine Darstellung der wichtigeren Industriezweige, des Getreidehandels, der Geld- und Creditsverhältnisse und des Schulwesens in präciser, klarer Form und bespricht die Ursachen, welche zu den weniger günstigen Ergebnissen des Jahres 1863 geführt haben, mit sehr anerkennenswerthem Freimuthe. Schon der erste Abschnitt charakterisirt den durch die allgemeine politische Lage und Finanzgebahrung hervorgebrachten Druck in treffender Art und die Angabe des Mittelpreises bei allen wichtigeren Producten läßt denselben nach Monaten verfolgen. Einen Lichtpunkt in dem sonst ziemlich trüben Gemälde bildet das in gutem Gedeihen befindliche Schulwesen des Bezirkes, und es läßt sich nur wünschen, daß hiebei weniger Rigorosität in der Bevormundung gezeigt und das Beispiel nicht wiederholt werde, wo die opferwillige Thätigkeit eines Privaten zur Errichtung einer Fabriksschule an überängstlicher administrativer Beeinflußung scheiterte.

* „Hauptbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Eger für 1863.“ (Eger 1864.) Eine recht gute Arbeit, in welcher insbesondere die Uebersicht der geognostischen Verhältnisse und die Darstellung der einzelnen Industriezweige Anerkennung verdienen. Die beigegebenen Tabellen über die Besteuerung und das Straßennetz des Kammerbezirkes enthalten sehr instructives Detail. Den Glanzpunkt des Buches aber bilden die beiden Foliokarten in Farbendruck, deren erste die geognostische Formation, die

zweite die Industrialunternehmungen und das Waldterrain des Kammergebietes zur Anschauung bringt. Solche Karten, welche mit einem Blick das Charakteristische und Gleichförmige des ganzen Rayons umfassen lassen, sind eine höchst schätzenswerthe Beigabe jeder noch so gründlichen Beschreibung und verdienen allgemeinere Nachahmung als es bis jetzt in ähnlichen Publicationen geschieht.

' „Movimento della navigazione e commercio in Trieste nell' anno solare 1863.“ (Triest 1864.) Diese von der Handels- und Gewerbekammer verfaßte Uebersicht des Schifffahrts- und Waarenverkehres ist um so verdienstlicher, als sie ungeachtet der dazu nöthigen, sehr weitläufigen Verarbeiten schon im 4. Monate nach Ablauf des Jahres vollendet und in Druck gelegt wurde und ihr daher das wichtige Erforderniß statistischer Arbeiten, Schnelligkeit des Erscheinens, in vollem Maße zukommt. Wie in den Vorjahren enthält das Heft die angekommenen und abgegangenen Schiffe nach Flaggen, den Orten, woher sie kamen und wohin sie abgingen und eine sehr interessante Tafel, welche den Schifffahrtsverkehr seit Beginn dieses Jahrhunderts darstellt. Der Waarenzug ist nach See- und Landhandel und ebenso nach den Staaten der Ein- und Ausfuhr geschieden, so wie endlich nach den officiellen Werthbestimmungen berechnet. Als Hauptresultat ergeben sich im Jahre 1863 10.578 angekommene Schiffe mit 725.574 Tonnen und 10.513 abgesegelte mit 740.208 Tonnen. Auf die österreichische Flagge entfallen hievon 8593 Schiffe mit 476.443 Tonnen der ersteren und 8536 Schiffe mit 474.846 Tonnen der letzteren Kategorie. Der Rest entfällt auf die fremden Flaggen, worunter Italien mit 1205, Griechenland und Jonien mit 391, England mit 94, die Niederlande mit 88 und die Türkei mit 74 Fahrzeugen erhebliche Ziffern nachweisen. Der Werth der gesammten Waareneinfuhr zu Wasser und zu Land betrug 144,720.907, jener der Ausfuhr 117,867.292 fl.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Das lang erwartete Buch von Guizot über das Christenthum ist endlich erschienen. Es führt den Titel „Méditations sur l'essence de la religion chrétienne“ und richtet sich vorzugsweise gegen die Angriffe, welche in neuester Zeit zahlreicher als sonst gegen das christliche Dogma stattfanden. Guizot, bekanntlich Protestant, verficht in der ihm eigenthümlichen ernsten und würdigen Weise den streng christlichen Standpunkt, ohne sich zu einer Specialdebatte oder scharfen Polemik hinreißen zu lassen. Sein Buch zerfällt in 7 Abschnitte: „Les problèmes naturels — les dogmes chrétiens — le surnaturel — les limites de la science — l'inspiration des livres saints — Dieu selon la bible und Jésus-Christ selon l'evangile. Es scheint, daß Guizot eine Fortsetzung seiner „Méditations“ beabsichtigt und daß der vorliegende Band die erste einer Reihe von Abhandlungen sein soll.

Ueber die Frage der geistlichen Güter im Orient hat Herr G. A. Mano eine Denkschrift veröffentlicht: „Des intérêts de l'Orient au sujet des biens conventuels dans les Principautés-unies, avec une annexe contenant les pièces officielles et les documents diplomatiques relatifs à cette question“. Das Buch enthält eine warme Befürwortung der Erhaltung des Klostereigenthums und richtet sich gegen die Bestrebungen, welche in den Donaufürstenthümern alles auf den Kopf zu stellen und für die Revolution gleichsam tabula rasa zu schaffen trachten.

Große Verbreitung haben die Memoiren des Cardinals Consalvi gefunden: „Mémoires du Cardinal Consalvi secrétaire d'état du Pape Pie VII. avec une intro-

duction et des notes par J. Crétineau-Joly." Da man weiß, daß diese Denkwürdigkeiten authentisch sind und daß der Cardinal Consalvi in der kirchlichen sowohl wie in der politischen Welt seinerzeit eine große Rolle spielte, so ist das Interesse des Publicums für das erwähnte Buch leicht zu erklären.

Auch von der „Correspondance inédite de la reine Marie Antoinette publiée par le compte Vogt de Hunolstein" ist die erste Auflage im Verlauf von 14 Tagen vergriffen und eine zweite veranstaltet worden, die in einigen Tagen die Presse verlassen soll. Die Briefe beginnen mit dem Jahre 1770, mit der Vermählung Marie Antoinettens und reichen bis 1792. Sie sind an verschiedene Personen gerichtet, und für die Geschichte der Königin und ihrer Zeit von großer Bedeutung. Die letzten paar Jahre haben mehr Material und Quellen für die Biographie Marie Antoinettens geliefert, als die vorhergegangenen 50 Jahre und es giebt sich in der französischen Litteratur ein förmlicher Eifer kund, jenes blutige Drama in seiner Ungerechtigkeit gegen eine edle Frau immer mehr aufzuhellen.

Die Perrin'sche Druckerei in Lyon publicirte neuerdings wieder ein Werk, das in Bezug auf Ausstattung sich den besten Mustern der neueren Typographie in der Nachahmung älterer Drucke würdig zur Seite stellt. Es heißt: „La Vierge. Type de l'art chrétien — histoire — monuments — légendes par Ed. Laforge", ein hübscher Band in Quart. Nicht minder schön ausgestattet, wenn auch mehr im Stile der Jetztzeit, sind die in der „Imprimerie impériale" gedruckten „Oeuvres complètes de Bartolomeo Borghesi". Sie erscheinen unter der Protection und auf Kosten Napoleons III. und gediehen bereits bis zum 3. Bande. Die beiden ersten Bände enthielten „Oeuvres numismatiques", der dritte Band „Oeuvres épigraphiques", der 2. und 3. Band, welche gerade erschienen, sind ganz in italienischer Sprache und bringen lauter special-wissenschaftliche Abhandlungen archäologischer und numismatischer Natur.

Zwei neue medicinische Wörterbücher kommen zu gleicher Zeit bei demselben Verleger heraus. Das eine unter der Leitung des Dr. Jaccoud: „Nouveau dictionnaire de médecine et de chirurgie pratiques, rédigé par Berrutz, Boeckel etc." wird 12 bis 15 Bände in gr.-8° umfassen, das andere: „Dictionnaire de médecine, de chirurgie, de pharmacie etc. d'après le plan suivi par Rysten" erscheint, von Littré und Robin verbessert, bereits in zwölfter Ausgabe in einem Bande.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 6. Juli 1864.

Es werden folgende an die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer eingelangte Stücke vorgelegt:

1. Von dem löbl. niederösterreichischen Landesausschuß, Mittheilungen von vier Grundbesitzern und von der Stadtgemeinde Baden.

2. Von dem hochw. Herrn Abte Vincenz zu Rein, eine im dortigen Stiftsarchiv befindliche (sub. Nr. 85) Panthaidingsordnung im Original, zur Benützung.

3. Von dem hochw. Herrn Pius Schmieder, Stiftsarchivar in Lambach, Abschrift eines dort aufbewahrten Rechts- und Ehehaft-Thaidings-Buchs; renovirt anno 1628.

4. Von der Direction der gräflich Henckel v. Donnersmarck'schen Eisenwerke in Wolfsberg die drei von ihr erbetenen Documente: Urbarium der Herrichaft Weisenegg vom Jahre 1435; — Gemeinde-Waidordnung vom Jahre 1696; — Wolfsberger Dechantei-Urbarium vom Jahre 1674; — im Original, zur Benützung.

Herr Dr. J. Marmor, praktischer Arzt in Constanz, sendet seinen Aufsatz zur Aufnahme in die Schriften der Classe ein: „Die Uebergabe der Stadt Constanz an das Haus Oesterreich".

Durch Herrn Prof. Jäger wird der Classe vorgelegt eine Abhandlung des Herrn Dr. Grünhagen: „König Johann von Böhmen und Bischof Nanker von Breslau."

Die kirchlichen Streitigkeiten, welche beiläufig vom Anfange bis fast in die Mitte des 14. Jahrhunderts Schlesien und speciell Breslau beschäftigten, und in jenem Auftritte culminirten, bei welchem Bischof Nanker von Breslau den König Johann von Böhmen 1339 in dem dortigen Jacobskloster in persönlichem heftigen Zusammenstoße excommunicirte, erscheinen in den Darstellungen der schlesischen Geschichte, so eingehend sie auch besprochen werden, doch immer nur als eine jener Reibungen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, wie sie das Mittelalter so häufig aufzuweisen hat. Seitdem aber die neueste Zeit gerade für die Kenntniß dieser Verhältnisse reiches Materiale ans Licht gebracht hat, vorzüglich in zwei Werken, den von Theiner aus dem vaticanischen Archive veröffentlichten „Monumenta vetera Poloniæ et Lithuaniæ", und dem Formelbuche Arnolds von Protzan, welches Professor Wattenbach im 5. Bande des „Codex diplomat. Silesiæ" herausgegeben hat, ist es gestattet, einen ganz anderen Einblick in die Motive und Zielpunkte jener Streitigkeiten zu thun. Sie erscheinen nicht mehr als einer jener gewöhnlichen Conflicte zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt, worin es sich nur um ein Widerstreben der einen gegen den Druck der andern handelte; sie erscheinen als ein Kampf der Nationalitäten im Osten Deutschlands, als ein Ankämpfen des polnischen Slaventhums gegen das sich ausbreitende und tonangebende deutsche Element, als ein Streben nach der Entscheidung der Frage, ob Schlesien wieder polonisirt, oder für Deutschland erhalten, gleichsam wiedergewonnen werden sollte. Die Motive des Kampfes waren nun freilich nicht doctrinärer Natur, sondern sehr materiellen Ursprungs; sie lagen in dem Widerstreben des deutschen Elementes gegen die drückende Erhebung des Peterspfennigs, der sich die polnische Nationalität willig fügte, gegen welche aber die deutschen Elemente Schutz im Anschlusse an Deutschland suchten.

Die Streitkräfte, die sich gegenüberstanden, waren polnischerseits die päpstlichen Legaten, die Päpste zu Avignon selbst und der wegen seiner polnischen Gesinnung von Gnesen nach Breslau versetzte Bischof Nanker mit dem polnischen Theile seines Domcapitels, — auf deutscher Seite der numerisch überwiegende deutsche Theil des Domcapitels mit dem gewandten und energischen Nicolaus v. Banz an der Spitze, einige schlesische Fürsten und besonders thatkräftig die Bürger von Breslau.

Die Mittel, deren man sich im Streite bediente, waren auf der einen Seite Anstrengungen zur Polonisirung des Bisthums Breslau zum Zwecke der willigeren und sicherern Einbringung des Peterspfennigs, auf der anderen Seite eben so große Bemühungen die Germanisirung desselben Bisthums, so weit sie schon bestand, zu erhalten und noch mehr zu befördern in der dem polnischen Zwecke entgegengesetzten Absicht.

Das Ergebniß des Streites war ein von diesem zunächst angestrebten Ziele völlig verschiedenes. Handelte es sich zunächst nur um ein pecuniäres Interesse, so wurde zuletzt ein politisches und nationales Resultat herbeigeführt, die Gefahr der Polonisirung des schlesischen Clerus wurde abgewendet, und das Bisthum Breslau und mit ihm wohl auch Schlesien selbst für Deutschland erhalten; denn den Bemühungen des deutschen Theils des Domcapitels und den Bürgern der Stadt Breslau gelang es, im Laufe der

Streitigkeiten den engen Anschluß Schlesiens an Böhmen unter König Johann von Luxemburg einzuleiten und zu bewerkstelligen, was damals identisch war mit einem engen Anschlusse an Deutschland gegen Slavisirungsversuche.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 7. Juli 1864.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am 6. Juli erfolgten Ableben des inländischen correspondirenden Mitgliedes der Akademie, Herrn Professors Dr. Theodor Wertheim.

Die Classe giebt über Einladung des Präsidenten ihr Beileid durch Aufstehen kund.

Herr Professor Peters sendet aus Tultscha, der Hauptstadt der Dobrudscha, nachstehenden, vom 25. Juni datirten Reisebericht:

Am 10. Mai von Wien abgereist, machte ich meinen ersten längeren Aufenthalt in Belgrad, wo seit mehreren Monaten eine tiefe Brunnenbohrung im Werke ist und der Rath eines Geologen gewünscht wurde. Das Resultat dieser Bohrung ist voraussichtlich ein negatives, indem man nach Durchsinkung des miocenen Kalksteins (mit Polystomella crispa) in den Meerestegel gerieth, dessen Mächtigkeit eine sehr bedeutende sein und Hindernisse setzen kann, die der angewendete Apparat zu überwinden kaum geeignet wäre. Nichtsdestoweniger scheint es mir von nicht geringem praktischen Interesse, indem durch diese eine von Staatswegen unternommene Bohrung weiteren Versuchen von Privaten vorgebeugt und ein wichtiger Fortschritt in der Kenntniß des Bodens der Hauptstadt erreicht wird. Sehr anziehend war für mich ein Caprotinen Kalkstein, der zwischen Belgrad und Topschidere unter den Miocenablagerungen hervortritt und mit einer der Schichten des Karstes, so wie mit dem Kalkstein von Beremend bei Fünfkirchen und von Bánjahegy bei Großwardein übereinstimmt. Am Gehänge von Topschidere zeigt sich darüber noch ein grauer sandiger Kalkstein voll von Nerineen und stellenweise von Korallen, offenbar der oberen Kreide (Gosaubildung) angehörig. — Der großen Freundlichkeit des Herrn Montanreferenten v. Brankovič und der Herren Professoren Dr. Pánčič und Naškovič verdanke ich den Besuch der ausgezeichneten Miocenlocalität Rakovica, zwei Meilen südlich von Belgrad, wo sämmtliche drei Stufen unserer Miocenformation, auf Grünsteintrachyt und dessen Tuffen (in weiterer Folge auf dem Kalkschiefer- und Serpentinterrain des Avala und der Frusca gora) ruhend, bloßliegen und die marine Fauna eben so artenreich als wohlerhalten ist. Die genannten Herren gaben mir auch mancherlei Andeutungen über den Schichtenbau und die Erzverhältnisse Serbiens, dessen geologische Verhältnisse genauer kennen zu lernen eben jetzt, wo das Land ernstliche Fortschritte zu machen beginnt, von der höchsten Wichtigkeit wäre. Ich erfreute mich der angenehmsten Berührung mit unserem Viceconsul Herrn v. Vassic und den Herren Ministern der Finanzen und des Krieges, Zukic und Mondain. Auch hatte ich die Ehre, Seiner Durchlaucht dem Fürsten über die geologischen Verhältnisse der Umgebung der Hauptstadt mündlichen Bericht zu erstatten.

Am 17. Mai begab ich mich von Semlin nach Orsova, wo ich, um der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft für die mir gewährte Begünstigung einen Gegendienst zu leisten, zwei Kohlengebiete besuchte. Das eine, in Eibenthal zwischen Svinica und Orsova gelegen, zeigt über krystallinischen Schiefern mit den überaus bedeutenden chromerzführenden Serpentinmassen und unter den bekanten Quarziten der Banater Militärgrenze ein sehr mächtiges aber nur zum Theil reines Flötz von einer sehr alten, beinahe harzlosen Steinkohle, die unter günstigen Umständen, mit Braunkohle gemischt, einen guten Brennstoff für die in der Donauenge verkehrenden Schiffe abgeben kann. Das zweite Gebiet, bereits auf romänischem Territorium gelegen, enthält in engen, schwer passirbaren Thälern miocene Braunkohle, auf die von Seite der Schifffahrtsunternehmungen vor der Hand

kein Werth zu legen ist, da sowohl unweit von Mehadia als auch in Serbien bei Negotin bessere und mächtigere Braunkohlen erschürft wurden und zu billigen Preisen zu haben wären.

Am 22. Mai traf ich nach einer leider nur sehr kurzen Unterredung mit Herrn Viceconsul v. Walcher in Widdin in Rustschuk ein, wurde von unserem Consul Herrn v. Martyrt sehr freundlich aufgenommen und sofort dem Gouverneur von Bulgarien Aarif Pascha (Muschir) vorgestellt. Sehr beachtenswerth in geologischer Beziehung ist der Umstand, daß dieselbe Schichte, welche bei Czernavoda mit diceras-ähnlichen Zweischalern, Nerineen und Korallen vorkommt (vgl. Sitzungsberichte v. 19. November 1863), schon hier am Ufer der Donau als ein klippenbildender Kalkstein unter dem Löß erscheint. — Das wichtige Materiale zur Erzeugung der Filtrirsteine, des für die unteren Donauländer unentbehrlichen Hausgeräthes, zugleich ein ausgezeichneter Werkstein für Minarets und monumentale Bauten, wird drei Stunden von Rustschuk entfernt bei Krasnai am Lom gebrochen und zumeist in der Stadt verarbeitet. Es ist dies ein miocener Foraminiferen-Kalkstein, wie mir scheint, den jüngsten (halb brackischen) Stadien der marinen Stufe angehörig. Herr v. Martyrt besitzt reichhaltige Manuscriptarbeiten über die Statistik seines früheren Amtsbezirkes Sofia, zu deren Publication ich ihn dringend aufforderte; daß Se. Excellenz Aarif Pascha ein großes ethnographisches, namentlich über die Nationaltrachten in Rumelien (der europäischen Türkei) handelndes Werk vorbereitet, erfuhr ich leider zu spät

Nach einer langsamen, die Besichtigung der Ufer gestattenden Fahrt traf ich am 25. in Galacz ein und ließ mich durch den Umstand, daß der österreichische Consul Herr v. Kremer (bekanntlich Verfasser des jüngst erschienenen Werkes über Aegypten) im Begriffe stand, in seiner Eigenschaft als Mitglied der europäischen Donau-Commission eine Inspectionsreise nach Sulina zu unternehmen, sofort zur Fahrt an die Mündung der Donau bestimmen, von wo ich erst am 30. zurückkehrte, um mich in Tultscha festzusetzen. Ich kann mich hier auch nicht andeutungsweise über das Delta der Donau und den Sulina-Arm äußern, hoffe aber an einem anderen Orte die Eindrücke wiedergeben zu können, die ich innerhalb dieser wenigen Tage empfangen habe und mancherlei in Deutschland wenig bekannte Thatsachen, über die ich von Herrn v. Kremer, von Sir Charles Hartley, dem technischen Leiter der Hafenbauten, Med. Dr. Jellinek und anderen Functionären der Commission belehrt wurde. Es sei hier nur erwähnt, daß die Weichthierwelt des Brackwassers in der Nähe des schwarzen Meeres mit den charakteristischen Arten der sogenannten „kaspischen" Fauna und der nichtsalzigen Landseen von Beßarabien und der Dobrudscha an der Sulinamündung gemischt vorkommt, — daß Dreissena polymorpha, Neritina fluviatilis, Valvata piscinalis und andere Arten in Gesellschaft eines ungemein üppig gedeihenden kleinen Balanus in Brackwässern vom sp. Gewicht 0·001 bis 0.010 in Millionen von Exemplaren leben, so wie sie ehedem, vor der großen Verlängerung des Deltas, unweit von Tultscha in der Sulinastrecke Argani gelebt haben (man findet sie hier bei Tiefbaggerungen unter Moorlagen); daß hingegen die großen Cymnæa- und Planorbis-Arten, welche in den lediglich von der Donau aus gespeisten Wässern und Wasserbecken herrschen, in jenen Wässern nicht ausdauern, daß somit die einstige Existenz einer vom Meere völlig abgeschlossenen Süßwasserablagerung aus dem fossilen Vorkommen der oben genannten Arten allein nicht gefolgert werden dürfe. — Auch möge die Bemerkung Platz finden, daß aus geologischen Gründen einzig und allein der Georgsarm als der natürliche Haupt- und Schifffahrtslauf erscheine. Die politische Lage, welche dessen Herstellung lange verhinderte und das Provisorium des Sulinacanals neuerdings organisiren hieß, kann wohl die Schifffahrt in einen längeren, engen und nur durch fortwährende hydrotechnische Bauten offen zu erhaltenden Weg einzwängen und 20 bis 30 Quadratmeilen fruchtbarsten Deltabodens der Cultur noch für

lange Zeit entziehen, sie kann aber den Strom nicht zwingen, von seinem natürlichen Laufe am rechten gebirgigen Steilrande, nachdem er denselben einmal erreicht hat, wieder abzulassen. Zudem konnte man ja, alle Mittel auf die Herstellung der einen Verkehrsmündung verwendend, nicht einmal Anstalten dazu machen, daß der Hauptstrom von Tultscha vom Georgsarme abgelenkt und ihm in der Sulina ein genügendes Bett bereitet werde. Es ist eben Alles ein Provisorium, ein Werk auf kurze Fristen.

Die Richtung des Stromes zwischen Reni und Isaktscha und seiner geraden Verlängerung, des Georgsarmes, ist durch das Hauptstreichen des Grundgebirges vorgezeichnet, welches im nordwestlichen Theile der Dobrudscha verwickelte Massen von 100 bis über 1500 Fuß Seehöhe, in der nordöstlichen Partie zwei, stellenweise drei übermächtige Lößmassen, bis zu 900 Fuß über den Wasserspiegel emporragende Parallelzüge bildet, von welch' letzteren die Bergreihe Beschtepe (fünf Hügel) durch ihre grellen Formen ausgezeichnet und jedem Donaufahrer bekannt ist.

Seit dem 26. Mai bin ich mit der geologischen Untersuchung der nördlichen Dobrudscha, dieses merkwürdigen, durch seinen Gebirgsbau, durch seine Fruchtbarkeit, so wie durch sein eigenthümliches, jede einseitig-nationale Richtung ausschließendes Völkergemenge ausgezeichneten Landes beschäftigt und habe von den drei Gruppen, in die man es zerlegen kann, die beiden nördlichen zum größten Theile kennen gelernt. — Dieselben Granite und Schiefer des „bavarischen" Gneisgebirges, welches die Donau zwischen Paßau und Linz durchströmt, welche die Enge unterhalb Orsova (das eiserne Thor) bilden, tauchen hier unweit von der türkischen Stadt Matschin noch einmal auf, um, Galatz gegenüber, als ein scharfer Grat gegen den einstigen Stromlauf durch die moldauisch-beßarabische Niederung vorzuspringen. Darauf folgt ein System von paläolithischen Quarziten, Physlliten, Chlorit- und anderen Schiefern, welche ein überaus mächtiges Lager von jüngerem Granit enthalten und so wie dieser selbst von dioritischen Grünsteinen durchschwärmt oder lagerförmig durchzogen sind. Rothe und lichtgraue Quarzconglomerate und Psammite, ident. mit den Quarziten des Banats und Ungarns, erscheinen entlang der Donau, namentlich bei Tultscha selbst. Ein eigenthümlicher, schwer entwirrbarer Complex von grauen Quarzpsammiten, Thon- und Mergelschiefern, dunkelgrauen Kalksteinen und rothem Marmor legt sich darüber hin und wird augenscheinlich von einer Kalkschieferbank und lichten Kalksteinen bedeckt, welch' erstere (bislang nur an einem Punkte) durch Halobia Lomelli gekennzeichnet ist. Rothe und graue Quarzporphyre und ein Melaphyrstock, der südlich von Isaktscha zwischen den Dörfern Lungawiza und Teliza (ich schreibe die Ortsnamen in der Dobrudscha wegen der allzuvielen Landessprachen phonetisch-deutsch) eine Länge von nicht weniger als zwei ein halb deutschen Meilen erreicht und die älteren Triaskalksteine vielfach zerworfen und in sich eingeschlossen hat, durchsetzen diesen Schichtencomplex. Ob Liassandsteine und eine den „Grestener Schichten" vergleichbare Kalksteinbank vorhanden ist, darüber bin ich noch nicht im Klaren. Petrographisch ist sie an vielen, das nordöstliche Lößterrain kaum überragenden Punkten angedeutet. Dagegen ist es sicher, daß im äußersten Osten (Südosten) inmitten des schönen vier bis fünf Quadratmeilen großen Brackwassersees Rasim auf der Popinainsel und auf einem seiner Uferfelsen bei Jenissala, welcher die Ruinen einer Veste trägt, ein grau und roth gezeichneter Krinoiden-Kalkstein nebst Spiriferina rostrata v. Buch oder Sp. alpina Oppel und Terebratula Engelhardti Oppel zwei bis drei aus unseren „Hierlatz-Kalksteinen" bekannte Rhynchorella-Arten enthält, daß somit unsere inneralpine Liaszone hier durchzieht. Von jüngeren Juragebilden habe ich in zahlreichen Blöcken eines grauen thonigen Kalksteins vom Kara-bair (schwarzen Berge) am Dunavez, südlich von dem einst blühenden russischen Dorfe gleichen Namens, jetzt eine Gruppe von Erdhöhlen nogaischer und krimscher Tataren, Ammonites biplicatus und andere Planulaten gefunden.

Die südliche Partie der nördlichen Dobrudscha, ein angenehmes, von einer Seehöhe zwischen 400 und 600 Fuß allmälig gegen Süden absinkendes Waldgebirge zwischen Babadagh, Dojani und dem Rasimsee, besteht zum größten Theil aus Sandsteinen und Kalkmergeln, von denen die ersteren mit dem Wiener Sandstein viel Aehnlichkeit haben. Capitän Spratt, der während des Krimkrieges und später (im Auftrage der europäischen Donau-Commission) das Delta der Donau untersucht und mehrere höchst schätzbare Notizen im „Quart. Journal of the geol. Soc.“ (XII—XIV. XVI) veröffentlicht hat, fand darin an einer Stelle am Rasim Inoceramen; ich habe in der Gegend von Babadagh nur wenige Steinkerne von Zweischalern bemerkt und hoffe diese der Kreide- oder der Eocenformation angehörigen Berge demnächst genauer kennen zu lernen.

Zur großen Frage über das geologische Alter der beßarabisch-anatolischen Süßwasserablagerung habe ich außer dem oben über die Fauna der Dobrudscha-Seen Bemerkten bislang keine wesentlichen Beiträge aufgefunden, eben so wenig ist es mir gelungen in der nördlichen Dobrudscha miocene Ablagerungen nachzuweisen. Der Löß, der in den älteren höheren Terrassen mit Helix circinnata, Puppa tridens und anderen Landschnecken, in den niedersten Terassen mit Helix austriaca und einer, wie mir scheint, von H. pomatia nicht verschiedenen Art ausgestattet ist, verhüllt das Gebirge allzusehr, um den Blick in die der Diluvialperiode vorangegangenen Ablagerungen zu gestatten und ist doch wieder allzu stark abgeschwemmt, um die Spur der Küstenbildungen einer jüngst verflossenen Periode bewahrt zu haben. Seine größte Seehöhe beobachtete ich bei Suganlük (Gretschi) südlich von Matschin, wo er in einer kleinen der Donau zugekehrten Bucht des Granitgebirges mehr als 900 Fuß hoch liegt. Die normale Seehöhe, bis zu welcher er sich als Ausfüllungsmasse der östlichen gegen den Rasim und das Meer zu sich öffnenden Mulden erhebt, beträgt 400 bis 450 Fuß. Spuren menschlicher Thätigkeit habe ich im Löß bislang nur an wenigen Stellen bemerkt. Sie beschränken sich auf alte Feuerstellen mit Knochen von Fischen, Hausäugethieren, Nagern und Vögeln, auf rohe Topfscherben und ähnliche Ueberreste aus einer nicht bestimmbaren aber gewiß nicht sehr alten Zeit. Sie befinden sich durchwegs nur in den oberen Lagen der niedersten, den jetzigen Donauspiegel um 20 bis 35 Fuß überragenden Terrassen.

Die interessante Insel Fidonisi werde ich wohl nicht besuchen, obwohl durch den türkischen Kriegsdampfer einmal im Monat Gelegenheit dazu geboten wäre, denn es scheinen mir die Nachrichten, die Spratt (Geograph. Soc. 8. Juni 1857) und schon lange vor ihm Nordmann und Taibout de Marigny (Hydrographie de la mer noire. 1856 S. 50 bis 55) darüber mitgetheilt haben, vollkommen genügend. Ueberdies sind mir die Quarzite und Schiefer, aus denen die Insel (nach Spratt) besteht, von den Beschtepe und anderen Theilen der Dobrudscha her als eine versteinerunglose Schichte so hinreichend bekannt und die ehedem bemerkbaren Spuren alter Culte nach der Versicherung aller neueren Besucher so völlig verwischt, daß ich den Beobachtungen meiner Vorgänger kaum etwas Wesentliches hinzufügen könnte. Um noch einmal zu behaupten, was ohnedies kaum jemals bezweifelt werden konnte, daß die Schlangeninsel die Fortsetzung des nördlichen Dobrudschagebirges, namentlich der Beschtepe sei, darf ich meine Bereisung des Festlandes nicht unterbrechen. Gesteinsproben von der Insel verdanke ich der Güte der Herren Dr. Jellinek und Mr. Jakobson in Sulina. Darunter erregte zumeist mein Interesse eine Breccie aus Muschel- und Cerithienresten (Cerithium pictum?), deren Schalen völlig zerstört und nur theilweise im Abdruck auf dem höchst porösen Gewebe aus Calcit erhalten sind. — Dieses Gestein, allem Anscheine nach miocen und der brackischen Stufe Beßarabiens entsprechend, wird vom Meere in großen Geschieben auf die Insel geworfen, ebenso wie ich Gelegenheit hatte kleinere Stücke am Strand von Sulina aufzulesen. Freilich muß man alle im und am Meere

gefundenen Stücke mit der größten Vorsicht betrachten, da Schiffe aus aller Herren Ländern in Ballast ankommen und an der Sulina eine Musterkarte von Gesteinen der Küsten dreier Meere anlegen.

Wie gering auch die Anzahl und die Bedeutung der Thatsachen sein dürfte, die ich zur Aufklärung der neuesten Entwicklungsgeschichte der unteren Donauländer werde sammeln können, da ja dieses Land nur ein Theil und gerade in dieser Beziehung nicht der maßgebende Abschnitt des ganzen überaus großen Gebietes ist, so bin ich doch schon jetzt durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es wenige Ländergruppen in Europa giebt, welche die allmäligen, ungeheuere Zeiträume umfassenden Veränderungen in der Diluvial- oder Driftperiode (für diesen Theil von Europa vielleicht richtiger und enger bezeichnend „Periode der großen südeuropäischen Landseen" genannt) klarer vor Augen legten, wie die Moldau und Beßarabien sammt der Dobrudscha.

Die Absicht, in welcher ich die Reise unternahm, einige Thatsachen über die Verbreitung der Formationen mittleren Alters zwischen der Donau und dem Balkan zu sammeln, hoffe ich, nach dem Vorstehenden zu schließen, wenigstens einigermaßen zu erreichen. Mögen mir bald österreichische Naturforscher von anderen Fächern auf diesem Gebiete folgen und möge in Wien die Ueberzeugung immer mehr Platz greifen, daß Oesterreich sich durch die Aussendung von Geographen, Natur- und Alterthumsforschern als die geistige Großmacht des südöstlichen Europa's benehmen müsse. Denn, abgesehen von der gebieterischen Forderung, die sich aus der geographischen Lage an unser Vaterland ergiebt, allmälig einen Schatz von Kenntnissen über jene Länder zu erwerben, die in physischer Beziehung mit ihm ein Ganzes bilden, ist der moralische Einfluß, der durch wissenschaftliche Arbeiten außerhalb der eigenen Grenzen erworben wird, ein sehr bedeutender. Es mag kaum glaublich erscheinen, ist aber buchstäblich wahr, daß selbst hier in der Dobrudscha, einem Lande, welches von sechs unter der Herrschaft der h. Pforte lebenden Nationen, — die Tataren und die soeben anrückenden Tscherkessen nicht mitgerechnet, bewohnt wird und dessen Culturzustand wahrlich kein hoher genannt werden darf, einige wenige, das Land kreuz und quer durchstreifende Reisende entscheidend wirken können auf die Reputation des Staates, dem sie angehören. — In mineralogischer Beziehung habe ich nur wenige beachtenswerthe Thatsachen beobachtet, darunter jedoch eine, die mir von nicht geringem Interesse für die Entwicklungsgeschichte derselben Mineralgruppe zu sein scheint, mit der ich mich kürzlich beschäftigt habe.

Quarzgänge mit Kalkspath nach Baryt und einem zweiten Baryt, in tiefen Horizonten wahrscheinlich erzführend, setzen in einem kalkhaltigen Quarzit, wahrscheinlich bereits der Triasformation angehörig, auf. — Nester von Eisenglanz, mitunter von nicht unbeträchtlichen Dimensionen, durchziehen eine nahe benachbarte Schichte von einem sehr feinkörnigen Quarzpsammit, der in Braila, Galatz und zum Theil in Tultscha als Baustein verwendet wird. Auch mangan- und eisenreiche Spaltenausfüllungen erscheinen hie und da in Triaskalksteinen. Weit bedeutender aber ist ein Contactgebilde an dem vorhin erwähnten Melaphyrstock, welches ich nach langem Suchen in der Nähe von Nikulizell am Fahrwege nach Maidanköi entdeckt habe. In dem vom Melaphyr noch vielfach durchschwärmten Triaskalkstein, der wenige Klafter von der großen Masse des Eruptivgesteins abfällt, befindet sich eine dünne Schichte von dichtem Gyps mit kohlensaurem Kalk gemischt, und in dieser Schichte ein ungefähr 1 Centim. breites Band, wo das Gestein von zahllosen $^1/_{10}$ Millimeter großen, durchscheinend grauen Körnchen durchschwärmt ist. Dieselben haben mitunter eine unverkennbar kuboidisch-dodekaedrische Form, ritzen Glas und verhalten sich vor dem Löthrohr durchaus wie Borazit.

Sehr gespannt auf das Ergebniß einer genaueren mikroskopischen und chemischen Untersuchung dieses Gesteins und der benachbarten Massen, glaube ich schon jetzt mit Befriedigung auf die unerwartet rasche Erfüllung der in einem meiner letzten Aufsätze

ausgesprochenen Hoffnung hinweisen zu können, daß der Szajbelyit wohl nicht lange das einzige als Contactgebilde nachgewiesene Borat bleiben würde und daß gerade die unscheinbaren, durch keinerlei hervorragende Silicatbildung ausgezeichneten Contactzonen verschiedenen Alters zur Aufklärung der Entwicklungsgeschichte der Borate überhaupt geeignet sein möchten.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne der ganz wesentlichen Unterstützung zu gedenken, welche mir zwei Functionäre der europäischen Donaucommission, die Herren kaiserl. osmanischen Obersten Hr. v. Malinovsky, der Vorstand des technischen Bureau in Tultscha, und Hr. v. Drigalsky, Generalinspector der Sulinaschifffahrt, in jeder Beziehung gewährt haben und noch gewähren. Ohne den Beistand und die Gastfreundschaft dieser hochgebildeten deutschen Officiere und ohne die landeskundige Führung durch Hern. Weikum jun., den polyglotten Apotheker in Tultscha, der mich auf allen meinen Reisen in der Dobrudscha begleitet, wäre ich trotz der bereitwilligst gewährten officiösen Unterstützung von Seiten Sr. Excellenz des Gouverneurs Sabri Pascha und des k. k. österr. Viceconsuls Herrn Viskovich kaum im Stande gewesen, mein Unternehmen auszuführen. So wie die Verhältnisse in Tultscha und in Sulina durch den Bestand der europäischen Donaucommission gegeben sind, ist die Gelegenheit zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen aller Art geboten, Hr. v. Malinovsky, der nicht nur Ortsbestimmungen in der Dobrudscha vorgenommen hat, sondern auch seit einer Reihe von Jahren eine meteorologische Station in Tultscha unterhält und eine bedeutende Sammlung von Coleopteren des Landes besitzt, war auch so gütig, die Correspondenzbeobachtung zu meinen barometr. Höhenmessungen zu übernehmen. In Sulina besteht gleichfalls eine von Sir Hartley veranlaßte Beobachtungsstation, an der man sich englischer Schiffsinstrumente bedient, und demnächst dürfte über Antrag des österr. Mitgliedes, Hrn. Consuls v. Kremer, eine telegraphische Correspondenz über die Witterungsverhältnisse zwischen Constantinopel, Odessa und Sulina eingeleitet werden. Es hat nichts gefehlt, um die hohen Interessen der Wissenschaft und der Praxis von Seiten des am meisten an der Donauschifffahrt betheiligten Staates zu wahren, als daß dem österr. Mitgliede der Commission gleich beim Zusammentritte derselben ein österreichischer Naturforscher wäre beigegeben worden. Leider ist dies nicht geschehen; im Gegentheile, man hat hier den bedauerlichen Versuch zur Abtragung der Sulinabarre (blauer Thonschlamm und sehr feiner Sand) mittelst elektrischer Batterieen, der von einem österreichischen Ingenieur empfohlen und sogar ins Werk gesetzt wurde, noch im Heiterkeit erregenden Andenken. Eine Reihe von Untersuchungen über die Schichtung des Süß- und des Seewassers, deren Mischung überraschend schnell zustandezukommen scheint [1], über die Fauna des Meeresgrundes zwischen Sulina und Küstendsche, eine Vereinbarung über die meteorologischen Beobachtungen in Galatz, Tultscha und Sulina [2], so wie mit der k. k. Centralanstalt in Wien, die ja doch den Hauptpunkt für das ganze südöstliche Mittel-Europa bildet, eine Reihe von solchen Untersuchungen, zu denen Oesterreich ausgezeichnet befähigte Fachmänner besitzt, wäre am besten geeignet, das Unliebsame vergessen zu machen, schöne Resultate zu liefern und Oesterreichs wissenschaftliches Ansehen am Donau-Delta und am schwarzen Meere zu begründen.

Am Schlusse erlaube ich mir noch zu bemerken, daß die Scheitelpunkte des Donau-Deltas, Galatz für das Ganze, Tultscha für den südlichen Flügel, von sehr häufigen und, wie mir aus Mittheilungen des Herrn J. Jerinich in Galatz hervorzugehen scheint,

[1] Ich fand $^3/_4$ Seemeilen vom Hafeneingange das specifische Gewicht des oberflächlichen Wassers bei ruhigem Wetter und einer Temperatur von 16° R. = 1.009, in $^1/_4$ Seemeile Entfernung unter gleichen Umständen = 1.005.

[2] In der erstgenannten Stadt setzt Herr J. Jerinich, doch, wie mir scheint, mit höchst unvollkommenen Instrumenten, seine vor Jahren begonnenen Beobachtungen eifrig fort.

sehr interessanten Erderschütterungen heimgesucht sind, und daß die Regenmenge in der Dobrudscha, die dieses Jahr der Schauplatz von nahezu tropischen Gewitterregen ist (nach von Malinovsky's Beobachtungen mit $2^1/_2$ bis 3 Zoll per Tag), nicht nur höchst auffallende Extreme, sondern überhaupt sehr merkwürdige Verhältnisse zeigt.

(Schluß folgt.)

Auszug aus dem Protokolle

der 7. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 27. Mai 1864 abgehalten wurde.

Se. Excellenz der Herr Präsident erklärt als nächsten Anlaß zu der heutigen Sitzung die erfolgte Versetzung des in den Freiherrnstand erhobenen Herrn Ministerialrathes Ritter v. Reich in den bleibenden Ruhestand, durch welche derselbe auch seiner bisherigen Thätigkeit als Mitglied der Centralcommission entrückt werde. Se. Excellenz wendet sich an das scheidende Mitglied in längerer Rede, in welcher die vielfältigen und ausgezeichneten Verdienste, die sich derselbe um die Centralcommission seit ihrem Bestehen erworben hat, hervorgehoben werden und dem tiefen Bedauern über seinen Austritt in warmen Worten Ausdruck verliehen wird.

Nachdem auch der kais. Rath Director Jos. Bergmann als Senior der Centralcommission das Wort ergriffen und im Namen seiner Collegen dem Scheidenden die Gefühle innigsten Bedauerns und anerkennungsvollster bleibender Erinnerung an seine eben so wohlwollende als erfolgreiche Mitwirkung an der Thätigkeit der Centralcommission ausgedrückt hatte, dankt Freiherr v. Reich auch seinerseits für die Anerkennung, die sein Bemühen, die Zwecke der Centralcommission von seinem Standpunkte fördern zu helfen, gefunden hat, und bittet, ihm ein freundliches Andenken zu wahren, so wie er ungeachtet seines Ausscheidens aus dem Staatsdienste nicht aufhören werde, den Bestrebungen der Centralcommission auch fernerhin mit dem lebhaftesten Interesse zu folgen und einem Institute, dem er seit dessen Gründung durch eine lange Reihe von Jahren anzugehören sich zur Ehre rechne, seine unveränderliche Anhänglichkeit zu erweisen.

Anläßlich des während der letzten Session des k. k. Reichsrathes erfolgten Beitritts der Abgeordneten aus dem Großfürstenthum Siebenbürgen hat sich der Herr Präsident an Se. Excellenz den Herrn Vicehofkanzler der siebenbürgischen Hofkanzlei Freiherrn v. Reichenstein gewendet, mit der Anfrage, ob es nicht an der Zeit wäre, den früher bestandenen, erst seit October 1860 abgebrochenen unmittelbaren Wechselverkehr der k. k. Centralcommission mit den arch. Notabilitäten und Organen Siebenbürgens wieder anzuknüpfen und die Thätigkeit dieser Centralcommission wieder auf dieses Kronland auszudehnen? Von diesem Schritte wurde gleichzeitig Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister Mittheilung gemacht.

In einer nun vorliegenden Zuschrift erklärt der genannte Herr Vicehofkanzler seine volle Bereitwilligkeit, zu der Herstellung jener seit dem Jahre 1860 unterbrochenen Beziehungen hülfreiche Hand bieten zu wollen und empfiehlt zur Erreichung dieses Zweckes vorerst das Verhältniß zur Erörterung zu ziehen, in welches die siebenbürgische Hofkanzlei als Centralstelle für das Großfürstenthum Siebenbürgen mit der Centralcommission zu treten hätte, mit der Andeutung, daß, nach Analogie der Beziehungen dieser Commission mit anderen Centralstellen, ein Mitglied der genannten Hofkanzlei unter die ständigen Mitglieder der Centralcommission aufgenommen werden müßte.

Es wird beschlossen, diese Andeutung zum Ausgangspunkt weiterer Verhandlungen mit Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister und Sr. Excellenz dem Herrn Vicehofkanzler Siebenbürgens zu nehmen.

Die Anzeige des Conservators in Böhmen Franz Grafen Thun, daß er im Begriffe sei, einen aus Gesundheitsrücksichten erhaltenen Urlaub von 6 Monaten anzutreten, wird zur Kenntniß genommen.

Von demselben Conservator liegt gleichzeitig eine andere Eingabe vor, mittelst welcher derselbe die Abschrift eines an ihn gerichteten, die alte Kaiserburg in Eger betreffenden Schreibens hieher vorlegt.

Nach diesem Schreiben soll anstatt der bisher bestandenen, nun schadhaft gewordenen Holzbrücke, die zu der sogenannten Kaiserburg führt, ein Erddamm hergestellt werden. Dieses Vorhaben wird als kein glückliches bezeichnet, so wie es auch in den besseren Kreisen die lebhafteste Mißbilligung finde.

„An und für sich" heißt es darin weiter „wird der projectirte Erddamm den Charakter der Burg nicht wenig alteriren. Man ist eben gewohnt, eine solche Burg sich nicht anders, als mit Graben und Brücke zu denken, Allerdings wird dies der Kenner auch dann noch vermögen, wenn beide verschwunden sind, nicht so aber die Hauptbesucher unserer Burg, die tausende von Curgästen, denen antiquarische Kenntnisse in der Regel abgehen."

„Aber auch für den Kenner werden die historischen Erinnerungen dann sehr erschwert werden, wenn es mit unserer Burg allmälig ähnlich werden wird, wie mit dem hiesigen Wallensteinsaale, der zu einer ordinären Kanzlei geworden ist, und den man vor Jahren pro opportunitate, um Störungen durch Neugierige zu meiden, auch mit anderen Localitäten des Stadthauses verwechselt haben soll. Schlimmer aber wird ein voraussichtlicher Uebelstand sein; wenn nämlich der neue Damm nicht eben so viel kosten soll als eine neue Brücke, so wird der Zugang zum alten Schlosse auf Jahre hinaus eine Ablagerungsstätte des Schotters und Unrathes und so ein Gegenstand des Abscheus für die Besucher werden. Doch gesetzt auch, daß der Dammbau in schnellster Zeit geschehe, so ist doch ein anderer Uebelstand unvermeidlich. Die jetzige Brücke und ihre Eingangsabsperrung hält die Unzahl von Gassenjungen zurück, die gerade in jener Gegend ihren beliebten Tummelplatz haben. Ein Damm wird ihnen eine neue Turnstätte und überdies die Passage bis zum Burgthor gewähren. Damm, Thor und Mauern werden vor ihren bubenhaften Unternehmungen nicht sicher sein."

Es wird beschlossen, auf diese Angelegenheit die Aufmerksamkeit seiner Excellenz des Herrn Statthalters für Böhmen hinzulenken.

Das k. k. Staatsministerium hat den Antrag der Statthaltereicommission in Krakau wegen Erwirkung eines Geldbetrages zur Herstellung der dortigen Augustiner Klosterkirche mit der Anfrage an die Centralcommission geleitet, ob diese Kirche wirklich „ein gothischer Prachtbau" und die Erhaltung desselben in archäologischer Hinsicht von so hohem Interesse sei, um die Verausgabung der für dessen Erhaltung veranschlagten Kosten als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Dieser Gegenstand wurde dem Herrn Prof. Rösner zur vorläufigen Begutachtung zugewiesen und auf Grund der von demselben abgegebenen Aeußerung beschlossen, dem k. k. Staatsministerium die würdige Herstellung der genannten Kirche als eines der besten Bauwerke Krakau's zu empfehlen, dabei aber zu bemerken, daß es der Centralcommission bei dem Abgange von Aufnahmen dieser Kirche überhaupt und insbesondere bei dem Mangel einer genauen Darstellung des dermaligen Bauzustandes nicht möglich ist, sich über das beiläufige Kostenerforderniß auszusprechen.

Hiemit wurde die Sitzung geschlossen.

In Abwesenheit des verantw. Redacteurs Dr. Leopold Schweitzer für die Redaction verantwortlich Ernst v. Teschenberg. — Druckerei der kaiserlichen „Wiener Zeitung".

Ueber Kohlenwasserstoffe.

Von Professor A. Bauer.

Die Verbindungen des Kohlenstoffes mit dem Wasserstoff, die sogenannten Kohlenwasserstoffe, sind in außerordentlich großer Menge bekannt und es finden sich Körper unter ihnen, welche für die Industrie und das praktische Leben eben so wichtig sind, wie für die rein wissenschaftliche Forschung.

Der Kautschuk, welcher zur Herstellung wasserdichter Kleider dient, die Guttapercha, die ein unersetzliches Materiale zur Bereitung von vielen Geräthschaften abgiebt, sind solche Kohlenwasserstoffverbindungen und eben solche Stoffe sind es, denen die Citronen- und Orangenwälder ihren unvergleichlichen Duft verdanken.

Eine Kohlenwasserstoffverbindung ist es, welche das kostbare Rosenöl bildet; das Wachholderbeeröl, Bergamottöl und Copaivaöl sind natürliche Kohlenwasserstoffe. In dieselbe Classe von Verbindungen gehört auch das Terpentinöl, welches aus dem Terpentinharz durch Destillation mit Wasser gewonnen wird. Das Petroleum oder Steinöl ist ein Gemisch aus mehreren Kohlenwasserstoffen. Dieses Oel bildet seit undenklichen Zeiten die heiligen Feuer von Baku und hat in neuerer Zeit als Beleuchtungsmateriale eine außerordentliche Bedeutung gewonnen. Man hat in Canada, Galizien, den Donaufürstenthümern und vielen anderen Ländern mächtige Quellen dieses Oeles entdeckt und verwerthet.

Das rohe Oel wird durch Destillation in zwei Theile getrennt, einen leicht- und einen schwerflüchtigen Theil; der letztere allein kann als Beleuchtungsmateriale Anwendung finden, der erstere könnte nur einen gefährlichen Zusatz bilden, denn durch die Hitze der Flamme erwärmt, würden Dämpfe des leichtflüchtigen Theiles sich entwickeln, mit der Luft im Innern der Lampe gemischt ein explodirbares Gasgemisch darstellen, welches, durch die Flamme des Brenners angezündet, großes Unheil anrichten könnte, wie dies wohl auch schon öfters mit nicht gut rectificirtem Petroleum geschehen ist.

Wenn die flüchtigen Theile sorgfältig von den schwer flüchtigen Oelen getrennt wurden, so ist keinerlei Gefahr mit der Anwendung des Petroleums als Leuchtmateriale verbunden, und man hat nebstbei in dem leichtflüchtigen Theile ein schätzbares und kostbares Materiale zur Bereitung der Firnisse als Ersatzmittel des theuren Terpentinöls, als Fleckreinigungsmittel &c. bekommen.

Eine ganze Reihe von Kohlenwasserstoffen erhält man bei der trockenen Destillation der Steinkohle, d. h. bei der Leuchtgasbereitung, und zwar erhält man

hier eine Reihe von gasförmigen Kohlenwasserstoffen, welche eben unser Leuchtgas bilden, und eine Reihe von flüssigen Kohlenwasserstoffen, welche die Hauptmasse des sogenannten Theers bilden.

Je nach der Verschiedenheit der Kohlen und der verschiedenen Temperatur, welche bei der Destillation eingehalten wird, ist auch die Zusammensetzung des Theers eine verschiedene. Unterwirft man den Theer einer Destillation, so findet man unter den flüchtigsten Producten das bekannte Fleckwasser: Benzol oder Benzin, einen Körper, welcher einer außerordentlich großen Anwendung fähig ist. Derselbe kann nämlich durch Behandlung mit concentrirter Salpetersäure in Nitrobenzin umgewandelt werden, welches unter dem Namen künstliches Bittermandelöl im Handel vorkommt, und in der Parfümerie und Seifenfabrication Anwendung findet.

Das künstliche Bittermandelöl läßt sich durch mehrere Processe, so z. B. durch Behandlung mit Eisenfeile und Essigsäure leicht in eine sehr interessante Substanz überführen, welche den Chemikern unter dem Namen Anilin schon seit geraumer Zeit bekannt ist und welche auch in geringer Quantität im rohen Steinkohlentheer enthalten ist.

Dieses Anilin ist eine sogenannte organische Base, d. h. ein Körper, welcher sich den Säuren gegenüber so verhält wie Lauge. Das Anilin sowohl, wie das Nitrobenzin (künstliches Bittermandelöl) gehören nicht mehr in die Classe der Kohlenwasserstoffe, sondern ersteres enthält neben Kohlenstoff und Wasserstoff noch den Grundstoff Stickstoff, ein Hauptbestandtheil der atmosphärischen Luft, letzteres enthält überdies noch den zweiten Hauptbestandtheil der Luft: Sauerstoff. Durch eine Reihe von chemischen Processen, welche wir hier nicht näher erörtern wollen, und welche insbesondere von Professor A. W. Hofmann in London näher studirt wurden, kann man aus dem Anilin mehrere schön gefärbte chemische Verbindungen erhalten, welche mit dem Namen Anilinblau, Rosanilin oder Fuchsin, Anilinviolett ꝛc. in neuester Zeit höchst geschätzte Handelsartikel geworden sind.

Aus Steinkohlentheer so wie aus dem bei der trockenen Destillation des Holzes gewonnenen Holztheer hat auch vor mehr als 1/4 Jahrhundert der österreichische Chemiker Freiherr v. Reichenbach jene weiße, durchscheinende Masse dargestellt, welche unter dem Namen Paraffin bekannt ist. Vor einem Decennium noch war der Paraffin (seiner chemischen Zusammensetzung nach ein Kohlenwasserstoff) ein seltener Körper, aber seitdem hat man gelernt, denselben fabriksmäßig darzustellen u. z. sowohl aus dem Theer von Torf, als aus dem Theere gewisser Steinkohlen, z. B. der Bonner Blätterkohle, Bogheadkohle u. a. m. Man fand das Paraffin auch in manchen Erdölen (z. B. in der ostindischen Naphta) in großer Menge aufgelöst. Das Paraffin ist die schönste Kerzenmasse, alabasterartig durchscheinend. Das Licht der Paraffinkerze ist ruhig und hell.

Die Kohlenwasserstoffe haben nicht nur, wie wir soeben angedeutet haben, eine große Bedeutung für das praktische Leben, sondern sie haben, wie ebenfalls oben

gesagt wurde, ein großes wissenschaftliches Interesse; ja sie sind so zu sagen die Grundmauer, auf welcher das ganze Gebäude der Chemie ruht.

Wenn wir alle bekannten Kohlenwasserstoffverbindungen zusammenschreiben und ihre chemische Zusammensetzung uns vergegenwärtigen, so können wir die meisten davon in Reihen aufschreiben, deren einzelne Glieder zu einander in bestimmter einfacher Beziehung stehen.

Die wichtigste und ausgedehnteste dieser Reihen ist jene, welche unter dem Namen der Reihe der Alkoholradicale bekannt ist. Die Glieder dieser Reihe sind so gebildet, daß immer ein je höheres Glied aus dem nächst niedrigeren durch Addition eines Kohlenwasserstoffes von ganz einfacher Zusammensetzung entstanden ist.

Der erste Kohlenwasserstoff dieser Reihe, der Methyl, besteht aus einem Atom Kohlenstoff und drei Atomen Wasserstoff; das zweite Glied, der Aethyl, entsteht aus dem ersten durch Addition eines aus einem Atom Kohlenstoff und zwei Atomen Wasserstoff bestehenden Kohlenwasserstoffes. Das dritte Glied entsteht durch Addition desselben Kohlenwasserstoffes zum zweiten Glied, oder, was dasselbe ist, durch zweimaliges Addiren dieses Kohlenwasserstoffes zum ersten Glied, so daß das n^te Glied der Reihe durch $n-1$maliges Addiren des gedachten Kohlenwasserstoffes zum ersten Glied entsteht.

Diese Reihe ist demnach folgendermaßen gebildet:

In einem Molekül Kohlenwasserstoff sind enthalten:

	Atome von Kohlenstoff	Atome von Wasserstoff	oder Gewichtstheile von Kohlenstoff	Gewichtstheile von Wasserstoff
1tes Glied . .	1	3	12	3
2tes Glied . .	2	5	24	5
3tes Glied . .	3	7	36	7
⋮	⋮			⋮
ntes Glied . .	n	$2n+1$	$n.12$	$2n+1$

Eine Reihe von zusammengesetzten Körpern, welche nach dem soeben entwickelten oder einem ähnlichen Gesetze gebildet ist, nennt man eine homologe Reihe, und das Verdienst, solche Reihen zuerst aufgestellt zu haben, gebührt einem deutschen Chemiker Namens J. Schiel.

Jedes einzelne Glied dieser homologen Reihe von Kohlenwasserstoffen kann aber wieder als Ausgangspunkt für eine selbstständige Reihe von chemischen Verbindungen gewählt werden, so daß jedem Gliede der oben aufgeschriebenen verticalen Reihe eine horizontale Reihe entspricht, deren einzelne Glieder, in verticaler Richtung betrachtet, wieder untereinander homologe Reihen bilden.

Diese systematische Eintheilung der chemischen Verbindungen hat für die Wissenschaft einen großen Werth, denn nicht nur daß diese Reihen ein Urtheil über die mögliche Anzahl der Verbindungen gestatten, sondern sie erleichtern auch zugleich die Uebersicht über diese vielen Verbindungen und endlich erleichtern sie auch das Studium der einzelnen Körper selbst. Mit der chemischen Zusammensetzung sind

nämlich die physikalischen Eigenschaften der Materie innig verknüpft und wenn man eine Gruppe von Stoffen, wie oben angedeutet wurde, in Reihen aufgeschrieben hat, einzelne Glieder der Reihen aber fehlen, d. h. bisher noch nicht aufgefunden wurden, so kann der Chemiker diese Lücken in der Reihe leicht ausfüllen, denn die Eigenschaften der bekannten Glieder der Reihe lassen auf die Eigenschaften der fehlenden Glieder schließen (so z. B. kann der Siedepunkt derselben, wenn sie Flüssigkeiten sind, mit großer Schärfe vorhergesagt werden), dies aber erleichtert wesentlich das Aufsuchen der neuen Substanzen. Sind nur einmal zwei oder mehrere Glieder einer Reihe genau bekannt, ihre Darstellungsmethode studirt, so gelingt die Bereitung der dazwischenliegenden Glieder oft sehr leicht und es erklärt dies auch zum Theil den Umstand, daß in den letzten Jahren eine so überaus große Anzahl von neuen chemischen Verbindungen entdeckt wurde und daß sich so viele Männer mit großem Erfolge dem Studium der Chemie gewidmet haben. Einzelnen gelang es, ganze neue Reihen von chemischen Verbindungen zu entdecken, minder Glückliche dagegen müssen sich damit begnügen, die Lücken solcher Reihen auszufüllen. Aber in der That handelt es sich heute gar nicht darum, recht viele neue Verbindungen zu entdecken; steht ja doch das Verdienst, einen neuen Körper gefunden zu haben, offenbar im umgekehrten Verhältnisse zu der Menge möglicher neuer Körper und diese Menge ist außerordentlich groß! Das, was heute vorzugsweise Aufgabe der Chemiker sein muß, ist, das vorhandene Material zu ordnen und zu sichten und eine auf die Idee der Reihen basirte Classification, eine wissenschaftliche Systematik, für die Chemie zu schaffen.

Die Idiotenpflege in Oesterreich.

I.

Die einzige Anstalt, welche sich in Oesterreich mit der Idiotenheilerziehung beschäftigt, ist die „Levana", die seit dem Jahre 1856 besteht und gegenwärtig ihren Sitz im Schlosse Zwölfaring bei Wien — unweit Schwechat — hat. Ueber ihre Leistungen hat die „Levana" vielfach öffentliche Rechenschaft abgelegt; die ausführlichste in dem „Medicinisch-pädagogischen Jahrbuch der Levana" (Wien bei Dittmarsch), ferner in dem umfassenden Werke: „Die Heilpädagogik mit besonderer Berücksichtigung der Idiotie und der Idiotenanstalten" (Leipzig, bei Fleischer, zwei Bände, 1861 und 1863), und endlich in der neuesten Schrift: „Die Heilerziehung und Versorgung der Idioten" (Neuwied 1864), und nicht nur bei den Behörden, sondern auch bei dem Publicum und der Fachkritik ehrende und aufmunternde Anerkennung gefunden. Daß mit der praktischen Inangriffnahme der Idiotenheilpflege eine wichtige und tief eingreifende sociale und medicinisch-pädagogische Frage zur Erörterung kommen muß, weiß Jeder, der

das furchtbare Uebel der Idiotie und des Cretinismus auch nur annäherungsweise kennt und sich von der breiten Basis, auf der es mit immer neuen Wurzeln wuchert — Oesterreich dürfte über 100.000 solcher Unglücklichen zählen — eine Vorstellung machen kann. In Frankreich, England und America ist die Frage der Idiotenheilpflege zu einer medicinischen und social-pädagogischen Tagesfrage erhoben; in Deutschland haben sich Preußen, Sachsen, Baiern, Württemberg und neuerdings auch Hannover der Sache mit großer Energie angenommen und die erzielten Erfolge sprechen sehr zu Gunsten dieser Staaten; so hat Preußen Anstalten: in Berlin, Neustadt-Eberswalde, auf der Kückenmühle bei Stettin, in Oendorf bei Coblenz, in Gladbach für das Rheinland und Westphalen, für die Provinz Sachsen in Neinstadt bei Quedlinburg und in Hasserode bei Werningerode. Für Sachsen bestehen Idiotenanstalten: im Schlosse Hubertusburg (Landesanstalt), in Möckern bei Leipzig, und im Buschbade bei Dresden; in Baiern bestehen drei, in Württemberg zwei und Hannover wird zu seiner Anstalt in Langenhagen in kurzer Zeit noch vier weitere Anstalten für seine Idioten eröffnen, deren Zahl nach der letzten Zählung sich auf 1259 bei 1,819.777 Seelen Einwohner beläuft.

Wir beschränken uns auf diese wenigen Notizen, denn für eine zusammenhängende Geschichte des Cretinismus und der Idiotie und der gegen sie gerichteten Anstrengungen möchte es bei „der Dürftigkeit des hiezu vorliegenden Materials noch lange nicht Zeit sein". In den Ländern, welche an dem schweren Uebel einer ausgedehnten Cretinenbevölkerung zu tragen haben, kann dasselbe unmöglich noch länger übersehen und die Abhülfe den Bestrebungen Einzelner überlassen werden; diese Ueberzeugung ist gegenwärtig, wie wir glauben, durchgedrungen, und alle Regierungen zeigen den ernsten Willen, den unvermeidlichen Kampf gegen einen innern Feind, der schlimmer ist als alle anderen, als eine staatliche Aufgabe zu behandeln. Der Standpunkt des Laisser-faire ist in dieser Angelegenheit in der That ein unverzeihlicher und würde sich als ein solcher auch da herausstellen, wo das „Princip der Selbsthülfe" zu consequenter Geltung gekommen wäre, eine Consequenz, die überall nur eine scheinbare sein kann, d. h. die Selbstständigkeit des Einzelnen nur scheinbar verwirklicht. Aber über den bloßen Ansatz kann man nach unserer Ansicht nicht gelangen, wenn man die Maßregeln der „Heilung und Rettung" nicht mit weitgreifenden, organisatorischen Maßregeln zur „Hebung des Volkswohlstandes und der Volksbildung" in Zusammenhang zu setzen weiß, und diese Aufgabe ist eine so weitgreifende und weitaussehende, daß in Decennien nur Anfänge zu ihrer Lösung zu erwarten sind, um so mehr, als die Frage: wo und wie der Anfang zu machen ist, sich leichter aufwerfen als beantworten läßt.

Was Oesterreich anbelangt, dem Disselhof in seinem Buche: „Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern" einen längeren Abschnitt: „Die Schuld Oesterreichs" überschrieben, widmet, so läßt sich an dem ernsten Willen der Regierung nach den öffentlich abgegebenen Erklärungen und Einleitungen zu einem gründlichen Angriffe

des Uebels am allerwenigsten zweifeln, und die Zögerung, die Disselhof beklagt, möchte nicht, wie er meint, ein Beweis gegen, sondern weit eher für den Willensernst sein, den jene Erklärungen zum Hintergrunde haben [1].

Auf die Prophylaxis aber zu verweisen, ohne das Uebel unmittelbar angreifen zu wollen, ist nur eine Form des Laisser-faire-Princips, das sich zuweilen den Schein eines umfassenden Willens zu geben sucht und sich nicht bloß in der Negation der Staatswirksamkeit, sondern auch in der Art äußert, wie diese in Anspruch genommen wird. In Bezug hierauf mag zum Behufe einer ganz kurzen Entgegnung der „blendende" Schluß eine Stelle finden, den Dr. Damerow seiner Broschüre; „Zur Cretinen- und Idiotenfrage". (welche Disselhofs Anklage Preußens in Bezug auf die Idiotenerziehung zurückweisen soll), giebt, nachdem er unmittelbar vorher den Satz aufgestellt hat, daß „Landstriche, welche an der endemischen und sporadischen Idiotie noch sehr reich sind, sehr arm sind an Cultur und Civilisation und mehr oder weniger in physischer, religiöser, intellectueller Dumpfheit leben" einen Satz, den Damerow noch mit einigen „Beziehungen", versteckten und doch unzweideutigen Fingerzeigen versieht. Das Schlußwort lautet; „Nicht die Menge und Mannigfaltigkeit von Strahlen, sondern ihre Vereinigung im Focus zündet. Der Focus, in welchem alle Strahlen des Gedankens und Wortes über Verhütung und Ausrottung des Cretinismus sich zum Handeln vereinigen sollen, ja allein können, ist die Regierung. Ihre Zündkraft ist der unbedingte Wille der Erziehung und Bildung des Volkes von Grund aus. Wo diese Sonne des Geistes allgegenwärtig im Staate sein, d. h. bis in die untersten Schichten des Volkes, in die entlegensten, dunklen, isolirten Thäler hinein scheinen möchte, da wird der Cretinismus und die Idiotie nicht nur allmälig abnehmen, mildere Formen annehmen, sondern eine solche Regierung wird, wenn sie zugleich erleuchtet ist, über das, was Noth thut zur Verhütung und Ausrottung des Cretinismus und Idiotismus, die von der Wissenschaft und Erfahrung bewährten allgemeinen und besonderen Maßregeln ins Werk zu setzen beginnen und dann — aller Anfang ist schwer — auch vollenden. Die Gegenwart, von der Vergangenheit befruchtet, gebiert die Zukunft."

Das klingt sehr schön und könnte, oberflächlich betrachtet, auf das, was oben geltend gemacht und verlangt worden, hinauslaufen. Der einfache aber wichtige Unterschied ist, daß nach Damerow, wie aus seiner Broschüre, als auch aus den angeführten Worten an sich hervorgeht, der Staat die Errichtung von Anstalten — die er mehr als Asyle, wie als Heil- und Erziehungsanstalten betrachtet und immer einem Arzte untergeordnet wissen will — der Wohlthätigkeit überlassen, unterdessen eine Sonne sein und schließlich, über das, „was Noth thut", erleuchtete Maßregeln, die keine anderen als prophylaktische sein können, ins Werk setzen soll, während wir verlangen, daß der Staat vor allem „Anstalten" schaffe, durch welche natürlich die schöpferische Thätigkeit wohlthätiger Vereine und die Privat-

[1] Jahrbuch der Levana.

unternehmung nicht ausgeschlossen sein soll. Bleibt der Staat hierin unthätig, so fehlt ihm eben der „zündkräftige Wille“, den er haben soll, und wir haben ein Recht, seiner Gründlichkeitstendenz in Bezug auf die Volksbildung zu mißtrauen. Er wird sich dann eben begnügen, der „Staat der Intelligenz“ zu sein, und wie es in solch einem Staate der Intelligenz mit der Volksbildung aussieht, weiß Jedermann, der es wissen will. Es giebt eben eine falsche, eine allmälig abschwächende und aufreibende Civilisation, welche die natürliche Rohheit nur halbwegs vertilgt, und dafür eine künstliche Rohheit schafft, so wie es Regierungen giebt, welche diese Art der Civilisation sehr ausdrücklich fördern. Daß der Cretinismus vor den Fortschritten einer solchen Civilisation zusammenschwindet, muß zugestanden werden; aber einestheils ist dieser Erfolg doch nur ein theilweiser (wie auch Dr. Zillner in Salzburg sehr gründlich dargethan) und von dem Zusammentreffen günstiger Umstände abhängig, wenn er nicht ausdrücklich bezweckt wird; anderntheils beweist das Zurücktreten der endemischen Idiotie nicht, daß die Bevölkerung im Ganzen kräftiger und intelligenter geworden ist. Also wahre Cultur und der Wille sie zu fördern oder zu verwirklichen! Aber worin besteht sie und woran erkennt man den Willen zu ihrer Verwirklichung? Unter anderem an der Entschlossenheit, endemische Uebel von so häßlicher und verderblicher Art, wie die cretinische und die nichtcretinische Idiotie eines ist, direct anzugreifen. Dabei kommt es uns nicht in den Sinn, an die Staatshülfe zu appelliren, um der Gesellschaft die Selbsthülfe zu ersparen. Aber eine „Gesellschaft“, welche an den Staat, der doch ihr Organ sein soll, keine Ansprüche macht, die dieses „Soll“ und damit zugleich ihren eigenen Willen ausdrücken, ist im Grunde damit zufrieden, wenn nichts geschieht; sie appellirt ihrerseits an die Wohlthätigkeit, d. h. an die Aufopferungsfähigkeit von Einzelnen, und die Wohlthätigkeit, die nur wohlthätig sein soll, welche also den „organisatorischen“ Willen der Gesellschaft nicht hinter sich hat und fühlt, thut nur das Nothdürftige. Doch wir wollen hier nicht auf Themen, die schon eingehend verhandelt, zurückkommen, und daher schließlich ganz einfach aussprechen, daß diejenigen Regierungen, welche Idiotenanstalten errichtet haben und errichten, ihre Pflicht gethan haben und thun, die andern aber nicht. Dem Bedürfniß genug thun, kann der Staat für sich niemals, vielmehr findet die Befriedigung des Bedürfnisses in demselben Maße statt, als es die Gesellschaft wirklich empfindet und muß eine allseitige sein. Aber in einer gewissen Richtung voranzugehen und die Initiative zu geben, in einer anderen die vorhandenen Bestrebungen und Leistungen zusammenzufassen, ist die allgemeine Aufgabe des Staates und wo er sie nicht erfüllt, muß er daran gemahnt werden.

Oesterreich hat seit Jahren auf Veranlassung des k. k. Staatsministeriums und unter der Leitung der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien weitgreifende Ermittlungen angestellt und Berichte aus der ganzen Monarchie eingefordert. Die Errichtung einer Heilanstalt für cretinöse Kinder in Ober-Oesterreich und die

[1] „Heilpädagogik“ 1. u. 2. Band.

Zuweisung von Staatszöglingen an die Levana beweisen ferner, daß der österreichische Staat insbesondere sich seiner Pflicht in Bezug auf die Idiotenfrage bewußt und von der Ueberzeugung geleitet wird, daß unmittelbar, nämlich für die Besserung der Heilbedürftigen Etwas erreicht werden kann, daß es prophylaktische Maßnahmen, die das Uebel einzudämmen und abzuschwächen geeignet sind, giebt, und daß endlich die Erwartung durchaus berechtigt ist, daß die einmal angegriffene und eingeleitete Heilpraxis fortgesetzt Gesichtspunkte für die Bestimmung der prophylaktischen Wirksamkeit, deren allgemein gefaßte Aufgabe die Culturförderung, also die Beseitigung socialer Mißstände, die Entwicklung der Arbeitskraft und vor allem die Verbesserung und Hebung des Erziehungswesens ist, abgeben wird. Diese dreifache Ueberzeugung genügt, um zu einem positiven Vorgehen, welches vor allem die Errichtung von Heil- und Erziehungsanstalten fordert, zu berechtigen und zu verpflichten, trotz aller Einwendungen, welche von verschiedenen Standpunkten aus gemacht worden sind und fernerhin gemacht werden mögen, um den nothwendigen Aufwand als einen zweifelhaft angelegten oder entschieden unergiebigen zu charakterisiren.

II.

„Die Levana" hat ihre Aufgabe, nämlich die Heilung, Erziehung und Versorgung schwachsinniger, idiotischer Kinder — cretinischer und nichtcretinischer Idioten — mit eigenthümlichen Heil- und Erziehungsmitteln angegriffen; sie wollte den Weg bahnen, um die Einschränkung und Bewältigung des endemischen Cretinismus im Ganzen und Großen vorzubereiten und möglich zu machen. Ihre Mittel, die die Anstalt durchwegs erst neu schaffen und erproben mußte, sind medicinisch-pädagogische, und insoferne sie pädagogische sind, steht die Levana in einem bestimmten Verhältniß zu der allgemeinen Pädagogik, an welche sie die Anforderung stellt, die Erziehung des Volkes im Ganzen gesundheitsgemäß zu gestalten. Schon hiedurch, d. h. schon durch ihre weiter und ideell gefaßte Aufgabe ist es bedingt, daß sie nicht nur eine Heilanstalt für kranke, sondern zugleich eine Erziehungsanstalt für genesene und gesunde Kinder sein muß. Es hat sich aber auch durch die Erfahrung herausgestellt, daß für die Heilung der Idioten und Cretinen eine Gesundenabtheilung, welche zu der Krankenabtheilung in einem bestimmten Verhältnisse steht, unerläßlich ist. Diejenigen Erziehungsmittel, welche die Levana in die allgemeine Schule einführen will, und wodurch der Gesammtunterricht eine wesentliche Umgestaltung erleiden muß, sind die Arbeitsübung, das gemeinsame Spiel und die Wanderungen, die mit dem theoretischen Unterrichte in organische Verbindung gebracht sind, und sich in gleicher Weise für die Idioten- und Cretinenheilung als die wirksamsten Erregungs- und Umbildungsmittel bewährt haben.

Der Zweck, Idioten — Geschöpfe, denen das Ich- und Weltbewußtsein mangelt und die in dieser traurigen Isolirtheit sich weder besinnen und freiwillig

bestimmen, noch zu ihrer Umgebung in ein selbstständiges Verhältniß setzen können — zu heilen, d. h. die gehemmte oder gestörte Entwicklung derselben zu erneuen, wird sonach in der Levana nicht auf einseitig medicinischem Wege — durch Medicamente und angemessene Diät — sondern auch pädagogisch verfolgt, wofür der Grundsatz maßgebend ist, daß die Erregung der Sinne und die nach außen gerichtete Betheiligung für die Plastik des ganzen Organismus wesentlich sind, und daß es demnach durch den Zweck, innere Um- und Neubildungen herbeizuführen, geboten ist, in systematischer Weise das Empfindungsleben anzuregen, den Thätigkeitstrieb zu wecken und für beide eine harmonische Entwicklung anzubahnen. Pädagogisch sind die von der Levana für die Heilung der Körper- und Geistesschwäche angewendeten Mittel, weil sie auf das individuelle Leben schlechthin, auf die Ganzheit des Organismus wirken und ihrer Natur nach allgemeine sind oder allgemein werden sollen, d. h. nicht nur ausnahmsweise zum Zwecke der Heilung angewendet werden dürften, sondern als unbedingt nothwendige Erziehungs- und Bildungsmittel für die Volks- und Lehrlingsschulen anerkannt, also dem öffentlichen Erziehungssysteme eingefügt sein müßten. Die hiemit ausgesprochene Forderung wird von dem Director der Anstalt und seinen Mitarbeitern in der That einestheils theoretisch geltend gemacht, andererseits praktisch, so weit es die gegebenen Verhältnisse und die Schwierigkeiten, mit denen junge und auf einem neuen Principe beruhende Anstalten immer zu ringen haben, gestatten, zur Wirklichkeit gebracht. Gerade aber hiezu, nämlich zur normalen Darstellung einer normalen Erziehung, in welcher Arbeit und Spiel systematisch geregelte Mittel sind, gehört, wie es oben gefordert ist, unbedingt ein Kreis gesunder Kinder, wie ein solcher auch, d. h. zunächst für den Heilzweck, den die Levana im Auge hat, unentbehrlich ist; denn es ist einleuchtend, daß weder die Arbeitsübung noch das Spiel sich gestalten und entfalten können — man müßte denn mit ihrer dürftigsten Vertretung zufrieden sein wollen — wenn sie nur mit schwachsinnigen und idioten Kindern geübt werden sollen, während sich die letzteren, wenn sie unterstützt werden, den im Gange befindlichen, regelmäßig verlaufenden Arbeitsübungen und Spielen leicht anschließen und einfügen, durch diese Theilnahme aber sich von vorneherein gehoben und von der eigenen Beschränktheit und Verdumpfung befreit fühlen müssen. Die Erfahrung bestätigt dies zur Genüge, wobei zu bemerken ist, daß die Erfahrungen, welche an den Idiotenkindern gemacht werden, gerade weil sie abnorme Zustände zur Voraussetzung haben, für die Auffassung der normalen Bedürfnisse und die Gestaltung der normalen Erziehungsmittel frappante Gesichtspunkte abgeben, andererseits aber die Arbeiten und die Spiele der Gesunden schon bis zu einem gewissen Grade ausgebildet, erprobt und geregelt sein müssen, ehe die Theilnahme der Idioten und Schwachsinnigen möglich und eine dem bestimmten Heilzwecke angepaßte, abgesonderte Einrichtung und Uebung derselben gerechtfertigt ist. Bezüglich des letzteren Punktes muß noch erwähnt werden, daß die gesunden und idioten Kinder der Levana ihre Arbeiten und Spiele für sich haben, die Gemeinsamkeit also nur eine theilweise ist, wobei das abgesonderte Arbeiten

und Spielen der Idioten einestheils ein Eingehen auf die individuellen Bedürfnisse, wie es bei gesunden Kindern nicht statthaft ist, ermöglicht und erfordert, anderntheils die Vorübung und Vorbereitung zu der Gemeinsamkeit mit den Gesunden abgiebt. Die letzteren erleiden durch diese Gemeinsamkeit keinen Verlust, sondern gewinnen sichtlich in sittlicher und anderer Beziehung, indem sie helfend einzutreten gewöhnt und befähigt werden. Außer den Arbeiten und Spielen sind die gemeinsamen Wanderungen für den Charakter und die Zwecke der Anstalt besonders wichtig; sie gehören zur Wochenordnung, finden also im Ganzen — Winter und Sommer — regelmäßig statt, und wirken in mannigfacher Art erfrischend und anregend. Eine Umgebung, die manchen schönen und interessanten Punkt bietet — das nahe Laxenburg, die Brühl, der Velmer Park — kommt dabei sehr zu statten und der Gesammtunterricht steht mit ihnen, so wie mit den Formen- und Gartenarbeiten, dem gymnastischen und Singspiele, das in der Levana mit großer Sorgfalt gepflegt wird, in dem genauesten Zusammenhange, wodurch ein besonderer Charakter dieses Unterrichts an sich bedingt ist. Diesen näher zu bezeichnen und auseinander zu setzen, würde uns hier viel zu weit führen. Wer sich für die Sache interessirt, hat genügende Gelegenheit sich mit derselben allseitig bekannt zu machen, wenn er die Mühe des Lesens und Studiums nicht scheut. Eine zusammenhängende Darstellung des Anstaltsganzen giebt das „Medicinisch-pädagogische Jahrbuch der Levana" (Wien bei Zamarski und Dittmarsch); es enthält: 1. Gesichtspunkte, eine Erörterung der Principien, von denen die Anstalt in ihrer medicinisch-pädagogischen Praxis ausgeht, der Bedeutung, welche die cretinische und nichtcretinische Idiotenheilung nach der socialen Seite hat und der Consequenzen, welche sich aus der Behandlung der Idiotie für die allgemeine Erziehung ergeben, wobei das Verhältniß der Levana zu den bisherigen Bestrebungen auf diesem Gebiete ausdrücklich festgestellt wird. 2. Thaten und Daten, eine Geschichte der Anstalt von ihrem Entstehen bis zu ihrem gegenwärtigen Zeitpunkte, welche zu gleicher Zeit eine Darstellung des Organismus der Anstalt ist, wie er naturgemäß erwachsen und sich noch weiter erfüllen und verwirklichen soll, wobei auch unter anderem der nothwendige öffentliche Charakter der Anstalt begründet wird. 3. Spiele, Beschäftigung und Unterricht, eine eingehende Auseinandersetzung der in der Levana geübten Spiele, Beschäftigungen und Arbeiten, wie der Art und Methode des Unterrichtes, bei welcher die Modification, welche Spiel, Beschäftigung und Unterricht bei der Idiotenheilerziehung erleiden, bestimmt bezeichnet wird. 4. Die medicinisch-diätetische Behandlung und die Krankengeschichten, nebst einem Resumé derselben, eine Erörterung der wichtigsten diätetischen Fragen, mit beständiger Rückbeziehung auf die allgemeinen physiologischen und socialen Gesichtspunkte, so wie auf die Heilwirksamkeit der zweckgemäß geleiteten Wanderungen, Spiele und Beschäftigungen. Ausführliche Entwicklungs- und Genesungsbilder aus dem Kreise der Levana-Praxis und hieran sich anschließende Betrachtungen. 5. Das Verhältniß des Arztes und Pädagogen, des Unterrichts und der Gesundheitspflege; Heilung, Besserung und

Erziehung. Ferner: Die Gesundenabtheilung: Hysterie und Nymphomanie, eine Parallele; Väter und Mütter; Levana-Feste; Programm, Stundenplan und Thesen in Bezug auf Wohlthätigkeitsanstalten, welche dem Wohlthätigkeitscongresse zu Frankfurt am Main, und Thesen in Bezug auf die „Gesundheitspflege seitens der Schule", und die „entschiedene Erfolglosigkeit des Schulunterrichtes bei einzelnen Zöglingen", welche der zehnten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Weimar vorgelegt worden sind.

Letztere, welche für die betreffenden Versammlungen in besonderen Schriften: „Die Gegenwart der Volksschule" (Wien, litter.-art. Anstalt 1857) motivirt wurden, sind in dem umfassenden Werke: „Die Heilpädagogik mit besonderer Berücksichtigung der Idiotie und Idiotenanstalten" (Leipzig, bei Fr. Fleischer. Zwei Bände. 1861 und 1863) in ein abgeschlossenes Ganzes gebracht. Der erste Band enthält zwölf Vorträge, welche von Dr Georgens und Heinrich Deinhardt im Frühjahre 1860 im Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien gehalten wurden; diese geben die Einleitung und Begründung einer heilpädagogischen Gesammtwissenschaft und grenzen das Gebiet der Heilpädagogik gegen das der allgemeinen Pädagogik, der Medicin und der Seelsorge bestimmt ab, entwickeln die Bedeutung, welche die Heilpädagogik sowohl für die allgemeine Erziehung, wie für die allgemeine Gesundheitssorge hat und gewinnen soll und setzen die verschiedenen Zweige der heilpädagogischen Thätigkeit: die Heilung der physisch Gebrechlichen, die Erziehung der Taubstummen und Blinden, die Besserung der verwahrlosten und moralisch entarteten Kinder und die Heilung und Erziehung der Idioten und Cretinen in ihr nothwendiges Verhältniß, wobei die Idiotenheilung und Erziehung als heilpädagogische Centralthätigkeit erscheint. Die Idiotie als cretinische und nichtcretinische, ihre Ursachen und Formen haben zwei Vorträge zum besonderen Gegenstande. Hiebei sind die von Fodéré, Ackermann, Iphofen, Malacarne ꝛc. aufgestellten Hypothesen über „Kropf und Cretinismus" kritisch beleuchtet, die Mittheilungen von Knolz und die Virchow'sche Ansicht berücksichtigt, und die „Formen der Idiotie" zu den Typen der gesunden Individualität und den Arten der bei Erwachsenen hervortretenden Geisteskrankheiten in ein bestimmtes Verhältniß gestellt. Eine Kritik dieser beiden Vorträge vom medicinischen Standpunkte könnte für die Begriffsaufklärung in der Idiotenfrage nur förderlich sein. Ebenso wäre eine Erörterung der Heilbarkeit der Idiotie und des Cretinismus — eine Frage, auf welche der zwölfte Vortrag kurz eingeht, indem er geltend macht, daß die Grenzen dieser Heilbarkeit gegenwärtig bei dem Mangel ausreichender Erfahrung und der Entwicklungsstufe, auf welcher die pathologische Anatomie und Physiologie stehen, mit einiger Sicherheit sich noch nicht ziehen lassen — gewiß sehr wünschenswerth. Jedenfalls ist die Erscheinung der Idiotie und insbesondere auch des Cretinismus in wissenschaftlicher Beziehung so interessant, und die praktische Aufgabe, diesen Entartungen als endemischen entgegen zu wirken, eine so dringende, daß sich ein andauernd abstractes und indifferentes Verhalten dagegen bei den Vertretern der Medicin und

der Volksgesundheitspflege nicht entschuldigen lassen würde. Der zweite Band enthält gleichfalls „Zwölf Vorträge“ über die Idioten und Idiotenheilerziehung in ihrem Verhältniß zu den übrigen Zweigen der Heilpädagogik und zu der Gesundenerziehung und beschäftigt sich speciell mit den Heil- und Erziehungsmitteln; es wird darin ein wissenschaftliches „Heilverfahren“ begründet und von den „Erfolgen“, die bei dessen consequenter Anwendung und Durchführung zu erwarten sind, ein klares Bild entworfen, dem die Erfahrungen und praktischen Studien, die seit dem Jahre 1856 in der Levana gemacht worden sind, ein bestimmtes Relief und einen sicheren Boden gewähren. G.

Zur Kunde der deutschen wissenschaftlichen Vereine in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Das zweite Werk, welches Gegenstand dieser Anzeige ist, hat den Titel:

„Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts. Gesammelt von Friedrich Müller, Gymnasialdirector in Schäßburg. Hermannstadt bei Th. Steinhausser, 1864. gr.-8. XXVII und 236 S.“

Wie schon der Titel besagt, sind es nicht etwa schriftliche Denkmäler der sächsischen Mundart aus den genannten Jahrhunderten, welche den Inhalt des vorliegenden Werkes bilden. Von einem eigentlichen schriftstellerischen Gebrauch derselben in Wissenschaft und Leben ist in jener Periode keine Spur vorhanden und daher auch bei der „lingua nativa“ in welcher nach dem Zeugnisse des Weissenburger Domcapitels die sächsische Nationsuniversität zu Anfang des 14. Jahrhunderts einen Leibgedingevertrag zwischen dem Woiwoden Stephan und der Tochter des Erbgrafen Henning von Petersdorf ausgefertigt, nicht sowohl an die sächsische Mundart der Braut, als vielmehr an die damals in Deutschland übliche Muttersprache ihrer Stammgenossen in Deutschland zu denken. Daß aber seit dem 15. Jahrhundert alle der Beurtheilung ein zusammenhängendes Ganzes darbietenden deutschen Sprachdenkmäler Siebenbürgens der von Obersachsen ausgegangenen, in den Kanzleien der Fürsten und Städte üblichen sogenannten gemeinen, d. h. allgemeinen deutschen Sprache, der Mutter des Hochdeutschen, angehören, hat der Verfasser S. XXII der Einleitung bemerkt. Und so erscheint denn allerdings auch die Aufnahme einiger Sprachdenkmäler, welche, wie die Geleitsbriefe Herzog Wilhelms von Oesterreich und des Wiener Stadtrathes für Hermannstädter Kaufleute vom J. 1401 u. s. w, wohl für Sachsen bestimmt gewesen, aber nicht auf siebenbürgisch-sächsischem Boden entstanden sind, mit der Aufgabe des Werkes um so weniger im Widerspruche, als diese selbst auch Belege für jene Uebereinstimmung sind.

Bei alledem ist nun aber Müllers Arbeit, was wir kaum zu bemerken brauchen, nicht nur für die Culturgeschichte der deutschen Einwanderer in Siebenbürgen, sondern auch für die wissenschaftliche Durchforschung der sächsischen Mundart von der höchsten Wichtigkeit. Wenn die allgemeine Form der deutschen Sprachdenkmäler Siebenbürgens ein redendes Zeugniß der Pietät abgiebt, mit welcher die Nachkommen derselben den in seinen Folgen so überaus segensreichen Zusammenhang mit dem geistigen Leben des Stammlandes pflegten, so ist es andererseits auch höchst interessant, die Spuren des Einflusses von dem lebendigen Volksidiome auf die unter ihnen übliche Schriftsprache zu verfolgen, und daraus Schlüsse auf dessen frühere Gestaltung und genetische Beziehungen zu machen. In sehr auffälliger, in einzelnen Stellen das sächsische Idiom fast copirender Weise tritt dieser Einfluß der Mundart namentlich in dem S. 184 bis 209 enthaltenen Bruchstücke einer Uebersetzung und Erklärung der Perikopen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, für dessen Aufnahme gewiß alle Leser dem Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet sind, hervor

Was wir hier nur andeutend berührten, das hat der Verfasser in der dem Werke vorangehenden Einleitung ausführlich und mit gewohnter Gründlichkeit auseinandergesetzt, nachdem er vorher eine interessante Uebersicht dessen gegeben, was bisher für die Durchforschung der siebenbürgisch-sächsischen Mundart geschehen ist, und fortwährend geschieht. Daß Müllers Werk eine wesentliche Ergänzung derselben ist, bedarf wohl nicht unserer Bemerkung.

Was die Anlage des Werkes betrifft, so hat der Verfasser sich nicht bloß auf die Mittheilung kleinerer und größerer deutscher Aufsätze aus der bezeichneten Periode in chronologischer Reihenfolge beschränkt, sondern abgesondert von diesen auch sehr viele Orts- und Personennamen in gleicher Reihenfolge mitgetheilt, und so durch die Benützung von Urkunden und anderen kurzen Aufzeichnungen die Sprachdenkmäler bis in das 12. Jahrhundert zurückgeführt. Mag strenge genommen auch manche erklärende Dolmetschung deutscher Namen in lateinischen Urkunden bloß deßwegen aufgenommen worden sein, weil eine strenge Scheidung ihre eigenen Schwierigkeiten hat, so liefert doch auch dieser Theil der verdienstlichen Arbeit vielseitige Anhaltspunkte für weitere Studien, und es ist außerdem höchst interessant, eine lange Reihe der ältesten, jetzt meist erloschenen sächsischen Familiennamen kennen zu lernen.

Indem wir somit Müllers Arbeit bestens empfehlen, können wir nur lebhaft bedauern, daß der Verfasser der ihm, wie er selbst S. XXIV der Einleitung sagt, oft sehr nahen Versuchung sachlicher und sprachlicher Erläuterungen widerstanden und sich bloß auf die Mittheilung des von ihm aufgespeicherten Materiales beschränkt hat. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Beifügung eines Glossars das Verständniß des Werkes in allen gebildeten Kreisen wesentlich erleichtert haben würde.

Zur Fortsetzung der von Müller in Angriff genommenen Arbeit liefern namentlich die von dem unermüdet fleißigen Hermannstädter Magistratsrathe Gustav

Seivert in den vor langer Zeit als unbrauchbar ausgemusterten Papieren gemachten Funde, besonders für das 16. Jahrhundert, sehr werthvolle Materialien. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß der gelehrte Entdecker derselben, dessen historische Skizze über Hermannstadt und kleinere und größere cultur-historische Novellen ähnlichen Arbeiten des deutschen Auslandes würdig zur Seite stehen [1], diesen Stoff selbst auch in entsprechender Weise verwerthen werde. Indem wir aber diese Erwartung hier aussprechen, ist es wohl erlaubt, die bescheidene Frage zu stellen, ob es nicht angezeigt wäre, die Aufsicht der bedeutenden Archive der sächsischen Nation so wie in Deutschland von allen administrativen Amtsarbeiten zu trennen, gehörig die Archivarsstellen zu dotiren und mit diesen stabilen Posten dann jedesmal durch Vorstudien und Neigung dazu befähigte Männer zu betrauen. Was die Wissenschaft wünscht, dafür sprechen wohl auch andere, nicht hieher gehörige Gründe.

Geben schon die bisherigen Unterstützungen einschlägiger, wissenschaftlicher Arbeiten, darunter vorzugsweise auch die auf Vereinskosten erfolgte Herausgabe der von Hauer und Stache verfaßten „Geologie Siebenbürgens" einen Beweis von der ersprießlichen Thätigkeit des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, so hat er sich ein weiteres Verdienst um die deutsche Litteratur dadurch erworben, daß er die Herausgabe der von dem gelehrten Director des evangelischen Untergymnasiums A. C. in Mühlbach, Wilh. Schuster, bearbeiteten Sammlung sächsischer Volkslieder, Zauberformeln, Räthsel, Sprüchwörter und Kinderdichtungen auf eigene Kosten besorgt und durch die Drucklegung des von Joseph Haltrich ausgearbeiteten Programmes eines siebenbürgisch-sächsischen Idiotikons seine Bereitwilligkeit, das Hauptwerk des würdigen Verfassers zu unterstützen, an den Tag gelegt hat.

Schuller.

Zur Schwurgerichtsfrage.

„Ueber das Schwurgericht." Von Sectionschef Dr. A. Ritter v. Hye-Glunek (Wien, 1864. F. Manz.)

„Zur Schwurgerichtsfrage." Von Professor Dr. J. Glaser. (Wien, 1864. F. Manz.)

„Erfahrungen über die Wirksamkeit der Schwurgerichte in Europa und America." Von Geheimrath Prof. Mittermaier. Erstes Heft. (Erlangen, 1864. Ferdinand Enke.)

Sollen in Oesterreich Schwurgerichte eingeführt werden? Diese Frage wurde zehn Jahre nach der Abschaffung der Schwurgerichte in Oesterreich, 1861, von hervorragenden Justizmännern und Rechtsgelehrten theils in Sitzungen des Abgeordnetenhauses und später in Landtagen, theils in der Litteratur bejahend beantwortet.

[1] „Die Stadt Hermannstadt, eine historische Skizze von Gustav Seivert", Hermannstadt 1859. 8°. Von den culturhistorischen Bildern aus der Vorzeit der Sachsen erwähnen wir hier: „Um Ostern 1442." „Vor 621 Jahren." „Der Gräfenhof von Kelling." Kleinere culturhistorische Erzählungen sind in den Hermannstädter Zeitungen und Kalendern enthalten.

Der Staatsminister v. Schmerling nahm für die Regierung das Verdienst in Anspruch, daß von ihr in der Frage der Einführung der Geschwornengerichte die Initiative ergriffen worden ist. Drei Jahre sind seither vorübergegangen. In allen gebildeten Kreisen des öffentlichen Lebens kam die Juryfrage wieder an die Tagesordnung und in wenigen Kreisen wurde dieselbe gründlicher und zugleich lebhafter debattirt, als im Vereine zur Uebung gerichtlicher Beredsamkeit zu Wien. In diesem wurden von Hye, Glaser, Frühwald Vorträge über das Schwurgericht gehalten. v. Hye bekämpfte die Jury im Namen der Gerechtigkeit auf Leben und Tod, und suchte zu beweisen, daß sie auf dem continentalen Europa das Vertrauen nicht verdiene, welches sie, befremdend genug, noch immer zu besitzen scheint. Glaser sprach der Jury das Wort, weil diese als Organ der Rechtsprechung keiner anderen Einrichtung unbedingt nachsteht und für die Rechtspflege im Ganzen, wie für die Aufrechthaltung eines gedeihlichen politischen Zustandes Vortheile gewährt, welche durch nichts anderes erreicht werden können. Der geschworne Gegner der Jury griff dieses Institut von den juridisch-technischen und von den politisch-socialen Standpunkten aus mit aller Macht seiner Beredsamkeit, seiner großen Vertrautheit mit der Rechtsprechung, Gesetzgebung und Wissenschaft und seiner geschmeidigen Dialektik wie einen das Vaterland in Gefahr bringenden Götzen einer fanatischen Tagesmeinung an; zu gebildet, um die abgeschmackten Scheinargumente eines Vollert, eines Wiarda und anderer Juryhasser zu wiederholen, läßt er diese bei Seite liegen und wirft sich mit dem vollen Sturm und Drang eines loyalen, überaus wohlwollenden und rechtsbegeisterten Naturells in medias res der Beweisführung aller Schutzredner der Jury, im Besonderen der energischen Schirmrede für die Jury von Glaser. Wir haben es mit zwei ausgezeichneten Schriftstellern auf dem Gebiete dieser hochwichtigen Frage zu thun, deren Ueberzeugungen dazu angethan sind, einen tiefen Eindruck zu machen. Der Jüngere von Beiden spricht maßvoll und ohne leidenschaftliche Erregung, in klaren, die kühle Frage der Mittel und Wege ruhig und vorsichtig erwägenden Ausführungen. Der Aeltere behandelt diese Frage mit dem Ungestüm eines Mannes, der seit einem Menschenalter die Jury immer nur aus dem Gesichtspunkte eines die Gerechtigkeit der Justizpflege gefährdenden Institutes betrachtet hat und welchen selbst die Erfahrung, daß die Schwurgerichte in Oesterreich sich im Allgemeinen nicht schlecht bewährt haben, in seiner ihm heiligen Ueberzeugung nicht irre machen konnte. Was dem Einen bloß Sache des Kopfes ist, gilt dem Andern auch als Sache eines durch eine lebendige Phantasie wie durch eine starke Liebe für viele Justizeinrichtungen der Strafproceßordnung von 1853 erwärmten Herzens. Während beide vaterländische Schriftsteller für und gegen die Jury kämpfen, beschaut der ehrwürdige Altmeister der deutschen Strafrechtswissenschaft mit der Unermüdlichkeit der Jugend und der Sorglichkeit des Alters die zu Tage tretenden Vorzüge und Mängel der Schwurgerichte aus seiner stillen Heidelberger Behausung; zwei Welttheile, Europa und America, sind das kleinste Beobachtungsfeld für diesen universellsten Kenner des Rechtslebens der Gegenwart. Er prüft den Stand der

öffentlichen Meinung, der Wissenschaft, der Gesetzgebungsarbeiten, der Rechtssprechung in England, Schottland, Irland, America, Frankreich, Belgien, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Schwurgerichte eine wesentliche, mit dem constitutionellen Leben verbundene und zur Erreichung einer gerechten Rechtspflege nothwendige Einrichtung seien, daß die Folgen begangener Irrthümer der Schwurgerichte weit geringer seien, als bei den Irrthümern ständiger Gerichte, daß die Schwurgerichte nicht in allen, aber in den meisten Ländern gut wirken und das Vertrauen des Publicums genießen, daß Verbesserungen einzelner Juryeinrichtungen nöthig seien, um den Gefahren derselben wirksam zu begegnen, daß sich das Schwurgericht jenseits des Meeres am besten dort bewähre, wo germanischer Geist, wo anglo-normannische oder deutsche Bevölkerung vorherrscht.

v. Hye hat seiner Schrift ein sehr umfassendes Inhaltsverzeichniß vorangeschickt, welches auszugsweise die leitenden Gedanken und Ausführungen registrirt. Glaser hat zwei in der „österreichischen Revue" und in der „österreichischen Gerichtszeitung" erschienene Abhandlungen, die sich gegenseitig ergänzen, vereinigt und selbstständig in adversarios drucken lassen. Daß die kleine Schrift an die Ueberzeugung, nicht an Leidenschaft und Vorurtheil appelliren soll, bedeutet ein Vorwort lakonisch.

Der gewichtigste und sehr gründlich dargelegte Einwurf v. Hye's gegen das Schwurgericht besteht darin, das die Entscheidung zwischen einem fragenden und einem antwortenden Collegium getheilt sei und dieser Fragenformalismus nicht bloß dem Sachverhalte des einzelnen Falles, sondern auch der Wahrheit und Gerechtigkeit ins Angesicht schlage.

Mit Schärfe und reicher empirischer Kenntniß wird dem Leser vordemonstrirt, daß an den ungerechten Urtheilen so vieler Geschwornengerichte der „in dem Wesen dieser Institution liegende" Fragenmechanismus, abgesehen von der Unfähigkeit der Geschwornen, die Schuld trage.

v. Hye's Behauptung, daß der gesammte Fragencomplex als ein abgeschlossener hingestellt werde und das antwortende Collegium sich einer eingehenden Discussion nach Entscheidung der Hauptfrage enthalten müsse, paßt wohl auf die Einrichtung der französischen Jury und ihrer Nachbildungen, ist aber in Anwendung auf die englische Jury ganz unpassend und auch in so weit unrichtig, als die französische Juryeinrichtung und das Wesen der Jury zwei verschiedene, nicht zu identificirende Dinge sind.

Es hat hienach das von Hye gerügte Grundübel seinen Grund nicht im unverfälschten Wesen des Schwurgerichtes, nur in der französischen Einrichtung. Wenn ferner behauptet wird, daß die Wahrsprüche der Geschwornen unwahre künstliche Conclusa einer keine Motive angebenden Majorität seien, so ist dem entgegenzuhalten, daß erkünstelte Majoritäten bei einem die ganze Schuldfrage ungetrennt entscheidenden Collegium auch vorkommen. Man denke nur an die im § 23 der Strafproceßordnung vorgezeichnete Addition differirender Stimmen, an die innere Wahrheit jener künstlichen Majorität, die mit drei Stimmen gegen zwei

Stimmen dort über den Tod eines Angeklagten entscheidet, welchen zwei Votanten bei der Abstimmung über die Schuldfrage für nicht schuldig erklärt haben!

Auch die Ausstellung v. Hye's scheint nicht überzeugend, daß die Geschwornen nicht in die Lage gesetzt werden können, sich mit dem rechtsgelehrten Gerichtshofe über die Fragestellung und den Zusammenhang einzelner Antworten zu berathen. Kann etwa die Fragestellung nach dem Schluß des Beweisverfahrens nicht als ein eigenes Stadium des Strafverfahrens behandelt und in diesem den Parteien wie den Geschwornen eine Mitwirkung eingeräumt und die Zwangsjacke des französischen Fragenformalismus abgeworfen werden? Kann das Concept der vom Gerichtshofe beabsichtigten Fragenstellung nicht den Geschwornen zuerst provisorisch zur Berathung übergeben, um sodann nach gepflogener Berathung und allfälliger Berichtigung als definitive Fragestellung der Abstimmung zu Grunde gelegt zu werden? Mit der Prüfung dieses Vorschlages hat sich der vielerfahrene, sonst keinen Verbesserungsvorschlag übersehende Verfasser nicht beschäftigt, obgleich derselbe mit dem Wesen der Jury ganz wohl in Einklang zu setzen wäre. Dagegen hat sich die vermeintliche Todtschlagskritik der Jury mit der bedingten Empfehlung eines aus Juristen und Geschwornen zu einem ungetrennten Collegium vereinigten Gerichtes abgefunden, gegen welche nicht geringe Bedenken sprechen.

Verstärkt man das rechtsgelehrte ständige Gericht durch Geschworne, so bezielt man entweder eine vorwiegende Entscheidungsmacht der Rechtsgelehrten über die Geschwornen oder umgekehrt eine Majorität der Geschwornen. In beiden Fällen einer solchen zwitterartigen Einrichtung spricht sich ein Mißtrauen in die Fähigkeit der zur Entscheidung Berufenen aus. Traut man den Geschwornen die nöthige Fähigkeit nicht zu, dann verwerfe man jede Mitwirkung derselben; fürchtet man die Ueberlegenheit der mit den Geschwornen vereint entscheidenden ständigen Richter, dann mache man sich keine Mühe mit kleinen Abschlagszahlungen an das volksthümliche Element und lasse Geschworne und ständige Richter mit vereinten Kräften aber relativ selbstständig in getrennten Collegien zusammenwirken. Auf das harmonische Zusammenwirken beider zum Zwecke einer gerechten Rechtssprechung kommt eben alles an.

Auch Glaser ist gegen den Vorschlag, an die Stelle der Schwurgerichte ständige, mit einigen Schöffen verbrämte Gerichte treten zu lassen, schon aus dem Grunde, weil das Zusammenwirken so ungleichartiger Factoren zu einem Ausspruche kaum vortheilhaft ausschlagen kann, weil eine juristische Discussion zwischen Juristen und Nichtjuristen schwer, eine entscheidende Stimme der Schöffen bezüglich der Proceßleitung undenkbar ist. Das von Hye nur eventuell befürwortete, durch Beispiele aus der Zopfzeit Oesterreichs illustrirte Schöffenproject eignet sich, wie Glaser bemerkt, gerade nur die negative, die schwache Seite des Geschworneninstituts an, die Negative, daß die Geschwornen keine Juristen sind. Das Positive an der Jury ist die Vertheilung der richterlichen Macht zwischen ständigen und nicht ständigen Richtern. Der Gedanke der Jury erzeugt sich aus der Erwägung der enormen Gewalt, welche dort, wo ständige Richter im mündlichen Ver-

fahren frei von Beweisregeln, etwa noch inappellabel entscheiden sollen, einer kleinen Anzahl von zu dauernder Gemeinsamkeit verbundenen Männern eingeräumt wird. Das Wesen der Jury besteht aber darin, daß diese Gewalt in die Hände zweier selbstständiger Factoren gelangt, durch deren Zusammenwirken erst ein Strafurtheil zu Stande kommt.

Der Geschworne nimmt dem Richter die schwere Last der Beweiswürdigung ab; letzterer aber trägt zu dem Endurtheile alles bei, was Geschäfts- und Rechtskenntniß voraussetzt und daher von Geschwornen nicht gefordert werden darf. Das Gegentheil von all' dem geschieht im Schöffengericht; der Nichtjurist wird durch einen Machtspruch des Gesetzes zum gleichberechtigten und gleichverpflichteten Collegen der rechtsgelehrten Richter erhoben; er soll an der Berathung über reine Rechtsfragen Theil nehmen u. s. w. Soll etwa der eigentliche Werth des Schöffenprojectes darin liegen, daß dabei die öffentliche Feststellung der Frage entfällt?

Die Unbequemlichkeiten der Fragenstellung werden weit aufgewogen durch den Vortheil, den es gewährt, daß dieser entscheidende Act des Processes nicht im Dunkel des Berathungszimmers verschwindet. Dazu kommt, daß die Nichtjuristen eines Collegiums eines viel höheren Grades von Festigkeit und Gewandtheit bedürfen als die Geschwornen, um sich bei der Fragestellung und Abstimmung gegen die Juristen zu behaupten.

Es kann nicht bestritten werden, daß die Fragestellung im Schwurgerichtsverfahren große Schwierigkeiten bereiten könne. Allein der Grund derselben liegt darin, daß die Geschwornen eine Collectivperson sind, daß es immer eine Fiction ist, wenn man die Meinungen mehrerer Personen als einen Ausspruch hinstellt. Dies gilt ebenso von Richtercollegien. Wenn die von Hye aufgezeigten Schwierigkeiten bei der Fragestellung an die Geschwornen manchmal sich gesteigert zeigen, so entschädigt dafür der unschätzbare Vortheil, daß sie offen behandelt wird und daß, wenn die Gesetzgebung nur einige Stätigkeit bewahrt, es der Juristik gelingen muß, das richtige Mittel zu finden, um formelles und materielles Recht in Einklang zu bringen, während auf der andern Seite das Collegium von Fall zu Fall sich den Weg sucht, in allen Fällen aber dem Angeklagten jedes Rechtsmittel gegen eine verfehlte Abstimmung entzogen ist. Weit entfernt also, daß die durch die Zuziehung von den Geschwornen nothwendig gemachte Fragestellung einer zweckentsprechenden Strafrechtspflege unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt, sichert sie vielmehr noch die Correctheit des gerichtlichen Vorganges.

v. Hye behauptet ferner, daß die Geschwornen wegen Unfähigkeit häufiger Schuldlose verurtheilen als ständige Richter, führt jedoch aus Oesterreich nur ein einziges Beispiel einer nach seiner Meinung ungerechten Verurtheilung durch Geschworne an und hält selbst mit Erzählungen über Aussprüche der Geschwornen nicht zurück, welche zwar nicht ergingen, aber beinahe ergangen wären.

Der Verfasser führte größtentheils nur französische Zeugnisse vor. Glaser berichtigt dieselben und zeigt, daß der von Hye erbrachte Beweis hinter der Beweisführung weit zurückbleibt, ja daß das meiste von dem, was derselbe anführt,

hier gar nichts zur Sache thue. Was soll man zu einer Methode des Argumentirens sagen, die sich etwa in der Formel bewegt: Weil Geschworne zuweilen unrichtige Entscheidungen treffen, sind rechtsgelehrte ständige Richter immer besser; als ob letztere nicht auch zuweilen fehlerhaft entscheiden, als ob nicht im Berufungsverfahren, das sich freilich leichter der öffentlichen Kritik entzieht, die verkehrtesten Urtheile ständiger Richter aufgehoben werden müßten. Was soll man zu der Schlüssigkeit der Behauptung sagen, daß überall, wo der Verfasser des Erachtens ist, ein fehlerhaftes Verdict der Geschwornen vor sich zu haben, sofort davon gesprochen wird, daß diese Entscheidung der Gerechtigkeit ins Angesicht schlage, daß schon aus dem Grunde, weil die Nachweise ungerechter Verurtheilungen durch rechtsgelehrte Beamten-Gerichtshöfe nicht so vollständig und genau gegeben sind wie ähnliche Nachweise von Schwurgerichten des Auslandes, die Nichtsnutzigkeit und Verwerflichkeit der Jury als einer Rechtsanstalt als bewiesen angenommen wird?

v. Hye hat über die Jury als einer Rechtsinstitution in Ländern des europäischen Continents den Stab gebrochen, indem er darzuthun versuchte, daß die wichtigsten juridischen Schutzargumente für dieselbe illusorisch seien, zumal nach seiner Meinung so viele unbegründete Wahrsprüche der Schwurgerichte in allen Ländern Europa's und selbst nicht seltene, durch deren Verdicte constatirte Justizmorde das gerade Gegentheil von ihrer behaupteten hervorragenden Befähigung zur Eruirung der Wahrheit darlegen. Es ist hiebei nicht zu verkennen, daß v. Hye die meisten Beispiele von Irrthümern der Geschwornen aus dem Auslande holt, während seine Bedenken gegen die Wiedereinführung des Schwurgerichtes in Oesterreich gewiß an überzeugender Kraft gewonnen haben würden, wenn er für diese vor allem durch eine sehr umständliche Kritik der Schwurgerichtspraxis in Oesterreich die unerbittliche Logik der Ziffern und Thatsachen geltend gemacht hätte, wenn er wenigstens mit derselben Ausführlichkeit die in Oesterreich vorgekommenen Folgen einer fehlerhaften Fragenstellung beleuchtet haben würde, mit welcher er, zum Theil in virtuoser Weise, derlei Uebelstände der französischen und preußischen Rechtsprechung kritisch erörtert hat. Wenn es dann dem geehrten Verfasser gelungen wäre nachzuweisen, daß bei den richtigsten Fragestellungen durch die österreichischen Geschwornen falsche Verdicte in großer Zahl abgegeben worden seien, so würden auch bei uns die Vertheidiger der Jury „von einem eisigen Schauer durchrieselt werden" zum Nutzen und Frommen der Justizreform. Dies ist eben nicht geschehen und ich zweifle, ob der Stand der Parteien in der Juryfrage durch vorliegendes Buch wesentlich geändert erscheine.

Diese Offenheit wird mir der Verfasser, welchem ich persönlich aufrichtig zugethan bin, nicht verübeln. Es wurden hier nur einige Punkte des die Jury-Institution allseitig behandelnden Buches berührt, um die Methode und die Tendenz des Verfassers zu kennzeichnen. Eine eingehende Besprechung der reichhaltigen Arbeit würde die hier gezogenen Grenzen einer Anzeige überschreiten. So viel ist gewiß und verdient hervorgehoben zu werden, daß in der neueren deutschen Litteratur seit Stemann keine so energische und umfassende Beleuchtung der Jury-

frage von Seite der Gegner dieses Instituts erschienen ist, wie in der vorliegenden, ein treues Spiegelbild seines Verfassers enthaltenden Schrift. Wir ehren den Freimuth bei Kundgebung dessen, was jeder nach seiner ehrlichsten Ueberzeugung für recht oder schlecht hält. Wenn wir die Ueberzeugung aussprechen, daß v. Hye die schwachen Seiten der Jury mit virtuoser Gewandtheit und Sachkenntniß bloßgelegt hat, so sprechen wir mit derselben Offenheit aus: Er griff sie an — und siegte nicht.

Bewiesen wurde: die Schwierigkeit der Fragestellung an die Geschwornen und der häufige Mißerfolg der Verdicte in Folge ungeschickter Fragen oder des in der französischen Einrichtung begründeten Fragenformalismus. Nicht bewiesen wurde, daß diese Schwierigkeit unheilbar sei und im unverfälschten Wesen der Jury ihren Grund habe.

Bewiesen wurde, daß in der Schwurgerichtspraxis zuweilen absurde Verdicte zum Vorschein kamen, unbewiesen blieb der Abgang ungerechter Aussprüche durch rechtsgelehrte Richtercollegien.

Unerwiesen ist, daß die im Wesen der Jury begründete Vertheilung der Functionen unter zwei qualitativ verschiedenen Factoren einer gerechten Strafrechtspflege nachtheilig sei und daß die auf dieser Vertheilung beruhende Schwurgerichtsinstitution als Rechtsanstalt wissenschaftlich nicht gerechtfertigt werden könne.

Der Drache — Jury muß daher noch durch andere Helden bezwungen werden, aber „den kühnen Ritter soll man ehren".

Das hat auch der Gegner der von Hye vertretenen Ansicht gethan, gegen dessen Ausführungen zum Theil die vorliegende Schrift gerichtet ist Mein geehrter College Glaser ist ein eben so umsichtig bedächtiger wie überzeugender Vertheidiger der Jury. Er schafft sich eine Menge von Einwendungen gegen die Jury vornherein vom Halse, indem er von der Jury als Organ der Rechtsprechung nur so viel behauptet, daß sie keiner anderen Einrichtung unbedingt nachstehe, aber für die Rechtspflege im Ganzen durch nichts Besseres ersetzbar sei, daß sie als Mittel zur Herbeiführung einer richtigen Entscheidung eines einzelnen Falles vielfach gegen ständige Richtercollegien im Nachtheile stehe, aber für die Aufrechthaltung eines gedeihlichen politischen Zustandes überwiegende Vortheile gewähre.

Die Tendenz seiner Schrift geht dahin, zu beweisen, daß die Jury für die Rechtsprechung Vortheile biete, welche die Nachtheile weit überwiegen. Ohne hier das an feinen Bemerkungen reiche Detail wiederzugeben, bemerke ich nur, daß die Beweisführung dieser gewiß von jeder Uebertreibung entfernten Thesis die beiden Aufgaben sondert, welche dem Richter gestellt sind: die Lösung der Thatfrage und die der Rechtsfrage, und auf Grund dieses Vorganges die Vortheile scharf ins Auge faßt, welche für beide Geschäfte aus der Eigenthümlichkeit des Schwurgerichtsverfahrens erwachsen.

Auf eine Auseinandersetzung der eigenen Ansicht glaubt der Referent bei dieser Gelegenheit verzichten zu können, da derselbe in dieser Zeitschrift seit einem

Jahrzehnt mit derselben niemals hinter dem Berge gehalten und sich für das Schwurgericht seit 1851 in dem „Gerichtssaal" wie in der „österreichischen Gerichts-Zeitung" ausgesprochen hat. Wahlberg.

Aus Herculanum.

Philodemi Epicurei de ira liber. E papyro Herculanensi ad fidem exemplorum Oxoniensis et Neapolitani nunc primum edidit Theodorus Gomperz.

(Lipsiæ in ædibus B. G. Teubneri 1864.)

Indem wir, wiederholten Anforderungen der Redaction folgend, an die Besprechung eines der hervorragendsten Werke österreichischer Philologie gehen, gestehen wir gerne, daß wir es nicht ohne alle Befangenheit unternehmen. Denn sollte auf unsere wärmste Anempfehlung hin jemand aus den sonst gebildetsten Kreisen des Publicums das Buch in die Hand nehmen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß er, falls er nicht gerade Fachmann ist, dasselbe ruhig wieder hinlegen wird, nachdem er die Versal- oder Quadratlettern auf den graugelblichen etwa vier Finger breiten Streifen, welche mit Ausnahme der Färbung die ursprünglichen Papyrusblätter nachbilden, und die archaisirenden Buchstaben der Transscription, so wie das Ganze ob seiner stattlichen und eleganten Ausführung genugsam bewundert hat. Für einen Fachmann aber kann derjenige, der nur in sehr secundärer Weise seinem Gebiete angehört, kaum Halbbefriedigendes bringen. Es ist aber diese Wochenschrift auch nicht ein Fachjournal, sondern hat die höheren Kreise der allgemeinen Bildung zu berücksichtigen. Und wie für die Vermittlung eines Dichterwerkes mit dem Publicum derjenige nicht ganz Unersprießliches leistet, der zwar nicht selber Dichter ist, sondern nur als ein Düntzer das Detail seiner Entstehung gewissenhaft zusammenstellt, so möge auch das Folgende als ein Beitrag, wenn nicht zum Verständniß des Buches, so doch seiner Bedeutung und zwar speciell für Oesterreich genommen werden.

Damit wir dieser übernommenen Aufgabe möglichst genügen, stellen und beantworten wir folgende zwei Fragen: erstlich, was lag dem Philologen vor? zweitens, was hat er aus dieser Vorlage hergestellt?

Seine Vorlage hat uns Th. Gomperz in der ersten Partie seines Buches, nämlich in der Copie von Papyrusrollen gegeben, welche in Herculanum gefunden wurden. Wir fassen über diesen Fund und seine Verwerthung zusammen, was bei Winkelmann (herausgegeben von C. L. Fernow, 2. Th. S. 94 bis 331) weitläufiger nachgelesen werden kann. Demnach fand man (3. November 1753) in einem kleinen Zimmer einer dem Theaterplatze von Herculanum naheliegenden Villa, welches zwei Menschen mit ausgestreckten Armen überreichen konnten, hölzerne Schränke, wie sie in Archiven zu sein pflegen, rund um die Mauern und in der

Mitte ein solches Gestelle für Schriften auf beiden Seiten, und in diesen Behältnissen über tausend theils einzelne theils mehrere durch ein gröberes Papier zusammengebundene und dadurch als Theile eines Werkes oder Werke eines Autors bezeichnete Schriftrollen. Die Schränke und die Rollen waren zu Kohlen gebrannt, und da der Geist des ersten Vorstandes der Aufgrabungen, des spanischen Ingenieurs R. G. Alcubierre, welcher „mit Alterthümern so wenig zu thun gehabt hatte, wie der Mond mit den Krebsen" (nach dem welschen Sprüchworte), unter den Arbeitern nicht erstorben war, so wurden viele dieser Schriften anfänglich einfach für verbranntes Holz gehalten, zerstoßen und weggeworfen. Erst die Ordnung, in welcher diese runden oder plattgedrückten Kohlenscheite aufeinander geschichtet waren, machte bedenklich, ob man bloße Kohlen vor sich habe, und als man bei näherer Beschauung darauf Buchstaben entdeckte, wurden sie mit Sorgfalt zusammengelesen und nach Portici gebracht, wo man sie bis auf wenige, die als größte Seltenheiten verschenkt wurden, in einem Glasschranke aufbewahrte.

Um dann weiter den Fund zu verwerthen, machte man die verschiedensten Versuche die alten Schriften aufzurollen und zu lesen, bis sich endlich in dem Piaristenordenspriester Antonio Piaggio der Mann darbot, welcher „das Geheimniß und das nöthige Phlegma" besaß, die Handschriften aufzurollen und, ohne daß er selbst Griechisch verstand, was er aufgewickelt hatte, nachzumalen. Daß ein ganz gehöriges Phlegma für das Aufrollen nöthig war, ersieht man, wenn mitgetheilt wird, wie man mit angestrengter Arbeit in vier bis fünf Stunden etwa einen Finger breit von der Rolle losbekommen konnte. Daß aber die Sprachunkenntniß des Abschreibers und, fügen wir gleich hinzu, die Ungeübtheit des ersten dazu ausschließlich bestellten Entzifferers, des Canonicus Mazocchi, nicht dazu beitrug, den späteren Philologen die Arbeit zu erleichtern, versteht sich wohl von selbst. Sieht man endlich auf die im Buche gegebenen Abbildungen der Originalblätter, ihre Interpunctionslosigkeit, Risse und Lücken, so wird selbst der Fremdling in diesem Gebiete die Schwierigkeit, den Text zu erschließen, anerkennen.

Die erste der von Piaggio (1754) aufgewickelten und nachgepinselten Rollen war ein Tractat Philodems über die Musik, und es traf sich, daß auch die nächsten drei entzifferten Schriftrollen von demselben Verfasser waren, wie denn der bedeutendste Theil der gefundenen Schriften dem Philodem oder doch der epikuräischen Richtung angehört. Man schloß daraus, und auch Th. Gomperz theilt diese Ansicht, die Villa sei des Philodem, respective bei ihrer Verschüttung seiner Erben Besitzthum gewesen; man wußte nämlich, daß Philodem ein Epikuräer und zwar, wie sich das jetzt deutlicher herausstellt, ein Hauptvertreter dieser philosophischen Richtung war. Bis zur jüngsten Zeit jedoch war das über Philodem Bekannte theils spärlich genug, theils fehlte eine Unterlage, um Vermuthungen und Andeutungen über ihn zu combiniren. Cicero, der ein jüngerer Freund Philodems gewesen zu sein scheint, zählt ihn (de fin. lib. 2. cap. ult.) zu den besten Männern und gelehrtesten Menschen, erwähnt ihn sehr ehrenvoll in der Rede gegen Piso, und das Meiste, was er in seiner philosophischen Schrift: „De natura Deorum"

dem Vertreter des Epikuräismus in den Mund legt, dürfte Philodems Schrift: „Ueber die Glückseligkeit" entlehnt sein. Horaz (lib. I. sat. 2. v. 121) spielt wohl an der schlüpfrigen Stelle auf ein Epigramm Philodems an, deren die Anthologie ziemlich viele enthält. Strabo (im 17. Buche) nennt den Philodem aus Gadara (in Cölesyrien) einen Epikuräer, und Diogenes Laertius, so wie der heilige Ambrosius sprechen von seinen Schriften.

Dieses sind die aus dem Alterthum überkommenen Vorlagen für Th. Gomperz' Arbeit, und indem wir zu dieser selbst übergehen, muß bemerkt werden, daß der Schreiber dieses den Verfasser auf seinen wissenschaftlichen Wegen länger und stetiger begleitete, und darum seine höchst gewissenhafte Art vorzugehen vielleicht genauer kennt, als einer seiner eigentlichen Berufsgenossen, und daß namentlich während das vorliegende Buch zum Abschlusse gebracht wurde, seine Arbeit den Gegenstand allseitiger Besprechung bildete. Darum glaubt er auch über etwas mitsprechen zu können, wozu sonst nur die höchste Befähigung im Gebiete griechischer Philologie berechtigte.

Zwei Abschriften (oder besser, für eine nur ihren Abdruck) der ursprünglichen Papyrusrolle konnte Th. Gomperz seiner Arbeit zu Grunde legen, nämlich zuerst die Orforder Ausgabe (1824), welche zum Theil aus den dem Prinzen von Wales (1802) dem späteren König Georg IV. geschenkten, von Haiter abgewickelten und copirten Schriftrollen, zum Theil aus anderen von Haiter gemachten Abschriften, welche Th. Gomperz auf der Orforder Universitätsbibliothek einsehen konnte, hergestellt wurde; sodann die vom Nationalmuseum (1861) in Neapel publicirte, welche den ersten Band der zweiten Sammlung herculanensischer Schriftrollen bildet. Die Orforder Ausgabe als die vollständigere und fehlerfreiere ließ Th. Gomperz für den Urtext lithographiren und die Varianten der Neapolitaner unter dem Texte seiner gegenüberstehenden Lesung folgen.

Wir haben für diese uns vorliegende Arbeit die höchste philologische Befähigung in Anspruch genommen. Denn aus sehr lückenhaften Buchstabenreihen (von Wortabtheilungen ist, wie das der erste Blick auf die Lithographieen lehrt, keine Rede) ein sinnvolles Schriftganzes herzustellen, heißt dasselbe thun, was Cuvier vollbrachte, indem er aus ärmlichen Knochenfragmenten die Gestalten urweltlicher Thiere vor unseren Augen entstehen ließ. Es gehört außer dem angebornen Blick, der sich durch keine noch so lockende Nebenbeziehung vom Wesentlichen ableiten läßt, die unbedingte Beherrschung des Sprachlichen und ein durchgängiges Eingehen auf die Eigenthümlichkeit, also den Stil und die Anschauungsweise des fraglichen Schriftstellers dazu. Der Philologe, der einen verdorbenen Text wiederherstellen will, muß sich in den ursprünglich Schreibenden völlig einleben.

Das Einleben wird aber überall erleichtert, wenn die Lebensmittel gut und reichlich vorhanden sind. Das konnte nun Th. Gomperz den ihm dargebotenen Lebensmitteln, das will hier sagen Vorarbeiten, eben nicht nachrühmen. Was die Italiener für die Entzifferung der herculanensischen Schriftrollen geleistet, kann schon darum kaum nennenswerth sein, weil die einst so berühmte italienische

Philologie jetzt sogar die Elementarwerke bei den verhaßten Deutschen ausborgen muß, höchstens ist dem oder jenem auch hier irgend ein kühner Griff geglückt. Aus der von ihnen publicirten ersten Sammlung von Abschriften hat Orelli epikuräische Fragmente: Ueber die Natur, Göttling Philodems: Ueber die Haushaltung, einige Stellen dieser Schrift Schömann in zwei Programmen, Sauppe Philodems: Ueber den Hochmuth, endlich die beiden genannten Schriften Philodems noch einmal Hartung mit deutscher Uebersetzung bearbeitet; doch nur Sauppe bot Befriedigendes. Allen diesen war jedoch Ch. G. von Murr (1806) mit seiner Publication eines Auszuges aus Philodems: Ueber die Musik vorangegangen, welche außerdem die wichtigsten Daten über den herculanensischen Schriftenfund und seine erste Benützung enthält. Aus der Oxforder Publication hat Spengel (1839) ein Buch aus Philodems Rhetorik in den „Denkschriften der Münchner Akademie" viel genügender als gleichzeitig mit ihm Gros in Paris dasselbe Buch bearbeitet. Dübner hat zehn Columnen aus Philodems Schrift: Ueber die Dichtung, herzustellen versucht, und Petersen hat ein kleines Fragment aus einer angeblichen Schrift von Phädrus: Ueber die Natur der Götter, bearbeitet, was aber schon in einem Herculanensia betitelten Buche von Drummond war publicirt worden, und sich als ein Stück aus der Schrift Philodems: Ueber die Glückseligkeit, ausweist. Endlich hat noch Bücheler im „rhein. Museum" einige Stellen aus Philodems Schrift: Ueber den Tod sehr glücklich zu emendiren versucht.

Das ist so ziemlich alles, was Th. Gomperz als Vorarbeiten im weiteren Sinne des Wortes vorfand. Specielle Vorarbeiten für diese seine Schrift (Philodemus: Ueber den Zorn) hatte er keine. Erst nachdem ihr Druck beinahe vollendet war, hat er in der Zeitschrift: „Philologus" gefunden und in einer Nachschrift des Buches mitgetheilt, daß Spengel alle in der zweiten Sammlung enthaltenen herculanensischen Schriftrollen besprochen und über diese Schrift gesagt habe: „Ich will deßwegen aus dieser Schrift, so weit sie mir verständlich ist . . . Mehreres mittheilen und hoffe dadurch auch Andere zur näheren Würdigung dieser Ueberreste des Alterthums zu bringen." Doch werden diese Mittheilungen weder als durchaus correct noch als vollständig bezeichnet (S. 198). In einem künftigen Commentar endlich verspricht Th. Gomperz die Begründung seiner Ansicht hinsichtlich der Autorschaft Philodems.

Dem Umfange, d. h. der Anzahl gelesener Columnen nach, ist das von Th. Gomperz hergestellte Werk die umfassendste aller bisherigen herculanensischen Publicationen, und so dürfte sich auch ihr Inhalt als der weitaus bedeutendste erweisen, indem darin die aus dem Zorne hervorgehenden Uebel, seine Symptome und damit die im Alterthume immer wieder behandelten Fragen, ob der Weise für den Zorn empfänglich, ob die Leidenschaft und in welchem Sinne sie eine Schwäche sei, erörtert werden.

Th. Gomperz hat sein Buch aus begründetem Dankgefühle seinem ehemaligen Lehrer Prof. H. Bonitz dedicirt, zu dessen nicht bloß der Zeit nach ersten Schülern hinwiederum er gehört. Wenn wir bedenken, wie wir selber in unseren

Schulen die Philologie nur als eine nominelle Wissenschaft kennen lernten, und später mühsam und unvollständig beseitigen mußten, was unser Vorgehen unmöglich machen wollte, so möchte uns beinahe ein Neid überkommen, daß dem jüngeren Geschlechte derartige Arbeiten wie die vorliegende ermöglicht wurden. Doch verwandelt sich der Neid alsbald in die Freude, daß diese Publication, in ihrem Gebiete überhaupt eines der bedeutendsten Werke, Oesterreich angehört und daß nach diesem glänzenden Beweise, der uns das als Wirklichkeit bringt, was wir vor fünfzehn Jahren als Fabel ungläubig belächelt hätten, bei uns die Wissenschaft der Philologie als eingebürgert anerkannt werden muß. F. Th. Bratranek.

---

* Das Comité zur wissenschaftlichen Durchforschung Böhmens beginnt bereits in den diesjährigen Schulferien mit der praktischen Durchführung seiner Aufgabe und zwar werden die Herren Professoren Kořistka, Krejči und Zenger und der Conservator Lokaj Reisen zum genannten Zwecke unternehmen. Herr Professor Zenger wird zunächst die Stationen zu meteorologischen Beobachtungen bestimmen und Herr Lokaj das Elbegebiet, und zwar die Partie zwischen Teplitz und Reichenberg entomologisch durchforschen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Für unsern heutigen Bericht liegt uns nur eine geringe Anzahl neuer Erscheinungen vor, was uns nicht Wunder nimmt, haben wir uns doch seit langer Zeit eines besonders lebhaften Verkehrs auf dem deutschen Büchermarkte nicht erfreuen dürfen, um wie viel mehr dürfen wir in der jetzigen Jahreszeit eine nur geringe Ernte hoffen. Zwei Erscheinungen der theologischen Litteratur stellen sich durch die Namen ihrer Verfasser an die Spitze unseres Berichtes. Die erste dieser Erscheinungen trägt keinen geringern Namen als den Schleiermachers und bildet die vierte Bearbeitung des „Lebens Jesu“, welche die theologische Litteratur seit Jahresfrist aufweist. Von den Vorlesungen, welche Schleiermacher in Berlin im Jahre 1832 hielt, fand sich in seinem Nachlaß nur sehr wenig handschriftliches Material vor, weßhalb der von Schleiermacher mit der Herausgabe seines Nachlasses beauftragte, vor wenigen Jahren verstorbene Dr. Jonas die Veröffentlichung nicht unternehmen wollte. Statt seiner hat Pastor K. A. Rütenik die Herausgabe übernommen und dürfte es ihm, unterstützt von mehreren ihm zu Gebote stehenden Nachschriften von Zuhörern Schleiermachers, gelungen sein, die Vorträge, wenn auch nicht wörtlich, so doch in allem wesentlichen richtig wiedergegeben zu haben. Auch die zweite theologische Novität erhalten wir aus dem Nachlasse des Verfassers: „Vorlesungen über neutestamentliche Theologie von Ferd. Christ. Baur in Tübingen, herausgegeben von seinem Sohne Ferd. Fr. Baur.“ Der berühmte Gründer der Tübinger Schule hat diese Vorträge in den letzten Jahren seines Lebens 1852 bis 1860 gehalten; sie dürften ein nicht geringeres Aufsehen als seine „Geschichte der christlichen Kirche“ verursachen, da sie in übersichtlicher, zusammenfassender Darstellung die Resultate der Forschungen und Arbeiten des Verfassers im Gebiete der neutestamentlichen Kritik zur Kenntniß bringen. Der Rabbiner Dr. Geiger in Frankfurt veröffentlicht: „Zwölf Vorlesungen über das Judenthum und seine Geschichte nebst einem Anhange: Ein Blick auf die neuesten Bearbeitungen des Lebens Jesu.“

Der Professor der Archäologie Dr. Fr. Reber in München, Verfasser des großen Werkes über „die Ruinen Roms", liefert eine Geschichte der Baukunst im Alterthum, deren erste Hälfte „die Baukunst des Orients" enthaltend, vorliegt. Ihr soll im Anfang des nächsten Jahres die Schlußlieferung nachfolgen, welche die hellenische, etrurische und römische Architektur behandeln wird. Dem Texte sind zahlreiche gut ausgeführte Holzschnitte eingedruckt. Eine andere Neuigkeit kunstgeschichtlichen Inhalts bildet der eben erschienene fünfte Band der „Alten Denkmäler" von Prof. Welker in Göttingen, durch welchen das bereits im Jahre 1849 begonnene Werk nunmehr seinen Abschluß gefunden haben wird. Herausgegeben ist dieser Band, welcher die Statuen, Basreliefs und Vasengemälde behandelt, von den Schülern des Verfassers, den Prof. O. Jahn in Bonn und Michaelis in Greifswald.

Der berühmte Rosengarten Sadi's, welcher, seitdem er zum ersten Male im Jahre 1660 von Olearius übertragen in deutscher Sprache erschien, durch mehrfache Uebersetzungen sich in Deutschland ziemlich eingebürgert hat, hat in Herrn G. F. H. Nesselmann in Königsberg einen neuen Bearbeiter und Uebersetzer gefunden. Das sehr geschmackvoll ausgestattete Buch enthält in einem Anhange eine Lebensskizze des persischen Dichters.

Die weiteren Novitäten müssen wir in buntester Reihenfolge aufführen, ohne Gleichartiges nebeneinander stellen zu können; wir nennen zuerst einen neuen Beitrag zur Memoirenlitteratur der letzten Jahrzehnte des vorigen und der ersten dieses Jahrhunderts: „Aus dem Leben des Freiherrn Ludw. Christ. Heinrich Gayling von Altheim", herausgegeben aus hinterlassenen Papieren des 1832 verstorbenen Verfassers. Die Aufzeichnungen umfassen die Jahre 1775 bis 1832, von denen der Verfasser die Jahre 1791 bis 1806 in badischem, österreichischem und russischem Militärdienste verbrachte, den er verließ um sich dem Staatsdienste zu widmen. Zum Theil schon früher Gedrucktes enthält: „Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze von H. Leo in Halle". Acht Aufsätze theils geschichtlichen theils politischen Inhalts. Ueber die dänischen Enclaven im Herzogthume Schleswig, wozu die von den österreichisch-preußischen Truppen besetzten Inseln an der Westküste zum Theil gehören, erschien ein kurzer geschichtlicher Rückblick von Dr. Clement. Schließlich liegt uns noch vor eine Gelegenheitsschrift zu der in diesen Tagen festlich begangenen 700jährigen Feier der Einbringung der Reliquien der heiligen drei Könige in Cöln von J. Kreuser, und eine neue Bereicherung der Gefängnißlitteratur von Professor Röder in Heidelberg: „Besserungsstrafe und Besserungsstrafanstalten als Rechtsforderung. Eine Berufung an den gesunden Sinn des deutschen Volkes", das sich gleich in den ersten Zeilen der Vorrede als eine scharfe Kritik der bestehenden Strafgesetzgebungen charakterisirt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 7. Juli 1864.

(Schluß.)

Herr Prof. E. Mach von Graz übersendet eine Abhandlung „über einige der physiologischen Akustik angehörige Erscheinungen". Dieselbe enthält, an eine frühere Abhandlung anknüpfend, Untersuchungen: 1. Ueber Verstärkung der Knochenleitung, 2. über

subjective Erscheinungen bei geschlossenen Gehörgängen, 3. über die scheinbare Abhängigkeit der Tonhöhe von der Intensität und Entfernung der Tonquelle, 4. über die Combination beider Gehörseindrücke und 5. über Störungen der Wahrnehmung der Tonhöhe

Privatdocent Herr Dr. Richard Maly, derzeit in Heidelberg, übersendet eine Abhandlung „Beiträge zur Kenntniß der Abietinsäure", als dritte Fortsetzung seiner Untersuchung über diesen Gegenstand. Es wird daselbst das Anhydrid dieser Säure besprochen, das sich durch Entwässern des Hydrates nicht bildet, zu dessen Erkenntniß aber die Beobachtung führte, daß das Colophonium, wenn daraus Abietinsäure dargestellt wird, immer Wasser aufnimmt.

Zum Schlusse bespricht der Verfasser die Bildung von Harzen aus dem ätherischen Oele der Coniferen.

Die beiden letztgenannten Abhandlungen werden über erfolgte Berichterstattung in die Sitzungsberichte aufgenommen.

Herr Prof. Stefan macht zwei Mittheilungen. Die erste: Ueber eine Erscheinung am Newton'schen Farbenglase.

Sieht man gegen das Farbenglas so, daß man die Newton'schen Ringe deutlich sieht und schiebt von der Seite ein Glimmerblättchen vor das Auge, so daß ein Theil der Pupille von demselben bedeckt wird, ein Theil frei bleibt, so sieht man auf der Seite des unbedeckten Auges ein System von hellen und dunklen Halbkreisen, die zu demselben Centrum gehören, wie die Newton'schen Ringe. Ihre Entfernung von diesem Centrum ist der Quadratwurzel aus der Dicke des verwendeten Blättchens proportional. Bringt man zwei Blättchen vor die Pupille, so daß ein Theil derselben von beiden, ein Theil von einem Blättchen bedeckt, ein Theil frei ist, so sieht man das dem doppelten und das dem einfachen Blättchen entsprechende System zugleich.

Man braucht das Blättchen nicht unmittelbar vor das Auge zu geben, die Halbkreise entstehen, sobald ein Theil der Strahlen, die von jenen Stellen, an denen die Halbkreise sich bilden können, ins Auge kommen, durch das Blättchen, ein Theil frei geht. Nur diese Strahlen tragen zur Erzeugung der Halbkreise bei, denn man kann das ganze übrige Farbenglas mit einem undurchsichtigen Schirm verdecken, ohne sie zu stören. Legt man zwei ebene Glasplatten auf einander, so sieht man darauf mit halbverdeckter Pupille feine Linien, wenn auch kaum Farben dünner Blättchen zu sehen sind.

Aehnliche Nebenkreise oder Nebenstreifen sieht man auch, wenn man andere Interferenzerscheinungen auf die angegebene Weise betrachtet, z. B. die Ringe, welche Krystallplatten im Polarisationsapparate zeigen, oder die lebhaften Interferenzstreifen, die man, durch einen Nicol schief sehend, wahrnimmt.

Die zweite Mittheilung: Ueber Interferenzerscheinungen im prismatischen und im Beugungsspectrum.

Talbot entdeckte Interferenzstreifen im prismatischen Spectrum, als er von der Seite der brechenden Kante des Prisma ein Glimmerblättchen so vor das Auge schob, daß die halbe Pupille von demselben bedeckt wurde. Ueber die Bedingungen des Entstehens dieser Streifen wurden folgende neue Erfahrungen gemacht: Man braucht das Blättchen nicht unmittelbar vor das Auge zu geben, man kann es irgendwo zwischen Auge und Prisma halten oder am Prisma ankleben, oder auch zwischen Prisma und Spalte stellen, wenn nur der Theil des ins Auge gelangenden Lichtbündels, der gegen die Kante des Prisma geht oder von dieser kommt, durch das Blättchen geht, so entstehen die Streifen.

Man sieht diese Streifen auch in den durch ein beugendes Gitter erzeugten Spectren und zwar in den links liegenden, wenn das Blättchen von rechts in das von der Spalte kommende Lichtbündel irgendwo zwischen Auge und Spalte eingeschoben wird, im umgekehrten Falle in den rechts liegenden Spectren.

Klebt man auf das Gitter zwei Blättchen neben einander so, daß in der Mitte ein kleiner Theil frei bleibt, dessen Breite kleiner als der Durchmesser der Pupille ist, so sieht man Streifen in den Spectren links und rechts zugleich.

Je dicker das Blättchen, desto feiner und zahlreicher die Streifen. Ein Glasplättchen von 0·15 Millimeter Dicke giebt 120 Streifen im Spectrum. Dickere Plättchen können bei Beobachtung mit freiem Auge nicht angewendet werden, wohl aber, wenn man das Spectrum durch ein Fernrohr beobachtet. Auch hier kann man, statt das Blättchen, wie Brewster und Airy es gethan haben, zwischen Auge und Ocular zu geben, dasselbe vor dem Objectiv, überhaupt irgendwo zwischen Objectiv und Prisma oder Prisma und Spalte aber auf der Seite der brechenden Kante des Prisma anbringen. Dadurch ist man in den Stand gesetzt, dickere Plättchen zu verwenden und selbe während der Beobachtung beliebigen Temperaturänderungen oder Drücken auszusetzen und aus der geänderten Lage der Streifen auf die Aenderung der optischen Eigenschaften des Plättchens zu schließen. Dickere Plättchen müssen parallel sein. Ein Plättchen von über drei Millimeter Dicke gab zwischen den Fraunhofer'schen Linien B und H 2500 Interferenzlinien. Die letzteren entstehen aus Strahlen, die über 5000 Wellenlängen Gangunterschied haben.

Ebenso kann man die Linien in den Beugungsspectren erzeugen durch Anbringen eines Plättchens vor dem Objectiv oder irgendwo zwischen Objectiv und Spalte. Ist das Blättchen links, so sind die Linien in den linksseitigen Spectren, wenn das Fernrohr ein astronomisches ist und umgekehrt. Zwei Plättchen von entgegengesetzten Seiten in das Strahlenbündel geschoben, so daß die Mitte desselben frei bleibt, geben Linien in allen Spectren zugleich.

Die Linien entstehen auch, wenn das Blättchen vor die Spalte gegeben wird, so daß es die Hälfte derselben bedeckt. Hier ist es gleichgültig, ob das Plättchen von rechts oder links eingeschoben wird, die Streifen im prismatischen Spectrum entstehen in beiden Fällen.

Man sieht auch Interferenzlinien, wenn man die ganze Spalte oder das ganze Objectiv oder Ocular mit einem dünnen Blättchen bedeckt. Diese sind viel feiner und anderen Ursprungs. Ueber diese, so wie über die durch an der Vorder- und Hinterfläche eines Heliostaten reflectirtes Licht erzeugten Linien und über den Einfluß dieser auf die Sichtbarkeit der Frauenhofer'schen wird in einer nächsten Mittheilung berichtet werden.

Herr Theodor Oppolzer legt eine Abhandlung über den Planeten „Clytia" vor, der unter die verlorengegangenen Planeten zu zählen ist. In der Einleitung zu dieser Abhandlung werden die verlorengegangenen Planeten besprochen und kurz der Nachweis geliefert, daß der Planet „Freia" mit dem Anfangs Februar 1864 von Pogson in Madras entdeckten Asteroiden identisch ist. Die Clytia-Elemente werden hierauf aus den vorhandenen Beobachtungen unter Berücksichtigung der Hansen'schen Sonnentafeln und der Jupiterstörungen abgeleitet, das erhaltene Resultat ist bezogen auf das mittlere Aequinoctium, 28. Mai 1862, die Epoche und der Osculationspunkt haben dasselbe Datum:

$$
\begin{aligned}
L &= 190^\circ\ 38'\ 55''\!\cdot\!0 + 50''\!\cdot\!24\,t \\
M &= 130\quad 3\quad 9\cdot3 \\
\pi &= 60\quad 35\quad 45\cdot7 + 50\cdot24\,t \\
\Omega &= 7\quad 32\quad 48\cdot3 + 47\cdot53\,t \\
i &= 2\quad 24\quad 33\cdot7 + 0\cdot46\,t \\
\varphi &= 2\quad 21\quad 6\cdot2 \\
\mu &= 813''\!\cdot\!57216 \\
\log a &= 0\cdot4264070
\end{aligned}
$$

Die Darstellung der Orte ist im Sinne (Beob.-Rechg.)

Datum			dα	dδ	Zahl d. Beob.
1862 April	. . .	7·9	+1″·6	−1″·3	1
„	. . .	24·5	−0·2	+0·1	11
Mai	. . .	2·5	−0·6	+0·2	8
„	. . .	15·5	−0·3	+1·4	6
„	. . .	25·5	+1·3	−1·5	5
Juni	. . .	17·6	+2·2	+0·2	1
Juli	. . .	1·6	−3·1	— . . .	1

In der Abhandlung wird noch auf die beträchtliche Eigenbewegung aufmerksam gemacht, die der Stern Lalande-Baily 22701 zeigt.

Die Ephemeriden für das Jahr 1864 sind mit vorstehenden Elementen mit Rücksicht auf Jupiterstörungen abgeleitet.

Wird über erfolgte Berichterstattung zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Das freie deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. übermittelt mit Circularschreiben vom Neujahrstage 1864 zwei Denkschriften von dem kais. russischen Staatsrathe Herrn Prof. Dr. Mädler und vom Herrn Prof. Dr. Eduard Heis: „Ueber die Principien der Gregorianischen Schaltmethode und über die Verbesserung derselben nach den astronomischen Forschungen der Neuzeit“, und ladet, um diesen Gegenstand in Berathung zu ziehen, zu einer Zusammenkunft sachverständiger Gelehrter ein, welche bei Gelegenheit der diesjährigen allgemeinen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Gießen vom 18. bis 24. September stattfinden soll.

Herr Anton Gyra übersendet ein versiegeltes Schreiben zur Aufbewahrung mit der Aufschrift: „Die exacte Entwicklung des Naturganzen aus der relativen Ruhe zweier materiellen Punkte.“

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 12. Juli 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen von Herrn k. k Hofrath und Director W. Haidinger werden vorgelegt. Derselbe weiht ein Wort der Erinnerung dem am 6. Juli in seinem 44. Lebensjahre zu früh verblichenen Dr. Theodor Wertheim, zuletzt Professor der Chemie an der k. k. Karl-Franzens-Universität zu Graz. Im Jahre 1850 war derselbe, als Vorstand des Laboratoriums der k. k. geologischen Reichsanstalt, einer der Unseren, wurde aber nach wenigen Monaten als Professor der Chemie an die k. k. Universität nach Pest bestimmt. Viele Erfolge noch hätten wir von ihm im Verlaufe seiner Arbeiten gewärtigen können. Die zahlreiche Familie, die er hinterläßt, bildet den Gegenstand innigster Theilnahme für alle, die den verewigten Gatten und Vater hoch ehrten.

Freudige Gefühle dagegen erregt ein anderes uns nahe berührendes Ereigniß. Mit solchen begrüßen wir unseren langjährigen Freund und Arbeitsgenossen Herrn k. k. Bergrath Adolph Patera, aus Veranlassung seiner Berufung nach Wien durch Se. Exc. den Herrn Finanzminister v. Plener zu hüttenmännisch-chemischen Arbeiten. Haidinger erinnert an Patera's frühere Arbeiten in dem Laboratorium der k. k. geologischen Reichsanstalt unter dem Ministerium des Freiherrn v. Thinnfeld in den Jahren 1850 und 1851, die Darstellung des Urangelbs und die Silberextraction auf nassem Wege, welche beide Processe später von Patera in Joachimsthal im Großen durchgeführt wurden und die Rentabilität der dortigen Werke bedingen. Wir hoffen, ihn nun demnächst seine Arbeiten bei uns wieder beginnen zu sehen.

Noch legt Herr Hofrath Haidinger das eben im Druck vollendete 2. Heft des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt für 1864 vor.

Dasselbe enthält Abhandlungen von Dr. C. Chyzer über die Mineralquellen des Saroser Comitats, von Dr. G. C. Laube über die Erzlagerstätten von Graupen in Böhmen, von Dr. K. Peters über einige Krinoidenkalksteine am Nordrande der Kalkalpen, von M. Simettinger über Braunkohlenschürfungen im Zalaer Comitate, von Karl v. Hauer über den Salinenbetrieb im österreichischen und steiermärkischen Salzkammergute, von Dr. Stur über die neogenen Ablagerungen im Gebiete der Mürz und Mur, von W. Haidinger zur Erinnerung an J. K. Hocheder u. s. w.

Herr Prof. Dr. Hochstetter legt eine Sammlung von Petrefacten aus Süd-Africa vor, welche Herr Dr. R. N. Rubidge zu Port Elisabeth (Algoa-Bay) an Herrn Dr. Karl Ritter v. Scherzer für die „Novara"-Sammlungen eingeschickt hat. Die Petrefacten stammen sämmtlich aus der Umgegend der St. Francis-Bay und Algoa-Bay östlich vom Cap der guten Hoffnung und gehören theils paläozoischen, theils mesozoischen Formationen an.

Herr Adolph Patera, k. k. Bergrath und Hüttenchemiker für das gesammte Montanwesen sprach über die gemeinschaftliche Gewinnung des Goldes und Silbers aus den Erzen. Es gelang demselben, in der mit Chlorgas imprägnirten Kochsalzlösung ein gemeinschaftliches Lösemittel für diese beiden Metalle zu finden, welches so energisch wirkt, daß ein Blech von goldhaltigem Silber davon vollständig aufgelöst wird. Herr Patera betonte vorzüglich die Nothwendigkeit der gemeinschaftlichen Auflösung der beiden Metalle, da namentlich bei armen Erzen ein abwechselndes Auflösen, welches immer mehrmals wiederholt werden muß, die Kosten so erhöht, daß sich die Arbeit nicht mehr lohnt. Es wurde auch ein Apparat zur schnellen Aufarbeitung größerer Erzmassen durch Extraction beschrieben und im Modell vorgezeigt.

Herr Karl Ritter v. Hauer theilte Analysen von Steinsalzsorten aus der Marmaros mit und z. sowohl von Minutiensalz als auch von Viehlecksalz. Letzteres war nach einem neuen von Herrn Sartori vorgeschlagenen Verfahren zu festen Ziegeln geformt, um die Emballage zu ersparen. Da das Formatisiren nur in einem Befeuchten, Formen und nachherigen Trocknen des Salzes besteht, so kann es natürlich keine Einbuße an Chlornatrium hiebei erleiden. Es beträgt dieser etwas über 96.5 Percent.

Herr Dr. Gustav Laube, der sich schon seit längerer Zeit mit den Vorbereitungen zu einer neuen Bearbeitung der für die Alpengeologie so wichtigen Fossilen von St. Cassian in Süd-Tirol beschäftigt, hatte sich zu Anfang des Sommers nach München begeben und daselbst mit freundlichster Genehmigung des Herrn Professors Alb. Oppel die Originaltypen der Graf Münster'schen Sammlung von der genannten Localität studirt. In einer für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt bestimmten Abhandlung, die Herr k. k Bergrath v. Hauer vorlegt, theilt er die Ergebnisse dieser Studien mit, durch die es ihm gelang, die Zahl der in der gedachten Sammlung befindlichen Arten von 400 auf 279 zu reduciren.

Weiter theilt Herr v. Hauer den Inhalt der Berichte mit, welche die bei den Aufnahmen im Felde beschäftigter Herren Geologen seit unserer letzten Sitzung eingesendet hatten. Herr k. k. Bergrath M. v. Lipold, begleitet von Freiherr v. Sternbach und Herrn Dr. Stelzner, begann seine Untersuchungen in der Umgegend von Molln, südwestlich von Stadt Steyer. Verschiedene Glieder der Trias-, rhätischen und Liasformation, deren Abscheidung mehr und mehr ins Klare gebracht worden, setzen die Gebirge dieser Gegend zusammen und dieselben Gesteine verfolgte Herr Bergingenieur J. Bachay in den Umgebungen von Hollenstein und Weyer.

Herr k. k. Bergrath Fr. Foetterle hatte vor dem Beginne seiner eigentlichen Sommeraufnahmen mit dem von dem k. k. Finanzministerium behufs ihrer höheren Aus-

bildung an die Anstalt einberufenen Herren Bergingenieuren Ausflüge nach einigen der wichtigsten Kohlenreviere der Monarchie, und zwar nach den Braunkohlenwerken im nördlichen Steiermark, den Lignitablagerungen im südlichen Mähren, den Steinkohlendistricten von Oesterreichisch-Schlesien und des Krakauergebietes unternommen und überdies auch den in montanistischer Beziehung so hochwichtigen westlichen Theil von Preußisch-Schlesien besucht. Die Aufnahmen selbst begann derselbe, begleitet von den Herren Bergingenieuren St. Hořinek und A. Rücker, mit der Untersuchung des Gebietes zwischen dem Waagthale und dem Teplabach nördlich von Trenesin-Teplitz. Die Reihenfolge der Gesteine, die in diesem Gebiete auftreten, ist von unten nach oben: Grestenerschichten oder unterer Lias, Liasfleckenmergel, Jura, Neocom, Quarzsandstein, Dolomit.

Herr Sectionsgeologe K. Paul, begleitet von Herrn Bergingenieur Fr. Babanek, begann die Untersuchung des linken Waag-Ufers zwischen Bistritz und Predmir. Die höheren aus der Diluvialterrasse des Thales aufsteigenden Hügel bestehen beinahe durchgehends aus Sandsteinen der Kreideformation, die weiter im Osten durch den Jurakalk des großen und kleinen Manieberges begrenzt werden.

Noch legte Herr. v. Hauer eine schöne Suite von Petrefacten von Stegersbach bei Oberschützen im Eisenburger Comitate vor, die wir Herrn Dr. Fr. Zekely, Professor an der öffentlichen evangelischen Schulanstalt daselbst, verdanken. Die Arten, die größtentheils mit solchen aus dem Wiener Becken auf das Genaueste übereinstimmen, sind durchgehends bezeichnend für die Etage der sogenannten Congerienschichten.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 6. Juli 1864.

Nach Bekanntmachung der neu eingetretenen Mitglieder und der eingesendeten Schriften und Gegenstände legte der Vorsitzende, Herr Siegfr. Reissek der Versammlung die von den beiden Censoren, den Herren Jos. Türk und Paul Wagner revidirte Rechnung des Jahres 1863 vor, welche die Versammlung einstimmig für richtig erkannte.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr J. Juratzka, welcher über ein von ihm entdecktes neues Moos, Desmatodon griseus, sprach. Es kommt diese Art auf den Kalkfelsen der Mödlinger Klause vor, und sieht habituell der Barbula membranifolia äußerst ähnlich. Ferner legte Herr Juratzka die von Herrn Th. Müller herausgegebene Normalsammlung westphälischer Moose vor, welche sich durch richtige Bestimmung, Schönheit der Exemplare und Billigkeit empfiehlt.

Herr Fr. Brauer berichtet über die neuholländische Fliegengattung Batrachomyia Mc. L., deren Larven unter der Haut von Fröschen leben und für diese verderblich werden. Ferner bespricht derselbe eine Beobachtung Prof. Herings, nach welcher auf der gemeinen Feldmaus Oestridenlarven vorkommen und glaubt die Vermuthung aussprechen zu können, daß die Larven, welche er selbst untersuchen konnte, zur Gattung Oestromyia (sibi) gehören. Er begründet diese Vermuthung nicht nur aus der Aehnlichkeit der vorliegenden Larven mit den von ihm aus Eiern erhaltenen Oestromyienlarven, sondern aus dem Umstande, daß die Fliegen dieser Gattung unter Gras in den von Mäusen ausgenagten Gängen gefangen wurden.

Herr Dr. H. W. Reichardt zeigte einen seltenen Brandpilz, Peridermium Pini, vor, welcher in ungewöhnlich schönen Exemplaren von dem Herrn Präsidenten der Gesellschaft Sr. Durchlaucht dem Fürsten Colloredo-Mannsfeld gütigst eingesendet ward. Dieser

Pilz hatte auf der im Königgräzer Kreise Böhmens gelegenen Herrschaft Opotschno die Bäume eines mehrere Joche haltenden 15jährigen Kiefernbestandes gruppenweise so häufig ergriffen, daß stellenweise die Rinde ganz orangegelb gefärbt erschien. Trotzdem wachsen die Bäume ungestört fort. Dieser Umstand erklärt sich bei genauerer Untersuchung einfach dadurch, daß das Micelium dieses Pilzes bloß in denjenigen Rindenschichten sich findet, welche später zur Borke werden, während Bast, Cambium und Holz gar nicht angegriffen werden. Ferner besprach Herr Dr. Reichhardt einen von Herrn Arnold eingesendeten Aufsatz, in welchem die von Herrn Molendo um Predazzo in Süd-Tirol gesammelten Flechten aufgezählt werden. Es sind im Ganzen 55 Arten, von welchen zwei: Psorotrichia Arnoldi und Tichothecium Molendoi neu sind. Schließlich legte der Herr Vortragende eine von Herrn R. v. Szontag eingesendete Aufzählung der Phanerogamen des Oedenburger Comitates vor.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld besprach ein von dem Herrn Rudolf Grafen Waldendorff eingesendetes Verzeichniß der um Cattaro beobachteten Land- und Süßwassermollusken. Es werden in diesem Aufsatze 126 Arten angeführt, von welchen mehrere neu sind. Von besonderem Interesse erscheint, daß der Herr Autor überall genau den Aufenthalt angiebt und auch die noch vielfach unbekannten Thiere, die er beobachtet, genau beschreibt. Ferner zeigt Herr v. Frauenfeld die Abbildung einer schön ultramarinblauen Schnecke vor, die er Limax Schwabii nennt. Schon während seines Aufenthaltes in Bistritz unterm Hostein im Jahre 1847 fand er auf dem dortigen Berge Gavernik diese Art nicht selten und er zeigte dieselben im Jahre 1851 lebend in der Gesellschaft vor. Seither sandte Herr Apotheker Schwab diese Nacktschnecke aus Mistek durch mehrere Jahre in vielen Exemplaren, deren sorgfältige Beobachtung ihn von ihrem Artrechte überzeugte.

Ferner legte er aus seinem Metamorphosenherbar Fraß und Verwandlung von Orchestes scutellaris und fagi, die er gezogen, vor, ersteren aus Erlenblättern, letzteren aus Buchen. Zu O. scutellaris, von Bouché schon mitgetheilt, weist er genauere Details nach, die die übereinstimmende Lebensweise mit O. guerius, den er auf Eichen von Mehadia, und mit O. ulmi, den er von Ulmen in London gezogen. Eine Beobachtung der Trauerfliege Argyromoeba leucogaster, deren frühere Stände bisher ungekannt und die als Schmarotzer von Cemonus ater in den Rohrauswüchsen der Lipara lucens lebt, weist entschieden nach, daß nicht die Mutterfliege ihr Ei in das Nest der Wespe legt, sondern daß das Lärvchen von der Wespe selbst unabsichtlich in die Zellen ihrer Brut eingeschleppt wird.

Als Minirlarve in den Blättern von Stachis recta zog von Frauenfeld ferner Trachys pumila. Von den 5 österreichischen Arten dieser Gattung zog zuerst Herr Heeger Tr. nana aus Windlingblättern, v. Heyden Tr. minuta aus Weidenblättern, Leprieur Tr. pygmæa aus Malven, so daß nun nur noch mehr die Lebensweise von Tr. troglodytes unbekannt ist. Endlich entdeckte derselbe in eigenthümlich verunstalteten Blättern von Clematis als Urheber derselben einen Typhlodromus, den er Herrn Heeger zur genaueren Untersuchung übergab, welche dieser in den Schriften der kais. Akademie der Wissenschaften zu veröffentlichen gedenkt, indem er die Art T. Frauenfeldi nennt. Geschichte und Artenumfang dieser fast unsichtbaren Pflanzenmilben sind, trotzdem sie ins vegetabilische Leben so tief und selbst oft verheerend eingreifen, kaum erst im Beginn ihrer Kenntniß. Sie verursachen höchst eigenthümliche, ganz charakteristische Mißbildungen an vielen Pflanzen, von denen Herr v. Frauenfeld gegenwärtig wohl an 60 verschiedene kennt, und in deren Reihe viele bisher als niederste Pilzformen, wie Erineum, Xyloma etc. beschriebene Gebilde gehören.

In Abwesenheit des verantw. Redacteurs Dr. Leopold Schweitzer für die Redaction verantwortlich Ernst v. Teschenberg. — Druckerei der kaiserlichen „Wiener Zeitung".

Tirol als Schauplatz der deutschen Heldensage.

Von Ig. Zingerle.

Wilhelm Wackernagel betont zweimal die große Bedeutung, welche Tirol für die deutsche Heldensage hat. An der Stelle, wo er von Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich spricht, sagt er: „Der eigentliche Heimatgrund aller drei ist aber Tirol, auch sonst ein Land der Zwergensage: von da ziehen die Helden aus und dahin zurück" (Litteraturgeschichte § 59), und über die Amelungensage äußert er sich: „Dem Norden fremd, ist die Dietrichssage von je nur in Deutschland heimisch, hier aber stets ein Lieblingsstoff des Volkes und seiner Dichter gewesen. Ihren Kern, eine dichterisch kühne Vereinigung getrennter Geschichtlichkeiten, bildet Dietrichs durch Verrath herbeigeführte Vertreibung aus seinem Reiche in Italien, seine Flucht zu Attila, seine Heerfahrt von da nach Italien zurück. Damit verband sich, da, der ihn vertreibt, sein Oheim Ermenrich ist, die Sage von den Harlungen, denen eben dieser König die Schwester getödtet; durch Wittig, der zuerst dem von Bern, dann treulos dem Oheime dient, rückte auch der Mythus von dessen Vater, dem Schmiede Wieland, herzu; Anderes ging durch Namenverwechslung von dem fränkischen Theoderich auf den gothischen über; endlich wurden, zum Theil auf Anlaß der Sagen, die ihre engere Heimat in Tirol hatten, auch Abenteuer Dietrichs mit Zwergen und Riesen und Drachen erzählt" (Litteraturgeschichte § 64). Mit welcher Vorliebe diese Heldenthaten Dietrichs behandelt und erzählt wurden, ergiebt sich aus den noch vorhandenen Gedichten, welche seine Kämpfe in Tirol besingen. Ich verweise auf Dietrich und seine Gesellen, Dietrichs erste Ausfahrt, auf König Laurin und das Eckenlied. Auch Sigenot und der Zwerg Goldemar gehören in diese Reihe. Allein nicht nur unsere deutschen Heldenlieder spielen häufig in Tirol, sondern selbst Mittheilungen der Wilkinasage, welche im 13. bis 14. Jahrhundert im Norden aus deutschen Sagen und Liedern von einem Unbekannten zusammengesetzt ward, weist in ihren Localitäten öfters auf unser Bergland. Es ist gewiß für manche Freunde unserer Heldensage von Interesse, daß die Beziehung dieser zu Tirol einmal übersichtlich erörtert werde, und damit mögen sich diese Zeilen entschuldigen. Beginnen wir mit Ortnit! — Dieser mächtige König herrschte zu Garten[1] über das Königreich

[1] im dient ûf Garte tegelich zwên und sibenzic dienstman 5, 4
urloup si dô nâmen von Garte si dô riten 80, 2.
sô dû von Garte ritest, so kêr zu der tenken hant 83, 1.
von der burg ze Garte 86, 2 etc.

Lamparten. Garten ist zweifelsohne das am linken Ufer des Gardasee's gelegene Garda, das nun zum Königreich Venedig gehört. Ortnit findet in einer wonniglichen Au seinen Vater, den Zwerg Alberich. Man könnte hier schon annehmen, daß die Sage in Tirol hineinspiele, da dieses als Land der Zwerge vorzugsweise galt. Unbestreitbar ist aber unser Bergland der Schauplatz des Schlusses unseres Gedichtes. Denn Ortnit läßt die zwei verderblichen Dracheneier, die ihm den Tod bringen sollten, in die Gegend von Trient bringen:

> dô hiez er in wisen in ein steinwant
> bî der stat Triente, dâ er den berg vant. 513, 1.

Hier ward später Ortnit, als er ausgezogen war, die Würmer zu tödten, von ihnen in ihre Höhle getragen, wo er sein Leben verlor. Auch das Gedicht von Wolfdietrich spinnt sich in dieser Gegend theilweise ab. Der Held, dessen Namen das Gedicht führt, zieht aus der Burg zu Garten aus, um die Würmer zu erlegen;

> ze berge bî der Etsche gâhen er began
> harte baldiclîchen gegen Triente dan. Wolfd. 556, 1.
> urloup nam dô ze Triende Wolf-herr-Dietrich.

Darf man aus noch lebenden Volkssagen einen Schluß auf die Stelle dieser Drachenhöhle ziehen, so müßte sie in der Nähe von Lavis, das drei Stunden oberhalb Trient liegt, zu suchen sein. Denn dort sollen, meinem Gewährsmanne zufolge, Drachensagen im Schwange sein und eine Drachenhöhle gezeigt werden.

Mehr in den Vordergrund tritt Tirol in den Gedichten, welche Dietrich von Bern und seine Heldenthaten feiern. Von seiner Burg zu Bern zieht er die Etsch hinauf, um in den Tiroler Bergen seinen Thatendurst in Kämpfen mit Riesen und Drachen zu stillen. Das Gedicht „Dietrichs erste Ausfahrt" (herausgegeben

Auch in anderen Gedichten wird Garte oft genannt:

> ich wolt ouch gegen Garte, Wolfdietrich 521, 2.
> nû bin ich hie ze Garte, 527, 2.
> des lîd ich hie ze Garte iâmer und grôze nôt, 445, 4, :c.
> Badn, Gart und Mailan, Dietrichs Flucht 3861.
> Gart unde Perne, 4012.
> Metzen unde Garte, 4050.

Amelolt führt den Beinamen von Garten (Grimms Heldensage S. 191). Wolfdietrich gab die Burg zu Garten dem kühnen Herbrand (Ebendort S. 232). Dem Anhange des Heldenbuchs zufolge war Kaiser Ortnits Schwestersohn Truchseß von Garten (Ebend. S. 290). Auch der Gardasee wird genannt.

> dô kam er in ein ouwe neben dem Gartsê, Ortnit 88, 1
> gegen den Gartsêwe gâhen er began Wolfdietrich 528, 2.
> den Gartsê hôrt er diezen, 524, 1.

Garten ist im mhd. Wb. nicht einmal aufgeführt, wie dort überhaupt die Eigennamen karg bedacht sind.

von Dr. Franz Stark, Stuttgart 1860) spielt größtentheils in Tirol. Hier wohnt die Königin Virginal:

9. Da sas zu Tirol in dem lant
ein edle kunigin hochgenant,
gewaltig lant und leute;
die dienten ir allzeit gar schon
dar umb trug si die reiche kron,
als ich euch hie bedeüte.
die künigin die hies Virginal;
manch edles zwerglein kleine,
die wonten bei ir in dem sal
und dinten der vil reinen:
ritter und weib und megetein
die laisten alles ir gepot
da der vil edlen künigein

10. Sie het gehausst in einen perk,
den hetten ir die edlen zwerk
mit silber weis geziret,
mit rotem gold fein, als ein plut,
das gab ir freud und hohen mut,
gar wunniglich floriret.

Sie heißt geradezu die Königin von Tirol:

Die küniginne von Tyrolt
die war dem selben zwerg nit holt[1], 13

und

Da sprach der heidenische man:
„wilt du in meinem dinst bestan,
für war, ich wil dich rechen
zu Tyrolt an der künigein,
si mus mir undertenig sein“, 15.

Der Heide Orgeis reitet dann nach Tirol:

er reit gen Tirolt in das lant,
er stiftet mort, raub unde prant
zu leid der küniginne. 16.

Zweimal wird Tirol Dietrichs Land genannt (26, 31), und im Verlaufe wird erzählt, wie der junge Fürst dorthin zieht und mit Riesen und Würmern kämpft. Als der kühne Wolfhart mit Würmern streiten will (616) weist ihn Hildebrant nach Tirol:

Er sprach: „reit gen Tirol zuhant,
da findst ein gross gefilde
und auch dar zu ein grossen hag:
als pald du kumest in den walt,
du spürest keinen hellen tag.“ 618.

Wolfhart folgt ihm, und bald bedroht ihn ein fürchterlicher Wurm, denn in Tirols Gebirgen fanden sich, der Sage nach, viele solche Ungeheuer. Die Riesen, mit welchen Dietrich und seine Helden kämpfen, weisen schon durch ihre Namen

[1] Elegast Str. 12.

auf das Bergland. Sie heißen: Schellenwalt[1] (724), Fellenwalt (656), Felsenstoß (663), Felsenstrauch (726—28). Zu bemerken ist, daß Baldung das Prädicat „von Tirol" führt:

das fird fürt eines fursten kint
von Tirol, Baldung hochgenant. 528.

Auch in der andern Bearbeitung dieses Sagenstoffes: „Dietrich und seine Gesellen" (H. v. d. Hagens Heldenbuch, Leipzig 1855, Bd. II, S. 103) wird Tirol genannt:

Er reit gein Dirol al zu hant,
er stiffete roup, mort und brant
in der küniginne lande 2.
er ist geboren von Dreol (wohl Dirol),
Baldung heisset er zu rechte. 302.

Die dritte Bearbeitung desselben Stoffes in der Dresdner Handschrift, gewöhnlich als „das Heldenbuch Kaspars von der Rön" angeführt (H. v. d. Hagens Heldenbuch, Berlin 1825, Bd. II, 143), nennt auch Tirol:

in vbermut si riten gen Tirolt in den walt. 3.

Wie in den vorgenannten Gedichten Dietrich in Tirol Abenteuer aufsucht und sie siegreich besteht, so geht auch dort der Kampf mit dem Zwerg Laurin vor sich. Im Wartburgkriege heißt es bloß, daß Laurin das Gebirge in deutschen und wälschen Landen besessen habe:

sô hât der bruoder sin
gebirge in tiutschen landen und ouch in der Walhen lant.
der selbe künec der heizet Lâurin;
imst tugende vil bekant. Simrock S. 219.

aber im Gedichte „König Laurin" wird Tirol ausdrücklich genannt. Der Waldmann giebt Hildebrand auf die Frage, wo Laurin wohne, den Bescheid:

Tyrolt, herre, heizt der tan,
dâ wont er in mit hûse
in maniger richer klûse. 214

Später heißt es:

Luarin der kunec guot
begienc vil starken übermuot
ze Tyrolt in der wilde. 229.
al getwerc ist undertân
dem vil küenem manne.
ze Tyrolt, in dem wilden tanne
dâ zôch er einen zarten
unde schoenen rôsengarten. 312.

Dietrich von Bern und Wittich ziehen nach Tirol, um den Rosengarten aufzusuchen:

Si riten dô vil balt
gein Tyrolt in den grüenen walt. 341.

[1] An diesen Riesennamen erinnern die Ortsnamen Schelleberg (Staffler II. 43), Schellenberg (Staffler I, 656).

und bestehen dort die Kämpfe mit dem listigen Zwergkönig und seinen Gesellen. Daß der Schauplatz der Laurinssage in Tirol war, bestätigen uns noch andere Zeugnisse. So heißt es in „Spiegels Abenteuer“:

Ich rufft und winckt mit henden
dem edlen zwerg so reyn
Konig Laurin der vil cleyn
kund nit so süesses grüessen,
do er von henden und von füessen
dem Berner yesch ein pfandt,
Dietlieben und meyster Hiltbrant
zu Tyrol in den rosen;
die selben zitlosen
den Berner duchten zu thiur. (Meister Altswert ed. Holland und Keller. 146, 17.)

In der baierischen Chronik wird sogar berichtet, daß man in Etschland Laurins Harnisch zeige: „Die von Tyrol am Oschland zeigen noch den Harnisch Konig Lareyns vnnd der gemein Mann solts ihnen gleich glauben, daß ers sey“ (Grimm, Heldensage S. 302). Heinrich Steinhowel schreibt in seiner Vorrede zu der Chronik der vornehmsten Weisen von Boccaz: „Graf Laurenz von Tyrol, den man den starken Laurin nennt umb sein große Reichthum und Macht, die sein Leut aus den Bergen graben, darumb sie auch Erdmännlein geheißen werden“ (Heldensage S. 309). Spangenberg nennt auch den „kleinen Laurin in Tirol“ (Heldensage S. 313). Allein nicht nur schriftliche Zeugnisse bestätigen uns, daß König Laurin in Tirol gesessen war, sondern selbst die noch lebende Volkssage erzählt von dem Zwergenkönige und seinem wunderschönen Garten. Wo sich ob Plarsch am Fuße des Mutgebirges riesige Felsblöcke abgelagert haben, soll der Rosengarten des Laurin gestanden sein. Im Innern des Berges soll sich seine Krystallburg befinden, in welcher er noch wohnt. Nach Andern soll der Rosengarten in Gratsch am Fuße des Schlosses Tirol geblüht haben. Noch heutzutage nennt das Volk jenen lieblichen, fruchtbaren Winkel den Rosengarten (Webers Tirol S. 340, Webers Meran S. 163). Und wahrlich, blühen auch keine süßduftenden Rosen mehr dort, so gelten die Verse:

swem ensolde niht belangen,
daz er sech in an?
ert müest et al sin trûren lân,
sus schoenheit an dem garten lac. Laurin. 355.

von dieser reichgesegneten, wonniglichen Gegend jetzt noch wie ehemals. Heutzutage wird noch das prachtvolle Dolomitgebirge: „Der Rosengarten“, das so bezaubernd schön in die Ebene von Bozen niederblickt, mit Laurin in Verbindung gebracht und als sein Wohnsitz bezeichnet. Wohl mit Unrecht! Denn als das Gedicht von Laurin am Ende des 13. Jahrhunderts gefertigt wurde, erstreckte sich der Begriff von Tirol noch nicht auf die Dolomitberge des rechten Eisackufers. Und deßhalb suchen wir mit Recht den Schauplatz Laurins in der Nähe jener Burg, die dem ganzen Berglande ihren Namen gegeben hat.

Im Gedichte „Sigenot" wird zwar Tirol nicht ausdrücklich genannt, aber die ganze Handlung, so wie die Schilderung des Schauplatzes weist auf unser Bergland, und Putschius, der im Jahre 1571 die Sage von Heime und der Gründung des Klosters Wilten in fünfzig lateinischen Distichen behandelt hat, sagt im Eingange derselben, daß Sigenot die arx Teriolensis bewohnt habe:

Arx Teriolensis, contracto dicta Tirolis
nomine, Signothum fovit alumna suum,
quem debellavit rex quondam Theodoricus.

Und die freie deutsche Uebersetzung derselben in der Grabcapelle zu Wilten meldet:

Vil zeichen seind in disem Land,
dass Risen allda haben gewohnt. —
Also haust im Schloss Tyrol
Signoth der Ris bekhannt gar wol,
den von Beren Herr Dieterich
bestreitten thete ritterlich.

Auch das Gedicht Goldemar, von dem uns leider nur ein Fragment (gedruckt in Haupts Zeitschrift VI, 520) erhalten ist, weist auf Tirol. Ist letzteres in den wenigen uns bekannten Strophen auch nicht genannt, so können wir doch aus dem darin Erzählten nicht zweifeln, daß die Handlung hier vorgehe. Herr Dietrich reitet dem wilden Gebirge zu und kommt zu einem von Zwergen bewohnten Berge, ganz wie in Laurin:

Herr Dieterich von Berne reit,
die rehten strâze er dicke vermeit:
dô kêrt er gên der wilde.
man seit von siner degenheit
waz er nôt in striten leit
ze walde und ûf gevilde. Str. 3.

— — — — — —

In dem wald dâ vant er einen berc;
den hâten gar wildiu getwerc
erbûwen unde besezzen. Str. 5.

Goldemar gebot über wilde Leute, die auch nach Laurin und Ecke, und nach der noch lebenden Sage in Tirol so häufig vorkamen:

Goldemâr spranc für den berc.
ein richer künec was daz getwerc,
gewaltic wilder liute. Str. 9.

Wären uns mehr als zehn Strophen bekannt, würde vermuthlich Tirol als Schauplatz dieses Gedichtes noch bestimmter bezeichnet sein. Daß der angebliche Verfasser des Gedichtes, Albrecht von Kemenaten, in Tiroler Urkunden nachweisbar sei (1219—1241), habe ich in Pfeiffers „Germania" I, 295 nachgewiesen.

(Schluß folgt.)

Oesterreichische Componisten und Musikverleger.

Ed. H. Das soeben publicirte „Verzeichniß aller im Jahre 1863 in Oesterreich erschienenen Musikalien“ liegt vor uns. Seit dem Jahre 1861 besitzen wir in diesem von Herrn Fr. Büsing sorgfältig zusammengestellten Katalog eine willkommene Statistik der Thätigkeit unserer Musikverleger.

Mit besonderer Erbauung — wir müssen es bekennen — haben wir dies neueste Heft ebensowenig durchblättert als seine Vorgänger. Der österreichische Musikverlag steht hinter dem Aufschwung, den unser Bücherverlag thatsächlich in vielen Zweigen genommen, noch entschieden zurück. Was die Musikverleger zu ihrer Entschuldigung anführen können, ist, daß Oesterreich derzeit wenig productive Componisten aufweist, deren Werke nach Zahl und Gehalt einem Verlagsgeschäfte zur besonderen Zierde gereichen würden. Die schöpferische Kraft in der Musik pulsirt derzeit sehr schwach und unterbrochen; es scheint fast, als ob die glänzenden Fortschritte, die Oesterreich, Wien an der Spitze, in der musikalischen Reproduction, in dem Reichthum und der Vollkommenheit orchestraler und vocaler Aufführungen gemacht, die Production momentan zurückgedrängt hätten. Andererseits müssen unsere Verleger sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie zur Veröffentlichung größerer, ernsterer Werke, deren doch ein und das andere von einheimischen Componisten geliefert wird, sich äußerst schwer und selten entschließen. Auch in dem eben erschienenen Kataloge herrscht das Kleine, Unbedeutende, für die Mode und den Zeitvertreib Berechnete mit unverhältnißmäßiger Stärke vor.

Das größte Contingent bilden Tänze und Märsche, sodann Potpourris, Opernphantasien und ähnliche „gut abgehende“ und mehr als „billig“ erworbene Sammelsurien. Eine große Zahl von Arrangements aller Art (Uebertragungen beliebter Originalcompositionen für dieses oder jenes Instrument) schließen sich an. Die eigentlichen Originalcompositionen sind, mit wenig Ausnahmen, durch das kleine Genre vertreten: Lieder und kürzere Clavierstücke. Von diesen „wenigen Ausnahmen“ fällt der größte Theil der Wiener Verlagshandlung C. A. Spina zu, welche in der That manch rühmlichen Anlauf zu einem großartigeren Betrieb gethan hat. In der Herausgabe vollständiger Opern z. B. steht diese Firma gegenwärtig in Oesterreich isolirt da. Vor zwei Jahren hat Spina Schuberts köstliche Oper „Die Verschworenen oder der häusliche Krieg“, und die große Oper „Die Kinder der Haide“ von dem begabten A. Rubinstein veröffentlicht, — Publicationen, die überdies durch die technische Vorzüglichkeit ihrer Ausstattung Aufsehen erregten. Im vorigen Jahre folgte im selben Verlage Verdi's „Ballo in maschera“ und Offenbachs komische Oper „Les Bavards de Saragossa“, — Werke, die immerhin umfangreiche Verlagsartikel von gewissermaßen internationaler Tragweite darstellen. Eine sehr dankenswerthe größere Publication Spina's ist ferner die neue, von Julius Stockhausen revidirte, äußerst nette Ausgabe der Schubert'schen „Müllerlieder“ in einem Band. Endlich gehören von den drei Streich-

quartetten, welche seit 1861 überhaupt in Oesterreich erschienen, zwei in Spina's Verlag, nämlich Franz Schuberts nachgelassenes reizendes B-dur-Quartett (op. 168) und ein Quartett von dem berühmten Violinvirtuosen H. W. Ernst (op. 26). Das dritte dieser Quartette (op. 9 von J. Herbeck) erschien bei C. Haslinger, welcher außerdem durch eine neue billige Ausgabe von Schuberts „Winterreise" sich den Dank des gewählteren musikalischen Publicums verdient hat [1].

Wollten wir uns in unserer Revue, die sich ohnehin in diesen Blättern kürzer und allgemeiner zu halten hat als in einer Musikzeitung, auf den Inhalt des Verlagskataloges von 1863 beschränken, so wäre unsere Aufgabe sehr rasch gelöst. Wir ziehen es vor, eine kleine Strecke hinter das verflossene Jahr zurückzugreifen und auf manches in Oesterreich publicirte oder doch componirte Tonstück aufmerksam zu machen, das irgendwie über das mäßige Niveau unseres Musikverlages hervorragt Hat doch der schaffende Tonkünstler in Oesterreich einiges Recht sich über Zurücksetzung in der Journalistik zu beklagen; die producirende Kunst findet bei uns nur geringe Beachtung neben der bloß reproducirenden. Das quantitative und qualitative Uebergewicht der letzteren in Oesterreich haben wir allerdings zugegeben; indeß wird manch' einheimischer Componist in der Tagespresse vollständig ignorirt, während die unbedeutendsten Concertgeber, welche in ihrem Fach nicht höher stehen als jener Componist in dem seinigen, daselbst besprochen sind. Cæteris paribus ist aber doch schon das Fach des Componisten ein höheres als das des Virtuosen, es ist gleichzeitig Grund, Inhalt und Lebensbedingung des letzteren. Betrachten wir daher, ohne auf Meisterwerke von epochemachender Bedeutung zu warten, vorläufig das musikalische Ergebniß der letzten Jahre und notiren, was uns irgendwie bemerkenswerth erschien.

Vocalcompositionen.

Beginnen wir mit dem Gesang, der unter dem poetischen Schutze der vielcitirten Uhland'schen Aufforderung auch im österreichischen „Dichterwald" reichlich geübt wird. Drei neue, bei Spina erschienene Liederhefte ziert der Name eines geschätzten Meisters, dessen vielverheißende Anfänge nun schon vier Decennien hinter uns liegen: der Name Joseph Dessauer. Die Gunst der Muse hat ihn nicht verlassen, der melodische Fluß, der anmuthige Bau, die leichte Sangbarkeit, welche Dessauers Lieder von jeher ausgezeichnet, fehlt auch seinen neuesten Erzeugnissen nicht. Zwei dieser neuen Hefte („Sechs Lieder, op. 62" und „Sechs Lieder, op. 65") sind rein lyrischen Inhalts. Das spanische Lied („Klinge, Klinge") mit seiner geschickten Verwendung nationaler Farben, die schmeichelnd-anmuthigen Melodieen „Hol' über!" und „Im Arm der Liebe" haben uns besonders angesprochen. Auch von den übrigen Liedern werden manche sich rasche Beliebtheit erwerben, wenn sie gleich an Ursprünglichkeit und Jugendfrische hinter den älteren

[1] Die „billigen Ausgaben" classischer Tonwerke werden hoffentlich auch in Oesterreich häufiger werden. C. F. Peters in Leipzig und C. Leuckart (Sander) in Breslau gehen hierin mit rühmlichem Beispiel voran.

Liedern Dessauers zurück stehen, von denen wir namentlich die „Slavischen Melodien" und „französischen Romanzen" unseren Sängern angelegentlich ins Gedächtniß rufen möchten. Auf einem neuen Gebiete begegnen wir Dessauer in den gleichfalls bei Spina erschienenen „Drei Balladen op. 63". Die erste daraus, Uhlands „Nonne", mit ihrer einfach charakterisirenden Begleitung, ist äußerst stimmungsvoll, ein warm empfundenes und fein ausgeführtes Bild. In den beiden anderen Balladen, „Der Schwur" und „Der schwarze Ritter", legte das Gedicht dem musikalischen Fluß erhebliche Hindernisse in den Weg. Insbesondere erscheint uns die lange Erzählung vom „schwarzen Ritter" als eine der schwierigsten musikalischen Aufgaben; Dessauer hat sie, in Karl Löwe's Manier, stellenweise glücklich gelöst. Als Ganzes bleibt diese Composition ein interessanter Versuch und ein dankbarer Stoff für tüchtige Sänger; über die Bedenklichkeit der Aufgabe und den unausweichlichen Mangel an musikalischer Einheit vermochten wir uns jedoch nicht ganz hinauszusetzen. Ein viertes neues Liederheft von Dessauer („Sechs Lieder op. 64"), ist bei Peters in Leipzig erschienen.

Verwandten Charakters sind die jüngsten Liedergaben von Heinrich Esser („Sechs Lieder op. 66"; bei Spina). Die Anfangsworte des dritten Liedes „Viel hab' ich gesungen!" darf der beliebte und geschätzte Componist füglich auf sich selbst anwenden. Unter diesem „Vielen" befindet sich nicht wenig, was durch glücklichen melodiösen Ausdruck, effectvolle und dabei musikalisch tüchtige Factur sich empfiehlt und manches Schwächere, Unbedeutendere gern in den Kauf nehmen läßt.

Wenn die Lieder Dessauers und Essers u. A. durch die ungleich tiefere Weise zurückgedrängt wurden, in der Schumann das Lied faßte, wenn die bezwingende Ursprünglichkeit, die psychologische Tiefe und Feinheit Schumanns eine ganze Kategorie früher gefeierter Lieder in Schatten gestellt hat, so sorgen andererseits wieder manche „Nachfolger" Schumanns durch das Raffinement ihrer Liedercompositionen dafür, jene einfachere, vorwiegend melodische Anmuth im Preise steigen zu machen. Wenn man die zahllosen Liederhefte durchblättert, welche seit Schumanns Tod in Deutschland erschienen sind, so erschrickt man mitunter über das Unheil, das der treffliche Meister bei der jüngeren Generation der Liedercomponisten angerichtet hat. Dutzende von Liederheften liegen uns vor, in welchen eine mißverstandene Vergötterung Schumanns, oder vielmehr des Gewagten und Krankhaften in seiner Richtung, und das Bestreben, ihn hierin zu überbieten, den Begriff des „Liedes" geradezu auf den Kopf gestellt haben. Da finden wir Lieder, die eigentlich nur Klavierstücke mit zufälliger Begleitung einer Menschenstimme sind, ein Kämpfen gegen die Melodie bis aufs Messer, ein ängstliches Ausweichen vor jeder sangbar natürlichen Wendung, ein Verkünsteln des Rhythmus, Trüben der Harmonie, das man sich nur aus der Tendenz erklären kann, das Lied in seiner Wahrheit geradewegs zu negiren. Sogar Züge der gewagtesten Art, die Schumann nur selten und in ganz speciellen Fällen anwandte, werden uns jetzt bereits als tägliches Brot credenzt. Ein Lied, dessen Melodie auf dem Grundton schließt, dessen

Vorspiel nicht auf dem Quintsextaccord oder dem verminderten Septimaccord anhebt, wird bald zu den Seltenheiten gehören. Wohin solch eine fortgesetzte Verkünstelung des Liedes führt, brauchen wir kaum auseinander zusetzen: zur unverhüllten Reaction. Wer sich durch einige Liederhefte unserer „geistreichen" Jung-Schumanianer durchgequält hat, dem ist nicht zu verargen, wenn er sich mit wahrer Wonne in die wasserhelle Melodieenflut eines Kücken, Abt und Gumbert stürzt. Wenn uns nur diese Wahl bliebe, wir thäten — wenngleich ohne Wonne — ganz dasselbe.

In Oesterreich, wo eine unbefangene, heitere Sinnlichkeit stets das entschiedenste Uebergewicht vor den Experimenten grübelnder Reflexion behauptet hat, zählt jene neueste ungesunde Richtung der Liedercomposition bisher nur sehr wenige Repräsentanten. Ganz direct und mit peinlicher Wirkung tritt sie in den Liederheften von Dr. Otto Bach auf. In etwas feinerer Ausdrucksweise, aber immerhin bedenklich genug, spricht sie aus den Gesangscompositionen des jüngeren Adolf Müller. In diesem jungen strebsamen Componisten scheint die melodiöse Einfachheit und Behaglichkeit seines Vaters echt hegelisch plötzlich „in ihr Gegentheil umgeschlagen" zu sein. Niemand, der die gleich näher zu besprechenden Lieder von Müller zur Hand nimmt, wird auf die Vermuthung gerathen, daß sie in zweiter Linie von dem beliebten Componisten des Liedes „Mei' Hütten" und so vieler heiterer Theatergesänge abstammen.

Die „Lieder und Gesänge" (op. 4) von Adolf Müller Sohn weisen Züge unläugbaren Talentes und feinerer musikalischer Bildung auf. Müller ist jedoch unseres Erachtens auf einem falschen Wege, von dem wir ihn gerne ablenken möchten. Das declamatorische und psychologische Raffinement, das in lauter Modulationen und überladenen Begleitungsfiguren sich äußert, jede Harmonie nur künstlich getrübt, jeden Rhythmus nur künstlich verschoben liebt, beherrscht fast durchgehends diese Lieder. Man betrachte nur wie gekünstelt und unruhig Mosens harmloses „Röschen" componirt ist, wie unfangbar, durch peinliche Vorhälte sich durchwindend Lenau's „Weil' auf mir!" Vor lauter „Ausdruck" sind diese und ähnliche Lieder geradezu ausdruckslos. In dem Liede „Wie ist doch die Erde so schön, so schön!" ist der Grundcharakter des Gedichtes, die Lust und Freudigkeit, gänzlich hinweggewischt. Dieser mißverstandene Schumannismus duldet keine Heiterkeit, überhaupt kein herzhaftes, ungebrochenes Gefühl. „Frühlingsgrün" mit seiner schneidig raffinirten Betonung des Ausrufs „Die Lerche jubelt lauter drein" gleicht fast einer Carricatur Schumanns. Wozu endlich der fortwährende Taktwechsel in Eichendorffs „Soldatenlied" und der affectirte Fünfvierteltakt in Lenau's „Schwerer Abend"? Etwas ruhiger und einheitlicher ist Ad. Müllers geistlicher Sonettencyklus „Christus" von Theod. Körner (op. 3). Doch dünkt uns auch hier der Ausdruck viel zu pathetisch und theatralisch, umsomehr als wir unwillkürlich an den schlichten, eigenthümlich biblischen Ton erinnert werden müssen, den Karl Löwe so sehr in seiner Gewalt und auch in der Behandlung dieser Sonette bewährt hat.

Allzusehr von Schumann beeinflußt ist auch Karl Navratil, dessen Lieder (op. 12, Wien bei A. Hammer) trotz manchen sinnigen Zuges den Eindruck des Ungesunden und Ueberreizten machen.

Als einer der wärmsten Verehrer und feinsten Kenner Schumanns ist der Schriftsteller und Componist Karl Debrois van Bruyck bekannt. Er verläugnet dies Vorbild auch in seinen neuesten Liedercompositionen nicht, besitzt aber zu viel Selbstständigkeit und Kunstgeschmack, um in die Fehler der oben genannten Componisten zu verfallen. Ohne eine sehr ursprüngliche oder musikalisch reiche Natur zu sein, weiß doch Debrois Charakteristisches und Anziehendes zu bieten. Von seinen neueren Gesängen sind die, Frau Dustmann gewidmeten „Vier Lieder" (op. 16, Wien bei Wessely und Büsing) die effectvolleren, aber auch äußerlicheren. Eigenthümlicher haben uns die „Vier Gesänge" (op. 23) angemuthet, und unter diesen zumeist das in der Stimmung äußerst glücklich getroffene „Berglied des Knaben" von Uhland.

Ein neu auftauchender Name ist der des Freiherrn Ernst v. Tschiderer. Dieser in Innsbruck lebende Componist hat sich durch einen Festchor „Der rothe Tiroler Adler" und durch vier bei Spina erschienene Lieder recht vortheilhaft eingeführt. Zwei dieser Lieder („Am Achensee" und „Wiegenlied") zeichnen sich insbesondere durch anmuthige und sinnige Melodie aus.

Vor kurzem noch ein unbekannter Name, jetzt aber bereits ein Liebling aller Liedertafeln, ist E. S. Engelsberg. Unter diesem Pseudonym verbirgt sich eine aus Engelsberg in Schlesien gebürtige, in bureaukratischen und finanziellen Kreisen wohlbekannte Persönlichkeit, welche im Ernst des Geschäftslebens die Mitgift eines köstlichen Humors und einer erquickenden Melodieenfülle nicht verloren hat. Engelsbergs „Narrenquadrille" und „Ballscenen" gehören zu dem Gelungensten, was das Repertoire des Männerchorgesanges im heiteren Genre aufzuweisen hat. Der witzige Text (gleichfalls vom Componisten), so wie die melodieenreiche, schön abgerundete Musik erheben diese Stücke hoch über das Niveau des bloßen „Spaßes" Beide Compositionen, so wie der von Engelsberg sehr anmuthig componirte „Wandernde Dichter" von Eichendorff ,sind bei Wessely und Büsing erschienen und haben ihre nie versagende Wirkung bekanntlich in wiederholten Aufführungen erprobt.

Auf dem etwas tieferen Niveau des Derbkomischen bewegt sich mit entschiedenem Glück Moriz Käßmayer, dessen „Freischütz als Theaterzettel" (für zwei Frauen- und zwei Männerstimmen) zu den wirksamsten musikalischen Späßen gezählt werden darf.

Recht gelungene Beiträge zur Litteratur des Männergesangs lieferten ferner Karl v. Savenau mit drei bei Schalek in Prag erschienenen Männerchören (op. 11), aus welchen wir das „Fischerlied" besonders hervorheben, und der thätige Capellmeister am Salzburger Mozarteum Hanns Schläger.

Drei außerösterreichische Componisten, welche durch ihren längeren Aufenthalt und ihre musikalische Thätigkeit in Wien doch halb und halb zu den Unsern

gezählt werden dürfen, sind Brahms, Winterberger und Hornstein. Von jedem derselben liegen uns neuere Gesangscompositionen vor. Von Brahms sind „Vier Duette für Alt und Bariton“ (op. 28) und der 23. Psalm („Herr wie lange willst du mein so gar vergessen?“ op. 27) bei Spina in Wien erschienen. Die vier Duette zeichnen sich durch echt poetische Auffassung des Stoffes, schöne Abrundung der Form und geistvolle Behandlung des zweistimmigen Satzes aus. Den Vorrang behauptet das wunderbar stimmungsvolle Duett „Die Nonne und der Ritter“ und diesem zunächst der reizende Wechselgesang „Vor der Thür“. Der „23. Psalm“ ist für dreistimmigen Frauenchor mit Orgel- oder Klavierbegleitung gesetzt, eine Composition von großer Würde des Ausdrucks und meisterhaft polyphonem Bau. Wir wünschen und hoffen dem Namen Brahms häufiger in den Wiener Verlagskatalogen zu begegnen.

Der treffliche Klaviervirtuose Alexander Winterberger hat „Zehn Gesänge, für Alt, Baß oder Bariton“ (op. 11) bei Kistner, und „Zwanzig Gesänge für Sopran oder Tenor“ (op. 10) bei Hofmeister in Leipzig verlegt. Ein ernster, selbstständiger, männlicher Geist spricht aus diesen Liedern, in denen namentlich die glückliche Auffassung und Behandlung des charakteristischen Elementes auffällt. Die einzelnen Lieder sind allerdings von ungleichem Werth, wie dies in einer so umfangreichen Sammlung nur zu natürlich ist. Manche derselben kämpfen mit der Ungunst des Textes (wie z. B. die alberne „Klosternelke“, die „einsame Rose“ ꝛc.), andere sind von dem Vorwurfe der Affectation und der Ueberladung nicht freizusprechen, wie „Der Traum“, „Aus!“, „Es hat die warme Frühlingsnacht“, „Ich stand in dunklen Bäumen“, „Leg' deine Wang'“ (eine Harfenetüde mit etwas Gesang); seltener unterläuft einfach Unbedeutendes, wie „der Himmelsbote“, „Kriegslied“, „Wenn im Wald ich Abends wandle“. Indeß prangen zwischen diesen leichteren oder angenagten Halmen vollwichtige Aehren in ansehnlicher Zahl, an denen man sich unbedingt erfreut und erlabt. Wie fein und anmuthig ist z B. das „Ständchen“ von Puschkin, „Gondelfahrt“, das „Lied des Gärtners“. Welch' ergreifende, tiefe Herzenstöne klingen aus dem Liede „Seit ich dich zuletzt gesehen!“ Wie energisch in ihrer düstern, leidenschaftlichen Glut strömen die Klänge zu „Childe Harold“, zu Byrons „Mein Herz ist dunkel“. Diese reihen sich den besten Erzeugnissen des modernen Liedes an und stellen den entschiedenen Beruf Winterbergers außer Frage.

Ein sehr begabter Liedersänger ganz verschiedenen Charakters ist Robert von Hornstein. Seine Melodieen quellen so sorglos hell und ursprünglich an das Tageslicht, daß es eine Freude ist. Das Grübelnde, Leidenschaftliche steht ihm fern, den höchsten Aufschrei des Schmerzes erreicht er so wenig als das gedämpfte, nur halb andeutende Zwielicht der modern reflectirenden Empfindung. Alles ist klar angeschaut, warm empfunden, leicht und schlicht geformt. Den Volkston trifft Hornstein oft ganz wunderbar, wie in seinen köstlichen „Soldatenliedern“, der „Prinzeß Arm“ u. A. Nichts Erquältes, Ergrübeltes stört uns bei Hornstein; eher wünscht man im Gegentheil, er ließe mitunter mehr Kritik walten, ginge strenger und

wählerischer zu Werke. Es würde ihm dann nicht entgehen, daß zwischen seinen frischesten, eigenthümlichsten Liedern ganz alltägliche stehen, ja daß selbst wieder im einzelnen Liede hin und wieder eine leicht zu tilgende Banalität oder Schleuderhaftigkeit den schönen Hauptgedanken, die poetische Grundstimmung beeinträchtigt. In ihren glücklichen Momenten (und deren kennen wir viele) macht Hornsteins Muse stets den erquickenden Eindruck der Frische, Natürlichkeit und Gesundheit. In Wien sind zwei neuere Liederhefte Hornsteins erschienen, das eine (op. 26) bei Wessely und Büsing, das andere (op. 51) bei Ludewig. Aus dem ersten Hefte heben wir „Auf der Haide" und „Waldeinsamkeit" hervor; auch das zweite bietet manch' duftiges Blümchen. Zwei neue komische Opern von Hornstein stehen in Aussicht, wir sind überzeugt, daß der Componist auf diesem Felde Vorzügliches zu leisten berufen sei.

Noch einer interessanten Novität aus Spina's Verlag haben wir zu erwähnen, eines Gesangsstückes von bescheidenstem Umfang, aber bedeutendem Inhalt: Schuberts Compositon der bekannten altschottischen Ballade „Edward". Sie ist keine Jugendarbeit, sondern stammt aus den letzten, also besten Jahren des genialen Componisten. Schubert schrieb die Musik unmittelbar nach der ihn tief aufregenden Lectüre des Gedichtes auf den Wunsch einer Freundin nieder. Das Gedicht ist als Strophenlied behandelt, aber von ergreifender Wahrheit und Prägnanz des Ausdruckes. Zu Löwe's durchcomponirtem „Edward" bildet der Schubert'sche ein interessantes Seiten- oder Gegenstück. Die Entdeckung und Veröffentlichung dieses Liedes, wie so manch' anderer Schubert'schen Reliquie ist einem halben Zufall zu verdanken.

Eine anmuthige Sammlung italienischer Lieder, bei welcher nur die Eigenthumsgrenze zwischen eigener Composition und wirklichem Volkslied stark verwischt erscheint, heißt: „Addio a Vienna. Album di canti siciliani. Parole e musica di Salvatore Marchesi." Dies, 14 Lieder enthaltende „Album" ist in zwei Heften bei Spina verlegt. Gelegentlich dieser wohllautenden italienischen Gesänge können wir uns nicht versagen, auf „zwei Liebeslieder von Alessandro Scarlatti", dem Vater der neapolitanischen Schule, somit der modernen italienischen Musik, aufmerksam zu machen. Der geschätzte Liedercomponist und Musikschriftsteller Karl Banck in Dresden entdeckte diese einfachen, melodiösen und dabei doch so leidenschaftlichen Gesänge kürzlich in Venedig und hat sie mit deutschem und italienischem Text bei B. Senff in Leipzig veröffentlicht. Fast gleichzeitig wurde Banck der glückliche Finder eines „Salve Regina" von Pergolese. Es ist für zwei Frauenstimmen mit Klavierbegleitung geschrieben und enthält sechs Nummern; in Form und Charakter ein directes Seitenstück zu dem — allerdings bedeutenderen — „Stabat mater" desselben Meisters. Der Freund classischen Gesanges wird beide Publicationen als angenehme Ueberraschungen begrüßen.[1]

[1] Auch auf dem Gebiet der älteren classischen Klaviermusik liegt uns eine werthvolle Publication des eben so thätigen als intelligenten Leipziger Verlegers Bartholf Senff vor:

Instrumental-Compositionen.

Weitaus überwiegend sind hier (von Tanzmusik und den verschiedenartigen Arrangements abgesehen) die Claviercompositionen. Sie gewähren uns diesmal quantitativ wie qualitativ eine geringere Ausbeute als die Gesangstücke. Zwei bekannte, im goldenen Zeitalter des Virtuosenthums vielgefeierte Namen stoßen uns zuerst auf: Alexander Dreyschock und Rudolf Willmers. Von beiden bringt Spina einige sehr elegant ausgestattete und recht mittelmäßig componirte Novitäten. „Drei Klavierstücke", (op. 131) von Dreyschock (Wiegenlied, Scherzo, Frühlingslied) sind ganz unbedeutend, seine „Romanze aus Schuberts „häuslichem Krieg" eine gewöhnliche Arpeggientransscription. Indeß sind diese Stücke zum mindesten kurz, anspruchslos und nicht schwer. Schlimmer steht es mit einem größeren Klavierstück Dreyschocks, das den sinnlosen Titel führt: „Poëme romantique nach einer Volkssage" (op. 128). Dieses Salonstück enthält gar keine nähere Andeutung eines bestimmten poetischen Inhalts: der Beisatz „nach einer Volkssage" enthält demnach in drei Worten eben so viele Ungereimtheiten.

Wie Dreyschock, so ist auch sein College Willmers bereits über die Opuszahl 100 hinaus, ein halbes Wunder, wenn man die bescheidene schöpferische Kraft dieser beiden Virtuosen in Anschlag bringt.

„Illusionen" heißen die neuesten „vier Tonstücke" von Willmers (op. 104), äußerst mattherzige Salonstücke, in denen herkömmliche Passagen, Arpeggien und Trillerketten ein dürftiges Thema umflattern. Was uns betrifft, so machen wir uns über Herrn Willmers' Muse längst keine „Illusionen" mehr. Ungleich gehaltvoller sind drei Charakterstücke von Eduard Horn, welche unter dem Titel „Herbstbilder" bei C. Haslinger erschienen sind. Das erste („Haide") entfaltet ein düsteres Stimmungsbild, dessen rhapsodische Freiheit beinahe an Improvisation mahnt. Die sinnige „Herbstzeitlose" weist allzu direct auf ihr Vorbild Schumann. Das dritte Stück ist uns das liebste, eine „Kirmeß" voll Lebenslust und Humor. Möge der unstreitig begabte Componist öfter aus seiner Schweigsamkeit heraustreten. Wie Horns Charakterstücke an Schumann, so lehnen sich jene von Adolf Proßnitz („Sechs Poesien, op. 18, bei Spina) an Mendelssohn. Ohne durch Erfindungskraft und Originalität besonders zu glänzen, erfreuen die „Poesien" dieses, bekanntlich als Klavierlehrer sehr geachteten Componisten durch ihre elegante Abrundung und jede Atrocität vermeidende, gebildete Ausdrucksweise. Charakteristisch nicht ohne Herbheit sind „drei Klavierstücke" von Karl Goldmark. Sie sind Frl. Bettelheim gewidmet, welche dieselben zuerst öffentlich vortrug. Nicht ohne Wehmuth wird man auf drei kürzlich erschienene Klavierstücke blicken, welche, von einem sehr jungen Componisten herrührend, doch schon „Oeuvres posthumes" sind. Wir meinen den Nachlaß des jungen Karl Filtsch, der schon als 10jähri-

drei Hefte mit Klavierstücken von Rameau, Dom. Scarlatti, Pergolese, Couperin, Chambonières, Marcello u A. (aus dem Concertrepertoire von Wilhelmine Clauß) in prachtvoller Ausstattung.

ger Knabe durch seine Virtuosität Aufsehen machte, eine Zeitlang Chopins Schüler war und im Jahre 1845 in Venedig, 14 Jahre alt, starb. Die drei Stücke erinnern in ihrer Träumerei und nervösen Gereiztheit ungemein an Chopin, das erste Impromptu geht hierin bis zur directen Reminiscenz. Als ein Anzeichen der schönen Früchte, die das Talent des so früh Verblichenen später wohl getragen hätte, so wie als Erinnerung an sein kurzes, glänzendes Wirken werden Filtschs nachgelassene Klavierstücke gewiß Interesse erregen. Als leidenschaftlicher Anhänger Chopins erweist sich auch Graf Karl Zaluski in seinen „Vier Mazoviennes" (Wien bei Haslinger). Der Reiz des Nationalen und ein feiner Sinn für frappante Harmonisirung machten uns diese Stücke interessant. Möchte der vielgereiste, mit feinstem musikalischen Gefühl begabte Componist sich auch bereit finden, seine Bearbeitungen arabischer und persischer Melodieen der Oeffentlichkeit preiszugeben!

Von großem nationalen Interesse sind ferner die von Dr. Joseph Gänsbacher für Klavier allein arrangirten „Schottischen Lieder" (zwei Hefte, bei Spina). Diese Sammlung echter und in Schottland vorzüglich beliebter Nationalmelodieen, deren geschickte und charaktervolle Harmonisirung das Verdienst Dr. Gänsbachers ist, enthält wahrhaft reizende Stücke.

Nicht ungefällig anzuhören und nicht undankbar zu spielen sind Albert Horands „Jahrzeitenbilder" (zwei Hefte, bei Büsing). Eine ähnliche Kleinigkeit ist Ernst Leonhardi's „In Freud und Leid" (drei Hefte, bei Büsing), eine Reihe kürzerer Klavierstücke, welche, wie schon der beigefügte Fingersatz andeutet, vornehmlich für die Jugend bestimmt sind. Wir ziehen das Beste daraus (das dritte Heft) einem „lyrischen Tonstück" (op. 10) desselben Componisten vor, welches auf die als Ueberschrift prangende Frage „Was ich ihr sagen möcht'?" eine äußerst ungenügende Auskunft ertheilt. Freunde leichter eleganter Salonmusik werden an den bei Büsing erschienenen Klavierstücken von Jos. Heidenfelder Vergnügen finden; das „Abendläuten" dieses Componisten hat bekanntlich große Verbreitung gefunden.

Recht angenehm und sinnig klingen drei kurze „Klavierstücke" von Hans Schmitt (op. 1); sie behagen uns in ihrer Anspruchslosigkeit besser, als das größere Klavierstück „Im Walde" (op. 2, gleichfalls bei Büsing), dessen häufiger Taktwechsel und malende Tendenz den musikalischen Eindruck bisweilen trübt. Bedeutender als durch seine schöpferische Begabung (soweit wir sie aus diesen wenigen Proben kennen) erscheint uns Herr Schmitt in seiner pädagogischen Thätigkeit. Derselbe hat als Lehrer des Klavierspiels am hiesigen Conservatorium sehr erfreuliche Proben seiner Methode geliefert und auch ein lobenswerthes litterarisches Zeichen derselben veröffentlicht. Es sind dies „dreißig Etuden", welche, zweckmäßig erdacht und geordnet, den angehenden Klavierspieler rasch vorwärts bringen, ohne ihn zu übermüden oder zu langweilen. Ein Heft „Technische Uebungen" desselben Verfassers empfiehlt sich als passende Ergänzung der „30 Etuden".

Eine willkommene Gabe für jüngere Klavierspieler bringt Haslingers Verlag mit dem „Beethoven-Album" von A. Struth. Dies Album enthält in zwei Heften eine Reihe melodischer Stücke, welche zum Zwecke des Unterrichts aus Beethovens Meisterwerken ausgewählt und bearbeitet sind. Schwächere Kräfte, welche an die Beethoven'schen Originale noch nicht hinanreichen, finden hier wenigstens einen köstlichen musikalischen Stoff, durch welchen wir den Wust von Opernmelodieen von den Pulten der Klavierschüler gern verdrängt sehen würden

Eine umfangreiche pädagogische Arbeit ist die „Systematische Klavierschule" von Wenzel Schwarz, in sechs Abtheilungen. Diese im Selbstverlag des Verfassers erschienene, in mehreren Musikinstituten bereits praktisch eingeführte Klavierschule enthält einen sehr reichen, aus den besten Meistern der Neuzeit geschöpften und methodisch wohlgeordneten Stoff. Aus den zahlreichen Arrangements heben wir nur die bei Spina verlegte, von C. Geißler sehr geschickt ausgeführte vierhändige Bearbeitung der A-moll-Sonate von Fr. Schubert hervor. [1]

Die Organistenlitteratur finden wir durch „18 Choralvorspiele" unseres Altmeisters Simon Sechter (drei Hefte, bei Büsing) bereichert, neben welchen auch die „12 Orgelpräludien" von R. Bibl (op. 11, bei Büsing) in ihrer einfachen, leichteren Weise genannt zu werden verdienen.

Die Freunde der Physharmonika finden unter Spina's Verlagsnovitäten mehrere neue Arrangements von dem Meister dieses Instruments C. Georg Lickl. Wir heben namentlich die Bearbeitung der C-dur-Messe von Beethoven und die „Sammlung von Ouverturen" für Physharmonika und Klavier (vierhändig) hervor. Lickls „Schule für Physharmonika und Harmonium genießt als bestes Werk dieser Art bereits allseitige Anerkennung.

Eine musikalische Specialität, der man außer Oesterreich nur noch in Baiern begegnet, ist die Zither. Für dieses bescheiden-gemüthliche Instrument unserer Alpenbewohner, welches aber bekanntlich auch „auf den Tisch" des elegantesten Hauses der Residenz niedergelegt wird, ist auch in den jüngsten Wiener Verlagskatalogen mit zahlreichem musikalischen Spielzeug gesorgt.

Vom Kleineren zum Größeren übergehend, erinnern wir an die bereits eingangs erwähnten Streichquartette von Herbeck und H. W. Ernst, die kürzlich — leider nur in Auflagstimmen, einer für kritische Zwecke nicht ausreichenden Form — hier erschienen sind.

Der Ruhm, eine neue Symphonie und zwar in Partitur (nebst allen wünschenswerthen Arrangements) verlegt zu haben, gebührt von allen österreichischen Verlegern nur Herrn G. Heckenast in Pest. Es ist die D-moll-Symphonie (op. 44) von Robert Volkmann, ein charaktervolles geistreiches Werk, welches das wohlverdiente Ansehen dieses eben so tüchtigen als bescheidenen Tondichters nur

[1] Ein noch ungedrucktes Arrangement, das der Veröffentlichung werth erscheint, ist Leop. v. Sonnleithners Orchestrirung der F-moll-Phantasie von Schubert. Sie wurde im verflossenen Winter in den Orchesterconcerten des hiesigen Conservatoriums mit großem Beifall gespielt.

erhöhen kann. Volkmanns Symphonie wurde bereits in Leipzig und in Petersburg mit entschiedenem Erfolg gegeben. Wir hoffen, die Wiener Concertinstitute werden im nächsten Winter nicht zurückbleiben und uns Gelegenheit geben, auf dies Werk, dessen ausführliche Besprechung uns hier zu weit führen würde, eingehend zurückzukommen.

Ohne Herrn Heckenast würde die musikalische Kritik wohl nie in die Lage kommen, ihren Blick bis nach Ungarn schweifen zu lassen. Heckenast ist auch kein ungarischer, sondern ein deutscher Verleger, der zufällig in Pest wohnt und, im Gegensatz zu seinen dortigen Collegen, alle seine Verlagsartikel nicht für den ungarischen Localbedarf, sondern für den großen europäischen Markt berechnet. Heckenasts Musikalien, — die meisten Volkmann'schen Compositionen gehören dazu — erscheinen mit deutschem Titel und finden auch sofort in ganz Deutschland Beachtung. Die übrigen Pester Musikverleger halten mit nationaler Zähigkeit an ihren ungarischen Ueberschriften fest, und verschmähen es, denselben auch nur eine deutsche, französische oder italienische Uebersetzung beizufügen. Die gleiche selbstgenügsame Gepflogenheit finden wir in neuester Zeit auch häufig in Prag, Lemberg und Krakau. Sobald derlei „nationale" Verleger ihre Musikalien nur auf den kleinen Markt ihrer Nation einschränken wollen, eine weitere Verbreitung derselben verachtend, haben sie natürlich mit ihrer sprachlichen Ausschließlichkeit vollkommen recht. Kein Mensch nimmt dann weiter Notiz davon, und derlei Prager, Pester, Lemberger Verlagsartikel, möge ihr Inhalt vielleicht der köstlichste sein, existiren für das übrige Europa nicht. Zu verwundern bleibt es dann noch immer, daß diese Nationen gar kein Verlangen hegen sollten, den Schatz ihrer Musik, die doch eine allgemeine Sprache ist, auch von den Culturvölkern gekannt und beachtet zu wissen. Wenn sie aber diesen Wunsch hegen und dennoch bei ihrem exclusiven Titelwesen verharren, dann ist ihr Verfahren wahrhaft lächerlich. Wir haben, um keine österreichischen Beispiele anzuführen — eine interessante, bei Hofmeister in Leipzip gestochene Sammlung von 100 kleinrussischen Volksliedern vor uns. Der Herausgeber, Anton Kocipinsky, spricht in der (kleinrussisch geschriebenen) Vorrede ausdrücklich den Wunsch aus, es möchten diese Lieder, deren Poesie und Musik eine weite Verbreitung verdienen, auch bei anderen Nationen Eingang und Würdigung finden. Er verschmäht es aber, dem Titel der Sammlung eine deutsche, französische, italienische oder englische Uebersetzung beizufügen, oder auch nur die Ueberschriften der Lieder zu verdolmetschen, woraus man wenigstens auf den Hauptinhalt der Gedichte schließen könnte. Mit welchem Recht kann eine solche Rücksichtslosigkeit Berücksichtigung bei anderen Nationen ansprechen? Der Violinspieler Reményi, welcher sein halbes Leben auf Reisen zubringt, um seiner Kunst in Deutschland, England und Frankreich Anerkennung zu verschaffen, läßt seine Compositionen (Klavier- und Violinstücke!) lediglich mit ungarischen Titeln drucken. Die Folge davon ist nur die, daß außerhalb Ungarns kein Mensch das Titelblatt dieser Compositionen auch nur umwendet.

Die Vollendung des Hochthurmes an dem St. Stephansdome.

St. Stephan theilt das Schicksal zahlreicher Dome des Mittelalters. In den Jahren der Begeisterung für die Formenschönheit des neugeschaffenen Baustiles in das Leben gerufen, durch reich zufließende Beiträge der Fürsten und des Landes rasch gefördert, erlahmte in späterer Zeit der Feuereifer für die Vollendung des begonnenen Werkes und erst nach einem Zeitraume von mehr als 150 Jahren hatte der Dom die heutige Gestalt erlangt. Vollendet wurde er nie; das Bruchstück des nördlichen Halbthurmes, die altersgraue romanische Facade und die bis zum Jahre 1853 nackt gebliebenen Giebel waren stets Zeugen des theilweise uneingelöst gebliebenen Versprechens, welches Herzog Rudolf IV. seinen Brüdern abgenommen hatte. Zwar erlöschte niemals die Theilnahme für das Wunder deutscher Baukunst, mit freudigem Stolze blickten stets die Wiener auf den schlanken, das weite Donauthal beherrschenden Thurm, aber der Menschen rastloses Drängen nach Wechsel in den Formen hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Disciplin der alten Bauhütte gebrochen und die Meister, welche nach Florenz wanderten, um dort an Brunnellesco's classischen Formen sich zu begeistern, konnten unmöglich Sinn und Verständniß für den Geist jenes Baustiles bewahren, welcher den ersteren schroff gegenüber stand.

Der ungewöhnlich schleppende Fortgang des Baues bei dem Münster von St. Stephan war insbesonders von großem Nachtheile für den Hochthurm. Wenn auch in der Hauptanlage an dem Plane des ersten Meisters wenig geändert werden konnte, so hat doch der Plan dadurch, daß er in die Hände mehrerer Baumeister gelangte, bei der Ausführung so wie bei den späteren Restaurationen viel gelitten, wie dies eine genaue Untersuchung des Thurmes bei dem Abtragen des Helmes ergab. So zeigte sich die Steinconstruction weniger gewissenhaft wie bei mittelalterlichen Bauwerken ähnlicher Art, und die Anwendung verhältnißmäßig kleiner Quaderstücke für die Solidität des Baues nachtheilig, weil die wichtigsten Constructionsglieder durchschnitten werden mußten und das erste Erforderniß jedes Quaderbaues, nämlich das Uebergreifen der Steine außer Acht geblieben ist. Rechnen wir hiezu die gewaltsamen Einflüsse der Elemente, die wiederholten Erschütterungen zur Zeit der Belagerungen der Stadt und eine Reihe nicht sehr sorgfältiger Ausbesserungen, so kann es nicht befremden, daß öfter und zu den verschiedensten Zeiten Besorgnisse für die Fortdauer des alten Thurmhelmes laut wurden.

Als man in den Jahren 1839 bis 1842 an die Aufsetzung der Thurmspitze ging, wurde nicht sorgfältig genug der Bauzustand des ganzen Thurmhelmes erwogen, man führte auf einen verwitterten Unterbau einen Neubau und so kam es, daß nach kaum zwanzig Jahren neuerdings an einen Umbau geschritten werden mußte, weil die Verwitterung der unteren Bautheile weiter um sich griff und diese die große Last der eisernen und mit Stein verkleideten Spitze nicht zu tragen vermochten.

Diese Verhältnisse hatte man genau ins Auge zu fassen, als an die Reconstruction des Thurmhelmes Hand gelegt wurde, aber die genaue Erkenntniß derselben war auch gegenwärtig leichter, da unsere Zeit in die constructiven Elemente des gothischen Baustiles tief eingedrungen ist. Eine kurze Darstellung des technischen Vorganges bei dem Wiederaufbaue des Thurmhelmes, nach einer Mittheilung des Dombaumeisters Friedrich Schmidt, dürfte den überzeugendsten Aufschluß über den bei der Reconstruction eingeschlagenen Weg geben.

Wir wollen hiebei nur folgende Momente vorausschicken. Die Untersuchung des Thurmes nahm Dombaumeister Ernst im Jahre 1858 vor. Auf Grundlage seiner Erhebungen und in Uebereinstimmung mit dem Gutachten einer fachmännischen Commission beschloß das Dombau-Comite die Abtragung des Thurmhelmes und dessen Wiederaufbau aus Stein nach den alten noch vorhandenen Plänen. Ueber die Anwendung des zu beobachtenden Systemes bei dem Baue der Thurmspitze entstand jedoch eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Executiv-Baucomité und dem Dombaumeister, die noch nicht zum Ausgleiche gebracht worden war, als Ernst den Wiederaufbau in Angriff nahm und im October 1862 der plötzlich eingetretene Tod den um die Restauration unseres Domes verdienstvollen Künstler seinem Wirken entriß. Zu Ende des Jahres 1862 erfolgte hierauf die Ernennung Schmidts zum Dombaumeister, welcher die begonnenen Arbeiten mit ungewöhnlicher Energie fortsetzte und, im Gegensatze zu der langsamen Bauweise früherer Jahrhunderte, in dem Zeitraume von 1½ Jahren vollendete. Ernst baute an dem Thurmhelme ungefähr sechs Klafter, die übrigen 24 Klafter fallen in die Periode Schmidts.

Die Anwendung eines kunstgerechten und regelmäßigen Fugenschnittes war die erste technische Nothwendigkeit an dem Baue. Um aber die Festigkeit des Baues zu erhöhen, wurde durch den verstorbenen Dombaumeister das Steinwerk des unteren Stockwerkes bis auf eine Höhe von 36 Fuß mit Portland-Cement vergossen und die Verbindung der Steine unter sich mittelst Steindübbel bewerkstelligt. Diese Art der Steinverbindung war auch für den schweren unteren Theil, welcher keinerlei Oscillation ausgesetzt ist, ganz geeignet. Von da ab jedoch mußte an eine weitere mechanische Verbindung gedacht werden, welche bis zu einem gewissen Grade eine Schwingung des Thurmhelmes zuließ, ohne daß durch zu große Steifheit der Masse, wie solche die Cementverbindung hervorgerufen hätte, bestimmte Brechungspunkte entstanden, welche leicht gefährlich werden konnten.

Zu diesem Zwecke wurden alle Steinlagen unter sich durch starke Klammern aus hämmerbarem Metall und in verticaler Richtung durch starke Dübbel aus demselben Metall verbunden. Die große Zähigkeit dieses Metalles verhindert die durch Oxydation allmälig eintretende Zertrümmerung des Steines. Der Mörtel wurde aus gutem Kalk mit geschlämmtem Flußsand und einem Zusatze von Ziegelmehl bereitet.

Bei dem alten Thurmhelme erwiesen sich die nur aus Kreuzrippen bestehenden Gewölbe als zu schwach und wurden statt dessen Rippengewölbe in radialer

Richtung construirt, welche den Druck gleichmäßiger empfangen und austheilen. Ebenso hatte sich nach der früheren Construction der Punkt am Fuße der Helmstange, circa 60 Fuß unter der Spitze, als zu schwach erwiesen und es wurde derselbe durch vorgelegte Quaderschichten entsprechend verstärkt, der noch hohle Theil des Helmes von hier an als ein reiner Kegel construirt und die Fugen radial geschnitten, um eine große Stabilität zu erzielen.

Die einzige Eisenconstruction ist die Helmstange mit ihren Verbindungen. Am alten Thurme war dieselbe vierkantig, unten vier Zoll, oben zwei Zoll stark und fast ganz in das Mauerwerk eingegossen. Dieselbe wirkte lediglich als ein langer Dübbel, hatte aber den Nachtheil daß ihre Ausdehnung und Zusammenziehung in Folge des Temperaturunterschiedes nachtheilig auf das anliegende Steinwerk reagiren mußte. Um diesem Uebelstande zu begegnen, ist nun die Helmstange rund, unten vier Zoll, oben zwei Zoll dick, und der durch das volle Steinwerk gehende Theil mit einer dicht anschließenden Hülse aus Kupferblech umgeben, welche fest in das Steinwerk eingegossen ist.

Innerhalb dieser Hülse kann sich nun die Helmstange ausdehnen oder zusammenziehen, ohne deßhalb ihre Weiterwirkung zu verlieren und ohne durch gewaltsame Stockung das anliegende Steinwerk zu lockern. Auf dem letzten Steine unter der Kugel ist eine schmiedeiserne Platte angebracht, auf welcher die Helmstange mit einer gewaltigen Schraubenmutter festgeschraubt ist. Am Fuße der Helmstange ist ein ansehnliches Gewicht angebracht, so daß dieser letzte, zwei Fuß breite Stein mit einem Gewichte von mindestens 100 Centner niedergehalten ist. Dieses Gewicht erhöht ungemein die Stabilität der obersten Spitze und paralysirt namentlich die Schwingungen, welche etwa von dem beweglichen Doppeladler herrühren

Auf die Spitze der Helmstange ist die kurze Adlerstange aufgeschraubt, an welcher sich auch der Verschluß der aus starkem Kesselblech construirten Kugel befindet. Die Kugel wird mit vergoldetem Kupferblech überzogen. Das Kreuz mit dem Doppeladler ist aus Kupferblech derart construirt, daß auf den nackten Leib des Vogels jede Feder und die einzelnen Bestandtheile besonders aufgenietet sind. Die Spitze der Adlerstange ist aus Gußstahl und es ruht darauf ein Lager, gleichfalls aus Gußstahl, welches mit dem Kreuze organisch verbunden ist, so daß der leichteste Luftzug den Adler bewegen muß.

Die Höhe des ganzen Thurmhelmes vom Fußboden der Gallerie an beträgt bis auf die Spitze der Kugel 28° 3' 5". Das Kreuz mit dem Doppeladler hat 8' Höhe, somit der ganze Helm 29° 5' 5". Gegenüber dem alten Thurmhelme ist somit die Höhe beinahe dieselbe geblieben, da das Steinwerk des neuen Helmes nur oben um einen Fuß höher geworden ist. Die Kreuzrose hat einen diagonalen Durchmesser von 15' bei einer Weite von 10', die Spitze unter der Kugel noch 2' 2" Durchmesser und die Kugel 4' Durchmesser. Die Höhe des ganzen Thurmes ist gegenwärtig vom Pflaster des Kirchenplatzes an 72° 4' 5".

Die reichen Erfahrungen unseres Dombaumeisters speciell auf dem Gebiete des gothischen Baustiles lassen uns hoffen, daß das Werk nun Jahrhunderte über-

dauert. Unter günstigeren Verhältnissen konnte der Bau kaum geführt werden. Durch eine Reihe monumentaler Neubauten hat das Steinmetzhandwerk bei uns einen so großen Aufschwung genommen, daß es an tüchtigen und geübten Arbeitskräften nicht fehlen konnte. Die Auswahl des Steinmaterials wurde mit Sorgfalt vorgenommen. Durch die reichlichen Gaben Sr. Majestät des Kaisers, der Gemeinde und zahlreicher Private waren die Mittel zu einer raschen Bauführung gegeben und die gewaltigen technischen Fortschritte unserer Zeit erleichterten die Anwendung von künstlichen Hülfsmitteln. K. Weiß.

Oesterreichs Handelspolitik

in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Von Professor Dr. **Franz Neumann.**

(Wien 1864, Gerold.)

Die national-ökonomischen Gelegenheitsschriften bieten in der Regel einen gewissen Anhaltspunkt zur Beurtheilung der wirthschaftlichen Krankheiten eines Staates; denn begreiflicher Weise wird über derlei Fragen nur dann viel gesprochen und geschrieben, wenn ihre Lösung sehr dringend ist und wenn die Gegenstände, welche sie betreffen, recht sehr im Argen liegen.

In England sehen wir zumeist die Arbeiter-Versorgungen, die friendly societies, das Sparcassewesen und die damit zusammenhängenden Verwaltungsmaßregeln in den Vordergrund treten, seitdem die Baumwollennoth so bedeutende industrielle Stockungen veranlaßt und Tausende erwerbslos gemacht hat. In Frankreich war es noch vor wenigen Jahren der Hypothekarcredit, und jetzt ist es die Bankfreiheit, die vorzugsweise erörtert wird. In Oesterreich beschäftigt man sich heute zumeist mit der Handels- und Zollpolitik, weil Jedermann überzeugt ist, daß abgesehen von dem factischen Anlasse, der in dem Ablaufe der Zollvereinsverträge liegt, das Gedeihen unserer Industrie zumeist von einer glücklichen Reform des Zolltarifs abhängt. Als einen beachtenswerthen Beitrag zur richtigen Auffassung der gegenwärtigen Krisis begrüßen wir die Schrift des Dr. Franz Neumann, Professors an der Wiener Handelsakademie. Der Verfasser bespricht in der vorliegenden Schrift nicht nur die geschichtliche Entwicklung des österreichischen Zollwesens in sehr eingehender Weise, sondern er erörtert auch die Principienfragen über Freihandel und Schutzzoll in wissenschaftlicher und doch gemeinfaßlicher Art; er sucht diese so oft mißdeuteten Begriffe den concreten Verhältnissen entsprechend zu definiren und den Beweis zu führen, daß nicht nur die Theorie, sondern auch die Praxis als ihr einziges Ziel den Freihandel anerkennen muß. Alle Industrieen, für die noch Eingangszölle bestehen, theilt er in drei Kategorieen ein; erstens in solche, für welche der Schutz nicht mehr unum-

gänglich nöthig ist, die also durch sein Fortbestehen nicht gestärkt, sondern nur verweichlicht würden, zweitens in solche, die zwar einstweilen noch eine Ausgleichung der Marktpreise durch Schutzzölle brauchen, bei denen aber die Ursachen der Schwächen zu beheben, die widrigen Verhältnisse, unter denen sie kränkeln, zu beseitigen sind; endlich drittens in eine Kategorie von Industrieen, die nur unter dem Zollschutze künstlich groß gezogen wurden, denen aber niemals eine freie Existenz geschaffen werden kann, weil ihnen die natürlichen Bedingungen des Gedeihens fehlen. In allen drei Fällen muß der Freihandel angebahnt und in einer bestimmten Frist durchgeführt werden: „bei den kräftigen Industrieen sogleich, weil die Schutzzölle überflüssig sind; bei naturgemäßen, aber noch schutzbedürftigen Industrieen in einem sehr enge begrenzten Zeitraume durch Erfüllung aller Lebensbedingnisse; bei erkünstelten Industrieen ebenfalls so schnell als möglich, um ihrer auf gute Art los zu werden" (S. 71). Verwickelt und schwierig wird die Lösung dieser Fragen in jedem concreten Falle, weil es gewiß höchst schwierig zu entscheiden sein wird, zu welcher dieser Kategorieen eine jede Industrie gehört, in welcher Epoche ihre Kräftigung wirklich erfolgt ist und in welcher ziffermäßigen Höhe gegen die Concurrenz des Auslandes die Ausgleichung unumgänglich nothwendig ist? Um so schwieriger ist die Lösung dieser Fragen, weil sich die Statistik der Industrie und des Handels namentlich in Oesterreich noch in einem Entwicklungszustande befindet und für diese so tief ins praktische Leben eingreifende Disciplin bei uns wenig geschieht!

Als Mittel, um die obenerwähnten Grundsätze praktisch anzuwenden, bezeichnet Prof. Neumann eine vollständige Enquête, welche darthun soll, wie weit in jedem einzelnen Falle mit den Tarifsätzen herabgegangen werden kann; er erörtert mit Gründlichkeit und Sachkenntniß den Inhalt einer solchen Muster-Enquête und weiset die Unvollständigkeit der über den jüngsten Tarifentwurf (vom November 1863) gepflogenen Umfrage nach, um schließlich den Vorschlag zu machen, daß vor irgend einer künftigen Tarifreform commissionelle Berathungen, eine Art Zollcongreß einberufen werde, eine Versammlung, die aus Vertretern der Urproduction, der Industrie und des Handels, dann der Consumenten überhaupt, aus Beamten und Männern der Wissenschaft bestehen müßte. Das Ergebniß einer solchen Berathung würde besonders geeignet sein, dem Reichsrathe eine erschöpfende Expertise vorzulegen und zur raschen Entscheidung der Zollfrage zu führen.

Der Mangel an Raum verbietet uns auf den Inhalt dieser durch Klarheit der Darstellung und durch einen warmen Patriotismus sich auszeichnenden Broschüre weiters einzugehen; doch halten wir es für unsere Pflicht, noch ein paar Momente hervorzuheben. Mit Wärme vertheidigt Prof. Neumann die autonome Fortbildung eines österreichischen Systemes der Handelspolitik. „Wir anerkennen gerne den hohen Werth, durch einen Vertrag oder durch eine Zolleinigung in Deutschland einen festen Halt zu gewinnen, und deßhalb müssen wir lebhaft das Zustandekommen irgend einer solchen Vereinbarung wünschen. Wenn aber wider Erwarten jeder Versuch scheitern würde, wenn an die österreichische Regierung oder

an die österreichischen Industriellen Forderungen gerichtet würden, die in finanzieller oder wirthschaftlicher Beziehung allzu große Opfer erheischen, welche die Zollrevenuen unbillig schmälern, oder die Existenz gewisser lebensfähiger Industrieen sogleich gefährden, kurz, die eine nationale Entwicklung gänzlich vereiteln würden, dann bleibt nur mehr die autonome Fortbildung eines österreichischen Systems der Handelspolitik übrig." Tarifänderungen, die auf dem Vertragswege eingeleitet werden, sind meist von Zugeständnissen begleitet, die man sich gegenseitig einräumen muß und deren Bedeutung selten ganz richtig abgewogen wird; autonome Reformen aber, welche nach gewissenhafter Prüfung der eigenen Zustände durchgeführt werden, können das specifisch-nationale Bedürfniß überall befriedigen, sie lassen ein freies, ungebundenes Vorwärtsgehen zu, sie ermöglichen es, die Tarife nach den Interessen des Landes zu ordnen. England, Belgien, Nordamerica sind diesen Weg gegangen, der allmälig zur internationalen Handelsfreiheit führt, die man durch Verträge oft so theuer erkaufen muß. Vor allem aber ist unabweislich nothwendig: Klarheit und volles Bewußtsein über das Ziel, nach welchem man strebt, und über die Mittel, durch die es erreicht werden soll Dr. Klun.

Theodor Wertheim.

Die Veränderungen, welche sich im Staatsleben vollziehen, müssen auf die Schicksale jedes Gelehrten, der eine öffentliche Stellung bekleidet, oder eine solche anstrebt, einen wesentlichen Einfluß üben, viel mehr als das Publicum glaubt, welches sich den Wirkungskreis des Gelehrten stets viel enger vorstellt, als er in der That ist. Wenn nun in bewegten Zeiten auch persönliche Umstände und der Charakter des Faches zusammenwirken, so stellt das Leben des Gelehrten nach außen keineswegs jene Ruhe dar, welche man demselben öfters zuschreibt. Die Naturwissenschaften, welche in unserem Vaterlande erst in den letzten zwei Jahrzehnten zugleich mit dem Erwachen des öffentlichen Lebens zum Aufschwunge kamen, boten nur wenigen ihrer Jünger zu dieser Zeit eine ruhige Existenz. Viele unserer Naturforscher wurden von dem Wechsel eng berührt; die Chemiker mehr als die übrigen. Die Schicksale, welche sich an den Namen des vor kurzem verstorbenen Professors Wertheim knüpfen, geben hiefür ein Beispiel.

Die Chemie hatte vor dem Jahre 1840 in Oesterreich keine Stätte gefunden. Die Abschließung des Staates gegen außen hatte es dahin gebracht, daß sogar bedeutende Talente, die zum Lehramte gelangten, die richtige Entwicklung verfehlten. Erst durch Männer wie Redtenbacher, Schrötter, Gottlieb u. A., welche den Zustand der Wissenschaft im Auslande kennen gelernt und durch bedeutende Arbeiten einen Fortschritt angebahnt hatten, wurde eine wissenschaftliche Behandlung der chemischen Forschung bei uns eingeführt. Redtenbacher wirkte damals in Prag und versammelte einen Kreis von Schülern um sich, welche gegenwärtig das Fach an verschiedenen Anstalten unseres Staates in vorzüglicher Weise vertreten; darunter finden wir auch den damals 20jährigen Wertheim. Dieser hatte vordem die medicinischen Studien begonnen, doch schon nach zwei Semestern verlassen, um sich ganz der Chemie zu widmen; dies gegen den Wunsch seines Vaters, der in Wien als praktischer Arzt lebte und wohl einsah, wie

wenig angenehm die Laufbahn sei, der sein Sohn sich zuzuwenden entschloß. Berlin, wo er namentlich bei H. Rose chemische Studien pflegte, war nicht mehr der Ort, woher die Chemie einen Impuls zum Fortschritte erwarten durfte. Berzelius' Zeit war vorüber. Durch Liebig hatten sich in Deutschland der Chemie neue Bahnen eröffnet. Die organische Chemie wurde nun auch hier auf Grundlage neuer Anschauungen gepflegt. In Prag lehrte Redtenbacher die neue Wissenschaft.

Dorthin hatte sich Wertheim im Jahre 1841 gewendet. Binnen kurzem fesselte ihn das mächtigste Interesse an die organische Chemie, die er nun mit vielem Eifer zu fördern strebte. Eine wichtige Arbeit über die Zusammensetzung und die Verhältnisse des Knoblauchöls war die erste Frucht seiner Bemühungen. Sie fand überall Anerkennung. Die Studien hatten seine Mittel stark in Anspruch genommen. Eine Versorgung stand nicht in Aussicht. Der junge Chemiker hatte gleich von Anbeginn ein wesentliches Hinderniß gegen sich: Er war in der israelitischen Religion erzogen worden. Es konnte daher damals etwas Aufsehen erregen, daß er im Jahre 1843 auf Antrag Redtenbachers von der Regierung für zwei Jahre eine Unterstützung von jährlich 300 Gulden erhielt. Nach Ablauf dieser Zeit mußte er wohl daran denken, eine geeignete öffentliche Stellung zu gewinnen. Lange sollten seine Hoffnungen unerfüllt bleiben. Im Jahre 1845 nach Wien zurückgekehrt, setzte er in einem Privatlaboratorium, das er zugleich mit Rochleder inne hatte, seine chemischen Arbeiten fort. Die organischen Basen Pipezin, Narcotin, Cotarnin. Chinin wurden untersucht. Nach Rochleders Abgange von Wien nach Lemberg ward ihm die Fortsetzung der Arbeiten schwierig. Es kamen die Wirren von 1848. Wie alle jungen Männer erkannte Wertheim darin einen Anstoß, der zum Bessern führen sollte. Er interessirte sich lebhaft für den Fortschritt im Staatsleben. Der darauffolgende Umschlag führte ihn nach Graz, wo er 1849 lebte, mit Gottlieb, mit dem nachher so unglücklichen Pleß und anderen Freunden verkehrte und einige chemische Arbeiten ausführte.

Wieder kehrte er nach Wien zurück. Er mußte sehen wie seine Freunde an Universitäten berufen wurden. Für ihn gab es keine Stelle. Endlich im Jahre 1853 nahm die Regierung seine Thätigkeit in Anspruch. Baron Baumgartner, der schon früher auf ihn aufmerksam geworden und ihn durch sein Wohlwollen ausgezeichnet hatte, übertrug ihm den neugegründeten Posten eines Chemikers an der k. k. Tabakfabrik in Hainburg. Dort wurde von ihm ein chemisches Laboratorium eingerichtet. Eine Menge praktischer Fragen drängten zur Lösung. Wesentliche Verbesserungen in der Fabrication, namentlich des Schnupftabakes, wurden durch Wertheim eingeführt und dem Staate bedeutende Summen erspart. Doch auch zu wissenschaftlichen Untersuchungen wußte er noch Zeit zu erübrigen. Die Arbeiten über das Nicotin, welche er an Gerhardt in Paris zur Veröffentlichung übergab, datiren aus dieser Zeit.

Durch den Rücktritt des früheren Professors der Chemie an der Pester Hochschule war die Möglichkeit geworden, einen ehrenvollen Posten im Lehramte zu erringen. Wertheim mußte sich entschließen das Hinderniß seiner Berufung zu beseitigen. Als er im Jahre 1853 sich in München bei Liebig, später bei Bunsen in Heidelberg aufhielt, erfolgte seine Ernennung für Pest. Wiederum ging er an die Errichtung eines chemischen Laboratoriums, und nachdem ihm durch die Regierung die für sein Wirken nothwendigen Mittel zugewiesen worden, konnte er seine Thätigkeit als Lehrer beginnen. Auch hier errang er glänzende Erfolge. Obgleich von allen Seiten in Anspruch genommen, gelangte er doch in kurzer Zeit dazu, seine wissenschaftlichen Untersuchungen wieder aufzunehmen; das Resultat war die Arbeit über das Conydrin, und andere geringeren Umfanges.

In die Zeit seines Aufenthaltes in Pest, und zwar in das Jahr 1859, fällt seine Verheiratung mit der Schwester des Professors Peters in Graz. Nicht lange sollte er

das ruhige Familienglück genießen. Schon im nächsten Jahre ward ihm durch die nationalen Umtriebe in Pest seine weitere Wirksamkeit an der Hochschule unmöglich gemacht. Er mußte mit seiner Familie nach Wien ziehen, wo er bei seinem Bruder Dr. Med. J. Wertheim lebte, eine günstige Wendung erwartend und im Laboratorium des Prof. Schneider seinen Forschungen obliegend.

Die Umgestaltung und Erweiterung der Grazer Hochschule machte eine eigene Lehrkraft für das chemische Fach nothwendig. Wertheim ward 1861 nach Graz berufen. So ward er mit einem Kreise von Freunden und Bekannten vereinigt, dem er seit Jahren angehört hatte. Die oft gewünschte Beständigkeit schien nun in seine äußeren Lebensverhältnisse einkehren zu wollen. Die gewohnte Thätigkeit wurde nach allen Richtungen hin aufgenommen. Sein Zuhörerkreis lernte ihn bald hoch schätzen. Die früher gestellten wissenschaftlichen Fragen wurden weiter verfolgt. Seine Collegen verehrten ihn. 1863 ward er zum Decan der Facultät erwählt und durch die Verleihung der Doctorswürde erfreut. Wohl durfte er jetzt, nach so vielen Jahren beständigen Wechsels, eine Zeit der Ruhe und des ungestörten Glückes erwarten, schien doch alles auf jenen Punkt gekommen zu sein, wo auf lange Zeit keine Störung vorauszusehen war,

Das Schicksal wollte in Wertheims Leben keinen Ruhepunkt. Eben jetzt mußte es abschließen, als dem Armen eine Rast gegönnt zu sein schien. Im letzten Winter entwickelte sich ein Uebel, das bald seine Gesundheit ernstlich bedrohte. Die Gefahr steigerte sich. Im Mai ward er nach Wien zu seinem Bruder gebracht. Alle ärztliche Mühe und Sorgfalt war vergebens. Nach vielen schmerzlichen Kämpfen verschied er am 6. Juli.

Er hinterließ eine trostlose Wittwe und vier Kinder, deren ältestes fünf Jahre alt. Alle seine Freunde erfüllt tiefe, schmerzliche Trauer. So bald mußte er scheiden, der so wenig glückliche Augenblicke in seinem Leben zählte!

Die Reihe der Chemiker Oesterreichs hat nun eine nicht unbedeutende Lücke. Möge sie durch den frischen Nachwuchs recht bald erfüllt sein! Möge keinen unserer jungen Naturforscher mehr das ungünstige Schicksal des Abgeschiedenen treffen! Möchten bei uns niemals mehr Talente bei Seite geschoben, möchten sie aufgesucht und an ihren richtigen Platz gestellt werden, zum Wohle des Ganzen! G. Tschermak.

Ladislaus Szalay.

Die irdischen Ueberreste des ersten Historikers Ungarns liegen wohl seit einigen Tagen in der kühlen Erde, aber die tiefe Trauer, die schon bei der ersten Nachricht von dem Tode des Dahingeschiedenen alle Schichten der Gesellschaft ergriffen, hat sich noch immer nicht gelegt und findet in der gesammten ungarischen Presse tagtäglich neuen Ausdruck. Und zwar nicht ohne Grund, denn, wie „Koszoru" richtig bemerkt — Szalay nahm sowohl im öffentlichen Leben als auch in der Litteratur Ungarns eine in ihrer Art vereinzelte Stellung ein. In ihm vereinigten sich solche Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen, welche wir sonst in dem Entwicklungsgange unserer Culturverhältnisse größtentheils isolirt und mit einander im Kampfe begriffen zu sehen pflegen. Er war ein Gelehrter und zugleich ein Staatsmann; ein hervorragender Redner und gründlicher Fachmann, ein Philosoph und Geschichtsforscher und dabei ein Mann von Geschmack, der nach künstlerischen Formen strebt; ein muthiger Verfechter der modernen europäischen Ideen und zugleich ein Kenner der historischen Entwicklung; der erste wirkliche Redner des Bürgerthums, doch — wie er selbst erklärte — nicht deßhalb,

damit diese Classe alleinherrschend werde, sondern damit sie die Einseitigkeit der übrigen mildere. Er suchte nicht die Popularität bei der großen Menge, und selbst damals wollte er sich durch diese nicht heben, als seine Principien triumphirten. Ihm war weder die Geburt, noch das Schicksal günstig. Kälte, selbst Hohn begegnete ihm auf seinen politischen und litterarischen Wegen, aber er fand endlich die Genugthuung, daß auch seine Gegner die von ihm hoch getragenen Principien anerkannten, um sich denselben anzuschließen. Auf Grund einer vielseitigen Erfahrung, gründlicher Studien und wiederholter Reisen kannte er ebenso die Verhältnisse des Auslandes wie seiner eigenen Heimat und während er hier befruchtend wirkte, war er in Folge seiner vielfachen Verbindungen mit den hervorragenderen Gelehrten des Auslandes zugleich gewissermaßen ein würdiger Repräsentant der ungarischen Wissenschaft auch jenseits der Grenzen Ungarns. Auch als Mensch war er ein achtungswerther Charakter, der Bescheidenheit mit männlichem Selbstgefühl, Strenge mit Gerechtigkeit, Höflichkeit mit Aufrichtigkeit vereinigte, aber in jeder Richtung charakterisirt ihn das Bestreben, die ungarische Nationalität, Verfassung und Litteratur mit den großen Ideen der europäischen Civilisation in Einklang zu bringen. Diesem Bestreben opferte er sein ganzes Leben, dies ließ er seiner Nation als Vermächtniß zurück. So war der Mann, den wir verloren haben.

Szalay's Leben war eine lange Zeit nichts anderes als ein fortwährender Kampf der verschiedenen, oft sogar entgegengesetzten Elemente, die, seinem Geiste und seiner vielseitigen Bildung entsprungen, mit einander stritten, bis endlich nach erfolgtem Ausgleich der Schriftsteller und Staatsmann in jener edlen Gestalt dastand, in der wir ihn kannten. Er ist am 18. April 1813 in Ofen geboren, wo sein Vater Statthaltereisecretär war. Schon in seiner Kindheit und während seiner Jugend war er der Einwirkung entgegengesetzter Factoren ausgesetzt. Zuerst studirte er in seiner Vaterstadt, wurde aber bald nach Stuhlweißenburg geschickt, wo er zwei Jahre zubrachte und so seine ersten Kenntnisse theils unter deutschen, theils ungarischen Elementen sich erwarb. Seine Jugend bietet uns dieselbe Erscheinung. Die excentrisch-ungarische Richtung des Stephan Horváth wirkte auf ihn eben so begeisternd wie Kazinczy, der den europäischen Geist nach Ungarn zu verpflanzen bemüht war. Und in der That giebt es unter den ungarischen Schriftstellern und Staatsmännern kaum einen, in dem die specifisch ungarische und specifisch europäische Cultur so harmonisch sich ausgeglichen hätte, wie in Szalay. Es scheint, daß schon die ersten Eindrücke seines Knaben- und Jugendalters ganz geeignet waren, um aus ihm einst den muthigen Reformator, der die veralteten Institutionen der ungarischen Verfassung bekämpft, andererseits aber auch den gründlichen Historiker zu bilden, der an den Ereignissen der Vergangenheit seine, bald verzweifelnde und bald zu sanguinische Nation ermuthigt oder sich mäßigen lehrt. Kazinczy und Szemere wurden seine Freunde als er aus der Schule getreten und seine ersten poetischen Versuche machte und dieselben so wie einige kritische Artikel in den damaligen Journalen und Taschenbüchern, bald aber auch selbstständig veröffentichte (so z. B. Bimbók, 1831. — Alphonse levelei, 1832. — Fridrik és Katt, 1833). Später verließ er das Feld der Poesie, indem er fühlte, daß er nicht „zum Dichter geboren“, doch blieben diese Versuche nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung seines Stils. Durch diese wurde er in die Geheimnisse der erneuten ungarischen Schriftsprache eingeführt, durch sie erhielt auch seine Prosa Leichtigkeit und Schwung. Nach beendeten Studien ist Szalay — der damals allgemein herrschenden Sitte gemäß — Jurat geworden, bald darauf Statthaltereisecretär und endlich Advocat, aber nicht auf lange Zeit. Der früh reif gewordene, ernste Jüngling blickte auf das öffentliche Leben Ungarns, und fand es leer. Dies schmerzte ihn tief, wie damals alle Einsichtigeren, aber er hoffte eine bessere Zukunft nicht von jenen Ideen, welche unsere Redner in den Comitats- und Landtagssälen verkündeten. Wie er in einem Journalartikel selbst gesteht, war nur ein Mensch

und nur ein Buch auf ihn von Einfluß, nämlich das Werk Széchenyi's, genannt „Hitel". Das hat ihn zu einem Verkämpfer der Reformen gemacht, doch deßhalb ging er nicht in die stürmischen Comitatssäle, noch gesellte er sich zu den Aufwieglern, sondern zog sich zurück in sein Arbeitszimmer, um die großen Ideen der europäischen Civilisation zu studiren; er machte wiederholt Reisen ins Ausland, um die Institutionen des neueren europäischen Staatslebens kennen zu lernen. Er trat als Rechtsphilosoph auf und schrieb in dieser Periode fast ausschließlich Werke, welche in dieses Fach einschlagen (so z. B. Themis. Értekezésel a jog és közgazdaság körében. 1837—1839. — Budapesti Szemle. 1840. — A büntető eljárásról különös tekintettel az esküdtszékekre. 1840.) Hiedurch hat Szalay ein Gebiet betreten, das vor ihm ganz brach lag, und trachtete einem Mangel abzuhelfen, den wir noch heute tief empfinden. Aber das Publicum empfing ihn kalt, seine Unternehmungen sind gescheitert. Der erste Rechtsphilosoph Ungarns, den selbst bis zum heutigen Tage niemand übertroffen hat, blieb unbekannt, — ein Schicksal das alle jene trifft, die, indem sie neue Ideen verkündigen, in den strengen Grenzen der Wissenschaft bleiben, sich den Tagesleidenschaften nicht unterordnen, nicht zu dem Publicum heruntersteigen, sondern dasselbe zu sich zu erheben trachten. Szalay's Name ist nur allmälig berühmt geworden. Zu allererst wurde er nicht durch das große Publicum, sondern durch die Akademie ausgezeichnet, die ihn im Jahre 1836 zum correspondirenden, und zwei Jahre darauf zum ordentlichen Mitgliede gewählt, ferner durch den 1840ger Landtag, dessen strafrechtlicher Ausschuß Szalay zum Schriftführer ernannt hat.

Die Jahre 1843 bis 1848 bildeten die wichtigste Periode in dem Leben Szalay's. Aber der Nation ist er insbesondere als Historiker bekannt. Es ist möglich, daß er als Schriftsteller auf diesem Gebiete die meisten Verdienste sich erworben, aber andererseits kann man nicht läugnen, daß er als Journalist, als der entschiedenste Vertreter einer neuen politischen Partei, den größten Einfluß auf die Geschicke der Nation ausgeübt hat. Auf dem 1843—1844ger Landtag trat er als Deputirter der Stadt Karpfen auf; man hörte ihn an, aber einen Erfolg hatten seine Reden nicht. Im Jahre 1845 übernahm er die Redaction des „Pesti Hirlap", und — die Zahl der Pränumeranten sank bis 500. Seine Genossen empfingen ihn mit Hohn, als einen Gelehrten, der sich in die Politik mengt, und verdächtigten ihn, daß er die Opposition sprengen wolle. Seine Partei zählte nur wenige seiner Freunde, diese waren aber von der Hoffnung einer besseren Zukunft erfüllt, und kaum vergingen vier Jahre, so hatte das ganze Land seine Ideen angenommen und das Princip der Centralisation in ihr Gesetzbuch eingetragen. Die Aufwiegler schöpften ihre Wissenschaft aus den Werken des verhöhnten Gelehrten und der Wahlspruch der kleinen Partei wurde zum Schlagworte der Anführer erhoben. Die Ideen Szalay's sind populär geworden, aber nicht sein Name. Die Wirkungen dieser Ideen haben Alle gesehen, aber nur Wenigen ist die Quelle bekannt, der sie entströmten. In dieser Periode erschienen von ihm zwei größere Werke: Publicistikai dolgozatok. 1847: und Szónokok és státusférjfiak könyve, 1846—1847. Seine journalistische Thätigkeit war auch bezüglich der Form von großer Bedeutung. Er war der Erste, der im Gegensatze zu der damals üblichen Phrasenhaftigkeit der Leitartikel die europäische Form einheimisch zu machen suchte und dadurch der Journalistik auch in dieser Beziehung eine andere Richtung gab.

Das Jahre 1848 brachte Szalay auf die diplomatische Laufbahn, wo er Gelegenheit fand, neue Seiten seiner außerordentlichen Fähigkeiten an den Tag zu legen. Er wurde von der ungarischen Regierung nach Frankfurt geschickt, als Vertreter derselben bei der Centralgewalt Deutschlands. Im Jahre 1849 zog er sich in die Schweiz zurück, wo er sich in das Studium der ungarischen Geschichte vertiefte. Dort blätterte er in den bestaubten Urkunden, und Folianten; dort betrachtete er vom rechtsphilosophischen Stand-

punkte die großartigen Momente in der historischen Entwicklung der europäischen Völker. Und dieser doppelte Standpunkt ist es eben, der den historischen Arbeiten Szalay's einen solchen Werth verleiht und ihn zum ersten Historiker Ungarns erhebt. Die ersten Bände seiner „Geschichte Ungarns" sind 1851 bis 1853 in Leipzig erschienen, die er — in seine Heimat zurückgekehrt — in Pest fortsetzte. Das Erscheinen dieses Werkes hat der vaterländischen Geschichtsforschung neuen Anstoß, neuen Schwung gegeben. Doch stand er immer in erster Reihe und war der fleißigste unter Allen, was die folgenden, während eines Decenniums von ihm geschriebenen Werke beweisen: Magyar történelmi emlékek, 1856—1860; — Adalékok a magyar nemzet történetéhez a XVI. században, 1859. — Veráncsics Antal minden munkái, 1857—1860; — A magyar történelemhez. Erdély és a porta, 1861; — II. Rákóczy bujdosása, 1862; — Gr. Eszterházy Miklós, 1863. — Im Jahre 1861 betrat er wieder die politische und publicistische Laufbahn und nahm als Deputirter der Stadt Pest am Landtage Theil. Zu derselben Zeit schrieb er: A horvát kéidéshez, 1861; — Fiume és a magyar országgyülés, 1861; — A magyarországi szerb telepek jogviszonya az államhoz, 1862. Diese unermüdliche Thätigkeit, so wie die vielfachen Geschäfte, die Szalay als Secretär der ungarischen Akademie zu besorgen hatte, mußten seine ohnedem nicht starke Gesundheit allmälig untergraben. Die Aerzte empfahlen ihm den Gebrauch der Wildbader Bäder, wohin er sich auch im Juni begab, ohne seine Gesundheit wieder zu erlangen. Er wollte in seine Heimat zurückkehren, kam aber nur bis nach Salzburg, wo er am 17. Juli starb. Seine irdischen Ueberreste wurden nach Pest gebracht und am 22. Juli im Beisein einer ungeheuren Menge Trauernder zur Erde bestattet.

Der Verlust ist eben so groß als die Trauer der ganzen Nation, als das Vermächtniß, welches er uns zurückließ. Dies ist das Bestreben, unsere socialen, litterarischen und Culturzustände mit den Ideen des gebildeten Europa's in Einklang zu bringen, ein Bestreben, von dessen Gelingen die Zukunft Ungarns abhängt.

V Das „Album von Autographen" (Wien, Bartelmus) erscheint in rascher Folge weiter. Es ist durchaus nicht unsere Absicht, den Fortschritten dieses im Allgemeinen bereits charakterisirten Unternehmens Heft für Heft zu folgen, und wir würden auch die seitdem ausgegebenen Lieferungen nicht erwähnen, wenn dieselben nur die Fehler der früheren aufzuweisen hätten, das kunterbunte Durcheinander, das bereits den wohlverdienten Spott hervorgerufen hat, die nichtssagenden und deßhalb höchst überflüssigen biographischen Anmerkungen, den Mangel wirklicher Erläuterungen ꝛc. Die neuen Hefte führen aber den vollends unwiderleglichen Beweis, daß es bei dem Werke lediglich auf eine nicht feine Speculation abgesehen ist. Die Zusammenstellung Peters des Großen, der beiden Katharinen u. s. w. mit einem Advocaten und einem Notar des heutigen Wien ist einfach burlesk. Aber was bringt das „Album" von den wirklich bedeutenden und berühmten Persönlichkeiten? Ganz bedeutungslose Billets, großentheils nur Unterschriften, in dem dritten Hefte überwiegend Namenszüge russischer Herrscher. Nun gestattet schon die lateinische Schrift der Hand viel weniger Freiheit, als die deutsche, ist daher (wie der große Schriftgelehrte Hentze wiederholt anerkannt hat) viel weniger geeignet einen bestimmten Charakter auszuprägen; die russischen Charaktere sind aber noch um vieles starrer, so daß man wohl erkennt, ob der Namenszug mit einer schweren oder leichten Hand, einer breiten oder spitzen Feder ausgeführt wurde, aber schwer aus derselben auf die Gemüthsart und Eigenschaften des Inhabers der Hand schließen kann. Auf alle Fälle könnte das nur jemand, der mit der russischen Schrift genau vertraut ist, und deren dürften sich wenigstens in Deutschland nicht viele finden.

* In dem „Illustrirten Katalog der Londoner Industrieausstellung von 1862" (Leipzig, F. A. Brockhaus), dessen zweiter Band nunmehr ebenfalls vollendet vorliegt, und das Werk völlig abschließt — hat die deutsche Litteratur eine werthvolle Bereicherung erhalten. Betrachten wir vorläufig nur das Werk an sich, so wird jeder Sachverständige zugeben, daß dasselbe unter den Prachtwerken des Büchermarktes eine der ersten Stellen beanspruchen darf. 1400 künstlerisch aufgefaßte und künstlerisch ausgeführte Illustrationen in Holzschnitt, circa 2000 verschiedene Gegenstände darstellend, mit verständigem Sinn geordnet und gruppirt, in trefflicher Weise gedruckt, machen die beiden Bände des „Illustrirten Katalog" zu einem Bilderbuche ohnegleichen, wozu noch die sorgfältige typographische Ausstattung kommt.

Dem Glanze der Ausstattung entspricht aber auch der Gebrauchswerth des „Illustrirten Katalog", der insbesondere durch den zweiten Band eine außerordentliche Steigerung erfahren hat. Das Versprechen der Herausgeber, der deutschen Industrie und dem Kunsthandwerk in dieser Sammlung ein Musterbuch von bleibendem Werthe zu schaffen, ist ihnen in einer Weise gelungen, welche um so mehr Anerkennung verdient, je schwieriger und mühevoller die consequente Durchführung des Unternehmens war. Es handelte sich dabei keineswegs um eine bloße Reproduction des von dem Londoner „Art-Journal" veröffentlichten „Illustrated Catalogue"; obgleich die Abbildungen desselben die Grundlagen des deutschen Werkes bilden, so mußte dieses doch schon der vaterländischen Industrie die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, ihrer Bethätigung an dem großen Concurs aller Nationen ein genügendes Denkmal zu setzen. Allerdings fand die Verlagshandlung von Seiten der vaterländischen Industriellen nicht das massenhafte Entgegenkommen, dessen sich brittische Publicationen dieser Art jederzeit versichert halten dürfen; nichtsdestoweniger hat sie sich auch dankenswerther Unterstützungen zu rühmen gehabt und darf daher mit besonderer Befriedigung auf die Repräsentation der im Londoner Industriepalast vertretenen deutschen Gewerbthätigkeit blicken. Einen Vorzug hat der „Illustrirte Katalog" jedenfalls vor seinem englischen Parallelgänger durch den vom Dr. Wilhelm Hamm in Leipzig bearbeiteten Text. Dieser ist überall neu und bestrebt, geschichtliche, technische, national-ökonomische, statistische, mercantile ꝛc. Notizen, und bei aller prägnanten Kürze doch stets ein richtiges Bild von dem besprochenen Gegenstande und dem, was sich daran schließt, zu geben.

* Dr. Haffner: „Die deutsche Aufklärung." Mainz 1861. Kirchheim. Es verlohnt nicht der Mühe, die „historische Skizze", die wahrlich „nur bekannte Thatsachen zusammenstellt, sich damit begnügt, dieselben in den allgemeinsten Umrissen auzudeuten", und in der, wie der Verfasser selbst sagt, „manche Striche zu stark und manche zu flüchtig ausgeführt sind", eingehend zu besprechen. Mag nur einiges Grelle hervorgehoben werden. Wenige gute Gedanken oder vielmehr gelungene Witze und Bilder werden ersäuft in einem Meere von oberflächlichen Bemerkungen und Ausfällen, unter Anderem gegen den „Rückschritt der Civilisation", die Reformation und die „unglückseligen Opfer des Protestantismus". Als abschreckende Beispiele in der Geschichte der deutschen Aufklärung, die nach Herrn H. eigentlich „deutsche Verfinsterung" heißen sollte (S. 1), werden uns in unheimlichem Zwielichte der „grüblerische" Kant, Lessing „der einer Art von Hungertyphus verfallen ist" (S. 68), dessen „Erziehung des Menschengeschlechts" etwas „Wahnsinniges" an sich haben soll (S. 70), u. A. vorgeführt. Herr H. ist so gefühlvoll über Lessings Ringfabel zu weinen, weil „solch ein armseliger Witz beim Publicum so tiefen Eindruck machen konnte" (S. 76). Er schaudert zurück vor den Abgründen der Fichte'schen Philosophie, „in denen die Tollheit des Wahnsinns" herrsche, der Philosophie jenes Fichte, „der neben dem großen Görres ein Zwerg sei" u. s. w. Letzterer und Schlegel sind ihm dagegen unter anderem wahrhafte Leuchter (!) u. s. w. u. s. w.

* „Großherzoglich Mecklenburg-schwerinscher Staatskalender 1864". (Schwerin 1864.) Kleinere Staaten haben das Gute, daß Handbücher und Repertorien über dieselben, welche für große Reiche nur mit Mühe und Zeitaufwand hergestellt werden könnten, leicht anzulegen sind. Dies ist auch bezüglich des angezeigten, jährlich unter officieller Redaction herausgegebenen Staatskalenders der Fall, welcher durch Reichhaltigkeit des Gebotenen eine wichtige Quelle zur Kenntniß des Landes bildet. Das Buch, welches im Ganzen 622 Seiten umfaßt, zerfällt in zwei Theile, deren erster das sehr umfassende Personalschema, der zweite aber, das „statistisch-topographische Jahrbuch", das erwähnte reiche Material zur Landeskunde enthält. Den Inhalt bilden: die bürgerliche Topographie, in welcher die landesherrlichen Domänen, ritterschaftlichen und übrigen Landgüter und Städte einzeln nach Hufenstand, Ertrag und Bestiftung aufgeführt sind, Bevölkerungsbewegung, Katastraloperationen, kirchliche und Militärstatistik und physische Topographie mit detailirter Angabe der Eisenbahn- und Straßenzüge, endlich eine eingehende Schilderung der hydrographischen Verhältnisse des Großherzogthumes.

* „The national almanac and annual record for the year 1864." Dies in jeder Hinsicht treffliche, nunmehr im zweiten Jahrgange zu Philadelphia erschienene Handbuch wird darum von besonderem Interesse, weil dasselbe officielle Mittheilungen über den 11., im Jahre 1860 durchgeführten Census der nordamericanischen Freistaaten enthält, die um so wichtiger sind, als die Drucklegung der bis ins Detail durchgeführten Volkszählung diesmal durch den Bürgerkrieg aufgehalten wurde. Für Oesterreich ist die Tafel von besonderem Interesse, in welcher die freie Bevölkerung nach ihren Geburtsländern aufgeführt wird. Nach derselben wurden im Jahre 1860 25,061 geborne Oesterreicher in den Freistaaten gezählt Die erheblichsten Ziffern finden sich im Staate Wisconsin mit 7081, Missouri mit 3132, Iowa mit 2709, New-York mit 2438, Illinois mit 2106, Ohio mit 1317, Mississippi mit 860, Pennsylvanien mit 783, Texas mit 730 und Californien mit 727 gebornen Oesterreichern. Ganz ohne solche werden nur zwei Provinzen, der Staat Delaware und das Territorium von Dakota, aufgeführt, in allen übrigen Theilen der nordamericanischen Freistaaten kommen Oesterreicher, im Staate Michigan noch 660, in New-Jersey 506, in Louisiana 399, in Indiana 351 und in fünf weiteren Staaten, Alabama, Connecticut, Kentucky, Maryland und Massachusetts über 100 vor.

---

* Für das ungarische Nationalmuseum hat Reményi in Rom mehrere ausgezeichnete Hautreliefwerke von Thorwaldsen erworben. Fünf derselben behandeln Scenen aus dem Leben des Erlösers: das sechste ist dem alten Testamente entlehnt und zeigt den jungen Tobias in dem Momente, wo er seinem blinden Vater durch Anwendung der Fischleber das Augenlicht wiedergiebt. Das Original dieses Werkes ist auf dem Grabe des berühmten Augenarztes Vacca in Pisa; Reményi's Exemplar wurde von Thorwaldsen selbst nach dem Originale in Marmor ausgeführt. Das siebente Werk ist der Mythologie entnommen und zeigt den weinenden Amor, der von einer Wespe, welche auf einer von Amor gepflückten Rose saß, in den Finger gestochen wurde und nun bei seiner Mutter Venus Hülfe sucht; die Mutter macht ihm Vorwürfe darüber, daß er nach der Rose griff. Mit diesen Kunstwerken, welche von Reményi zur See bereits nach Triest abgesendet wurden und welche der wackere Künstler als Geschenk für das vaterländische Institut bestimmt hat, befinden sich außerdem noch andere interessante Gegenstände, nämlich Thorwaldsens Büste, von dem großen Meister selbst modellirt, ferner eine Büste Liszts, von dem Bildhauer Bernhard Sax in Rom ausgeführt.

* Bei Duna-Földvár wurden kürzlich verschiedene alterthümliche, aus Bronze gegossene Gegenstände, und bei Bakonyszombathely 3000 römische Silbermünzen gefunden. Den letzteren Fund nahm die Behörde unter ihre Obsorge und sendete ihn bereits an den Statthaltereirath.

* Dr. Richard Knabl, der bewährte steierische Epigraphiker, hat jüngst zu Heilbrunn — zwischen Passail und Birkfeld — einen neuen Römerstein aufgezeichnet, welcher jetzt anstatt des auf dem Rabenwald zwischen Anger und Pöllau (4026') gefundenen Inschriftsteines als der nördlichste in Steiermark erscheint.

P. (Vom französischen Büchermarkt. Handel und Verkehr bilden einen so mächtigen Factor in dem Staats- und Völkerleben, daß die Litteratur dieser Richtung eine immer größere Ausdehnung gewinnt. Wir haben erst unlängst der letzten Schriften Wolowski's über Banken und über die russischen Finanzen erwähnt und wären neuerdings in der Lage, eine Reihe von Büchern zu nennen, die alle sich in ähnlicher Linie bewegen. Darunter vor allem: „Du commerce et du progrès de la puissance commerciale de l'Angleterre et de la France au point de vue de l'histoire, de la législation et de la statistique d'après les sources et les données officielles par Ch. Vogel.“ Von diesem in Straßburg gedruckten Buche erschien der Theil, welcher sich mit der commerciellen Erziehung, mit der Geschichte des Handels im Mittelalter und in der Neuzeit, mit der Ackerbauproduction, der Industrie, den Eisenbahnen, Sparcassen, Banken, Handelskammern, den Handelsverträgen und Zöllen beschäftigt.

Bastiats Werke existirten bisher in einer Sammelausgabe von sechs Bänden. Ein Freund Bastiats, Mr. Paillottet hat nun Stoff für einen siebenten Band gesammelt: „Oeuvres complètes de Fr. Bastiat mises en ordre et annotées d'après les manuscrits de l'auteur p. Paillottet. Tome septième.“ Der Inhalt dieses Bandes besteht aus zerstreuten Aufsätzen und Correspondenzen des großen National-Oekonomen. (Essais, ébauches et correspondance.)

Die vielbeschäftigte und fruchtbare Feder Lamartine's scheint für die Lesebegierde des Publicums noch nicht genug zu Tage zu fördern. Wenigstens hat man in einer neuen Publication auf die Vergangenheit Lamartine's zurückgegriffen und zwei Bände seiner Arbeiten aus der Zeit seines Lebens, welche der Politik gewidmet war, veröffentlicht. „La France parlementaire (1834—1851) oeuvres oratoires et écrits politiques par Alph. de Lamartine précédées d'une étude sur les oeuvres de Lamartine par L. Ulbach“. Es sind dies meistens Kammerreden und die vorliegenden Bände umfassen den Zeitraum von 1834 bis 1840. Mit demselben Rechte, mit dem vor einiger Zeit Guizot eine Sammlung seiner Reden: „Histoire parlementaire de la France“ nannte, thut dies auch Lamartine. Beide Sammlungen sind Beiträge zur parlamentarischen Geschichte Frankreichs und trotz alles Interesses, das sie bieten, keineswegs die parlamentarische Geschichte selbst.

Noch haben wir zu erwähnen eine historische Schrift Du Mérils über das alte Theater: „Histoire de la comédie. Période primitive — comédie des peuples sauvages — théâtre asiatique — origines de la comédie grecque par Edelstand Du Méril“ Der vorliegende Band geht bis Aristophanes. Eine These von A. Legrelle ist betitelt: „Holberg considéré comme imitateur de Molière“. Es wird darin nachgewiesen, daß Molière keine Schule gebildet hat, daß es ihm aber doch nicht an einzelnen Nachahmern fehlte.

Vor einiger Zeit kündigten wir „Mystères de la police“ an. Hiezu erschien jetzt ein zweiter Theil unter dem Titel: „la police pendant la révolution et l'empire“. In 10 Capiteln giebt der anonyme Verfasser in allgemeinen Zügen die Geschichte der französischen Polizei von 1789 bis 1813.

Sitzungsberichte.

Ungarische Akademie.

Die mathematisch - naturwissenschaftliche Classe hielt am 6. Juli eine Sitzung, in welcher Dr. E. Peer seinen Sitz als neuerwähltes corresp. Mitglied mit einer Dissertation einnahm, welche den Titel führt: „Unter allen Himmelsstrichen bringt jede Gegend ein Heilmittel gegen die endemischen Krankheiten hervor“, aus welcher umfangreichen Dissertation er jedoch nur einige Bruchstücke vorlesen konnte. Das corr. Mitglied Karl Balla verlas hierauf eine Abhandlung „über die Drehung der Erde und den Elektro-Magnetismus als meteorologische Basis“. Da für die nächste Jahresversammlung der mathematischen Classe die Vertheilung des großen und des zweiten (Marczibánischen) Preises zufällt, so wurde die in den Zeitungen zu veröffentlichende Preisausschreibungskundmachung vorgelesen und auch genehmigt. Es wurde nun über mehrere Zusendungen berichtet. Cornel Chyzer schickte zu der von ihm schon früher eingesandten Beschreibung des Sároser Comitats eine von Haßlinßky angefertigte Karte desselben Comitats. Dr. Karl Weßelovßky von Arvaváralya und Samuel Neumann, k. k. Telegraphist aus Dées, haben meteorologische Beobachtungen eingesendet. Der Pester Stadtphysikus Dr. Tormay zeigt an, daß auch im Rochusspitale meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Joseph Dobay, welcher der Akademie ein „Hadászat alapelvei“ betiteltes Werk überreichte, dessen Beurtheilung ihm im Protokollsauszug mitgetheilt wurde, sendet eine Widerlegung jenes Urtheils mit dem Verlangen ein, daß auch diese zu Protokoll genommen werde. Diesem Ansinnen kann nicht willfahrt werden; die Mitglieder der Prüfungscommission werden jedoch ersucht, gedachte Widerlegung privativ durchzulesen. — Es erfolgte sodann die Anmeldung mehrerer neuer Spenden zur Vermehrung des Akademiefonds und für den Bau des Akademiepalastes. Dr. Franz Toldy reichte eine Eingabe ein, worin er mit den Herren Emerich Henßlmann und Florian Rómer seinen Austritt aus der in Angelegenheit der Corvina gebildeten Commission anzeigt. Die archäologische Commission wurde angewiesen, für die Wahl neuer Mitglieder zu sorgen.

In der historisch-philosophischen Classe hielt Herr Salamon einen Vortrag über die Belagerung der dalmatinischen Stadt Zara von 1311 bis 1313.

Hierauf wurde eine Eingabe des archäologischen Comité verlesen, worin in Bezug auf die von dem Fünfkirchner Bischof beabsichtigte Restaurirung der unterirdischen Capelle des Domes zu Fünfkirchen einige Bemerkungen enthalten sind, welche Sr. Excellenz dem Bischof mitgetheilt werden sollen. Die Angelegenheit der Corvinianischen Bibliothek wird nun das archäologische Comité besorgen und es werden demselben noch die Herren Budenz und Dethier zugesellt. — Schließlich haben wir eine neue Spende für den Akademiepalast zu melden, welche umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, weil sie von einem Nicht-Ungarn gemacht wurde; es spendete nämlich der Herr Graf Ernst Waldstein-Wartenberg aus Böhmen 1000 Gulden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die Sprachen Africa's.

Mit Bezug auf „W. H. J. Bleek: A comparative grammar of South-African languages. London 1862. 8°."

Africa, das Land der geographischen Probleme und Räthsel, ist auch für den Ethnographen und Sprachforscher ein Tummelplatz vielfacher verwickelter Fragen und Probleme. Denn abgesehen davon, daß die Völker Africa's äußerlich nicht einer, sondern wahrscheinlich mehreren grundverschiedenen Racen angehören (ein Punkt, den wir der genaueren Betrachtung der Naturforscher überlassen), tritt hier dem Sprachforscher ein Gewirre so verschiedenartig angelegter, gar nicht wurzelverwandter Idiome entgegen, daß man fast den Versuch aufgiebt, dieselben zu ordnen und zu classificiren. Diese in die Augen springende Mannigfaltigkeit hat nach unserem Dafürhalten ihre vielfachen Gründe. Erstens scheint die Wanderung und Ausbreitung der verschiedenen Stämme meistens längs der Küste stattgefunden zu haben, wodurch ursprünglich zu derselben Familie gehörende Sprachen von einander weit abgetrennt wurden und sich dann, jede in anderen Umgebungen, verschieden entwickelten. Zweitens mag auch die gewaltsame Weise, womit sich die Völker Africa's gegenseitig verdrängen, manches Volk frühzeitig in mehrere Sippen gespalten und die Vermischung mit ursprünglich stammfremden Völkern erleichtert haben. Und drittens ist der eigenthümliche flüssige Charakter der africanischen Idiome in Anschlag zu bringen, welcher es ihnen ermöglicht, von fremdem Gute anzuziehen, ohne deßhalb das alte Wesen aufzugeben. Bedenkt man ferner, daß bei weitem die meisten Sprachen Africa's bis auf die neueste Zeit von niemanden zu Papier gebracht worden sind, und dieselben in jener Gestalt, in der sie uns nun vorliegen, manche tiefgreifende Wandlungen hinter sich haben, so wird es einen nicht wundern, wenn sie auf den ersten Anblick sich meistens als grundverschieden darstellen. Oder würde der Sprachforscher, falls wir kein Sanskrit, Altpersisch, Griechisch, Latein, Gothisch, Altslavisch besäßen, im Hindustani, Neugriechischen, den romanischen Sprachen, den neuhochdeutschen Dialekten, den slavischen Idiomen etwa Verwandte erblicken; würde sich der wissenschaftliche Beweis ihrer ehemaligen Einheit so leicht führen lassen, wie es heutzutage möglich ist?

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde Africa vom Norden her bevölkert. Wir haben daher in den am südlichsten wohnenden Völkern die ältesten Bewohner dieses Welttheiles zu suchen. Südafrica, von der Südspitze bis an den Aequator hinauf und über denselben, wird nur von zwei Völkerstämmen bewohnt. Es sind dies die Hottentoten- und Kaffernstämme. Jene bewohnen den südlichen und süd-

westlichen Theil der Spitze, während die letzteren sich über die Ost- und Westküste und wahrscheinlich auch in das innere Land bis an den Aequator verbreiten.

Die Hottentoten, an welche auch die Buschmanns anzuschließen sind, unterscheiden sich von den Kaffernvölkern augenscheinlich durch ihren Typus; noch größer ist aber der in der Sprache gelegene psychische Unterschied. Die Sprache der Hottentoten ist von jener der Kaffern in ihrer Anlage eben so verschieden als sie auch mit derselben würzelhaft gar keine Verwandtschaft hat.

Das Hottentotische war einst Sprache des größten Theils der Südspitze Africa's. Heutzutage finden wir es durch andere Sprachen, unter anderen durch das sogenannte Capholländische, bedeutend verdrängt. Es zerfällt in vier Dialekte, in den Nama-, Kora-, den sogenannten Capdialekt und den Dialekt der östlichen Stämme. Unter denselben ist besonders der erstere durch die Arbeiten Wallmanns und Tindalls näher bekannt. Er wird im sogenannten Groß- und Klein-Namaqua-Land gesprochen und zwar zählt Tindall die Anzahl der ihn Sprechenden auf ungefähr 23.000 Seelen, wovon 20.000 auf Groß- und 3000 auf Klein-Namaqua-Land kommen

Das Hottentotische ist eine meistens aus einsilbigen Wörtern bestehende Sprache. Die Wörter enden mit einem Vocal oder Nasal. Bei dieser weichen Anlage fehlt es aber der Sprache nicht an bedeutenden Härten. So hat sie einige rauhe Gutturaltöne und die ihr eigenthümlichen Schnalzlaute. Die Anzahl der letzteren ist vier; sie entstehen durch das Anlegen der Zunge an den ganzen oder nur vorderen Gaumen, die Spitze oder die Breitseiten der Zähne und ein schnelles Abziehen derselben, wodurch ein schnalzender Laut hervorgebracht wird.

Den ersten Laut (durch Anlegen der Zunge an den ganzen Gaumen) beschreibt Wallmann als einen mäßigen Peitschenklapp und nennt ihn Palatal; den zweiten (durch Anlegen der Zunge an den vorderen Gaumen) nennt er Cerebral und vergleicht ihn mit dem Geräusche, das beim Ausziehen eines Pfropfes entsteht, der dritte, Dental (durch Anlegen der Zunge an die vorderen Zähne), soll an unsere Interjection des Bedauerns erinnern. Der vierte endlich, Lateral (durch Anlegen der Zunge an die Breitseite der Zähne), ähnelt dem Laute, welchen man beim Anspornen eines Pferdes von sich giebt. Diese Schnalzlaute spielen in der Sprache eine große Rolle. Fast drei Viertel der Silben der Sprache lauten mit Schnalzlauten an.

Das Hottentotische bildet seine Formen meistens durch Anfügung der ableitenden Elemente an den Wurzelbestandtheil (Suffigirung). Es unterscheidet beim Hauptwort ein Geschlecht und zwar dreifach: Masculinum, Femininum und Commune. Die Zeichen dafür sind b, s und i oder e. So heißt hâ-i Pferd überhaupt, hâ-s Stute und hâ-b Hengst. zê-e (Commune) bedeutet Tag im Allgemeinen, zê-s (Feminin) ist ein bestimmter Tag, jedoch ohne besondere Bedeutung, zê-b dagegen ein bestimmter Tag von besonderer Bedeutung, z. B. ein Festtag. Ebenso kennt die Sprache den Ausdruck für drei Zahlen, nämlich Singular, Plural und Dual. Dagegen fehlt dem Substantiv die Form des Casus

gänzlich. Nur der Genitiv wird durch bestimmte Stellung der beiden Glieder oder die Relativpartikel di, welche aber wieder eine sehr freie Fügung zuläßt, angedeutet. Der oben berührte Geschlechtsunterschied erstreckt sich auch auf das Fürwort und dadurch auf das Zeitwort. Letzteres ist sehr einfach gebaut und wird durch Vorsetzung oder Anfügung des Fürwortes an den Zeitwortstamm gebildet, z. B. tita-ma oder ma-ta „ich gebe".

Die nähere Bestimmung der Zeit findet durch Hülfszeitwörter statt, und zwar die der Vergangenheit durch go, ge, die der Zukunft durch ni. Ersteres bedeutet ursprünglich „sein", letzteres „gehen". Beim Zeitworte ist noch einer merkwürdigen Form speciell zu erwähnen, nämlich der ersten Person Vielzahl, welche doppelt ist, je nachdem der Redende die angeredete Person unter „wir" subsumirt (inclusiver Plural) oder ausschließt (exclusiver Plural). Stehen sich z. B. zwei Haufen gegenüber und der Häuptling redet die Feinde an und spricht: „wollen w i r uns messen . . . w i r wollen Euch schlagen" so muß er im ersteren Falle den inclusiven, im letzteren den exclusiven Plural gebrauchen.

Grundverschieden vom Typus des Hottentotischen ist jener der Kaffernsprachen. Diese, eine bedeutende Anzahl von Idiomen und Dialekten in sich fassend, lassen sich am besten in drei große Gruppen sondern, nämlich eine östliche, an der Ostküste sich hinziehend (die Kaffernsprachen im engeren Sinne), eine westliche, längs der Westküste sich erstreckend (die sogenannten Congosprachen), und eine mittlere, zwischen den beiden vorigen dahinlaufend (die Sprachen der Be-tschuana-Völker). Diese Gruppen zerfallen wieder in mehrere Abtheilungen. So zerfällt die erste Gruppe in das eigentliche Kaffernidiom mit seinem Dialekte, dem Zulu, in die Zambesi-Sprachen (Sprachen der Ba-rotse, Ba-yeye, Ma-schona), in die Sprachen der Zanzibarküste, wie Ki-suahili, Ki-nika, Ki-kamba. Die zweite Gruppe umfaßt die Bunda-Dialekte, wie Londa, Bunda, Otschi-Herero und die Dialekte der Congoküste, wie Congo, M-pongwe ꝛc. Die dritte Gruppe ist gegen das Innere zu noch nicht ganz abgegrenzt; ihr Hauptrepräsentant ist das Se-schuana mit seinen Dialekten Se-suto, Se-rolong, Se-hlapi.

Alle diese Sprachen zeigen auf den ersten Blick einen tiefen inneren Zusammenhang und legen für die ursprüngliche Einheit der sie redenden Völker unwiderleglich Zeugniß ab. Ihr Bau ist sowohl dem Hottentotischen als den anderen bekannten Sprachen gegenüber ein höchst eigenthümlicher. Während die Veränderungen, die in der Bedeutung der Wortformen vor sich gehen, überall meistens durch den Proceß der Suffigirung hervorgebracht werden, tritt hier das entgegengesetzte Verfahren, nämlich das der Präfigirung ein. Während in den meisten Sprachen, gleichwie in unserer, die Wörter durch Anfügung abgeändert oder abgewandelt werden (wie Baum, Baum-es, Bäum-e, geben, geb-e, gieb-st, gieb-t ꝛc.) finden wir in den Kaffernsprachen die zur Bezeichnung des Geschlechtes, der Endung, der Zahl u. s. w. nothwendigen Wandlungen vorne am Worte bewerkstelligt, z. B. um-ntu Mensch, aba-ntu Menschen, ili-zwi Wort, ama-zwi Wörter, im-asi Kuh, izim-asi Kühe, di-ya-tanda ich liebe, u-ya-tanda du liebst, si-ya-tanda wir

lieben u. s. w. Diese Präfixe sind hier, wie in den indogermanischen Sprachen die Flexionsendungen, aus Pronominalstämmen hervorgegangen. Dieser Proceß läßt sich am augenscheinlichsten im eigentlichen Kaffernidiom und im Zulu nachweisen; deßhalb haben diese beiden Sprachen für den Forscher auf südafricanischem Gebiete dieselbe Wichtigkeit wie das Sanskrit für den Indogermanisten und das Arabische für den Semitisten.

Die Kaffernsprachen sind in ihren Lautverhältnissen weicher als das Hottentotische. Vor allem andern mangeln ihnen von Haus aus die dort eine so große Rolle spielenden Schnalzlaute. Nur jene Dialekte, die mit dem Hottentotischen in nähere Verbindung kamen und theilweise jetzt noch an dasselbe grenzen, wie die Kaffernsprachen im engeren Sinne, das Se-suto, haben diese Laute aufgenommen, jedoch nicht in dem Umfange, wie sie dort entwickelt sind. Was den Auslaut der Silbe betrifft, so ist er in diesen Sprachen entweder vocalisch oder nasal; im Anlaute sind aber Verbindungen von Consonanten mit Schnalzlauten, wo letztere vorkommen, nichts Seltenes.

Die Kaffernsprachen kennen ein grammatisches Geschlecht in unserem Sinne nicht. Die Worte zerfallen nur in verschiedene Kategorieen, je nachdem sie belebte oder unbelebte, große oder kleine, einzelne oder in mehreren Exemplaren vertretene Dinge bezeichnen und werden nach diesen Gesichtspunkten mit verschiedenen Präfixen verbunden. Nach diesen Präfixen theilt man die Hauptwörter in Declinationen ein, deren die Kaffernsprache zwölf zählt. Die Präfixe dazu lauten: 1. um-, 2. ili-, i-, 3. in-, im-, 4. isi-, 5. ulu-, u-, 6. um-, 7. ubu-, 8. uku-, 9. aba-, o-, 10. ama-, 11. izin-, izim-, izi-, in-, im, 12. imi-. Davon befassen 1—6 Wörter einfacher, 9—12 mehrfacher Zahl; unter 7—8 fallen Wörter ohne Mehrzahl (Stoffwörter, Abstracta ꝛc.). Dabei gehen Wörter der ersten Declination in der Mehrzahl nach 9, solche von 2 nach 10, von 3—5 nach 11 und von 6 nach 12. z. B. um-ntu Mensch, Plural: aba-ntu, ili-zwi Wort, Plural: ama-zwi u. s. w.

Zur Bezeichnung des Casus und der Verbindung des Substantivs mit dem Adjectiv bedient man sich des Relativpronomens und anderer verwandter Elemente. So wird der Genitiv durch Verschmelzung des Relativpronomens a mit dem zu jeder Declination gehörenden Pronominalpräfixe (das aber hier in abgekürzterer Form erscheint) und Zwischenstellung desselben zwischen den besessenen und besitzenden Gegenstand dargestellt, z. B. ihashe lenkosi, das Pferd des Häuptlings (i-hashe li-a-in-kosi, wörtlich: das — Pferd dieses — welches — des Häuptlings), usana lwenkosi, das Kind des Häuptlings (u-sana lu-a-in-kosi, wörtlich: das — Kind dieses — welches — des Häuptlings). Ebenso tritt bei Verbindung des Adjectivs mit dem Substantiv das Relativpronomen mit dem Präfixelemente verschmelzen zwischen die beiden Satzglieder, z. B. ihashe elikulu, das große Pferd, (i-hashe a-ili-kulu, wörtlich: das — Pferd welches — dieses — groß), isitya esikulu, der große Korb (isi-tya a-isi-kulu, wörtlich: der — Korb welcher — dieser — groß).

Das Zeitwort ist in den Kaffernsprachen bedeutend entwickelt. Es unterscheidet das Passiv vom Activ durch ein eigenes lautliches Mittel, nämlich u, welches dem letzten Stammconsonanten sich anhängt, z. B. tanda lieben, tadwa geliebt werden. Nebstdem besitzt es gleich dem Zeitworte in den semitischen Sprachen eigene Conjugationsformen, welche seine Zusammensetzung mit Präpositionen in anderen Sprachen ersetzen. So bildet es eine sogenannte Objectivform, welche die Fügung des zum Zeitworte gehörigen Objectes mittelst einer Casusendung oder Präposition entbehrlich macht. Ihr Zeichen ist el, ol, welches sich dem letzten Stammvocale anhängt, z. B. tanda lieben, tandela eine bestimmte Person lieben. Ferner existiren noch: eine Causalform mit dem Zeichen is, z. B. tandisa jemanden zu lieben veranlassen, eine Gegenseitigkeits- (Reciprocal-) Form, mit dem Zeichen an z. B. tandana sich gegenseitig lieben, und endlich eine Reflexivform mit dem Zeichen zi, das dem Zeitworte vorgesetzt wird, z. B. zi-tanda sich lieben.

Dabei ist die Sprache im Stande von jeder dieser Formen und von allen Zeiten und Arten eine Negativform zu bilden, z. B. diyatanda ich liebe, auditandi ich liebe nicht, ditanda ich bin im Lieben begriffen, dingatandi ich bin im Lieben nicht begriffen.

Was die Zeiten und Arten des Zeitwortes betrifft, so herrscht hier eine fast fabelhafte, den Anfänger verwirrende Mannigfaltigkeit. Diese wird besonders dadurch hervorgebracht, daß in manchem Ausdrucke das zu Hülfe genommene Zeitwort „sein“ (ba) mehrmals und jedesmal mit dem respectiven Pronomen verbunden vorkommt, z. B. andisayikubadibenditandile ich will nicht geliebt haben (a-ndi-sa-yi-ku-ba-di-be-ndi-tandile wörtlich: nicht—ich—nun—gehen—zu—sein—ich—sein—ich—geliebt haben). Man kann diese Formen nur durch genaue und sichere Analyse verstehen lernen.

Die Beziehung der Person und Zahl wird ebenso wie beim Substantivum mittelst der Präfixe hervorgebracht; natürlich sind bei der dritten Person, durch die oben angegebenen zwölf Declinationen bedingt, zwölf verschiedene Formen des Zeitwortes möglich.

Dieser in kurzen Zügen von uns gezeichnete Typus läßt sich in allen zur Kaffernfamilie gehörigen Sprachen leicht und sicher erkennen. Den Unterschied zwischen den einzelnen Idiomen bilden besondere, nach bestimmten Gesetzen vor sich gegangene lautliche Wandlungen. Trotzdem ist die Aehnlichkeit zwischen den einzelnen Sprachen so groß, daß ein Einzelner, der einen bestimmten Dialekt spricht, sich bis an den Aequator hinauf mit den Bewohnern ohne Schwierigkeit verständigt.

Nach all' diesem können wir Bleek, dem Meister africanischer Sprachwissenschaft, nur dankbar sein, daß er es unternommen, die Sprachen der beiden ältesten Menschenracen Africa's wissenschaftlich zu bearbeiten und hiemit zu einer genauen Ethnographie dieses Welttheiles den ersten sicheren Grund zu legen. Daß er sich vor der Hand auf diese beiden Sprachgruppen beschränkt hat, ist wohl begründet. Einerseits erklärt es sich aus dem bereits von uns oben Bemerkten, andererseits sind die Sprachen des nördlichen Africa noch nicht so genau

beschrieben und erforscht und scheinen überhaupt nach dem, was wir davon wissen, ungleich verwickeltere Verhältnisse hier vorzuliegen. So dürften die Sprachen des nordwestlichen Africa in mehrere mit einander gar nicht verwandte Gruppen zerfallen; die Sprachen des mittleren Africa zeigen ein eigenes von den anderen africanischen Sprachen abweichendes Gepräge; ebenso kann man unter den Nil-Sprachen mehrere Sippen (ob mit einander verwandte kann erst genauere Forschung feststellen) unterscheiden. Und was nun die jüngsten Einwanderer, die hamitischen und semitischen Sprachen betrifft, so zeigen sie offenbar in ihrem Typus manches Africanische; aber erst eine spätere Zeit, der mehr Material zu Gebote steht, kann diese sowohl für die Cultur- als Sprachgeschichte äußerst wichtige Frage einer endlichen Lösung näher führen. Dr. Friedrich Müller.

Tirol als Schauplatz der deutschen Heldensage.

Von Ig. Zingerle.

(Schluß.)

Von all diesen Gedichten zeichnet sich durch eine genaue Angabe des Terrains das Eckenlied aus. Hier zeigt sich eine solche genaue Localkenntniß, daß der Verfasser mit Süd-Tirol bekannt sein mußte. Da wird uns von drei Königinnen erzählt, deren eine Seeburg heißt:

Diu selbiu sûberlichiu maget,
Diu hiez Sêburc, sô man saget,
Diu hoehstiu der küneginnen,
diu ze Jochgrim[1] krône truoc. 19.

Jochgrimm ist einer der berühmtesten und schönsten Berge Süd-Tirols (7722 Fuß hoch) in der Nähe des Eggenthales. Auf seiner Spitze hausen der Volkssage zufolge noch drei uralte Hexen.

Ich wil gên Jochgrim in daz lant
ze den drin küneginnen. 159, 7.
Bist dû gên Jochgrim ûf der vart,
sô wirt dîn swert niht vil gespart. 160, 4

Seeburg giebt dem Riesen Ecke Ortnits Brünne, der in der Drachenhöhle bei Trient umgekommen war — und der Riese zieht dann nach Bern, wo er den gesuchten König Dietrich nicht findet, sondern von Hildebrant die Antwort erhält:

[1] Vergl.: mich schultent iemer mêre
ze Jochgrimme man und wîp. 138.

mîn herre ist hie heime niht,
den zeig ich iu vil balde.
er reit, als man iu hie vergiht,
ze Tirol gên dem walde. 48.

Ecke verläßt Bern und wandert durch das Lägerthal die Etsch entlang nach Trient:

die Etsch er hin ze berge gie,
daz sahens ab den zinnen.
von schulden man im sterke jach.
er gie des tages von Berne unz er Trient ane sach. 50.
ûf Trient die burc er dannoch gie. 51.

Dort frägt er nach dem Berner und man weist ihn nach Nonsberg, das beiläufig 4½ Stunden ob Trient ins Etschthal mündet.

si wistônt in ûf des berges slâ,
der Nones was genennet. 51.

Ecke trifft auf dem Nonsberge den Berner und kämpft mit ihm. Auch andere Stellen des Gedichtes weisen auf die wilde Gebirgswelt von Tirol.

wan er sich niht verbergen kan
in den gebirgen wîten. 27.
der dôn in daz gebirge gie. 37.
den walt den lief er hin ze tal. 38.
dô kêrt er mornund in den tan. 52.
ich hân die zît mit strît vertriben
in gebirg und in der wilde. 56.
die sunne an daz gebirge gie. 110.
den walt er âne stîge reit. 161.
ner mich in dirre wilde. 162.
im dienent wildiu lant. 162.
ûz dem gebirge verre. 167.
in den gebirgen wîten. 170.
in dem gebirge wîte. 225.
gên einem wilden walde. 227 u. ähnl.

Alle diese Ausdrücke passen vorzugsweise auf Tirol, das im Mittelalter geradezu das „Land im Gebirge“ oder „in den Bergen“ genannt wurde.

Auch die Stelle:

der Kanel der was aller sîn
von Klam unz hin ze Klûse. 207.

spricht für Tirol, denn nirgends finden sich Klammen und Klausen öfters vor, als hier. Die Sage vom wilden Fräulein, das vom Riesen verfolgt wird (161 ff.), lebt in Tirol noch in vielen Thälern fort. (Tirol. Sagen S. 78, 79.)

Ecke's Bruder, der das wilde Fräulein verfolgt, heißt Vasolt:

her Vasolt der vil küene der kam dar nâch gerant 161.
er heizet Vasolt, im dienent wildiu lant. 162.
daz ist Egge Vasoldes bruoder. 163.
Vasolt der küene man. 164.

dô sprach her Vasolt an der stunt 169.
alsô sprach Vasolt zuo dem degen. 170 ꝛc.

Dieser Riesenname findet sich im Herzen des Landes, im Burggrafenamte, noch heutzutage als Familienname. So sitzen Fasolt in Kuens und auf dem Muthofe ober dem Schlosse Tirol. Selbst die Fassung der Eckensage in der Wilkinasage deutet auf Tirol. Danach bindet Dietrich seinen Hengst an einen Oelbaum (Hagens Ausgabe I., S. 154), was durchaus nicht auf eine Rheingegend, wie Simrock annimmt, wohl aber auf Süd-Tirol paßt. Die Namen Aldinflis und Aldinfelac mahnen in ihrem ersten Theile an Aldein (früher Aldîn), ein Dorf am Jochgrimm, oder an Aldero, eine Gemeinde am rechten Etschufer zwischen Trient und Roveredo. Der Berg Osning findet sich in Osenigo im Lägerthale. Wenn die Wilkinasage erzählt, der Zwerg Alberich habe das Schwert im Strome Trey gehärtet, denkt schon H. v. d. Hagen dabei an die Drau (II., S. 151). Bemerkenswerth ist, daß die Wilkinasage unmittelbar an den Kampf mit Ecke die Erzählung anhängt, wie Dietrich den Herrn Sintram von Venedig aus dem Rachen eines Drachen befreit.

Auch die Sage von dem in unseren Heldengedichten so oft genannten Heime steht in Beziehung zu Tirol. Nach der Wilkinasage (17. Cap.) war er Studas' Sohn und hieß selbst Studas, erhielt aber aus folgender Ursache den Namen Heime: „Ein Lindwurm, der dort auf dem Felde lag, hieß Heime und war der stärkste und giftigste aller Würme, auch grimmiger als andere Würme, so daß alle sich fürchteten, seinem Lager nahe zu kommen, und deswegen erhielt Studas dessen Namen, weil man ihn mit diesem Wurme verglich und nannten die Wäringer ihn Heime". Als er nun ausziehen wollte, „um berühmter Männer Sitte zu erfahren und sich Ruhm zu erwerben" und der Vater ihn fragte, wohin seine Fahrt gehe, antwortete er: „Ich will gen Süden übers Gebirge reiten zu der Burg, welche Bern heißt, dort ist ein berühmter Mann, der heißt Dietrich, und ich will erfahren, ob ich oder er stärker in Waffenübung und Ritterschaft sei". Das Gebirge, über das er nun reitet, um nach Verona zu kommen, ist wohl kein anderes, als das von Tirol. Hier hat sich auch das Andenken an Heime localisirt indem die Stiftung des Klosters Wilten dem Riesen Heime zugeschrieben wird, nachdem er dort einen fürchterlichen Drachen erlegt hatte. Die Drachenzunge ward als Kleinod im Stifte aufbewahrt. Schon Felix Faber (evagatorium, herausgeg. von Haßler 1849, III., 457) fand im Jahre 1484 unter den Reliquien dieses Klosters: „unam draconis linguam trium palmarum longitudinem habentem . .; dicitur enim quod temporibus gigantum quidam gigas, patriæ illius princeps ingentem peremit draconem . . audiens in alpibus Carneis et Rhæticis fore vallem aurea mala gignentem sed insidiosissimis feris possessam, assumptis ergo sociis Alpes ingressus et peremtis possessoribus earum in hanc pervenit vallem et draconem repertum peremit locumque argento septum possedit in quo aurea mala habuit". Christoph Wilhelm Putschius nennt den Riesen in seinem chronicon Wiltinense vom Jahre 1568 Haimo und theilt die

Sage sowohl in Prosa, als auch in fünfzig Distichen von Johann Auracher mit. Letztere sind wegen ihres Anfanges interessant:

Præbebat terræ facies inculta relictæ
nutrimenta malis apta latrociniis,
Quæ tamen illustri Dietherus origine princeps
exstirpare pia strenuitate volens,
Ingentes petiit violento Marte Cyclopas
cumque feris gessit prœlia dura viris:
Quamvis nonnulli male sano pectore dicant
res omnes hujus principis esse nihil.
Atqui falluntur; pulcherrima signa supersunt,
quæ faciunt istis rebus adesse fidem,
Quæ prope Meranum Tiroli servantur in arce,
splendida quo tantæ sint monumenta rei.

Die „splendida monumenta" bezeichnen wohl den Harnisch des von Dietrich besiegten Laurin, der im Etschland nach Aventin gezeigt wurde (Grimm d. Heldens. S. 302). Eine Notiz aus dem 16. Jahrhundert, die Chmels österreichischer Geschichtsforscher I., 108 mittheilt, sagt: „in castro Tirolis apud Athesin sunt armamenta de corio cocto tibus viri quondam fortissimi, videlicet Hagonis aptata". Müllenhof bessert hier mit Recht Haymonis (Haupt, Zeitschrift XII., 379). Putschius hat später selbst (1571) die Sage von Heime und der Gründung des Klosters in Verse gebracht und diese Bearbeitung liegt dem deutschen Drucke von 1634 und den Reimen in der Todtencapelle in Wilten zu Grunde. Letztere, so wie Haimo's ehemalige Grabschrift in Wilten theilte ich in meinen Sagen aus Tirol (S. 90 bis 93) vollständig mit, worauf ich verweise. Prof. Joseph Daum gebührt das Verdienst, zuerst die Identität des Wiltener Drachentödters und des Helden Heime in der Dietrichsage nachgewiesen zu haben.

Auch die Sage von Wittich, Wielands Sohne, spielt theilweise in Tirol. Auch Wittich fährt nach Süden, um sich mit Dietrich zu messen (Wilkinasage Cap. 32). Auf der Reise kommt er zu Hildebrant. „Nun ritten sie fürder ihre Straße, bis da, wo die Wege sich scheiden; da sagte Hildebrant: „Diese beiden Wege führen nach Bern, der eine ist lang und schlimm, der andere viel kürzer und besser; aber auf diesem kürzeren Wege ist eine Schwierigkeit, da ist nämlich ein Strom, über den man nicht anders kommen kann, als auf einer Steinbogenbrücke, und an dieser Brücke steht Briktem, dieselbe haben zwölf Schachmänner inne, deren einer Gramaleif heißt" &c. (Cap. 35). Unter Briktem ist Brixen gemeint. Vor dieser Stadt scheiden sich die Wege, die nach Wälischbern führen, der weitere führt durch's Pusterthal, der nähere durch das Eisackthal über Bozen zu Dietrichs Stadt. Unter Wisarstrom (Cap. 37), über welchen zwischen zwei hohen Felsen eine Brücke „ging", ist die Eisack, der Isarcus der Alten, zu verstehen. Den Namen Lurwald (Cap. 35) soll noch ein Wald am Brennergebirge führen.

Auch die Dietleibsage, wie die Wilkinasage dieselbe giebt, berührt Tirol. Denn als Dietleib ausgeritten war, um den Dietrich von Bern zu suchen, frägt

er einen Mann um den kürzesten Weg zu Dietrich. Darauf antwortet der Mann: „Dieser Weg hier ist kürzer; denn schwerlich fährt Dietrich geraden Weges gen Süden nach Rom, und mir ward gesagt, daß er einen Umweg gen Osten ans Meer nach Venedig machen und dort einige Tage verweilen wollte, bevor er gen Süden ritte. Und wenn Du nach Tridentsthal, auf halbem Wege nach Trident selber kommst, so geh ab von dem Wege, welcher nach Bern führt, und reite ostwärts durch die Schlucht, welche Du vor Dir offen sehen wirst, und forsche zuvor fleißig nach dem Wege in Trident“ (Cap. 95). Der Weg, der hier empfohlen wird, ist jener durch Valsugana.

Wir haben noch einen Zug in der deutschen Heldensage zu berühren, der auf Tirol sich beziehen kann. Im Eckenliede wird uns erzählt, daß Zwerge das berühmte Heldenschwert Sahs in einem hohlen Berge schmiedeten. Dann fährt der Dichter fort:

Wan daz swert gesmidet wart, 80.
ein Sahs hiez man ez an der vart,
ze hant wolt man ez kleiden.
die herren die berieten sich,
wie sie dem swerte lobelich
geworhtôn eine scheiden.
si geworhten einen frömden muot,
und worhtens ûzer golde.
der vezzel was ein porte guot,
lieht, als in tragen solde
ein künik, dem dienten diu getwerc,
der bût mit grôzen êron lang einen holen berc.
Dannoch was es niht vollebrâht, 81.
die herren hattônt gar gedâht,
daz wizzet sicherliche,
daz sis ûz santônt vür den berc.
dô fuortônz zwei wildiu getwerc
wol durch niun künecriche
biz daz siu kâment zvo der Dral,
diu dâ ze Troige rinnet.
daz swert daz was sô lieht gemal,
reht sam ein rubin brinnet,
sus lûhten im die fezzel sin:
si hartenz in der Drale, des wart ez alsô fîn

In der Wilkinasage (Cap. 40) sagt der Riese Ecke über dieses Schwert: „Warte mein, Dietrich, guter Held, ich habe hier ein Schwert. Dies Schwert schmiedete derselbe Alberich, der Dein Schwert Nagelring schmiedete; er machte es tief unter der Erde, und ehe es ganz fertig ward, da suchte er in neun Königreichen, bis er das Wasser fand, worin er es härtete, und nicht eher fand er dasselbe, als bis er an einen Strom kam, welcher Trey hieß, darin ward es gehärtet.“ Schon H. v. d. Hagen dachte bei Trey an die Drau, auf die auch Dral des Eckenliedes zu deuten ist. Von den neun Königreichen darf sich Niemand irre

machen lassen, denn mit diesem Ausdrucke ist nur gesagt, er suchte weit und breit nach einem Strome, dessen Wasser geeignet war, das Schwert zu härten. Es ist die Meinung, daß unter Dral und Trey die Drau zu verstehen sei, um so gerechtfertigter, da man aus Ortnit schließen muß, daß Alberich in den Bergen des heutigen Tirol gewohnt habe. Im Straßburger Drucke der Eckenausfahrt (1559) heißt es aber geradezu, daß dies Schwert bei Tirol gefertigt worden sei:

Ein gutes schwert das trage ich,
Das machtend die Gezwerge.
Das sag ich dir du kuener mann,
Sye würcktend wunders gnuog daran
In einem holen berge
Vor langer zeite vor Thyrol
Wards gemacht on alle scharten. 66

Im Anhange zum Heldenbuch liest man aber: Wielant was der zweier Wittich vatter. Ein hertzog ward vertriben von zweyen riszen, die gewunnen jm sein land ab. Do kam er zu armut. Vnd darnach kam er tzu Elberich vnd ward syn gesell. Vnd ward auch ein schmid in dem berg zu Gloggensachsen. (Grimm, Heldensage S. 288.) Unter Glockensachsen dachte man hier oft an den Kaukasus. Wenn man aber durch Ortnit und durch den Anhang des Heldenbuches vollkommen berechtigt ist, den Wohnsitz Alberichs in Tirol oder dessen nächster Nähe nach damaligem Sprachgebrauche zu suchen, so kann man an Kaukasus nicht denken. Wir müssen Glockensachsen, das auch sonst in der Heldensage genannt wird, näher suchen. Ich glaube es auf Gossensaß, einst Gozzensaz (im Jahre 1213) genannt, deuten zu müssen. Dieser Ort, am Fuße des Brenners an der Stelle gelegen, wo das mineralienreiche Pflerscher Thal ausmündet, schreibt seine Gründung von Dietrich von Bern her (Luckhausen, Diöcese Brixen I., 681) und war einst von Knappen bewohnt. Ein ungedrucktes Bergbuch vom Jahre 1600 nennt den Grubenbau zu Gossensaß den ältesten im Lande. Gewiß ist es, daß im Jahre 1480 dort schon ein eigener Bergrichter bestand und daß die reichste Ausbeute an Silber, Kupfer und Blei erzielt wurde. Die Gilde der Bergleute von Gossensaß war damals so sehr berühmt, daß die Grafen von Görz dieselben nach Lienz zur Errichtung einer neuen Bergordnung beriefen (Staffler II., 37). Auf Gossensaß beziehe ich auch das „Gökelsas" in der Stelle, wo Elberich vom Schwert Rose sagt:

ich waene daz in der welte kein bezzer swert nû sî;
ich brâhte ez ûz einem berge, der heizet Almari.
daz ist gezieret mit golde lûter als ein glas
ich wurhtez in eim berge, der heizet Göckelsas

(Grimm, Heldensage S. 227.)

Auch das Salern der Wilkinasage (Cap. 1), auf dem der mächtige Jarl Rüdiger herrscht, ist in Tirol zu suchen. Es ist, wie aus der Erzählung sich ergiebt, wahrscheinlich Salurn an der Etsch und nicht die Burg Salern bei Brixen. Der große Eidisstrom, an den Wittig kommt (Cap. 34), ist schon von v. d. Hagen als die Etsch erklärt worden.

Zu bemerken ist, daß auch in Dietrichs Flucht und Ahnen tirolische Ortschaften erwähnt werden, z. B.

Do gab er dem konig Dietmar
Lamparten alles gar,
rœmisch êre und Isterrich,
daz ez im diente gewaltiklich,
Foriul sleht über al
und darzuo daz Intal. 2437.
Botzen und Brissan,
Trient und Meilan. 4043.
Metzen und Garte
haben wir beide in unsern pflegen 4450.
Trient und Brissan,
daz soltu dir vür eigen hân;
der Nones[1] und daz Intal
daz sî dir eigen überal,
Botzen und Gart
dir eigentlichen wart. 5475

Unter Metzen ist hier Wälschmetz, die ehemalige Grenzfeste zwischen Italien und Deutschland (vergl. Webers Tirol II., 477), zu verstehen. Die Stelle: zuo Muntigel zuo der veste, 3639, könnte auch auf Tirol bezogen werden, da der Ortsname Montiggl hier zu finden ist (Staffler II., 826 und 908. Webers Tirol II., 464).

Zum Schlusse muß ich noch auf die schöne Sage von dem baierischen Herzog Adelger zurückkommen, wie sie uns die Kaiserchronik erzählt — auch ein Stück von ihr spielt in Tirol. Denn der blutige Kampf zwischen Adelger und dem Kaiser Severus wird auf der Ebene von Brixen geschlagen.

Es heißt:

Der edele herzoge Adelgêr
der leite sîn her
zuo Brihsen an daz velt.
dâ sluogen sie ûf ir gezelt.
daz sâhen Rômære wartman:
sie rihten ûf ir van.
sie riten in gegen den Beiern
dâ vielen die veigen,
dâ brach manic escîn scaft.

Den ganzen sommerlangen Tag fochten die Heere. Als die Baiern Sieger blieben, wollte Severus nicht länger leben und fiel auf der Wahlstatt. Dann fährt der Dichter fort:

Alse der kunic irslagen wart,
der herzoge stackete sînen scaft
zuo dem heselînen brunnen:
„daz lant hân ich gewunnen

[1] So ist statt Dennones zu lesen.

den Beiern ze êren.
die marke diene in immir mêre!“

Ebenso ist die Sage in „der künige buoch“, edirt von Maßmann, Berlin 1860, erzählt. Die betreffenden Stellen lauten: „Der keiser gebot eine hervart ze tiutschem lande uf den herzogen von Beyern. Der herzoge war ein wol gevriundeter man in tiutschem lande; er besamente sich ouch mit sinen vriunden. Der keiser hete an siner zal drizic tusent helde, der herzoge von Beyern hete zweinzic tusent helde an siner zal. Der keiser vuor durch Triental; der herzoge vuor gen ime, und leit sich uf Brihsenaere velt. Das wart dem keisere geseit. Er enbot dem herzogen, daz er ime daz velt rumte und in des riches straze lieze varn, unde taete er des niht, so müeze er mit ime striten. Der herzoge antwurte dem boten: „Sage dem keisere, ich lige in Beyerlande; daz wil ich wern, als verre ich mac; wande er wil mir gewalt tuon; des wil ich mich wern“. Der keiser zogte zuo zim in Brihsenaere tal. Do kamen si an einander: si striten mit einander einen sumerlangen tac.“ Der Schluß lautet: „Do Romaere sahen, daz der herre tot war, do gaben si die vluht. Der herzoge jaget in nach unz ze jenen, sit hin zeinem Brunnen, der heizet der Hesin brunne; da stahte der herzoge von Beyern sinen schaft und sprach also: „Diz lant han ich betwungen; diz lant hoere iemer mere ze Beyerlant“ (CXXXVI) [1]. Die Grenze zwischen Baiern und Italien war somit nach diesen Quellen in der Nähe von Brixen, gegen Bozen hin gelegen. Man ist versucht, bei dem Grenzbrunnen an den Zigglerhof zu denken, der jetzt an der Bisthumsgrenze von Trient und Brixen liegt.

Aus dem bisher Mitgetheilten ersehen wir, daß die deutsche Heldensage das Land der Berge oft berührt. Eingehender, als es hier der Raum gestattet, wird Herr Ludwig v. Hörmann dies Thema behandeln und namentlich die darauf noch bezüglichen Volksüberlieferungen ausführlich mittheilen.

Zur Geschichte der Türkennoth.

K. Haselbach: Die Türkennoth im 15. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Zustände Oesterreichs.

(Wien 1864, bei Sartori.)

Angezeigt von Dr. A. Horawitz

Es ist ein bedeutender und interessanter Stoff, der den Inhalt des vorliegenden, 55 S. starken Schriftchens ausmacht, die Wahl dieses Gegenstandes muß gewiß für eine gute erklärt werden. Denn wenn irgend ein Ereigniß dazu angethan war —

[1] Ueber den Namen „heselinen brunnen“ s. Maßmanns Kaiserchronik III., 815.

freilich im Verbande mit mehreren anderen gleichzeitigen — die Physiognomie der ganzen Zeit zu verändern und den Uebergang in eine neue Epoche politischer und geistiger Entwicklung zu beschleunigen, so ist es die Türkengefahr. Wieder, wie in jenen Tagen von Marathon und Salamis, stand der Occident in Gefahr, durch die Barbarei der morgenländischen Völkerwanderung aller Ordnung und Gesittigung beraubt zu werden. Der Sturm jener Perserschaaren war an der Entschlossenheit und dem Freiheitsmuthe der Griechen zu Schanden geworden, die Mongolenschwärme, die im Mittelalter nach Europa vorbrachen, waren ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Aergeres drohte nun, als in immer größeren Kreisen die türkische Herrschaft sich ausbreitete. 1453 fiel Constantinopel, das eben — als letztes Rettungsmittel — zur Versöhnung mit der römischen Kirche die Hand geboten; die Christenheit erbebte, Religion, Freiheit, jegliche Sicherheit des Lebens schienen gefährdet, das Fürchterlichste stand bevor! Man weiß, wie seit jenen Jahren aus den Vertretungen einzelner Lande, wie aus den Reichstagen des römisch-deutschen Reiches, aus Besprechungen der Kurfürsten wie der Potentaten beständig nur ein Ruf erscholl — der Ruf nach einmüthigem Handeln gegen die Türken und — wohl zu diesem Zwecke — nach Besserung von Kirche und Reich. Man weiß, wie vor allem der Papst und die Priester aller Orten besorgt waren, allenthalben ein heiliges Feuer in den Herzen der Menschen zu entzünden zu neuen Kreuzzügen gegen die Moslemins. Stärker schließen sich unter jenen erschreckenden Eindrücken die streitbaren Kräfte zusammen, in vielen Landen, wie in Spanien und Frankreich, benützt man die Gefahr zur Schöpfung centralisirender Monarchieen und zur Darniederwerfung ständischer Opposition. Höher beziffern sich die Steuern, das Türkengeld aber wird eine stehende Post in den Rechnungen von Reichs- und Landständen. Einige Jahrzehnte später tritt eine allgemeine Besteuerung ein, zu den Jahren 1523 bis 1525 melden uns die Quellen mit sichtlichem Erstaunen von dem unerhörten Antrag Cardinal Campeggio's, der den dritten Theil des Jahreseinkommens der Geistlichkeit als Türkensteuer angesehen wissen will, ebenso soll von allem Natural- und Renteneinkommen der dritte Theil zu demselben Zwecke an den Fürsten abgegeben werden. In Oesterreich wird ein förmlicher Census über das Vermögen der Bürger aufgenommen. Auf diesen Grundlagen auferbauen sich die umfassendsten Pläne und Entwürfe, um der Gefahr einen Damm entgegenzusetzen; ja bis zu dem Projecte der Vertreibung der Türken aus Europa schreitet man schon damals vor. Traurig nur, daß man meist bei volltönenden Phrasen stehen blieb („es hilft nicht das man fluchet“ sang darüber ärgerlich Hans Rosenplüt), die Verwüstung der südöstlichen Lande Europa's dagegen ihren Fortgang nahm. Vor allen sind es Ungarn, Kärnten, Krain und Steiermark, die von dem Andrange der Türken zu leiden haben. Man kennt die schauderhafte Verheerung jener Lande, man weiß, wie nicht allein der Nationalwohlstand fort und fort herabgebracht, sondern auch die frische Entwicklung jener Länder gehemmt wurde. Fruchtlos blieben die Pläne Kaisers Sigismund, eine Defensivmacht des Abendlandes gegen die Barbaren zu errichten, fruchtlos der

Kreuzzugsplan Enea Silvio's (Pius II.) und Kaisers Friedrich III., fruchtlos endlich der heldenmüthige Widerstand der Ungarn. Die Ursache des Mißlingens aber lag vor allem in der Zerrüttung der deutschen, österreichischen und ungarischen Angelegenheiten.

Diese Verhältnisse wurden in vorliegender Schrift an der Hand der Werke von Hammer, Majláth, Kurz, Chmel u. A. recht klar und übersichtlich dargestellt, es ist überall der Versuch gemacht, das zerstreute Material zu sammeln und zu ordnen; auch sind die weiteren Umblicke und das schrittweise sichere Vorgehen in der Darstellung zu loben. Freilich wäre im Einzelnen eine gewisse plastische Ausführung erwünscht gewesen. Wenn uns auf dem Titel eine besondere Berücksichtigung der Zustände Oesterreichs versprochen wird, so ist doch im Verfolge der Darstellung davon weniger zu merken. Und gerade hier hätte sich der Herr Verfasser ein besonderes Verdienst erwerben können. Denn wohl hätte hiebei ein Blick auf die Wirkungen der Türkengefahr gerade für Oesterreich geworfen, es hätte gezeigt werden müssen, wie sehr die stete Aengstigung und Unsicherheit wegen der Türken den Zustand auch der kleinsten Kreise beeinflußt habe. Nach dieser Richtung bieten vorzüglich die Quellen des beginnenden 16. Jahrhunderts viele Notizen, an einigen der letzteren soll der oben ausgesprochene Satz klar gemacht werden. Aus ihnen erfährt man z. B., wie durch die Verwüstungen in den Getreideländern Hungersnoth und Theuerung eintrat, wie daraus entstehende communistische Bewegungen eine Revolution der Armen erwarten ließen. Inmitten dieser schweren Bedrängnisse werden durch den crassen Egoismus und die Sorglosigkeit der Menschen energische Mittel zur Abwehr versäumt. Das fühlen auch die Berichterstatter jener Zeiten recht gut heraus. Jorg Kirchmayer erzählt in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit (ed. Karajan Fontes rer. austriac. I. 419—534) von den grausamen Türkeneinfällen in Krain (Adelsperg). Ihm schwindet jede Hoffnung auf Besserung der Zustände, treffend drücken die Trostlosigkeit der allgemeinen Anschauung seine hier folgenden Worte aus: „Alda ist kain Hilf, noch Rettung. Da ist kain furst noch fuerer. Ain Jeder wart, pis Ime die Want warm wardt. O wie gar unsere christenliche prueder schmachlich verlassen! Nyemandt sicht auf der cristelichen Religion er und aufnemen. Aber ains jeden aigner nutz wird zu ersuechen nit vergessen“ (p. 458). Angstvoll sieht man allenthalben auf das Schicksal Griechenlands, man glaubt die Abnahme deutscher Tapferkeit zu merken. „Wo pleibt nu der Teutschen hoher Preiss, die Jedermann bekryegt und gestrafft haben?“ So frägt (p. 514) der obenerwähnte ehrsame tirolische Amtmann und besorgt „der Turgg werd der deutschen hoffart und poshait straffn, wie in Grecia beschehen ist. Gott well es verhueten!“

So zeigt sich bei vielen das Verständniß der furchtbaren Türkennoth, man beschließt Vieles, setzt Alles in Bewegung, freilich ohne ausreichenden Erfolg. Es war sehr ritterlich, daß der Burgundenherzog seine Hülfe gegen die Türken versprach, höchst aussichtsvoll, daß nach Hunyadi's Siege bei Nisa u. d. f. der Papst, Genua und Venedig durch ihre Flotten gegen die Türken zu operiren versprachen

u. s. w., doch konnte alles dieses nichts wahrhaft Entscheidendes herbeiführen. Denn es fehlte dem Geschlechte jener Uebergangszeit vor Allem an nachhaltiger Energie, an entschlossenem Opfermuthe! Entweder vielfach im sinnlichen Genusse verkommen, oder aber in dem qualvollen Einerlei des Unglücks indifferent geworden, scheint der deutsche Mensch in der zweiten Hälfte des 15. Säculums nicht mehr jener Begeisterung und jener physischen Ausdauer fähig, die einstens Hunderttausende zu Kämpfern des Kreuzes gemacht. War es ja doch so weit gekommen, daß man — während die gesammte Christenheit über die Türkengefahr klagte — im Reich mit Vergnügen übermüthigen Scherzen, wie dem Rosenplüt'schen „der Turcken Vassnachtspil" lauschen konnte. Dieses von Max Jordan (in seinem vortrefflichen Werke „Das Königthum Georgs von Podĕbrad" 1861 als Beilage II. A., S. 394 ff.) mitgetheilte Gedicht ist in mehr als einer Richtung interessant.

Andererseits aber war gerade jene Zeit, die Zeit der centrifugalen Bestrebungen der Reichsfürsten, die Zeit der heraufkommenden territorialen Gewalten, höchst ungünstig für tüchtiges Zusammenwirken aller Kräfte Deutschlands unter des Kaisers Führung. (Vgl. Droysen: Geschichte der preußischen Politik, II, 1.)

Es ist schade, daß vorliegende Schrift die trefflichen Werke Gust. J. Droysens und Max Jordans, so wie den Aufsatz Georg Voigts (in v. Sybels histor Zeitschrift 1863, 3.) über Johannes Capistrano nicht benützt hat. Aus Droysen wäre die interessante Notiz über das Streben des Markgrafen Albrecht Achill von Brandenburg, die Fürsten zu einigen und gegen die Türken zu verbinden, gewonnen, Jordans Werk aber hätte außer dem reichen Material, welches die Rosenplüt'schen Stücke bieten, auch dadurch genützt, daß es eine Auffassung Giržik Podĕbrads ausgeschlossen hätte, die diesem den Tod Laszla's in die Schuhe schiebt. Sehr beherzigenswerth sind nach dieser Richtung die Worte Georg Voigts, in dessen werthvollem Aufsatze über Podĕbrad in v. Sybels historischer Zeitschrift.

Noch auf Eines scheint nöthig zu sein zurückzukommen, nämlich auf die allzu nachsichtige Beurtheilung, die Friedrich III. in der Haselbach'schen Schrift gefunden. Hätte sich die angezeigte Schrift vorzugsweise an die Quellen gehalten, so wäre wohl die Behauptung (auf S. 27), daß Oesterreich damals nicht gut regiert wurde, auch am Schlusse aufrecht erhalten worden. Denn wohl leidet damals Oesterreich dasselbe, was Deutschland nachmals im dreißigjährigen Kriege durchgemacht. Lese man z. B. nur Thomas Ebendorffer (der erst kürzlich in diesen Blättern eine so würdige Darstellung fand) und man wird sich entsetzen an den Leiden unseres unglücklichen Vaterlandes.

Man muß sie lesen all' die Stellen, in denen Ebendorffer wie ein österreichischer Jeremias die Zerstörung und Verödung unserer herrlichen Heimat schildert. Man muß es lesen, wie da Räuberburgen aus dem Boden hervorwachsen, wie ein gewisser Fronawer und sein Raubgesindel das Land ängstigen und beherrschen, wie hier eine Ortschaft in Flammen aufgeht, dort furchtbarer Hunger und Seuchen die Bewohner hinwegtilgen, schaudernd muß man lesen, wie die äußeren Feinde dräuen, die Adeligen, Clerus und Bauern gleicherweise schinden und plagen,

man muß sich berichten lassen von der Plünderung des Landes durch die böhmischen Mordbrennerbanden — den Zebraken, den würdigen Brüdern der Armagnacs (Armengecken) — die Feld und Weinberg verwüsten, alle Gräuelthaten ausüben und sich dafür noch zahlen lassen, alles dieses muß man lesen, um den ehrlichen Zorn und die tiefe Trauer unseres patriotischen Schriftstellers, aber auch das verwerfliche Urtheil der Zeitgenossen, wie der Späteren über eine Regierungspraktik begreifen zu können, die „im großen Gewebe der Dinge nur die kleinen Maschen zu sehen und zu stricken verstand". Der werthvolle Anhang der Haselbach'schen Schrift, eine „Vorstellung der Stände von Krain an Kaiser Friedrich IV. über die Türkennoth" (nach dem Codex germ. monacensis der königl. Hofbibliothek zu München) enthaltend, giebt selbst sehr treffende Beiträge zur Charakterisirung jener Regierung. Der Inhalt dieser Vorstellung erinnert an Ebendorffer und Rosenpluts „Turcken". Der Verfasser zeigt sich als gebildeter Mann — er weiß von den Unruhen in England, Mähren, Ungarn und Böhmen und kennt die Geschichte — er scheint dem geistlichen Stande anzugehören, da er am meisten über die Beraubung der Geistlichkeit zürnt und den Kaiser an das warnende Exempel „Fridrichs Barbaruser" u. A. erinnert.

Scharf rufen die Stände dem Kaiser zu, er möge aus dem Schlaf erwachen, und drohen mit dem Schicksal, das den säumigen König Wenceslaus betroffen habe. Sie mahnen ihn, sein Gut nicht lieber zu haben, als das Christenthum. Wie die Worte Ebendorffers aber muthen uns die Klagen der Denkschrift an. „Meinest du," spricht sie den Kaiser an, „das dy lewt nicht verstentnüss haben oder mit vernunft von got nicht versehen sein. Sag an, wo ist das guet, das du in zwen und dreysigk jaren oder etwas mer von vier mercklichen fürstentumben, von etlichen grafschaften, von maniger herscahft, wo sind die schätz und gross klainet so dein vorvodern Nemlich herczog Fridrich dein vetter hinder in lassen haben hinkômen?" u. s. f. Schädigung der Freiheiten der Unterthanen, Verkehrung der guten Münze in schlechte (c. f. Ebendorfer), Erhöhung der Mauth und Zölle, newumb der auffleg an wein salcz und eysen, darumb chain kauff in seinem rechten pillichen gemes besteen mag. . . . aufschiebung und lenngrung der rechten und gerichts sind die Vorwürfe, die Friedrich gemacht werden. Als Grundübel aber erscheint den Ständen der allenthalben herrschende „Ungehorsam" und als Ursache desselben die „Unordnung des Regiments".

Wir sehen, wie innig die Türkennoth und ihre Folgen mit der ganzen Zeitgeschichte verflochten sind. Die Erwerbung Ungarns im 16. Jahrhundert machte, daß die österreichische Monarchie stärker und länger als das übrige Europa von der Türkengefahr bedroht ward. Aber auch fortan liegt im Kampfe gegen die Pforte und in der Beschützung des Abendlandes gegen die rohen Kräfte des Ostens die Hauptaufgabe und der Ruhm unseres Staates.

Geographische Litteratur.

Von Prof. Dr. Klun.

Die litterarische Thätigkeit auf dem geographischen Gebiete ist eine erfreuliche, fruchtbare; die Theilnahme für Publicationen, welche das „Wohnhaus des Menschen" oder ihn selbst in mehr oder minder anziehender Form behandeln, ist eine stets wachsende. Das immer reicher und voller zuströmende Material findet namentlich in Deutschland vielseitige Verarbeitung und es ist dem ausdauerndsten Fleiße kaum möglich, den Arbeiten der geographischen Gesellschaften und Fachzeitschriften, den selbstständigen Arbeiten und zahllosen Monographieen stets zu folgen. Nebst den strengwissenschaftlichen Arbeiten wächst auch die Menge der in belletristischer Form an der Verbreitung erdkundlicher Kenntnisse arbeitenden „Reiseskizzen" und „geographischen Charakterbilder" riesenartig an; ja, es hat sich ähnlich dem culturhistorischen Roman schon ein „culturgeographischer" herausgebildet und findet reichen Beifall. Berücksichtigt man weiters die verschiedenen Behandlungsarten des erdkundlichen Materials, je nachdem auf die Natur und das Leben unseres Planeten überhaupt oder auf die Thätigkeit der Menschheit in ihrem socialen Leben und Treiben der Schwerpunkt der Betrachtung mehr gelegt wird, d. h. die naturwissenschaftlichen und die statistischen Arbeiten, welche mit der wissenschaftlichen Erdkunde im engsten organischen Zusammenhange stehen; so wird man zugeben, daß eine so tiefgehende kritische Darlegung selbst der bedeutenderen Erscheinungen, wie sie im Interesse des Gegenstandes vielleicht wünschenswerth wäre, in einer nur wenige Seiten umfassenden Anzeige nicht gegeben werden kann. Wir begnügen uns daher, von den außerösterreichischen geographischen Publicationen nur jene hervorzuheben, welche gleichsam als Repräsentanten einer gewissen Richtung angesehen werden können oder welche in Hinsicht des Stoffes oder der Behandlungsart desselben eine hervorragende Stelle in der erdkundlichen Litteratur einzunehmen berufen sind. Dagegen wollen wir in der „Oesterreichischen Wochenschrift" auf die in Oesterreich erscheinenden oder von Oesterreichern ausgehenden Arbeiten ganz besonders hinweisen. Werke endlich, welche wegen ihres wissenschaftlichen Gehaltes im Allgemeinen oder wegen ihrer speciellen Beziehungen zu unserem Vaterlande von größerer Bedeutung sind, werden wir in eigenen kritischen Anzeigen besprechen.

Diese Darlegung möge einerseits unseren Standpunkt klar machen und andererseits unsere kritischen Anzeigen vor dem Vorwurfe der Unvollständigkeit schützen. Gleichzeitig aber werden in solcher Art durchgeführte kritische Essays sicherlich hinreichen, den jedesmaligen Stand der wissenschaftlichen Forschung und der geographischen Litteratur überhaupt zu kennzeichnen. Daß wir bei den kartographischen Publicationen dieselben Grundsätze einzuhalten gesonnen sind, mag nur nebenbei erwähnt werden, da es sich aus dem Allgemeinen wohl von selbst versteht.

Die geographischen Zeitschriften Deutschlands sind die eigentlichen Vermittler für das geistige Leben, wie es sich in den verschiedenen Theilen der Erde darstellt. In unseren Tagen, in denen alle civilisirten Länder in einer beständigen Wechselwirkung zu einander stehen, sind derartige periodische Publicationen geradezu ein Bedürfniß für jeden, der auf Bildung Anspruch macht. Und mit einigem Stolze kann der Deutsche auf diese Arbeiten hinweisen. Petermanns „Mittheilungen“ finden Leser am Capland und in Australien, in America und in Indien, wie überall in Europa, wo man das Studium der Erdkunde nicht bloß für eine Hülfswissenschaft betrachtet. Würdig steht derselben zur Seite die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“, herausgegeben von Prof. Koner in Berlin, der hiebei von Männern, wie Dove, Barth, Kiepert u. A. aufs thätigste unterstützt wird. Stehen diese beiden Zeitschriften zunächst im Dienste der strengen Wissenschaft, obwohl die Reiseschilderungen auch dem Nichtgeographen eine belehrende und anziehende Lectüre gewähren; so vereinigt O. Peschels „Ausland“ (Stuttgart, Cotta) beide Richtungen, indem der eben so gelehrte als geniale Verfasser der „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ strengwissenschaftliche Fragen, einzelne Charakterbilder und complicirte Culturverhältnisse in einer Weise beleuchtet, die das vollste Interesse des Lesers in Anspruch nimmt. Unter den geographischen Zeitschriften, welche für den großen Kreis der Gebildeten berechnet sind, ohne den Mann der Wissenschaft auszuschließen und das Nützliche so recht mit dem Angenehmen verbinden, nimmt der „Globus“ (bibliographisches Institut in Hildburghausen) unbestritten den ersten Rang ein. Ist einerseits schon der Name des Herausgebers — Dr. Karl Andree — eine vollgültige Garantie für die Gediegenheit und Tüchtigkeit, so wie die umsichtige und taktvolle Leitung des Unternehmens, so leistet die rühmlichst bekannte Verlagshandlung wahrhaftig auch Alles, um dieses Unternehmen zu einem solchen zu gestalten, daß es Deutschland zur Ehre gereicht. Das Natur- und Völkerleben bildet ohne Zweifel das des menschlichen Studiums würdigste Object, man kann auf Bildung keinen Anspruch machen, wenn man diese Richtung vernachläßigt. Will man sich die Fortschritte der Menschheit in Hinsicht ihrer geistigen Cultur recht klar vergegenwärtigen, so möge man den großen Entwicklungsgang betrachten, welchen die Naturwissenschaften von Aristoteles bis auf unsere Tage gemacht haben; diese Studien sind die eigentlichen Repräsentanten des geistigen Lebens der Völker. Von diesem Standpunkte aus erfaßt der „Globus“ auch seine Aufgabe, indem er, so weit wissenschaftliche, künstlerische und technische Mittel dazu befähigen, das wechselvolle Schauspiel des Natur- und Völkerlebens vorzuführen sich bestrebt; deßhalb tragen wir kein Bedenken, diese Zeitschrift für ein wahrhaftes Haus- und Familienbuch im edelsten Sinne des Wortes zu erklären. Wir sind gewiß, daß der große Kreis der Leser fortwährend auch in Oesterreich wachsen, daß der „Globus“, so wie in jeder Schul-, so auch in der Privatbibliothek einer jeden gebildeten Familie zu treffen sein wird. Rechnet man zu dem eben so gediegenen als reichhaltigen Inhalt noch die prachtvoll ausgeführten Xylographieen, deren Anzahl sich in jedem Bande auf mindestens anderthalb Hundert

beläuft, so wird man unser Urtheil über dieses nationale Prachtwerk sicherlich mitunterschreiben. Der Preis dieser in halbmonatlichen Lieferungen erscheinenden Zeitschrift beträgt für ein ganzes Jahr (24 Lieferungen mit 96 Bogen Text und über 300 Abbildungen) nur 6 Thaler und ermöglicht daher die Anschaffung in den weitesten Kreisen. Wir empfehlen also dieses Werk für Schule und Haus mit vollster Ueberzeugung und aufs wärmste Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß das bekannte „Universum", welches von der gleichen Verlagshandlung herausgegeben wurde, jetzt zu erscheinen aufgehört hat. Die nahe Verwandtschaft im Charakter des „Globus" und des „Universums" rechtfertigt diese Vereinigung zweier Journale der gleichen Richtung in eines; durch das Aufhören des „Universums" gewinnt der „Globus" sowohl an Umfang als an glanzvoller Ausstattung, indem zu den vorzüglichen Holzschnitten noch der Schmuck der Stahlstiche des „Universums" hinzukommt. Dieses anzuzeigen hielten wir uns im Interesse der zahlreichen Freunde des „Universums" verpflichtet.

Aus der großen Zahl der uns vorliegenden geographischen Druckschriften wählen wir diesmal nur einige und behalten es uns vor, die speciell österreichischen Publicationen, als: Dr. v. Scherzers „Commerciell-statistischer Theil der Novara-Weltumsieglung", Dr. Brachelli's „Staaten Europa's", Steinhauser's „Mathematische Geographie", Simony's „Charakterbilder" u. s. w. später eingehend zu besprechen. Scherzers Arbeit, deren „Aushängebogen" uns während des Druckes freundlichst zugemittelt wurden, zeichnet sich durch die umsichtige Vertheilung und Anordnung des massenhaften Materials, welches fast durchgängig bis in die neueste Zeit reicht und manche sich forterbende Irrthümer beseitigt, durch Klarheit und Objectivität der Darstellung nicht minder aus, als durch die trefflichen Charakteristiken und lebensfrischen Schilderungen der verschiedenen See- und Handelsplätze, durch die ungemein praktischen Winke, Rathschläge und Beleuchtung derjenigen Factoren, welche für den Kaufmann von höchster Wichtigkeit sind. Dr. v. Scherzers Arbeit, welche im Auftrage und auf Kosten der Staatsverwaltung erscheint, ist unbestritten die trefflichste, welche uns auf dem Gebiete der handelsstatistischen Litteratur der Gegenwart überhaupt bekannt ist, und werden wir seinerzeit dieses Urtheil erweisen; sie ist für den Mann der Wissenschaft von nicht minderer Bedeutung als für den Kaufmann, den Consulatsbeamten und für Jedermann, der sich um volkswirthschaftliche Fragen interessirt. Gerade wegen der Bedeutung dieses Werkes für unsere commerciellen Zustände und für die Wissenschaft müssen wir es auf das lebhafteste bedauern, daß die Auflage auf nur 500 Exemplare beschränkt wurde; rechnet man 200 davon ab, die an Gesellschaften, Corporationen und einzelne Persönlichkeiten vertheilt werden, so kommen ungefähr 300 in den Handel! Eine billige Volksausgabe im handlichen Formate ist es, was man im Interesse der Wissenschaft und des Welthandels, wie im Interesse der ruhmvollen österreichischen Expedition wünschen muß. Wir können mit Stolz auf unsere „Novara-Expedition" hinweisen; mögen also die Ergebnisse dieser Expedition den Ruhm Oesterreichs weithin verkünden, um so mehr, wenn auch praktische Zwecke für die

Hebung des auswärtigen Handels damit in Verbindung gebracht werden können. Was mit einer „billigen Volksausgabe" zu machen sei, hat Geroldˢ Buchhandlung durch die Herausgabe von Scherzers „beschreibendem Theile" thatsächlich bewiesen. Möge dieser sicherlich berechtigte Wunsch am geeigneten Orte Berücksichtigung finden.

Prof. Brachelli's „Die Staaten Europa's", welche gegenwärtig in zweiter Auflage erscheinen, sind keine „zweite verbesserte" Auflage, sondern thatsächlich ein durchaus neues Werk, neu nicht bloß durch das darin enthaltene Material, neu insbesondere wegen der Art der Verarbeitung des Materials, d. i. der Methode. Es giebt nicht leicht eine Disciplin, mit welcher so viel Schwindel und Humbug getrieben wird, als mit der „Statistik"; wer maßt sich nicht an, über Statistik zu sprechen, und was wird nicht vom „statistischen Standpunkte" beleuchtet; es graut einem wahrhaftig vor der Unmasse „statistischer Arbeiten", die allerdings größtentheils als „Materialien" geboten werden. Dem Dilettantismus gegenüber steht jene scrupulöse Gründlichkeit, welche vor lauter Sammeln niemals an das Bearbeiten des Vorhandenen kömmt. Jahr für Jahr wird Material „gesammelt"; wann und durch wen aber werden die chimborazomächtig anwachsenden „Ausweise, Tabellen" und wie die gelehrten Titelchen alle heißen mögen, gesichtet und verarbeitet? Man darf sich dann nicht wundern, wenn in einem fast 500 Seiten starken Bande „voll Ziffern" die „gewerbliche Industrie" einer europäischen Großmacht mit 2 (sage zwei Seiten!) abgethan ist. Ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, diese „paar Seiten" ganz wegzulassen? Oder ist es von großem praktischen Nutzen — und gerade die Statistik muß das Utilitätsprincip berücksichtigen — wenn man im Jahre 1865 vielleicht erfahren wird, welches der Zustand der gewerblichen Industrie im Jahre 1861 gewesen ist? Dieses Thema werden wir gelegentlich sine ira aber cum studio etwas ausführlich besprechen. Brachelli schifft als tüchtiger, erfahrener Statistiker mitten zwischen jener Scylla und Charybdis durch und bietet uns eine Arbeit, die uns im Verfasser den Mann der Wissenschaft, wie den Mann der denkenden Praxis hochschätzen lehrt. Es ist eine wahrhaftig „vergleichende" Statistik, und wir wünschen, daß die folgenden Hefte dem uns vorliegenden ersten, sowohl was Neuheit und Reichhaltigkeit des Materials, als auch die methodische Vertheilung und vergleichende Bearbeitung betrifft, gleich seien, was wir bei der anerkannten Tüchtigkeit und Ausdauer des gelehrten Verfassers mit vollem Grund erwarten.

Der k. Rath Steinhauser nimmt unter den Geographen Oesterreichs einen der ersten Plätze ein, insbesondere sind es die Gebiete der „mathematischen" Geographie und der „Kartographie", auf welchen man in Oesterreich, wie „draußen im Reiche", auf Steinhauser als eine Celebrität hinweist, und das mit vollem Rechte. Es giebt unter den jüngeren Geographen Oesterreichs wohl keinen, der sich nicht „beim Herrn Rath Steinhauser" Raths erholt, der nicht einen beträchtlichen Theil seines Wissens dem freundlichen Förderer und gründlichen Gelehrten zu danken hätte. In stiller Abgeschlossenheit lebt dieser unermüdliche Forscher seinen Studien, er tritt selten hervor mit seinen Arbeiten, aber was er publicirt, ist

gediegen, durchdacht und gründlich bearbeitet bis ins kleinste Detail. Wenn wir also auf die zweite Ausgabe seiner „Grundzüge der mathematischen Geographie und der Landkartenprojection" hinweisen, so sind wir jeder detaillirten Kritik bereits enthoben. Erwägt man, daß eben die Landkartenprojection, so wie die Meßkunst und Landkartenkunde zu den mindest bekannten Capiteln der Geographie gehören, daß selbst von sonst „gebildeten Leuten" über mathematische Geographie und Kartographie bisweilen Urtheile ausgesprochen werden, die als Begriffsverwirrungen nur zu beklagen sind; so wird man begierig nach einem Buche greifen müssen, welches manche schwierigen Partieen insbesondere über Landkartenprojection in gemeinfaßlicher Weise und durch hunderte von Illustrationen auch jenen erläutert, welche keine Vorkenntnisse der höheren Mathematik besitzen. Die Universitätsbuchhandlung von Fr. Beck (Wien 1864) hat sich ein Verdienst erworben, daß sie eine „billige" Ausgabe veranstaltete, denn trotz der vielen Holzschnitte und der drei Kärtchen kostet das Buch nur 1 fl. 80 kr. ö. W. Die durchaus praktische und eben so gründliche als leichtfaßliche Methode wird diesem Buche gewiß eine große Verbreitung erringen; für Lehrer der Geographie und für jeden, der sich mit geographischen Studien eingehender befaßt, ist Steinhausers Buch geradezu unentbehrlich.

Wenn wir über Arbeiten österreichischer Geographen sprechen, so dürfen wir jene Richtung nicht mit Stillschweigen übergehen, deren bedeutendster Träger, ja geradezu der Schöpfer und alleinige Repräsentant Prof. Simony ist, nämlich die graphische Darstellung charakteristischer Landschaften, insbesondere aus der österreichischen Alpenwelt. Der Landschaftszeichner und der Kartograph gehen ihre abgesonderten Wege, jeder von ihnen verfolgt einen anderen Zweck; selten dürfte es zusammentreffen, daß Wissenschaft und Kunst in so innigem Verbande stehen, um in der künstlerisch ausgeführten Landschaft den typischen Ausdruck der verschiedenen Gebirgsbildungen und Bodenformationen zu erkennen. Nicht selten ist die Zeichnung ein gerader Widerspruch zu der geognostischen Structur des Bodens, der Zeichner ist nicht Geologe oder Geograph; noch häufiger tritt der umgekehrte Fall ein, daß der Geograph weder die künstlerische Auffassung, das malerische Auge, noch die technische Fertigkeit besitzt, um den Zusammenhang zwischen dem Gezimmer der Erde und dessen Bekleidung graphisch darzustellen. Simony vereinigt in seltener Weise die beiden Eigenschaften, er ist ein eben so gründlicher Gelehrter in seinem Fache, als er ein wahrhafter Künstler im Gebiete der Landschaftsmalerei ist; er versteht es, die landschaftliche Physiognomie mit Naturtreue wiederzugeben und liefert geographische Charakteristiken, die dem Geographen, wie dem Kunstfreunde von gleich hohem Werthe sind. In dieser Richtung ist Prof. Simony eine Specialität, und es wäre im hohen Grade wünschenswerth, daß er sich in der Lage befände, dieser Richtung geographischen Studiums sich mit aller Kraft und Muße zu widmen. Nicht nur die österreichischen Schulen, auch die strenge Wissenschaft zöge daraus einen nicht zu unterschätzenden Nutzen, der durch das eifrigste Kartenstudium, durch plastische Darstellungen und ähnliche Veranschaulichungsmittel

niemals in so hohem Grade erreicht werden kann. Als einer der gründlichsten Kenner der Alpen hat sich Simony vornehmlich dieser Partie zugewendet; die wahrhaft erstaunliche Menge von Naturaufnahmen beweist eben so seine Liebe für diese Studien, als seine seltene Begabung Wir möchten einstweilen auf den (bei Perthes in Gotha erschienenen) „Physiognomischen Atlas der österreichischen Alpen", auf das „Panorama des ober-krainischen Beckens", auf das ideale Bild der „Gletscherphänomene" (welches bei der Londoner Ausstellung im Jahre 1862 mit der Medaille ausgezeichnet wurde) die Aufmerksamkeit hinlenken, um unseren obigen Ausspruch zu beweisen, und behalten es uns vor, seinerzeit diese Arbeiten, so wie das eben in der Ausführung begriffene „Panorama von Wien" ausführlich zu besprechen. Wie vieles bekämen wir zu lesen, wenn „im Auslande" ähnliche Kunstwerke erschienen wären! Es thut wahrhaftig noth, daß der Oesterreicher mit Selbstbewußtsein auf den Aufschwung hinweist, welchen die Wissenschaft „bei uns" in letzter Zeit genommen hat. Daß die erdkundlichen Studien (Geographie, Geologie, Kartographie) in Oesterreich dermalen auf einer erfreulichen Höhe stehen, ist nicht zu bestreiten; ein Blick auf andere Länder beweist dies zur Genüge.

In einem folgenden Artikel wollen wir den Standpunkt der Kartographie kennzeichnen und daran eine Uebersicht der wichtigsten Publicationen in jüngster Zeit knüpfen.

---

* Das soeben vollendete Heft von Pfeiffers „Germania" (das zweite des neunten Jahrganges) enthält folgende Beiträge: Ueber das deutsche, insbesondere gothische Adjectivum von Leo Meyer, anknüpfend an den Aufsatz A. Holtzmanns (Germ. 8, 257 ff.), zu dem der Verfasser theilweise in Widerspruch steht, ferner urkundliche Nachweise zur Geschichte der deutschen Poesie von Karl Bartsch. Ein Zeugniß für das Nibelungenlied aus dem 14. Jahrhundert in einem Schreiben des Cancellarius Rudolphs IV. an den Prager Erzbischof, worin Kriemhilde der Helena gegenübergestellt und Margaretha Maultasch ihr verglichen wird, mitgetheilt von C. Höfler; Bruchstücke aus dem Tristan des Eilhard von Oberge aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, zu Donaueschingen befindlich, mitgetheilt von K. A. Barack; Germanistisches aus Shakspeare von Fr. Ilwof, nämlich Nachweisung der Sitte und des Kinderspruches, worüber Rochholtz (Germ. 1, 134 ff. „Die Ruthe küssen") handelt, in Richard II., 4. Act, 2. Scene, dann einen Aufsatz vom Herausgeber „Die Kanzleisprache Kaiser Ludwigs des Baiern", als Entgegnung auf die im „Litt. Centralbl." (1864, Nr. 7) erschienene Anzeige seiner „Forschung und Kritik"; über Johannes Rothe Nr. VIII. von Feodor Bech, Mittheilungen aus einer bisher wenig gekannten Passion Rothe's mit vorzugsweiser Berücksichtigung des lexikalisch Wichtigen, ferner über das lange A von A. Holtzmann; Kalender und Kochbüchlein aus Tegernsee, aus einer Handschrift des baierischen Nationalmuseums aus dem 15. bis 16. Jahrhundert, mitgetheilt von A. Birlinger; zur Genesis und Exodus, von K. Bartsch. Alois Lutolf bespricht mit entgegnender Beziehung auf die letzte Arbeit Dr. H. v. Liebenau's die Frage: „Ist der Versuch einer mythologischen Erklärung der Tell-Sage unstatthaft?" deren Entscheidung immer mehr dahin lautet, die Tell-Sage sei von den Historikern an die Mythologen abzutreten, wozu noch als überraschende Bestätigung der Nachweis der „Tell-Sage bei

den Persern" durch H. Pfannenschmid hinzutritt. Den Schluß bilden die beiden kleinen Beiträge über Anthonius von Pher, von F. Bech und über Nafahelm von C. Hofmann.

Der Abschnitt Litteratur enthält drei Recensionen von Holtzmann über das deutsche Kriegswesen der Urzeiten, von v. Peucker; dann von K. Maurer über Jón Arnason's Islenzkar Pjódsögur og daefintýri, und von J. Lambel über Karl und Nicola Meslers Schrift: Der Nibelunge Noth.

Die Miscellen enthalten Notizen Bechsteins über Frommanns Bibelarbeit und über eine Bibliographie preußischer Schulprogramme und vom Herausgeber eine Uebersicht der auf deutschen und schweizerischen Hochschulen im Jahre 1863/64 gehaltenen Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur.

T. „The Saturday Review" bringt in ihrer Nummer vom 16. April d. J. eine Besprechung der Abhandlung: „Ueber das rhätische Alpenvolk der Breuni oder Breonen von Albert Jäger". Die Schrift erschien bereits 1863 in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften, erreichte aber, wie es leider oft zu gehen pflegt, ihre rühmliche Anerkennung früher im fernen Auslande, wie daheim. — Die Breonen sind die keltischen Ureinwohner der mittleren Alpen, welche aber von den Römern mit den Rhätiern, die etruskischen Ursprungs sind, confundirt wurden. Sie waren ein sehr tapferes Volk und die Römer verewigten den Muth dieser von ihnen bezwungenen Feinde in Lied und Stein. In den mehr als vier Jahrhunderten der Fremdherrschaft nahmen sie zwar römische Sprache und Sitten an, behielten aber ihre Tapferkeit und erscheinen um den Beginn des 6. Jahrhunderts als ein militärisch geordnetes Grenzvolk zum Schutze des von Theoderich dem Großen gegründeten Reiches gegen die heranstürmenden Barbaren. Mit dem Untergange der ostgothischen Macht schwinden sie allmälig aus der Geschichte: seit dem 10. Jahrhundert sind sie vollständig germanisirt. Als bleibendes Andenken haben sie jedoch den Orten, wo sie seßhaft gewesen, ihren Namen hinterlassen und wir finden so Erinnerungen an sie in Brenner, Bern, Bernina, Prieen, Brennbichl, Pernegg, Brenta, Brentonico, Brentino, Breonio, Prio, Breghena, Brè, Boca di Brenta, Brialon, Brienno, Breno (höchst wahrscheinlich auch Verona) u. s. w. als bleibenden Beweis ihrer einstigen Ausdehnung und Bedeutung.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Das vor drei Jahren in Deutschland so lebhafte Interesse für die deutsche Expedition in Ost-Africa hat schneller nachgelassen als die Bedeutung des großen Unternehmens und die ihm gebrachten Opfer erwarten ließen. Vielleicht hat dazu beigetragen, daß wir bis jetzt auf einen umfassenden Bericht über die gewonnenen Resultate und die Veröffentlichung der Arbeiten der Expeditionsmitglieder warten mußten, dessen erster Abschnitt erst jetzt im dem eben ausgegebenen 13. Ergänzungshefte zu „Petermanns Mittheilungen" erschien. Das mit vier Originalkarten, einer Ansicht und einem Gebirgspanorama in Farbendruck in vorzüglicher Ausführung versehene Heft enthält zunächst aus der Feder Werner Munzingers einen Bericht über seine Reise von Massua nach Kordofan (1861 und 1862), ferner dessen und Th. v. Heuglins Itinerare und Winkelmessungen zwischen Massua, dem Gebiet der Marea, Adua und Kassala, und Th. Kinzelbachs astronomische, meteorologische und hypsometrische Beobachtungen, denen sich Bemerkungen zu den Karten von B. Hassenstein anschließen. Die in diesem Hefte niedergelegten Forschungen und Resultate dürften der geographischen Wissenschaft nicht geringe Dienste leisten.

Gleichzeitig erschien von dem erstgenannten Africa-Reisenden Werner Munzinger ein starker Band, „Ostafricanische Studien" betitelt. Die in demselben veröffentlichten Untersuchungen betreffen hauptsächlich die Völker der Nordgrenzen Abyssiniens, welche der Verfasser auf seinen Reisen und in Verbindung mit der deutschen Expedition besucht hat.

— Der jugendliche österreichische Alpenverein giebt ein recht erfreuliches Lebenszeichen in dem zweiten Jahrgang seiner „Mittheilungen", ein nahe an 500 Seiten starker Band, eine große Anzahl verschiedener Abhandlungen seiner Mitglieder enthaltend. Später als der österreichische Alpenverein trat der Schweizer Alpenclubb ins Leben; er veröffentlicht jetzt den ersten Band seiner „Jahrbücher", an dem die sehr schön in Farbendruck ausgeführten Ansichten besonders ins Auge fallen.

Der Neuigkeiten historischen Inhalts haben wir diesmal nur wenige zu erwähnen und unter ihnen keine hervorragende Arbeit. Aus dem im Jahre 1857 erschienenen vierbändigen Werk: „Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands", das trotz der vier starken Bände eine nicht erwartete Verbreitung fand, veranstaltet jetzt der Herausgeber K. L. Blum einen Extract in einem Bande. Gewiß ein guter Gedanke, denn der hohe Preis und die vier starken Bände dürften einen nicht kleinen Leserkreis von der Lectüre zurückgeschreckt haben. — Der Hofprediger Dr. Käuffer in Dresden ließ einen kurzen „Ueberblick der Geschichte Ost-Asiens in sechs Vorlesungen" erscheinen. — Viel Interessantes bietet eine Broschüre des Archivars Dr. Burkhardt in Weimar: „Der historische Hans Kohlhase und Heinrich v. Kleists Michael Kohlhaas", auf die wir noch ausführlicher in diesen Blättern zurückkommen werden. — Eine kunstgeschichtliche Monographie von J. J. Merlo bietet eine Biographie und Darstellung der Werke des Köiner Malers und Xylographen Anton Woensam von Worms.

Neuigkeiten der staatswissenschaftlichen Litteratur liegen uns vor in: „Der Rechtsstaat, eine publicistische Skizze von O. Bähr, Oberappellationsgerichtsrath in Cassel", und in einer Broschüre über die „Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland" von Prof. Holtzendorff in Berlin, eine Frage, die auf dem deutschen Juristentage vielfach besprochen worden ist.

Schließlich haben wir noch zu erwähnen ein: „Handbuch der medicinischen Statistik" von Fr. Oesterlen, dessen erste Hälfte soeben erschien, und ein großes sprachwissenschaftliches Werk aus dem Nachlaß des 1858 verstorbenen großherzoglich hessischen Geheimrathes A. A. E. Schleiermacher: „Das harmonische oder allgemeine Alphabet zur Transscription fremder Schriftsysteme in lateinischer Schrift, zunächst in seiner Anwendung auf die slawischen und semitischen Sprachen". Grundlage desselben bildet eine im Jahre 1835 von der Pariser Akademie gekrönte Arbeit, mit welcher der Verfasser um den von dem Grafen Volney testamentarisch ausgeschriebenen Preis für die beste Arbeit über die Bildung eines harmonischen Alphabets concurrirte.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 13. Juli 1864.

Die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer erhält zugesandt:

Durch den löbl. Landesausschuß von Steiermark, die aus dem Stiftsarchiv von Admont gesammelten Panthaidingen, im Original, zur Benützung.

Herr Prof. Pfeiffer legt einen Aufsatz von Herrn Prof. Dr. Ignaz V. Zingerle vor: „Die Alliteration bei mittelhochdeutschen Dichtern".

Das wirkliche Mitglied Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Theogonie der Japaner".

Die bekanntesten Quellen für die Sagengeschichte der Japaner sind das Man-jeô-siû „die Sammlung von zehntausend Blättern" und das Ko-si-ki „die Erzählung der

alten Begebenheiten", zu welch' letzterem Werke auch mehrere Ergänzungen Inisije-tsutaje „alte Ueberlieferungen" genannt, erschienen sind.

Bei dem Abgang dieser beiden Quellen hat der Verfasser ein anderes in der k. k. Hofbibliothek befindliches Werk: Kami-jono maki-no asi-kabi „Schilfknospen der Rollen der Göttergeschlechter", welches den Inhalt des Ko-si-ki und die wesentlichsten alten Ueberlieferungen wiedergiebt, für seine Abhandlung benützt.

Das hier genannte Werk ist eine Sammlung zahlreicher alter Urkunden, die sämmtlich in reiner japanischer Sprache geschrieben und besonders durch die vielen in ihnen vorkommenden obsoleten Ausdrücke merkwürdig sind, übrigens auch, wo es sich um einen und denselben Gegenstand handelt, häufig von einander abweichen.

Der Verfasser hat vorerst diejenigen Stücke, welche sich auf die Theogonie der Japaner beziehen, bearbeitet; ein Gegenstand, über welchen, die von Klaproth in der Einleitung zu seinen „Annales des Empéreurs du Japon" gelieferten äußerst unvollständigen und kurzen Angaben ausgenommen, in Europa noch nichts bekannt geworden ist.

Zugleich sind diese Urkunden von hohem sprachlichen Interesse und bieten auf jeder Zeile sowohl Wörter als Formen, über welche unsere bisherigen Wörterbücher und Grammatiken, selbst das japanische Originalwörterbuch „Sio-gen-zi-ko" inbegriffen, keine Auskunft geben.

Der hier bearbeitete Theil beginnt mit der Erzählung von dem Ursprung des Himmels und der Erde, in welcher Beziehung er zugleich Kosmogonie ist, und reicht bis zu dem Ableben I-za-nagi-no Mikoto's, der letzten durch die Naturkräfte entstandenen japanischen Gottheit.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 14. Juli 1864.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Haidinger berichtet über einen Mannafall, welcher sich im Monat März d. J. in der Nähe von Charput, nordwestlich von Diarbekir, zugetragen. Se. Excellenz der Herr k. k. Internuntius Freiherr v. Prokesch, wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, hatten ihm etwa ein Pfund dieses unter Regenströmen vom Himmel herabgefallenen Manna freundlichst durch das hohe k. k. Ministerium des Aeußern zugesandt, wofür Haidinger den innigsten Dank ausspricht. Auf die erste nach Constantinopel gelangte Nachricht hatte sich Freiherr v. Prokesch an die stets gefällige Pforte gewendet, in Folge dessen sogleich nach Charput um Einsendung einer Partie telegraphirt wurde. Das Manna selbst war noch von der Uebersetzung des Berichtes von dem Statthalter an den Großvezier begleitet. Die Menge des Manna war zwar nicht sehr bedeutend, obwohl es pfundweise aufgelesen werden konnte, wirkte aber doch sehr günstig für Mäßigung der Getreidepreise, welche durch die Dürre sehr hoch gestiegen waren, weil man bei solchen Fällen die Erfahrung hat, daß günstigere Witterungsverhältnisse und dadurch Fruchtbarkeit eintreten.

Das Manna selbst ist die wohlbekannte Flechte Parmelia (Lecanora) esculenta Pallas, von diesem, von Ledebour, von Eversmann in den kirgisischen Steppen, von Parrot in Persien gesammelt, namentlich von Eversman im 15. Bande, 2. Abtheilung der Verhandlungen der k. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher beschrieben und abgebildet.

Aus Anlaß eines Mannafalles im Jahre 1846 hatte Herr Dr. S. Reissek eine Zusammenstellung des damals Bekannten in der „Wiener Zeitung" vom 7. März und

5. April gegeben, welche in den „Berichten über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien, gesammelt und herausgegeben von W. Haidinger", enthalten ist. Eversmann hatte hervorgehoben, daß das Manna auch an seiner Geburtsstätte ganz frei liegt, nicht angewachsen ist. Haidinger beobachtete selbst in dem bei Charput herabgefallenen gegen 20 bis zu $^1/_{32}$ Loth ($^1/_2$ Gramme) schwere Stücke, welche nur schwach überrindet sind und innen aus Stein bestehen, grobkörnigem Granit, Kalkstein, Sandstein u. s. w. Auch diese Steine sind also durch den Sturm mit fortgerissen worden. Die bisherigen Fälle liegen ziemlich alle in ostwestlicher Richtung in Persien und Klein-Asien. Aus welcher von den vorliegenden Wüsten sie komme, ist nicht gewiß. Die nördlichere kirgisische Steppe würde einen Nordost-Südwest-Sturm, die turkomanische Wüste einen Ost-West-Sturm erfordern. Das Manna giebt vermahlen ein weißes Mehl und leidlich gutes Brot, besteht aber nach Göbel zu 65.91 Percent aus oxalsaurem Kalk, doch enthält es 23 Percent Gallerte.

Haidinger bespricht die eben kürzlich erschienene Inauguraldissertation des Herrn Dr. Georg Holzner in München, welcher nachweist, daß die so vielfach erwähnten „Krystalle in Pflanzenzellen" stets oxalsaurer Kalk sind. In den meisten Fällen waren die Einschlüsse in der Rindensubstanz untersucht worden.

Herr Prof. Dr. Friedrich Rochleder in Prag übermittelt eine Abhandlung: „Ueber die Constitution des Caffeïn und Theobromin", nebst einer „vorläufigen Notiz über den Gerbstoff von Aesculus Hippocastanum L."

Herr Prof. Brücke hat im Jahre 1848 eine Theorie über die Bewegungen der Mimosa pudica aufgestellt, nach welcher bei den Bewegungen derselben Saft aus den Zellen des Gelenkwulstes in die Intercellularräume treten sollte. Da man nun in neuester Zeit dem Gelenkwulste alle Intercellularräume abgesprochen hat, so giebt Professor Brücke eine nähere Beschreibung derselben.

Das c. M. Herr Prof. Dr. C. Wedl legte eine Abhandlung: „Ueber einen im Zahnbein und Knochen keimenden Pilz" vor. Den Ausgangspunkt der Arbeit bilden Präparate von Herrn Prof. Dr. M. Heider, welche von zum Behufe der Maceration in Trinkwasser etwa durch zehn Tage gelegenen Zähnen aus einer menschlichen Leiche herrühren. Die Zahndurchschnitte ergeben den überraschenden Befund eines durch das Cement in das Zahnbein eingedrungenen Pilzes, dessen Lagerstätte sich für das unbewaffnete Auge als ein peripher gelagerter, $^1/_5$ — $^1/_4$ Millim. breiter Streifen kundgiebt. Die Pilzfäden durchsetzen das Zahnbein bis auf die bezeichnete Tiefe, der Schmelz ist in allen Fällen intact geblieben.

In dem Sedimente des zur Maceration verwendeten Trinkwassers finden sich nebst gewöhnlichen Bestandtheilen Sporen (Keimkörner) eines Pilzes vor; zur Entwicklung eines Myceliums kommt es nicht. Erst wenn die Sporen einen günstigen Boden finden, fangen sie zu keimen an. Ein solcher ist das Zahnbein, der Knochen und verkalktes Bindegewebe. Es läßt sich daher die Entwicklung an sehr feinen, durchscheinenden Durchschnitten von besagten Substanzen leicht nach einigen Tagen studiren. Die Keimorgane des Pilzes heften sich an die letzteren, nehmen an Volumen zu, erhalten buckelige Auswüchse, welche sich an einer oder mehreren Sellen schlauchartig verlängern. Diese Schläuche (Pilzfäden) ramificiren sich in ihrem weiteren Wachsthum und endigen mit einer geringen kolbigen Schwellung blind. Der Kern der Keimzellen persistirt, sehr zarte Querscheidewände treten in dem Verlaufe des Pilzschlauches auf, der an manchen Orten sich abschnürende Keimkörner erzeugt. Die vitalen Erscheinungen sind gegen das blinde Ende eines Schlauches wahrzunehmen und bestehen in verschiedenartigen, periodisch auftretenden Locomotionen des körnigen Protoplasmas.

Der Pilz wuchert auf Kosten des Zahnbeins, Knochens oder verkalkten Bindegewebes, indem seine Elementarorgane in ihrem Wachsthume die bestimmten, in ihren

Mischungsverhältnissen wenig differirenden chemischen Bestandtheile des betreffenden Keimungsbodens in sich aufnehmen, assimiliren. Der Schmelz bleibt höchst wahrscheinlich vermöge seiner äußerst geringen Menge organischer Substanz vom Pilz unbehelligt. Eben so wenig als der Schmelz eignen sich Binde-, elastisches und Horngewebe, Schalen von Schnecken und Muscheln, fossile Zähne und Knochen oder vollends Mineralien nach vorgenommenen Experimenten für die Keimung des Pilzes.

Der Ernährungsboden des Pilzes wird nahezu von letzterem aufgezehrt, so zwar, daß Zahnbein- oder Knochenplättchen, längere Zeit (3 bis 4 Wochen) dem Eindringen des Phytoparasiten ausgesetzt, siebartig durchlöchert erscheinen, somit mehr und mehr ihre Cohäsion einbüßen. Entzieht man derartig vom Pilz durchsetzten Partieen das Wasser, so zerfallen die letzteren in eine staubartige Masse, sie verwittern.

Die durch Schmarotzerpilze eingeleitete Verwitterung ist an den peripheren Schichten fossiler Zähne (mit Ausnahme des mit Schmelz überzogenen Kronentheiles) und Knochen häufig und leicht zu constatiren, nimmt nach einwärts zu bald ab, entsprechend dem nicht tief eindringenden Verbreitungsbezirke des Pilzes.

Der petrificirte Pilz hat sehr viel Analogie in seiner Conformation und Verbreitung mit dem in frischen Zähnen vorgefundenen und kennzeichnet seine Anwesenheit an der Oberfläche der Zahnwurzeln und Knochen bald durch einen bloß kreideartigen Anflug, bald durch eine etwas dickere Lage kreideartig metamorphosirter, in ihrer Cohäsion mehr weniger abnehmender Corticalschichten.

Gewisse Bodenverhältnisse scheinen mit dem Vorhandensein von petrificirten Pilzen in fossilen Zähnen und Knochen in Zusammenhang zu stehen oder wenigstens sie zu begünstigen. Dies ist der Fall bei einem stark kalkhältigen Boden, während es den Anschein hat, daß ein vorwiegender Thonerdegehalt ein Hinderniß für das Eindringen des Pilzes abgegeben habe.

Die Specifität des Pilzes in gewisser Beziehung erweisen die Versuche, welche mit anderen Pilzen angestellt wurden und zu einem negativen Resultate der Haftung an Zähnen und Knochen führten.

Das c. M. Herr Prof. Dr. Alex. Rollet in Graz übersendet eine Abhandlung: „Ueber die successiven Veränderungen, welche elektrische Schläge an den rothen Blutkörperchen hervorbringen.“

Wenn die rothen Blutkörperchen von einer Reihe langsam aufeinanderfolgender gleichmäßig starker Schläge der Leydner-Flasche getroffen werden, so erleiden sie eine Reihe von successiven Formveränderungen. Die kreisscheibenförmigen Blutkörperchen des Menschen und der Säugethiere werden durch Einkerbung des Randes rosettenförmig. Die anfänglich großen Zacken des Randes gehen in eine größerere Anzahl kleinerer über und zugleich besetzt sich die ganze Oberfläche mit solchen Zacken, es erscheint die Maulbeerform. Weiterhin verdünnen sich die Zacken bis zu feinen spitzigen Stacheln und werden einzeln, ähnlich den Fangarmen eines Polypen in die Oberfläche des Blutkörperchens eingezogen, wonach das Blutkörperchen die Gestalt einer Kugel angenommen hat. Diese ist anfänglich gefärbt, wie das unveränderte Blutkörperchen es war. Bald wird aber der Farbestoff an die Umgebung abgegeben und es bleibt ein äußerst schwach lichtbrechender blasser Rest des Blutkörperchens zurück, welcher sich allmälig auch dem Blicke entzieht.

Hat man geldrollenartig aufgereihte Blutkörperchen im Sehfelde, so verändern sich die Geldrollen, deren Längenaxe senkrecht auf der Stromrichtung steht, früher als die Geldrollen, die parallel zur Stromrichtung liegen.

Die elliptisch scheibenförmigen Blutkörperchen der Frösche erleiden analoge Veränderungen. Ihre Oberfläche wird fleckig und runzelig, mit meist radiär zum Kern verlaufenden Wülsten überdeckt, weiterhin glätten sich diese aber wieder aus, das Blutkörperchen stellt dann einen eiförmigen Körper mit glatter Oberfläche, später eine Kugel dar. Die

so veränderten Körperchen entfärben sich dann, noch ehe sie aber an Intensität der Färbung etwas eingebüßt haben, kann der Kern aus denselben ausgestoßen werden oder es fließen öfter die gefärbten Kugeln wie Tropfen einer mit Wasser nicht mischbaren Flüssigkeit zu größeren Tropfen zusammen.

Diese Formveränderungen wiederholen sich an allen Blutkörperchen mit großer Regelmäßigkeit, die Zeit ihres Beginnes fällt aber für die einzelnen Blutkörperchen des nämlichen Blutes oft beträchtlich auseinander.

Dem naheliegenden und durch mannigfache Gründe unterstützten Gedanken, die beschriebenen Formveränderungen auf eine Contractilität der Blutkörperchen als nächste Ursache zurückzuführen, widerspricht der Umstand, daß man an den rothen Blutkörperchen im Kreislauf lebender Thiere weder bei Fröschen noch bei Säugethieren nach lange fortgesetzter Beobachtung irgendwelche active Formveränderung beobachten kann, daß man Blutkörperchen monatelang außerhalb des Organismus aufbewahren oder aber sie durch Behandlung des Blutes mit Kohlenoxydgas oder aber durch Ersticken von Thieren in Kohlenoxyd- oder Leuchtgas rasch für ihre Functionen im Organismus vollständig unbrauchbar machen kann, ohne daß sie das Vermögen einbüßen, auf elektrische Schläge die angegebene Reihe von Formveränderungen durchzumachen. Andererseits erweist sich die Annahme, daß die Blutkörperchen grob mechanisch zerrissen oder zerschlagen werden, wenn der Entladungsstrom durch das Blut geht, nach den unter dem Mikroskop zu beobachtenden Vorgängen auch als unhaltbar, die letzteren weisen vielmehr auf Anordnungen innerhalb der Blutkörperchen hin, bei deren weiterer Aufdeckung unseren Mikroskopen nur eine secundäre, die Hauptrolle aber anderweitigen Untersuchungsbehelfen zufallen dürfte. Als einer der letzteren muß aber nach allen vorliegenden Thatsachen der Entladungsstrom betrachtet werden.

Herr Dr. S. Šubic legt eine Abhandlung „über die specifische Wärme, die innere Arbeit und das Dulong-Petit'sche Gesetz" vor. In derselben werden die Verhältnisse der specifischen Wärme und der inneren Arbeiten für sämmtliche Aggregationszustände entwickelt aus der allgemeinen Gleichung der mechanischen Wärmetheorie und aus der Definition der Temperatur, daß die lebendige Kraft der fortschreitenden oder der schwingenden Bewegung des Molecüls der absoluten Temperatur proportional sei.

Diese Definition der absoluten Temperatur führt zu dem Gesetze, daß das Product der wahren specifischen Wärme in das Atomgewicht im Allgemeinen keine constante Größe sei, daß aber diese Größe constante Werthe annehmen könne, und zwar in den beiden bestimmten Fällen, wenn entweder sowohl die Anzahl der Molecülatome als auch der Verhältnißfactor der fortschreitenden oder schwingenden und der Gesammtbewegung des Molecüls gleich ist, oder wenn sich die Anzahl der Molecülatome umgekehrt wie die Größen der Verhältnißfactoren verhält.

Dieser Satz ist der allgemeinste Ausdruck des sogenannten Dulong-Petit'schen Gesetzes. Dieses allgemeine Gesetz enthält auch die durch Versuche von Schröder und Regnault aufgefundenen Gesetze, die im wesentlichen dahin lauten, daß die specifische Wärme eines zusammengesetzten Körpers gleich ist der Summe der specifischen Wärmen, welche seinen Bestandtheilen in jenem Condensationszustande zukommen, in welchem sie in der Verbindung enthalten sind. Ferner läßt dieser allgemeine Ausdruck in seiner auf die gewöhnliche specifische Wärme bezüglichen Form ganz deutlich erkennen, daß das Dulong-Petit'sche Gesetz in seiner bisherigen Auffassung schon für die Grundstoffe unrichtig ist, und daß der Irrthum in der unerlaubten Identificirung der Atom- und Aequivalentgewichte liegt. In jenen Körpern, bei denen Regnault eine Halbirung der Aequivalentgewichte vorschlug, bestehen nämlich die Molecüle aus Atompaaren.

Die gewöhnliche specifische Wärme ist sowohl der inneren Arbeit als auch der wahren specifischen Wärme proportional, jedoch wechseln die Proportionalitätsfactoren von

einem Aggregationszustand zum anderen ihre Werthe. Verbindungen, welche gleiche Verhältnißfactoren der Molecularbewegungen haben, besitzen in den bezüglichen Aggregationszuständen auch dieselben Proportionalitätsfactoren der specifischen Wärmen und der inneren Arbeit. Darnach erscheinen die specifische Wärme und alle ihre proportionalen Größen nicht nur vom Atomgewichte, sondern auch vom Molecularzustande abhängig.

Auf Grund dieser theoretischen Resultate wird die Berechnung des constanten Verhältnißfactors zwischen der lebendigen Atomkraft und absoluten Temperatur einerseits und des Verhältnißfactors zwischen fortschreitender oder schwingender und der Gesammtbewegung des Moleküls andererseits vorgenommen. Diese Werthe gestatten dann die Berechnung der specifischen Wärmen.

Die für permanente Gase aus zwei der Form nach ganz verschiedenen Ausdrücken berechneten specifischen Wärmen stimmen nicht nur unter einander ganz gut überein, sondern auch mit den Daten der Erfahrung, mit der einzigen Ausnahme der Zahl für Wasserstoffgas.

Auch die für die einfachen festen Körper berechneten Wärmen zeigen für diese erste approximative Berechnung genau genug zutreffende Werthe und rühren die geringen Abweichungen zumeist von der Wahl des Verhältnißfactors her, indem der Einfachheit der Rechnung wegen der Verhältnißfactor der schwingenden und der Gesammtbewegung des Moleküls für alle diese Substanzen gleich gesetzt wurde, während dieser Factor für Kupfer, Silber und Zink in der That etwas kleiner, für sämmtliche andere angeführte Substanzen aber etwas größer ist als der der Rechnung zu Grunde gelegte.

Eine unläugbare Bestätigung erhält das hier corrigirte und in seiner allgemeinsten Form ausgedrückte Dulong-Petit'sche Gesetz in seiner Anwendung auf chemisch zusammengesetzte Verbindungen. Unter den angegebenen Beschränkungen erhalten hier das Neumann'sche und Regnault'sche Gesetz ihre Bestätigung; für die Verbindungen von der Form:

$$RO,\ R_2,\ O_3,\ RS,\ RCl,\ RO.\ SO_3,\ RO\ CO_2$$

liefert die Rechnung der Reihe nach folgende mittlere Producte:

70, 170, 74·6, 116·68, 166·19, 134

während sie der Erfahrung zufolge sind:

70, 169·7, 74·5, 117, 166·2, 133·86.

Wird einer Commission zugewiesen.



Versammlung des österreichischen Alpenvereins

am 11. Juli.

Herr k. k. Bergrath Ritter v. Hauer eröffnet als neu gewählter Vorstand des Vereines die Sitzung mit einigen Worten des Dankes für die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung. Habe ihn auch seine Berufsthätigkeit im Laufe der letzteren Jahre beinahe mehr heimisch gemacht im Schwestergebirge der Alpen, in den Karpathen, so knüpften sich doch die Erinnerungen seiner ersten wissenschaftlichen Arbeiten an das schöne Gebirge, dem unser Verein seine Thätigkeit weiht, und er habe es für seine Pflicht erachtet, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, wenn auch gar vielen unter den zahlreichen Mitgliedern des Vereines gewiß mit mehr Recht der Platz gebühre, den er einnehme, als ihm selbst.

Durch die Thätigkeit seiner Vorgänger, der Herren Director E. Fenzl und Dr. v. Ruthner seien die Geschäfte des in erfreulichem Aufschwunge begriffenen Vereines in ein geregeltes Geleise gekommen. Das wichtigste Ergebniß der Arbeiten des vorigen Vereinsjahres noch sei es ihm heute vergönnt, den Anwesenden vorzulegen, den eben im

Drucke vollendeten zweiten Band der „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins", dessen Redaction unser Schriftführer Herr Paul Grohman besorgte. An Umfang wie an Zahl der Kunstbeilagen übertrifft dieser Band um ein Ansehnliches den ersten; gesondert in die drei Abtheilungen, 1. Mittheilungen, 2. Notizen, 3. Litteratur, enthält er eben so anziehende als lehrreiche Arbeiten der Herren Dr. v. Barth, A. Egger, L. v. Eisank, Paul Grohmann, Dr. Holler, F. Keil, M. V. Lipold, E. Pegger, Pescosta, Dr. Pfaundler, J. Prettner, J. B. Purger, K. Reissacher, A. v. Ruthner, Senn, F. Simony, G. v. Sommaruga, K. v. Sonklar, A. Trientl, J. Trinker, H. Wallmann und Zulehner.

Hierauf macht Dr. v. Ruthner eine Mittheilung über die von ihm am 30. Juli 1861 unternommene Ersteigung der, nach den Messungen des k. k. Geographencorps 9892 W. F. und nach Sonklar sogar 9938 Fuß hohen Wilden Kreuzspitze in Tirol.

Man komme auf die herrliche Doppelspitze entweder von Sterzing durch das Pfitscherthal und durch dessen Seitenthal Burgum, oder von dem zwischen Sterzing und der Poststation Mittewald an der Hauptstraße liegenden Orte Mauls durch das Sengesthal und zuletzt durch das Valserthal oder von dem Dorfe Mühlbach an der Pusterthalerstraße durch das Thal Vals. Er selbst, der Vortragende, habe den Weg durch Pfitich gewählt.

Dr. v. Ruthner schildert das Pfitscherthal bis zum Pfitscherjoche und verweilt aus dessen Bergumwallung insbesonders bei dem Südrande, in welchem nach seinem Buge gegen Südwesten sich die Wilde Kreuzspitze in der obersten nordwestlichen Ecke des Valserthales zwischen dem letzteren Thale und dem Seitenthale von Pfitsch, Burgum, erhebt. Die Ersteigung erheischte von Burgum etwa $1^1/_2$ Stunde bis auf die Burgumalpe und von da $3^1/_2$ bis 4 Stunden auf die Spitze und sei für geübte Bergsteiger ohne namhafte Gefahren. Man steige durch das freundliche Thal Burgum, großentheils über Alpenweiden, wenngleich steil zur Alpe hinan, gehe dann dem Thalbache entgegen in Steinkaren in östlicher Richtung, steige hierauf gegen Süden auf den Gletscher hinauf, der auf ziemlicher Höhe den Raum zwischen der Wilden Kreuzspitze und dem westlich von ihr aufragenden Kramerspitz einnimmt und schreite auf diesem Ferner in der Richtung des von der Wilden Kreuzspitze gegen Süden ziehenden Kammes, immer hart unterhalb desselben, südwärts bis zu seiner tiefsten Einsattlung. Ueber sie gelange man auf die Ostseite desselben Kammes, der hier den Westrand des obersten Theiles des Valserthales bildet und habe nun in der der bisher eingehaltenen entgegengesetzten Richtung, also von Süden nach Norden, auf seinen Wänden, dann über ein Schneefeld, welches die oberste Hochmulde von Vals einnimmt und zuletzt etwas nach links über eine Felswand auf die Wildenkreuzspitze zu klettern, so daß der Berg, auf dessen Spitze man aus Südosten trete, während man sich auf dem Ferner von Burgum auf seiner Westseite befunden hat, förmlich umgangen werden müsse.

Dr v. Ruthner traf das herrlichste Wetter an und verweilte über drei Stunden auf der Spitze. Er schildert das Panorama ausführlicher. Nur gegen Nord-Nordosten hindere der mächtige bei 11000 Fuß hohe Zug zwischen Dux und dem Zillerthaler- Zamser und Zemmergrund, dann gegen Ost-Nordosten der nahe und gewaltige Schneekegel des Hohenfeilers, des Culminationspunktes der Zillerthaler Gruppe, die Aussicht, in allen anderen Richtungen dagegen sei dem Auge bis in die weitesten Fernen zu schweifen gestattet. So sehe man, immer von links nach rechts weiter blickend über den näheren Bergzügen gegen Osten aus den hohen Tauern die Gruppen des Venedigers, Rödtspitzes, Riesenferners und Großglockners, darüber das Dachsteingebirge und die steierischen Tauern um den Hochgolling. Ein Theil der Karawankas, dann die schroffen Gebirge südlich über dem Boden von Lienz folgen, auf sie aber die Südalpen an der italienischen Grenze und an der Ampezzanerstraße, dann die übrigen Dolomitriesen südlich vom Pusterthale in Prags, Enneberg und Fassa

bis gegen Bozen und zum Monte Baldo, über dem Etschthale steigen die Gletscher von Rendena und aus der Ortlergruppe auf. Gegen Westen und Nordwesten über dem Jaufenthale, dann über Ratschinges und Ridnaun throne die Oetzthalergruppe und ihr Ostrand sowie der Südrand des Stubaierstockes sei förmlich bloßgelegt. In nördlicher Richtung erblicke man außer den näheren Bergen südlich vom Inn noch die Kalkberge im Norden dieses Flusses bis weit hinaus gegen Baiern und könne zwischen der Duxer Gebirgskette und der Pfitscherhöhe zum Schlusse noch einmal ferne Bergzüge, nämlich jene östlich von Zell bis zum Kaisergebirge bei Kufstein, auffinden.

Aus der näheren Umgebung des Standpunktes sei der Anblick von Sterzing und von Kematen im Pfitscherthale, dann jener des nicht unbeträchtlichen Wilden Sees im oberen Valserthale besonders anziehend.

Auf dem Rückwege von der Spitze erlebte Dr. Ruthner ein unliebsames Abenteuer, weil sein Führer, der schon beim Heraufsteigen sich auf dem Burgum-Ferner geäußert hatte, es gebe eine Klamm, durch welche man ohne den weiten Umgang um die Wilde Kreuzspitze herum machen zu müssen, unmittelbar von Westen, eben vom Burgumer Ferner auf den Kamm im Süden von den Spitzen und von da auf diese selbst kommen könne, er wisse sie aber nicht genau zu finden, nun, ohne dem Vortragenden, der glaubte, der Mann folge ihm nur langsamer noch nach, nur ein Wort zu sagen, diese von der Höhe leichter auffindbare Klamm suchte und nachdem er sie wirklich aufgefunden durch sie unmittelbar auf den Burgum-Ferner hinabkletterte, wogegen Dr. Ruthner die alte Bahn vom Hinaufwege verfolgte. Als dieser vom Schneefelde weg auf der mehrere hundert Fuß hohen Felswand zur Einsattlung zwischen Vals und Burgum hinanstieg, rutschte er etwas auf dem kleinen Schutte, der dort zwischen den einzelnen Felsdurchbrüchen liegt, schlug mit der rechten Hand an ein vorspringendes Felsstück und ließ dabei in Folge einer Zuckung der Hand den Bergstock entgleiten, der unaufhaltsam über die steile Wand in die Tiefe hinabschoß. Alles Rufen nach dem Führer war vergebens und nun erst erkannte Ruthner das wirkliche Sachverhältniß, daß ihm der Begleiter gar nicht nachfolge. Er entschloß sich jetzt über die gefährliche Wand hinabzusteigen, um den Bergstock zu suchen und kam so die ganze Höhe der Wand von etwa 400 Fuß bis an ihren Fuß auf dem gegen den Wilden See zu steil geneigten Schneefelde hinab, ohne ihn zu finden. Eben so wenig erblickte er ihn auf diesem Schneefelde. Hätte Dr. Ruthner nicht besorgt, daß man weitläufige Anstalten machen werde, ihn aufzusuchen, wenn er bis zum Abend nicht nach Pfitsch zurückgekehrt sein würde, so hätte er es vorgezogen, den Weg über das Schneefeld, an dessen Rande er sich befand, dann über die Felskare an den Wilden See und von da durch das Valserthal nach Mühlbach einzuschlagen, als die gefährliche, mindestens 600 Fuß hohe Wand zur Einsattlung ohne Bergstock emporzuklettern. Um die Allarmirung zu vermeiden, entschloß er sich aber dennoch zum letzteren. Er erreichte die Scharte glücklich, mußte jedoch dann über den ganzen Ferner von Burgum und selbst über dessen steiles Ende ohne Hülfe eines Stockes gehen, weil der Führer auch darüber allein vorausgegangen war, um, wie er sich äußerte, „dem Weichwerden des Schnees auszukommen". Doch auch diese Strecke legte der Sprecher ohne Unfall zurück und ging dann nach Burgum und Abends noch nach dem 2 bis 3 Stunden von Burgum entfernten Sterzing. Dr. v. Ruthner spricht die Ansicht aus, daß die Wilde Kreuzspitze als eine der prachtvollsten Aussichtswarten in den Alpen, die zugleich ohne wesentliche Gefahr und von dem bequemen Standquartier Sterzing in der kurzen Zeit von 7 bis 9 Stunden erstiegen werden könne, eine Zukunft hat und ein vielberühmter Berg werden wird, wenn nur einmal die Brennerbahn vollendet sein wird, und fordert schließlich die echten Hochgebirgsfreunde, die nicht erst einer Eisenbahn zu ihren Bergfahrten bedürfen, auf, schon jetzt dem schönen Berge gerecht zu werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung

Jakob Meyerbeer.

Von A. W. Ambros.

I.

Der Tod Meyerbeers hat trotz der allgemeinen Spannung durch ungelöste „Weltfragen“ Sensation erregt und eine Zeitlang die Journale lebhaft beschäftigt. Als 1848, in allerdings noch verwirrteren Zeitläufen, Donizetti starb, machte die blanke Notiz die Runde durch die Journale, während bei Meyerbeer sogar der Umstand, ob er am 5 September 1794 oder am 5. September 1791 geboren sei, zur Streitfrage werden konnte, bis uns die officiellen Berliner Geburtslisten belehrten, er habe am 6. Elul im Jahre der Welt 5551 das Licht der Welt erblickt. Es bedurfte freilich eines Ruhmes, wie jener Meyerbeers um die allgemeine Aufmerksamkeit in diesem Grade zu erregen. Pico von Mirandola's Grabschrift in Florenz gilt für prahlerischen Bombast, auf Meyerbeer könnte sie aber buchstäblich und ohne Uebertreibung angewendet werden. Der Pianist Charles Wehle, der eben dabei ist, eine Künstlerfahrt durch Ostindien zu machen, hörte wirklich jüngst auf Java in Batavia eine ganz leidliche Aufführung der Hugenotten. Es ist natürlich, daß bei einer Berühmtheit dieses Ranges in allen Journalen das curriculum vitæ vorbeikutschirte, so wie es nicht bloß natürlich, sondern auch schicklich und recht war, daß man keinen anderen Nachruf für den im Leben so oft hart angefochtenen Musiker Meyerbeer hörte, als einen warm anerkennenden (für Meyerbeer, den Menschen, hat es nie andere als lobende Stimmen gegeben). Wer hätte auch das Herz, vom frisch zugeschütteten Grabe eines bedeutenden Mannes sich wegwendend, sofort, was er geleistet, einer rücksichtslosen Kritik zu unterziehen? Man mag über den akademischen Gebrauch lächeln, einem verstorbenen Mitbruder eine Gedächtnißrede zu halten, die gleich im vorhinein als „Eloge“ angelegt ist, es ist doch eine richtige Empfindung darin. Jetzt kommt allmälig der Zeitpunkt heran, wo eine parteilose Kritik wird bedacht sein müssen, dem heimgegangenen Meister seine rechte Höhe und Stelle in der Kunstgeschichte anzuweisen. Das ist gar nicht so leicht, als es scheinen könnte. Meyerbeer ist eine so glänzende Erscheinung, daß der Glanz über die sehr bedenklichen Seiten seines künstlerischen Wesens täuschen könnte. Unter allen Musikern der letzten Zeit vereinigte Meyerbeer die Eigenschaften eines außerordentlichen Talentes und einer diesem Talente gleichkommenden Durchbildung in einem Grade, wie kein anderer. Kiesewetter schließt seine Musikgeschichte mit der „Epoche Beethoven-Rossini 1815 -- ?“ ab, wir haben seitdem schon wieder genug erlebt, um an die Stelle jenes Frage-

zeichens die Jahreszahl 1830 setzen und schon wieder eine weitere Epoche Mendelssohn-Meyerbeer statuiren zu können. Der Lärm, der für die Richtung Wagner-Liszt erhoben wurde, die aufs Tagesprogramm gesetzte Musikrevolution haben im letzten Jahrzehnt Meyerbeer hinter den von den Kämpfen der „Zukunftsmusik" aufgewirbelten Staubwolken einigermaßen verschwinden lassen, trotzdem war und blieb er der eigentliche musikalische Repräsentant der Zeit mit ihren guten, wie mit ihren schlimmen Eigenheiten — der Musiker der Epoche der Eisenbahnen, Telegraphen, Glaspaläste, des obenan schwimmenden Millionärthums, der grandiosen Industrieunternehmungen und des auf den Siedepunkt emporgetriebenen modernen Lebens.

Wir erinnern uns wohl noch Alle der Zeit, als Felix Mendelssohn-Bartholdy starb. Es war im November 1846, als unerwartet (denn kaum hatte etwas von einem ernstlichen Unwohlsein verlautet) die Trauerkunde erscholl. Ein allgemeiner Ausruf schmerzlichster Theilnahme in ganz Deutschland beantwortete sie. Das war keine officielle Trauer, welche, Lorbeerkränze auf Sammtkissen tragend, öffentliche Demonstrationen macht und endlich eine Subscriptionsliste zur Errichtung eines Monumentes für den Unvergeßlichen von Haus zu Haus sendet; hier fühlte jeder im Geiste und in der Wahrheit, was die Welt verloren. Ein schöner Stern, zu dessen glänzendem und doch so milden Lichte wir mit Freuden emporgeblickt, war eher als wir denken konnten erloschen — der Verlust traf beinahe, wie ein persönlicher, selbst jene, die den früh verklärten Meister nur aus seinen Werken kannten. Fast eben so plötzlich hat uns im letztverflossenen Mai die Nachricht vom Tode Meyerbeers überrascht — es hat in Paris und Berlin fürstlich glänzenden Leichenpomp gesetzt, gelehrte und ungelehrte Gesellschaften zogen feierlich auf, Trauerfahnen wehten, Trauerchöre erschollen, preisende Gedächtnißreden wurden gehalten, und schon lesen wir, daß der Platz vor dem Opernhause in Paris künftig nach dem Namen des Mannes genannt werden soll, dessen Tonschöpfungen die französische Oper auf eine glänzende Höhe gehoben, wie sie solche früher kaum zu Glucks Zeiten zu erreichen vermocht. Frankreich reclamirt den Verewigten als den Seinen und gönnt Deutschland kaum sein Grab, und selbst Italien, welches von allen jenseits der Alpen geborenen Tonsetzern noch heutzutage ungefähr so denkt, wie jener berühmte neapolitanische Musiker zu Anfang dieses Jahrhunderts, welcher Mozart und Haydn mit der Collectivbezeichnung i barbari beehrte, selbst Italien bringt seine Huldigungen dar; in Rom, das für Musiksachen stets für besonders kritisch gegolten, steht einer glänzenden Gedächtnißfeier nicht des Meisters fremde Musik, sondern nur seine alttestamentarische Abstammung im Wege, der Verleger Guidi in Florenz druckt seine sämmtlichen Compositionen nach und wirkt das Wunder, die Riesenpartituren des Robert und der Hugenotten in eine Edizione economico-tascabile zu bringen, welche Prof Basevi als begeisterter Commentator illustrirt. Meyerbeer hinterläßt einen Weltruf und das Vermögen eines Millionärs — anders als jener arme Teufel, den man 1791 zu Wien in die Armengrube warf, weil er nicht so viel hinterlassen hatte, um für ihn ein eigenes Grab zu zahlen,

und der Wolfgang Amadeus Mozart hieß. Meyerbeers Tod ist mit einem Glanze umgeben, der dem Glanze entspricht, womit sein Leben umgeben war; er war der Mann der Zeit und die Zeit hat ihn in ihrer Weise geehrt. Es ist nur leider in dem ganzen luxuriösen Prunke, in der kalten Pracht dieser Ovationen auch nicht ein einziger warm aus dem Herzen kommender Ton zu entdecken, deren wir bei Mendelssohns Bestattung so vielen begegnen, wie wenn am Sarge, vor dem die trauernde Gattin kniet, der herrliche Chor aus Paulus „Siehe wir preisen selig" angestimmt wird, wie wenn zu Dessau auf dem Bahnhofe der Trauerzug von einem Sängerchor begrüßt wird, den der alte Meister Friedrich Schneider unter bitterlichem Weinen leitet. Und obwohl zur Vollendung der Glorie eines Künstlers Correggio's traditioneller Sack mit Kupfergeld sicher nicht nöthig ist, so hat jener Millionärpomp, jenes in Musik und Unsterblichkeit übersetzte moderne Banker- und Crösuswesen wiederum etwas, das mit dem reinen Künstlerthume nicht recht zusammengehen will. Die Parallele zwischen Mendelssohn und Meyerbeer ließe sich fortsetzen. Beide waren Söhne sehr reicher israelitischer Väter aus Berlin, beider Erziehung war die sorgfältigste, beide zeigten bald so entschiedenes und großes Talent zur Tonkunst, daß, gegen die Familientraditionen, von den Eltern selbst die Musik zu ihrem Lebensberufe bestimmt wurde. Sie konnten, Dank sei es ihren Glücksgütern, ihre Kunst nach Lust und Ueberzeugung üben, ohne der furchtbaren Trias: Publicum, Recensenten, Verleger gegen bessere Ueberzeugung Opfer bringen zu müssen, sie wurden beide große Tonsetzer, die bedeutendsten ihrer Zeit sogar, obwohl sie es, wie jener sie bewundernde Börsenmann sagte: „Gott sei Dank, nicht nöthig gehabt hätten". Mendelssohn wendete sich in seinen Hauptwerken der religiösen, Meyerbeer der dramatischen Musik zu, jener hätte die „Hugenotten" schwerlich in Musik setzen können (und wollen), für den anderen wäre „Paulus" eine Unmöglichkeit gewesen. Beide wendeten an ihre Werke die größte Sorgfalt und gaben der Horaz'schen Regel „nonum prematur in annum" eine noch erweiterte Auslegung. Mendelssohn beginnt seine A-moll-Symphonie, seine Walpurgisnacht als Jüngling in Rom und vollendet und veröffentlicht sie nach Jahren als Mann in Leipzig, er arbeitet seinen „Elias" nach der ersten Aufführung um, und bringt Breitkopf und Härtels Notenstecher zu gelinder Verzweiflung, weil sie an den fertigen Platten immer noch ändern müssen: Meyerbeer zahlt ein Reugeld, über dessen Höhe jeder deutsche Componist und Capellmeister in Ohnmacht fallen könnte, um seine „Hugenotten" nicht zur bedungenen Zeit abliefern zu müssen, sondern Zeit zum Feilen und Bessern zu gewinnen, und er kann sich so wenig entschließen seine „Africanerin" in die Welt zu schicken, ehe er die rechten Leute dafür gefunden, daß das längst fertige Werk darüber zum Opus posthumum wird. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Meistern tritt aber gerade hier bedeutend zu Tage. Bei Mendelssohn macht jenes Zögern und stete Bessern den Eindruck vielleicht gar zu zarter, aber echt künstlerischer Gewissenhaftigkeit, bei Meyerbeer ist es mehr zähe Vorsicht, Aengstlichkeit vor einem Mißerfolge. Es ist bekannt, daß Mendelssohn Musikzeitungen und Recensionen so gut

wie gar nie las, und als ihm einmal doch ausnahmsweise eine Besprechung seiner Melusinen-Ouverture zu Gesichte kam, worin ein Wohlmeinender etwas von Smaragdschlössern unter den Wellen, goldschuppigen Meerweibern u. s. w. faselte, äußerte er sich mehr verwundert als dankbar. Meyerbeer, „obwohl er's, Gott sei Dank, nicht nöthig gehabt hätte", zitterte vor dem unbedeutendsten Feuilletonisten, und Heine, von dessen Witz man sagen könnte, was Jean Paul vom Witze seines Hofjunkers Matthieu im „Hesperus" sagt: „er habe die Kälte, den Sprung, die Schönheitslinie und den Giftzahn von den Schlangen geborgt", Heine, der noch halb sterbend den Erfolg des „Propheten" in einem frech-witzigen Gedichte verhöhnte, soll durch die kindisch-burleske Neckerei: „Meyerbeer componire seine Sachen gar nicht selbst, sondern halte in Berlin einen gewissen Chouin gefangen, der für ihn componiren müsse", den so verständigen Mann fast zur Verzweiflung gebracht haben — sicher war er „in des Dulders Kranz ein schrecklicher Dorn". Allerdings aber war auch die journalistische Reclame für Meyerbeer in einer Weise thätig, die alles hinter sich zurückläßt, was auf diesem Gebiete je geleistet worden. Wer die Verhältnisse der französischen Tageskritik kennt, der möge selbst die Frage beantworten, ob es reine Freude an der Vortrefflichkeit der Kunstwerke allein war, was die geistvollen und eleganten Federn des Feuilletons und der Correspondenz in solche Bewegung setzte. Jede auch nur in Aussicht stehende neue Arbeit Meyerbeers wurde der Welt wie ein glänzender Sieg sofort mit 24 blasenden Postillonen verkündigt. Zuweilen tauchte die Reclame an Orten auf, wo sie kein Mensch suchen würde — sie glich jenen Sendlingen der Kaufleute, welche dem harmlos aus dem Eisenbahnwaggon Steigenden unversehens eine die unerhörte Vortrefflichkeit und erstaunliche Billigkeit der Waaren des Herrn N. N. preisende Annonce in die Hand drückt Wir erinnern uns z. B. einer Besprechung eines unbedeutenden in Paris aufgeführten Balletes mit Musik von A. Adam, „L'île des pirates". Plötzlich nahm die Sache folgende unvermuthete Wendung: „Doch wer ist der Mann dort mitten in den Sitzreihen der Zuseher, dessen Züge an die edlen Raubvögel erinnern, die tagüber in den Felsenritzen der Pyrenäen verborgen sind, um Nachts ihre Beute zu suchen (!). Er horcht anscheinend mit Antheil, plötzlich schließen sich seine Augen, seine Züge verklären sich und seine Phantasie entführt ihn von der Insel der Piraten in unbekannte Regionen; dann flüstern seine zahlreichen Glaubensgenossen im Parterre: unser Bruder hat eine neue, eine große Inspiration!" Die schwindelndste Höhe erreichte dieses Treiben 1849 nach den ersten Aufführungen des Propheten. Die Reclame feuerte jetzt mit Kanonen und läutete mit allen Glocken. Wir lasen damals in den Pariser Journalen in allem Ernst die Behauptung: „Der Prophet sei das größte, vollendetste Musikwerk aller Zeiten, der höchste Gipfel der Kunst und ein noch höherer Aufschwung absolut unmöglich. Denn, so wie Meyerbeer in seinen früheren Werken alle Meister übertroffen, die vor ihm waren, so habe er im Propheten sich selbst und seine früheren Werke übertroffen". Karl Hugo, der seitdem die Welt als „Automimiker" in gerechtes Erstaunen versetzt hat, berichtete damals als Corre-

spondent aus Paris an die „Augsburger allg. Zeitung“ und an den „Wiener Courier“ über das unerhörte Weltwunder. Man habe, sagt er unter anderem, — bisher Melodie und Harmonie zu sehr getrennt, erstere sei der Oper, letztere der Kirchenmusik vorbehalten gewesen. Meyerbeer aber sei der erste, der es verstanden, die Harmonie in der Oper einzuführen, „was die meisten Musiker Instrumentation nennen“ (!!). Weiterhin belehrt uns unser Automimiker historisirend: „Die zur Melodie veredelte Phrase sei in der Folge zum Recitativ erhoben worden“, und meint endlich: „er kenne etwa nur noch eine einzige Oper, die auch so ganz eins in sich selbst sei, wie der Prophet, und das sei Bellini's Norma“. Was wohl Meyerbeer, der hochgebildete Musiker, der geistvolle Mann denken mochte, wenn er dergleichen zu lesen bekam? Die französische Kritik im „National“ rühmte den Propheten als eine Oper, in welcher sich die musikalische Wirkung zu riesenhaften Verhältnissen erhebt (où l'effet musical prend des proportions gigantesques) — man könnte dasselbe auch von der damaligen Kritik dieser Oper sagen. Diese verschonte nicht einmal den armen Mozart — sie holte ihn herbei und „hieb ihn in Stücken vor dem Herrn“, wie weiland zu Gilgal der Prophet Samuel den König Agag. Die Frage, welche Samuel vor der Execution that, und die man im 1. Buche Samuels, Cap. 15, V. 14, nachlesen möge, möchte man hier hinterdrein thun. Es ist doch zu hübsch, wenn wir zu lesen bekommen, Mozart habe in seinem „Don Juan“ wohl eine Ahnung von dramatischer Musik (!), aber er bringe zu viel Melodie, um wirklich dramatisch sein zu können. Besser und gemäßigter schrieb Adolf Adam, der Componist des „Postillon“, in der „Indépendance“, er lobte „Schwung und Größe des Stiles, die glückliche Anwendung der Eigenthümlichkeiten der italienischen, deutschen und französischen Schreibart, scharfe Charakteristik“ u. s. w. Der verständige Artikel that zwischen all' den Orgien der maßlosesten Lobhudelei ordentlich wohl! Man mußte schon Gott danken, wenn ein gebildeter Musiker das Wort nahm, denn es ist wahrhaft unglaublich, was damals die publike Musikschreiberei musikalisch ganz Ungebildeter und Unberufener leistete und mit welcher frechen Anmaßlichkeit sie auftrat. Es wäre der Mühe werth, z. B. die Angriffe des bekannten Schöngeistes Herrn Braun v. Braunthal auf Gluck aus den damaligen Journalen herauszusuchen. Man hat Glucks Werke so oft und mit Recht mit der edelsten Antike verglichen — nun wir wissen, was sich Antiken in Italien gefallen lassen müssen, wenn sie zufällig an einer Straßenecke oder unter öffentlichen Portiken, zu denen Krethi und Plethi freien Zutritt hat, aufgestellt sind.

Hatte sich Meyerbeer in Frankreich das beinahe unantastbare Ansehen des Meisters der Meister erworben, so fehlte es diesseits des Rheines nicht an Gegnern. Den Jugendarbeiten Meyerbeers war die Kritik in Deutschland allerdings sehr wohlwollend entgegengekommen. Im Jahre 1811 schrieb in der „Leipziger Musikzeitung“ nach einer Aufführung der Cantate „Gott und die Natur“ ein Berichterstatter aus Berlin: „Möge Herr Meyer Beer auf dem Pfade der Kunst mit der Ausdauer, dem Fleiße und der Bescheidenheit fortwandeln, die man bis-

her an ihm so hochschätzen durfte, und wir haben der Kunst reiche Früchte von ihm zu versprechen". Seine Oper „Jephta's Tochter" erwarb die Achtung der Musiker, beim Publicum fand sie eine kühle Aufnahme, „sie sei zu sehr im Stile eines Oratoriums gehalten"; die halbkomische Oper „Alimelek" gefiel nur in Prag. Als Meyerbeer sich der damals Alles bis zum Taumel begeisternden Rossini'schen Manier in die Arme geworfen, stiegen seine Actien beim deutschen Opernpublicum, während Meyerbeers Mitschüler und treuer Freund C. M. v. Weber, dem die neue Richtung des befreundeten Componisten allerdings wie ein Renegatenschritt erscheinen mußte, den Irrweg beklagte, auf den hier ein großes deutsches Talent gerathen sei. Indessen errang Meyerbeers „Crociato" unter den Arbeiten seiner rossinisirenden Periode in Italien wie in Deutschland einen glänzenden und nachhaltigen Erfolg. Von der ersten Aufführung, die zu Venedig am 26. December 1824 stattfand, erzählt man eine pikante Geschichte. Der schlaue Meyerbeer habe Tags vor der Aufführung bei dem eben damals auf der vollsten Sonnenhöhe seines Ruhmes stehenden, zufällig in Venedig anwesenden Rossini den Aengstlichen gespielt und endlich die Sache geschickt so zu wenden gewußt, daß Rossini eine ziemlich hohe Wette anbot, die Oper werde „alle stelle" gehen. Am folgenden Abend erschien Rossini mit seinen sämmtlichen Orden geschmückt in einer der ersten Logen der Fenice und applaudirte Nummer für Nummer mit Enthusiasmus, natürlich das ganze Publicum mit, die Oper ging alle stelle, und am folgenden Morgen sendete der glückliche junge Maestro den Wettschilling mit einem Briefchen: „Noch nie habe er eine Wette so mit Freuden verloren" u. s. w. Die Geschichte ist schwerlich wahr, denn Meyerbeers Ruf stand in Italien damals schon fest, er hatte bereits 1818 in Padua seine Oper „Romilda e Costanza" und dann noch eine ganze Reihe Opern mit glänzendem Beifall zur Aufführung gebracht, jedenfalls aber verdient die Invention in Rabeners „Kunst superfeiner Bestechung" ihre Stelle. Es hat oder hätte keines solchen Stratagems bedurft. Hält man den dauernden Erfolg des Crociato (noch 1837 fiel auf ihn zu Prag die Wahl der k. böhmischen Stände als Krönungsoper, wo er mit einem für das Prager Theater unerhörten Pomp in Scene gesetzt wurde) neben den schnell verflackerten Ruhm der italienisirenden Opern des gar nicht zu verachtenden Otto Nicolai (Templario u. s. w.), so zeigt sich klar genug der Unterschied zwischen der äußerlich ähnlich angelegten Arbeit des Genies und des bloßen Talentes.

Als der große Wendepunkt eintrat und Meyerbeer seinen „Robert le diable" am 21. November 1831 zu Paris mit brillantem Erfolge auf die Bühne gebracht, fingen sofort die Zeitungsenten an in Scharen über den Rhein zu schwimmen, die Blätter wurden nicht müde, über das neue Werk kürzere und längere Notizen zu bringen. Jeder Act, hieß es, habe einen anderen und jeder einen mit unübertrefflicher Meisterschaft behandelten Musikstil, der erste Act sei französisch, der zweite italienisch, der dritte deutsch u. s. w. „Die neueste Oper unseres Landsmannes", stand wieder anderwärts zu lesen, „vereinigt, darüber sind alle Stimmen einig, den brillanten Glanz und die süße Lieblichkeit der Melodie Rossini's

mit der tiefen, dämonischen Auffassung unseres Weber". Nur wunderte sich der richtige deutsche Musikphilister darüber, daß dieses Meisterwerk „keine Ouverture" habe. Auch die Censur machte ein bedenkliches Gesicht, das sogar schon beim Titel der Oper anfing. Wir erinnern uns, ein „censurirtes" Exemplar des Textbuches in Händen gehabt zu haben, wo durch die Kraft und Macht des Rothstiftes die Benennung „Robert der Teufel" in „Robert der Schwarze" gemildert war. Dergleichen Dinge waren zu jenen Zeiten etwas ganz gewöhnliches. So hatte 1822 auf einer Hofbühne, wo unter keiner Bedingung Feuergewehre knallen durften, im „Freischützen" sich Max einer Armbrust bedienen und singen müssen: „Freibolzen sind's, die ich mit jenem goß!" Rossini's „Tell" wurde in Berlin zum „Andreas Hofer" und wir erinnern uns Aubers „Masaniello" als „Räuberchef Lorenzo" auf der Bühne kennen gelernt zu haben. Indessen behielt der Teufel diesmal sein Recht und figurirte richtig als Teufel in Deutschland, zuerst auf der k. Hofopernbühne in Berlin. Der Erfolg war groß. Hatte der Blumenchor in dem Oratorium „Gott und die Natur" 1811 dem jungen Componisten ein lobpreisendes Sonett in der „Berliner Zeitung" eingetragen, so machte sich jetzt die Bewunderung des neuesten Werkes in einer Novelle aus dem damals beliebten Genre der Kunstnovellen Luft, sie hieß, wenn wir uns recht erinnern, „Alice". Nur fand man die Oper zu lang „und es wurde der Vorschlag laut, sie zwischen zwei Abende zu theilen". Berlin, das seinen Witz über Gerechte und Ungerechte schimmern läßt, ermangelte nicht, ein Gespräch zweier Eckensteher in Umlauf zu setzen, wo einer den anderen frägt, ob es denn wahr sei, daß man an einem Abend den Robert und am folgenden den „Deibel" geben wolle, was aber der Befragte als unpraktisch verwirft, „weil man ja bei diesem Arrangement am ersten Abend den Meyer und am zweiten den Beeren herausrufen müßte". In Wien lief das Theater in der Josephstadt den übrigen den Rang ab und brachte mit seinen bescheidenen Mitteln die Riesenoper, die sich dort freilich ausnahm, wie der Wallfisch im Karpfenteiche. Das Kärntnerthortheater setzte sie bald darauf glänzend in Scene. Irren wir nicht, so war es Schikhs „Modenzeitung", die eine von Carlo (Karl Kurtz) sehr gut geschriebene, im Ganzen sehr anerkennende Beurtheilung brachte, aber es fehle dem Ganzen denn doch der Zug einer echt classischen Vollendung, und da sei denn gar sehr die Frage, ob die Folgezeit dieses Werk von der gegenwärtigen empfangen werde, wie diese die Werke Mozarts, Haydns, Beethovens von der früheren empfangen habe. Der Wiener Humor aber griff, wie billig, den Text auf und stellte ihn auf den Kopf. Hat Heine sein Urtheil über „Robert le diable" in die Verse zusammengefaßt:

„Es ist ein großes Zauberstück
Voll Teufelslust und Liebe,
Von Meyerbeer ist die Musik,
Der schlechte Text von Scribe."

so zerrupfte Nestroy in seiner Parodie „Robert der Teuxel" den „schlechten Text" in wahrhaftig unbarmherzig witziger Weise. Wien lachte sich über den Schwank

halbtodt, ohne über dem „Teufel“ das Wohlgefallen am „Teufel“ zu verlieren. Mit den Leiden des väterlichen Herzens Bertrams und mit Roberts Glück in der Liebe und Unglück im Spiele konnte es ohnehin kein Mensch ernsthaft nehmen, das Original sah selbst wie eine bittere Satyre auf die „Romantik“ nach französischen Principien aus. Der Trost, den der Director in der Hauptprobe des „Robert“ dem über die Spötteleien der anwesenden Journalisten verzagten Meyerbeer gegeben: „Soyez sans inquiétude — cela ira aux nues, et fera le tour du monde“, bewährte sich. In Mexico, in Lima, in Havanna, in Algier sah und hörte man „Robert“ mit gleichem Entzücken wie in Europa. Gewisse Wendungen des Textes, wie „l'or n'est qu'une chimère“ wurden sprüchwörtlich, und die Dilettantinnen in aller Herren Länder ließen ihr „Gnade, Gnade“ so ohne Ende hören, daß man am Ende selbst um Gnade hätte rufen mögen.

Nach dem Erfolg des „Robert“ war alle Welt, wie natürlich, auf des großen Maestro nächste Oper mehr als gespannt. Beinahe fünf Jahre verflossen, ehe die „Hugenotten“ am 21. Februar 1836 zu Paris zur Aufführung kamen. Das Werk war schon früher mit Emphase angekündigt worden, z. B. theilte eine Zeitungsnotiz ganz ernsthaft und ohne Spott mit, daß Meyerbeer in seiner Oper „sogar das Pelotonfeuer singen lasse“, womit die im letzten Acte hinter der Scene taktgerecht abprasselnden Gewehrsalven gemeint sind. Diesmal hörte man während der Probe keine Witzeleien, vielmehr rühmten die Journale noch vor der Aufführung die Nummern, die man „bemerkte“, den Banketchor im ersten Act, der dann wirklich das Publicum „elektrisirte“, ein „brillantes Frauentrio“ im zweiten Act und „ein Urlo fanatischer Mönche“. Ferdinand Ries, der damals in Paris weilte, berichtete nach Deutschland: „Die Oper mache ihm die größte Freude, der vierte Act sei außerordentlich, nur die Scene, wo Don Juan dem Comthur gegenübersteht, halte damit den Vergleich aus“. August Lewald schrieb einen langen, höchst enthusiastischen Bericht, der manche feine Bemerkung über das Werk und die Aufführung enthielt; merkwürdig ist es, daß der Berichterstatter von der leidenschaftlichen Scene zwischen Raoul und Valentine zu Ende des vierten Actes, dem Gipfel des ganzen Werkes, nur ganz flüchtig Erwähnung macht. Dagegen erblickt er in der letzten Vision Marcells, „das, was die Franzosen le vrai sublime nennen“. Daß man in dieser Stelle wie in der ähnlichen Hymne, mit welcher späterhin Johann der falsche Prophet vor den Mauern Münsters den elektrogalvanischen Sonnenaufgang accompagnirt, in Paris des Großen Größtes, des Schönen Schönstes erblickte, ist natürlich. Wenn „im Orchester“, wie Lewald rühmt, „neun große Harfen ihre jubelnden Arpeggien anstimmen, wenn zeitweise Trompeten, Pauken und Posaunen dareinschmettern, der Tenor, neben dem Souffleurkasten mit gen Himmel gehobenen Augen und ausgebreiteten Armen dastehend, sein „Ut de poitrine“ schreit, und absatzweise ein „formidabler“ Chor einfällt, dann hört der Pariser Epicier Cherubim und Seraphim singen und hat die richtige Vorstellung, wie man im Himmel musicirt“ — wobei nur die Frage ist, wer Recht hat, ob er, oder Papst Pius VI., der nach Palestrina's Marcellus-Messe dasselbe sagte, es

wäre denn, daß man im Himmel abwechselnd im Palestrina-Stil und im Stile Meyerbeers Musik macht. Lewald konnte sich daher auch nicht vor Unmuth, als er die in Paris mit überschwenglichem Pompe geschaute Oper in Deutschland wieder zu sehen bekam, armselig ausgestattet, schlecht gesungen und mit Kürzungen und Reductionen aller Art mißhandelt, wie denn statt der neun Harfen „im Orchester ein armer Violineinsiedler piepte!“ Lewald denuncirte das Aergerniß an Meyerbeer nach Paris in einem „Sendschreiben“. Jener „piepende Violineinsiedler“ kann als das Prototyp alles dessen gelten, was deutsche Theater seitdem an Meyerbeers Partitur gethan Das „Kürzen“ ist ohnehin eine geheime Leidenschaft der Opernregisseure und Capellmeister, kaum aber wird einem zweiten Werke so mitgespielt, wie den „Hugenotten“. Daß der halbe fünfte Act mit dem Ball und Raouls großer Arie ein- für allemal wegfällt, ist das Geringste, daß einzelne, oft sehr werthvolle Nummern ganz ausfallen, ist noch immer nicht das Aergste, aber wahrhaft unverantwortlich ist das Verstümmeln der beibehaltenen Nummern. Meist wird in der ersten Hälfte gekürzt, um den „effectvollen“ Schluß beizubehalten; da nun aber Meyerbeer in den Schlüssen meist sehr heftig und rasch modulirt, so machen sie, so allein hingestellt, beinahe den Eindruck des Verrückten. Was würde der Bildhauer sagen, dessen sorgsam proportionirte Statue man zerschlüge und ihr die Beine unmittelbar an den Hals kitten wollte, damit sie in einer Nische bestimmten Maßes (für die Oper ist diese Nische die „herkömmliche Theaterzeit“) untergebracht werden könne? Donatello soll bei einer Statuengruppe seines Schülers Nanni d'Antonio di Banco zu einem solchen Gewaltmittel gegriffen haben, das Factum steht aber in der Kunstgeschichte einzig da! Wenn Meyerbeer in der Waffenweihe die Steigerung von der ersten ruhig beginnenden Berathung bis zu dem vulkanartigen Ausbruch des Fanatismus so genau Schritt für Schritt berechnet hat, daß auch nicht ein Takt fehlen darf, ohne daß die meisterhafte Anlage des Ganzen verkümmert und die Kürzung zu wahrer Verstümmelung wird, so ist es keine Entschuldigung, wenn dagegen eingewendet werden wollte, daß man ja dieselben Motive schon gehört. „Ein organisches Kunstwerk ist kein Bilderspiel zum Zusammensetzen für die lieben Kleinen, wo man beliebig weglassen und einflicken kann. Da nun aber auch kleinere und kleinste deutsche Bühnen mit den „Hugenotten“ ihren Schnitt machen wollten, so wurde in der Oper wahrhaft vandalisch herumgewirthschaftet“. Daß man die unentbehrliche Ausstattung, welche für die Wirkung des Ganzen so wesentlich ist, nicht überall, sondern nur eben an Bühnen ersten Ranges, wie in Berlin u. s. w. daran wendete, ist natürlich. Gerade in dieser Beziehung sieht man aber auf deutschen Bühnen zuweilen geradezu Komisches. Wir erinnern uns Schumanns „Genovefa“ auf dem Theater einer berühmten deutschen Stadt gesehen zu haben. Hier trat gleich in der ersten Scene Bischof Hidulphus im richtigsten Bilderbuchcostüme auf, als der abstracte Bischof mit Infel und Krummstab, und als im letzten Acte Alles zu Genovefa's Rettung ins wilde Felsenthal eilte, erschien der Ehrwürdige abermals in ponticalibus.

Hatten und haben die „Hugenotten" vom Rothstifte der Regisseure und Capellmeister zu leiden, so hätte um ein Haar die Censur wenigstens in Süd-Deutschland einen großen Querstrich über das Ganze gemacht. Als eine Sängerin in P. in einem Concert die brillante Arie Margaretha's singen wollte, durfte auf dem Zettel nur stehen: „Arie aus Meyerbeers neuester Oper, gesungen von Madame N. N." Frau Birch-Pfeiffer arbeitete den Text zu einer Puritanergeschichte um, das Rechte (!) traf aber erst der Reformator und Deformator, der die „Hugenotten zu den „Ghibellinen in Pisa" umschuf. In dieser Gestalt wurde das Opus sogar gedruckt! Meyerbeer soll darüber außer sich gewesen sein, den Choral „Ein' feste Burg" als Ghibellinenhymne figuriren zu sehen. Es ist kaum schlimmer, als wenn er selbst nachher den in sein „Feldlager in Schlesien" eingeflochtenen Dessauer Marsch im „Nordstern" als „heiligen russischen Nationalgesang" an Mann brachte — er wurde in den „Ghibellinen" gleichsam anticipando für eine Sünde bestraft, die er erst später beging.

Die geistlose Parodirwuth verschonte, wie begreiflich, das Werk nicht, von dem alle Welt redete. In Hamburg kam ein Machwerk aufs Theater unter dem Titel: „Hugo's Noten, oder was Bartholomeus macht" — das sollte an „die Hugenotten oder die Bartholomäus-Nacht" anklingen! In ähnlicher Weise wurde in Hamburg Halevy's „Guido und Ginevra" zu „Quitten in Genever", und Gutzkows „Uriel Acosta" gar zu „Die Uhr, Elje, was kost't se?". Wie man an solchen albernen Erbärmlichkeiten Geschmack finden mag, ist allerdings räthselhaft. In Wien wurden die „Hugenotten" nicht parodirt, die schlimmste Parodie hatte man bereits mit den „Ghibellinen" geliefert.

Die flämische Legende von Kaiser Karl V.

Man kann einen historischen Charakter ebenso durch das, was man von ihm Unwahres sagt, als durch das, was man Wahres von ihm verschweigt, entstellen. Beide Mittel wurden von deutschen und französischen Historikern bei der Darstellung Kaisers Karl V. in buntem Wechsel in Anwendung gebracht. Sogar die Willkür, Gemüthsroheit und Sittenlosigkeit Franz' I. von Frankreich wußte man in ritterliche Galanterie und Unbändigkeit aufzulösen, um seinem Gegner, „dem Feind der kleinen deutschen Fürsten und Kirchen", höhnend einen Platz zwischen Caligula und Diocletian anweisen zu können.

Das Element in dem Wesen und Leben des Kaisers, das begreiflich am vollständigsten verwischt werden mußte, war die Volksthümlichkeit, in der nur ein Jakob V. von Schottland, ein Henri IV. und Kaiser Joseph ihm gleichkommen, nur ein Harun al Raschid ihn überbietet, und diese Volksthümlichkeit ist nicht allein in den Niederlanden, wo man sie nicht recht wegdisputiren kann, sie

ist in vielleicht bedeutungsvolleren Formen in Spanien und in Deutschland sogar nachzuweisen. Wohl sah Karl V. sein Geburtsland wie ein Lieblingskind an, und die spanischen Junker waren nicht wenig eifersüchtig auf die Vertraulichkeit, mit welcher er seine flämischen Dienstleute behandelte, und darauf, daß er deren derbe Treue, Gestalten und Worte ihrem feinen Mantel, ihren dünnen Reden und Waden vorzog.

Die größte Ausdehnung seiner Popularität ist in den Niederlanden, hier in Flandern zu suchen. Hier sah man den Kaiser am Abend in den wunderbarsten Verkleidungen unter den verschiedensten Arten von Leuten, unter Menschen, durch deren Anblick die „Dons", „Signors" und „Graven" seiner Umgebung sich schon verunehrt gefunden oder in deren Nähe sie die Hand schützend auf ihren Geldbeutel gelegt hätten. Jemand, der ein neues Verkaufsgewölbe errichten will, läßt noch heutzutage gerne den Kaiser auf sein Schild malen. Jetzt noch macht in Belgien ein Drama ein volles Haus, wenn der Theaterzettel unter den handelnden Personen den Namen „Karl V." bringt, und die Chefs herumziehender Truppen schreiben diesen Namen mit rother Tinte in den gewaltigen Anschlagzetteln, in denen sie ihre dramatisirten Schwänke aus dem Leben des „Tyrannen" deutscher Historiker verkündigen.

In den belgischen Schenken, Wachthäusern und Spinnstuben singt man noch viele der Volkslieder vom Kaiser Karl, denen dieser selbst oft gelauscht hat, wenn er bei seinen späten Spaziergängen unter hellerleuchteten Fenstern stehen blieb oder auf seinem Balcon, auf das Schnitzwerk des Geländers gestützt, in die Dämmerung hinabsah und ein Lächeln um seine träumerischen Augen, um seine trotzigen Lippen spielte.

Das Volk sah Karl V. im Hermelin auf dem goldenen Sessel sitzen, Gesetze geben und richten; es sah auf seinen Wink das Henkerbeil und das Rad in Bewegung — das war genug, um ihn zu fürchten; es sah ihn auf dem starkgegliederten Rosse, die schwere Lanze eingelegt, wie einen Paladin mitten in die Schaaren der Ungläubigen sprengen, sah auf seinen Wink tausende von Sclavenketten zu Boden fallen, und nun auf einmal tausende von Knieen vor ihm, wie vor einem wunderthätigen Bilde gebeugt, tausende von Händen ihm dankend entgegengestreckt — das war genug, um ihn zu bewundern, nicht um ihn zu lieben.

Aber das Volk sah ihn mit der Armbrust allein durch die Wälder laufen, mit einem munteren „Halloh" über die Gräben springen und sich selbst durch Liedchen, wie Volksgesang, und ein Gelächter, das wie Volkes Stimme klang, die Vögel verscheuchen, die er schießen wollte; es sah ihn dann am Feuer sitzen, mit dem rußigen Köhler aus einem Glase trinken, sich wie ein Kind auf seinem mächtigen Schürrbaum schaukeln und darauf reiten; sah ihn als Lanzknecht beim Schein des Lämpchens an einem Tisch sitzen mit Meister und Gesellen, und seine Tischgenossen in ein schallendes Gelächter ausbrechen, so oft er mit einem Abenteuer prahlte, das er in Wälschland oder in Tunis gar erlebt haben wollte; sah die

Meisterin ihn über die Finger klopfen, wenn er von sieben Türken erzählte, die er an eine Lanze spießte, und mit dem Messer in das Tischtuch stach, und den Meister auf den Tisch schlagen, wenn er sich mit der ehrwürdigen Schusterahle die Zähne stocherte; das Volk sah ihn auch dem armen schönen Kinde, das baarfüßig und zitternd vor der Mutter Gottes lag und betete, seine volle Börse in sein zerrissenes Tüchelchen binden, sah ihn dem boshaften, herzlosen Amtmann den Hut vom Kopfe schlagen und dann sammt den Dienern, die zu ihrem Schutze herbeieilten, die hohe Obrigkeit zur Thüre hinausprügeln, und das Volk, das früher gewünscht hatte, sich einmal vor seinem Kaiser niederwerfen zu dürfen, hätte ihn jetzt abküssen mögen.

Karl war viel unter dem Volke, aber wie es kommt, bald meinte man in jedem, dessen Sturmband auf einem röthlichen Barte ruhte, den Kaiser zu entdecken, und schrieb dem kaiserlichen Abenteurer vieles darüber zu, was er nie gethan! Es ist einmal so mit dem Volke. Wenn eine Person demselben lieb wird und in seinem Gedächtniß lebt, häuft es alles, was ihm als hübsch und gut gethan vorkommt, auf dieselbe. Was da und dort Einzelne, deren unbekannte Namen schwerer zu behalten sind, Lustiges und Schönes verübt, wird auf den guten, alten, jedem bekannten Namen übertragen, alte vergessene Sagen und Mährchen, Schnurren, Trümmer eines verschollenen Götterglaubens — so entstehen Sagenkreise.

Jedes Volk hat seine Helden, um die es, wie den gewaltigen Dom über den geheiligten Altar, dieselben aufbaut. Die Helden des niederländischen Volkes sind: Julius Cäsar, Maria Theresia und Karl V.

Um diese Personen gruppirt sich fast alles, was der Niederländer an Ueberlieferungen hat. Erzählt der Niederländer eine alte Geschichte und frägt man ihn: „Wann ist denn das geschehen?" so fährt er über die Stirne und sagt wohl: „Zu Zeiten Kaiser Karls".

Er kennt nur drei Zeiträume: die Zeit des Julius Cäsar, die Zeit Kaisers Karl V. und die der Maria Theresia.

Der Sagenkreis Karls V. fand keinen Sänger, wie der des Peliden, nicht einmal wie der von Frau Sigelindens Kind, aber dafür wurde ihm eine Gestalt zu Theil, in der er an der Wiege, zwischen den Schulbänken, in der Werkstätte und auf den Pritschen einsprechen darf. Er wurde zu einem Volksbuche, das unter dem Titel: „Das Leben und die heldenmüthigen und fröhlichen Thaten des unbesiegbaren Kaisers Karl V.", in flämischer und französischer Sprache beiläufig ebensoviele Auflagen erlebte, als Jahre seit dem Tode Karls V. verflossen sind. Dieses Buch ist heute noch in allen Händen. Doch beim Takte der Spinnrädchen, des Schmiedehammers und der Marschtrommel werden noch viele andere Mährchen erzählt, welche sich immer bunter färben.

Wer einige davon hören will, wird freundlichst eingeladen, uns zuzuhören.

1.

Einmal fand der Kaiser, als er mit einigen Hofleuten durch die Straßen ging, ein Bäuerlein, das auf sein wohlgemästetes Schwein, das nicht von der Stelle wollte, bitterböse losschlug.

„Laß doch ab von dem armen Thiere!" schrieen die Hofleute.

Da lachte das Bäuerlein dreist und verlangte von ihnen guten Rath, das Thier zum Markt zu bringen.

„Ei", sprach Karl, „faß' es beim Schwanze und stoß' es!"

Das Bäuerlein that so mit höhnischem Gelächter. Als das Thier jedoch gemächlich vorwärts ging, da zog der Bauer sein Käppchen und schmunzelte: „Schönen Dank! Man sieht, lieber Herr, daß ihr sehr viel mit Schweinen umgeht!"

Da wurden die Junker alle überroth vor Zorn, aber es blieb dabei, denn der Kaiser brach in ein so unbändiges Gelächter aus, daß sie schon aus Etiquette mitlachen mußten.

2.

Auf der Eberjagd im Walde Sonien bei Brüssel verirrt, klopft der Kaiser an die Thüre eines armen Holzhauers und klagt, er sterbe fast vor Hunger. Es wird ihm sogleich geöffnet, die muntere kleine Hausfrau weiß ihm schnell ein schlichtes Mahl aufzusetzen, aber der müde Waidmann verlangt nach einem Braten. Sein Wirth beräth sich mit seinem Weibchen und bringt, nachdem sie eine hübsche Weile die Köpfe beisammen gehalten, noch immer zögernd eine Schüssel mit Hirschfleisch.

„Herr!" sprach dabei fast zitternd der Holzhauer, „da habt Ihr ein gut Stück Fleisch, es ist von einem großen Hirschen, den ich vorige Woche erlegt habe; aber verrathet mich dem Kaiser nicht, sonst wär's um mich geschehen; Ihr müßt eben bedenken, daß der Kaiser darum nicht ärmer wird, wenn ich ihm alle heiligen Zeiten so ein Thier wegschieße!"

„Wie sollt' ich das thun?" lachte Karl, „ich geb' Euch mein Ehrenwort darauf, ich sag's ihm nicht". Nachdem er ihn noch durch einen Handschlag vollends beruhigt, speisen die drei fröhlich zusammen. Der Kaiser schläft die Nacht zwischen vier morschen Bretterwänden mit einem seiner niedrigsten Unterthanen, dankt ihm Morgens für die Herberge und geht.

Den Tag darauf tritt ein Hatschier in die Thüre des Holzhauers und verhaftet ihn im Namen des Kaisers.

Bei Hofe führt man den vor Angst und Wuth Zitternden in einen mit Gemälden berühmter Meister verzierten Saal. Wie der Holzhauer sich hier umsieht, traut er kaum seinen Augen, er sieht an der Wand seinen Gast leibhaftig hängen, mit funkelnder Halskette; da tritt er vor das Bild und ruft wüthend:

„Bist Du auch da? Nicht im goldenen Rahmen an die Wände, hörst Du! an einem Stricke soll man Dich hängen, Verräther!"

Eben tritt der Kaiser herein und lacht, wie aber der Holzhauer auf ihn losgeht, schwört er ihm, „er habe nichts dem Kaiser gesagt"; der nimmt das aber für eitel Ausflüchte und will den Kaiser schon bei der Brust fassen, da kommt ein Edelknabe herein und übergiebt dem Kaiser einen Brief, in den dieser lächelnd hineinblickt.

„Wer ist der da?" frägt barsch der Holzhauer.

„Wer?" antwortet verblüfft der Edelknabe.

„Der Rothkopf da!"

„Das ist unser Herr, der Kaiser!" erwiedert der Knabe.

„Herr, mein Gott!" schreit der Holzhauer und sinkt bebend in die Kniee.

Karl aber hebt ihn auf und erlaubt dem Zitternden, sich für die gute Bewirthung etwas auszubitten

„So bitt ich in Euern Wäldern Reisig, so man zu Besen braucht, jederzeit holen zu dürfen."

Der Kaiser gewährt es und befiehlt ihm, sich den folgenden Tag zeitlich früh mit so viel Besen als er und sein Weib nur binden können, vor dem Schloßthore aufzustellen und für einen Besen eine vollwichtige Goldkrone zu verlangen.

Den folgenden Tag ist großer Empfang bei Hofe. Es kommen die Herren mit Stern und Band und großen Halsketten, aber der Huissier weist sie ab.

„Was ist das!" rufen sie erstaunt; sie schauen noch einmal in den Spiegel, alles ist in Ordnung.

„Se. Majestät haben gestrengen Befehl gegeben", verkündet jetzt der Huissier, „daß heute Niemand ohne Besen in der Hand vorzulassen sei!"

„Ja woher jetzt Besen?"

„Unten vor dem Thore, denk ich, sah ich einen Mann mit Besen stehen", ruft ein Anderer.

Da hatte der wackere Holzhauer einen guten Besenausverkauf, das Stück für eine vollwichtige Goldkrone.

3

Gent ist zum Empfange des Kaisers geschmückt, auf dem Freitagsmarkte harrt seiner der Magistrat.

Da jagt ein Reiter in schlichtem Lederkoller auf die Stadt zu. Er hält und frägt einen Bauer, der sein Feld pflügt:

„Ist das die Straße nach Gent?"

„Ja!" antwortet der Bauer.

„Warum läutet man denn so in der Stadt?" frägt hierauf der Reiter.

„Das ist der große Roland (die Sturmglocke der Genter), der brummt so," schmollt der Bauer, „und wartet nur, bald werden sie drin alle Glocken läuten, der Kaiser kommt ja heute."

„Was seufzest Du, alter Knabe?" frägt wieder der Reiter, „wie wenn die Lieb Dir's angethan hätte?"

„Ja, Herr!" spricht der Bauer, „wer möchte heute nicht da drin sein, ich gäb' was d'rum, wenn ich nur einmal in meinem Leben den Kaiser sehen könnte?"

„So komm!" rief der Reiter und winkte dem Bauer.

Als dieser freudig Folge leistete, zog er ihn noch halb auf sein Roß hinauf und nun ging es in scharfem Trab dem Stadtthore zu. Aengstlich klammerte sich der Bauer an den Reiter und wie erschrack er, als sie in die Straßen kamen und das Volk nun zu rufen begann:

„Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!"

„Wie, ist der Kaiser schon da?" ruft der Bauer, „wo denn?"

„Du haltest ihn fest", erwiedert lachend der Reiter.

Da erreichten sie den Freitagsmarkt und halb ohnmächtig fällt der Bauer vom Pferde, als er den Magistrat dem Reiter entgegenkommen sieht und der Bürgermeister beginnt: „Großmächtigster Herr und Kaiser!"

Auch Karl V. springt vom Pferde, klopft dem Bauer, der seine Knie umfaßt, lachend auf die Schulter und sagt:

„Du wolltest ja nur einmal den Kaiser sehen! Jetzt hast Du ihn Dir recht in der Nähe besehen!" ruft er, und läßt die goldstrotzende Börse in seinen Sack gleiten.

L. Ritter v. Sacher-Masoch.

Kunst über alle Künste: Ein bös Weib gut zu machen.

Eine deutsche Bearbeitung von Shakspeare's: The Thaming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen von **Reinhold Köhler.**

(Berlin 1864, Weidmann'sche Buchhandlung.)

—1— Lange ehe Lessing durch seinen Hinweis und Wieland durch seine Uebersetzung Shakspeare und seinen Geist bei uns in Deutschland einbürgerten, brachten im 17. Jahrhundert englische Komödianten Stücke desselben auf die deutsche Bühne. Offenbar auf diese Weise ward die „Zähmung der Widerspänstigen" dem Autor der uns vorliegenden Bearbeitung — wenn wir von Gryphius' Peter Squenz absehen, überhaupt der ersten in Deutschland gedruckten eines Shakspeare'schen Drama's — vermittelt, mit deren Wiederherausgabe R. Köhler uns Deutschen gewiß das interessanteste und werthvollste Geschenk zur Shakspeare-Feier machte. Zwar der Verfasser selbst hält das Stück seinem Nachworte zufolge für italienischen Ursprungs, aber aus seinen eigenen Worten geht, wie das schon Simrock, dem es doch nur aus Eschenburgs Anführung bekannt war, vermuthete, deutlich hervor, daß außer dem Schauplatz der Handlung, besonders die italienischen Namen ihn auf diese Meinung führten. Und gerade von diesem Lustspiel des Shak-

speare haben wir außer dem eigenen Bericht unseres Bearbeiters, daß „es schon oft von Komödianten auf dem Schauplatz fürgestellet worden“, ganz bestimmte Spuren wiederholter Aufführungen, was Köhler in der Einleitung weiter ausführt. Der Herausgeber hat das Verdienst, ein sehr interessantes Denkmal unserer Litteratur aus dem Dunkel ans Licht gezogen zu haben. Denn wenn auch Gottsched, der das Stück selbst besaß (sein Exemplar ist nun auf der Bibliothek zu Weimar), es in seinem nöthigen Vorrath (I, 207) anführt, ohne zu ahnen, daß er eine Bearbeitung eines Shakspeare'schen Lustspieles vor sich habe, und dadurch aufmerksam gemacht, Eschenburg in Folge des eigenen Ausspruches des Verfassers den Zusammenhang nur halb zweifelnd, Simrock bestimmter ahnten, so war doch, abgesehen von der Erwähnung Goedeke's im „Grundriß“ das Werk den Litterarhistorikern gänzlich unbekannt. Und so viel wir schließen können, gehört diese Bearbeitung gewiß zu den besten, die ein Shakspeare'sches Stück in dieser Zeit in Deutschland erfahren. Der Verfasser derselben war jedenfalls ein feiner, gebildeter Kopf, in den classischen Sprachen und ihrer Litteratur, wie seine häufige Anwendung lateinischer Redensarten, Citate aus Horaz, Ovid, Terenz und Virgil und Anspielungen auf griechische und römische Mythologie beweisen, wohl bewandert und nebenbei auch des Französischen mächtig. Seine Sprache hält sich, bis auf wenige Spuren, frei von mundartlicher Färbung, und nach diesen wenigen Spuren weist ihn Köhler dem westlichen Mittel-Deutschland zu. Dies ist aber so ziemlich alles, was wir aus dem Werke selbst über dessen Verfasser ermitteln können, sein Name (nicht einmal) ist uns überliefert, unser Autor hielt es nicht für nothwendig, daß ihn der Leser wisse: „dann ein Kätzchen Mignon, Weinzchen, Heinz, Murner, Novazembliſch oder Australisch mag genennet: wann es nur wohl mauset“, doch gelang es Köhler, noch zwei andere Lustspiele von ihm: „Der pedantische Irrthum“ und „Alamodisch Technologisches Interim“ nachzuweisen, jedes ebenso wie das uns beschäftigende Stück, mit einem „Angehenckten singendem Possenspiele“.

Was nun das Verhältniß unserer durchaus in Prosa geschriebenen Bearbeitung zu Shakspeare betrifft, so findet sich fast auf jeder Seite, und nicht nur in Einzelnheiten, sondern in ganzen längeren Stellen beinahe wörtliche Uebereinstimmung, so daß man, wäre dem nicht der eigene Ausspruch des Verfassers, wornach er den Ursprung des Drama's in Italien suchte, zuwider, denken könnte, er hätte unmittelbar nach dem englischen Originale gearbeitet: wahrscheinlich jedoch war neben der eigenen Anschauung einer Aufführung ein Bühnenmanuscript die Quelle, aus der er schöpfte, denn aus dem bloßen Gedächtniß ließe sich eine solche Uebereinstimmung nicht denken. Aber wie sorgfältig er sich in allem Wesentlichen auch an seine Vorlage anschloß, so durfte er das Werk doch in gewissem Sinne vollkommen mit Recht sein nennen, indem er, wie er selbst sagt, „auß seinem Kopffe, wie es ihm gefallen, geändert und hingeschrieben, nach dem es die geschwinden Einfälle ohne Kopfbrechen gegeben“. Er ist seinem Original gegenüber eben so treu als selbstständig. Der Gang der Handlung ist derselbe, wie bei Shakspeare, das hindert aber nicht, daß nicht manche Scenen als unwesentlich übergangen und

dafür auch gelegentlich eine im Original nicht vorhandene eingefügt werden konnte; so fehlt gleich das Vorspiel mit dem Kesselflicker Schlau und die erste Scene des ersten Actes bis zum Auftreten Baptista's, Katharina's, Bianca's mit ihren Freiern. Lucentio sieht nach dieser Aenderung seine Bianca nicht auf der Straße in der Umgebung ihrer Freier und Angehörigen, er tritt erst auf, nachdem Gremio und Sebastian schon ihren Plan gemacht haben, für Katharina einen Bräutigam zu suchen, und hat seinerseits seinen Verstellungsplan gleich beim Auftreten fertig im Kopf. Ebenso fehlt im zweiten Act der Auftritt zwischen Hortensio und Katharina, die die Laute an seinem Kopf zerschlägt. Die erste Scene des vierten Actes, die Ankunft in Petrucchio's Hause und der Beginn der Zähmung ist in der deutschen Bearbeitung noch zum dritten Act gezogen; im vierten fiel der Schluß der zweiten Scene und die ganze vierte aus, also die Schelmerei des Trenio gegen den Pedant, dem er vorspiegelt, er sei als Mantuaner in Padua in Gefahr, und die Verabredung der heimlichen Vermählung Lucentio's mit Bianca, während der Pedant als falscher Vincentio den Baptista hinhält, dem entsprechend auch die auf diese heimliche Vermählung bezüglichen Stellen im fünften Act, dessen erste Scene im Deutschen zum Theile wieder zum vierten geschlagen ist. Für diese Auslassungen erhalten wir aber auch wieder einige Zusätze, so ein ganzes an Derbheiten reiches Liebesverhältniß Wurmbrands, des Dieners des deutschen Lucentio, und der Magd Sibylla, und namentlich im fünften Act über diese und den Pedant ein komisches, glücklich für sie ausschlagendes Gericht und endlich noch ein artiges Hochzeitscarmen.

So wie hier in den größeren die Oekonomie des Drama's betreffenden Abschnitten stellt sich das Verhältniß auch in den Einzelnheiten. Neben Stellen, die den englischen Ausdruck wörtlich geben, finden sich solche, wo nur der Gedanke, unbekümmert um die Form wiedergegeben oder selbst dieser nicht mehr berücksichtiget und ein eigener „geschwinder Einfall“ aus dem Kopfe des Bearbeiters entweder an die Stelle oder zugesetzt wird. Man mag über dieses Eigenthum unseres Bearbeiters, namentlich so weit es in Zusätzen besteht, denken wie man will, man mag die derben, oft lasciven Aeußerungen, wie sie im Geschmack dieser Zeit lagen, hier wie anderwärts verurtheilen, aber das wird man zugestehen müssen, daß sich ein reicher, witziger Kopf darin verräth und daß sie selbst an den derbsten Stellen weit über dem Unflath und der schalen geschmacklosen Gemeinheit der Hanswurstiaden stehen, die sich zur selben Zeit auf der Bühne breit machten, und was noch mehr, ja der schönste Beweis für die echt poetische Begabung unseres Bearbeiters ist, daß es ihm durch diese Selbstständigkeit gelungen ist, das Stück so sehr des fremden Gewandes zu entkleiden und ihm dafür den Mantel grunddeutscher heimischer Anschauungen umzulegen, daß, wie R. Köhler ganz richtig bemerkt, „ein Leser, der das Shakspeare'sche Lustspiel nicht kennt, nimmermehr daran denken würde, die Bearbeitung eines ausländischen Originals vor sich zu haben“. Vergleichen wir nur das deutsche und englische Personenverzeichniß. Der edle Sig. Baptista von Verona wird in Theobald von Grifflingen, seine Töchter Katharina

und Bianca in Jungfer Katharina Hurlepuţ und Sabina Süßmäulchen, Petrucchio in Herrn Hartmann Dollfeder verwandelt u. s. w.; dazu tritt zur Vermehrung des Personals als Vorredner der geduldige Hiob in des frommen Socratis Hosen. Auch Schauplatz und Costüm sind specifisch deutsch; der deutsche Petrucchio Hartmann Dollfeder ist, statt von Padua, „ein Edelman bei Worms zu Haus", und geht, um seiner Liebsten Hochzeitsschmuck einzukaufen, statt nach Venedig, nach Frankfurt, statt der two thousand ducats des Pseudo-Lucentio Tranio weist der deutsche Bewerber Felix, der Diener und Vertreter des jungen Hilarius v. Liebenthal, 2000 Reichsthaler auf, dagegen hat der deutsche Gremio Herr Sebastian v. Unvermögen statt eines Schiffes im Hafen von Marseille 29.000 Ducaten in banco stehen. Eben so deutsch gedacht ist die Veränderung des Originals beim Unterricht, den Hilarius seiner Sabina ertheilt, indem er ihr den Dactylus an deutschen Versen erklärt, auf die sie ihm ebenso erwiedert, und wenn der deutsche Hortensio Alphons v. Nistlingen, als Musicus verkleidet, der Sabina statt der zwei Terzinen bei Shakspeare ein Lied in 6 Strophen von Jupiters Verwandlungen singt; die Vermählung des Hartmann mit der Katharina ist aus der Kirche in echt deutschem Sinne in das väterliche Haus verlegt, eine sehr glückliche Aenderung; nicht minder entspricht der Anzug, den der Schneider Fritz Fingerhut v. Kratzenberg für Frau Katharina Dollfeder macht, der damaligen deutschen Mode; endlich das schon oben erwähnte Hochzeitscarmen u. dgl. m. Dazu gehören noch, außer dem fast regelmäßigen Gebrauch von „er" in der Anrede, vor allem gelegentliche Anspielungen und eine Reihe echt deutscher sprüchwörtlicher Redensarten wie „Ihr wisset noch nicht, wo Barthel den Most holt", oder „Man leget keinen Esel in die Wiege", „Was an den Galgen gehöret, ersäufet nicht im Bade", „Hand von der Butte, es seind Weinbeer darinnen", „Die Sache wird richtig, Leipzig geht über" u. s. w., auf die ich hier besonders hinweise, um zugleich zu zeigen, daß wir in des deutschen Bearbeiters Zusätzen gar manches Goldkorn finden, für das ihm der Culturhistoriker oder Sprüchwörtersammler schon einmal eine derbere Redensart hingehen lassen mag. Ich schließe diese Vergleichung mit der Gegenüberstellung zweier Stellen im englischen und deutschen Stück. Nachdem Petrucchio mit seinen Freunden bei Baptista zuerst seine Werbung angebracht, die beiden verstellten Lehrer aufgenommen und auch Tranio als Lucentio empfangen worden, heißt es weiter (2. Act, 1. Scene):

Petrucchio.

Signior Baptista, my business asketh haste,
And every day I cannot come to woo.
You knew my father well, and in him, me,
Left solely heir to all his lands and goods,
Which I have better'd rather than decreas'd:
Then tell me, — if I get your daughter's love,
What dowry shall I have with her to wife?

Baptista.

After my death, the one half of my lands,
And in possession, twenty thousand crowns.

Petrucchio.

And, for that dowry, I'll assure her of
Her widowhood, be it that she survive me.
In all my lands and leases whatsoever.
Let specialties be therefore drawn between us,
That covenants may be kept on either hand.

Baptista.

Ay, when the special thing is well obtain'd,
That is, her love; for that is all in all.

Petrucchio:

Why, that is nothing; for I tell you, father,
I am as peremptory, as she proud-minded;
And where two raging fires meet together,
They do consume the thing that feeds their fury,
Tough little fire grows great with little wind,
Yet extreme gusts will blow out fire and all;
So I to her and so she yields to me,
For I am rough and woo not like a babe.

Baptista.

Well mayst thou woo, and happy be thy speed!
But be thou arm'd for some unhappy words.

Petrucchio.

Ay, to the proof, as montains are for winds
That shake not, though they blow perpetually etc.

Das giebt unsere deutsche Bearbeitung in folgender Weise wieder:

Hartman. Meine Angelegenheiten bringen mich, mit meiner Sache zu eilen; denn, wie mein Herr weiß, ich wohne weit von hier und kan nicht alle Zeit auf und ab reisen. Ich liebe seine Jungfer Tochter, mein Geschlecht und Vermögen ist ihm wohlbekannt. Wann ich solte seiner Tochter Mann werden, wie viel gedenkt Er zum Heurathgut mitzugeben?

Theobald. Es ist bekannt, daß ich alsobald 5000 baar zu geben gesonnen bin, nach meinem Tode ist die Helfte meiner Güter gewiß.

Hartm. Dieses höre ich sehr gerne und will dargegen verschreiben mein Haus, Hof und alle mein Gut, wofern sie mich überleben solte: ist also nichts mehr übrig, als daß mein Herr Vater dieses wie gebräuchlich auffetzen lasse, darmit es von beiden Theilen unterschrieben bekräftigt und gehalten werde.

Wurmbrand (H's Diener.) Mein Herr macht die Rechnung ohne den Wirth.

Theob. Guter Herr, dieses gehet so hastig nicht. Man verkaufet die Haut nicht, man habe dann den Bären gefangen.

Wurmbr. Und rufet nicht Hering, man habe ihn dann beim Schwanz.

Theob. Hieran liegt noch das meinste, ob er meiner Tochter Liebe gewinnen könne.

Hartm. Ei, Herr Vater, weit gefehlet, da ist nicht fürzusorgen. Ich will mich so in sie schicken, daß es eine Lust sein soll.

Theob. Ihr meinet es wohl, wie junge Leute thun. Ihr humeur ist viel zu seltzam.

Hartm. Mein Herr Vater mache mir doch die Sache nicht gar zu schwer. Mein humeur soll sich in das ihrige wohl richten; dann ich so fertig bin, Zank- und Schelt-

worte abzulehnen, als sie fertig ist, solche herauszulassen. und soll es mit uns gehen, als wann zwei starke Feuer zusammenstoßen, da ihrer beider Ungestum eines des andern nehrendes Wesen verzehret. Ein klein und sanftes Windchen bläset ein Feuer an, daß es groß wird und nicht zu zwingen ist, ein Sturm aber zerstreut es, daß man mit anfangen kan, was man will und so mußes mit uns gehen. Ich bin etwas rauch und wild, muß also meinesgleichen habe: dann ich keine Zärtlinge ja geliebet.

Theob. Er hat einen guten Muth und kann zur Wagnüß einen Versuch thun. Ich wünsche vor daß er solches wohl anfange und glücklich vollende. Aber ich sage zuvor, er muß wohl gewafnet sein gegen sonst verdrüsliche Worte.

Wurmbr. Diese seind seine beste Music, wann er mit im Spiele ist.

Hartm. Ich achte solche ebensowenig, als die hohen Steinklippen die brausenden ungestümen Winde, ob sie schon solchen erschröcklichen Sturm stäts entfinden müßen. Ich bin unbeweglich, es gehe süß oder saur her.

Hoffentlich hat der Leser an dieser Probe meine frühere Charakteristik der Bearbeitung in ihrem treuen Anschluß an das Original und doch wieder vollkommener Selbstständigkeit bestätigt gefunden; auch die sprüchwörtlichen Redensarten fehlen in dieser Probe nicht. Es wäre leicht, noch eine Reihe solcher Stellen herauszuheben, und daran dasselbe zu zeigen, aber ich glaube, der Leser nimmt das interessante Büchlein lieber selbst zur Hand und macht sich das Vergnügen eingehenderer Vergleichung selbst.

Es ist noch übrig ein Wort zu sagen über die neue Ausgabe in ihrem Verhältniß zu dem Originaldruck (von dem bis jetzt drei Exemplare nachgewiesen sind, das Gottsched'sche zu Weimar, ein zweites zu Dresden und ein drittes auf der Wiener Hofbibliothek, die auch den „Pedantischen Irrthum“ desselben Autors besitzt. Alle drei sind zu Rappersweil 1672 gedruckt). Wer je mit solchen alten Drucken zu thun hatte, weiß, wie ungeregelt und verwildert häufig darin die Orthographie auftritt, und daß auch die Correctur des Druckes nicht immer musterhaft besorgt ist. Wir dürfen daher dem Herausgeber danken, daß er nicht, wie es aus übel verhehlter Bequemlichkeit gerne geschieht, einen bloßen Wiederabdruck lieferte, sondern sich der Mühe unterzog, die inconsequente Orthographie zu regeln und offenbare Druckfehler zu verbessern. Sonst ist nichts daran geändert worden, nur drei Stellen glaubte der Herausgeber auslassen zu müssen als besonders derb und schmutzig. Ich kann, da mir augenblicklich das Original zur Vergleichung nicht zugänglich ist, nicht beurtheilen, wie weit eine solche Nothwendigkeit vorhanden war, ich für meine Person gestehe, daß ich lieber das Ganze unbeschnitten gesehen hätte, um so mehr, als Derbheiten und Zoten genug übrig blieben, die man doch, wie der Herausgeber selbst zugesteht, weder mildern noch weglassen durfte, ohne seinen Charakter zu entstellen, und endlich ist das Buch nicht für Kinder oder junge Mädchen bestimmt. Die eine weggelassene Scene (der Schluß des Stückes), die allerdings nicht wesentlich ist, hat der Herausgeber übrigens in der Einleitung theilweise mitgetheilt. Die Anmerkungen sind mit großer Sorgfalt und reicher Belesenheit geschrieben und eine sehr verdienstliche und dankenswerthe Zugabe, sie zeigen auch, daß die lexikalische Ausbeute aus dem Werkchen eine sehr befriedigende

ist; auch das genaue Register zu den Anmerkungen und die Gegenüberstellung des englischen Textes, soweit er stimmt, ist sehr erwünscht.

Zum Schluß, ehe wir von dem schönen Buche scheiden, noch einige Bemerkungen. Der Herausgeber hat selbst in der Anm. zu 198, 15 bemerkt, daß „einigemale falsche Personenangaben vorkommen", die er als unzweifelhaft stillschweigend geändert habe, und an der Stelle wenigstens, zu der dies bemerkt ist, kann gar kein Zweifel sein. Dazu finde ich noch zwei, wo mir Aenderung nothwendig scheint. Im ersten Act (43, 20) ist eine Rede Fabian, dem Biondello des deutschen Lucentio Liebenthal, zugewiesen, die im Englischen Tranio sagt; diesem entspricht im Deutschen Felix, und nur in dessen Mund paßt die Rede, nimmermehr in Fabians; dasselbe ist der Fall im selben Acte (46, 5), es ist beidemale statt Fabian Felix zu schreiben. Im 3. Acte (78,31) steht an Stelle des englischen „one half lunatic": „einem rasenden, mordsüchtigen Kerl", was wohl nur ein Druckfehler für „mondsüchtig sein wird. Zu den Anmerkungen füge ich nur Folgendes gelegentlich hinzu: die Redensart „einem die Rüben verbrennen" wird wohl bedeuten „einem seinen Plan verderben", ähnlich wie es im Sprüchwort von den vielen Köchen heißt, „daß sie die Suppe versalzen". Zu der Anm. 72, 22, S. 233, wo über „Hase, Hasio" u. dgl. in der Bedeutung „Narr, Narrheit" gesprochen wird, will ich bei Gelegenheit der Redensart „mit einem Hasen schwanger geh'n" an den Schwank in Laßbergs Liedersaal erinnern, wo der unwissende, thörichte Mönch, der schwanger zu sein glaubt, einen vor ihm aufspringenden Hasen für sein Kind hält. Sollte „gepeckelt" 142, 5, nicht vielleicht so viel als „versalzen, verdorben" sein? Z. 152, 9 Anm. S. 250 erinnere ich, daß wir heute noch ähnlich sagen: „Fünfe grad sein lassen"; damit soll aber nicht abgeleugnet sein, daß an dieser Stelle das Englische zur Wahl gerade dieser Zahl 21 Veranlassung geben mochte. 207, 7 Anm, S. 258 „sich das Maul verbrennen" sagt man von einem, der vorlaut ist, vielleicht steht hier „beschmieren" in ähnlichem Sinn.

P. T. Meißner.

Paul Traugott Meißner wurde am 23. März 1778 zu Mediasch in Siebenbürgen geboren und war der Sohn des dortigen Stadtchirurgen. Schon früh verlor er seinen Vater und trat, dem Wunsche seines Stiefvaters folgend nach absolvirten Elementarschulen im Jahre 1793 als Lehrling in die Apotheke des Herrn Misselbacher zu Schäßburg.

Schon während seiner Lehrzeit bekundete Meißner eine große Lust zur Ausführung chemischer Operationen und erwarb sich dadurch die lebhafte Zuneigung seines Lehrherrn. Vom Wunsche beseelt, sich ganz dem Studium der Chemie zu widmen, verließ Meißner im Jahre 1797 Siebenbürgen und begab sich nach Wien, wo er im Studienjahre 1797/98 die Vorträge des Freiherrn v. Jaquin besuchte und größtentheils durch diese

angeregt, sich entschloß, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Nachdem er längere Zeit mit Studien an der Wiener Universität zugebracht hatte, unternahm er eine Reise durch Deutschland, welche er, da ihm die erforderlichen Geldmittel nicht in hinreichendem Maße zu Gebote standen, größtentheils zu Fuß zurücklegte.

Auf dieser Wanderung kam er auch nach Aussee in Steiermark, wo er als Provisor in die Apotheke des k. k. Salzoberamtes eintrat. Diesen Posten verließ er aber schon nach zwei Jahren und kehrte, dem lebhaften Wunsche seines Stiefvaters folgend, wieder in seine Heimat zurück, nachdem er sich noch auf der Heimreise in Pest das Diplom als Magister der Pharmacie erworben hatte. In Siebenbürgen angekommen, übernahm er die Leitung einer Apotheke in Kronstadt, heiratete und übersiedelte im Jahre 1815 wieder nach Wien, wo er über Antrag des Freiherrn v. Stifft von weiland Sr. Majestät dem Kaiser Franz I. zum Adjuncten und später zum Professor der technischen Chemie am damals neu errichteten k. k. polytechnischen Institute ernannt wurde. Diese Stelle bekleidete Meißner bis zu seiner im Frühjahre 1845 erfolgten Pensionirung und erwarb sich während dieser Zeit im hohen Grade die Liebe seiner Zuhörer, welche in der That den schon 67jährigen Greis nur mit Bedauern vom Lehramte scheiden sahen.

Schon in Aussee, mehr aber noch in späteren Jahren beschäftigte sich Meißner mit der Verbesserung der Methoden zur Darstellung pharmaceutischer Präparate und publicirte seine Erfahrungen in einem im Jahre 1813 erschienenen Werke. Wenige Jahre später (1816) erschien Meißners bedeutendste Arbeit: „Die Aräometrie in ihrer Anwendung auf Chemie und Technik". In diesem Werke veröffentlichte er eine große Zahl von Bestimmungen des specifischen Gewichtes fester sowohl als flüssiger Körper, namentlich aber verdienen die Tabellen hervorgehoben zu werden, durch welche die Beziehungen zwischen Alkoholgehalt und dem specifischen Gewicht von verdünntem Weingeist festgestellt wurden. Meißners Untersuchungen in dieser Richtung zeichneten sich vor den älteren Versuchen durch größere Genauigkeit sowohl wie durch Vollständigkeit aus und waren wirklich mit großem Fleiße und seltener Ausdauer durchgeführt.

Wenn auch heute genauere Tabellen vorliegen und zweckmäßigere Apparate bekannt sind, um den Alkoholgehalt von weingeistigen Flüssigkeiten zu ermitteln, als zur Zeit Meißners, so verdient doch jetzt noch seine Aräometrie als Quellenwerk große Beachtung.

Vom Jahre 1819 bis zum Jahre 1833 beschäftigte sich Meißner mit der Herausgabe eines Handbuches der Chemie, in welchem er seine eigenthümlichen Ansichten über Wärme, Licht und Elektricität niederlegte. Wenngleich diese Ideen (nach welchen die Wärme eine eigenthümliche unwägbare Materie, Licht und Elektricität Verbindungen dieses Wärmestoffes mit dem Sauerstoffe sein sollten) schon zur Zeit, als Meißners Handbuch erschien, heftig bestritten wurden, seither aber längst anderen Anschauungen weichen mußten, so ist doch nicht zu läugnen, daß Meißner seine Ansichten mit großer Consequenz und in scharfsinniger Weise durch das ganze System der Chemie durchgeführt hat.

In späteren Jahren erschienen noch mehrere Publicationen Meißners, es waren theils Streitschriften, theils Abhandlungen medicinischen Inhalts; vorzugsweise aber beschäftigte er sich mit der Verbesserung der Heizungs- und Ventilationsvorrichtungen. Seine Leistungen in dieser Richtung sind allgemein bekannt und seine Ventilationsvorrichtungen finden gerade in neuester Zeit die lebhafteste Anerkennung.

Im persönlichen Verkehr zeigte sich Meißner als offener, gerader und entschiedener Charakter, ja er erschien sogar öfters schroff, zuweilen selbst rücksichtslos, lebte übrigens stets getreu seinem Wahlspruche: „Lebe der Wahrheit, mag auch kommen, was da will, der bitteren Schmach der Selbstverachtung entgehst Du sicher".

Im Herzen bewahrte er immer eine treue Liebe für Alle, die ihm nahe standen; ja ein tiefer Sinn für Natur, der in ihm fortlebte bis zu seinem letzten Athemzuge, übertrug diese Liebe und Verehrung überhaupt auf alles Lebendige. Nie beleidigte er ein

Thier, nie tödtete er auch nur eine Fliege, und konnte bis zum äußersten gereizt werden, wenn jemand muthwillig Blumen und Pflanzen zerstörte.

Dieser sanfte Zug allein genügt, um zu begreifen, daß die Trauer um den Hingeschiedenen im großen Kreise seiner Angehörigen und seiner Freunde eine eben so allgemeine als aufrichtige ist.

Meißner starb am 9. Juli 1864 zu Neuwaldegg und wurde am 11. Juli am evangelischen Friedhofe nächst der Matzleinsdorfer Linie beerdigt.

S. Von Prof. Dr. Brachelli's „Staaten Europa's in vergleichender Darstellung", ist bei Buschak u. Irrgang in Brünn die zweite Lieferung von 8 Bogen erschienen. Es enthält die Bewegung der Bevölkerung, Landwirthschaft und Viehzucht Die mit Glück gewählte Methode, den Gegenstand nicht nach Ländern, sondern nach den Gegenständen der statistischen Darstellung zusammenzufassen und bei jedem derselben alles Gemeinsame und Besondere der einzelnen Länder zu einem Bilde zu vereinigen, ist auch in der neuen Lieferung mit Geschick beibehalten, und die Arbeit zeugt durch die Reichlichkeit der Daten ebenso von dem Fleiße, als durch die klare Anordnung derselben von dem Scharfsinne des Verfassers. Besonders möchten wir auf das für die Gegenwart wichtige Capitel der Agrarverfassung aufmerksam machen, welches die Gesetzgebung der europäischen Staaten und die in denselben mehr oder weniger vorgeschrittene Befreiung des Grundes und Bodens höchst anschaulich darstellt. Mit dem ganzen Buche wird ein zweckmäßiges Lehrbuch für Statistik geboten sein, in welcher Hinsicht bisher, trotz mancher Erscheinung dieser Art, für höhere Lehranstalten und Mittelschulen noch immer zu wünschen geblieben ist.

HB. Deutsche Rechtsgeschichte von Schuler-Libloy, o. ö. Professor der Rechte an der k. k. Rechtsakademie zu Hermannstadt. Wien 1863 bei Braumüller. Das Erscheinen dieses Compendiums erweckt schon an und für sich Interesse im Hinblick auf den Leserkreis für den es zunächst bestimmt ist. Wie der Verfasser in der Vorrede erklärt, hat er sich in diesem Handbuche zur Aufgabe gestellt, den für Halbjahrvorlesungen in Verwendung kommenden Grundstoff mit Rücksicht auf eine „Zuhörerschaft von fast überwiegend nichtdeutscher Muttersprache in einfachen und klaren Leitgedanken auseinanderzulegen" und dabei „die deutsche Rechtsgeschichte hundert Meilen von ihren eigentlichen Pflegstätten weiterzutragen in ein Land, welches Roms Kirche und Recht, die Reformation und das mitteleuropäische Culturleben scheidet von den angrenzenden Nachbarländern, die in Sitten und Glauben dem alten Byzanz, dem neuen Stambul angehören". Wenn auch am Detail des Buches so manches auszusetzen wäre, so hat der Verfasser doch im Allgemeinen seiner Aufgabe vollständig entsprochen. Von einem Handbuche verlangt man nicht, daß es neue Resultate bringe, sondern daß es die Fülle des vorhandenen Stoffes so kurz als möglich zusammenfasse und dabei praktisch eingerichtet sei. Demgemäß soll auch diese Anzeige sich nicht sowohl mit dem Inhalt als mit der Form des Buches beschäftigen. Schuler-Libloy's Rechtsgeschichte ist ein Compendium in des Wortes strengster Bedeutung. Mit bezeichnenden Schlagwörtern oder abgebrochenen, knapp gefaßten Sätzen giebt der Verfasser das Gerüste des germanischen Rechtsgebäudes. Die excerptive Form ist fast durchgängig festgehalten, nur hie und da geht die Darstellung dem höheren Interesse des Stoffes zuliebe etwas zu unverhältnißmäßig in die Breite. Bei alledem ist das Buch nichts weniger als trocken, eine Gefahr, die begreiflicherweise gerade bei einem Leitfaden sehr nahe liegt. Das Ganze durchweht ein frischer, lebendiger Geist, das Verständniß und das Gefühl für deutsches Volksthum. Unseres Erachtens hat

der Verfasser eher des Guten zu viel gethan in dem Bestreben, trotz der nothwendigen Kürze, den todten Stoff zu beleben und dem Leser nicht bloß Oel, sondern auch Salz zu bieten. So ist z. B. an der Darstellung des altdeutschen Staatslebens der allzu häufige Gebrauch der Alliteration zu rügen. Wollte der Verfasser dadurch den poetischen Charakter der altdeutschen Rechts- und Gerichtssprache veranschaulichen, so hätte er sich mit quellenmäßig belegten Beispielen begnügen sollen. Wenn er dennoch neue Formen selbstständig bildete, so mußte er das Gesetz beobachten, daß in solchen Alliterationen nur gleichartige, nicht ungleichartige Redetheile gebunden werden. Wie der Verfasser die Alliteration handhabt, wird dem Gleichklang der Worte zuliebe dem juristischen Gedanken Gewalt angethan. Mitunter glaubt man ein Bruchstück eines Wagner'schen Operntextes vor sich zu haben. So heißt es S. 48 dem König gebühre die höchste Ehre, die bis zum Tode aufopfernde Treue. Beides ist ihm traulich ein Trost. (S. 43.) Hilfe leistet (dem Germanen) das Haus, Friede verbürgt ihm die Freundschaft, Freunde verschafft ihm die Frau. (S. 44.) An den Grundbesitz knüpfte sich des Lebens Last und Lust — Bedarf und Befriedigung. Entschieden unpassend ist es, mundium mit Wort zu übersetzen. Die ursprüngliche Bedeutung kann man als controvers betrachten, doch lautete die altdeutsche Bezeichnung jedenfalls munt Wenn „Wort" (S. 47) mit Werth, Waffen und Wehrgeld eine viergliedrige Alliteration bildet, so vermag uns dies nicht im Geringsten dafür zu entschädigen, daß dieser allgemeine blasse Ausdruck (Rückübersetzung aus dem selten vorkommenden „verbum") einen anderen verdrängt, der in der rechtsgeschichtlichen Terminologie seit langem das Bürgerrecht erworben hat. So viel über dies formelle Gebrechen, das sich in einem Handbuche doppelt fühlbar macht.

Hervorzuheben ist die allseitige Berücksichtigung, welche die so umfangreiche Litteratur der deutschen Rechtsgeschichte im Texte und in der den einzelnen Paragraphen angehängten Rubrik „Buchkunde" gefunden hat. Hie und da scheint Zöpfl mehr als er verdient benützt worden zu sein. Quellencitate hat der Verfasser grundsätzlich ausgeschlossen; der Abdruck derselben hätte das Buch auf mehr als das Doppelte des Umfanges gebracht. Bei der übersichtlichen Anordnung des Stoffes wird dies Compendium nicht bloß den Zuhörern des Verfassers, für die es speciell bestimmt ist, sondern auch im Allgemeinen als Repetitorium seine guten Dienste thun. Die an Ort und Stelle angebrachten Verweisungen auf siebenbürgisch-ungarische Rechtsverhältnisse, die sonst in der Litteratur der deutschen Rechtsgeschichte so selten berücksichtigt werden, machen den Leitfaden auch dem Fachmann werth. Drei historisch-politische Karten bilden eine dem Anfänger gewiß sehr willkommene Beilage des trefflich ausgestatteten Buches.

• Hypsometrische Karte der Steiermark. Verlag des geognostisch-montanistischen Vereines für Steiermark. Die Zahl der hypsometrischen Karten österreichischer Gebiete ist nun durch jene der Steiermark, bearbeitet von Theobald Zollikofer und Dr. Joseph Gobanz, vermehrt. Die Herausgabe erfolgte durch den geognostisch-montanistischen Verein für Steiermark. Nach unserer Anschauung bietet vorliegende Karte gegen die meisten bisher erschienenen, insbesondere gegen die sonst so treffliche Höhenschichtenkarte Mährens von Prof. Kořistka einen entschiedenen Forschritt darin, daß sie wenigstens bis zu einer gewissen Grenze — nämlich bis an die Höhen von 6000 Fuß — consequent in immer dunkler werdenden Tönen derselben Farbe ausgeführt ist. Dadurch werden die Vortheile der Schichtenlegung mit jenen der Terrainschraffirung oder Schummerung so viel wie möglich verbunden, während bei Karten, welche die verschiedenen Höhenlagen durch allerlei bunte Farben darstellen, der Verlauf der Berg- und Thalzüge, der Gesenke, Pässe, Niederungen durchaus nicht so dem Auge ersichtlich gemacht wird, daß hieraus ein klarer Ueberblick des Ganzen und eine instructive Abwägung seiner natürlichen Theilgruppen resultiren könnte. Se. Excellenz Herr

FZM. Ritter v. Hauslab hat bereits seit vielen Jahren für das „consequente Andunkeln mit steigender Höhe" Anhänger geworben, und es ist nur zu verwundern, daß diese so naheliegende, ganz unbestreitbar vortheilhaftere Methode noch immer nicht allgemein für farbige Schichtenkarten angewendet wird

Leider bricht auch bei der vorliegenden Höhenkarte die Consequenz bei der Schichte von 6000 Fuß ab, indem die noch höheren Lagen weiß bleiben. Hiedurch erscheinen die höchsten Bergrücken, Gipfel und Grathe wie tiefe Spalten und Löcher, ohne daß doch über die Lage und Erstreckung der Gletscher, um derenwillen man hie und da eine hellere Farbe anwenden zu sollen glaubt, irgend ein Aufschluß erzielt würde. Die Grenzen der Gletscher ließen sich auch bei consequenter Andunkelung bis in die größten Höhen noch durch façonnirte Linien, welche über die Isohypsen weglaufen, herausheben. Möchte dem Fortschritte, welchen wir in der steierischen Höhenkarte begrüßen, bald ein weiterer und ganz consequenter in anderen Gebieten des großen, so unendlich interessant gestalteten Kaiserreiches folgen.

* Der deutsch-historische Verein hat in der Abtheilung seiner „Beiträge zur Geschichte Böhmens", welche der Quellensammlung gewidmet ist, soeben eine interessante Publication erscheinen lassen, den Bericht des Johannes Porta de Avonniaco über die Kaiserkrönung Karls IV. im Jahre 1355. Prof. Höfler hat diese Schrift, welche für die Geschichte Karls IV. von Wichtigkeit ist, aber bisher nicht benützt, ja nicht einmal bekannt war, bei der Durchsicht sämmtlicher Handschriften der Prager k. k. Universitätsbibliothek, bei welcher er noch manches andere hochwichtige Manuscript aus seiner Verborgenheit hervorzog, gefunden. In einer Einleitung, die Prof. Höfler dem Abdruck dieser Handschrift voranschickt, spricht er sich über die Bedeutung derselben als Geschichtsquelle aus und kommt, nachdem er deren Verhältniß zu den italienischen Aufzeichnungen Matteo's Villani und jener Beneš' von Weitmühl über jene Geschichtsepisode besprochen, zu dem Resultate, daß durch die Kenntniß und Berücksichtigung dieser neuen Quelle der Römerzug Karls IV. vielfach in einem anderen Lichte erscheinen wird, als bisher, und daß sie somit ein wesentlicher Beitrag ist zu der Geschichte Kaisers Karl IV. als deutschen Kaisers, die „noch nicht geschrieben ist". Höfler erklärt es für eine Verpflichtung deutscherseits, Karl IV. gerecht zu werden.

* Wie der „Národ" mittheilt, wird im nächsten Herbste ein neuer Band der „Geschichte Böhmens" von Palacký erscheinen. Nach Beendigung des Druckes dieses Bandes begiebt sich Herr Dr. Palacký nach Nizza, wo er wahrscheinlich den ganzen Winter zubringen wird.

* Das Neuhauser Archiv, nach dem Wittingauer das reichste in Böhmen, wird auf Verfügung Sr. Excellenz des Grafen Eugen Czernin geordnet.

* Der durch seine linguistischen Arbeiten bekannte Professor der böhmischen Sprache und Litteratur an der Universität in Wien, Herr A. Šembera, hat „Grundzüge der čechoslavischen Dialektologie" erscheinen lassen, in denen der Verfasser seine erschöpfenden Forschungen über die verschiedenen Dialekte Böhmens, Mährens und der Slowakei niederlegt. Als Anhang ist dem Werke unter anderem eine Fabel in 8 böhmischen, 37 mährischen und 40 slowakischen Dialekten beigefügt.

* Nach längerer Pause erschien soeben das 21. Heft der gesammelten Schriften von Šafařík (Verlag von H. Tempsky in Prag), womit der dritte Band beginnt. Dieser soll verschiedene wissenschaftliche Abhandlungen, der vierte Band die poetischen und ästhetischen Arbeiten des berühmten Slavisten enthalten. Eine der interessantesten unter den im vorliegenden Hefte veröffentlichten Abhandlungen ist die über den Namen und die Lage der Stadt Vineta, von der bekanntlich die Sage geht, daß sie einst vom Meere

verschlungen worden. Šafařik weist nach, daß Vineta, Julin, Jumin und Wolin (die in Pommern gelegene Stadt) nur verschiedene Benennungen für eine und dieselbe Stadt sind, welche schon im 10. Jahrhunderte durch zahlreiche Bevölkerung, Handel und Reichthum über alle anderen Städte des slavischen Pommern hervorragte.

S. A. Moser: Zeitschrift für Capital und Rente. Stuttgart 1864. Verlag von W. Nitzschke. Der durch sein gediegenes Buch: „Die Capitalanlage in Werthpapieren der Staaten" auf dem Gebiete der Nationalökonomie vortheilhaft bekannte Verfasser unternimmt mit den angezeigten, zwanglos erscheinenden Heften eine Fortführung und Ergänzung seines Buches. Zu diesem Zwecke zerfällt der Inhalt der Hefte in den allgemeinen Theil und in Abhandlungen. Das eben erschienene zweite Heft enthält in der ersteren Richtung eine Uebersicht der bis 1. Jänner 1864 verlosten, aber nicht zur Einlösung präsentirten öffentlichen Creditspapiere von 23 Staaten, darunter 20 deutsche, der Canton Freiburg, Schweden und Norwegen. Diese Tabellen werden in dem nächsten Hefte fortgesetzt und erweisen sich bei dem Umstande, daß es selbst dem Finanzmann ungemein schwierig wird, die Ziehungslisten fremder Staaten vollständig zu erhalten, ungemein nützlich. An Abhandlungen enthält das zweite Heft eine nach den besten Quellen gearbeitete Darstellung der wirthschaftlichen Entwicklung Spaniens im 19. Jahrhunderte. Die außerordentlichen Bedürfnisse der Staaten, die großen Actienunternehmungen aller Art, wie die Bestrebungen nach völliger Entlastung von Grund und Boden haben in der jüngsten Zeit eine Masse von Mobiliarwerthen ins Leben gerufen, so daß eine Fachzeitung, in welcher das zerstreute Material gesammelt und mit unparteiischem Urtheile besprochen wird, sicher seine Berechtigung hat. Und Mosers Zeitschrift kommt dieser Anforderung, so weit die bis jetzt erschienenen Hefte abnehmen lassen, in jeder Hinsicht vollkommen nach.

Die historisch-kritische Richtung unserer Zeit sucht sich nunmehr auch endlich auf dem Gebiete der religiösen Litteratur geltend zu machen. Man weiß, in welcher Ausbreitung bisher die sogenannten Legenden — fabelhafte Ausschmückungen des Lebens heiliger Männer bei dem Publicum der untersten Stände gefunden haben. Mit richtigem Gefühl erkennen nun die Geistlichen selber, daß diese mit Wundern versetzten und überladenen Legenden heutzutage meist nur das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erzeugen müssen. In dieser Erkenntniß läßt die Hurter'sche Verlagshandlung in Schaffhausen eine neue Reihe der „Lebensbilder der Heiligen" in kritisch-historischer Darstellung von Th. Stabell erscheinen, wovon die erste Lieferung uns vorliegt. In diesen Lebensbildern rückt der Verfasser die Heiligen nicht in die geheimnißvollen Regionen des Wunderbaren hinauf und hüllt sie nicht in den Weihrauch des Lobes ein; er sucht sie vielmehr nach ihrer geistigen und moralischen Besonderheit und Eigenthümlichkeit aufzufassen; sie in möglichster Treue und Anschaulichkeit als lebendige Bilder vor die Augen des Lesers hinzustellen, so daß sie ihm menschlich nahe seien, daß er sie leiden und dulden, streiten und ringen, arbeiten und wirken sehe. Zu diesem Zwecke schien es ihm auch geboten, bei einzelnen Heiligen die Umgebungen und Verhältnisse, in denen sie lebten und wirkten, genauer zu bezeichnen und so gleichsam eine Reihe von culturgeschichtlichen Bildern zu geben. Dabei sind die an den Namen haftenden Legenden überall erwähnt und kurz erzählt, aber wohlgemerkt als Sagen.

H. Grünhagen, Dr. Colmar: Aus dem Sagenkreise Friedrichs des Großen. Breslau 1864. Wir glauben auf diese anspruchslose Schrift des verdienstvollen schlesischen Geschichtsforschers aufmerksam machen zu müssen, da sie einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte einer Persönlichkeit giebt, die gerade wieder in der letzten Zeit auf Veranlassung des Streites über das edle Machwerk der „Matinées Royales" viel betrachtet ward.

Grünhagen hat mit Erfolg zu zeigen versucht, wie sehr die Geschichte dieses unserer Zeit und unserem Interesse so nahestehenden Herrschers durch die Schlingpflanzen einer überaus thätigen Mythenbildung überwuchert wird; die Aufgabe der vorliegenden Schrift ist es, das geschichtliche Bild Friedrichs von diesen sagenhaften Elementen zu befreien. Mit scharfer und überzeugender Kritik hat Grünhagen die meist barocken Erzählungen von den Lebensgefahren, denen der König theils durch sein imponirendes Wesen, theils durch wunderbare Rettungen entgangen sei, in das Gebiet der Sage verwiesen. All' die Geschichtchen, wie Friedrich heute in dem Bette des Bauers Margner sich verbirgt, morgen unter der Maischbütte der Frau Schreier versteckt wird (bekanntlich ist die Historie Veranlassung zu der litterarischen Fehde zwischen Herrn Falch und Pf. Wahner gewesen), oder aber in der Kutte eines Cisterziensermönches von Kamenz sich den Augen der Verfolger entzieht, halten nicht Stand vor der besonnenen, auf Archivalien gestützten Kritik Grünhagens. Was die Entstehung dieser Sagen betrifft, wird man dem Verfasser Recht geben, wenn er sie aus dem Interesse herleitet, „welches das Volk an Geschichten nimmt, welche das Los eines großen Helden in gewissen Augenblicken in die Hand irgend eines unbedeutenden Mannes legen; das Volk freut sich der Ironie der Weltgeschichte, welche in solchen Fällen die Entscheidung über die Geschichte der Welt nicht an die Spitzen der menschlichen Gesellschaft knüpft, sondern sie in dunklen unbekannten Tiefen von namenloser Hand treffen läßt“. Man wird ihm aber auch Recht geben müssen, wenn er meint, daß die Verehrung vor dem „alten Fritz“ von solchen Erwägungen nicht berührt wird.

Z. Dr. Fr. Wegele: „Zur Litteratur und Kritik der fränkischen Nekrologien“. Nördlingen 1864. XI. 76. 8. Der rühmlichst bekannte Verfasser, gegenwärtig Professor der Geschichte zu Würzburg, bespricht in der Einleitung des vorliegenden Schriftchens die auf Franken, und zwar speciell die auf den alten Sprengel von Würzburg bezüglichen Nekrologien. Es sind deren — wie in ganz Franken überhaupt — wenige, von denen er nur zwei, nämlich das des Klosters Schwarzach und das des Klosters St. Stephan zu Würzburg einer vollständigen Mittheilung werth fand, wogegen er jenes des Klosters Heidenfeld am Main im Auszug gab. Solche Publicationen haben zunächst freilich nur einen kleinen Leserkreis, im vorliegenden Falle jenen, dessen Mittelpunkt der historische Verein für Unter-Franken und Aschaffenburg zu Würzburg ist; aber die Sauberkeit der Ausgabe und der Wunsch, in gleicher Weise auch die ähnlichen Schätze unserer Klöster gehoben zu sehen, eignen die Schrift Wegele's auch zu einer Besprechung in diesem Blatte. Besonders glücklich scheint uns die Unterscheidung zwischen Nekrologien und Anniversarien getroffen zu sein, von denen jene in kalendarischer Reihenfolge die Sterbetage der dem Kloster nahestehenden Personen geben, diese hingegen den Tag, an welchem das Kloster ihr Gedächtniß beging. Wegele erklärt durch diese begriffliche Unterscheidung manche scheinbare Abweichungen in verschiedenen, gleich glaubwürdigen, schlechthin sogenannten Nekrologien. Gewiß verdient diese Bemerkung künftighin bei ähnlichen Veröffentlichungen beachtet zu werden.

---

* Die 14. Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure, welche in diesen Tagen hier abgehalten werden wird, gab die Veranlassung zur Herausgabe eines Buches, welches, den Mitgliedern derselben gewidmet, unter dem Titel „Alt und Neu Wien in seinen Bauwerken mit einem Fremdenführer“, nebst den wissenswerthesten Daten über Institute, Anstalten und Fabriken, die hervorragendsten Monumente unserer Stadt

nach ihrer kunstgeschichtlichen Eintheilung bespricht und eine Reihe derselben in 26 größeren Illustrationen veranschaulicht. Eine einleitende Darstellung enthält eine „Charakteristik der Bauwerke Wiens" von dem städtischen Archivar Herrn Karl Weiß, welchem auch die Redaction des ganzen Werkes übertragen war. Unter den Illustrationen begegnen wir: St. Stephan mit dem neuen Thurmhelme, Maria am Gestade, der Karlskirche, dem Gartenpavillon des fürstl. Liechtenstein'schen Palastes in der Rossau, und den bedeutendsten Neubauten Wiens in Holzschnitten, welche von jüngeren Architekten gezeichnet und in Waldheims xylographischer Anstalt mit vorzüglicher Wirkung und feinster Durchbildung in den Einzelnheiten ausgeführt wurden. Das Werk gelangt nicht in den Buchhandel, jedoch soll der österreichische Ingenieur- und Architektenverein die Absicht haben, dasselbe später zu einem illustrirten „Alt und Neu Wien" umzugestalten, welches durch eine wissenschaftliche und künstlerische Anordnung des Stoffes das Niveau der gewöhnlichen derartigen Unternehmungen überragt.

* Der leitende Ausschuß des Pester Kunstvereins hat in seiner jüngst abgehaltenen Sitzung zum Prämienblatt für das Jahr 1865 Székely Bertalans Gemälde: „Die Auffindung der Leiche Königs Ludwig am Mohácser Schlachtfeld" gewählt, mit der Ausführung der Lithographie wurde vom Ausschuß Prof. Wilhelm Engerth am k. Josephs-Polytechnicum in Ofen betraut.

* Dem Berichte des Kunstvereines für Böhmen über dessen Zustand am Schlusse des heurigen Vereinsjahres entnehmen wir Nachstehendes. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf 5104 mit 5526 Actien (um 215 mit 237 Actien weniger als im Vorjahre), jene der Vereinsagenten auf 460 (um 2 weniger). Zum Vereinsbilde für das Jahr 1865/66 wurde der Stich von Albrecht Schultheiß nach einem Bilde „Der Großvater" von Böttcher bestimmt. Die diesjährige Ausstellung lieferte ein Erträgniß von 1665 fl. 5 kr., und zwar 1367 fl. 25 kr. für 5469 Eintrittskarten und 297 fl. 80 kr. für 2978 (darunter 462 böhmische) Kataloge, also um 293 fl. 35 kr. weniger als im vorigen Jahre. Von den zwei außerordentlichen Ausstellungen lieferte die erste einen Ertrag von 28 fl. 57 kr., die zweite einen Verlust von 13 fl. 35 kr. Für die heurige Verlosung wurden 59 Kunstwerke um 13.495 fl. 54 kr. (um 2289 fl. 9 kr. mehr als im Vorjahre), von Privaten 23 Kunstwerke um 5486 fl. 94 kr. (um 2131 fl. 86 kr. weniger) angekauft. Von der Kaufsumme erhielten Prager Künstler 7285 fl. — Im Lustschloß Belvedere arbeitet gegenwärtig Herr Lauffer an der Ausführung des Bildes „Vertheidigung Prags gegen die Schweden im Jahre 1846". Auch für die ornamentale Ausschmückung des Plafond des Belvedereschlosses ist ein Project von Prof. van der Nüll in Wien entworfen und eingesendet worden. — Der Verein beschloß die Ausmalung der Apsis der Karolinenthaler Kirche als nächste monumentale Unternehmung auf Vereinskosten durch den Maler Herrn Trenkwald schon im Sommer 1865 ausführen zu lassen. Die Kosten sind mit 15.000 fl. veranschlagt. Der Fond für öffentliche Kunstwerke beträgt 31.278 fl. 53 kr. Seit seinem Bestande hat der Verein nicht weniger als 763.790 fl. 40¾ kr. zur Förderung der Kunst verausgabt.

* Der St. Veitsdom in Prag wird behufs seiner inneren Restaurirung geschlossen und es wird der Gottesdienst in der naheliegenden Kirche zu Allerheiligen abgehalten werden. Nach vollendeter Aufstellung des Gerüstes werden die Seitenschiffe und die Capellen den Besuchern wieder zugänglich gemacht werden; im Hauptschiffe aber dürfte die Restaurirungsarbeit mindestens drei Jahre in Anspruch nehmen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Nach dem Tode Jakob Grimms wurde vielfach die Besorgniß laut, daß das deutsche Wörterbuch mit dem letzten von Grimm bearbeiteten Artikel sein Ende erreicht haben würde. Wir haben später die Erklärung des Verlegers mitgetheilt, welche nach einer unvermeidlichen Pause eine ungestörte Fortsetzung des großen Unternehmens verhieß, und eher als wir zu hoffen gewagt, erhalten wir den thatsächlichen Beweis, daß alle Vorkehrungen getroffen sind, um das Werk in einer seiner Begründer würdigen Weise fortzuführen. Es liegt uns die erste Lieferung des fünften Bandes vor, den Buchstaben K bis zum Artikel Kartenbild enthaltend, bearbeitet von Dr. R. Hildebrand, welcher bereits bei der Herausgabe der früheren Bände Jakob Grimm zur Seite stand und von demselben ausdrücklich mit der Fortsetzung des Werkes betraut war. Die Fortführung des vierten Bandes, den Schluß des F und die Buchstaben G, H und I umfassend, hat Prof. Weigand übernommen und befindet sich auch von diesem Bande eine Lieferung unter der Presse.

Die Bibliographie der vergangenen Woche weist nur wenige erwähnenswerthe Erscheinungen auf; wir nennen von ihnen zuerst zwei Neuigkeiten der philosophischen Litteratur, eine „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" von Dr. A. Stöckl, Professor an der Akademie zu Münster, ein auf mehrere Bände berechnetes Werk, und „Beiträge zur Förderung der Logik, Noëtik und Wissenschaftslehre, gespendet von Dr. E. F. Friedrich" (Privatdocent für Philosophie an der Königsberger Universität). Als Vorläufer weiterer Bände enthält der erschienene erste Band den Prospectus und die Introduction zur größeren Hälfte.

Von Schnaase's großer Kunstgeschichte erschien die zweite Abtheilung des siebenten Bandes, der als fünfter Band der „Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter" dieselbe beendet. Seinen Inhalt bildet die Geschichte der italienischen Kunst des Mittelalters und der Grenzgebiete der abendländischen Kunst. — Wir erwähnten kürzlich der von Dr. Friedländer herausgegebenen „Aufsätze und Briefe Gottfried Schadows", dieselben erhalten in einem kleinen Hefte eine wichtige Ergänzung. Es enthält dasselbe nämlich einen erst jetzt aufgefundenen Aufsatz Schadows über einige in den „Propyläen" abgedruckte Sätze Goethe's, die Ausübung der Kunst in Berlin betreffend.

Freytags neuer Roman, dessen mit der größten Spannung erwartetes Erscheinen schon so oft angekündigt wurde, ist nun wirklich unter der Presse. Ueber seinen Titel und die Zeit seines Erscheinens bewahren Verfasser und Verleger noch ein undurchdringliches Stillschweigen, nur so viel wird uns mitgetheilt, daß derselbe nicht wie „Soll und Haben" in der Gegenwart spielt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 20. Juli 1864.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Sickel legt vor: „Beiträge zur Diplomatik III, die Mundbriefe, Immunitäten und Privilegien der ersten Karolinger".

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch Vergleichung der Königsurkunden unter einander und mit den Urkundenformeln den Rechtsinhalt derselben, so wie die in den verschiedenen Zeiten von der Kanzlei dafür angewandten Redactionen festzustellen und so ein neues Kriterium für diplomatische Beurtheilung zu gewinnen. Die

Methode und das Ergebniß dieser Arbeit darzulegen, hat er die wichtigsten Urkundenarten während eines Zeitraumes von etwa hundert Jahren ausgewählt und handelt nun zunächst in den heute vorgelegten Beiträgen von den Mundbriefen im Allgemeinen und von deren Einzelbestimmungen, dann von den Immunitäten im Allgemeinen und von deren Verbindung mit Mundium. Ausgehend von den Formeln, von deren jeder nachgewiesen wird, wann sie entstanden und wie lange sie in Gebrauch gewesen ist, dann sämmtliche Diplome des gleichen Inhalts untersuchend, gelangt der Verfasser zu dem Resultate, daß die Mundium- und Immunitätsverhältnisse der Karolinger-Zeit genau dieselben sind, wie die der Merowinger-Periode, daß Mundium und Immunität streng von einander zu scheiden sind, daß Immunität allen Kirchen und Klöstern und letzteren ohne Rücksicht auf ihre Profession oder auf ihre Qualität verliehen wird, Mundium dagegen nie den bischöflichen Kirchen und unter den Klöstern auch nur gewissen Arten zukommt, daß Mundium bei geistlichen Stiften in erster Linie Ausfluß des Dominium ist und sonst in der Regel nur auf Grund von Commendation zugesprochen wird. Der Nachweis der letzteren Sätze beruht namentlich darauf, daß gezeigt wird, daß die Worte mundium, defensio u. a. in der Kanzleisprache vor und nach 814 eine verschiedene Bedeutung haben, indem sie bis unter Karl dem Großen zur Bezeichnung des besonderen Königsschutzes, seit Ludwig dem Frommen aber zur Bezeichnung des allgemeinen Kirchenfriedens dienen.

Herr Prof. Siegel legt vor einen zur Aufnahme in die Schriften der Classe eingesandten Aufsatz des Herrn Dr. Heinrich Brunner: „Das gerichtliche Exemtionsrecht der Babenberger".

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 21. Juli 1864.

Der Secretär legt die folgenden Stücke vor:

Das vierte Heft des von der Akademie herausgegebenen Atlas der Hautkrankheiten von den Herren Prof. Hebra, Dr. Elfinger und Dr. Karl Heitzmann.

Den ersten Band des statistisch-commerciellen Theiles des im Allerhöchsten Auftrage unter der Leitung der k. Akademie herausgegebenen Novara-Reisewerkes, bearbeitet von Herrn Dr. Karl v. Scherzer.

Den ersten Band des geologischen Theiles desselben Reisewerkes, enthaltend die Geologie von Neu-Seeland, bearbeitet von Herrn Prof. Dr. Ferdinand v. Hochstetter, und die Paläontologie von Neu-Seeland, bearbeitet von den Herren Prof. Dr. Fr. Unger, Dr. Karl A. Zittel, Bergrath Franz Ritter v. Hauer, Prof. Eduard Sueß, Felix Karrer, Dr. Guido Stache, Dr. F. Stoliczka, Dr. F. Zirkel und Dr. G. Jäger.

Den Jahrgang 1863 des akademischen Almanachs.

Die Classe beschließt, eine Untersuchung der österreichischen Seen, hinsichtlich des etwaigen Vorkommens von Pfahlbauten in denselben, vorzunehmen. Diese Untersuchung soll vorläufig nach Maßgabe der zu Gebote stehenden Kräfte und Geldmittel auf die Seen von Ober-Oesterreich, Kärnten und Krain, auf den Gardasee und die ungarischen Seen ausgedehnt und schon in diesem Herbste in Angriff genommen werden.

Das Präsidium der 10. Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher ladet mit Zuschrift vom 1. Juli zum Besuche dieser Versammlung ein, welche vom 27. August bis 2. September zu Maros-Vásárhely stattfinden wird.

Das correspondirende Mitglied, der Vicedirector der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, Herr Karl Fritsch, übersendet eine Mittheilung über

einen Hagelfall, welcher in der Gegend von Salzburg am 12. Juli 1864 zwischen 8 und 9 Uhr Abends stattfand, und auf einem breiten Landstriche vom Staufen- bis zum Kapuzinerberge alle Saaten vollständig zerstörte.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger berichtet über einen Meteorfall, welcher am 22. December 1863 bei Manbum in Bengalen, etwa 130 englische Meilen nordwestlich von Calcutta, stattgefunden hat, sowie über die Sendung von zwei Exemplaren von Bruchstücken aus demselben, $7^5/_{32}$ Loth und $4^3/_8$ Loth (152 und und 81 Gramm.) schwer, welche als freundliches Geschenk an das k. k. Hofmineraliencabinet von Herrn Th. Oldham, Director der geologischen Aufnahme von Indien, von Calcutta anher gesandt, vor wenigen Tagen angelangt waren.

Der Fall geschah des Morgens etwa um 9 Uhr bei ruhigem, doch umzogenen Himmel. Man hörte die donnerähnlichen Schalle bis auf große Entfernungen, noch auf dreißig englische Meilen. Das Herabfallen wurde nicht gesehen, wohl aber bei den Dörfern Cossipore, Pandra und Govindpur gehört. Man suchte, fand aber erst nach mehreren Stunden, wo die Steine keine von der Unterlage abweichende Temperatur zeigten, bei Cossipore einen Stein von etwa $2^3/_4$ Wiener Pfund (33.255 engl. Gran, 1 k. 644 gr.), bei Pandra einen kleineren, bei Govindpur mehrere etwa nußgroße.

Der erste dieser Steine war ganz zerklüftet und wurde zertheilt, von diesem stammen die beiden Stücke, der zweite zeigt nach Oldham ähnliche Schmelzrindengrate, wie sie Haidinger bei den Meteoriten von Staunern beschrieb. Die Masse ist aschgrau, von ausgezeichneter Breccienstructur, runde Körnchen nicht wahrzunehmen, doch waren noch keine größeren Schliffflächen vorgerichtet. Das Silicat ist voll feinster Theilchen von Einfachschwefeleisen (Troilit), wenig feinste Eisentheilchen sind sichtbar, Sp. G. = 3·424. Haidinger nimmt die Theilnahme aller Freunde des Gegenstandes für unsere Wiener Meteoritensammlung in Anspruch und gedenkt mit Dank der freundlichen Vermittlungen und Geschenke das Jahr hindurch durch die Herren Karl Freiherr v. Hügel und Quetelet in Brüssel, Freiherr v. Prokesch-Osten und Dr. Schwarz in Constantinopel und Consul Dragorich in Trapezunt, besonders aber der aus dem fernen Osten von Calcutta durch Herrn Th. Oldham in der heutigen letzten Sitzung, und der in der ersten der Wintersitzungen am 8. October 1863 aus dem noch ferneren Westen, der Stadt San Francisco in Californien, beide von ihm der hochverehrten Classe vorgelegt.

Herr Hofrath Haidinger legt noch zur Ansicht eine Anzahl von Knochenresten und von Gegenständen mit Spuren menschlicher Industrie aus dem Torflager der Gegend von Olmütz vor, welche Herr Prof. Jeitteles daselbst aufgefunden und an ihn eingesandt hatte.

Herr Prof. A. E. Reuß überreicht eine Abhandlung: „Ueber Anthozoen und Bryozoen des Mainzer Tertiärbeckens".

Bis in die jüngste Zeit waren aus den Tertiärschichten des Mainzer Beckens trotz der Sorgfalt, die man ihrer Durchforschung in paläontologischer Beziehung widmete, keine fossilen Korallen bekannt. Erst im Jahre 1859 hatte ich durch die Güte des Herrn Prof. Dr. G. Sandberger Gelegenheit, dergleichen zu untersuchen und im 35. Bande der Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Akademie zu beschreiben und abzubilden. Es waren sechs Species, durchgehends neue und zum Theile sehr interessante Formen, deren eine der Gattung Caryophyllia, die zweite der bis dahin noch nicht in fossilem Zustande gefundenen Gattung Coenocyathus, drei aber der Gattung Balanophyllia angehörten. Die sechste wurde zum Typus der neuen Gattung Placopsammia, ebenfalls aus der Gruppe der Eupsamminiden erhoben.

Vor kurzem erhielt ich durch die Gefälligkeit des Herrn Weinkauff in Kreuznach eine zweite Sendung von Anthozoen und Bryozoen aus dem untern Meeressande

des Welschberges bei Waldböckelheim, die mit Ausnahme des mir schon früher bekannt gewordenen Cœnocyathus costulatus wieder durchaus neue Arten darbot. Die Anthozoen waren: Caryophyllia Weinkauffi, Stereopsammia granulosa, Blastocyathus indusiatus und Haplohelia gracilis, von denen die zwei letztgenannten Repräsentanten neuer Gattungen sind. Die Caryophyllia hat große Aehnlichkeit mit der jungtertiären C. elegans und arcuata aus Sicilien. Von Stereopsammia, einem ausgestorbenen Genus, war bisher nur eine Art aus dem englischen London-Thon beschrieben worden.

Die Anthozoenfauna des untern Meeressandes des Mainzer Beckens umfaßt mithin im Ganzen bisher zehn Species, von denen vier Caryophylliden, eine den Oculiniden und fünf — die überwiegende Anzahl — den Eupsammiden angehören. Merkwürdigerweise erscheinen die Asträiden, in anderen Tertiärablagerungen in so reicher Fülle zusammengedrängt, hier gar nicht vertreten. Von den vorhandenen Gattungen tragen Caryophyllia, Coenocyathus und Balanophyllia einen vorzugsweise mediterranen Charakter an sich. Bringt man dagegen wieder in Rechnung, daß uns in denselben Schichten nicht wenige fremdartige ausgestorbene Gattungen, aber durchgehend von kleinen Dimensionen begegnen, wie Blastocyathus, Haplohelia, Stereopsammia und Placopsammia, so dürfte sich ergeben, daß die Temperatur des damaligen Meeres keine tropische, sondern vielmehr eine subtropische gewesen sei. Zu demselben Resultate gelangte Sandberger durch seine umfassenden und gründlichen Forschungen über die Molluskenfauna des Mainzer Beckens.

Von den zur Untersuchung mitgetheilten Bryozoen vermochte ich sechs Arten zu bestimmen, die ebenfalls sämmtlich noch unbeschrieben sind, nämlich: Cea lobato-ramosa, Hornera sparsa, Radiopora Sandbergeri, Defrancia monosticha, Eschara tetrastoma und Bicupularia lenticularis. Letztere ist der Typus einer neuen sehr interessanten Gattung.

Schließlich füge ich noch die Charaktere der neuen Gattungen bei.

Blastocyathus zeichnet sich durch die an verschiedenen Stellen unter fast rechtem Winkel aussprossenden bleibenden Knospen aus. Die Außenwand ist entweder ganz oder doch im oberen Theile mit einer concentrisch-streifigen, wulstigen Epithek bedeckt. Drei vollständige Cyklen von Radiallamellen, von denen die secundären und tertiären fast gleichmäßig entwickelt sind. Vor den ersten zwei Lamellencyklen stehen Kronenblättchen, die primären ziemlich dick und groß, etwas verlängert, die secundären körnerartig. Die Axe besteht nur aus wenigen Körnern.

Haplohelia n. gen. bildet kleine verästelte Polypenstöcke, an deren dünnen Aesten die runden Sterne sämmtlich auf einer Seite münden. Die Oberfläche der Stämmchen ist körnig-streifig. Drei vollständige Cyklen von Radiallamellen, von denen die primären am dicksten und breitesten sind. Vor ihnen stehen, so wie vor den secundären Lamellen, Kronenblättchen in zwei Kreisen, deren innerer körnerartig ist. Die Axe stellt ein Aggregat kleiner Körner dar.

Bicupularia nov. gen., eine kleine linsenartige, beiderseits gleich gebildete Scheibe ohne Spur von Anheftung. Auf beiden Seiten stehen im Quincunx rundlich-polygonale Zellen, äußerlich durch schmale Furchen geschieden, mit großer rundlicher oder abgestutzter centraler Mündung. Vor jeder dieser Zellen nach außen befindet sich eine viel kleinere, ebenfalls rundmündige Zelle. In dem Vorhandensein zweier mit dem Rücken an einander gewachsenen Zellenschichten stimmt unsere Gattung mit den Escharideen überein, unter welchen sie in der ebenfalls freien Gattung Flabellopora einen analogen Vertreter findet. Uebrigens kommt sie im Zellenbaue mit Cupularia überein und die Analogie wird vollständig, wenn man annimmt, daß die accessorischen Zwischenzellen ebenfalls als Vibracularzellen gedient haben mögen, eine Ansicht, die, wenn sie gleich am Fossilreste nicht direct bewiesen, doch ebensowenig widerlegt werden kann. (Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Quellen und Vorläufer von Boccaccio's Decamerone[1].

Von **Markus Landau.**

I.

Bei einem Werke von so meisterhafter Form und Anlage, wie das Decamerone, ist der Inhalt von geringerer Wichtigkeit. Noch unwichtiger ist es, woher Boccaccio diesen Inhalt genommen, ob er wahre Begebenheiten erzählt, ob er bei älteren Erzählern borgt oder uns mit seinen eigenen Erdichtungen erfreut. Wir stehen in Bewunderung versunken vor diesem herrlichen Gebäude des Decamerone und werden fast unwillig, wenn uns ein neugieriger Zuschauer fragt, woher man die Steine zu den Mauern, das Holz zu den Thüren genommen, ob der Erbauer das darauf verwendete Geld geerbt oder geborgt hat.

Dieses Capitel wäre also für solche, die sich begnügen, an der Schönheit ihre Freude zu haben, ohne nach dessen Ursprung weiter nachzufragen, ganz überflüssig. Aber das Decamerone macht eine solche Epoche in der italienischen Litteratur, daß alles, was darauf Bezug hat, von Wichtigkeit ist. Die Italiener haben mit solchem Eifer seine von den Fremden bestrittene Originalität vertheidigt, daß eine unparteiische und gründliche Untersuchung dieses Gegenstandes nothwendig ist. Endlich ist auch die genealogy of fiction, wie sich Dunlop ausdrückt, von so eigenthümlichem Interesse und giebt uns so viele Aufschlüsse über Sitten und Cultur, daß eine ausführliche Darstellung von Boccaccio's Vorgängern und seines Verhältnisses zu ihnen jedermann interessiren dürfte. Die Lust am Erzählen und Erzählenhören ist fast so alt wie das Menschengeschlecht. Interessante oder wunderbare Begebenheiten, Wahres oder Erdichtetes sich erzählen zu lassen, war von jeher die beste Unterhaltung für Müssige, die angenehmste Erholung für Beschäftigte. Doch Form und Inhalt dieser Erzählungen blieben sich nicht überall gleich. Sitten und Charakter des Volkes, bei dem, und der Zeit, in der sie entstanden, bearbeitet oder verändert wurden, gaben ihnen ein eigenthümliches, fast unauslöschliches Gepräge.

Der Orient mit seiner üppigen Natur, mit seinem reichen Thier- und Pflanzenleben, die lebhafte Phantasie und der zum Mystischen geneigte Sinn der Inder schufen die wunderreichen Erzählungen von redenden Thieren, von Zauberschlössern, bösen und guten Geistern. Die frühzeitige Ausbildung monarchischer Staatsformen

[1] Vorstehender Aufsatz ist einer umfassenden Arbeit über Boccaccio entnommen, welche der Verfasser in nächster Zeit zu veröffentlichen gedenkt. D. Red.

im Orient ließ in den dort entstandenen Erzählungen Könige und Königinnen, Minister und Hofleute mehr hervortreten. Giebt es doch fast keine einzige Erzählung in Tausend und eine Nacht, wo nicht von einem König oder Vezier die Rede ist.

Der edle und fromme Sinn der Griechen ließ sie die Erzählungen von ihren Göttern und Heroen schaffen. Als sie unterdrückt wurden und entarteten, begannen sie an milesischen Mährchen, an den geschmacklosen und übertreibenden Romanen eines Heliodorus Tatius und Chariton Gefallen zu finden. Der große nationalstolze Geist der Römer ließ die Aeneis und Pharsalia entstehen.

Als das Ritterthum blühte und kühne Ritter alle Welt durchzogen, um Abenteuer zu suchen, bedrängte Jungfrauen zu retten und Räuber zu bestrafen, spiegelten sich ihre Thaten in den abenteuerreichen Romanen von Lancelot und Meliades, Karl dem Großen und König Arthur. Als dann wieder die Chevalerie entartete und der Bürgerstand sich immer mehr kräftigte und entwickelte, entstanden die Erzählungen von Kaufleuten und Handwerkern, listigen Betrügern und wunderbaren Glücksfällen.

Doch mit dem Auftauchen neuer Gattungen von Erzählungen verschwanden die alten nicht. Sie blieben theils unverändert im Andenken des Volkes, theils wurden sie dem veränderten Geschmacke und den veränderten Sitten angepaßt, ausgedehnt oder abgekürzt, mit verschiedenen Personen und Localitäten wiedergegeben. So wurden in der Blüthezeit des Ritterthums Hercules und Alexander der Große in irrende Ritter verwandelt.

Zur Zeit Boccaccio's waren schon die bürgerlichen Erzählungen in Mode gekommen, während die ritterlichen Gattungen auch noch eifrig gepflegt wurden. In Italien war das Ritterthum nie zur vollen Blüthe gelangt; frühzeitig hatte sich dort ein kräftiger Bürgerstand entwickelt und mit ihm auch eine bürgerliche Litteratur. In Frankreich aber standen damals die Chevalerie und die sie begleitende Litteratur in voller Blüthe.

Diese verschiedenen Culturzustände, welche die Verschiedenheit der schönen Litteratur bedingten, waren aber in keinem Lande ganz rein und ungemischt. Das Alterthum, das zuweilen in schwachen Reminiscenzen und verzerrten Bildern fortlebte, zum Theile (vorzüglich in Italien) zu neuem kräftigem Leben erwachte, machte seinen Einfluß geltend. Der lebhafte Verkehr mit dem Orient, durch die Kreuzzüge und die Araber in Spanien gefördert, brachte orientalische Bildungselemente nach dem Abendlande und das Christenthum durchdrang wieder mit eigenthümlichem Geiste die Cultur und Litteratur Europa's.

Diese verschiedenen Einflüsse zeigen sich nicht nur in allgemeinen Zügen in der Litteratur des Mittelalters, sondern lassen sich auch in ihren bestimmten Einwirkungen auf einzelne Werke der erzählenden Litteratur nachweisen, so daß man Beispiele und Repräsentanten jeder Gattung aufführen kann.

Doch, wie ich bereits gesagt, zeigt sich uns keine dieser Gattungen vollkommen rein; da neben den localen auch die classischen orientalischen und christlichen

Einflüsse thätig waren, so daß, wenn man die Litteratur jener Zeit genau classificiren wollte, man eine große Menge von Gattungen und Spielarten aufstellen müßte, ohne zu einem reinen und befriedigenden Resultate zu gelangen.

Indem ich also hier Repräsentanten der verschiedenen Gattungen der erzählenden Litteratur aufführe, die als Vorläufer des Decamerone zu betrachten sind, will ich sie nur nach dem in ihnen vorherrschenden Charakter classificiren und dabei auch die aus anderen Gattungen aufgenommenen Züge andeuten, ohne mich in ein minutiöses Abwägen und Abmessen der verschiedenen Elemente einzulassen.

Rein orientalisch sind die Erzählungen der 1001 Nacht, über deren Verfasser und Entstehungszeit verschiedene Vermuthungen ausgesprochen wurden. Sie sind seit Anfang des 18. Jahrhunderts in Europa so allgemein bekannt geworden, daß ein näheres Eingehen auf ihren Inhalt hier nicht nöthig ist, besonders da Boccaccio sie nicht benützt hat. Der rege Handelsverkehr der Araber hat zwar ein bürgerlich-kaufmännisches Element in diese Erzählungen gebracht, so daß sie manches haben, was an das Decamerone erinnert, aber wie ist doch hier alles anders und orientalisch wunderreich! Die Betrüger und Schelme verlassen sich nicht auf ihren Spitzbubengeist allein, sondern nehmen auch die Zauberei zu Hülfe. Die Kaufleute erhalten häufig ihre Waaren von guten Geistern geliefert, machen ihre Geschäftsreisen auf dem Rücken von Djines und ihre besten Geschäfte mit wunderbaren Talismanen und Amuleten. Ihre besten Kunden sind verzauberte Prinzessinnen. Arme Handwerker finden ungeheure Schätze, Wunderlampen und Zauberringe. Leute, die ihre Nebenmenschen ohne viele Mühe in Thiere verwandeln können, finden sich in jeder Stadt, und nur in sehr wenigen Erzählungen treten keine Geister auf.

Nach diesem Werke tritt das orientalische Element am meisten in den „Sieben weisen Meistern", auch „Sandabar" und „Syntipas" genannt, hervor. Dieses Werk soll von Sandabar, einem indischen Weisen, um 100 v. Chr. geschrieben worden sein, und Begebenheiten erzählen, bei denen er selbst thätig war, so daß es mit doppeltem Recht seinen Namen trägt.

Der Inhalt des Werkes ist ungefähr dieser:

Ein König hatte einen Sohn, welchen er zur Ausbildung in die Fremde schickte. Während dessen Abwesenheit starb die Königin und der König nahm eine andere Frau, worauf er seinen Sohn nach Hause berief. Dieser stellt sich auf den Rath seiner Erzieher stumm, und seine Stiefmutter übernimmt es, ihn zu curiren. Sie verliebt sich in ihn und da er ihre Liebe nicht erwiedert, verleumdet sie ihn beim König, der ihn zum Tode verurtheilt [1].

Nun tritt ein Erzieher des Prinzen auf und bewirkt durch eine Erzählung von den bösen Tücken der Frauen seine Freisprechung. Die Königin bewegt aber durch eine andere Erzählung den König zur Bestätigung des ersten Urtheils. Am

[1] Wir wissen wenig über die Beziehungen Indiens zu Griechenland im Alterthume, können aber nicht zweifeln, daß Phädra und Hippolyt hier Muster waren

zweiten Tage tritt der zweite Erzieher des Prinzen auf, und befreit ihn durch eine Erzählung, worauf die Königin wieder entgegnet, und so geht es durch sieben Tage, bis der Prinz wieder zu reden anfängt und seine Unschuld beweist. Er wird hierauf freigesprochen und die böse Stiefmutter verurtheilt [1].

Diese indische Sammlung von Erzählungen wurde den Abendländern durch hebräische, arabische, syrische und griechische Uebersetzungen bekannt und erfreute sich großer Beliebtheit im Abendlande. Sie wurde in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und nachgeahmt, indem man entweder die Form behielt und mehr oder weniger verschiedene Erzählungen hineingab oder einzelne Erzählungen anderen Sammlungen einverleibte.

Die erste lateinische Uebersetzung gab Johann von Alta Sylva (in Lothringen) unter dem Titel: „De rege et septem sapientibus". Diese lateinische Uebersetzung ist uns nur durch die französische Bearbeitung des Herbers bekannt. Auf diesen verschiedenen Wanderungen mußte das Werk natürlich bedeutende Veränderungen erleiden, Züge und Eigenthümlichkeiten aus den Ländern, die es durchzog, annehmen. So ist z. B. im Dolopathos dieser ein König von Sicilien und Vasall von Kaiser August (der auch li rois Cesar genannt wird), hat aber auch seine Vasallen und benimmt sich überhaupt mehr wie ein König des Mittelalters, als wie ein Zeitgenosse Augusts. In der griechischen Bearbeitung heißt der König Cyrus und der Erzieher Syntipas. Eine italienische Bearbeitung unter dem Titel: „I compassionevoli avvenimenti del Principe Erasto" erschien zuerst 1542 und wurde dann im 16. und 17. Jahrhundert sehr häufig gedruckt. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts gab G. della Lucia unter dem Titel: „Novella antica scritta nel buon secolo della lingua" eine von dem Erasto verschiedene Version nach einer alten Handschrift heraus, die Gamba im 15. Jahrhundert geschrieben hält. Es ist also wahrscheinlich, daß die älteste italienische Version jünger ist, als das Decamerone, und daß Boccaccio nur die lateinische oder französische Uebersetzung benützt hat. Er nahm wohl daraus die Idee, seine Novellen von verschiedenen Personen im Laufe mehrerer Tage erzählen zu lassen, sie gleichsam in einen Rahmen zu fassen und auch theilweise den Stoff zu einigen Novellen. Es sind dies:

1. Die zweite Novelle des dritten Tages, von der Königin Theodolinde, welche aber nur einzelne Züge aus dem Dolopathos hat. Die wahre Quelle dieser Erzählungen ist aber Herodot, und zwar für den Dolopathos ist es die Erzählung vom Schatzhaus des Königs Rhampsenit (Buch II, Cap. 121) [2] und für Boccaccio's

[1] Eine ähnliche Anlage und wohl denselben Ursprung haben manche Erzählungen der 1001 Nacht, und zwar:

a. Die Geschichte des Königs Kalad;

b. die Geschichte der zehn Veziere;

c. die Geschichte der vierzig Veziere.

[2] Aehnliche Züge finden sich auch in der Geschichte des Ali Baba und der vierzig Räuber in 1001 Nacht.

Novelle (in die aber die Zeichnung des Schuldigen wieder aus dem Dolopathos aufgenommen ist), die Erzählung vom lacedämonischen König Aristo (Buch VII, Cap. 68 u. 69). Warum aber Boccaccio zum großen Aerger Giannone's das Abenteuer der Königin Theodolinde passiren läßt, begreife ich nicht.

Auffallend ist es, daß Dunlop, der doch sonst gern classische Reminiscenzen in der erzählenden Litteratur des Mittelalters findet, bei Besprechung dieser Novelle nach Analogien in den „Sieben Meistern" und in den „Gesta Romanorum" sucht, ohne Herodot zu erwähnen.

2. Die vierte Novelle des siebenten Tages, von der Frau, die sich in den Brunnen zu werfen vorgab (von Molière im „George Dandin" benützt).

3. Die sechste Novelle desselben Tages findet sich im griechischen Syntipas.

Der Dolopathos, von orientalischem Ursprung und in ritterlicher Gestalt, bildet einen bequemen Uebergang zu der französisch ritterlichen, der eigentlich romantischen Litteratur Es ist viel über den Ursprung der romantischen Poesie in Europa gestritten worden; manche leiten sie von den Barden des Nordens, manche von den orientalischen Völkern, andere von den alten Britten und wieder andere von den Poeten und Mythologen des Alterthums ab.

Es ist hier nicht der Ort, ein Urtheil über diese verschiedenen Meinungen zu fällen, und glaube ich, daß wir am wenigsten irregehen, wenn wir keinem Volke und keiner Zeit die Erschaffung der romantischen Dichtung ausschließlich, zuschreiben, aber jedem Volke und jeder Zeit einen Antheil daran zuerkennen. Wie dem auch sei, so muß man zugeben, daß diese Dichtungsart sich am frühesten und vollständigsten in Frankreich entfaltete.

Dieses Land hatte aber im 12. und 13 Jahrhundert noch nicht den einheitlichen Charakter, den es später angenommen. Die Loire schied zwei Sprachen und zwei Litteraturen, die von einander fast so verschieden waren, wie von der italienischen Sprache und Litteratur. Von der Verschiedenheit des Bejahungswortes nannte man die Sprache, welche nördlich von der Loire gesprochen wurde, die langue d'oil, die südlich gesprochene langue d'oc und die italienische mitunter di sì.

Die italienische Sprache hat das sì und ihre ganze damalige Form behalten, die nordfranzösische hat sich seit der Zeit sehr verändert, aus dem oil ein oui gemacht und heißt jetzt schlechtweg Französisch. Die langue d'oc, welche, weil sie vorzüglich in der Provence gesprochen wurde, auch provençalische hieß, ist fast ganz verschwunden.

Allein nicht nur in der Sprache, auch in Form und Inhalt unterschied sich die nordfranzösische Litteratur von ihrer Schwester im Süden, und wenn man von geringen Ausnahmen absieht, so kann man sagen, daß im Norden die Epik, im Süden die Lyrik herrschte. Während im Süden die Troubadours in gekünstelten und gezwungenen Formen in Albas, Serenas und Rodondas die Damen ihres Herzens priesen oder in Tenzoes und Sirventes ihre Feinde verspotteten, erzählten die Trouveres des Nordens in ihren Lais und Fabliaux, so wie in den endlosen

Ritterromanen [1] in der schlichten und einfachen Form der meistens achtsilbigen Reimpaare, Ritter- und Feengeschichten, Wunder und Begebenheiten des alltäglichen Lebens, die listigen Streiche untreuer Frauen und Ehemänner oder die Leichtfertigkeiten und Betrügereien der Mönche.

Im Norden machten sich normännische Einflüsse, im Süden spanische und arabische geltend.

Doch weder das nördliche, noch das südliche Frankreich konnte sich im 14. Jahrhundert mit Italien messen und in der Masse von Trouveres und Troubadours, welche in diesem und in den vorhergehenden Jahrhunderten lebten, finden wir keinen einzigen großen Namen, kein Genie, das seine Zeitgenossen überragt und ihnen einen festen Kern- und Mittelpunkt, um den sie sich schaaren, seiner Zeit einen Namen gegeben hätte. Wir hören zwar unter den Troubadours einen Arnold Daniel, einen Peter de Alvernia, einen Wilhelm von Poitiers, einen Gottfried Rudel, unter den Trouveres einen Rutebeuf, einen Jean de Boves und Marie de France am häufigsten nennen, aber wir sehen nicht ein, wodurch sie sich vor den anderen seltener genannten auszeichnen, wenn es nicht die Quantität des Producirten ist [2]. Sie bewegen sich alle in derselben Mittelmäßigkeit, und wenn wir diese beiden Genres in ihrer schönsten Vollkommenheit sehen wollen, so müssen wir sie in einem anderen, als dem französischen Gewande suchen. Der beste Troubadour ist, wie Hallam sagt, Petrarca in der lingua di si und der beste Trouvere Chaucer in der Sprache des yes.

Obwohl die Provence unserem Boccaccio räumlich viel näher lag, als das nördliche Frankreich, so haben die Novellen seines „Decamerone" doch viel mehr Verwandtschaft mit den Fabliaux der langue d'oil, als mit den Gesängen der Troubadours, was vielleicht seinem Aufenthalt in Paris, wahrscheinlicher aber dem in Neapel zuzuschreiben ist. An dem üppigen halbfranzösischen Hofe der Anjous fand man mehr Geschmack an den derben freien Späßen der Trouveres, als an den schmachtenden, mitunter recht faden und langweiligen Dichtungen der Troubadours. Selbst ihre Satyren, die schon in lebhafterem Tone geschrieben sind und dem Geschichtsforscher manch' lohnende Ausbeute gewähren, drehten sich meistens um locale Verhältnisse und konnten fern von ihrem Geburtsorte nur wenig Interesse erregen.

Boccaccio hat daher aus dem Provençalischen nur den Stoff zur neunten Novelle des vierten Tages genommen, welche das traurige Schicksal der Gräfin von Roussillon, die das Herz ihres Liebhabers Wilhelm Guardastagno (eigentlich Cabestaigne) essen mußte, behandelt [3].

[1] Der eigentliche Ritterroman mußte bei dem damaligen Ansehen der Chevalerie auch in Südfrankreich Interesse haben und hat dort wohl auch Vertreter gehabt. Bis jetzt sind aber nur äußerst wenige Ritterromane in provençalischer Sprache bekannt geworden.

[2] Nur Bertrand de Bore hat manche charakteristische Züge, die er aber nur seiner politischen Thätigkeit verdankt.

[3] In der 62. Novelle des „Novellino" giebt ein Graf das Herz seines Thürstehers seiner

Desto mehr scheint Boccaccio die Fabliaux benützt zu haben und Legrand d'Aussy in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Fabliaux wirft ihm sogar vor, daß er sich mit dem Raube der französischen Poeten bereichert hat und ihnen seinen glänzenden Ruf verdankt. Allein er selbst zählt nicht mehr als 15 Fabliaux auf, deren Inhalt sich zum Theil im Decamerone findet, und wenn wir auch zugeben, daß seit der Zeit Legrands noch einige Fabliaux aufgefunden wurden, die mit Novellen des Decamerone Aehnlichkeit haben, so werden sie doch zusammen kein Viertel desselben ausmachen. Außerdem bleibt es bei vielen Erzählungen noch fraglich, ob nicht Boccaccio und die Trouveres an derselben Quelle geschöpft, ja, ob nicht manche von diesen, welche später als Boccaccio gelebt, aus dem Decamerone geschöpft haben.

Als Nachahmungen von Fabliaux sind mir übrigens nur folgende bekannt:

1. Die vierte des fünften Tages, welche dasselbe Thema behandelt, wie der „Lai du Laustic“ von Marie de France, welche im 13. Jahrhundert in England lebte. Sie war in Frankreich geboren und wird für die älteste französische Schriftstellerin gehalten. Wie schon dieses eine Muster zeigt, sind die Dichtungen dieser Dame nicht besonders erbaulichen Inhalts.

2. Die fünfte des zweiten Tages, welche Manni für theilweise wahr hält, beruht zum Theil auf dem Fabliau „Boivin de Provins“.

3. Die vierte des siebenten Tages.

4. Die fünfte desselben Tages, von dem Eifersüchtigen, der sich als Priester verkleidete und seiner Frau die Beichte abhörte, hat zwar denselben Anfang wie das Fabliau du chevalier qui confessa sa femme, aber der Schluß ist ganz anders.

5. Die sechste desselben Tages hat manche Aehnlichkeit mit einem Fabliau bei Legrand (IV. 160). Wir werden aber weiter unten die verschiedenen Quellen dieser Novelle sehen.

6. Die achte desselben Tages hat einzelne Züge aus dem Fabliau „Les cheveux coupés“.

7. Die zweite des achten Tages hat einige Züge aus dem Fabliau du Prestre et de la Dame.

8. Die vierte desselben Tages, welche den Streich, den man dem Propst von Fiesole gespielt, erzählt, ist fast ganz wie „Le Prestre et Alison“ von Guillaume de Normandie.

9. Die sechste des neunten Tages, „The Reeve's tale“ bei Chaucer, „Le Berceau“ Lafontaine's [1] hat manche Aehnlichkeit mit dem Fabliau de Gombert et de deux clercs von Jean de Boves.

Frau und ihren Zofen zu essen und sagt ihnen dann: „Vi piacesse vivo ed ora vi è piaciuto morto“. Wir werden weiter unten bei Besprechung des „Novellino“ sehen, wie Boccaccio den ersten Theil dieser Novelle benützt hat. Ueber die Verbreitung der Sage von der Frau, welche das Herz ihres Geliebten essen mußte, giebt Dr. Gräße in seiner Litterargeschichte (II., 2, 1, S. 1120) interessante Nachweisungen.

[1] Auch von Langbein bearbeitet.

10. Die zehnte desselben Tages, von dem Priester Gianni aus Barletta, welcher aus Freundschaft für seinen Nachbar dessen Frau in ein Pferd verwandeln wollte, ist eine Bearbeitung von Rutebeufs „De la Demoiselle qui voulait voler en l'air". Aehnliches wird nach Manni in den „Vite de' Santi padri" erzählt, und scheint Boccaccio von dieser Legende gewußt zu haben.

11. Bei der sechsten des dritten Tages vermuthet Dunlop eine französische Quelle. Ich glaube, daß sie auf dem „Meunier d'Arleux" von Enguerrand d'Oisy beruht.

Wir sehen also, daß Boccaccio nur sehr selten die Fabliaux treu nachahmte, und eine Vergleichung derselben mit seinen Novellen zeigt uns am besten seine unendliche Ueberlegenheit. Tief stehen die Trouveres unter ihm an Reiz der Darstellung und Schönheit der Sprache. Wenn sie ihm auch den mageren Stoff gegeben haben, das Kunstwerk ist doch erst durch den Geist Boccaccio's entstanden. Auffallend ist es, daß fast alle Erzählungen, die er aus den Werken der Trouveres genommen, schlüpfrigen Inhalts sind.

Jakob Meyerbeer.

Von A. W. Ambros.

II.

Die ernstere deutsche Kunstkritik hatte zum „Robert" bedenklich stillgeschwiegen, vor den „Hugenotten" schlug sie ein Kreuz und schrie in den aller Orten erschallenden Beifallsjubel ihr zorniges Quos ego. Nur Wolfgang Robert Griepenkerl in Braunschweig, der Verfasser der „Beethovener", der auch schon für Berlioz in seiner halb Hegel'schen, halb Jean Paul'schen bilderreichen, in bausbäckigen Kraftworten emphatisch predigenden Sprache das Wort genommen, erklärte in einem im Leipziger Gewandhaussaale gehaltenen Vortrag, die Oper unserer Zeit dürfe nicht mehr die ehemalige heroische, romantische u. s. w. sein, sondern die „historische", von welcher die „Hugenotten" bereits eine glänzende Probe seien. Die Einflechtung des „eisenhaltigen" Chorals: „Ein' feste Burg" sei ein genialer Gedanke: so oft sich die Fäden verwirren, ertöne er und bringe uns sofort auf den rechten Weg. Meyerbeer war dankbar und componirte ein in die „Beethovener" eingeschaltetes Gedicht Griepenkerls, „Vergangenheit, ein tiefer Schacht", und das war kein kleines Opfer, denn die hölzernen Gedanken jener hölzernen Verse mit Musik zu umkleiden, war ein Kunststück, kaum geringer als jenes Jacquins de Pres, der die zwei Geschlechtsregister aus dem Evangelium zu meisterlichen Tonsätzen verarbeitet hat. In offener Opposition trat Schumanns neue Zeitschrift für Musik auf; keine gering anzuschlagende Gegnerin, denn sie war das Organ aller

strebenden geistreichen jüngeren Musiker. Im Jahrgange 1837 schrieb unter dem Titel „Leipziger Fragmente" Robert Schumann jene vernichtende Kritik, die vom sittlichen, wie vom künstlerischen Standpunkte Meyerbeers Oper mit einer Heftigkeit und Erbitterung angreift, wie sich davon in Schumanns ganzer Laufbahn als Kritiker kein zweites Beispiel findet. Der Aufsatz hat in Schumanns gesammelten Schriften Band 2, S. 220 bis 229, einen Wiederabdruck gefunden. „Schwelgen, morden und beten, von weiter nichts steht in den Hugenotten". Verblüffen oder Kitzeln sei Meyerbeers höchster Wahlspruch, das gelinge ihm auch beim Janhagel — von den „Hugenotten" an sei er nicht mehr zu den Künstlern, sondern „geradewegs zu Franconi's Leuten" zu zählen. Schumann empfand gleich vor allem anderen die sittlichen und religiösen Dissonanzen des Textes sehr tief, und machte den Componisten dafür mit verantwortlich; gewiß trug zu dieser Erkenntniß die aller Wahrscheinlichkeit nach armselige Gestalt, in der die Leipziger das Stück zu sehen bekamen, nicht wenig bei — in Paris konnte die berauschende Pracht der Ausstattung blenden und täuschen. Schumann empfand sehr richtig das Raffinement, daß uns im ersten Act „eine Schwelgerei von lauter Männern", im zweiten „eine Schwelgerei von badenden Frauen" geboten wird, daß mit einer gewissen Symmetrie der Frivolität in jene eine einzelne Frau, „aber verschleiert", in diese ein einzelner Mann, „aber mit verbundenen Augen" eingeführt wird. An den Phasen, welche das Herzensbündniß Raouls und Valentinens durchläuft, nimmt er gerechtes Aergerniß. Allerdings tauche da und dort etwas Besseres auf und „Geist [1] könne man Meyerbeer leider nicht absprechen", aber was sei das alles „gegen die Gemeinheit, Verzerrtheit, Unnatur, Unsittlichkeit, Unmusik des Ganzen". Der zürnende Florestan, dem diesmal kein beschwichtigender Eusebius zur Seite stand, wurde vom „Dorfküster Wedel", d. i. Wilhelm v. Waldbrühl, kräftig unterstützt, dessen verwunderlicher deutschthümelnder Sprachpurismus den hitzigen Angriffen einen unwiderstehlich komischen Beigeschmack gab.

Gleich in der „Eröffnung" (Ouverture), meint Wedel, hätte die Laise (der Choral) mit einem anderen leichtfertigen Gedanken in Gegensatz gebracht und in einem „Tonrunge" (einer Fuge) durchgearbeitet werden sollen u. s. w. Es ist begreiflich, daß die meyerbeerfreundlichen Blätter, insbesondere die Pariser und Hamburger, diesen Angriffen mit allen ihren Batterien schweren Geschützes antworteten, dafür bekam aber Florestan vom alten Rochlitz, der damals gern den musikalischen Alten vom Berge in Deutschland gespielt hätte, eine briefliche „Belobung des Fleißes und der guten Sitten". Endlich aber ist Schumanns Angriff noch immer nicht das Heftigste, was Meyerbeer von der Kritik erfahren mußte. Erst noch in neuester Zeit hat Dr. Joseph Schlüter in seiner „Allgemeinen Geschichte der Musik" (einem, was ältere Musik betrifft, allerdings sehr flüchtigen, in den Capiteln über neuere Tonkunst aber glänzend und geistreich geschriebenen Buche), S. 160 bis 162 ein Urtheil über Meyerbeer niedergelegt, worüber dieser, dem

[1] In den gesammelten Schriften steht die bedeutungsvolle Aenderung „einigen Esprit".

der kleinste auf seine Kosten gemachte Feuilletonscherz schwülen Angstschweiß verursachte, vermuthlich gestorben wäre, hätte er es zu Gesicht bekommen.

Schlüter entdeckt in den „Hugenotten", im „Propheten" geradezu Tendenzopern gegen den Katholicismus. Das ist freilich eben auch ein Kennzeichen der Zeit! Wer sich unterstünde, zu finden, Shylok sei kein vollkommener Märtyrer, würde als Hochverräther an der Humanität gesteinigt, wenn aber z. B. in Herrn Adolf Stahrs beliebtem „Jahr in Italien", diesem Product des widerwärtigsten Bildungsdünkels, Band 3, S. 449, zu lesen ist „Fetischismus der katholischen Religion", so ist das natürlich ganz in der Ordnung! Die gräßliche St. Barthélemy ist der blutige Popanz, den man neben dem Eppur si muove u. s. w. der katholischen Kirche immer wieder entgegenhält. Vergebens, daß wir wissen, daß die Religion nur der Prätext zu ganz anderen Zwecken war, daß es Karl IX. und seiner Mutter Katharina von Medicis um alles andere eher zu thun war, als um den Katholicismus. Die Bartholomäus-Nacht war ein dankbarer Stoff für ein Opernbuch, nur mußte sie natürlich in banalster Auffassung und in Farben hingemalt werden, die weit ins Feld scheinen. Allerdings kann man dem Textdichter der „Hugenotten" nicht nachsagen, daß er die Calvinisten sonderlich edel und liebenswerth gezeichnet. Marcell Boisrosée's Lieder athmen den wildesten, blutdürstigsten Fanatismus, und es überrascht wirklich, wenn Marcell, dessen einzige gute Eigenschaft seine treue Anhänglichkeit an seinen Herrn ist (die freilich einigermaßen an das Attachement eines Bulldoggs erinnert), sich schließlich zum Priester und Märtyrer herauswächst. So wenig wie an das Buch der „Hugenotten", darf man an das Buch des „Robert" den sittlichen Maßstab anlegen. „Robert" hat das Verdienst, was die kleine Frage nach Zusammenhang und gesundem Menschenverstand betrifft, unmittelbar neben Schikaneders „Zauberflöte" zu stehen, nur mit dem Unterschiede, daß letztere in eben dem Maße von Tugend und Weisheit überquillt, als der andere vom Entgegengesetzten. Wenn Tieck im Prolog des „Gestiefelten Katers" einen der Interlocutoren bemerken läßt: „Ah, die Musik, glauben Sie mir, werthester Freund, nur durch diese himmlische Kunst bringen wir alle die Dummheiten hinunter", so ist das ein unverkennbarer Seitenblick auf die „Zauberflöte", im „Robert" muß aber die Musik auch noch über Schlimmeres hinüberhelfen, als bloße Dummheiten sind! Es ist erstaunlich, mit welcher Naivetät im ersten Acte über die arme Alice ein Strafurtheil ergeht, welches an das Los des Levitenweibes unter den Benjaminiten erinnert, zum Glück aber nicht in Vollzug gesetzt wird. Daran nicht genug! Im vierten Act kommt die Prinzessin dem zauberzweigbewehrten Robert gegenüber in dieselbe Gefahr, wie Alice gegenüber den lebenslustigen Cavalieren. Einen besonderen Hautgout, wie Wildpretfümet, bringen die auferstehenden Lasterdirnen hinein, die, um die Sache noch pikanter zu machen, „Nonnen" sind. Dieses Kokettiren mit Grab und Verwesung, welcher stachelnde Effect für das blasirte Opernpublicum! Kaum wieder belebt, stürzen sich diese Grabwürmer in ein rauschendes Bacchanal, „la volonté de Bertram a rendu l'instinct des passions à ces corps naguère inanimés" belehrt uns das Text-

buch. Und dann die getanzte Verführungsscene! Ueber Robert, der ganz einfach das ist, was bürgerliche Menschen kurz und gut einen gemeinen Lump nennen, der gleichwohl zuletzt, man weiß nicht wie und warum, seine Prinzessin bekommt, über Bertram, der zugleich Teufel und zärtlicher Vater ist, der trotz alles pathetischen Jammers dem Einfaltspinsel Raimbaut gegenüber plötzlich den Buffo herauskehrt, ist gar nichts zu sagen, und wenn zuletzt, um den Unsinn zu krönen, die himmlischen Heerschaaren mitsingen müssen (Choeur d'anges invisibles), so erhebt sich hier die französische Romantik zu einer für unsere blöden Augen nicht mehr erreichbaren Höhe. Aber einen Vorzug hat „Robert" gleich der „Zauberflöte." Er ist bei allem Unsinn nicht langweilig und bietet reiche Gelegenheit, glänzende Musik zu machen, dankbare Momente für den Componisten, drastische Effecte, brillante Contraste. Es geht uns mit den unsinnigen Zügen, von denen „Zauberflöte" und „Robert" wimmeln, nach Mephisto's Wort: „Man sieht's, man hört's, man kann es greifen, und dennoch tanzt man, wenn sie pfeifen!" Wäre Scribe mit seinem „Robert" zu Mendelssohn oder Beethoven gekommen, so würde sich ersterer wahrscheinlich höflichst bedankt, der andere würde den Poeten vermuthlich die Treppe hinabgeworfen haben. Aber Meyerbeer erkannte sehr wohl, was er daraus für seine Pariser machen könne, und der Erfolg hat gezeigt, daß er recht gehabt. Und so hat er auch im Buche der „Hugenotten" eben nur drastische Effecte gesucht und gefunden, und sicherlich nicht an die Tendenz gedacht, deren ihn Schlüter beschuldigt. Man wird dabei nicht verkennen dürfen, daß er das Bedenklichste zu veredeln und zu mildern gewußt. So ist z. B. gerade der Badechor eine wundersam schöne entzückende Composition. Die rollende Figur der Celli und Fagotte erinnert an das Plätschern der Wellen, die hellen Harfenklänge malen die glitzernden Sonnenblicke auf der Flut, die Geigen singen mit dem Frauenchore in der höheren Octave die breit und ruhig hinströmende edle Melodie mit, die dämpfenden Sordinen mahnen durch eine der geheimnißvollen Beziehungen der Tonmalerei, wie an einer ähnlichen Stelle in Haydns „Jahreszeiten", an Sommerschwüle. Der Text, wie er für sich dasteht, führt uns geradezu in ein liederliches Haus; die Musik verwandelt die Scene in eine Gruppe badender Nymphen, wie wir sie oft auf Gemälden Tizians u. A. ohne Bedenken, ja mit reinem Genusse geschaut. Die Auferstehung der Nonnen im „Robert", unsinnig und eckelhaft zugleich, wird durch die Musik zu einem unheimlichen Nachtstück, bei dem wir etwas von dem Schauer empfinden, um dessentwillen wir als Kinder Mährchen über alles gerne hören mochten. Die mehr als bedenkliche Situation Alicens unter den Rittern ist mit feiner Grazie und mit einer Noblesse behandelt, daß das im Text sehr ernstlich Gemeinte mehr wie eine Neckerei herauskömmt, mit welcher die vom Weine lustig gestimmten Herren das fremde hübsche Landmädchen ein wenig in die Enge treiben wollen. Unseres Wissens hat noch niemand diese Seite in Meyerbeers Wesen beachtet, man hat in ihm eben nur den gemeinen Speculanten erblickt (man sehe, wie hart sich Schlüter ausdrückt!) und übersehen, daß gerade in jener Reinigung und Veredlung dessen, was vom Dichter aus gemein und schmutzig

war, das schönste Zeugniß für des Componisten Meyerbeer innerlich edle Natur liegt.

Meyerbeers Opern sind für die französische große Oper epochemachend, maßgebend, typisch geworden. Halevy steht geradezu unter ihrem Einflusse, ob aber dieser Einfluß überhaupt ein wohlthätiger war, ist mehr als zweifelhaft. Wer seine Speisen mit starken und immer stärkeren Würzen mischt, muß endlich zu Assa fœtida greifen, um seinen verbrannten, stumpf gewordenen Gaumen zu reizen. Schon nach den „Hugenotten" fragte Schumann, „was denn noch übrig bleibe, als daß man auf der Bühne geradezu Verbrecher hinrichtet und leichte Dirnen zur Schau ausstellt?" Seit Meyerbeers Opern hat die französische heroische Oper jene drastischen Gräßlichkeiten in reichstem Maße herübergenommen, von denen in Victor Hugo's, Sue's u. A. Romanen und Dramen ein so reichlicher Vorrath zur Verfügung stand. Wenn in Halevy's „Jüdin" ein unschuldiges Mädchen in eben dem Augenblicke vom Henker in den siedenden Oelkessel gestürzt wird, in welchem der Richter, der sie verurtheilt hat, und der, um die Sache noch schöner zu machen, Cardinal ist, erfährt, es sei seine vermißte, lange gesuchte Tochter, so liegt in dieser Erfindung ein so nichtswürdiges, grausames Raffinement des Gräßlichen, daß jeder Mensch von gesundem Gefühl sich mit Abscheu wegwenden muß. Und das ist der letzteste Schluß der Oper, damit der Zuseher nur ja mit zitternden Nerven heimgehe. Man braucht kein Rigorist zu sein, um dergleichen nicht bloß künstlerisch, sondern moralisch verwerflich zu finden. Wenn sich dem Zuseher im letzten Acte der „Jüdin" bei dem gräßlichen Henkermarsch mit den quiekenden Querpfeifen, bei der wie Unkenruf klingenden Psalmodie das Haar sträubt, wenn er, wie sich Recha im weißen Sterbegewande an ihren vermeinten Vater klammert, und in wenigen zitternden Worten ihre Angst vor dem Sterben äußert, am liebsten entfliehen möchte, und doch wie vor einem Zauber nicht fort kann und sich unwiderstehlich gefesselt findet, so ist das auf Rechnung desselben tief in der menschlichen Natur liegenden, aber im allerhöchsten Grade bedenklichen und darum nicht noch zum Vehikel des Kunstgenusses zu machenden dämonischen Zuges zu setzen, der, potenzirt, das Römervolk in den Zeiten seiner Entartung jauchzen ließ, wenn das Blut der Gladiatoren den Sand des Amphitheaters in Strömen färbte, oder wilde Bestien vor den trunkenen Augen der bestialischen Menge christliche Jungfrauen, Knaben und Mädchen in Stücke rissen. Wenn in Halevy's „Guido und Ginevra" die Pest zum dramatischen Hebel des Ganzen wird (nicht bloß wie in Sophokles' „König Oedipus" zur zufälligen äußerlichen Veranlassung des Uebrigen), und wenn die für die große Oper obligate Schreckensscene uns nichts geringeres vorführt als eine im Grabe erwachende Scheintodte, so glaubt man endlich gar nicht mehr an die Gräuel, der Geist des Widerspruches regt sich und man fühlt in den Mundwinkeln ein unwillkürliches Zucken des Lachens. Zu diesem Punkte die Oper so nahe hingeführt zu haben, daß die Nachahmer, wie Halevy, nur noch jenen kleinen Schritt weiter zu gehen brauchten, um am Ziele zu stehen, vor dieser Beschuldigung ist Meyerbeer nicht freizusprechen, der die Schlächterei der Bartho-

lomäus-Nacht auf die Bühne gebracht und Weiber und Kinder, die in der Todesangst den Choral in grellen Tönen anstimmen, zwar nicht vor unseren Augen, aber doch vor unseren Ohren massacriren läßt! Andere, minder schlimme Ingredienzien der modernen großen französischen Oper sind auf Meyerbeers Rechnung zu setzen, die unvermeidliche Entrée de la cour, das eben so unvermeidliche Banket (wenn die Umstände halbwegs günstig sind: Orgie), die Coloraturprinzessin und die dramatische Heldin u. s. w. Doch ist Meyerbeer keineswegs, wie man oft behaupten hört, Schöpfer der großen französischen Oper; er hat vielmehr mit großer Klugheit an die Traditionen, die er vorfand, angeknüpft, und nur alles in modernem Sinne zurechtzulegen und zu steigern gewußt. Merkwürdig ist es, daß sein „Robert" eigentlich nicht die Ueberlieferung der großen Oper, der Académie royale de musique, sondern der Opéra comique fortsetzt.

Wenn man recht zusieht, so wird man finden, daß Aubers modern costümirter „Fra Diavolo" potenzirt und in romantische Ferne gerückt, in Herolds „Zampa" wiederkehrt, und daß „Robert" ein ins Kolossale gemalter „Zampa" ist. Trinkgelage, Tänze, Geistererscheinungen, Preghieren, alles das ist hier in ganz ähnlichem Sinne angewendet. Es ist eine stehende Usanz der Opéra comique im ersten Act eine halb oder ganz schauerliche Ballade von irgend einer Person als Erzählung vortragen zu lassen, welche die Vorgeschichte erklärt und in der sich die Quintessenz des Ganzen concentrirt. So schon in Boieldieu's „Weißer Dame", so in „Fra Diavolo", in „Zampa", und richtig muß in „Robert" der fahrende Sänger Raimbaud den Rittern und uns in der Ballade „L'histoire épouvantable de ce Robert le diable" vorsingen. Die „Hugenotten" hingegen folgen der seit Lully's Zeiten vorgezeichneten Bahn der großen Oper, in der mindestens eine große dramatische Situation dem Helden oder noch lieber der Heldin Gelegenheit bietet, die ganze Macht der Leidenschaft zu entwickeln. Es genüge hier, auf die Schlußscene der Quinault'schen „Armida", auf die Tempelscene in der „Vestalin" hinzuweisen. In den „Hugenotten" liegt dieser Schwerpunkt in dem Duo zwischen Valentine und Raoul. Die nachmeyerbeer'sche Oper weicht von dieser althergebrachten Sache natürlich erst recht nicht ab, in der „Jüdin" z. B. ist es der Moment, wo Eleazar entdeckt, der Liebhaber seiner Recha sei ein Christ, und den Meschores zur Thür hinauswirft, in „Katharina Cornaro" die Scene, wo Katharina dem Heißgeliebten als Propositio inversa zu Valentinens „Raoul ich liebe Dich" erklären muß, „ich liebe Dich nicht mehr", weil, so oft sie sich von ihrer Liebe zu einer Erklärung hinreißen lassen will, die von Mocenigo gedungenen Meuchelmörder die Dolche zur Thür hereinfunkeln lassen.

Meyerbeers „Hugenotten" haben vor allen Arbeiten seiner Nachtreter schon das Eine voraus, daß sie wirklich ein glänzendes Bild der Zeit sind, in welche uns die Handlung versetzt, ohne doch irgendwie zu der wirklichen historischen Musik jener Epoche zurückzugreifen. Daß die französischen Calvinisten Psalmen von Goudimel und Claude Lejeune sangen, nicht aber den lutherischen Choral von der „festen Burg", weiß jedermann, das Rataplanlied klingt nicht entfernt an die Weise

der mehrstimmigen Gesänge Certons, Manchicourts, Hotinet Barras und der übrigen französischen Tonsetzer des 16. Säculums an, und wenn Lewald Meyerbeers Gelehrsamkeit rühmt, mit welcher er den Pavennen (?) und Passepieds (?) in der Ballscene des fünften Actes die historisch richtige Musik gegeben habe, so dürfte es etwas schwer sein, die dort erklingenden Melodieen mit den Tanzweisen des Ballet comique de la reine, das nur neun Jahre später (1581) aufgeführt wurde, oder den Tänzen Caroso's von Sermoneta oder Cesare Negri's (den Vestris der damaligen Zeit), welche uns in gleichzeitigen Drucken in großer Zahl vorliegen, in Uebereinstimmung zu bringen. Aber Meyerbeer hat sehr wohl gethan, nicht mit einem musikalischen Raritätenmuseum Figur machen zu wollen. Wir fühlen uns wirklich in dem alten Paris von 1572, wir sehen den brillanten, geistreichen, frivolen Hof Margaretha's von Valois, und die allbekannten Klänge des Chorals wirken ganz anders und unmittelbarer, als wenn wir uns erst durch ein Programm belehren lassen müßten, die durchgehende Choralweise sei z. B. Goudimels 1565 erschienenen: „Psaumes mis en rime française, par Clement Marot et Théodore de Béze" entnommen. Daß Meyerbeer den Choral durch den energischen Marcell mit voller Posaunenbegleitung einführt und ihn zuletzt in einem Frauenchore ausklingen läßt, ist ein Gedanke, den man hinnimmt, als müsse es nur so sein, weil es so ganz das Angemessene ist, und doch ist es eine mit großem künstlerischen Verstande getroffene, wohlüberlegte Anordnung.

Die nächste Oper Meyerbeers „Das Feldlager in Schlesien" war eine Gelegenheitsarbeit für die am 7. December 1845 feierlich vorgenommene Eröffnung des neuen Opernhauses in Berlin, aber freilich was für eine! Meyerbeer hat die luxuriöse Verschwendung hintendrein selbst empfunden, das „Feldlager" kam 1847 als „Vielka" in Wien mit Jenny Lind zur Aufführung. Der Schluß nahm im „Feldlager" die festliche Gelegenheit direct beim Schopfe, er brachte in einer Art Vision eine Art Apotheose des neuen Opernhauses. Die Gelegenheit flog vorüber — post tergum calva — man mußte für Wien einen anderen Schluß erfinnen, hier endete die Oper mit einer Apotheose der Mutter Vielka's, wobei man freilich an das schwäbische Sprüchwort hätte denken können: „Wie kommen die Rüben in den Sack?"

Meyerbeer ließ seine Musik, die vielfach noch im besten Sinne an den Meister der „Hugenotten" erinnerte, für Paris eine neue Incarnation erleben, was als „Feldlager" gestorben und dann seinen Durchgang durch „Vielka" genommen, erstand am 17. Februar 1854 in Paris als „L'étoile du nord". Man erinnert sich wohl aus dem Gastmahl des Trimalchio des geschickten Koches, der einen aus Schweinefleisch gemachten Fisch zur Tafel brachte. Meyerbeers getreuer Achates, der allzeit bereite spiritus familiaris Scribe, beschämte den Koch, er that mehr als Schweinefleisch in einen Fisch verwandeln, er schuf „Vielka" zum „Nordstern" um, aus Preußen wurden Russen, Friedrich der Große wurde zu Peter dem Großen u. s. w. Ohnehin schwimmen in den Vorstellungen der Franzosen „les nations du nord" etwas unbestimmt durcheinander, und Fritz oder Peter, der Unterschied

ist nicht so groß. Czar Peter blies zwar nicht die Flöte, aber dafür drechselte er sehr hübsch, c'est egal, man konnte ihn ohne Gewissensbisse zum Petrus Auletes machen! Katharina, das Mädchen von Marienburg, wurde in der Weltgeschichte nicht geistesverwirrt (im Gegentheil, sie hatte zu viel Verstand), aber in der Oper gehört der Wahnsinn schon so sehr zum Hausgebrauch! Wahnsinnige sind für die Librettoschreiber, wie für die Muselmänner „Heilige" und hier speciell „Nothhelfer", die dem Texte auf die Beine helfen. Peter genießt in der Geschichte vielen Ruhm, aber noch mehr Rum genießt er in Scribe's Opernbuch, so daß sich der große Mann in conspectu populi gründlich betrinkt u. s. w. Hätte Peter sein Portrait im „Nordstern" sehen können, er würde entweder gelacht oder Scribe nach Sibirien geschickt haben.

Ehe jedoch der „Nordstern" am Pariser Opernhimmel aufging, erschien am 16. April 1849 der „Prophet" — eine Art zweite Auflage der „Hugenotten" — religiöser Fanatismus, statt auf Hugenotten, auf Anabaptisten arrangirt. Das Buch schlug die historische Wahrheit und Auffassung fast noch ärger ins Gesicht, als der flötenblasende große Peter. Es ist ein unvergleichliches Raffinement darin, die gewohnten Effecte sind durch unerhörte ersetzt, zum Theile auf den Kopf gestellt, wie z. B. die Primadonna, statt wie sonst in Jugend, Schönheit und reichem Costüme strahlt, als altes Weib, als Bettlerin erscheint. Der Vorwurf, den Schumann den „Hugenotten" gemacht, „man suche darin vergebens einen ausdauernd reinen Gedanken, eine wahrhaft christliche Empfindung", gilt im vollsten Maße vom „Propheten" — dabei macht die Sache noch Ansprüche, z. B. heißt Johanns Mutter „Fides", der „Glaube". Sie sollte besser Superstitio heißen — der Glaube hat Heilige, Märtyrer und echte Propheten geboren, Betrug und Aberglaube falsche Propheten, wie den Schneider Jan von Leyden, der im Opernbuche ein Bierwirth ist, wie Peter im „Nordstern" ein Flötist. Die große dramatische Scene spielt sich diesmal im Dome zu Münster ab, wo uns erst ein freches Fratzenbild der katholischen Ceremonien vorgeführt wird, dann aber die moralische Tortur, welche Mutter Fides auszustehen hat, die nöthige Würze giebt. Man kennt aus unserem braven Gellert die Geschichte des alten Hutes, der stets derselbe blieb, nur anders gewendet, neu bordirt wurde.

„Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen,
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen.
Ihm, schrie es, ihm allein ist Geist und Witz verlieh'n,
Nichts sind die andern gegen ihn!"

Als das Volk das alte Hugenotten-Hütlein umgestülpt und mit neuer, glänzender, aber falscher Goldborte versehen als Prophetentiara zu sehen bekam, „taumelte es vor Vergnügen". Was sah und hörte man nicht da alles für sein Geld!

Im „Propheten" drängte sich endlich das glänzende Beiwerk, welches in Meyerbeers früheren Opern bei all' seiner Wichtigkeit gewissermaßen in Schranken gehalten worden, in den Vordergrund und vor die Musik, die neben Trefflichem schon viel Gequältes enthält und der Ausstattung nicht mehr die Wage halten konnte.

Die Pariser hatten im „Robert" den Mondschein in der Kirchhofscene lebhaft bewundert (c'est étonnant, war die stehende Phrase dafür), in den „Hugenotten" wurde ihnen zum Schlusse eine „nuit étoilée" mit dem zitternden Wiederscheine im Wasserspiegel der Seine geboten, aber erst im „Propheten" ging (figürlich und unfigürlich) die Sonne auf. Mochte Johann sein ut de poitrine so oft loslassen, als er wollte, beim Aufleuchten der elektrogalvanischen Sonne war er für's Publicum nicht weiter da! Von dem Schlittschuhlauf und Schlittschuhtanz redete ganz Paris wochenlang vor der ersten Aufführung (die erste Besprechung der Oper im „National" erwähnt dessen ausdrücklich), nicht minder bewunderte man den Palastbrand und Einsturz in der letzten Scene. Und so war denn endlich der große Guckkasten, das Diorama mit begleitender Musik glücklich da! Schumann führte 1847 bis 1850 eine Art Tagebuch über gesehene Opernaufführungen mit kurzen kritischen Notizen. Zum „Propheten" am 2. Februar 1850 malte er, statt alles anderen, ein großes Kreuz hin. Die neue „Zeitschrift für Musik", deren Redaction mittlerweile in D. Brendels Hände übergegangen, eröffnete gegen den „Propheten" einen förmlichen Feldzug, dafür machte ihn O. Lindner in Berlin, dem wir seitdem einige treffliche musikhistorische Bücher danken, zum Gegenstand einer in wohlmeinendem Sinne, aber durchaus gemäßigt geschriebenen Broschüre.

War Meyerbeer bisher in seinen Opern gewesen, wie der Horaz'sche Tigellius „reges atque tetrarchas, omnia magna loquens", so ließ er sich in seiner letzten Oper, dem „Pardon de Ploërmel" (4. April 1859) mit Ziegenhirten, Dudelsackbläsern und sonstigem Plebs ein, er stieg vom Kothurn auf den Soccus herab und beschloß seine Laufbahn mit einer „komischen Oper", die nichts weniger als komisch ist. Was Schumann schon nach den „Hugenotten" meinte, trifft hier endlich ein, „wir stehen am Ziele, es kann nicht ärger kommen und dem äußersten Angstschrei eines von der Zeit gequälten Talentes folgt im Augenblicke die Hoffnung, daß es besser werden muß". Schlüter spricht ein kurzes, bitteres aber bezeichnendes Wort: „Die Ziege neben der Primadonna", sagt er und meint dann, „der vom Hause Meyerbeer-Scribe abgehaltene, anfangs so glänzend scheinende Ausverkauf mußte mit einem gänzlichen Bankerott endigen". Meyerbeer hat hier alle Effecte mit fast frevelhafter Virtuosität auf die feinste Spitze emporgetrieben — es ist vielleicht die gewürzteste und verwürzteste Musik, die seit den Tagen Jubals bis auf unsere ans Licht getreten. Meyerbeer hat keine Oper mehr geschrieben, ein weiterer Schritt war auch nicht mehr möglich. Seine Africanerin, die wir noch zu erwarten haben, gehört einer früheren, hoffentlich weniger überreizten Epoche seines Schaffens an. Der treue Ariel, der dem Zauberer Prospero so lange gedient, die Reclame, ist noch immer unermüdet und geschäftig. Sie hat die Welt mit dem angeblichen testamentarischen Verbote der Aufführung, mit der Nachricht, die Oper sei mit dreifärbiger Tinte in dreierlei Tonarten componirt, und da sei niemand, welcher es wagen könne, zu bestimmen, welche die rechte sei, erschreckt, um sie dann desto mehr mit dem Widerrufe zu erfreuen, und sie das Glück desto

lebhafter fühlen zu lassen, daß die Africanerin jetzt doch endlich auf der Bühne erscheinen wird.

Außer den Arbeiten für die Opernbühne hat Meyerbeer nur noch ein größeres Tonwerk geschrieben und auch dieses für das Theater; die Musik zu seines Bruders Michel Beer Tragödie „Struensee“, die Entstehung dieser Musik, fällt in das Jahr 1846; Fètis redet (s. dessen Biographie universelle des musiciens, die neue Auflage, Artikel: Meyerbeer) von dieser Composition mit einer Begeisterung, mit welcher der alte Herr sonst sehr karg ist. Es ist in der That ein brillantes Werk — zu brillant beinahe. Die Tragödie, die sich auf anständiger Mittelhöhe hält und einen etwas flach schillerisirenden Idealzug hat, fällt gegen die Farbenpracht dieser Ouverture, dieser Entr'acte ziemlich fadenscheinig ab. Die später für Wagner im „Lohengrin“ in Anspruch genommene Idee der einzelne Personen oder sogar gewisse Verhältnisse charakterisirenden, stets wiederkehrenden Leitmotive findet sich hier vollkommen ausgeprägt: da ist (nach Art der Meistersinger zu sprechen) eine ehrwürdige Pastorenweis, eine zärtliche Königinweis, eine bösartige Hofkabalenweis (für die analoge im „Lohengrin“ ist die Bezeichnung des „corrosiven“ erdacht worden), eine rebellirende Gardenweis; zu letzterer hat Meyerbeer das dänische Volkslied vom „Held Christian am Mastbaum“ genommen, das in der mannigfachsten Ausstattung immer wieder auftaucht, vom Flötenbicinium in der Naturharmonie bis zum glänzendsten Pomp des vollen Orchesters; in einem Zwischenact hört man es als Chor hinter dem Theatervorhange singen, wie später in der Instrumentaleinleitung der „Wallfahrt“ den Pilgerchor. Diese Musik hat neben dem Guten, das an ihr selbst ist, auch das Gute, daß man durch den Contrast eine Eigenschaft der Beethoven'schen Egmont-Musik einsehen lernt, die man sonst kaum beachtet, nämlich, mit welcher Bescheidenheit sich Beethoven dem Poeten unterordnet; er will in den Entr'acten das Poem nur einrahmen, nicht selbstständige Gemälde liefern, darum malt er mit ziemlich auffallend gedämpften Farben und skizzirt mehr, wie man finden wird, wenn man Brackenburgs „Liebesklage“, den „Aufruhr“ u. s. w. neben einen beliebigen Beethoven'schen Symphoniesatz oder auch nur gegen das kurze Vorspiel des zweiten Actes des „Fidelio“ hält. Meyerbeers Struensee-Musik tritt überall mit frappanten Inventionen, mit blendendem Glanze auf, sie überflutet aus dem Strombette der Zwischenacte und ergießt sich in das Stück selbst; wo ein lyrischer Moment im Dialog eintritt, wird sie sofort laut, illustrirt, commentirt und macht das Ganze zum Melodram, es ist manchmal, als tauche des Bruder Poeten Geist aus dem Souffleurkasten auf und rufe ungeduldig: „Aber zum Popanz, Bruder Jakob, so laß' mich doch ausreden“. Ist übrigens eine pathetische Tragödie im Rococostüme bedenklich (denn ein Liebhaber, dem der Zopf hinten hängt, ein Bösewicht mit Haarbeutel ist immer in Gefahr, daß bei einem leidenschaftlichen Gestus das Anhängsel in lächerlichen Schwung geräth) und die Geschichte Struensee's eine der widerwärtigsten Hof-, Höflings- und Kabalengeschichten einer widerwärtigen Zeit, so tritt das alles durch den romantischen Zauber der Musik erst recht hervor. Ein Choral erschallt, würdig einen Oberpriester anzu-

kündigen, und herein tritt mit Stutzperrücke, Hutdreieck, Stock und schwarzem Rock die dürftige Figur eines alten Pastors. Es hat gleichwohl etwas Rührendes, zu sehen, wie Jakob sein Allerbestes daran wendete, seines Bruders Michael Andenken zu ehren.

Eine Menge Lieder und Romanzen sind echte Pariser Nippes und haben von Schuberts Liedermanier kaum etwas anderes, als die sorgsame Durchcomponirung und die reiche Begleitung. Das Heine'sche „Fischermädchen" ist bei Schubert ein liebliches zartes Kind, bei Meyerbeer eine pikante, verführerisch-liebenswürdige Pariser Kokette. Sehr bekannt ist der „Mönch" — Bertram in der Kutte. Er ruft abwechselnd Weiber und Dämonen zu wilder Lust herbei, betet dann wieder zur Madonna und fühlt sich verdammt — abermals Assa fœtida für stumpfe Gaumen, in der Musik aber von großer origineller Kraft. Unter Meyerbeers musikalischem Nachlasse soll sich eine Musik zu Aeschylos' „Eumeniden" befinden. Bekanntlich lehnte Mendelssohn trotz königlichen Wunschbefehles die Composition ab, er fühlte sich dem gigantischen Sujet nicht gewachsen. Meyerbeer war weniger bedenklich; — es wäre interessant, zu sehen, wie er und Aeschylos mit einander auskommen, Meyerbeer-Aeschylos, „das ist ja glühend Eis und schwarzer Schnee" würde Shakspeare's Theseus sagen.

Haben wir in dem Vorstehenden einen Ueberblick der glänzenden Laufbahn des bedeutenden Mannes zu geben gesucht, so erübrigt uns nur noch, speciell den Musiker Meyerbeer ins Auge zu fassen.

Livia, Gemahlin des Kaisers Augustus.

Eine historisch-archäologische Abhandlung von Dr. **Jos. Aschbach**.

(Denkschriften der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften, 13. Band S. 29 bis 84, mit einer photographischen und drei Kupfertafeln.)

Die genannte, schon seit längerer Zeit mit großer Theilnahme erwartete Schrift zerfällt in einen historischen und einen archäologischen Theil. In dem ersteren (S. 31 bis 60) stellt der Verfasser, dessen quellensichere Vertrautheit mit den verwickelten Personalien des Augusteischen Hofes in Rom bekannt ist, die zerstreuten Stellen aus Suetonius Tacitus und Dio, so wie inschriftliche und numismatische Nachweisungen zu einem Lebensbilde der geistesgewaltigen Frau zusammen, „die durch ein halbes Jahrhundert ihrem Gemahle Augustus als weise Rathgeberin bei Errichtung der römischen Militärmonarchie hülfreich zur Seite stand". Es geschieht dies in fünf Abschnitten, welche: 1. das Leben der Livia vor ihrer Verheiratung mit Augustus 2. ihre Stellung und Thätigkeit als Gemahlin des Kaisers (39 v. bis 14 n. Chr.), 3. ihre wenig beneidenswerthe Lage als Mitregentin ihres Sohnes Tiberius und ihren Tod im 86. Lebensjahre (29 n. Chr.), 4. die Vergötterung

nach demselben, endlich 5. die Aufzählung der Denkwürdigkeiten enthalten, in welchen das römische Volk das Andenken der mütterlichen Kaiserin ehrte. Die Quellen fließen für das mehr im Stillen vor sich gehende, aber eingreifende Wirken der Kaiserin sehr spärlich: dennoch erscheinen die Nachrichten in dieser Schrift mit so großer Sorgfalt aufgelesen und zusammengestellt, daß ein vollkommen deutliches, lebenswahres und gehaltreiches Charakterbild daraus gewonnen wird. Wie in allen Schriften des Herrn Verfassers, geht auch in dieser die Untersuchung mit Ruhe und Sicherheit vorwärts; durchaus ohne Parteilichkeit und trotz der eingehenden Kritik in den Details [1] mit meisterhafter Klarheit geschrieben, legt sie das Hauptgewicht auf die für das Staatsleben bedeutungsvolle Seite der Wirksamkeit Livia's, nicht bloß auf die Ereignisse im Hofleben, mit welchen das Stadtgewäsch die Kaiserin in Verbindung brachte. Damit geht aber der Verfasser keineswegs den Schattenseiten ihres Charakters aus dem Wege, sie werden vielmehr, so wie seine vorzüglichen Eigenschaften alle aufgeführt; die Schrift verschmäht es, durch neue Wendungen in der Auffassung des Sachverhaltes die Handlungen der Kaiserin ganz weiß zu waschen, führt aber mit Recht die Beschuldigungen, welche namentlich über den Tod der jüngeren kaiserlichen Prinzen, über die Erhebung des Tiberius zum Mitregenten des Kaisers, endlich über das Ableben dieses letzteren in Umlauf kamen, auf ihr natürliches Maß zurück, indem die Widersprüche in den Gerüchten, die große Popularität der Kaiserin und das mindestens sehr zweifelhafte Benehmen ihres Sohnes Tiberius hervorgehoben werden [2]. So tritt die Zeichnung Livia's in der vorliegenden Schrift in grellen Widerspruch mit jener, welche im vorigen Jahre Stahr in seinem „Tiberius" von der Kaiserin entworfen hat [3]; selbst wenn zugegeben wird, daß Tacitus, einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die Augusteische Zeit, auch in der Abfassung seiner Annalen nicht frei war von einer bestimmten, der aristokratischen Partei in Rom günstigen Tendenz, so wird dennoch Stahrs Urtheil nach den Ergebnissen der Aschbach'schen Untersuchung bedeutend modificirt werden müssen. Sollten wir noch einen, nach unserer Ansicht für die gewissenhafte und umsichtige Methode des Herrn Verfassers sehr bezeichnenden Vorzug seiner Schrift hervorheben, so wäre es jener, daß in ihr der Gestalt der Kaiserin der feine classische Anhauch gewahrt geblieben ist, welcher in den Quellenschriftstellern wahrgenommen wird, und der bei der geringsten subjectiven Färbung zunächst verloren geht.

Der zweite, archäologische Theil (S. 60 bis 84) umfaßt den monumentalen Nachweis für die bildlichen Darstellungen der Kaiserin Livia. Er bewegt sich im Umkreise des Prachtvollsten und Kostbarsten, was die Kunst des Luxus und der Verschwendung uns übrig gelassen hat. Dies sind die großen Caméen in Wien

[1] Vergl. z. B. die Nachweisungen über das Geburtsjahr der Kaiserin Livia (S. 31, Note 8) und des Tiberius (S. 32, Note 1), die Emendation der Stelle bei Vell. Paterculus II., 114 (S. 66, Note 4), über die Inschrift auf dem Florentiner Camée mit dem Brustbilde Livia's S. 80 u. a. m.

[2] Vergl. insbesondere S. 42, 44, 46.

[3] S. 106 bis 111 u. passim.

und Paris, bekanntlich die Häupter in dem unabsehbaren Gebiete der Schöpfungen aller kleinen Künste, deren Domaine das Relief ist, der geschnittenen Steine, Münzen, Pasten u. s. w. Sie haben durch alle Zeiten ihre ausgezeichneten Schicksale gehabt; nicht zu den geringsten davon gehört es, daß die Archäologie seit Peirescius, Ruben, Montfaucon zu allen Zeiten und durch ihre hervorragendsten Vertreter an ihrer Deutung sich versucht hat; dadurch wurde eine specielle Litteratur über sie geschaffen, wie sie nur den Hauptwerken der classischen Kunst und Litteratur in auszeichnender Weise zukommt. Auch in unserer Schrift erreicht der archäologische Theil mit der Deutung dieser Caméen seinen Höhepunkt. Wir müssen die Schwierigkeiten derselben erwähnen, um danach den Werth der Schrift für die Litteratur dieser Hauptwerke der Steinschneidekunst würdigen zu können. Sie bestehen darin, daß die Kunst des Augusteischen Zeitalters, namentlich die das Staatsleben allegorisirende, dem Künstler zwar die volle Freiheit gewährte, jedwede historische Persönlichkeit als eine Gottheit darzustellen, soferne ihre politische Stellung und die Hauptzüge ihres Charakters dem geistigen Inhalte der einzelnen Gottheiten irgendwie analog waren. Die Darstellung geschah nun theils durch Uebertragung der typischen Motive alter Götterbilder auf die irdische Persönlichkeit, theils geradehin und bloß äußerlich durch Bezeichnung der letzteren mit den traditionellen Symbolen der verschiedenen Gottheiten; es wäre danach ganz leicht, jede Allegorie auf bestimmte Persönlichkeiten und Ereignisse zurückzuführen, wenn überall die Portraite der ersteren genau eingehalten und die Symbole consequent angedeutet würden. Allein in den meisten Fällen werden die Portraite sehr idealisirt [1], und wo es Personen gilt, die nach ihrer politischen Bedeutung nicht in vorderster Linie stehen, wird namentlich in den ersten Zeiten des Kaiserthums die allegorische Hülle weniger durchsichtig gehalten; somit werden für die meisten Fälle die ikonologisch sichergestellten Anhaltspunkte wieder illusorisch. Ferner engen die ganz zufällig ineinander gewachsenen Steinlagen des Onyx, auf deren Benützung der Künstler angewiesen ist, dessen künstlerische Freiheit bedeutend ein und zwingen ihn, eben so häufig von den gewöhnlichsten Gesetzen der Composition, wie vom Canon der Symbolik abzuweichen. Dadurch wird die Deutung der großen Caméen sehr unsicher und bedarf tiefergehender Orientirungspunkte sowohl für das historische, als für das kunstarchäologische Moment, als es bei Monumenten anderer Art der Fall ist. Das erstere Moment hatte bisher noch nicht jenen Grad der Ausbildung erfahren, daß die kunsthistorische Untersuchung über die Caméen mit vollkommener Sicherheit darauf hätte fußen können, vielmehr war es gerade dieser Punkt, welcher in den früheren Untersuchungen widerstrebende Meinungen hervorrief.

Es ist daher von großem Interesse, daß ein Historiker von bekanntem Rufe, welcher in der Geschichte des ersten kaiserlichen Hauses in Rom so vorzügliche

[1] Man vgl. das bestimmt die K. Livia darstellende Portrait auf einem kleineren Wiener Camee (in Aichbachs Schrift Taf. 3, 2), in welchem sie, wenn nicht als sehr jugendliche, doch als eine in den besten Jahren stehende Frau abgebildet ist. Dennoch war die Kaiserin, als der Stein geschnitten wurde (14 n. Chr.) bereits 71 Jahre alt.

Studien gemacht hat, in der vorliegenden Schrift sein Votum über die Caméen abgiebt. Er pflichtet bezüglich des Wiener Camée's der Deutung bei, welche nach Eckhel (1789) und Köhler (1810) Arneth in den Jahren 1827 und 1832 ausführlich begründet hat und die seither auch von Passow (1834), endlich von Karl Otfried Müller (im Handbuch der Archäologie der Kunst, 1835) in der Hauptsache aufgenommen wurde; der Verfasser sucht sie jedoch zu ergänzen und theilweise abzuändern; so erkennt er in den sehr ideal gehaltenen Figuren der rechten Obergruppe, und zwar in Cybele die Livia, in dem vollbärtigen Stromgötte den Seehelden Agrippa, in Abundantia die Agrippina mit ihren älteren Söhnen. Aus der Untergruppe wird von den verwilderten Barbaren in den charakteristischen Beinkleidern und Schuhen der eine auf den Danubius, der andere, durch die Halskette ausgezeichnete, auf den Boierfürsten Pinnes gedeutet. Die sitzende Frau ist Pannonia. Von den Soldaten, welche das Tropäum errichten, werden die mit nacktem Oberleibe auf die Legionen im Lande, die vollgerüsteten auf die aus anderen Provinzen herbeigerufenen bezogen. Die beiden fremdartig bekleideten Figuren der rechten Seitengruppe werden sehr bezeichnend für die bundesgenössischen Könige Bato und Rhoemetalkes in Anspruch genommen Aus dem Pariser Camée wird die Obergruppe auf eine Versammlung der vergötterten Ahnen des kaiserlichen Hauses gedeutet, so auf Quirinus (Mittelfigur), Julius Cäsar (Figur links) und den eben von Amor eingeführten Augustus (rechts); die Figur in orientalischer Tracht, welche nach unten die Gruppe schließt, wäre sodann der römische Genius mit der Weltkugel der Fortuna, zugleich eine Anspielung auf die bis dahin vollzogenen Schicksale des Kaiserhauses, welche dieses an die Spitze des Erdenregimentes gesetzt haben. Aus der Mittelgruppe, in welcher die im Jahre 19 n. Chr. lebenden Glieder der kaiserlichen Familie mit Ausnahme des nachherigen Kaisers Claudius nachgewiesen werden, heben wir die neue geistreiche und originelle Erklärung jener zu Füßen der alten Kaiserin Livia sitzenden Figur heraus, welche, ähnlich wie der „Genius" der Obergruppe, in orientalischer Weise bekleidet ist und wie schlafend den Oberleib vorwärts neigt. Herr Aschbach findet in ihr den „noch nicht erwachten Genius der künftigen Kaiser oder die im Schooße der Zukunft noch schlummernde Fortuna der weiter wachsenden und blühenden Domus Augusta"; dieser Genius hat mit Recht seinen Platz neben Livia, die wie eine zweite Ahnfrau des julischen Geschlechtes den Namen Julia bei ihrer Vergötterung erhielt. In der unteren Gruppe werden endlich die Reichsgrenzen und die unterworfenen Provinzen, in ihrer Mittelfigur Thusnelda mit Thumelicus vermuthet.

Es wird nicht fehlen, daß die eine und die andere dieser Deutungen manchem Archäologen fremdartig und mit den bisher als festgestellt betrachteten Ergebnissen früherer Untersuchungen schwer vereinbar erscheinen wird Auch wird eine vom rein kunstarchäologischen Standpunkte ausgehende Vergleichung beider Caméen vielleicht darauf führen, ihr Verhältniß auch nach dem Charakter der Auffassung und Arbeit schärfer bestimmen und daraus zurückschließen zu können, wie weit das historische Moment in der Erklärung des einen oder anderen vorwiegen müsse. Es wird sich

nämlich sodann klarer herausstellen, ob der schon beim ersten Anblicke erkennbare äußerliche Unterschied, der trotz der Aehnlichkeit beider Caméen besteht, auch in die innerlichen Grundbedingungen der Arbeit hineinreiche. Ist der Wiener Camée die Frucht einer Kunstrichtung, die bei höchster Feinheit und Eleganz noch so viel Idealität sich bewahrt hatte, daß ihr der Kampf mit dem officiellen unkünstlerischen Thema große Schwierigkeiten bereitete, die sie dann freilich glänzend löste, so ist der weit unter ihm stehende Camée von Paris das Kind der fertigen allegorischen Kunst, wie sie zumeist in Alexandrien in Blüthe kam, wohin auch die allgemeine Vermuthung diese Arbeit versetzt. Der letztere Camee hat allerdings auch seine künstlerischen Vorzüge, aber in nichts mehr eine Spur attischer Gefälligkeit; an die Stelle schöpferischer Phantasie tritt in ihm die reine Abstraction zu Tage, die weit mehr und leichter reale Momente aufnimmt und verträgt; bei der Erklärung desselben wird daher die streng historische Ausdeutung immer einen sicherern Grund und mehr Spielraum finden, als bei dem Wiener Camée. Wie aber dem auch immer sein möge, es wird die vorliegende Schrift in der Litteratur dieser Hauptwerke der Glyptik eine hervorragende Stelle einnehmen, indem sie für den historischen Theil der Untersuchung die bleibende Grundlage geschaffen hat und somit eine Wendung in den Erklärungsversuchen herbeiführen muß; auch kann niemanden, der mit dem Gegenstande vertraut ist, entgehen, wie sehr den Aschbach'schen Deutungen eine innere Sicherheit, Einheit und Rundung eigen ist, wie gewichtig und einleuchtend zumeist die Gründe sind, die für seine Auslegungen geltend gemacht, endlich wie viele der früheren müssigen Annahmen und Vermuthungen durch sie für immer beseitigt werden. Namentlich gewinnt der Pariser Camée eine Bestimmtheit und Klarheit durch die neue Abhandlung, wie sie nur immer gewünscht werden kann. Dagegen scheint uns das Gleiche nicht der Fall zu sein mit dem zweiten Wiener Camée, welcher vier, paarweise einander gegenüber gestellte Brustbilder enthält. Die zwei männlichen Köpfe, zumal jener, der die vorzüglichere Stelle einnimmt, sind nach massenhaften Analogieen auf den großen schönen Kupfermünzen gleicher Zeit für Köpfe der Kaiser Claudius und Tiberius zu bestimmt nachgewiesen, als daß die Benennung „Tiberius" und „Germanicus", wie sie in der neuen Abhandlung vorgeschlagen wird, durchdringen dürfte. Zwar sind die geschichtlichen Gründe, die aufgeführt werden, an sich vollkommen begründet, allein ihrer Anwendung auf den genannten Camée stehen außer dem bereits erwähnten noch mehrere andere Bedenken entgegen.

Außer diesen Monumenten werden noch eine pompejanische Statue, dann ein dritter Camée des k. k. Antikencabinetes — Livia mit dem Brustbilde des vergötterten Kaisers Augustus — ferner Cameen aus Florenz, Neapel und Petersburg und Münzen der Kaiser Nero, Claudius und Galba und vieler griechischer Städte aufgeführt, um den bedeutenden Kreis der Darstellungen der Kaiserin Livia abzuschließen. Die beiden schönen Kupfermünzen von Kaiser Tiberius mit den sehr jugendlichen Köpfen der Justitia und Salus, ferner jene des jüngeren Drusus mit dem Kopf der Pietas, aus den Jahren 22 und 23 n. Chr., werden nach dem Vor-

gange älterer Archäologen, namentlich Lenormants, mit in denselben Kreis hereingezogen. Wenn Rücksicht darauf genommen wird, daß in den genannten Jahren die Kaiserin im 79. bis 80. Lebensjahre stand, so kann wohl nicht daran gedacht werden, daß die auf den Münzen erscheinenden Köpfe Portraits der Kaiserin seien, im besten Falle sind die Beziehungen derselben auf die letztere rein allegorischer Natur [1].

Sehr wichtig ist die Schlußbetrachtung über die bildlichen Darstellungen der Kaiserin Livia, da in ihnen die ersten, noch schüchternen Schritte der späterhin dominirenden „officiellen" Kunst wahrgenommen werden können. Die allegorischen Formen einer Juno, Ceres und Cybele, unter denen Livia erscheint, sind so wie der Consecrationsritus auch weiter beibehalten worden bei den folgenden Kaiserinnen, allein bezeichnend ist es für die feinere Augusteische Zeit, daß sie auf diesen Kreis beschränkt blieben, während später eine ungleich größere Mannigfaltigkeit in ihnen sich zeigte, die zugleich das stufenweise Vordringen orientalischer Culte in Rom und die steigende Demoralisation verrathen.

Wie es der litterarischen Bedeutung der Abhandlung entspricht, ist sie mit drei von Herrn Theodor Petter sehr gut ausgeführten Kupfertafeln ausgestattet. Eine vierte Tafel enthält eine Photographie des großen Wiener Camee's nach einer Originalaufnahme des eben genannten Künstlers und jene des Pariser Camée's, aufgenommen von einem Gypsabguß im k. k. Münz- und Antikencabinete.

Dr. Fr. Kenner.

---

1. Die Abhandlungen des eben erschienenen 13. Bandes der Denkschriften der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften enthalten des verstorbenen Arneth Arbeit: „Ueber das Evangeliarium Karls des Großen in der k. k. Schatzkammer und über mehrere Gebetbücher des 16. Jahrhunderts", die letzte, die den greisen

[1] Herr Henri Cohen hat in seinem großen Sammelwerke eine Münze von Byzantium herbeigezogen, um aus dem Kopf der Livia, der auf ihr erscheint, gegen die Meinung der meisten und angesehener Numismatiker die von ihnen abgelehnte Ansicht zu restauriren, daß wenigstens die Münze des Kaisers Tiberius in dem Kopfe der Salus Augusta, welcher jenem der Livia ähnlich sei, das Portrait der letzteren aufbewahre. Allein abgesehen davon, daß die byzantinische Münze das Bild einer bejahrten Frau, jene des Tiberius die Züge eines etwa neunzehnjährigen Mädchens enthalten, steht fest, daß alle diese Köpfe, jener der byzantinischen Münze nicht ausgenommen, keine Spur von den Zügen enthalten, welche nach dem schönen kleineren Wiener Camée der Livia eignen. Die Kupfermünzen des Tiberius, die mit so großer Sorgfalt gearbeitet sind, würden das Portrait der Kaiserin, wenn es sich um ein solches gehandelt hätte, sicher eben so charakteristisch und lebendig gegeben haben, wie die viel kleineren Gold- und Silbermünzen jenes der Kaiser in verschiedenen Lebensaltern darstellen. Gedeutet können die Köpfe allerdings auf Livia werden, da der schwankende allegorische Charakter der römischen Kunst überhaupt zahllose Deutungen zuläßt. Etwas Zwingendes dürfte sich aber dafür nicht beibringen lassen, und auch dann würden für uns jene Köpfe nicht den Werth von Portraits haben.

Gelehrten trotz des Augenübels, das ihn befallen hatte, bis zu seinem Tode lebhaft beschäftigte (Kenner S. 54, Anm.). Arneth geht, nachdem er zuvor nachweist, daß von Karl dem Großen sich kein gleichzeitiges Portrait erhalten, von dem in der Schatzkammer aufbewahrten Evangeliarium aus (es soll dasselbe sein, das man bei der Oeffnung des Grabes durch Otto III. auf seinen Knieen fand und die Kaiser leisteten bei der Krönung den Eid darauf), das genau beschrieben wird, geht dann auf die Evangeliarien von Toulouse, Soissons (beide im Louvre) und Cividale (wovon bekanntlich auch Venedig und Prag Bruchstücke bewahren), auf die beiden Plenarien von Kremsmünster (wovon das zweite wenigstens sicher zwischen 758 bis 801 fallen muß), dann auf die im brittischen Museum, Bamberg und Vallicellaria über, die sämmtlich auf Karl den Großen zurückgeführt werden. Kürzer werden die Evangeliarien Karls des Kahlen und Otto's III. und das berühmte, Papst Hadrian (772 bis 795) von Karl dem Großen geschenkte Psalterium unserer Hofbibliothek erwähnt, um gleich sich zur ausführlichen Besprechung des Gebetbuches Karls V. und Ferdinands I. und des hortulus animæ zu wenden.

Dem Texte sind fünf Tafeln beigegeben, der Anfang der vier Evangelien in Gold und Silber auf Purpur mit sehr schönen Initialen und die Bilder der Evangelisten Johannes und Matthäus, von denen namentlich letzteres durch seine edle, an die Antike mahnende Auffassung und die Anordnung der Gewandung einen sehr schönen Eindruck macht (im Text S. 8 und 9 muß es statt Tafel 1 und 6 heißen 5 und 1). Die Besprechungen der einzelnen Stücke sind im Text durch Facsimile in Holzschnitt illustrirt.

* Die Collectaneen des Dr. G. Wolf, großentheils die ältere und neuere Geschichte der Juden im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns behandelnd, haben neuerdings eine Vermehrung erfahren. Dr. Wolf, der mit anerkennenswerthem Fleiß die Schätze, welche die kaiserlichen Archive in der angedeuteten Richtung enthalten, zu heben bemüht ist, hat eben wieder zwei Broschüren veröffentlicht; eine größere mit dem Titel: „Die Juden in der Leopoldstadt im 17. Jahrhundert in Wien", eine kleinere mit der Ueberschrift: „Das hundertjährige Jubiläum der israelitischen Cultusgemeinde in Wien im Jahre 1864". Beide tragen den Stempel gewissenhafter Compilirung und dürften auch in weiteren Kreisen mit Interesse gelesen werden.

* Das „Montanhandbuch des österreichischen Kaiserstaates", herausgegeben von Herrn Joh. B. Kraus, Rechnungsrath der k. k. Münz- und Bergwesenshofbuchhaltung, ist soeben auch für das Jahr 1864 als 21. Jahrgang erschienen. Die im vorigen Jahre gewählte Haupteintheilung des Werkes nach den Königreichen und Ländern ist beibehalten worden, und in der dadurch bewirkten Reihenfolge umfaßt der erste Theil des Handbuches die Bergbehörden, die Münz- und Bergwesenämter, die montanistischen Lehranstalten &c., während der zweite Theil die Privatberg- und Hüttenwerke, die montanistischen, geognostischen und geologischen Vereine enthält. Die Nachweisungen, welche der Herausgeber am geeigneten Orte über die Bestimmung, Wirksamkeit, Zusammensetzung und Zugehörigkeit der einzelnen Behörden, Aemter und Lehranstalten giebt, und an die er auch kurze geschichtliche Mittheilungen über Gründung und Entstehung reiht, sind sehr willkommen, und es verdient überhaupt die Zusammenstellung des Ganzen alles Lob.

S. Beiträge zur Statistik der Besteuerungs- und Finanzverhältnisse der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. Von Ferd. Schmidt. Wien 1864. Das Büchlein, welches in zwei Abschnitte zerfällt, deren erster die Besteuerungsverhältnisse der Stadt Wien mit detaillirter Darstellung der gesetzlichen Normen, der zweite eine Vergleichung der Finanzgebahrung der Hauptstadt mit jener von zehn der wichtigsten österreichischen Provinzialstädte enthält, ist eine sehr verdienstliche, fleißige Arbeit. Die verschiedenartigen Ansatzposten, aus welchen sich die nicht geringe — bei Wie-

ner Häusern ein volles Drittel des Zinserträgnisses erreichende Totalsumme der Steuern aufrechnet, die Unterscheidung zwischen Grund-, Hauszins-, Erwerb- und Einkommensteuer, und bei diesen wieder zwischen der Staats- oder landesfürstlichen Steuer, dem Landeserforderniß- und Grundentlastungsbeitrage, dem städtischen Zuschlage und den sonstigen Beiträgen der einzelnen Kategorieen für Militärbequartierung, Handelskammer, Gewölbwache ist nicht allzuvielen Contribuenten klar, und es läßt sich daher aus Schmidts präcisen Mittheilungen die erwünschte Aufklärung schöpfen. Ebenso bietet der zweite Theil, in welchem die Einnahmen und Ausgaben der Großcommune nach den in deren Budget festgestellten Rubriken mit der Gebahrung der Provinzialhauptstädte Prag, Pest, Lemberg, Graz, Brünn, Krakau, Linz, Czernowitz, Troppau und Klagenfurt zusammengestellt werden, viel Stoff zu interessanten Vergleichungen. Der Autor beschränkt sich hiebei auf die Gruppirung der Ziffern und verwahrt sich ausdrücklich, ein Urtheil über das Verhältniß der Mittel und Gemeindelasten zu den Leistungen der betreffenden Städte zu geben. Es ist demnach das Buch keine Bearbeitung des städtischen Haushaltes, sondern es legt hiezu eben das Material zurecht. Schade ist dabei, daß die verwendeten Daten weder gleichartig noch vollkommen neu sind. Für Wien wurde der Rechnungsabschluß 1862 zu Grunde gelegt, von welchem die jüngsten Jahresschlüsse durch die eben jetzt an die Commune herantretenden Auslagen für verschiedene wichtige Zwecke sehr erheblich abweichen. Von den übrigen Städten wurden die Abschlüsse verschiedener Jahre, theilweise bis zum Jahre 1860 zurück, verwendet, bei einigen ist das Jahr, welchem die Ziffern entnommen wurden, gar nicht genannt. Diese Schuld fällt freilich nicht dem Verfasser zu, er nahm das eben Erreichbare und fand hiebei nicht allseitig Unterstützung, mehrere größere Communen ließen das Ersuchen um Mittheilungen ganz unbeantwortet. Ebenso möchten wir vor Benützung der angegebenen Bevölkerungsziffern warnen. Allerdings sind dieselben der officiellen Zählung vom Jahre 1857 entnommen, für die Großstädte aber heute weitaus zu nieder, wie denn die Civilbevölkerung Wiens aus Anlaß der Wasserversorgungsfrage in den Verhandlungen des Gemeinderathes selbst für 1862 mit 550.000 anstatt der Zählungsziffer von 476.222 angenommen wurde.

Aus den aufgeführten Ausschlägen der 11 österreichischen Städte ergiebt sich im Ganzen, daß 6 derselben active Bilanzen oder Ueberschüsse der Jahresrechnungen, dagegen 5 passive oder Deficits aufweisen. In ersterer Hinsicht fungiren Wien mit 306.702, Prag mit 73.636, Krakau mit 35.863, Lemberg mit 9167, Klagenfurt mit 3025 und Czernowitz mit 924 Gulden Mehreinnahme. Das erheblichste Deficit weist Pest mit 85.912 fl. auf, an welches sich Brünn mit 54.477, Graz mit 8505, Troppau mit 3933 und Linz mit 1634 fl. schließen.

T. Wir hatten vor kurzem Gelegenheit, die „Oesterreichische Geschichte der Jahre 1439 bis 1526" von Dr. F. X. Krones eingehend zu besprechen, und dies veranlaßt uns, ein früheres Werk desselben Verfassers in Erinnerung zu bringen, welches gleichsam ein Gegenstück hiezu bildet. Wie nämlich bei jenem Buche vorzüglich auf eine abgerundete durchsichtige Darstellung, eine schöne Sprache und auf das Fernhalten jedes gelehrten Anstriches Bedacht genommen war, haben wir es hier gerade mit einem rein wissenschaftlichen, fast nur für Gelehrte berechneten Werke zu thun. Wir meinen die „Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe in seinen staatlichen Grundlagen vom 10. bis 16. Jahrhundert" (Innsbruck 1863, Wagner. 8. 519 S.). Der Verfasser nennt seine Schrift selbst einen „Versuch", doch wohl nur deßhalb, weil es das erste derartige Unternehmen in unserem Vaterlande ist, wo hingegen die Ausführung beweist, wie sehr er mit seinem Gegenstande vertraut ist. In fünf Abschnitten werden die staatliche Bildungsgeschichte (I.), die innere territoriale Gliederung (II.), die Entwicklung der Landeshoheit (III.), die Cameralverfassung und Finanzverwaltung, das Gerichtswesen, die Militärverfassung und das Heerwesen (IV.), endlich die Ge-

setzgebung und Rechtsbildung (V.) abgehandelt; alles mit dem gründlichen Nachweise der historischen Entwicklung und den umfassendsten Angaben der einschlägigen älteren und neueren Litteratur. Es konnte selbstverständlich nicht die Absicht des Buches sein, in allen Fragen endgültig zum Abschlusse zu gelangen, vielmehr war sein Zweck dahin gerichtet, das bereits Sichergestellte in klaren Zusammenhang zu bringen, das Schwankende und Zweifelhafte als solches hinzustellen und uns überall in die Kenntniß des neuesten Standes der Forschung zu setzen. Diese Aufgabe hat Dr. Krones vollständig erreicht und sein „Geschichtsleben" zu einem für den österreichischen Historiker unentbehrlichen Hülfs- und Nachschlagebuch gemacht. Ein gutes alphabetisches Register erhöht die Benützbarkeit.

Z. Dr. A. Kotelmann: „Geschichte der älteren Erwerbungen der Hohenzollern in der Niederlausitz". Berlin 1864. S. 62. 4. Die Lausitz — später Nieder-Lausitz genannt im Gegensatz zu der früher unter dem Namen der Sechsstädte zusammengefaßten Ober-Lausitz — hatte, nachdem die Eroberungen der Deutschen im Wendenlande bis an und über die Spree ausgedehnt waren, lange mit der Meißner Mark als Mark Lausitz unter Markgrafen aus dem Hause Wettin gestanden. Im Beginne des 14. Jahrhunderts war sie durch Kauf an die brandenburgischen Ascanier gekommen, von Kaiser Karl IV. aber sammt der Mark Brandenburg der böhmischen Krone einverleibt, unter welcher sie als Landvogtei verblieb, als die Mark wieder von Böhmen getrennt wurde. Diese Landvogtei verpfändete der geldbedürftige Kaiser Sigismund an die Edlen v. Polentz, welche sie ihrerseits wieder an den Markgrafen Friedrich II. von Brandenburg, den Sohn des ersten brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern verkauften. Dieser, den ob seiner Beharrlichkeit schon Zeitgenossen den Markgrafen mit den eisernen Zähnen nannten, behauptete die Erwerbung gegen das Haus Wettin, welches durch Kaisers Sigismund Gunst zur sächsischen Kurwürde gelangt war, aber in einem Vertrage zu Zerbst (1450) die Landvogtei in der Lausitz dem Markgrafen überließ. Härter war der Kampf, den nun der Markgraf mit König Podiebrad von Böhmen zu bestehen hatte, dessen Lehen die Landvogtei eben war. Im Frieden zu Guben (1462) gab Friedrich die Landvogtei wahrscheinlich gegen die Pfandsumme zurück, behielt jedoch die Güter in der Lausitz, die er käuflich an sich gebracht und die Anwartschaft auf Beeskow und Storkow. Diese Anwartschaft erfüllte sich unter Kaiser Maximilian II., nachdem die Herrschaft Zossen bereits im Jahre 1516 an Brandenburg gefallen war. Durch die Vereinigung Brandenburgs mit Preußen (1618) wurden diese Güter preußische Gebietstheile, aber unter böhmischer Lehensherrlichkeit, bis sie durch den Breslauer Frieden (1742) davon befreit und durch die Wiener Congreßacte mit der übrigen Nieder-Lausitz unter preußischer Hoheit vereinigt wurden.

Kotelmann faßt in der vorliegenden Schrift die Verhandlungen in das Auge, welche der Markgraf Friedrich II. bis zu dem Gubener Vertrage um die Lausitz geführt. Der Gegenstand, von den Forschern bisher nur nebenhin behandelt, wird hier durch neuen und reichlichen Stoff, den die Archive von Berlin, Dresden und Weimar boten, beleuchtet und, was bei der Fülle des Stoffes und dem Gewirre der Verhandlungen besonders anzuerkennen ist, einfach und durchsichtig dargelegt. Wir möchten nur auf einen sinnstörenden, auf S. 60 zweimal wiederkehrenden Druckfehler aufmerksam machen. Er betrifft die dem Gubener Frieden folgenden Verhandlungen um Zossen, die dort zu 1451 gestellt werden, da doch jener Friede erst 1462 geschlossen wurde.

B. Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten von Voigtel, neu herausgegeben von L. A. Cohn, Privatdocenten der Geschichte zu Göttingen. Braunschweig 1864, bei Schwetschke. Genealogische Arbeiten verdienen um so mehr Anerkennung, als sie einerseits unentbehrlich sind und andererseits doch dem Verfasser nicht den persönlichen Genuß des Schaffens gewähren, welchen die selbstständige geistige Verarbeitung eines historischen Stoffes zu bieten vermag. Dieser letztere Umstand dürfte

wohl die Ursache sein, daß wir seit geraumer Zeit ein brauchbares Handbuch für die Genealogie der europäischen Fürsten entbehren. Die genealogischen Tabellen, welche Professor Voigtel in Halle im Jahre 1811 herausgab, sind im Buchhandel längst vergriffen. Der historisch-genealogische Atlas von Hopf findet sich nur in größeren Bibliotheken; er enthält überdies mehr, als man von einem Handbuche verlangt, da alle früher reichsunmittelbaren Herren Deutschlands aufgenommen sind, und bietet andererseits zu wenig, da die weiblichen Familienglieder ausgeschlossen sind; zudem ist bis jetzt nur die erste Abtheilung „Deutschland" erschienen. Die Umarbeitung und Herausgabe der vergriffenen Voigtel'schen Tabellen ist daher ein eben so zeitgemäßes und verdienstliches Unternehmen. Das Werk Voigtels wurde von Cohn in einer den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechenden Weise vollständig umgearbeitet, die Anordnung der Stammtafeln, die früher eine rein geographische war, mit Berücksichtigung der geschichtlichen Momente umgeändert. Das vorliegende erste Heft enthält 14 „allgemeine Stammtafeln zur europäischen Geschichte" (die römischen und byzantinischen Kaiser, die Päpste und die christlichen Könige von Jerusalem) und außerdem den Anfang (42) von den Stammtafeln zur Geschichte der einzelnen europäischen Staaten, nämlich die fränkischen und deutschen Könige und Kaiser, die Inhaber der deutschen Stammesherzogthümer, Babenberger und Habsburger, die Inhaber der drei geistlichen Kurfürstenthümer, von den weltlichen Böhmen, die Wittelsbacher und die Pfalz. Die Ausstattung des Werkes läßt nichts zu wünschen übrig. Es ist namentlich für Bibliotheken von Gymnasien und Realschulen sehr zu empfehlen.

* Von der durch die Kisfaludy-Társaság veranstalteten ungarischen Ausgabe der Werke Shakspeare's ist soeben der zweite Band erschienen. Derselbe enthält „Julius Cäsar" in der Vörösmarty'schen Uebertragung, und das „Wintermährchen", übersetzt von Szász Karoly.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 21. Juli 1864.

(Schluß.)

Herr Prof. Dr. Unger hält einen Vortrag „über den Waldstand Dalmatiens von jetzt und einst".

Es ist kaum zu rechtfertigen, von einem gegenwärtigen Waldstand des Küstenlandes und der Inseln zu reden, wenn man darunter ausgedehnte Bestände von indigenen baumartigen Gewächsen versteht. Der ganze meist sehr unfruchtbare und daher culturarme Boden Dalmatiens ist entweder nur mit niederem oder höherem Gestrüpp, unter dem zwergartig verkümmerte Waldbäume einen Antheil nehmen, oder mit spärlichen krautartigen Pflanzen bedeckt, während Nadel- und Laubhölzer nur auf kleine Strecken beschränkt sind. Große Theile des gebirgigen Landes sind wohl ganz öde und lassen den nackten Boden des Kreidekalkes unverhüllt hervortreten

Bei flüchtiger Betrachtung sollte man glauben, daß ein solcher der Humusschichte völlig beraubter Boden wohl niemals eine kräftige Vegetation zu tragen vermochte. Dem

ist aber nicht ꝛc. Historische Zeugnisse mannigfaltiger Art lassen mit Sicherheit annehmen, daß die gegenwärtig auf ein Minimum reducirten Wälder einst viel ausgebreiteter waren, ja daß manche Theile, namentlich Inseln, die nun ebenso wie das Festland aussehen, mit dichten Wäldern überdeckt waren. Der Vortragende ergeht sich genauer über diese Verhältnisse, in Berücksichtigung der Insel Lesina, die er erst kürzlich durch einige Wochen bereiste.

Die Waldbäume daselbst sind in der Niederung Pinus halepensis, im Gebirge Pinus laricio, ferner Quercus Ilex und Juniperus Oxycedrus, von welchen sich noch jetzt daselbst mehrere hundert Jahre alte Bäume befinden. Die Ursachen, welche den Waldstand dieser Länder nicht bloß heruntersetzten, sondern ihn bereits vernichteten, werden sorgfältig in Erwägung gezogen, um daraus zur Folgerung zu gelangen, ob es im Bereiche der Möglichkeit liegt, denselben noch auf eine dem Lande gedeihliche Weise heben zu können.

Es gilt hier dasselbe, was bereits für andere nachbarliche Mittelmeerländer oft ausgesprochen wurde, und das der Vortragende namentlich in seinen Schriften über Griechenland und die Insel Cypern näher auseinandersetzt: daß nur ungewöhnliche Anstrengungen den begangenen Fehler gut zu machen und den irregeführten Gang der Natur in das Geleise zu bringen im Stande seien,

Herr Prof. Redtenbacher hält einen Vortrag über die Analyse des Johannis-Brunnens in Mähren, 2 Meilen von Troppau, ausgeführt von seinem Assistenten Dr. Ernst Ludwig. Die drei Quellen, aus Thonschiefer und Grauwacke kommend, zeichnen sich aus durch Reichthum am Kohlensäure, Eisenoxydul und Kieselsäure, nebst Carbonaten von Kalk und Magnesia.

in 10.000 Theilen	CO_2	FeO CO_2	SiO_3	CaO CO_2	MgO CO_2	Fixe Bestandtheile
I.						
Johannes-Brunnen	28	0·8	0·7	3·4	1·5	7·5
II.						
Neue Quelle . .	29	0·6	0·6	5.2	2·1	9.7
III.						
Paula-Quelle . .	34	0·6	0·7	6·1	2·1	10·7

Prof. A. Schrötter bespricht mit Bezug auf seine in Bande XLVIII, S. 734, gemachte Mittheilung über die Auffindung des Thalliums in einigen Lithienglimmern, das von ihm eingeschlagene Verfahren, diese Mineralien aufzuschließen, und daraus das Lithium, Rubidium, Cäsium und Thallium zu gewinnen. Dieses Verfahren beruht auf einer Beobachtung, welche v. Kobell schon vor 40 Jahren gemacht hat und nach der die Glimmer und andere diesen in der Zusammensetzung ähnliche Mineralien, nach dem Schmelzen oder auch nur nach längerem Erhitzen mit Salzsäure behandelt, gelatiniren. Dieses merkwürdige Verhalten wurde aber bisher nicht weiter verfolgt. Prof. Schrötter zeigt nun, daß die hiebei stattfindende Aufschließung unter geeigneten Umständen eine vollständige ist, und daß sich hierauf nicht nur eine sehr vortheilhafte Methode, das Lithion und die übrigen oben genannten, immer noch ziemlich seltenen Stoffe aus den Glimmern zu gewinnen, gründen läßt, sondern daß es auch zu einem einfachen Verfahren, dieselben zu analysiren, führt.

Der von Prof. Schrötter eingeschlagene Weg zur Bearbeitung des Lepidolithes aus Mähren und des Lithionglimmers aus Zinnwald, auf welche sich die vorliegende Arbeit bezieht, ist nun im Allgemeinen folgender: Zuerst wird das Mineral für sich ohne allen Zusatz geschmolzen, die erhaltene glasartige Masse dann möglichst fein gepulvert und geschlemmt und noch als Brei mit Salzsäure behandelt, dann das Eisen auf eine der bekannten Arten vollständig oxydirt. Aus der von der Kieselsäure getrennten, gehörig

verdünnten und zum Kochen erhitzten Flüssigkeit wird Thonerde, Kalk, Magnesia ꝛc. durch kohlensaures Natron entfernt; aus dem Filtrate, welches nun außer kleinen Mengen der genannten Oxyde und Kieselsäure nur noch Kalium, Natrium, Lithium, Rubidium, Cäsium und Thallium, größtentheils als Chloride und nur zum kleinen Theil als schwefelsaure Salze enthält, werden die drei zuletzt genannten Körper mittelst Kaliumplatinchlorid gefällt, was unter Beobachtung gewisser Vorsichten sehr vollständig geschieht.

Das überschüssig zugesetzte Platin wird am besten durch Schwefelammonium aus der sauren Flüssigkeit gefällt. Das Filtrat vom Platinsulfid enthält nur mehr das Lithion neben Kalium, Natrium und Chlorammonium, welches, wie bekannt, durch kohlensaures Natron abgeschieden wird.

Die Vortheile des hier angegebenen Verfahrens sind, daß man weit geringere Massen als bei jedem anderen zu bearbeiten hat, daher weniger Flüssigkeit einzudampfen braucht, daß es daher billiger und die Ausbeute eine größere ist.

Bezüglich der näheren Angaben, insbesondere der numerischen Bestimmungen, welche als Belege für das Ausgeführte dienen, muß auf die Abhandlung selbst verwiesen werden. Erwähnung dürfte hier noch finden, daß die Menge des in dem untersuchten Lepidolith enthaltenen Rubidiums und Cäsiums, beide zusammen als Oxyd berechnet, 0·54 pCt. beträgt, während Bunsen diese in dem, welchen er benützte, nur zu 0·24 pCt. angiebt. Der Glimmer aus Zinnwald giebt noch mehr, nämlich 0·72 pCt. von beiden Oxyden zusammen.

Der ganze Gehalt an Thallium findet sich im Platinmohr, der bei der Reduction der Rubidium- (Cäsium-) Platinverbindung zurückbleibt. Um dasselbe zu erhalten, ist nichts weiter nothwendig, als den Platinmohr aufzulösen und die Lösung bis zur Vertreibung aller freien Säure abzudampfen. Beim Wiederauflösen des Platinchlorides im Wasser bleibt Thalliumplatinchlorid zurück. Als eine vorläufige angenäherte Bestimmung mag dienen, daß im Lepidolith 0·006, im Glimmer aus Zinnwald 0·0063 pCt. Thallium gefunden wurden. Es kann daher eine Fabrik, die nur 1000 Centner der genannten Mineralien nach der angegebenen Methode auf Lithium, Rubidium und Cäsium verarbeitet, 31 Ctr. kohlensaures Lithion und nebenbei 6·5 Ctr. Rubidium und Cäsiumchlorid aus dem Lepidolith oder 9 Ctr. aus dem Glimmer von Zinnwald und 6 Pfund Thallium gewinnen.

Herr Prof. Simony spricht über die Schwankungen der Temperatur und der Wassermengen der Quellen des Salzkammergutes, insbesondere des Waldbachs, Dürrenbachs, Hirschbrunnens und Koppenbrüller Baches bei Hallstadt, welche er durch mehrere Jahre zu beobachten Gelegenheit hatte. Alle vier genannten Quellbäche haben das mächtige Dachsteingebirge zu ihrem Sammelgebiete; der Waldbach insbesondere wird durch die unterirdischen Abflüsse des Karls-Eisfeldes gespeist. Die Temperatur dieser Gewässer ist eine vergleichsweise niedrige. Im Sommer zeigt der Waldbachursprung (2854 Fuß M. H.) 2·9 bis 3·0 Grad R., der Dürrenbachursprung (2253 Fuß) 4·1 Grad R., der Hirschbrunnen (1602 Fuß) 4·2 bis 4·4 Grad R., der Koppenbrüller Bach in der Höhle (1750 Fuß) 5·2 Grad. Die Steigerung der Temperatur im Winter bei dem Waldbachursprung auf 3·6 Grad, bei dem Hirschbrunnen auf 5·6 Grad R. beweist, daß beide in dieser Zeit keine oder doch nur sehr geringe Zuflüsse aus der oberen Region des Gebirges erhalten. Die Schwankungen der Wassermenge sind bei den genannten Quellbächen sehr bedeutend. Im Allgemeinen beträgt die mittlere sommerliche Wassermenge mehr als das Doppelte des mittleren winterlichen Wasserquantums; die absoluten Maxima dagegen übertreffen die absoluten Minima wenigstens um das fünf- bis zehnfache.

Die in der Sitzung vom 23. Juni d. J. vorgelegte Abhandlung: „Die Wurzelformel der allgemeinen Gleichung des vierten Grades" von Herrn F. Unferdinger wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Auszug aus dem Protokolle

der 8. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 16. Juni 1864 abgehalten wurde.

Se. Excellenz der Herr Staatsminister theilt mit, daß in Folge des Ausscheidens des Ministerialrathes Freiherrn v. Reich aus dem activen Staatsdienste der Herr Ministerialrath Bernh. Ritter v. Meyer mit der Vertretung des Staatsministeriums bei der Centralcommission betraut worden ist.

Der Herr Präsident begrüßt das neue Mitglied Herrn Ritter v. Meyer und stellt dasselbe der Versammlung vor, welcher der Herr Ministerialrath bereits in einer früheren Periode angehört hatte. Hierauf wird zur Behandlung des gewöhnlichen Geschäftseinlaufes geschritten.

Die Anzeige des Conservators in Siebenbürgen, Pfarrer Möckesch, daß er von Groß-Probstdorf nach Marpod bei Leschkirch befördert worden ist, und daß er im letzten Jahre durch Krankheit gehindert war, zu Zwecken der Centralcommission zu wirken, wird zur Kenntniß genommen.

Der Correspondent Herr W. Merklas, welcher früher Gymnasiallehrer in Leutschau war, später an das Altstädter Gymnasium in Prag berufen und jüngst nach Troppau übersetzt wurde, übersendet die Beschreibung des sogenannten Zipser Hauses nebst zwei Zeichnungen, durch welche die früher vorgelegten Aufnahmen ergänzt werden. Aufsatz und Zeichnungen werden der Redaction der „Mittheilungen" zugewiesen.

In dem der Centralcommission zugekommenen 9. Hefte des laufenden Jahres der Monatshefte von A. Heinrich wird in einem: „Skizzen aus der großen mährischen Enclave" überschriebenen Artikel der Wunsch ausgesprochen, daß die Centralcommission den Kirchthurm von Liebenthal historisch und artistisch beleuchten und ihn vor der, anläßlich des beabsichtigten Umbaues der Kirche, drohenden Gefahr der Vernichtung retten möge.

Es wird beschlossen, über diesen Gegenstand den Bericht des zuständigen Conservators abzuverlangen.

Der Conservator in Graz Herr J. Scheiger lenkt die Aufmerksamkeit der Centralcommission auf den wohlerhaltenen romanischen Thurm der Stadtpfarrkirche zu Radstadt im Salzburgischen und auf eine Reihe von Gemälden des bekannten Kremser Schmidt in der Kirche des aufgehobenen Klosters Spital am Phirn.

Die Centralcommission beschließt, über die bezeichneten Objecte von den betreffenden Conservatoren Auskünfte einzuholen.

Die Gymnasialdirection zu Feldkirch bittet um Ergänzung des der unterstehenden Lehranstalt gehörigen Exemplares der „Mittheilungen" und erbietet sich, der Centralcommission Photographieen nach dort vorhandenen bemerkenswerthen Erzeugnissen religiöser Kunst aus früheren Jahrhunderten zu übersenden.

Es wird beschlossen, dies Anerbieten dankbar anzunehmen und dem Ersuchen wegen Vervollständigung des dem Gymnasium zu Feldkirch gehörigen Exemplars der „Mittheilungen zu entsprechen.

Der Correspondent und k. k. Custos Dr. Friedr. Kenner richtet an die Centralcommission das Ansuchen, ihm für die achte Fortsetzung seiner „Beiträge für die Chronik archäologischer Funde in der österreichischen Monarchie", in welcher auch die Funde bei dem Bau des neuen Opernhauses in Wien, dann jene aus Müglitz in Mähren und von der Insel Szt. Endre in Ungarn aufgenommen wurden, die Benützung der auf Kosten der Centralcommission angefertigten Holzstöcke zu dem im Jännerhefte des 8. Jahrganges

der „Mittheilungen" publicirten Aufsatze des Dr. Eduard Freiherrn v. Sacken über die bezeichneten Fundgegenstände zu gestatten.

Die Centralcommission findet diesem Ansuchen zu willfahren.

Der Director des Museums für Kunst und Industrie R. v. Eitelberger dankt für die Ueberlassung der Publicationen der Centralcommission an die Bibliothek dieses Museums und übersendet dagegen ein Exemplar des ersten Heftes der „Mittheilungen" und des Kataloges der genannten Anstalt mit dem Versprechen, diese Publicationen auch ferner der Centralcommission zustellen zu wollen.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Herr Sectionsrath Ritter v. Heufler empfiehlt die Aufnahme und Beschreibung der Burgen des Etschlandes in Tirol und jene der Profanbauten des Cinque Cento-Stils in Trient der Centralcommission als höchst wünschenswerth, und es wird diesem Antrage entsprechend beschlossen, diese Aufgabe dem Commissionsmitgliede Herrn Prof. Rösner zu übertragen, welcher auch sofort erklärte, sich derselben unterziehen zu wollen.

Der Conservator für Oberösterreich Herr Adalbert Stifter erstattet eine Anzeige über den Fund eines Römergrabes in Ueberaggern. Der hierüber einvernommene Correspondent Dr. Kenner erklärt, daß die Fundstelle zu dem reichen Fundgebiete der römischen Stadt Bedacium gehöre, welche in die Umgebung des heutigen Burghausen in Baiern verlegt wird, und daß sie zum ersten Male die Richtung einer vorauszusetzenden kleinen Uferstraße am Inn zwischen Burghausen und dem Schlosse Bogenhofen bei Braunau bezeichne, wo 1853 Reste eines Mosaikbodens aufgefunden worden sind; Dr. Kenner erachtet es für wünschenswerth, von den aufgefundenen Schmuckgegenständen und dem Thränenfläschchen Zeichnungen zu erhalten und ersucht, den Herrn Conservator anzugehen, auch über den erwähnten Mosaikboden Auskünfte zu erstatten.

Es wird beschlossen, die erwähnte Anzeige im Sinne des vorliegenden Gutachtens zu erledigen.

Die niederösterreichische Statthalterei hat der Centralcommission das Project zu dem Erweiterungsbau der Kirche zu Weistrach zur competenten Beurtheilung mitgetheilt. Dieses Project wurde vorläufig von Herrn Prof. C. Rösner geprüft und auf Grund der von demselben abgegebenen Aeußerung findet sich die Centralcommission bestimmt, sich dafür auszusprechen, daß der genannten Statthalterei die Verfassung eines neuen Projectes durch einen mit dem Stile der Kirche vertrauten Fachmann empfohlen werde.

Der Herr Sectionsrath Ritter v. Heufler legt schließlich einige kirchliche Verordnungsblätter vor, aus welchen die Centralcommission mit Befriedigung entnimmt, daß die hochw. Ordinariate sich die Förderung der Zwecke dieser Commission in Beziehung auf kirchliche Denkmale immer mehr angelegen sein lassen.

So wurde mittelst Erlaß des bischöflichen Ordinariates von Budweis an den unterstehenden Clerus die Bestellung von Conservatoren der christlichen Kunst als Berathungsgegenstand für die im laufenden Jahre abzuhaltende Pastoralconferenz ausgeschrieben und gleichzeitig eine eigene „Instruction über das Amt der bischöflichen Conservatoren der kirchlichen Kunst" erlassen. In dem Verordnungsblatte der Seckauer Diöcese wird dem Clerus das Buch: „Dr. Wilhelm Engelbrecht Giefers praktische Erfahrungen, die Erhaltung, Ausschmückung und Ausstattung der Kirchen betreffend", Paderborn 1858, das von dem Conservator Scheiger als der wohlfeilste und zweckmäßigste Leitfaden bezeichnet worden sei, zur Anschaffung und Benützung empfohlen.

Indem die Centralcommission von diesen erfreulichen Anzeichen des wachsenden Interesses an der Erhaltung kirchlicher Denkmale und des Verständnisses hiefür in hiezu ganz besonders berufenen Kreisen Act nimmt, wird die Sitzung geschlossen.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 3. August 1864.

Vorsitzender Herr August Neilreich.

Herr J. Juratzka legte die zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe des Index Equisetorum omnium“ von Dr. J. Milde vor. In derselben wird eine Uebersicht der systematischen Anordnung und geographischen Verbreitung der Schachtelhalme gegeben und werden im Ganzen 270 Nummern aufgeführt. Ferner theilte Herr Juratzka mit, daß Herr Ludwig Ritter v. Heufler im Prater das seltene Stereum hirsutum fand.

Herr Julius v. Bergenstamm beschrieb die in verwesenden Weinbergsschnecken lebende Larve von Discomyza incurva, deren Verwandlung bisher noch unbekannt war, und machte Mittheilungen über die bis jetzt beobachteten Larven der Ephydrinen.

Herr O. Herklotz sprach über den Nestbau von Silvia turdoides. Diese Art, welche zwischen Röhricht lebt, verbindet zum Unterbaue für das Nest 3 bis 4 Schilfhalme auf eine höchst interessante Weise, so daß sich die Halme wechselseitig stützen. Auf dieser Unterlage wird erst das eigentliche Nest errichtet.

Herr Dr. H. W. Reichardt theilte mit, daß er im Prater Nitella syncarpa Thuill. und in den Gruben des Moosbrunner Torfstiches Nitella opaca Ag. fand.

Herr G. Ritter v. Frauenfeld las ein von Herrn Haberlandt, Professor an der landwirthschaftlichen Akademie in Ungarisch-Altenburg, eingesandtes Manuscript. Darin theilt der Herr Verfasser die von ihm über Cecidomyia destructor, die Hessenfliege, gemachten Beobachtungen vom Ei bis zur Fliege mit, liefert eine genaue Beschreibung der einzelnen Stände und berichtet über deren schädliches Auftreten in der dortigen Gegend und dem Wieselburger Comitate. Als Gegenmittel schlägt der Herr Verfasser vor: Abbrennen der Stoppel gleich nach der Ernte oder wenigstens tiefes Unterpflügen, Verschiebung der Saat bis Anfangs October. Werden auf den jungen Saaten die Eier bemerkt, so sind sie durch Schafe abweiden zu lassen. Im Frühjahr sind die durch Maden gelichteten Felder, welche eine große Puppenzahl beherbergen, noch vor Ende April tief unterzupflügen und nachher zu eggen und zu walzen.

Herr G. A. Künstler theilte seine im Laufe des heurigen Sommers gemachten, sehr interessanten Beobachtungen über mehrere, dem Weizen schädliche Dipteren mit, zeigte die bereits gezogenen Arten, so wie die charakteristischen Pflanzendifformitäten von Cecidomyia destructor Sag. (auch am 13. Juli auf einem Stoppelfelde gefangen), sammt zwei aus deren Puppen erhaltenen Pteromalinenarten, dann Chlorops strigula und Meromyza saltatrix vor.

Herr G. Ritter v. Frauenfeld legte eine von W. Hagen eingesendete Synopsis Phryganidearum synonymica vor, ferner berichtete er über zwei Getreideverwüster, die der Herr Präsident Se. Durchlaucht Fürst Colloredo-Mansfeld aus Opocno eingesendet hatte. Der eine ist eine Springkäferlarve, welche die jungen Maispflanzen unten nächst den Wurzeln anbohrt und so zerstört. Der andere, im Weizenhalme, ist um so interessanter, als er ganz abweichend von der in unserer Nähe auftretenden berüchtigten Hessenfliege eine weit verschiedene Lebensweise führt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die Eröffnung Japans für den Weltverkehr.

Von Dr. Adolf Beer.

I.

Der Handel hat sich erst in jüngster Zeit zum Welthandel entfaltet. Während des Alterthums und Mittelalters war der Verkehr bloß an die Gestade des Mittelmeeres gebannt, und erst seit dem 15. Jahrhundert befahren die Flotten der hervorragenden Handelsvölker den atlantischen Ocean; das stille Meer blieb bis in unser Jahrhundert im strengsten Sinne des Wortes ein stilles und ödes, über dessen unermeßlichen Flächen tiefes Schweigen lag. Schon 1513 erblickte der Spanier Vasco Nunez de Balbao von einem Hügel der Landenge von Darien die Südsee, aber nahe an vierthalb Jahrhunderte sind verflossen, ehe sie die Aufmerksamkeit der Culturvölker auf sich zog. Den kühnen Entdeckungsreisen der holländischen Seefahrer verdanken wir wohl manche Erweiterung unserer Kunde über diese Gebiete, aber der Handel und Verkehr zog daraus keinen Nutzen. Selbst einige Decennien nach Cook, dem jedenfalls das Verdienst gebührt, abermals die Aufmerksamkeit auf dieses dunkle Gebiet gelenkt zu haben, beschränkte man sich bloß auf Entdeckungsreisen. Jene Inseln, mit welchen die Südsee überfüllt ist, traten nur allmälig aus dem sie umhüllenden Dunkel hervor und die genauere Kenntniß derselben dürfte erst kommenden Decennien vorbehalten bleiben. Der nie rastende Geist germanischer Seefahrer hat sich um die Aufhellung dieser Gebiete ein großes Verdienst erworben; der atlantische Ocean verliert seine hervorragende Bedeutung für den Weltverkehr.

Besonders die ostasiatischen Länderstrecken, welche bis ins vorige Decennium dem Verkehr so gut wie verschlossen waren, haben die Aufmerksamkeit der gesammten handeltreibenden Welt auf sich gezogen. Von Indien aus, wo sich die Engländer seit einem Jahrhundert nach großartigen Kämpfen zu Herren und Gebietern weiter Länderstrecken machten, versuchten sie es, Handelsverbindungen mit dem jedem Verkehre unzugänglichen Japan anzuknüpfen, längere Zeit ohne Erfolg. Erst in jüngster Zeit hat es den Anschein, als ob die Schranken und Sperren, mit denen Japan sich bisher umgab, fallen müßten.

Das Kaiserreich Japan breitet sich vom 24° 16' bis beinahe 50° nördlicher Breite und von 123° 45' bis beinahe 150° östlicher Länge von Greenwich aus. Man schätzt den Flächeninhalt auf 7517 geographische Quadratmeilen, wovon auf Japan im engern Sinne 5305, auf Jeso mit den kleinen Inseln 1295, auf die japanischen Kurilen 88, auf Krafto 699, auf die Boningruppe 5 und auf die

Lieu-Kieu-Eilande 125 Quadratmeilen entfallen. Die ersten Andeutungen über dies eigenthümliche Land giebt uns Marco Polo, der es Zipangu nennt. Es war damals dem Verkehre nicht verschlossen und stand mit den Nachbargebieten in Verbindung. Die Auffindung Zipangu's auf dem Seewege hatte Columbus im Auge, als er seine Entdeckungsfahrten antrat, und er glaubte sein Ziel gefunden zu haben, als er auf der Insel Cuba landete. Portugiesischen Seefahrern gelang es zum ersten Male, vom Sturme dahin getrieben, die Küste Japans zu betreten, 1543. Der Handel versprach großen Gewinn und die Portugiesen säumten auch nicht, alljährlich einige Schiffe nach Japan zu senden. Besonders seit dem Jahre 1548, als Franz Xaver durch einen zum Christenthum übergetretenen Japanesen, der in der Taufe den Namen Paulus de Santa-Fé erhielt, sich bereden ließ, in Japan die christliche Lehre zu predigen, welche namentlich bei den Vornehmen Eingang fand, wurden die Handelsverbindungen der Portugiesen mit Japan reger und lebhafter. Von Macao aus wurde der Verkehr fast ein ganzes Jahrhundert lang in sehr vortheilhafter Weise betrieben. Man schätzt den jährlichen Umsatz, der hauptsächlich in Bungo und Firando vermittelt ward, auf etwa 60 bis 70 Tonnen Goldes. Durch Hochmuth und Habsucht machten sich indeß die Portugiesen bald verhaßt; portugiesische Missionäre mischten sich überdies in die inneren Landesangelegenheiten und arbeiteten bei einem ausgebrochenen Bürgerkriege auf den Umsturz der bestehenden Verfassung hin. Die Bekehrungssucht und die Anmaßung der Jesuiten brachten die Portugiesen um alle bisher erzielten Erfolge. Zur selben Zeit, als einige Japanesen am römischen Hofe erschienen, um dem Oberhaupte der Christenheit ihre Ehrfurcht zu bezeugen, begann in Japan eine Christenverfolgung, welche Tausenden das Leben kostete (1638) und im folgenden Jahre die Ausschließung der Fremden zur Folge hatte.

Nur die Niederländer wußten sich längere Zeit eine freilich keineswegs beneidenswerthe Stellung zu sichern. Schon im 16. Jahrhundert versuchte die holländisch-ostindische Compagnie mit Japan in Verbindung zu treten. Ein Engländer, William Adams, der in holländischen Diensten die Expedition begleitet hatte und vom Kaiser Japans, dem er unentbehrlich geworden war, zurückbehalten wurde und ein fürstliches Einkommen erhielt, leistete später den Holländern große Dienste. Im Jahre 1611 gelang es dem ersten Factor der holländischen Compagnie in China, Jakob Spex, durch Vermittlung William Adams' ein kaiserliches Patent zu erhalten, wonach holländische Schiffe in jeden beliebigen Hafen einlaufen und in keinerlei Weise belästigt werden durften. Die Holländer genossen bis zum Jahre 1641 die ausgedehnteste Handelsfreiheit in Japan, der Hafen von Firando wurde ihnen angewiesen, und mit außerordentlicher Klugheit verstanden sie es, ihren Nebenbuhlern, den Portugiesen, das Terrain abzugewinnen, besonders nachdem diese sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches unkluger Weise einzumischen begannen. Die glückliche Epoche endete im Jahre 1641. Das Mißtrauen der Japanesen gegen die Fremden war einmal erwacht und die Holländer mußten die Fehler der Portugiesen ebenfalls büßen. Aber trotz aller Beschränkungen war der Verkehr mit

Japan ein lucrativer. Erst nachdem das Ausfuhrverbot von Gold und Silber erlassen worden war (1671), dem später die Beschränkung des Kupferexportes folgte, sank der beträchtliche Gewinn herab und reichte nicht mehr aus, um die durch die Erhaltung von Dezima verursachten Kosten zu decken. Auf diesem Niveau erhielt sich der Handel bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts.

Höchst anschaulich beschreibt Engelbert Kämpfer (geb. 16. September 1651 in Lemgo, gest. am 2. November 1716), einer der bedeutendsten Reisenden aller Zeiten, die Reihe von Demüthigungen, die grenzenlose Verachtung, welche die Holländer zu ertragen hatten. Bei der Ueberreichung der Geschenke, welche bei jeder neuen Landung an den Kaiser abgeliefert wurden, mußte der Obervogt der Dezimafactorei zwischen den aufgestellten Geschenken bis unfern des kaiserlichen Thrones auf Händen und Füßen herankriechen. Auf ähnliche Weise, wie die Krebse rückwärts kriechend, entfernte er sich. Die Holländer mußten sich auf Befehl des Hofgesindes entkleiden, um sich genauer betrachten zu lassen, und ließen sich gefallen, daß allerlei Spaß mit ihnen getrieben wurde; sie mußten bald aufspringen, hin- und herspazieren, tanzen, springen, Betrunkene vorstellen u. dgl. m.

Der Verkehr der übrigen Völker mit Japan war bis in unser Jahrhundert ganz unbedeutend. Die Engländer machten zwar mannigfache, aber erfolglose Versuche, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Japan schloß sich immer mehr gegen das Ausland vollständig ab. Nur mit großer Mühe erlangte der von Katharina II. abgesendete General Lermann die Erlaubniß, daß alljährlich ein russisches Schiff in Nagasaki einlaufen dürfe. Einige Jahre später, als Krusenstern seine berühmte Reise um die Welt antrat, entsendete man den Kammerherrn v. Resanoff nach Japan. Die Aufnahme desselben war eine herzlich schlechte; erst nach sechswöchentlicher Verhandlung erhielt er die Erlaubniß, einen kleinen Spaziergang machen zu dürfen, bis dahin war das Schiff unter strenge Aufsicht gestellt, niemand durfte das Festland betreten. Nach längeren Verhandlungen erhielten die Russen die lakonische Antwort, sie sollten sehen so bald als nur möglich fortzukommen und nie wiederkehren. Resanoff glaubte durch Zwangsmaßregeln sein Ziel erreichen zu können; Chrostoff erhält den Auftrag, Jeso und Tarakai in Besitz zu nehmen und der Schiffslieutenant Davidoff wird angewiesen, die Japanesen aus Urup zu vertreiben. Die japanesische Regierung rächte sich für diese willkürlich angeordneten Maßnahmen einige Jahre später, als ein russisches Schiff in den japanesischen Gewässern erschien. Der Capitain Golownin und die gesammte Mannschaft wurde gefangen genommen, und ersterer so lange in Gewahrsam gehalten, bis der Statthalter von Ochotzk die Erklärung abgab, daß die Plünderungszüge Chrostoffs ohne Vorwissen der russischen Regierung unternommen worden seien.

Der glücklich beendete Krieg gegen China im Anfange der vierziger Jahre lenkte die Aufmerksamkeit der handeltreibenden Völker auf Japan. Die Holländer waren die ersten, welche die Gelegenheit zu nutzen suchten, um die Verkehrsschranken zu durchbrechen. König Wilhelm II. wandte sich in einem Schreiben vom 15. Februar 1844 an den Kaiser von Yeddo um Milderung der Strenge des

Gesetzes gegen den Verkehr mit Fremden, damit das glückliche Japan nicht durch Kriege verwüstet werde. Die Weisheit der japanischen Regierung werde wohl einsehen, daß die bisher aufrecht erhaltene Abschließung nicht länger durchzuführen sei: durch die Erfindung der Dampfschiffe werden die Entfernungen immer geringer. Das Volk, welches sich abschließen wolle, wird mit Vielen in Feindschaft gerathen; Vernunft gebiete, die alten Gesetze zu mildern.

Die kaiserliche Majestät Japans hat diesen Brief nie beantwortet; nur der japanische Staats- und Regierungsrath erwiederte unterm 4. Juli 1845 an die Großen der Niederlande, welche ihren König von dem Inhalte in Kenntniß setzen sollten, ungefähr Folgendes: Man beharre in Japan bei der herkömmlichen Sperre, ja man sei hinsichtlich der Aufrechterhaltung derselben durch die Ereignisse in China neu bestärkt worden. Die unbesonnenen Chinesen wären nicht in den Abgrund verfallen, wenn sie den Engländern keine Freiheit gestattet hätten. Die Holländer könnten unter den bestehenden Beschränkungen Handel treiben, man werde sich indeß hüten, anderen Völkern Zutritt zum Lande zu gestatten. Man könne leicht einen Damm in gutem Stande erhalten; schwer sei es hingegen, die Erweiterung bestehender Risse zu hindern.

Der zunehmende Verkehr in den Gewässern des stillen Oceans brachte die handeltreibenden Völker dennoch in Verbindung mit dem abgeschlossenen Inselreich. Schiffbrüche sind in den stürmischen Meeren nicht selten und bisweilen suchten manche Unglückliche Schutz und Zuflucht auf dem Festlande Japans. Die Regierung behandelte sie, uraltem Herkommen gemäß, wie Verbrecher. Vergebens verwendete sich die französische Regierung für die Schiffbrüchigen der großen Nation und forderte im Namen der Humanität, man möge sie nur mit etwas mehr Güte und Menschlichkeit behandeln. Der französische Admiral Cecile, welcher sich zu diesem Behufe an die Regierung Japans wendete, erhielt eine abweisende Antwort. Man tröstete sich in Frankreich über den schlechten Erfolg. Der Admiral, so ließ die Regierung des ruhmreichen Volkes versichern, habe nur die Aufgabe erhalten, den Japanesen die französische Flagge zu zeigen. Dies sei geschehen; die Neugierde der Japanesen wäre angestachelt worden, sie haben das Schiff häufig besucht, sogar Einladungen zu Festessen angenommen und sich hiebei als wackere Feinschmecker bewährt.

Auch der americanische Commodore James Biddle, welcher im Auftrage seiner Regierung am 20. Juni 1846 in die Bucht von Yeddo gelangte, um in Erfahrung zu bringen, ob nicht Japan gleichwie China seine Küstengebiete dem Verkehr zugänglich machen wolle, erhielt eine abweisende Antwort. Seit undenklichen Zeiten halte man an dem Grundsatze fest, jede Handelsverbindung mit fremden Völkern zu vermeiden, man habe alle Versuche einer Annäherung zurückgewiesen und gedenke dies auch in Zukunft zu thun. Es werde den Americanern nichts helfen, wiederholt Anträge zu stellen. Der Fürst Japans habe in den bestimmtesten Ausdrücken das Gesuch eines Handelsverkehres zurückgewiesen, er gebe den Americanern den ernstlichen Rath, so bald als nur möglich abzufahren und nie wiederzukommen.

Man täuschte sich in Japan, wenn man glaubte, der abweisende Bescheid werde die Americaner fürderhin abhalten, die Eröffnung des japanischen Marktes anzustreben. England hatte sein Colonialreich in Asien mächtig erweitert, auf dem hinterindischen Festlande sich festgesetzt, auf den Eilanden des indischen Oceans wichtige Emporien gegründet, China gezwungen dem Verkehre größeren Spielraum zu gewähren; der Gedanke lag nahe, daß sich England in den Besitz des gesammten asiatischen Handels, nach dem America längst lüstern war, setzen werde. Der Plan, den asiatischen Handel über America zu leiten, war nicht neu; schon im vorigen Jahrhunderte beschäftigte er einen bedeutenden Staatsmann der Union. Nun wurde er wieder aufgenommen. Die Americaner waren indeß bis an den stillen Ocean vorgedrungen. Californien blühte in kurzer Zeit auf fabelhafte Weise empor: nur das Meer trennte Japan von der americanischen Republik. Man beschloß, eine Expedition nach Japan zu entsenden. Commodore Perry wird an die Spitze derselben gestellt. Die Zeit kommt herbei, heißt es in der Instruction desselben, wo das letzte Glied der Dampferkette eingesetzt wird, welche Völker und Meere verbindet. Von China und Indien nach Aegypten, von dort durchs Mittelmeer und den atlantischen Ocean nach England, dann nach unserem glücklichen Vaterland und den anderen Gegenden dieses Continents, aus unseren Häfen zur Landenge, welche Nord- und Süd-America verknüpft, und jenseits zu den Ufern des stillen Meeres — nach allen diesen Ländern bringen unsere und die Dampfer anderer Nationen Zeitungen und Briefe, sie bringen Reichthümer, Waaren und Menschen in Menge. Es ist Zeit, die große Kette zu vollenden, welche Völker und Länder verbindet, durch Einrichtung einer regelmäßigen Dampffahrt nach Californien und China. Das Unternehmen würde erleichtert werden, wenn der Beherrscher Japans gestatten möchte, von seinen Unterthanen Steinkohlen, welche in Japan in großer Menge vorhanden seien, zu kaufen. Ein östlicher Hafen der Insel Nipon sei hiefür am geeignetsten. Wenn dies nicht zu erreichen, so solle Perry wenigstens dahin wirken, daß Kohlen durch japanische Fahrzeuge auf eine benachbarte Insel gebracht werden, damit americanische Schiffe sie einnehmen können. Die americanische Regierung, schreibt der Präsident Fillmore an den Kaiser, habe durchaus nicht die Absicht, sich in die inneren Angelegenheiten Japans einzumischen; Handelsverkehr sei ihr einziger Zweck, Einmischung in die staatlichen und religiösen Verhältnisse anderer Länder sei durch das Grundgesetz America's verboten. Eine Handelsverbindung wird in vielen Beziehungen den beiden Reichen Vortheil gewähren. Zwei so nahe Staaten sollten in Verkehr mit einander treten, in Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sein.

Commodore Perry war ganz der geeignete Mann, eine solche schwierige Mission zu leiten und durchzuführen. Im Monate April 1853 erschien er mit einem Geschwader aus drei Dampffregatten, vier Kriegsschaluppen und drei Proviantschiffen im Hafen von Hongkong. Ueber Shanghai fuhren sodann die Schiffe ihrem Bestimmungsorte zu und trafen Ende Mai zu Napakiang in der Lieu-Kieu-Gruppe zusammen. Die Americaner hatten sich von dem Scho-fuping d. h. Geschäftsführer

der Lieu-Kieu, wie der Titel der Regenten lautet, einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen und wurden in jeder Weise zuvorkommend behandelt. Später gelang es dem Commodore, die Abschließung eines Vertrages zu bewerkstelligen (11. Juli 1854). „Die Bürger der Vereinigten Staaten“, heißt es darin, „werden artig und freundlich empfangen werden. Alles, was sie verlangen, müssen ihnen Beamte und Volk um billigen Preis ablassen. Sie können auf den Inseln hingehen, wo sie wollen; Spione und Regierungsbeamte dürfen nicht folgen. Sollte ein Americaner unrecht handeln, soll er gefangen genommen und seiner eigenen Behörde zur Züchtigung übergeben werden. Zu Tumai wird den Fremden ein Begräbnißplatz überlassen; die Gräber und Grabmonumente dürfen keine Beschädigung erfahren“. Auf der Weiterfahrt erwarb der Commodore von den Bewohnern der Peelinsel eine Landesstrecke zur Kohlenstation.

Quellen und Vorläufer von Boccaccio's Decamerone.

Von **Markus Landau**.

II.

Die italienische Bildung jener Zeit zeigt sich uns am besten in einer Sammlung von Novellen, welche am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden, deren Verfasser aber ganz unbekannt sind. Mit wenig Grund werden manche von ihnen Dante und Brunetto Latini zugeschrieben. Sie wurden unter dem Titel: „Cento novelle antiche“, „Il Novellino“ oder „Libro di novelle e di bel parlar gentile“ gesammelt und existirt jetzt nur noch ein unvollständiges Manuscript derselben, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert. Gedruckt wurden sie zuerst 1525 in Bologna; doch glauben Manche, daß es noch eine ältere Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert gab.

Diese Novellen zeigen uns das mehr bürgerliche Leben der Italiener und spielen auch meistens in Italien. Doch führen sie uns mitunter in andere Länder Europa's oder in den Orient, manchmal auch in die fabelhaften Reiche der Könige Arthur und Meliadus. In Bestimmung der Zeit sind sie sehr ungenau und beginnen gewöhnlich mit den Worten: „Es war einmal . . .“

Die Sammlung enthält nicht nur Novellen, sondern auch sehr viele kurze Anekdoten, Witze und Wortspiele, so daß es im Eingange mit Recht heißt: „Questo libro tratta d'alquanti fiori di parlare, di belle cortesie e di be' risponsi e di belle valentie ecc.“

Viele sind auch der Erzählungen aus dem Alterthum, von Aristoteles, Cato, Diogenes, Seneca, König Priamus u. A. Diese sind bald mit historischer Treue gegeben, wie Nr. 93, welche eine wörtliche Uebersetzung aus Livius (lib. VII, cap. 10) ist, bald mit Verachtung aller Chronologie und geschichtlichen Wahrheit,

wie Nr. 58, welche Sokrates zum römischen Senator macht und ihn eine Gesandtschaft vom griechischen Sultan empfangen läßt.

Alle diese Griechen und Römer sind nach dem Charakter des Mittelalters als Ritter geschildert und dies ist der beste Beweis für das Alter dieser Erzählungen. Die Anekdoten und Erzählungen von dem giovane Re, von Lancelot und der Königin Ginevra konnten auch zu einer Zeit entstehen, wo das Ritterthum schon in Verfall war, aber diese falsche Zeichnung, diese Verritterlichung des Alterthums konnte nur zur Zeit der höchsten Blüthe des Ritterwesens stattfinden. Die Chevalerie gelangte aber in Italien nie zu rechter Blüthe und die Erzählungen, in welchen ihr Geist herrscht, sind daher wahrscheinlich von Frankreich importirt. Hauptsächlich ist es das südliche Frankreich, welches Stoffe dieser Art lieferte. Es weht ein provençalischer Hauch aus mancher dieser hundert Novellen, der sich mitunter zu Worten verkörpert.

Aber auch aus dem nördlichen Frankreich ist Vieles geholt, so z. B. Nr. 68 ist das Fabliau du Roi qui volt fere ardoir le filz de son senechal (Schillers „Gang nach dem Eisenhammer"). Manches ist aus Petrus Alfonsus. Sprache und Ton dieser Novellen sind ebenfalls unwiderlegbare Beweise von dem hohen Alter derselben. Die Sprache ist so einfach klar, so ohne jeden Schmuck und Zier, daß man sieht, wie es dem Erzähler nur darum zu thun war, zum Schluß zu kommen, und er darauf rechnete, daß seine anspruchslosen Zuhörer, sich mit der bloßen Erzählung eines für sie interessanten Factums begnügend, auf jede verzierende Zugabe verzichten werden. Nur für solche anspruchslose Leser ist dieses Büchlein geschrieben; wer geistreiche Pointen oder verwickelte Begebenheiten darin sucht, wird sich enttäuscht finden; wer aber einen unschuldigen, ruhig genügsamen Geist mitbringt, wird sich von der Lectüre des Buches, von dem herzlich kindlichen Tone mancher Erzählungen so warm berührt finden, daß er es liebgewinnen wird.

Boccaccio hat aus den „Cento novelle" in sein Decamerone aufgenommen:

1. Die dreizehnte Erzählung, von dem in der Einsamkeit erzogenen Jüngling, welchem die Dämonen so gut gefielen. In Boccaccio's Novelle am Eingang des vierten Tages hat er aus den Dämonen Gänse gemacht, die der Jüngling füttern will.

Die 48., von dem König von Cypern, bei unserem Autor die neunte des ersten Tages.

3. Die 62., von einer Gräfin von Burgund und ihrem Thürsteher. Die „Cento novelle" lassen die Gräfin und ihre Kammerfrauen ihre Schuld im Kloster abbüßen, während Boccaccio (Giornate 3, nov. 1) das Malheur schon im Kloster passiren läßt. Auch ließ er den tragischen Schluß weg und benützte ihn bei der neunten Novelle des vierten Tages.

Man könnte ihm vorwerfen, daß er aus Haß gegen die Geistlichkeit die Gräfin in eine Aebtissin und ihre Kammerfrauen in Nonnen verwandelt; allein Manni in

seiner Geschichte des Decamerone sagt, daß zu seiner Zeit die Sage ging, in der Nähe von Florenz sei einst ein Frauenkloster, in welchem ein gewisser Masetto aus Lamporecchio diente, wegen eines unliebsamen Vorfalls aufgehoben worden. Es scheint also, daß dieser Novelle irgend ein wahres Ereigniß zu Grunde liegt. Indessen ist es auch möglich, daß die Sage erst in Folge der Novelle Boccaccio's entstand. Einen ähnlichen Fall erzählt auch Francesco da Barberino, von dem ich weiter unten sprechen werde.

4. Die 72. Erzählung von den drei Ringen (bei Bocc. Giorn. 1, nov. 3), welche den Kern von Lessings „Nathan" bildet, wie er selbst in dem Briefe an seinen Bruder vom 11. August 1778 sagt.

In den „Cento novelle" ist es die Kostbarkeit des Ringes allein, welche dessen Besitz wünschenswerth macht; im Decamerone aber gehört die ganze Erbschaft und jeder Vorzug dem Besitzer des echten Ringes. Bis auf den Schluß sind sich beide Erzählungen ziemlich ähnlich und unterliegt es daher keinem Zweifel, daß Boccaccio nur aus dem Novellino den Stoff genommen. Woher die Erzählung in diese Sammlung gekommen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch scheint sie jüdischen Ursprungs zu sein. Ich will hiefür nicht als Beweis anführen, daß sie in dem hebräischen Werke „Schebet Jehuda" des Salomon aben Verga erzählt wird; da dieses erst am Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben wurde. Aber im Mittelalter waren weder bei den Christen noch bei den Juden oder Mohammedanern die Ideen der Toleranz, wie sie in dieser Erzählung ausgedrückt sind, verbreitet, und hat wohl damals kein Bekenner einer dieser Religionen den geringsten Zweifel über die ausschließliche Echtheit seines Ringes gehegt. Nun hatten aber Christen und Mohammedaner keine Ursache, ihre Meinung zu verheimlichen, während die Juden, überall in der Minderzahl, gedrückt und verfolgt, sich damit zufrieden geben mußten, daß man sie nicht zwang, die Echtheit eines anderen Ringes und die Falschheit des ihrigen zuzugeben. Sie waren froh, wenn ein mächtiger Monarch es sich sagen ließ, daß man nicht wissen könne, wer den echten Ring besitzt.

Mag nun die Parabel zuerst am Hofe Saladins oder eines Königs von Aragon erzählt worden sein, so kann es nur ein Jude gewesen sein, der sich durch diese diplomatische Antwort aus einer ihm gelegten Schlinge zog.

Schon mehr dem bewußten Schriftstellerthum sich nähernd ist Francesco da Barberino (1264 bis 1348), welcher, ein Jahr früher als Dante geboren, wie dieser ein Schüler Brunetto Latini's war.

Er war ein berühmter Jurist und soll, wie Manche behaupten wollen, Boccaccio's Lehrer gewesen sein, was aber nicht wahrscheinlich ist. Er schrieb außer seinem moralischen Werke „Documenti d'amore" noch 20 Capiteln „Del reggimento e dei costumi delle donne", welche 11 Novellen enthalten, die er größtentheils aus den Gedichten der Troubadours gezogen haben soll [1]

[1] Die Novellen sind nur als Beispiele zu den Lehren, wie sich die Frauen benehmen sollen, gegeben und haben manches Aehnliche mit den „Cento novelle antiche", von denen einige unseren Francesco zum Verfasser haben sollen.

Wir haben gesehen, wie die drei Arten der orientalisch-monarchischen, französisch-ritterlichen und italienisch-bürgerlichen erzählenden Litteratur sich nie ganz rein erhielten und wie bald eine Gattung in die andere übergriff, bald christliche und antike Einflüsse sich bemerkbar machten. Es bleibt uns also noch übrig, diese zwei Elemente der Litteratur jener Zeit zu betrachten.

Die christliche schöne Litteratur bestand hauptsächlich aus Parabeln und Heiligenlegenden, welche beide Gattungen in der Bibel ihre Vorbilder haben. Schon die Bibel bedient sich der Parabeln, um nützlichen Lehren und heilsamen Wahrheiten den Weg zum Herzen des Menschen zu bahnen, und dies ist auch das Charakteristische der christlichen Litteratur des Mittelalters. Parabolik und Allegorie hatten sich nicht nur der specifisch christlichen Litteratur bemächtigt, sondern zogen auch die Mythologie der Griechen und Römer unter ihre Herrschaft; so sollte der von Hunden zerrissene Aktäon das Symbol des gemarterten Christus sein, und die Aeneis sollte die Reise des Apostels Petrus nach Rom vorstellen.

Ebenso wie die Parabeln lehnten sich die Heiligenlegenden in gewisser Beziehung an die Bibel an. Es war nämlich im frühen Mittelalter eine Menge falscher Evangelien entstanden, welche die absurdesten Dinge enthielten und von der Kirche mit Recht verworfen wurden. Solche Erzählungen waren aber damals nach dem Geschmacke des Volkes und aus ihnen bildeten sich die Legenden, in deren Kritik die Kirche nicht so streng war. Zu den einfachen Erzählungen von dem Leben der Apostel und ersten Märtyrer wurden, um sie unterhaltender zu machen und dem verdorbenen Geschmacke anzupassen, immer mehr Wunder hinzugedichtet, bis die ursprüngliche wahre Erzählung unter einem Wust von Lügen und Unmöglichkeiten begraben war. Das rohe ungebildete Volk (worunter sich viele tapfere edle Ritter befanden) griff begierig nach dieser Geistesnahrung, und die Mönche, von denen viele auf keiner höheren Bildungsstufe standen, bereiteten sie ihm eifrig in großer Menge.

Der Dominikaner Jakob v. Voragine, welcher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Genua lebte, sammelte alle älteren Legenden, und seine Sammlung erhielt wegen ihrer Beliebtheit den Namen der goldenen. Noch älter sind die französischen Sammlungen von Comsi, Farsi u. A., von denen Legrand in seinen „Contes devots“ Proben gegeben. In diesen französischen Sammlungen machen sich neben orientalischen auch ritterliche Einflüsse geltend, und haben sie in ihrer ganzen Anlage Aehnlichkeit mit den Fabliaux. Bei den Verfolgungen und Nachstellungen des Teufels, welche die Heiligen in diesen Erzählungen auszustehen haben, spielt das schöne Geschlecht eine große Rolle und ist die Schilderung solcher Abenteuer oft sehr indecent.

Boccaccio hat aus diesen Sammlungen eigentlich nichts in sein Decamerone aufgenommen, allein viele seiner Novellen, welche man ihm als Verspottungen der Religion und Geistlichkeit angerechnet hat, sind nur geschrieben, um diese unsinnigen Legendenbücher lächerlich zu machen. So wie Cervantes in seinem Don Quixote“ nicht den wahren Geist des Ritterthums, sondern die unsinnigen Ritter-

romane seiner Zeit lächerlich machte, ebenso sind Boccaccio's Erzählungen von dem die Sprache wieder gewinnenden Masetto, von dem ins Fegfeuer geschickten Ferondo, vom Engel Gabriel u. s. w. nicht gegen die Religion und ihre frommen Diener, sondern gegen die dummen Mönche und ihre absurden Fabeln gerichtet.

Die edlere parabolisch-christliche Novellistik des Mittelalters wird am besten durch den Barlaam und Josaphat des Johannes Damascenus [1], welcher im 8. Jahrhundert in Syrien lebte, repräsentirt. In diesem Romane wird die wunderbare Bekehrung des Prinzen Josaphat und seines Vaters Abener durch den frommen Mönch Barlaam geschildert. Eine Menge mitunter recht schöner Parabeln findet sich in diesem Buche, welches in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Es finden sich auch italienische Handschriften desselben aus dem 14. Jahrhundert. Boccaccio hat ihn also wohl gekannt, benützte ihn aber wenig, da diese wirklich erbaulichen Erzählungen zu dem sonstigen Inhalt des Decamerone nicht gut paßten. Die bereits oben erwähnte Erzählung von den Dämonen alias Gänsen findet sich im Barlaam, und läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob Boccaccio sie aus diesem oder aus den „Cento novelle" genommen. Dagegen ist die erste Novelle des zehnten Tages von dem Ritter Roger und dem König von Spanien unzweifelhaft aus dem Barlaam genommen. Denn die einzige andere Quelle, welche man sonst annehmen könnte, nämlich die 65. der „Cento novelle", hat viel weniger Aehnlichkeit mit Boccaccio's Erzählung [2].

Ebenfalls mit christlich moralischer Tendenz, doch den französischen Fabliaux und italienischen Novellen verwandt ist das Werk „De clericali disciplina" des Petrus Alphonsus, eines getauften Juden, welcher im Anfang des 12. Jahrhunderts in Spanien lebte. Es enthält dies Werk über dreißig von einem Vater zur Belehrung seines Sohnes erzählte Novellen.

Die Erzählung des Dolopathos von der Frau, die sich in den Brunnen zu werfen vorgab, findet sich auch hier; ebenso aus dem Syntipos die von der Frau, welche ihren Liebhaber für einen Flüchtling ausgab (Decam. Giorn. 7, nov. 6) und die 74. der „Cento novelle" von dem betrogenen Betrüger (Giorn. 8, nov. 10). Die einzige Erzählung, von der sich mit Sicherheit annehmen läßt, daß Boccaccio sie direct aus der Disciplina genommen, ist die achte des letzten Tages von Titus und Gisippus, welche er aber mit unübertrefflicher Meisterschaft umgearbeitet und verbessert hat.

Der Einfluß des Alterthums und seiner Litteratur auf das Mittelalter war ein ganz anderer, als der, welchen sie auf unsere Zeit ausüben. Das Mittelalter konnte sich zu keiner freien Anschauung des Alterthums erheben; es beurtheilte alles nach seinen eigenen Verhältnissen, maß alles mit seinem Maßstabe. Obwohl es dem Alterthum näher stand als wir, hatte es doch geringere Kenntnisse und

[1] Manche schreiben diesen Roman dem Anastasius Bibliothecarius, Andere Anderen zu. (Vergl. Gräße: Litterärgeschichte 3. 1, 460.)

[2] Diese Anekdote hat unzählige Wanderungen gemacht, bis sie in Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" kam.

unrichtigere Begriffe von demselben, und weil es ihm in der Zeit näher stand, konnte es dasselbe nicht mit unbefangenem Auge betrachten.

Die geringe Kenntniß des Alterthums zeigte sich besonders in dem modernen Costüme, das man seinen Helden gab. Nicht nur in den Ritterromanen und Novellen, sondern auch in manchen historischen Werken wurden August, Vespasian und Alexander sowohl als Hercules, Jason und Theseus zu abenteuernden Rittern oder feudalen Lehensherren gemacht. Ein französischer Poet des 13. Jahrhunderts, der wohl gesehen hatte, wie Philipp August die Juden beraubte, bevor er in den heiligen Krieg zog, läßt Alexander den Großen die macedonischen Wucherer vor seinem Perserzug brandschatzen.

Erst die italienischen Gelehrten des 13. Jahrhunderts begannen eine richtigere Kenntniß des Alterthums zu verbreiten und Boccaccio, obwohl er sich erst im Alter den historischen Studien zuwandte, und auch dann noch sich zu keiner ganz reinen und unparteiischen Auffassung des Alterthums erhob, hat sich doch schon im Decamerone von den Verkehrtheiten seiner Vorgänger und Zeitgenossen reingehalten. Er wagte sich überhaupt in seinen Novellen nur sehr selten aus den ihm naheliegenden Zeiten und Orten heraus, und wo er es that, giebt er richtiger als alle seine Zeitgenossen das historische Costüm wieder. Wenn Boccaccio Stoffe aus alten Autoren zu seinen Novellen benützte, so nahm er nur die magere Erzählung, ja manchmal nur einen einzelnen Zug und veränderte Personen, Ort der Handlung und Costüme vollständig, so daß kein störender Zug aus dem Alterthum zurückblieb und dieses nicht im modernen Gewande herumschlotterte. Auf solchen einzelnen Zügen oder kurzen Erzählungen aus Apulejus goldenem Esel beruhen die Novellen von Pietro Vinciolo (Giorn. 5, nov. 10) und von dem Verkauf des Fasses (Giorn. 7, nov. 2). Die erste Novelle des fünften Tages, in der mit unübertrefflicher Anmuth die Macht der Liebe geschildert wird, ist die Nachahmung einer Idylle Theokrits. Die zehnte des zweiten und die sechste des siebenten Tages haben manches aus Aristenets Briefen. Die zweite des dritten Tages, von der ich bereits oben gesprochen, stammt aus Herodot.

Die verschiedenen Einflüsse der nord- und südfranzösischen, der orientalischen, christlichen und classischen Bildung und Litteratur zeigen sich in der sonderbarsten Vereinigung und Wechselwirkung in den „Gesta Romanorum", welche Dunlop auch unter den Quellen des Decamerone aufführt, obwohl es wahrscheinlich ist, daß sie zu gleicher Zeit, wenn nicht später als das Decamerone entstanden. Dieses Buch ist, wie die meisten ähnlichen Sammlungen, nicht das Werk eines Einzelnen, sondern entstand aus einzelnen Erzählungen und Anekdoten, welche wahrscheinlich ein Mönch sammelte, durch Zusätze aus Petrus Alphonsus, den sieben Meistern und manchen alten Autoren vermehrte und durch die angehängte Moral zum Gebrauche bei Predigten einrichtete.

So war die erzählende schöne Litteratur zur Zeit vor Boccaccio beschaffen, und wenn ich in dieser Uebersicht gezeigt habe, wie viele Novellenstoffe er seinen Vorgängern verdankt, so glaube ich doch ihm keinen schlechten Dienst erwiesen zu

haben, denn eine Vergleichung seiner Novellen mit den mageren, faden und schmucklosen Erzählungen und Anekdoten, die ihnen zu Grunde liegen, zeigt erst seine Meisterschaft und wie hoch er über allen seinen Vorgängern steht.

Wenn also auch nur ein kleiner Theil der Novellen des Decamerone der Phantasie Boccaccio's seinen Ursprung zu verdanken hat, so bleibt ihm jedenfalls das Verdienst, ihnen erst Leben und Gestalt gegeben, sie mit allen Reizen der Erzählungskunst geschmückt und in die schönste, von ihm gleichsam erst geschaffene Sprache gekleidet zu haben. Wir bemerken einen solchen Fortschritt bei den zwei Novellen (Giorn. 10, nov. 4 und 5), welche Boccaccio aus seinem Roman Filocopo [1] in das Decamerone aufgenommen. Er läßt dort diese zwei Novellen von der Gesellschaft, die um Fiammetta versammelt ist, erzählen, und ist es wahrscheinlich, daß er sie wirklich in Neapel erzählen hörte.

Auch wahre Begebenheiten hat Boccaccio in sein Decamerone aufgenommen, und ist es vorzüglich Manni in seiner „Istoria del Decamerone", der mit bewundernswürdigem Fleiß die Spuren von Wahrheit im Decamerone aufgesucht hat, wobei er aber manchmal zu weit gegangen und Vieles ohne genügende Gründe für wahr angenommen hat. Wo es ihm nicht möglich war, die Wahrheit des Erzählten zu beweisen, suchte er wenigstens die Existenz der als handelnd aufgeführten Personen nachzuweisen, was dort, wo von Zeitgenossen Boccaccio's die Rede ist, ein wenn auch schwacher Beweis für die Wahrheit des Erzählten ist; da Boccaccio es wohl nicht gewagt haben würde, von bekannten noch lebenden Personen Falsches zu erzählen. Wahre Begebenheiten erzählt Boccaccio im Ganzen ungefähr sechs, und zwar:

1. Die sechste des vierten Tages von dem Podestà von Brescia, dessen Namen er verschweigt. Elias Cavriolo in seiner Geschichte von Brescia erzählt diesen Fall unter dem Jahre 1318 und nennt den Podestà Giovanni Acquabianca. Er sagt auch, daß wegen dieser That ein Aufstand ausbrach. Boccaccio hat hier wahrscheinlich aus Rücksicht auf König Robert von Neapel, dessen Vicar Acquabianca war, den Namen verschwiegen.

2. Auch in der sechsten des ersten Tages verschweigt er den Namen des habsüchtigen Inquisitors, und Manni glaubt, daß ein gleiches bei der zehnten des dritten Tages der Fall ist, da Sacchetti einen ähnlichen Fall erzählt und Todi als Ort der Handlung angiebt.

3. Die sechste des fünften Tages, von König Friedrich von Sicilien, hält Manni für wahr. Die Erzählung kommt mir aber etwas unwahrscheinlich vor und ist dabei besonders zu berücksichtigen, daß man am Hofe der Anjous den sogenannten Usurpator von Sicilien gern verleumdete.

4. Die fünfte des fünften Tages soll ebenfalls eine wahre Begebenheit enthalten, welche sich, wie Tondazzi in seiner Geschichte von Faenza erzählt, im Jahre 753 dort ereignet hat. Boccaccio hätte also nur Ort und Zeit der Handlung verändert.

[1] Den er zehn Jahre vor dem Decamerone noch ganz im Geschmacke der Ritterromane schrieb.

5. Manni, auf das Zeugniß älterer Autoren sich stützend, hält die dritte des sechsten Tages für vollkommen wahr; er berechnet, daß der Betrug am 24. Juni 1318 geschah, und behauptet sogar, daß er einen der vergoldeten Popolini gesehen, mit welchen Diego della Ratta die habsüchtige Frau betrog!

6. Auch der zweiten Novelle des zehnten Tages liegt wohl ein wirklicher Vorfall zu Grunde. Ghino di Tacco war ein weit und breit gefürchteter Räuberhauptmann, der noch Schlimmeres that, als einen Abt gefangen nehmen. Sein Bruder und sein Oheim, die ebenfalls demselben edlen Handwerk oblagen, wurden nach Siena gefangen gebracht und von dem Richter Benincasa d'Arezzo zum Tode verurtheilt. Als derselbe Richter einige Jahre später unter Papst Bonifacius in Rom angestellt war, überfiel ihn Ghino di Tacco im Gerichtshofe, schnitt ihm den Kopf ab und entfernte sich mit demselben ungestört. Dies ist der Aretiner, von dem Dante sagt:

. . . che dalle braccia
Fiere di Ghin di Tacco ebbe la morte. (Purg. VI., 13.)

Christoph Landino, der Commentator Dante's, sagt von ihm, daß er nicht aus Habsucht raubte, sondern um seine Freigebigkeit ausüben zu können, und daß er fleißige Studenten gerne unterstützte und ermunterte. Nach seiner Behandlung des armen Benincasa scheint sich aber sein Wohlwollen nicht auf alle Facultäten erstreckt zu haben und werden die Juristen von dieser Aufmunterung und Befreiung von irdischen Sorgen wohl nicht besonders erbaut gewesen sein.

7. Auch der zweiten Novelle des fünften Tages liegt etwas wahres zu Grunde, da Giov Villani (VIII., 35) eine ähnliche Kriegslist von dem Chan der Tataren erzählt. Die abenteuerliche Fahrt Costanza's in dieser Novelle erinnert an die der Damigella di Scalot in der 81. der „Cento novelle".

8. Die Novelle von der gespenstischen Spröden (Giorn. 5, nov. 8) soll Boccaccio aus der Chronik Helinands (eines französischen Mönchs des 13. Jahrhunderts) genommen haben. Eine sehr verläßliche historische Quelle ist zwar diese Chronik nicht, und die Gespenstererscheinung ist jedenfalls erfunden, aber etwas wahres scheint der Erzählung doch zu Grunde zu liegen. Möglich, daß der Spuck eine List des verschmähten Liebhabers war, wie uns eine ähnliche die „Gesta Romanorum" im Cap. 28 erzählen, wo eine alte Frau ein weinendes Hündchen für ihre verzauberte Tochter ausgiebt, um dadurch einer Spröden Furcht vor einem gleichen Schicksal einzuflößen.

Außer diesen mehr oder weniger beglaubigten Thatsachen erzählt uns Boccaccio noch eine Menge Anekdoten von allgemein bekannten Personen, die meistens seine Zeitgenossen waren, und manche Geschichtschreiber des 14. und des folgenden Jahrhunderts behandeln sein Decamerone als historische Quelle, nicht für den allgemeinen Charakter und die Culturgeschichte seiner Zeit, sondern für einzelne Facta und Anekdoten. Solche Anekdoten erzählt Boccaccio von König Karl von Neapel, von Peter von Sicilien (Giorn. 10, nov. 6 und 7), von Can della Scala (Giorn. 1, nov. 7), von Guido Cavalcanti (Giorn. 6, nov. 9), dem Freunde Dante's.

Ich übergehe noch eine Menge anderer Personen, die für uns wenig Interesse haben, und über die, wer sich dafür interessirt, in Manni nachlesen kann, und eile zu einer eigenen Gattung von Anekdoten, die Boccaccio mit einer gewissen Vorliebe behandelt und die man wohl Künstleranekdoten nennen könnte.

Sei es, daß man nach Vasari den Florentinern die Ehre giebt, die verloren gegangene Kunst der Malerei in Italien wieder entdeckt zu haben, oder nach Tiraboschi annimmt, daß diese Kunst in Italien durch das ganze Mittelalter ausgeübt wurde, so wird man doch immer die Zeit Cimabue's und Giotto's als eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Malerei und Florenz als ihre Hauptstätte anerkennen. Während die Gegner der Florentiner in anderen Städten aus jener Zeit nur einzelne Namen anführen, zählen die Maler in Florenz nach Hunderten.

Aus dieser großen Anzahl hat Boccaccio sich vier ausgewählt, deren köstliche Späße er uns mit kräftigem lebensfrischem Humor in fünf Novellen erzählt. Der hervorragendste unter ihnen in Rücksicht auf künstlerische Begabung ist Buffalmaco, oder mit seinem vollständigen Namen Buonamico di Cristofano. Er wurde im Jahre 1262 geboren, malte in Florenz, Ascesi, Arezzo und Pisa, wo sich im Campo Santo noch ein Gemälde von ihm befinden soll, und steht Giotto bedeutend nach.

Er war ein muthwilliger, lustiger Patron, dem nichts heilig war. So erzählt Vasari, daß er einst eine Madonna mit dem Kinde malte und als der Auftraggeber ihn nicht zahlen wollte, aus dem Christkinde einen jungen Bären machte und dadurch sich Bezahlung erzwang. Vasari hat uns auch ein Sonett von ihm aufbewahrt, das in manchen Stellen an Dante erinnert. Er war im Jahre 1304 einer der Hauptordner des Festes, bei welchem in Florenz auf der Arnobrücke die Hölle vorgestellt wurde, hatte aber das Glück, beim Einsturz der Brücke nicht zugegen zu sein. Die Kunst war damals noch nicht so einträglich, wie zu Rafaels Zeit, Buffalmaco war daher sein Leben lang arm und starb 1340 im Hospital [1].

Obwohl Vasari und Sacchetti eine Menge Späße und lustige Streiche von ihm erzählen, spielt er bei Boccaccio nur die zweite Rolle und ist gewöhnlich nur der Ausführer des von Bruno Erdachten.

Dieser Bruno di Giovanni steht als Künstler dem Buffalmaco sehr nach. Er konnte den von ihm gemalten Figuren nicht den gewünschten Ausdruck geben und half sich damit, daß er ihnen ganze Reden in den Mund schrieb. Vasari sagt, daß ihn der spottsüchtige Buffalmaco dazu verleitete; indessen haben Cimabue und Orcagna ohne Buffalmaco's Verleitung dasselbe gethan; Bruno ist die Seele aller von Boccaccio erzählten Streiche und von diesem mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Der dritte Spaßmacher und Künstler ist Nello di Dino. Er wird aber nur in der dritten und fünften Novelle des neunten Tages erwähnt und ist über seine Schicksale nichts Näheres bekannt.

[1] Nach Baldinucci lebte er noch 1351.

Die herrlichste Figur in diesen Novellen ist jedoch Calandrino. Er ist, wie Fallstaff, nicht nur selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß Andere witzig sind. Ueberhaupt hat er viel Aehnliches mit dem tapferen Ritter und erinnern seine Abenteuer mit der Nicolosa (Giorn. 9, nov. 5) an die Fallstaffs mit den Mistresses Page und Ford.

So hat also Boccaccio die verschiedenartigsten Quellen zu seinem Decamerone benützt, die reichste aber war seine Phantasie, durch die er nicht nur schon vor ihm bekannte Dichtungen und wahre Begebenheiten ausgeschmückt, sondern auch ganze Erzählungen und Anekdoten erfand. Manche der schönsten Novellen des Decamerone verdanken wir nur ihm allein, so z. B. die vom gelähmten Martellino (G. 2, nov. 1), vom Falken (G. 5, nov. 9), von den Reliquien des Frate Cipolla (G. 6, nov. 10), von Guiscard und Ghismonda (G. 4, nov. 1), von Girolamo und Salvestra (G. 4, nov. 8), und die von Shakspeare bearbeiteten von Barnabo von Genua (G. 2, nov. 9) und von Giletta von Narbone (G. 3, nov. 9). War ihm doch die Lust am Fabuliren und Dichten angeboren, und bevor er noch sieben Jahre alt war, bevor er noch einen Lehrer gehört oder ein Buch gesehen hatte, dichtete er schon, wie er uns selbst in der „Genealogia Deorum“ erzählt.

Zur Geschichte der unteren Donauländer.

Von Dr. E. Rößler.

(Aus den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften. Wien 1864, Hof- und Staatsdruckerei.)

A. H. Unter diesem gemeinsamen Titel sind zwei Schriften erschienen, deren erstere die Geschichte der Geten und ihrer Nachbarn und die zweite das vorrömische Dacien behandelt.

Da, wie der Verfasser treffend bemerkt, nur der Mensch des Fortschrittes ein anziehendes Object historischer Forschung ist, hat die Geschichtschreibung sich bisher mit jenen südöstlichen Gegenden äußerst wenig beschäftigt. Daher begegnen uns auch statt historischer Verhältnisse und Beziehungen in der Geschichte jener Völker meist nur dürre Namen als deutungslose Marksteine in trauriger Oede. Und doch böten die alten Quellen zerstreutes Material genug, es käme nur darauf an, dasselbe zu sammeln, zu sichten, zu ordnen und aus den unbrauchbar erscheinenden Notizensplittern durch sinnige Kunst und sorgsamen Fleiß ein klares Bild zusammenzufügen. Daß dies möglich sei, zeigen die vorliegenden Schriften, welche den Leser nach jeder Richtung hin mit warmer Freude erfüllen müssen. Denn nicht nur daß durch sie einem Bedürfnisse aufs beste abgeholfen wird, indem sie willkommene Beiträge zur römischen wir zur österreichischen Geschichte liefern, erscheinen sie auch durch Methode wie Sprache als gleich werthvolle Zierde österreichischer Geschichtsforschung.

Dem Verfasser ist es gelungen, auch in uns öde scheinenden Ländern frisch pulsirendes geschichtliches Leben aufzuweisen, die Schemen, die gerade auf jener dürren Haide historischer Hypothesenspeculation ein spuckhaftes Dasein führten, in markige lebensvolle Gestalten zu verwandeln und aus dem Chaos heraus durch eingehende Quellenkritik und Benützung der Resultate deutscher Wissenschaft uns ein interessantes farbiges Bild von dem Leben der alten Geten und Daker erstehen zu lassen. Schon der stete Hinblick auf die Begebenheiten des Bodens und Klima's, die stete Berücksichtigung des Wechselverhältnisses zwischen geographischer Bestimmtheit und freier Entwicklung im Leben des Volkes ziehen an, nicht minder aber auch fesselnde Episoden, wie die Schilderung Ovids auf Tomi.

Gehen wir auf den eigentlichen Inhalt der Schriften ein, so finden wir die Geschichte vieler Völker, z. B. der Agathyrsen in Siebenbürgen, der Scythen, Odrysen, Geten, Triballer, Mösier und Daker mehr oder minder umfassend behandelt. Vor allen sind es die Geten, die in ihren Beziehungen zu den Persern, den Griechen, Makedonen (Philipp, Alexander der Große, Lysimachus), Kelten und Römern betrachtet werden. Sieg und Niederlagen wechseln, endlich erfuhr das Getenvolk eine Schwächung und Einschränkung seiner Herrschaft und es bildete sich in den Räumen bis zum Dniester hin immer mehr eine seltsame Mischung der verschiedensten Volkselemente, ein Bild, wie von zahlreichen durcheinander geworfenen Gesteinschichten. Geten und Scythen, Sarmaten und Bastarner und andere unbestimmte Horden und Völkerwellen wogten und hausten hier neben- und durcheinander. Aus all' dem Gewirre tritt endlich aufs neue das siebenbürgische Plateau als Wohnstätte eines thrakischen Volkes, der Dacier, hervor. Die Kämpfe dieses Stammes mit den Römern, deren Grenzen er bedrängt, die dadurch veranlaßten Pläne des großen Cäsar, so wie seiner Nachfolger zur Eroberung des Landes, der schwere Kampf gegen die Wildheit der Daker, so wie gegen die Hemmnisse der Natur finden in der zweiten Schrift eine eben so detaillirte als spannende Darstellung. Hervorzuheben ist hier die Schilderung der Werke des großen Trajan, die sich hauptsächlich auf die Ergebnisse der ausgezeichneten Schrift von Ph. J. Aschbach: „Ueber Trajans steinerne Donaubrücke" (Wien 1858) stützt, und des vergeblichen Ringens des Königs Decebalus gegen die übermächtige Gewalt des Imperatorenreiches.

Aber nicht allein die politischen Beziehungen haben ihre Behandlung gefunden, sondern — was nicht minder werthvoll ist — auch die Cultur und Sitten der alten Geten und Daker, und zwar sind die nach dieser Richtung gegebenen Notizen so interessant, daß man verzeihen wird, wenn hier Einiges hervorgehoben werden mag.

Die Religion hatte großen Einfluß auf das Leben dieser Stämme, der oberste Priester war gleich mächtig wie der König, die Doppelhoheit des geistlichen und weltlichen Hauptes aber kein Hemmniß für beide Gewalten, sondern eine Stärkung beider. Die Unsterblichkeitslehre, so wie die kecke Negation derselben hatten beide Lebensverachtung, Todesmuth und Tollkühnheit im Gefolge. Die das religiöse Leben

der Männer sehr beeinflussenden Frauen stritten sich, nicht minder das Dasein geringschätzend, um das Recht, dem verstorbenen Gemahle — gleich jenen indischen Wittwen — im Tode nachfolgen zu dürfen. Düster war die Lebensanschauung, man weint bei Geburten und freut sich bei Todesfällen, dennoch liegt wieder, wie bei dem Volke des Gangathales, hart neben schauerlichster Askese der wildeste und üppigste Lebensgenuß, es herrschen Polygamie und ein wüster Hang zu Trinkgelagen. Das Aeußere, so wie die Bewaffnung dieser Stämme war schreckenerregend, ihr Antlitz durch Haar- und Bartwuchs, so wie durch Tätowirung verwildert; doch bestehen schon Städte und Stände, Ackerbau und feste Ansiedlung. Daneben leitet eine gewisse Art von Gefolgschafts- oder Söldnerwesen den Ueberfluß der Bevölkerung ab.

Sehen wir in den vorliegenden zwei Schriften so viel Verdienstliches und Bedeutendes, so wird der Wunsch in uns rege, bald eine Fortsetzung zu erhalten und durch den Verfasser die Geschichte der Donauländer auch in der letzten römischen Kaiserzeit, wie in der Völkerwanderungsepoche u. s. w. behandelt zu sehen.

Volksschauspiele aus Mähren.

Mit Anhängen: 1. Sterndreherlieder; 2. Weihnachtslieder; 3. De sancta Dorothea; Passional 1495 und einem Nachtrage, gesammelt und herausgegeben von **Julius Feifalik.**

(Olmütz 1864, Verlag von Hölzel.)

Die Freunde vaterländischer Sittengeschichte werden es sicher mit Vergnügen wahrnehmen, wie seit Jahren das Streben namhafter Gelehrter dahin gerichtet ist, die Erzeugnisse der Volksmuse früherer Zeiträume dem lebenden Geschlechte näher zu bringen. So haben auch die Weihnachtsspiele der österreichischen Volksstämme ihre Herausgeber und Interpreten gefunden. Weinholds Sammlung über Kärnten, Schroers über das Sachsenland haben seinerzeit ihre Würdigung gefunden. Die vorliegende Sammlung mährischer Volksschauspiele schließt sich den genannten Publicationen würdig an. Sie hat vor allem das Verdienst, uns einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen des nordslavischen Volksbewußtseins zu gewähren. Witz und Humor und eine gewisse treuherzige Naivetät muthet uns in diesen Volksdichtungen freundlich an, frische Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung vermissen wir nur selten. Bemerkenswerth und dem czecho-slavischen Charakter entsprechend ist es, daß selbst die dramatischen Volkspoesieen Gesang aufweisen; zumeist sind es Hirtenlieder, gleich in ihrer Anlage zum gesangsmäßigen Vortrage bestimmt.

In den Weihnachtsspielen der vorliegenden Sammlung treten gewöhnlich drei Bursche in die Scene, und zwar einer nach dem andern, die ersten Gespräche nehmen ihren Stoff aus der Sphäre der redenden Personen, im Verlaufe wird das

große Ereigniß der Geburt des Jesukindleins bekannt und die Wechselgespräche gehen in ein Chorlied über, das die Geburt des Heilandes zum Gegenstande hat.

In manchen der Weihnachtsspiele, wie in Nr. 3, tritt zu den drei Burschen noch der Engel hinzu. Am vortheilhaftesten tritt die Figur des Bača wegen ihrer kräftigen, derb angelegten und humoristisch gefärbten Zeichnung hervor, während der Engel die Aufgabe hat, die Geburt des Heilandes zu verkünden. Oefters machen Chöre und Tänze neben den Einzelstrophen die Scene bewegter und lebensvoller.

Bisweilen tritt der Engel gleich zu Anfang in die Scene mit dem Rufe: Gloria in excelsis! Dann verkündet in der Regel der „erste Hirte" den Ruf des Engels den Anderen, unter denen einer stets die Rolle des Ungläubigen innehat. In Nr. 4, „Weihnachtsspiel aus Lisitz", führt die Volksdichtung die Hirten ohne Uebergang zum Jesukindlein, um ihren guten Willen und die Verehrung zu bezeugen. Gaben bringen sie wohl nicht, dafür verlangen sie den Segen, der ihnen auch durch den Engel ertheilt wird.

Verschieden von den vorhergehenden ist Nr. 6, „Weihnachtsspiel aus der mährischen Walachei". Wieder finden sich die drei Hirten vor, jedoch mit ihnen Maria und Joseph. Der naive Zug zeigt sich hier wieder in anderer Richtung und der Volkstypus tritt in diesem Stücke unverkennbar hervor. Bei Beginn finden wir die Hirten bereits mit dem großen Ereigniß vertraut. Jeder derselben spricht sein unverhohlenes Entzücken aus; allein, so gerne sie den neugebornen Heiland besuchen möchten, „die Umstände erlauben es für dieses Jahr nicht". Offenbar zeigt das Aufschieben der Fahrt nach Bethlehem „wegen hindernder Umstände" keine dithyrambische Glaubensseligkeit, sondern mehr einen Zug von dem Raffinement moderner Anschauung. Befremdend wirkt in diesem Stücke der sonst nur natürlich wirkende, fast allen diesen Dichtungen gemeinsame Umstand, daß das Hirtencollegium, welches doch das Ereigniß von Bethlehem kennt und schon darüber verhandelt hat, wieder einschlafen muß, damit der Engel es zum Zuge nach der Geburtsstätte des Heilandes rufen könne.

Einen Augenblick lang werden wir von dem Zweifel des dritten Hirten überrascht, doch verhallt die kleine Dissonanz rasch in dem allgemeinen Jubel. Ein frischer Ton geht durch das Ganze, der sich besonders in der Ausrüstung und Organisirung eines rasch improvisirten Orchesters geltend macht, das mit Musik das Jesukindlein zu begrüßen bestimmt ist, immerhin als ein nationales Merkmal für den Ausdruck freudiger Empfindung anzusehen.

Im Verlaufe werden die Gaben aufgezählt: Neben den Handschuhen des ersten Hirten finden die Erzeugnisse der böhmischen Kochkunst ihren Platz. Ohne Weiteres befinden wir uns in Bethlehem, wo Joseph, das Kindlein wiegend, den Dank für die dargebrachten Geschenke ausspricht. Eine Anzahl von Weihnachtsliedern und Sprüchen bildet den Anhang zu diesem Schauspiele, welches an Originalität vor den anderen dieser Sammlung hervorragt. Unwillkürlich fühlt man sich zum Vergleich mit dem in der Sammlung vorhergehenden Stücke 5 angeregt. Dieses zeigt uns die Hirten nach den Begrüßungsformeln, welche sie untereinander wechseln —

im Schlafe. Eine Vision verkündet die Geburt des Heilandes. Die Erwachenden sind alsbald entschlossen, nach Bethlehem zu ziehen. Die geringen, aber gut gemeinten Gaben werden nun bei jedem einzelnen Hirten genannt [1].

Eine andere Gattung Volkspoesieen eröffnet in der Sammlung mährischer Volksschauspiele „Das Dreikönigsspiel aus Rossitz"; vor allem schon durch Scenerie und Costümirung von Interesse. Größere Mannigfaltigkeit der auftretenden Personen, buntere Scenen, lebhafter Wechsel derselben und die melodramatische Führung machen dieses Stück werthvoller. Der Prophet, die drei Könige, der Engel, Joseph und Maria, der Tod, eine Jüdin und drei Teufel treten auf. Die letzteren Figuren greifen recht wirksam in den Gang des Drama's ein, und die Gestalten des Judenkönigs und der jargonisirenden Juden heben den Effect auf drastische Weise. Daß der Teufel in Gegenwart des Engels und der anderen hehren Personen so recht als „armer Teufel" erscheint, ist nur natürlich.

Das Paradeisspiel behandelt in dialogischer Form den Sündenfall, übereinstimmend mit Genesis Cap. 3, V. 9 bis 19. Die dichterische Zuthat ist des Engels einleitendes Auftreten, womit er dem ersten Menschenpaare alles Geschaffene zur Benützung übergiebt, und das persönliche Auftreten des Teufels, welcher, mit der Vertreibung aus dem Paradiese nicht zufrieden, seinem Unmuthe in derbkomischer Weise Ausdruck leiht und die Hoffnung ausspricht, sich dafür an Kain zu entschädigen.

Das Dorothea-Spiel (Nr. 10, 11) ist eine Kinderkomödie und behandelt den Conflict religiöser Ueberzeugung mit der autokratischen Willkür eines Königs. Die Heldin dieser lebendigen Ueberzeugung und eines erhebenden Martyriums ist Dorothea. Locale Verschiedenheiten lassen doch den Kern stets genau erkennen. Dorothea, nicht durch Schmeicheleien, nicht durch das Machtgebot des Herrschers in ihrem Glauben erschüttert, bleibt fest und beharrt in ihrem Glauben, sie zieht den Tod für die heilige Glaubenssache der Untreue vor und erwirbt Himmelreich und Seligkeit. Die in der Reihe der Dorotheen-Spiele letzten Stücke der vorliegenden Sammlung sind an poetischem Werthe ungleich höher zu stellen, als die vorausgehenden. Eine, ich möchte sagen, lebhaft pulsirende dramatische Ader durchfließt das Ganze mit einer Wärme, die heute noch zündend wirken muß. Auch in der Technik dieser Volksdramen, welche sonst, wie in der Volkslitteratur überhaupt, eine etwas rüde Behandlung erfährt, finden wir hier mehr effectvolle Berechnung.

Unter den Beilagen findet sich ein Gregorius-Spiel (Nr. 21), wie es am Tage des h. Gregorius, dessen Bedeutung für Kirche, Schule und Tonkunst Jahrhunderte nachher noch dankbar erkannt wurde, von Scholaren häufig aufgeführt ward. Der Raum verstattet uns nicht, auch auf den Inhalt des Anhanges näher einzugehen. Aus den etwas bunt gruppirten Nummern des Anhanges seien vor

[1] So bietet Andreas getrocknetes Obst, Michael zwei Krüge Milch, ferner Butter &c., und Lukas schließt die Aufzählung mit dem Anbot von Steinsalz, Brei und Rüben.

Allem ein Passional, Nachrichten von der Leidensgeschichte der h. Dorothea enthaltend, aus dem Jahre 1495, und die Legenda aurea de sancta Dorothea, S. 213, hervorgehoben. Die aus dem Munde des Volkes unmittelbar aufgezeichneten „Lieder" dürften die Freunde slavischer Volkspoesie lebhaft interessiren, ebenso die Sterndreher-Dreikönigslieder aus Kremsier, Lissitz, Kojetein u. s. w. Ein Nachtrag, welcher dem Anhange folgt, enthält Weihnachtsspiele aus Rozenau, jenem bekannten Badeorte, wo auch Feifalik Heilung für sein unheilbares Leiden suchte. Den Todeskeim in der Brust, setzte er seine Thätigkeit als Sammler fort und schöpfte daselbst aus der Tradition jene Poesieen, welche uns in der oben genannten Sammlung als letzte Frucht eines jungen, doch mühevollen, von keinerlei Freuden angeregten Lebens hinterlassen sind. Diese Producte nationaler Denk- und Kunstweise, geschaffen vom nationalen Drange, oft keck und rücksichtslos in ihrer natürlichen Freiheit, sind immerhin ein dankenswerther Beitrag und liefern den erkennbaren Beweis, daß dieser Litteraturzweig in den österreichisch-slavischen Ländern eine Zukunft vor sich hat. So sehr wir nun aber das Verdienst des Verblichenen anerkennen, so können wir doch nicht unterlassen über die Form der Publication unser Bedauern auszusprechen. Es fehlt die ordnende Hand des Autors, welche der unerbittliche Tod mitten in ihrer Arbeit innehalten hieß. Da wären vor allem Lieder auszuscheiden gewesen, welche sich in anderen Versionen vorfinden, oder wenn dieselben in der Sammlung Platz finden sollten, so hätte man sie zusammenstellend mit den anderen Lesarten in grammatische und sachliche Vergleichung bringen müssen. Das Grammatische ist in den Anmerkungen wenig oder gar nicht vertreten. Ein erklärender Anhang, genaue Angabe der Quellen, historische Notizen über Entstehung und Wandlung dieser Poesieen über Zeit und Richtung derselben, vor Allem die litterar- und culturgeschichtliche Einbegleitung vermissen wir schmerzlich. Kollars „Zpievanky" und Kamaryts „České such. pisně" haben, wenn auch nicht auf der Höhe kritischer Methode stehend, dennoch befruchtend gewirkt.

Noch fehlt, trotz dieser löblichen Bestrebungen, denen die besprochene Schrift sich würdig anreiht, eine wissenschaftliche Sammlung slavischer Lieder, wie die Deutschen eine solche von Heinrich Hoffmann besitzen. Urkundliche Wiederherstellung der Texte und echte historische Ordnung wird die Arbeit der Zukunft werthvoll machen, welche bisher entweder auf dem verworrenen Pfade der Ueberlieferung sich der strengwissenschaftlichen Behandlung gerne entzog oder den lebensvollen Quell, das Volk, gemieden. Arbeiten, wie die eben besprochene, sind dabei immerhin verdienstlich, für den jetzigen Stand der Litteratur sogar unumgänglich nothwendig. Es sind eben einzelne Bausteine, welche mit Mühe und Fleiß herzugetragen sind, um kritisch gemessen und mit anderen Materialien zusammengefügt die Construction einer umfassenden Litteraturgeschichte zu ermöglichen. R.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm.

Fortgesetzt von Dr. **Rudolf Hildebrand** und Dr. **Karl Weigand**. Fünften Bandes erstes Heft, bearbeitet von Dr. **Hildebrand**.

Unermüdeter rastloser Eifer und stets frische Arbeitslust zeichnete die beiden Meister unserer Wissenschaft aus. Zu all' ihren Verdiensten wollten sie an der „Neige" ihres Lebens noch ein neues fügen, sie wollten den reichen Schatz unserer neueren Sprache sammeln und sichten, um so veraltete Wörter unserem Verständniß wieder näher zu bringen, die Liebe zu den vergessenen Schriftstellern jener Zeit „wieder anzufachen", einzelne Wörter „zu beleben und zu bestätigen" und so den Ruhm „unserer Sprache und unseres Volkes, welche beide Eins sind", zu erhöhen. Es war ein Unternehmen, wie sich kein Volk bis dahin eines ähnlichen rühmen konnte. Allein der Tod raffte Beide dahin, ehe noch ein Drittel ihrer Arbeit vollendet war. Bei seinen Lebzeiten noch hatte Jakob und sein thätiger Verleger dafür gesorgt, daß das Werk nicht verwaist bliebe. Ein alter Mitarbeiter und Freund des Unternehmens, Dr. Hildebrand, übernahm damals schon die Bearbeitung des Buchstaben K, und in seine und Dr. Weigands Hände kam nach dem Tode Jakob Grimms die Fortsetzung des Werkes.

Das uns vorliegende Heft beweist, daß die guten Hoffnungen, die man in die Fortsetzer setzte, keine unbegründeten waren.

Getreu dem Plane der Gründer, wie sie ihn schon früher ausgesprochen und wie er sich aus den vollendeten Theilen des Werkes von selbst ergab, findet auch hier die Behandlung der Wörter statt; mit Fleiß und Sorgfalt ward die Geschichte eines jeden Wortes zusammengetragen und so im engsten Rahmen die Entwicklung desselben dargestellt. Von der Sorgfalt, mit der Hildebrand arbeitete, zeugt, daß er selbst das neu erschienene, von R. Köhler herausgegebene Spiel: „Kunst über alle Künste" theilweise noch benützte, wiewohl zur Zeit, da dieses erschien, der Druck des Heftes schon begonnen haben muß.

Wiewohl ich bei den Lesern der „Wochenschrift" die Kenntniß der Art und Weise, wie das Wörterbuch eingerichtet ist, voraussetzen zu können glaube, so will ich doch auf einen Artikel, und zwar den Artikel „Kaiser" eines Näheren eingehen.

Dieses Wort, das sich nicht nur in den germanischen, sondern auch in den slavischen Sprachen findet, erscheint schon im ältesten Dialekte, nämlich im gothischen, und lautet hier Kaisar. Daß das Wort dem lateinischen Cæsar entspreche, war in den älteren Zeiten in der Erinnerung des Volkes. So heißt es im Annolied:

Duo santin si den edelin Cesarem,
dannin noch hiude heizzint keisere.

Den Titel trugen anfangs nur die in Rom gekrönten Könige; so sagt Walther vom Kaiser:

her keiser sît ir willekomen
des küniges name ist iu benomen,
des schînet iuwer krône ob allen krônen.

Doch derselbe Walther sagt auch:

dô riet er (Christus) den unwisen
daz si den keiser liezen haben
sîn küneges reht und got swaz gotes waere,

ein für das Verhältniß gewiß wichtiger Ausspruch, den Hildebrand erklärt: „zwar vom Kaiser gesagt, aber nach deutschen Verhältnissen gefaßt". Doch mit dem Ende des 15. Jahrhunderts wird der Titel von der Rom-Fahrt nimmer abhängig gemacht, wiewohl z. B. Hans Sachs noch an dem alten Brauche festhält. Gengenbach auch nennt Karl V. vor seiner Krönung bloß künig. Die Reihe der Kaiser wird bei Julius (Cäsar) begonnen und ohne Unterschied weiter heraufgeführt, so meint z. B. Hans Sachs, er habe nun aufgezählt die Kaiser

von Julio dem keiser frumb
bisz auf den fünften Carolum [1].

Nach dem Begriffe konnte es natürlich nur einen Kaiser geben. Noch Stieler, dessen Wörterbuch bekanntlich zu Ende des 17. Jahrhunderts erschien, spricht den Titel nur den römischen Kaisern zu, wiewohl schon im 15. Jahrhundert vom Kaiser von Constantinopel und vom türkischen Kaiser die Rede ist.

Viele Sprüchwörter reden vom Kaiser: „Wo nichts ist, da hat der keyser sein recht verloren" (Riemer polit. stockfisch 238), so auch Fischart; „Ist nicht gut gelt fordern, wo keynes ist, denn da verleurt der kaiser sein recht" (aller praktik Groszmutter, 589, Scheible), oder „um des kaisers bart streiten", „und hat ihn (den Bart) noch keiner gesehen", setzt ein anderes Sprüchwort hinzu. „Der Kaiser ist aller Eltern Vormund", „Wer ein großes Haus hat, beherbergt den Kaiser", „Jeder Fürst ist Kaiser in seinem Lande" u. s. w.

Daß das Wort Kaiser auch für die Bezeichnung des Reichsten und Glücklichsten angewandt wird, ist längst bekannt (wie auch das Adjectiv keiserlich [2]), aber mancher derbe gute Witz schont auch diesen Namen nicht.

Eine Reihe von Redensarten nennt den alten Kaiser: „Auf den alten Kaiser hinauf sündigen, zechen rc., ohne an Strafe, Bezahlung zu denken". „So bat ich weder umb das zeitliche, noch ewige, sondern betete auf den alten Kaiser hinein wie ein viehe" (Simplic. 1, 392) u. ö.

Den Grund dieser Redensarten sucht Hildebrand wohl mit Recht in der Hoffnung auf den alten Kaiser, der ja wiederkehren und eine goldene Zeit schaffen sollte, in der auch die Schulden nicht mehr gelten. Ueber diese Redensart kann

[1] Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, die im Wörterbuch gegebenen Belegstellen hier zu vermehren, wiewohl dies unschwer wäre. Die gegebenen genügen dem Zwecke des Wörterbuches und dem meinen vollkommen.

[2] Bei welchem Hildebrand das alte Mährchen, daß es nicht höfisch sei, uns nicht wieder hätte auftischen sollen.

man noch vergleichen Köhlers „Kunst über alle Künste", S. 219, woraus auch die Redensart „Beim alten Kaiser" nachzutragen wäre: „Es ist beim alten Kaiser auch so gewesen" oder „Sa sa sa sa sa das ist die alte Welt, so gings beim alten Kaiser, so geht's zu uns'rer Zeit".

So hätten wir denn die Geschichte eines Wortes an der Hand des Buches verfolgt und wissen keinen besseren Rath, als den, man soll das Buch selber aufschlagen und drinnen lesen; sollte es ja doch längst ein Hausbuch sein dem deutschen Volke und neben den Werken unserer Classiker in keinem Bücherschranke fehlen.

So mag denn mit unserem besten Glückwunsche dieses Heftchen seinen Weg antreten und hinwandern, wo es deutsche Zungen giebt, und noch viele andere gleich gute sollen ihm folgen, bis das Werk vollendet ist und die deutschen Gelehrten den Lieblingswunsch ihrer Meister, den diese leider nimmer ausführen konnten, verwirklicht haben!

Wien, im August 1864. J. St.

Andreas v. Fáy.

Kaum war der Sarg, der die Hülle eines der ersten Patrioten und Schriftsteller Ungarns, des auch im Auslande bekannten Historikers Ladislaus Szalay birgt, in das Grab gesenkt werden, und es wehte wieder an dem Gebäude der ungarischen Akademie eine Trauerfahne als Zeichen, daß der unerbittliche Tod abermals einen Akademiker und Schriftsteller Ungarns dahingerafft hat. Als diesen lesen wir in den Zeitungen und auf dem Todtenzettel den Namen Andreas v. Fáy.

Andreas v. Fáy, der Nestor der ungarischen Schriftsteller, wurde geboren den 30. Mai 1786 zu Kohány im Zempliner Comitate. Er durchlebte die verschiedenen Epochen, welche die ungarische Litteratur in seiner Jugend unter Alexander Kisfaludy, dann später unter Berzsenyi und Kölcsey, unter Vörösmarty und Bajza, und endlich unter Petöfy und Arany gehabt. In seinem 24. Jahre, 1807, erschienen seine ersten Gedichte welche er in seinen Mußestunden geschrieben. Diese widmete er unter dem Titel „Strauß" Kazinczy, der, wie vielen Anderen, so auch Fáy die erste Anregung zum Fortschreiten auf der begonnenen litterarischen Laufbahn gab. Sein letztes poetisches Werk erschien im heurigen Jahrgange der belletristischen Zeitschrift „Koszoru" unter dem Titel „Die Sulioten", dessen Stoff aus den griechischen Befreiungskämpfen vom Jahre 1830 geschöpft ist.

Obzwar Fáy's Werke sich nicht den Lorbeer der Unsterblichkeit errungen, so war er dennoch ein bemerkenswerther und verdienstvoller Arbeiter auf dem besonders in Ungarn undankbaren Felde der litterarischen Thätigkeit. Sein Ruhm als Dichter dauerte beiläufig von 1818 bis 1839. Besonders zeichnete er sich als Fabeldichter aus; seine Fabeln, die meist auf politische Gegenstände zielen, zeigen zum größten Theile eine sehr feine epigrammatische Spitze. Große Beliebtheit verschafften ihm ferner seine Lustspiele und scherzhaften Novellen. Fáy galt damals als der einzige ungarische Humorist, wozu besonders seine echt nationale Schreibart und Gemüthlichkeit beitrug. Nicht einmal Vörösmarty, der damals seine herrlichsten Gedichte zum Ruhme der ungarischen Vorzeit schrieb, noch

auch Kölcsey und Berzsenyi, die in tiefsentimentalen Worten der Nation den gesunkenen Patriotismus vorhielten, — nicht einmal diese fanden so viel Anklang, als Fáy's für das Volk bestimmte, überall verbreitete Werke. In seinem ersten Romane „Die Familie Bélteky" war es vor allem der Stoff selbst, der diesen Roman so allgemein gelesen und beliebt machte, da dieser gleichsam das damalige ungarische Leben getreu wiederspiegelte. Dadurch erregte er nicht nur die Leselust des ungarischen Publicums, welchem damals noch immer deutsche und französische Werke zugänglicher waren, als einheimische, sondern er ward auch dadurch der erste ungarische Romanschriftsteller, und wenn seine Romane heutzutage auch nicht zu den besten gehören, so übersteigen sie doch dasjenige Maß, welches Erstlingswerke und Versuche gewöhnlich zu haben pflegen.

Von dem großen Ansehen, das Fáy damals besaß, zeugt, daß er anfangs Ehren-, dann 1845 Directionsmitglied der ungarischen Akademie wurde. Seine belletristischen Arbeiten erschienen im Jahre 1843 bis 1844 in acht Bänden. Von 1850 an erschienen von ihm vier Romane zu je zwei Bänden, außerdem im Jahre 1859 zwei Lustspiele, überdies mehrere Novellen in belletristischen Blättern und Almanachen zerstreut.

Der schriftstellerische Charakter Fáy's veränderte sich während seines ganzen langen Lebens nicht. Als jugendlichen Schriftsteller kennzeichnen ihn die Neigung zu Reflexionen und zum Moralisiren und sein jugendlich frisches Gemüth. Von jenem übermäßigen Ehrgeize, von jenem fortwährenden Streben, die Grenzen seiner Kräfte zu überschreiten, welches die Starken erhebt, die Schwachen aber erdrückt, findet sich weder in seiner Jugend, noch in seinem späteren Alter eine Spur, als er nicht mehr den Beifall erntete, der ihm bei seinem ersten Auftreten zu Theil ward. Ihm genügte seine Stellung, die er in der ungarischen Litteratur einnahm, vollkommen.

Dabei war Fáy auch auf dem Gebiete des praktischen Lebens nicht unthätig. In seiner Jugend war er sechs Jahre hindurch Stuhlrichter des Pester Comitats. Nachdem er von diesem Amte abgedankt hatte, war er bis 1849 Führer der Opposition. Bald jedoch trat er der gemäßigteren Partei bei und neigte sich den Ansichten Stephan Széchenyi's zu. Er war einer der Eifrigsten, die sich um die Gründung des Nationaltheaters besondere Verdienste erwarben. Vor allem andern aber ist hervorzuheben, daß er der Erste war, der das Institut der Sparcassen in Ungarn heimisch machte; die Pester Sparcasse verdankt ihm ihre Gründung. Ueberhaupt war er ein eifriges Mitglied jeder humanistischen Unternehmung. Er schrieb 1848 über die Lebensversicherungen, den Pauperismus u. s. w.

Sein Hauptstreben war stets: überall nützlich zu sein; nicht im Regiren fand er den Grundzug seiner Individualität, sondern im positiven Handeln. Und wenn der Spruch jenes Philosophen wahr ist, daß, wie die Körper in der Natur von Atomen gebildet werden, auch des Lebens Glück nicht in großartigen, sondern zuweilen in stetigen kleineren Thaten besteht, — so müssen wir das Leben des seligen Greises für eines der glücklichsten halten, da sein Name in seinen nicht eben großartigen, aber unzähligen kleineren Thaten immerdar fortleben wird!

---

* Wir werden um die Aufnahme der nachfolgenden Entgegnung ersucht:

In einem Aufsatze des Herrn v. Schuller: „Zur Kunde der deutschen wissenschaftlichen Vereine in Siebenbürgen" (Nr. 31 der Oesterr. Wochenschrift) wird mir in wenig schmeichelhafter Weise „Geschichtsmacherei" vorgeworfen, indem ich es versucht hätte, „sogar den berüchtigten Cardinal Martinuzzi zum größten Patrioten seiner Zeit zu stempeln". Dieser Vorwurf bezieht sich auf einen Artikel, den ich in der „Zeitschrift für Realschulen, Gymnasien und ver-

wandte Lehranstalten" (1863, Heft 8, 2. Abth.) veröffentlicht hatte. Er ist aber nichts weniger als gerechtfertigt. Jener Artikel basirt auf einer ausführlichen Biographie des Cardinals Martinuzzi aus der Feder des ungarischen Historikers Dr. Horváth (pseudonym Hatvani). Dieser unstreitig eifrige Forscher hatte bei seiner Arbeit zahlreiches, bisher unbekanntes handschriftliches Material aus dem Brüsseler Archive benützt und damit eine neue Zeichnung des räthselhaften Mannes versucht. Die Resultate wichen von allen bisherigen Anschauungen und Darstellungen bedeutend ab und ich erachtete für ersprießlich, dieselbe einem weiteren Leserkreise bekannt zu geben. Die Ursachen hievon habe ich dem bezogenen Artikel angemerkt und ich beziehe mich noch überdies auf meine andere Besprechung dieser Arbeit in Nr. 51 der „Wiener allgemeinen Litteratur-Zeitung" vom Jahre 1861.

Groß-Becskerek, im August 1864. J. H. Schwicker.

S Bericht über die dritte allgemeine Versammlung der Berg- und Hüttenmänner zu Mährisch-Ostrau 1863. Wien 1864. Verlag der typographisch-litterarischen Anstalt von Zamarski u. Comp. Der Bericht über diese Versammlung hat lange auf sich warten lassen, da das Einlangen der abgehaltenen Vorträge in ausführlicher Ausarbeitung abgewartet wurde, dafür aber bietet das jetzt ausgegebene Buch mit 200 Seiten und 9 artistischen Tafeln desto Gediegeneres. Beim Durchgehen des Berichtes drängt sich die Ueberzeugung von dem Ernste und der Tüchtigkeit auf, mit welcher diese Wanderversammlung an ihre Aufgabe geht. In abgelegenen Bergwerksorten, in einfachster Weise versammeln sich die Berg- und Hüttenmänner von Jahr zu Jahr, vor einem kleinen Kreise werden die Vorträge gehalten, welche aber, da nur Fachmänner ihnen anwohnen, desto fruchtbareren Boden finden. Einen Beweis des Vertrauens, welches die Versammlung genießt, bilden die Preise, die von Gönnern des Faches für Erfindungen und Verbesserungen im Berg- und Hüttenbetriebe ausgesetzt und der Versammlung zur Zuerkennung überlassen werden. Auch die Ostrauer Versammlung hatte über drei derlei Preise zu entscheiden, der erste, von Baron Rothschild mit 50 Ducaten für eine Sicherheitslampe ausgesetzt, deren Licht im Augenblicke des Eröffnens der Lampe erlischt, konnte keinem der 11 Bewerber verliehen werden, da keines der Projecte den Anforderungen entsprach. Um die beiden von Herrn Drasche ausgesetzten Preise von je 100 Ducaten, der erste für Bekanntmachung eines Verfahrens, durch welches sich die Arbeit auf dem Gestein schneller und wohlfeiler bewerkstelligen läßt, der zweite für eine neue Erfindung im Berg- und Hüttenfache, concurrirten 12 Arbeiten und die Preise wurden in der Art zuerkannt, daß der erste Preis auf zwei Bewerber vertheilt, der zweite ungetheilt verliehen wurde, Sonst enthält das Buch den Geschäftsbericht und 11 Abhandlungen, welche in der Versammlung selbst gehalten und mit lautem Beifalle begrüßt wurden. Die Ausstattung des Berichtes wie der beigegebenen Tafeln ist eine sehr hübsche.

m. „Das Kopal-Denkmal in Znaim und das k. k. 10. Feldjägerbataillon von der Errichtung bis zur fünfzigjährigen Jubelfeier" betitelt sich eine von dem Herrn Hauptmann J. Strack im Auftrage des Kopal-Comité verfaßte Schrift, deren Inhalt durch diesen Titel angedeutet ist. Dem Verfasser stand unbenütztes Material zu Gebote, das auf Veranlassung des gegenwärtigen Commandanten des 10. Feldjägerbataillons, des Herrn Obersten Poschacher v. Poschach aus den Feldacten des k. k. Kriegsarchivs gesammelt worden war, und er konnte daher die Geschichte dieses tapferen Bataillons eben so ausführlich als zuverläßig wiedergeben. Das Bataillon wurde im Jahre 1813 errichtet und beging am 11. Mai 1863 zu Valeggio die Feier seines fünfzigjähriges Bestehens. Seit seiner Errichtung hat es mit nur kurzer dreimaliger Ver-

legung nach Dalmatien sein Standquartier immer in Italien gehabt und an allen kriegerischen Ereignissen, welche im Verlaufe eines halben Jahrhunderts sich dort zutrugen, ruhmvollen Antheil genommen; besonders aber hat es unter seinem unvergeßlichen Obersten Karl v. Kopal, „dem Helden von St. Lucia und Vicenza", im Jahre 1848 seinen Namen mit goldenen Lettern in die Annalen des österreichischen Heeres eingezeichnet. Bekanntlich widmete damals die k. k. Armee in Italien dem 10. Jägerbataillon ein silbernes, reich vergoldetes Signalhorn. Dem vorliegenden Buche sind Abbildungen der Schlacht von St. Lucia, des Kopal-Monumentes und des eben erwähnten Signalhornes, nebst dem Portrait des Obersten v. Kopal beigegeben. Der ganze Reinertrag ist zur Vermehrung des Capitals der Kopal-Invalidenstiftung bestimmt.

z. Das Realgymnasium, erörtert vom Standpunkte einer Reform des österreichischen Mittelschulwesens, vom Director eines Realgymnasiums. Prag 1864, Calve'sche Universitätsbuchhandlung. Die 32 Seiten starke Schrift, die auf „der in anderen civilisirten Ländern schon längst bestehenden Einrichtung der Unterrichtsanstalten, andererseits auf den Anschauungen vieler bewährten Schulmänner auch in unserem Kaiserstaate", so wie auf eigener praktischer Erfahrung fußt, macht es sich zur Aufgabe, „ein kleines Scherflein zur Anbahnung einer zweckmäßigen Reform in unserem Unterrichtswesen beizutragen". Der Verfasser plaidirt in der bekannten Weise für das Realgymnasium als Bindeglied der Realschule und des Gymnasiums, und zeigt, welchen Nutzen dasselbe für die Schüler, wie für den Bürgerstand selbst haben müsse. Er giebt als Beilage für seine Rathschläge einen Lehrplan, den wir der Beurtheilung der Schulmänner überlassen, und eine wohl überflüssige Tafel, die Gliederung der Lehranstalten darstellend. Wohl ganz und gar wird man dem Verfasser beipflichten müssen, wenn er für die Realschule sieben Jahrgänge verlangt. Denn „die Ergänzung der Realschule in sieben Jahrescurse hat auch die gute Seite, daß die Summe des zu lehrenden Stoffes, die in sechs Jahren von Jünglingen im Alter von 10 bis 16 Jahren nicht verarbeitet, wenigstens nicht vollkommen verdaut werden kann, entsprechender vertheilt wird, so daß ihre geistige Frische nicht so benachtheiligt wird, wie es gegenwärtig durch die übermäßige Schnelligkeit der Eindrücke, namentlich in der vierten Classe bei 9 Stunden Algebra und Geometrie der Fall ist"; der Verfasser wünscht die Einführung des Abiturientenexamens und der französischen Sprache als obligaten Gegenstand in den Realschulen und als ein Mittel, passende Unterrichtsgesetze zu erhalten, jährlich abzuhaltende Versammlungen von Schulmännern, wie es in Nord-Deutschland und auch bei uns in Wien (Verein der Mittelschule) Gebrauch ist. Wir wünschen mit dem Verfasser, daß erfahrene Fachmänner der Angelegenheit, die von ihm erörtert wurde, ihre Aufmerksamkeit zuwenden denn „die Schule ist es endlich doch nur allein, in deren Schooß das Heil der Zukunft liegt".

a. Gesungenes und Verklungenes. Gedichte von J. F. Tandler. Herder war es zuerst, der mit Nachdruck darauf hinwies, daß jedes Volk seine Poesie habe. In einem gewissen Sinne hat auch jeder Mensch die seinige. Wenn er in stillen Stunden in seine eigenen Tiefen eingeht und hier wie von einem höheren Geiste berührt wird, da durchleuchtet es ihm die Seele und die Welt, daß er das Fernste zu sehen, das Höchste erreichen zu können glaubt. In solchen Stunden wird jeder Mensch zum Dichter — freilich zunächst nur für sich und vielleicht nur für einen Augenblick. Hat er aber die Gabe empfangen, den fliehenden Augenblick zu erfassen, ihn dauernd an sein eigenes Wesen zu binden verstanden, so entstehen jene wahren und echten Gedichte, welche uns stets fassen.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte solcher Art — auch die wenigen epischen haben lyrische Färbung — haben wir in dem vorliegenden Bändchen vor uns. Sie sind

frei von dem Schwulst und der Uebertreibung, von jenem Suchen nach dem Außerordentlichen und ganz Absonderlichen, und all' dem Unkraut, das namentlich auf dem Boden der neueren Lyrik so üppig emporschießt. Hier genügt schon eine leise Anregung, die dichterische Flamme anzufachen; die Gefühle, die hier an- und verklingen, sind die allgemein menschlichen, jedem längst vertraut und altbekannt, und doch auch wieder fremd und neu für jeden, weil aus einem bestimmt umgrenzten, individuellen Dasein hervorbrechend. Ein großer Theil dieser Gedichte kann den besten der neueren Lyrik an die Seite gestellt werden, so: „Mein Lied", „O baut es an!" „An die verstummten Dichter", „Klausners Heimkehr", „Unter der Dorflinde", „Nur keinen Stein" u. a.

* Vom „Archiv český", welches Sammelwerk böhmischer und mährischer Urkunden bekanntlich durch die Municifenz des böhmischen Landesausschusses vom Historiographen Herrn Franz Palacký in neuer Folge herausgegeben wird, ist soeben das 25. Heft erschienen, das zugleich den Schluß des fünften Bandes des ganzen Werkes bildet. Es enthält den Schluß der in den früheren Heften veröffentlichten Landtagsacten vom Jahre 1466 bis zum Jahre 1500, worauf Auszüge aus der alten Landtafel folgen, die den Zeitraum von 1471 bis 1500 umfassen. Der Inhalt dieser Auszüge bezieht sich durchwegs auf Veränderungen im Besitze des Grundeigenthumes während jener Periode. Dem Hefte ist ein übersichtliches Sach- und Namenregister des fünften Bandes beigegeben.

* Vom 1. October angefangen wird eine neue ungarische Wochenschrift unter dem Titel: „Magyarország anyagi érdekei" (Die materiellen Interessen Ungarns) erscheinen, die sich mit sämmtlichen materiellen Fragen, Gesellschafts- und Vereins-, Industrie-, Handels-, Landwirthschafts- und Finanzverhältnissen des Landes beschäftigen wird.

* Ueber das Album, welches zum Andenken der hundertjährigen Stiftung des St. Stephan-Ordens an die Mitglieder dieses Ordens vertheilt wurde, brachte „Hirnök" aus Wien folgende Mittheilung:

Die Kanzlei des St. Stephan-Ordens ließ zur hundertjährigen Feier der Gründung dieses Ordens für die Mitglieder desselben ein Album verfertigen, welches Sr. Majestät dem Kaiser, als Großmeister des Ordens, unterbreitet wurde. Die Versendung begann gleichzeitig und erhielt jedes Ordensglied ein Exemplar. Der Orden zählt gegenwärtig 91 inländische und 117 ausländische Mitglieder. Die Ausstattung dieses Albums in Folioformat ist eine fürstliche und soll der Einband je nach der Verschiedenheit der Ordenskreuze ein verschiedener sein. Das Album bringt das Portrait der Königin Maria Theresia in Stahlstich und dann auf 136 Blättern in lateinischer Sprache die Widmung an Se. Majestät, eine Schilderung der Umstände, unter denen die Gründung des Ordens erfolgte, den Text des Stiftungsbriefes, eine kurze Schilderung der Geschichte jener Zeit, die Ordensstatuten, colorirte Abbildungen der Ordenszeichen und das Namensverzeichniß der Ordensmitglieder von 1764 bis zur Gegenwart. Das Album führt den Titel: „Memoria Insignis Ordinis Scti. Stephani Hung. Regis Apost. secularis. Vindobonæ. Typis status procusa: 1864".

---

* Dr. Paolo Lioy hat in dem ehemaligen Becken des Fimon-See's, 4 Miglien von Vicenza entfernt, auf eigene Kosten Nachgrabungen nach Pfahlbauten mit glücklichem Resultate veranstaltet. Unter den vielen Oertlichkeiten, an denen er Spuren von Pfahlbauten fand, wird die Wiese Namens Pascalon in erster Reihe genannt. Ueber die dort in einer Tiefe von 6 Fuß gemachten Entdeckungen wird Dr. Lioy in der nächsten

Naturforscherversammlung in Biella sprechen. Gleich der Mehrzahl der an Schweizer und lombardischen Seen aufgefundenen Pfahlbauten ist auch dieser Bau durch Feuer vernichtet worden, wofür unter Anderem die vielen theils angebrannten, theils verkohlten Pfähle sprechen. Außerdem finden sich noch viele Gegenstände, wie sie die Industrie jener Urzeit zu erzeugen vermochte, so Lanzenspitzen aus Kieselsteinen, Schüsseln und andere Geräthschaften aus Knochen, ferner Knochen von Wiederkäuern und Ebern, die man gespalten hatte, um zum Knochenmarke zu gelangen, Schildkrötenschalen ꝛc.

* Herr Greinwald, Pensionär der k. Akademie der Künste, hat eine Statuette modellirt, den Feldmarschall Grafen Radetzky vorstellend, deren Ausführung nun die ehrenvolle Bestellung des marmornen für die Hallen des Arsenals bestimmten Standbildes des greisen Helden nach sich gezogen hat. Herr Greinwald, dermalen in München weilend, ist eben mit Vollendung des von Sr. Majestät dem Kaiser bestellten Marmorhautreliefs, den Abschied der h. Elisabeth vorstellend, beschäftigt.

* Von dem Herrn A. P. Schmitt, ist das erste Heft von Abbildungen der Baualterthümer in Böhmen erschienen, welches zugleich eine Fortsetzung und Verbesserung der von ihm bereits vor ungefähr zehn Jahren unternommenen Publication von böhmischen Baualterthümern bildet. Die Abbildungen erscheinen in vierteljährigen Heften zu sechs Blättern, wovon das erste die Kirchen zu Tismitz bei Böhmischbrod, in Prosek bei Prag und in Kondraz bei Wlaschim, dann das Portale, ferner das Innere der Kirche in Zaboř bei Kuttenberg und die ehemalige Capelle des kleineren h. Kreuzes in Prag enthält.

* Der Nestor der polnischen Archäologen, Herr Ambrosius Grabowski, erstattet im Feuilleton des „Czas“ Bericht von seiner neuesten Entdeckung, einer Arbeit des Altmeisters Veit Stoß, deren Krakau bekanntlich nicht wenige besitzt. Sie stellt in Steinrelief „Christus auf dem Oelberg“ dar und befindet sich, leider mehrfach beschädigt, im Corridor des Augustiner-Klosters an der hiesigen St. Katharinen-Kirche auf dem Kazimierz. Unterstützt durch die Zeichnung des Herrn Bogumil Gasiorowski hat Herr Grabowski das Monogramm des Bildners entdeckt, welches im Verein mit anderen Umständen die Autorschaft außer Zweifel stellt.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Unter der geringen Ausbeute der vergangenen Wochen sind die seit längerer Zeit angekündigten „Briefe an Ludwig Tieck“, die, herausgegeben von Karl v. Holtei, soeben in ihrer ersten Hälfte, zwei Bände ziemlich starken Umfanges bildend, erschienen sind, von hervorragender Bedeutung. Läßt sich bei der einflußreichen Stellung, welche Tieck durch 60 Jahre hindurch in dem geistigen Verkehr seiner Zeit einnahm, ein reiches Material zur Geschichte dieser Zeit in seiner nachgelassenen Correspondenz aufgespart erwarten, so genügt ein nur flüchtiger Blick auf die große Reihe der berühmtesten unter seinen Zeitgenossen, deren Briefe diese Bände enthalten, um die Erwartungen für dies Buch aufs höchste zu spannen. Ob sie erfüllt werden, wird uns eine eingehende Besprechung zeigen, wir begnügen uns einige der hervorragendsten Namen zu nennen. So finden wir von Goethe 4 Briefe, von Humboldt deren 21, ferner lesen wir die Namen von Iffland, Jacobi, Novalis, Ludwig Achim und Bettina v. Arnim, Brentano, Görres, Boisserée, Justinus Kerner, Immermann, Grabbe, aus neuerer Zeit: Freytag, Otto Ludwig, Laube, Hebbel, Mendelssohn, Meyerbeer ꝛc. Die Anordnung der Briefe ist leider alphabetisch; der Herausgeber versichert, daß eine

chronologische Reihenfolge herzustellen durchaus unmöglich gewesen sei. Bei der in neuerer Zeit öfter bethätigten Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Speculation auf litterarischen Scandal bei der Herausgabe nachgelassener Briefe verfuhr, wird es rühmende Anerkennung finden, daß bei der Herausgabe dieser Briefe „trotz der oft verlockenden Gelegenheit, mit pikanten Stellen Effect zu machen, alles das unterdrückt wurde, was noch Lebende persönlich verletzen, was sie um ihrer lieben Todten willen kränken, was endlich den Schreibern Verdrießlichkeiten und, sind sie begraben, üble Nachrede zuziehen könnte".

Als erster Band einer Sammlung deutscher Classiker des Mittelalters erschienen soeben, von Prof. Pfeiffer herausgegeben, die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Ausgehend von der Wahrnehmung, daß die Dichtungen des deutschen Mittelalters dem gebildeten Publicum, trotz des für sie vorhandenen Interesses, welches durch die zahlreichen Uebersetzungen hinlänglich documentirt wird, im Original fast ganz fremd sind, haben sich mit Prof. Pfeiffer die Germanisten Karl Bartsch, Fedor Bech, Reinh. Bechstein und Joseph Diemer für die Herausgabe dieser Sammlung, deren erster Band uns vorliegt, verbunden, und deren Zweck es ist, eine Auswahl der schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen in sorgfältigen, mit allen zum Verständniß dienenden Mitteln versehenen Ausgaben darzubieten, in der Hoffnung, dadurch auch außer dem engen Kreise der Fachgelehrten neue Liebe für die Dichtungen unserer Vorzeit und Verständniß derselben in der Originalsprache zu wecken. Vorläufig sind für die folgenden Bände zur Herausgabe bestimmt: Das Nibelungenlied, Gudrun, die Werke Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach Parzival, Gottfrieds von Straßburg Tristan, geistliche Dichtungen des 12. Jahrhunderts, Rudolfs von Ems Wilhelm von Orleans und Buch der Schwänke und Erzählungen.

Sonstige Neuigkeiten liegen uns vor in: „Bardesanes, der letzte Gnostiker", von Prof. A. Hilgenfeld in Jena; ferner „Grundlinien einer Wissenschaft der Natur, als Wiederherstellung der reinen Erscheinungsform", von K. Ch. Planck, und „Valentin Weigel, ein Beitrag zur Litteratur- und Culturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert", von J. O. Opel. Der Verfasser hat für die mit A. Cohn herausgegebene „Sammlung von Liedern und Gedichten aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges", eifrige Studien zur Geschichte dieser Zeit gemacht, denen auch das genannte Werk seine Entstehung verdankt.

Schließlich erwähnen wir noch, daß von der bekannten Sammlung von Criminalgeschichten, dem von Hitzig und Willib. Alexis begründeten, jetzt von Dr. A. Vollert fortgesetzten „Pitaval" der 35. Band erschienen ist.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Die von dem Grafen Vogt von Hunolstein herausgegebene: „Correspondance inédite de la reine Marie Antoinette" hat kaum ihre ganze Wirkung auf das Lesepublicum ausgeübt, als schon ein zweites derartiges Werk die Presse verläßt: „Louis XVI., Marie Antoinette et Madame Elisabeth, lettres et documents inédits, publiés par F. Feuillet de Conches". Der Herausgeber nennt in seiner Einleitung die Veröffentlichung dieser Documente die Frucht zwanzigjähriger Studien und Forschungen, die er in den Archiven Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands und der Schweiz gemacht hat. Die Arbeit scheint mit viel Liebe zur Sache und Sorgfalt ausgeführt zu sein und wird nach ihrer Vollendung vier Bände in Großoctav umfassen, zu welchen Herr Feuillet das Material nicht nur in öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in vielen Privatsammlungen, die man ihm ganz zur Verfügung stellte, sich suchen mußte. Das Aeußere des Werkes ist eben so schön als

solid. Die Verlegerfirma Plon, welche das Vertrauen des Kaisers Napoleon genießt und dessen nächstes Buch über Cäsar drucken wird, zeichnet sich immer durch würdige typographische Ausstattung aus.

Wir haben noch zwei wichtige historische Werke zu erwähnen: „Le parlement de Bourgogne dépuis son origine jusqu'à sa chute, précédé d'un discours préliminaire sur la ville de Dijon et ses institutions les plus reculées comme capitale de cette ancienne province, par Mr. de La Cuisine". Es ist dies schon die zweite, vielfach verbesserte Auflage des Buches, welches drei Bände in Großoctav umfaßt und in Dijon erschienen ist. Ferner: „Histoire des Francs d'Austrasie, par P. A. Gérard". Die älteste Geschichte Frankreichs scheint nachgerade eines der Lieblingsthemas der neuen französischen Historiker zu werden, und dabei sucht man gemeiniglich die alten Gallier als das für die künftige Gestaltung Frankreichs Ausschlag gebende, die Franken aber als ein reines Barbarenvolk hinzustellen. Herr Gérard ist anderer Ansicht. Er glaubt, daß die Franken die höchste Bedeutung für die Gründung des neuen Reiches und die Civilisation gehabt haben. Er geht sogar noch weiter, indem er behauptet, wenn die alte gallo-römische Cultur der Entwicklung des frischen fränkischen Wesens nicht hindernd in den Weg getreten wäre, so hätte die moderne Civilisation noch viel früher ihren Aufschwung genommen. Die alte Civilisation war morsch und unfähig geworden und die Germanen wirkten bei der Berührung der Racen regenerirend auf das Völkerleben. Das sind Sätze, welche bei den Franzosen viel Widerspruch finden werden, da letztere namentlich in der Neuzeit das gallische Element mit Liebe bei jeder Gelegenheit hervorzogen und auf Kosten des germanischen begünstigten.

Bei einer Versteigerung in Gent im verflossenen Mai wurde ein unbeschnittenes Exemplar der Elzevir-Ausgabe von Molière um den enormen Preis von 5270 Francs verkauft. Von ähnlichen starken Versteigerungspreisen erzählt die „Revue Brittanique", daß bei der Auction der Büchersammlung eines reichen Bibliomanen (G. Daniel in London) unlängst die einzelne Komödie „Die lustigen Weiber von Windsor" von Shakspeare, Ausgabe von 1602, mit 330 Guineen (3500 fl.), „Richard III." mit 335 Guineen bezahlt wurde. Die reiche Miß Burdet Coutts erstand die Ausgabe von 1623 der „Comedies, Histories and Tragedies of Shakspeare published by Jaggard and E. J. Blount", einen sehr seltenen und viel gesuchten Band, um 682 Guineen (7160 fl.). Man glaubt bisweilen, daß ähnliche ungeheure Preise nur ausnahmsweise und in Folge der zufälligen Gegenwart sehr reicher Bücherliebhaber bezahlt werden. Bei jeder Versteigerung, in der kostbare und gesuchte Bücher vorkommen, beobachtet man aber ein regelmäßiges Steigen derselben, und ein seltener Zufall ist es vielmehr, wenn in neuerer Zeit ein werthvolles Buch zu geringerem Preise erstanden wird.

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 16. August 1864.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle im Vorsitz.

Berichte vom Herrn Director k. k. Hofrath W. Haidinger werden vorgelegt.

Nachricht von einer am 2. November bevorstehenden Jubelfeier des Präsidenten der kaiserlich leopoldinisch-karolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, geh. Rath Dr.

C. G. Carus in Dresden. Mit Einladungen eines Comité in Dresden zur Subscription zur Bildung einer Carus-Stiftung. Beträge der beizutreten Beabsichtigenden sind an Herrn Hofrath Haidinger einzusenden.

Berichte über die anhergelangten Einladungen von verschiedenen Wandergesellschaften.

Bericht über eine Reise in den Sommermonaten, durchzuführen von Herrn Dr. Ferdinand Stoliczka in Gesellschaft von Herrn F. R. Mallet von der geologischen Aufnahme von Indien. Der Ausgangspunkt Simla, 10. Mai, am Sutlej hinauf, dann durch das Spitithal, über einen 16.000 Fuß hohen Gebirgspaß nach dem Tschamariri-See und dann zum Indus hinunter und möglichst wieder über Chivi zum October nach Simla zurück. Stoliczka ist von 36 Coolies (Trägern) und 10 Aufsehern begleitet. Proviant für vier Monate.

Geschenk eines Blockes von 260 Pfund reinem Graphit aus dem neu entdeckten Fundorte von Turuhansk im Gouvernement Jenisseisk in Sibirien, frachtfrei erhalten von dem Werksbesitzer Herrn M. Sidoroff in St. Petersburg.

Neuere Vorgänge in Bezug auf Pfahlbauten und ähnliche Forschungen. Akademische Commission, ernannt zu dem Zwecke derselben. Sendung von Knochenresten und Gegenständen mit Spuren menschlicher Bearbeitung aus einem Torflager bei Olmütz durch Herrn Prof. L. H. Jeitteles.

Dem k. k. Eisenwerkscontroler Herrn J. Mayrhofer in Werfen verdankt die Anstalt eine neuerliche Sendung von Fossilien aus dem Steinbruche im Stegenwalde, so wie durch dessen Vermittlung dem Herrn Verwalter J. Pirchl aus den Schiefern von der Mitterbergalpe, einem neuen Fundorte.

Von dem Director der geologischen Landesaufnahme der Colonie Victoria in Australien, Herrn Alfred R. C. Selwyn in Melbourne, erhielt die Anstalt werthvolle geologische colorirte Karten als Fortsetzung früherer Geschenke. Es sind 22 Blätter in zweifachem Maßstabe, acht Blätter, acht englische Meilen auf einen Zoll, bilden die Uebersichtskarte der ganzen Colonie, und 14 Blätter, zwei Zoll gleich einer englischen Meile, gehören den Detailaufnahmskarten an. Der rasche Vorgang, wie die treffliche Ausführung sprechen wahrhaft vortheilhaft für den Eifer und die Thatkraft unserer hochverehrten australischen Freunde, denen wir zu großem Danke verpflichtet sind.

Anerkennendster Dank, dargebracht Herrn Franz v. Kobell für seine „Geschichte der Mineralogie von 1650 bis 1860“ aus dem von dem verewigten Könige Maximilian II. veranlaßten und unterstützten Werke: „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit“. Vorzüglich wichtig im Interesse der Zeitgenossen.

Herr k. k. Oberbergrath O. Freiherr v. Hingenau berichtete über die Feier der Vollendung des Ernst August-Erbstollens zu Klausthal am Harz in Hannover. an welcher außerdem noch aus Oesterreich in Folge Anordnung Sr. Excellenz des Herrn Finanzministers J. Edlen v. Plener auch noch die Herren k. k. Ministerialräthe P. R. v. Rittinger und A. v. Lill, k. k. Berghauptmann F. Friese und k. k. Berggeschworner Fr. Koschin Theil nahmen. Durch die große Theilnahme an der Feier aus allen benachbarten deutschen Staaten, so wie durch die gastliche und freudige Aufnahme in Klausthal wurde die Feier zu einem wahren deutschen Bergmannsfeste, bei welchem in den berg- und hüttenmännischen Anlagen den Anwesenden auch große geistige Genüsse geboten werden konnten.

Herr Karl Ritter v. Hauer theilte mit, daß die dem k. k. Aerar gehörige Sauerquelle, welche auf der Pußta Suliguli nächst Visso in der Marmaros entspringt, neuerlichst von Herrn Sartory gepachtet wurde, der für eine Versendung des Wassers in großem Maßstabe die erforderlichen Einrichtungen bereits traf. Einige Controlproben, welche vom Vortragenden mit einer jüngst von dort angelangten Wasserpartie angestellt wurden, ergaben im Wesentlichen dieselben Resultate, wie die bereits im Jahre 1861

durchgeführte Analyse, welche im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt (Jahrgang 1861/62, S. 224) abgedruckt ist.

Außerdem berichtete Herr v. Hauer nach einem Briefe von Herrn Heldreich in Athen, daß eine französische Gesellschaft sich gebildet habe, welche die alten Bleischlackenhalden im Districte von Laurion, deren Gesammtmenge auf 40 Millionen Centner geschätzt wird, aufarbeiten wird; der Gehalt an Blei in diesen Schlacken beträgt 6 bis 10 Kilogramme Blei und 3 Gramme Silber in 100 Kilogrammen.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle berichtete über den Fortgang der geologischen Aufnahmsarbeiten der im Felde beschäftigten Herren Geologen. Der Chefgeolog der ersten Section Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold hat seine Untersuchungen in Begleitung der Herren Geologen Freiherrn v. Sternbach, J. Rachoj und Dr. Stelzner im Gebiete des Ennsthales von Losenstein und Weyer aus fortgesetzt, so wie dieselben über Ybbsitz, Gresten und St. Anton bis Kirchberg, hier namentlich auf den Mauerbach-Graben ausgedehnt. Ueberdies haben im Gebiete dieser Section die k. k. Montaningenieure L. Hertle und Rachoj die Gegenden von Kaunberg, Hainfeld, Ramsau, so wie letzterer von Ternberg, Losenstein und Großraming näher untersucht.

Im nordwestlichen Theile von Ungarn hat der Chefgeolog der zweiten Section Herr k. k. Bergrath F. Foetterle die Aufnahme in der Umgebung der Orte Zlichow, Illawa, Prusina, Belluts und Waag-Bistritz ausgeführt. Die hier gefundenen Verhältnisse zeigen viele Analogieen mit den geschichteten Gebilden der Nordalpen. An diese Aufnahmen schlossen sich im Norden und Westen diejenigen an, welche zwischen Domanis, Rajecz, Predmir und Sillein der Sectionsgeologe Herr K. Paul, zwischen Villse und Sillein der k. k. Montaningenieur Herr F. Babanek, nördlich von Puchow der k. k. Montaningenieur A. Hořinek, und zwischen Pruskau, Lednitz und Rovne der k. k. Montaningenieur A. Rücker ausgeführt haben. Es gelang durch dieselben, eine klarere Einsicht in die Lagerungsverhältnisse eines großen Theiles des Karpathensandsteines zu erhalten.

Im Gebiete der dritten Section hat der Chefgeologe Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer, begleitet vom Herrn Montaningenieur R. Winkler, die Detailuntersuchung des aus Granit, Quarzit, liasischen und jurasischen Kalken bestehenden Neutraer Gebirgszuges zwischen Neutra, Ghymes und Szalakusz begonnen, während die Herren Sectionsgeologen Dr. G. Stache und F. Freiherr v. Andrian gemeinschaftlich in Begleitung des k. k. Montaningenieurs J. Čermak die Grenze ihrer aneinander stoßenden Aufnahmsgebiete von Kremnitz über Ober-Stuben, Tóth, Próna, Gajdel bis Jacskov beginnen und Herr Montaningenieur Ed. Windakiewicz in Kremnitz Detailstudien über den Kremnitzer Bergbau ausführt.

Der Sectionsgeologe Herr H. Wolf, mit der Aufsammlung und Zusammenstellung typischer trachytischer Gesteine im nordöstlichen Ungarn betraut, hat bereits aus der Gegend von Eperies, Rank und Telkibanya zahlreiche und wichtige Suiten eingesendet.

Schließlich legte Herr Foetterle mehrere in der letzten Zeit eingesendete Gegenstände vor: So verdankt die Anstalt dem k. k. Kreisvorsteher des Czortkower Kreises in Zaleszczyk Herrn L. Kaube eine Suite von Stoß- und Mahlzahnresten vom Mammuth von Kasperovce bei Zaleszczyk nebst anderen Petrefacten aus den dortigen devonischen Kalkschichten.

Herr Bergverwalter M. Simettinger sandte Fossilien aus dem Braunkohlenbergbaue des Herrn Popović bei Požega in Slavonien, enthaltend Unionen, Planorben, Neritinen u. a., und Herr Sapetza eine kleine Suite von Versteinerungen aus dem Imakalke von Stramberg in Mähren.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die Lehre von den Steuern.

Esquiron de Parieu: Traité des impôts considérés sous le rapport historique, économique et politique en France et à l'étranger.

(4 Bände. gr. 8. Paris 1862 bis 1864. Guillaumin u. Comp.)

Erster Artikel.

Wir schreiten zur Beurtheilung eines der umfangreichsten Werke, die über das Steuerwesen erschienen sind und das weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Beachtung verdient. Zwar ist es noch nicht vollendet und ein fünfter Band ist angekündigt, der die Provinzial- und Communalabgaben Belgiens und Ergänzungen zur allgemeinen Theorie und Geschichte der Steuern, so wie zu den einzelnen in den früheren Bänden mitgetheilten Thatsachen bringen soll, allein schon das bisher Gebotene ist von solchem Interesse und dergestalt in sich abgeschlossen, daß es eine eingehende Besprechung verdient und als zulässig erscheinen läßt.

Das Buch beginnt mit einer Theorie der Steuern und zählt sodann in der als entsprechend erkannten Reihenfolge die Mehrzahl der Steuern auf, welche die menschliche Erfindungsgabe, aufgestachelt durch das stets wachsende Bedürfniß, in den einzelnen Ländern, Provinzen und Gemeinden ersonnen hat, giebt eine Geschichte derselben und schildert ihre inneren Einrichtungen, ihre Erträgnisse, Gebrechen und Vorzüge. Die Darstellung ist, so lange sie die Verhältnisse Frankreichs bespricht, eine durchwegs ausführliche, wahre und erschöpfende, außer diesen Grenzen hindert die Verschiedenheit der Quellen, welche dem Verfasser zu Gebote standen, die Gleichmäßigkeit der Bearbeitung. Auch die hohe Stellung des Verfassers — er ist einer der Vicepräsidenten des französischen Staatsrathes und Mitglied des Institutes — war nicht ohne Einfluß auf sein Werk. Während sie ihm einerseits die Lösung seiner Aufgabe erleichterte und Hülfsmittel verschaffte, welche Anderen in der Regel unzugänglich bleiben, wurde sie ihm in anderen Beziehungen zu einem schweren, der freien Bewegung hinderlichen Rüstzeuge Herr Parieu hält sein Urtheil über französische oder ihnen verwandte Einrichtungen häufig zurück oder schwächt es ab, da er als ein hervorragendes Mitglied der Regierung mit dieser füglich nicht in Widerspruch treten kann, und der Umfang, so wie die Wichtigkeit seiner Amtsthätigkeit machten es ihm unmöglich, Bibliotheken und Archive und Land und Leute zu durchforschen. Darum kommt es, daß er bei Darstellung fremder Steuerzustände hie und da Vergangenes und Gegenwärtiges, Wahres und Falsches neben einander stellt, Lücken läßt und nicht bis in die neueste Zeit, die wirklichen Zustände, herabreicht. Für

Oesterreich z. B. sind das neueste Werk, das er kennt, die amtlichen Tafeln zur Statistik des Steuerwesens von 1857, denen er Tegoborsky, einige Schriften von Hauer und Linden und einige Notizen in Reden und Rau anreiht, die er als von gleicher Gültigkeit zu betrachten scheint. Dies hat zur Folge, daß er alle Steuerreformen seit 1857 unerwähnt läßt, daß er das Stempelpatent von 1802, das Tax- und Stempelgesetz von 1840 und die Erbsteuer als noch aufrecht bestehend darstellt und gleich daneben andere Daten den Gesetzen vom 9. Februar und 2. August 1852 entlehnt, daß er im Zweifel ist, ob unsere Grundsteuer eine Auftheilungs- oder Umlagssteuer sei u. dgl. m. Für Spanien beruft er sich auf die 1858 erschienene zweite Ausgabe des bekannten Werkes von Colmeiro und selbst für England reichen seine Quellen, einige meist dem „Moniteur" entnommene Notizen abgerechnet, nur bis 1858.

Unsere Besprechung wird etwas langathmig werden, zur Entschuldigung lassen wir hier eine Uebersicht der Steuern folgen, die bestehen oder bestanden haben. Sie ist zunächst aus dem Werke Parieu's zusammengetragen, wurde jedoch vielfach durch unsere eigenen Erfahrungen und Studien ergänzt, und ungeachtet ihrer Länge vermögen wir nicht für ihre Vollständigkeit einzustehen, man wird daraus ersehen, daß so viele und schwere Dinge sich unmöglich kürzer abthun lassen und vielleicht erregt das Curiosum an sich selbst Interesse.

Es wurde und wird besteuert: der Mensch an sich und der Mensch nach Geschlecht, Alter, Stand, Rang, Amt, Würde, Religion und Gewerbe, das Leben, Geborenwerden, Sterben, das Begräbniß, das Todtenmahl und das Grab, das Heiraten und das Ledigbleiben, Erwerben und Genießen, Ansammeln und Verschwenden, die Perrücke, der Zopf und das Zopfband, der Puder, das Schönpfläſterchen, die Schminke, Mixturen und Pillen, Haarfärbe- und Verschönerungsmittel, Odeurs und Parfums, Dolchmesser, Uhren, der Reifrock, das Tuch- und das Seidenkleid, Stiefel, Schuhe, Pantoffel, Gold- und Silbergeschirre, Klaviere, Spiegel, Tische und Sessel, Hunde, Pferde, Wagen, Diener und Dienerinnen, Kutscher, Gärtner, Hauscaplane, Titel, Orden, Wappen und Wappenverbesserungen, Namensänderungen, Bürger- und Adels-, Stadt- und Marktrechte, Naturalisationen, Legitimationen, Adoptionen, Standeserhöhungen, Privilegien auf Wochen-, Vieh-, Jahrmärkte, Messen und andere Dinge, Erfindungspatente.

Die Hostie und der Wein des Priesters, die Betstühle und die Wachskerzchen am Weihnachtsfeste der Juden, die Kirchen und Kirchengefäße, die Bibliotheken und Kunstsammlungen, die Theater- und andere Belustigungsorte, die Kaffee-, Gasthäuser und Schenken, die Spielhäuser und Bordelle, die Lotterien und Lotterieanlehen, das öffentliche Fuhrwerk und der Personen- und Eilgutverkehr auf Eisenbahnen und Dampfschiffen.

Das Vermögen und das Einkommen, die Capitalien und die Renten, alles mit gleichen oder steigenden Percenten, mit oder ohne Abzug eines gewissen Minimums für den Lebensunterhalt, der Grund und Boden, nach ganzen Gütern und nach Parcellen, nach Beschaffenheit und Culturclasse, Einschätzung oder Werths-

erhebung, nach Pflügen und Gespannen, nach dem Viehstande überhaupt, nach der Zahl der Garben und Metzen, Weinstöcke und Weinfässer, Maulbeer-, Oel- und Dattelbäume insbesondere: die Gebäude nach Stockwerken, Gelassen, Herden, Rauchfängen, Thoren, Thüren und Fenstern, Zinserträgnissen: die Bergwerke, das Muthen, Graben, Finden, Ausbringen in denselben; Wasser und Wasserwerke; Bedienstungen, Aemter, Gehalte, Ruhegenüsse, Arbeitslöhne; Handel und Gewerbe nach Art, Standort, Hülfsarbeitern, Werksvorrichtungen, verwendeten Capitalien und Erträgnissen; der Bettel und der Müssiggang.

Der Ein-, Aus- und Durchgang der Waaren durch die Zölle, der Wasserverkehr durch Convoi-, Lootsen-, Baken-, Leuchtthurm-, Hafen- und Tonnen-, Naturalisations- und Flaggen-, Canal- und Schleußen-, Anker- und Haftstock-, Fahnen- und Laternenaussteckgebühren und Wassermäuthe, der Landtransport durch Weg-, Pflaster- und Brückenmäuthe, Ueberfuhrs-, Thor- und Sperrgelder, Geleit- und Leibzölle, Steuern auf das Vieh, das auf Alpen und Weiden zieht (so die Opilionensteuer in Siebenbürgen). Außerdem giebt es Sanitäts- und Quarantainegebühren, Platz-, Stand-, Markt- und Meßgelder, Eintrittsgelder zum Besuche von Börsen, Steuern für Erker und andere Vorsprünge, Plachen, Tische, Bänke, Stühle auf öffentlichen Straßen, für das Wägen und Messen, für das Prüfen der Maße und Gewichte, der Apotheken und Privatheilanstalten, der Actiengesellschaften und Transportsinstitute, die Bestimmung des Feingehaltes der Gold- und Silberwaaren, das Prägen der Münzen, die Hinausgabe von Scheidemünze, die Beförderung der Briefe, Pakete, Telegramme, Menschen, die Ertheilung des Unterrichts, die Abnahme von Prüfungen, die Ausstellung von Befähigungsdiplomen.

Steuern im Innern für den Verbrauch unterliegen: Branntwein, Wein, Obstwein, Bier, Essig, Meth, Gaswasser, Eis, Milch und Eier, Butter und Käse, Honig und Wachs, Fette und Oele, Seife und Kerzen, Getreide und Mehl, Gemüse und Obst, Gras und Heu, Zucker, Syrup und andere Süßigkeiten, Chocolade, Geflügel und Wildpret, Fische, Austern, Krebse und andere Seethiere, Fleisch vom Rind-, Schwein-, Schaf- und Ziegenvieh, Würste und andere Speisen, Safran, Manna, Hopfen, Malz, Tabak und Salz, Opium, Salpeter, Schwefel und Schießpulver, Zündhütchen und Zündhölzchen, Bleikugeln, Bau-, Brenn- und Beleuchtungsmaterialien, Leuchtgas, Stärke, Indigo, Pech und Theer, Hadern, Leder, Glas, Papier, Spielkarten, Billards, Würfel, Kegel, Kalender und Zeitungen.

Ferner wird bezahlt für Schenkung und Erbe, Kauf und Tausch, Pacht und Miethe, Ausleihen und Zahlen, Pfand und Bürgschaft, sich Vertragen und Vergleichen, Aufkündigen und Verzichten, Aufstellung von Vormündern und Curatoren, öffentliche Versteigerungen, Concurse und Criden, Theilung und Zusammenlegung von Gütern, Schließung und Auflösung von Gesellschaften und die Wahl ihrer Vorsteher, im Rechtsstreit Siegen oder Verlieren, für Versicherungen, Promessen, Lose, Vollmachten, Zeugnisse, Eide, Wechsel, Anweisungen, Cheques, Warrants, Connoissements, Insertionen und Ankündigungen, Beschwerden, Bitten und Eingaben, Erkenntnisse und Bescheide, Legalisirungen, Vidimirungen und Abschriften,

Protokolle, Pässe und Aufenthaltskarten, Aequivalente für Güter, die nicht vererben, für Verträge, die hätten geschlossen werden können, aber nicht geschlossen wurden, für Vermögen, die aus dem Lande ziehen.

Als Abgaben sind endlich anzusehen: das Recht auf Schätze, Funde, erb- und herrenlose Güter, das droit d'aubaine, das darin besteht, wenn andere Staaten jemanden das Hauptgut nehmen, ihm im eigenen Lande die Nebengüter nehmen zu dürfen, das Strandrecht, die Verschlechterung und Devalvation der Münze, das Jagd- und Fischerei-, Berg- und Forst-, Fluß- und Floßregale, Geld- und Vermögensstrafen, Confiscationen, die Weg- und anderen Frohnden, der Vorspann, die Einquartierung, der Kriegsdienst und die Taxe für Befreiung von demselben, und in gewisser Beziehung auch das Lehen- und Vogtrecht, der Kleinzehent, das Besthaupt und das Recht der ersten Nacht.

Man zahlt Steuern in der Form von Hauptsteuern oder von Zuschlägen, regelmäßig oder ausnahmsweise, in vorhinein bestimmten wiederkehrenden oder von Fall zu Fall zu berechnenden Beträgen, als Auflage, Abgabe, Schatzung, Schoß, Bei- und Bittsteuer, gezwungener und ungezwungener freiwilliger Beitrag; Taxe, Gebühr, Sportel, Zuschlag, Accise, Zoll, Mauth, Umgeld (Ohmgeld), Porto; man steuert nicht bloß dem Staate, sondern auf dessen Befehl und Genehmigung auch der Provinz, dem Bezirk, der Gemeinde, der Kirche im Allgemeinen und dem Pfarrer, Meßner, Schullehrer insbesondere, der Universität, der Zunft, der Gilde, der Damm- und Deich-, Entsumpfungs-, Flußregulirungs- und sonstigen Genossenschaft, den reichen Industriellen, zu deren Gunsten der Markt fremden Waaren versperrt wird, dem Feinde, der Requisitionen, Brandschatzungen und Contributionen ausschreibt, und ehemals auch dem Lehens-, Gerichts- und Gutsherrn und dem Raubritter, der Strom und Straße beherrschte. Man steuert in Naturalien, in Diensten, in Geld, selbst oder durch Andere und für Andere, welche uns die Auslage im Preise unserer Waaren ersetzen sollen Man zahlt an Steuereinnehmer oder Pächter, oder an Gemeinde- und Gewerbsgenossen, welche die Steuer für einen gewissen Umkreis übernehmen und auf die einzelnen Steuerpflichtigen auftheilen, an Landes- oder Provinzialgrenzen, auf offener Straße, am Eingange der Städte, in den Erzeugungsstätten, beim Kleinverkaufe, an der eigenen Thüre oder in amtlichen Niederlagen, Verschleißlocalen und Cassen, unmittelbar oder mittelbar durch Ankauf von Gegenständen des Staatsmonopols oder von Stempeln und Marken. Man zahlt aus den verschiedensten Titeln, für die mannigfachsten Zwecke, oft für solche, die längst nicht mehr bestehen. Vorsichtsweise wird in neueren Zeiten der besondere Zweck, welchem die Abgabe dient, den Pflichtigen entweder gar nicht oder nur bei jenen Abgaben bekannt gegeben, die den Charakter eines Entgelts für die vom Staate geleisteten besonderen Dienste an sich tragen, — das Briefporto, die Telegraphengebühr. Freilich besteht dieser Dienst manchmal — wie beim Zettel-, Wag- und Siegelgeld — bloß darin, daß sich der Staat die Mühe giebt, unser Geld anzunehmen und uns eine Quittung darüber auszustellen, oder daß er uns zu unserer Plage kostspielige Controlen auferlegt.

Im Ganzen kann man die Steuer mit der Luft vergleichen, die überall ist, überall hindringt, bald gewaltsam im Sturm einherrauscht, bald ungesehen und unbemerkt eingeathmet wird, sie wirkt gleich der Luft bei jedem Einzelnen von außen nach innen und von innen nach außen, und darum erdrückt sie ihn nicht, trotz ihres starken Gewichtes. Man hat dies mit einem gelehrten Namen die Ueberwälzung der Steuern (incidence, répercussion) genannt, aber es ist nichts, als das eben erwähnte Naturgesetz auf den Boden des „Steuerlebens" (ein neues Wort, dem eben so gelungenen „Güterleben" nachgebildet) übertragen.

Es ist darum — um wieder vom halben Scherz zum ganzen Ernst überzugehen — wegen des mächtigen Einflusses der Steuern das Recht und die Nothwendigkeit jeder Steuer und Steuererhöhung, ihre Einrichtung und Bemessung, ihr Zusammenhang mit dem ganzen Steuersysteme, ihre Wirkung auf die Wirthschaft und die geistigen Interessen des Volkes sorgfältig zu prüfen und diese Prüfung ist ohne eine richtige Erkenntniß der allgemeinen Principien des Steuerwesens unmöglich. Parieu giebt in dieser Beziehung die gang und gäbe Lehre mit großer Klarheit wieder, nur neuere, namentlich deutsche Forschungen sind ihm fremd geblieben.

Auch Parieu geht von den vier Besteuerungsregeln Adam Smiths aus: der Gerechtigkeit und Sicherheit der Bemessung, der Leichtigkeit der Entrichtung, der Wohlfeilheit der Einhebung. Besondere Anerkennung verdient, was er über die Gerechtigkeit sagt. Er bekämpft sowohl die Ansicht, welche sie in der Gleichheit des Opfers setzt, so daß jeder Staatsangehörige einen in Bezug auf seine Verhältnisse gleich empfindlichen Beitrag leistet, der Dürftige ein niederes, der Reiche ein hohes Percent seiner Habe, als jene, welche fordert, daß die Last nach der Größe des vom Staate empfangenen Vortheils sich richte. Die erste ist ungerecht gegen den Reichen und stumpft den Trieb nach Erwerb ab, die zweite ist ungerecht gegen den Armen, der verhältnißmäßig mehr Vortheile vom Staate hat als der Reiche, und beide sind undurchführbar, weil weder die Empfindlichkeit der Last, noch die Größe der Vortheile der staatlichen Verbindung für den Einzelnen sich auch nur annähernd bestimmen läßt. Die Gerechtigkeit liegt darum nach Parieu in der Steuerbemessung nach der Größe des Vermögens oder Einkommens, weil hienach die Summe sich bestimmt, deren Besitz der Staat dem Einzelnen sichert, und der Reiche auf diese Weise auch für die Vortheile des Armen mitbezahlt. Vollkommen erschöpfend können wir übrigens diese Auffassung, so richtig sie auch ist, nicht nennen. Nur der Grundsatz, den wir aufgestellt haben (öffentliche Abgaben und Schulden, § 4), so große Anfechtung er erlitten, ist als durchgreifend anzuerkennen, nämlich, daß nicht eine, sondern drei Steuern nothwendig sind, um den Anforderungen der Gerechtigkeit Genüge zu thun, eine niedere, von Allen gleich zu tragende, als Aequivalent der Vortheile, welche der Staat jedem seiner Bürger ohne Unterschied gewährt, eine zweite, höhere, welche nach dem Maße des Einkommens und der das Einkommen vertretenden Genüsse sich richtet, als jene Versicherungsprämie, deren auch Parieu erwähnt, und endlich Entgelte für die besonderen

zufälligen Dienste, welche Einzelne vorzugsweise vor Anderen vom Staate in Anspruch nehmen.

Weniger zufrieden sind wir mit der Art und Weise, in welcher von Parieu die Ueberwälzung der Steuern behandelt wird. Zuerst wird untersucht, in wie weit bei einzelnen Steuerobjecten, dem Grund und Boden, den Gebäuden, dem freien Capital, dem Arbeitslohn, von dem Pflichtigen durch Erhöhung der Getreidepreise, der Pacht, der Miethe, des Zinses, des Lohnes die Steuer auf Andere übertragen werden könne, dann in wie weit die Steuer auf Verbrauchsgegenstände auf dem Verbraucher haften bleibe, und das ganze Ergebniß der Untersuchung ist, daß, ausgenommen die Erzeuger von Verbrauchsgegenständen im Großen, kein Pflichtiger im Stande sei, die Steuer vollständig auf Andere zu übertragen. Daß ein solches Resultat hart an die Skepsis eines J. B. Say, Proudhon und Prittwitz streife und dem Gesetzgeber, der darauf sinnt, die Steuern gerecht umzulegen, keinen sicheren Leitfaden an die Hand gebe, ist klar.

Wir unsererseits haben in unserem oben erwähnten Werke geglaubt, durch Unterscheidung zwischen der Fortwälzung, Rückwälzung und Abwälzung der Steuern, der ersten und der weiteren (secundären) Wirkung der Ueberwälzung, und dadurch, daß wir der Uebertragung der Lasten die Uebertragung der Vortheile des Staatslebens als Gegenwirkung entgegensetzten, mehr Klarheit und Sicherheit in dies allerdings schwierige Capitel der Finanzwissenschaft bringen zu können, auch behaupten wir, daß bei einer Steuer, welche das reine Einkommen oder einen angefallenen Gewinnst (z. B. ein ererbtes Vermögen) oder einen nicht geradezu unentbehrlichen, jedoch in weiten Kreisen beliebten Verbrauchsgegenstand (z. B. Thee, Kaffee, Tabak, Branntwein, Bier) trifft, eine Ueberwälzung der Steuer in der Regel nicht eintrete. In dem einen Fall handelt es sich um eine vollbrachte Thatsache, es fehlt das Subject, auf welches die Steuer übertragen werden könnte, und in dem anderen treten dem Consumenten, welcher die Steuer durch Erhöhung der Preise seiner eigenen Erzeugnisse hereinbringen möchte, diejenigen seiner Mitconcurrenten entgegen, welche, um ihren Absatz zu sichern oder auszudehnen, lieber die alten Preise beibehalten und auf die besteuerten Genüsse ganz oder theilweise verzichten. In allen anderen Fällen tritt eine Uebertragung der Steuer ein und die Steuergesetzgebung muß auf diese Thatsache bei der Bemessung Rücksicht nehmen. Es geschieht dies auch wirklich, und nur daraus ist zu erklären, warum der Staat sich nicht scheut, die Verbrauchsgegenstände statt bei den Verbrauchern selbst, bei den Erzeugern zu belegen, und warum der Grund und Boden oder die Miethhäuser fast in allen Continentalstaaten weit höher belegt sind, als das Gesammteinkommen oder die Capitalsrente

In Beziehung auf die Ueberwälzung der Grundsteuer noch eine kurze Bemerkung. Sie ist oft in Abrede gestellt oder auf den Fall beschränkt worden, daß die Höhe der Steuer zur Verlassung mancher bis jetzt bebauten Gründe bestimme und dadurch der Preis der Feldfrüchte erhöht werde. Zu dieser von den Volkswirthschaftslehrern Englands ausgegangenen Ansicht hat die dort übliche

Bodenbewirthschaftung Anlaß gegeben, die bekanntlich zumeist im Wege der Verpachtung erfolgt, so daß die Grundsteuer auf die Pachtrente, das reine Einkommen des Grundherrn gelegt erscheint, also von ihr das gilt, was wir oben von der Einkommensteuer gesagt haben. Anders stellt sich die Sache, wenn die Bewirthschaftung in eigener Regie stattfindet oder die Grundsteuer vom Pächter getragen wird. Bei einem Gegenstande von so allgemeinem und nothwendigem Verbrauche, wie das Getreide ist, und wo überdies jeder Bezirk wegen des großen Antheils der Transportkosten am Preise zunächst an die Erzeugnisse der Umgebung angewiesen ist, diese also im Besitze eines natürlichen Monopols sich befinden, hat der Erzeuger es fast immer in der Hand, seine Erzeugungskosten, zu denen er gerechter Weise auch die Steuern rechnet, im Preise der Erzeugnisse wieder hereinzubringen. Es ist in dieser Beziehung wenig Unterschied zwischen einem Grundbesitzer und einem Brauer oder Branntweinbrenner, bei denen die Leichtigkeit der Uebertragung ausdrücklich anerkannt wird, und jene Differenz würde ganz verschwinden, wenn die Grundsteuer ebenso den Erzeugnissen entsprechend bemessen werden könnte, als die Bier- und Branntweinsteuer.

Die bei Parieu der Lehre von der Ueberwälzung der Steuern folgenden Capitel über die Höhe der Steuern und die dieselbe bestimmenden Elemente, so wie über die verschiedenen Arten und die Kosten der Steuereinhebung sind wacker gearbeitet. Freie und gut verwaltete Völker zahlen die Steuer williger und leichter als despotisch und nicht zu ihrem Vortheile, sondern zu Gunsten Dritter regierte. Von vorwaltendem Einfluß auf die Steuerleistungen der Völker ist ihre Steuerfähigkeit; in England beträgt die Steuer auf den Kopf 50 Schillinge, in Ostindien kaum 1 Schilling, in Schottland zahlt jeder Pflichtige viermal so viel als in Irland und doch wird in den beiden je erstgenannten Ländern die Steuer leichter getragen als in den beiden je letztgenannten. Mehr der Kritik ausgesetzt ist Parieu's Lehre von der Eintheilung der Steuern. Zwar sind wir Kampfgenossen des Verfassers, so lange er die althergebrachten Eintheilungen, namentlich jene in directe und indirecte Steuern bestreitet, allein was er an Stelle derselben vorschlägt, will uns nicht behagen. Er unterscheidet Steuern auf Personen, Güter, Genüsse, Verbrauchsgegenstände, Acte, je nach den Objecten, auf welche die Steuer im ersten Augenblicke umgelegt scheint; aber die Steuern auf Personen werden sehr häufig nach dem Einkommen oder Vermögen abgestuft, sind also Steuern auf Güter; diese letzteren Steuern sind unter sich allzu verschieden, Einkommen-, Vermögens- und Ertragssteuern, um in eine Abtheilung zusammengefaßt zu werden, hingegen greifen die Abgaben auf Verzehrungsgegenstände und Genüsse dergestalt in einander über, daß sie unmöglich von einander getrennt werden können. Unter die Verzehrungssteuern rechnet der Verfasser auch die Zölle, welche aber eine gesonderte Erwähnung verdienen, da — wie wir sehen werden — viele derselben nicht Verzehrungssteuern sind und der Rechtsgrund ihrer Erhebung ein anderer ist. Endlich in den Steuern auf Acte sind Steuern der verschiedensten Art enthalten, Abgaben auf einen Vermögenszuwachs oder auf einen aus Kauf-, Tausch- oder anderen

Verträgen hervorgehenden Gewinn und Entgelte für mannigfache vom Staate geleistete Dienste; der zufällige Umstand, daß eine Handlung des Steuerpflichtigen den Anlaß zur Besteuerung giebt, kann unmöglich zur Zusammenfassung aller dieser Steuern in Eine Rubrik und zur Absonderung der einzelnen Gruppen derselben von anderen ihnen mehr verwandten Abgaben berechtigen. Die Gebrechen dieser Gliederung der bestehenden Steuern bieten uns übrigens einen Beleg für die Zweckmäßigkeit der von uns in dem oft erwähnten Werke versuchten Gliederung in Zölle, Verbrauchsabgaben Ertragssteuern, Erwerbsgebühren und Entgelte für besondere Dienste, denen noch, wenn sie auch in der Praxis seltener vorkommen, die reine (unmodificirte) Einkommen- oder Vermögens- und die Kopfsteuer anzureihen sind. Dieser Eintheilung liegen nicht die Objecte, auf welchen scheinbar die Steuern ruhen, und nicht die äußeren Anlässe der Steuererhebung, sondern die wirklichen Quellen und Rechtsgründe der Abgaben zu Grunde.

Wir kommen nun zur Betrachtung der einzelnen Steuern und zuerst der vom Verfasser vorangestellten Personalsteuern. Sie sind nach ihrem Principe zunächst reine Kopfsteuern, für alle erwerbsfähigen Einwohner gleich bemessen, aber in dieser Form sind sie aus der Steuergesetzgebung fast ganz verschwunden, die Ungleichheit der Vermögen ließ sie als ungerecht erscheinen, die Steuerpflicht der Dürftigen nöthigte zu einem sehr niedrigen Ausmaß der Abgabe, und dessenungeachtet blieb die Einhebung der auf die Dürftigen fallenden Quoten schwierig und hart. Man dachte daher bei Zeiten auf Abhülfsmittel. Entweder wurde die Steuer im Ganzen auf die Gemeinden umgelegt und diesen gestattet, bei der Vertheilung auf die Einzelnen das Vermögen zu berücksichtigen, oder man machte die Gutsherren für ihre Hintersassen, die Dienstherren für ihr Gesinde verantwortlich, ihnen anheimgebend, ob und in wie weit sie die Steuer von den Pflichtigen hereinbringen konnten oder wollten. Die scheinbare Ungerechtigkeit und der geringe Ertrag der Steuer wurde dadurch beseitigt, daß man die Steuer nach Abstufungen erhob, welche nach dem Vermögen der Steuerpflichtigen oder wenigstens nach dem Stande und der Beschäftigung derselben, oder nach Umständen, welche einen Schluß auf ihr Vermögen gestatten, bemessen wurden. Von solcher Art war und ist zum Theile noch die preußische Classensteuer, wenn sie gleich seit 1851 weiter aufwärts in eine Einkommensteuer verwandelt worden ist. Auch unsere Personalerwerbsteuer in Ungarn und die verschiedenen Personalsteuern in Siebenbürgen müssen hieher gerechnet werden. Die Personalsteuer in Frankreich, ein Kind der Theoretiker der ersten Revolution, ist zwar an und für sich eine reine Kopfsteuer, allein in der Praxis wird dies dadurch verdeckt, daß sie vereint mit der nach dem Miethzinse steigenden Wohnungssteuer eingehoben wird. In einigen Städten, im Jahre 1861 in Paris, Lyon, Marseille, Straßburg, Cherbourg, Versailles, Mühlhausen und Lorient, ist gestattet: die Personalsteuer aus der Gemeindecasse zu bezahlen und dagegen das Octroi (die städtische Verzehrungssteuer von der Einfuhr gewisser Consumtibilien) zu erhöhen. Dies letztere Mittel wird auch zum Theile in Preußen angewendet, indem in den bevölkerten Städten statt der Classensteuer die Mahl- und Schlachtsteuer eingehoben

wird. Diese, im Laufe der Geschichte fast allenthalben vollzogene Umwandlung der Kopf- in Consumtionssteuern ist auch die Ursache des Verschwindens der ersteren. Uebrigens verdient gerade wegen ihrer historischen Bedeutung noch eine andere Art Personalsteuer Erwähnung, jene, welche auf unterdrückte Volksstämme von ihren Ueberwindern gelegt wurde; von dieser Art war der Leibzins und die Toleranzsteuer der Juden, die erst vor wenigen Jahrzehnten in Europa gänzlich aufgehoben wurde, und ist noch der Charadsch der Rajah in der Türkei, so wie die Kopfsteuer der Bauern in Rußland.

Den Personalsteuern sind endlich die Personaldienste beizuzählen, zu denen die Staatsbürger verpflichtet sind, vor allem der Militärdienst des gemeinen Mannes, der in Löhnung, Casernirung, Kleidung und Brotportion bei weitem nicht den entsprechenden Entgelt seiner Mühen und Gefahren findet, dann die Personalleistungen bei der Straßenerhaltung und -Herstellung, insoweit sie nicht nach der Zahl der Zugthiere und ähnlichen vom Vermögen des Leistungspflichtigen abhängigen Grundlagen bemessen sind, und am Ende in den Ländern, wo ein Zwang zur Annahme der Functionen eines Gemeinde-, eines Landesvertreters oder eines Geschwornen u. dgl. besteht, und dieselben nicht mit einem entsprechenden Honorare verbunden sind, diese Aemter selbst, so ehrenvoll sie übrigens sein mögen.

(Schluß folgt.)

Die Eröffnung Japans für den Weltverkehr.

Von Dr. **Adolf Beer.**

II.

Am 8. Juli 1853 erschienen die Americaner in der Yeddo-Bucht und gingen vor Uraga vor Anker, einer Stadt von 8000 bis 10.000 Einwohnern, welche den Einfuhrhafen von Yeddo bildet. Japanische Barken umzingelten die Schiffe, zogen jedoch alsbald ab, nachdem ihnen Perry durch einen holländischen Dolmetsch sagen ließ, sie mögen sich entfernen, und daß er Gewalt anwenden werde, wenn sie Widerstand leisten würden. Die Beamten baten nur, kein Americaner solle bis zum nächsten Morgen das Land betreten, sonst träfe die Behörden große Verantwortung. Tags darauf erschienen höhere Beamte und ließen anfragen, was die Fremden eigentlich wollten. Eine freundliche Verbindung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten wolle man anbahnen und deßhalb ein Schreiben nach Yeddo bringen, lautete die Antwort. Dies sei unmöglich; die Americaner mögen nach Nagasaki gehen, dort sollten die Briefschaften abgenommen werden, entgegneten die Japanesen. Perry wies dies als eine Beleidigung zurück und gewährte den Behörden schließlich vier Tage Frist, um an den Hof zu berichten. Während dieser

Zeit untersuchten americanische Boote die Bucht und streiften bis einige Meilen vor Yeddo.

Kaiserliche Bevollmächtigte erschienen aus der Hauptstadt, um das Schreiben des Präsidenten Fillmore in Empfang zu nehmen; Toda, Prinz von Idzu, und Ido, Prinz von Iwami. Zwei Meilen westlich von Uraga war eine kleine Bucht zur Zusammenkunft bestimmt. Nach mannigfachen Feierlichkeiten und nachdem Perry die kaiserliche Vollmacht genau geprüft hatte, übergab er das Schreiben des Präsidenten an den Beherrscher Japans. Die Abgesandten wünschten, die Americaner mögen nun wieder abreisen, Unterhandlungen könnten hier nicht gepflogen werden. Perry erwiederte, er werde Ende Mai des folgenden Jahres wiederkehren und hoffe sodann einen günstigen Bescheid zu erhalten. Das Verhältniß zwischen den Japanern und den americanischen Seeleuten gestaltete sich freundlich; der Gouverneur von Uraga und seine Officiere besuchten die Americaner am Bord und bewährten sich als verständige, gebildete Leute. Man tauschte Geschenke aus und schied in gutem Einvernehmen. Perry segelte nach China zurück und verließ Mitte Jänner 1854 zum zweiten Male Hongkong. Am 12. Februar warf er in der Yeddo-Bucht Anker. Schon am folgenden Morgen erschienen Beamte und versicherten, es werde binnen wenigen Tagen ein Minister aus der Hauptstadt erscheinen, um die Angelegenheit in friedlicher Weise beizulegen. Yokuhama wurde nach längerer Verhandlung auf Andrängen Perry's zum Conferenzorte auserkoren.

Bis zur Ankunft der Gesandten verflossen noch eilf Tage; Festgelage füllten sie aus. Der Statthalter Uraga's brachte einen Toast aus auf Se. Majestät den Präsidenten der glorreichen Republik, nachdem man früher den Kaiser Japans hatte leben lassen. Die Americaner benützten auch die Rasttage, um die Bucht genauer als im Vorjahre zu untersuchen und Kundschaft über Land und Leute einzuziehen. Der hierüber veröffentlichte Bericht Perry's enthält die belehrendsten Daten. Endlich am 8. März fuhr Perry ans Land; zwei Reichsfürsten Japans waren erschienen, die Unterhandlungen zu führen, an ihrer Spitze der Präsident des japanischen Staatsrathes, der „Ministerfürst" betitelt war. Der Brief des Präsidenten wurde in abschlägiger Weise erwiedert. Die alten Reichsgesetze verböten es, den Forderungen Genüge zu leisten. Nur aus Nothwendigkeit wolle man die Vorschläge Sr. Majestät des Präsidenten in Betreff des Holzes und Wassers, der Lebensmittel, der Behandlung schiffbrüchiger Fahrzeuge und der Mannschaft annehmen. Kohlen könne man in Nagasaki schon vom nächsten Jahre an einnehmen.

Perry wies die japanesischen Propositionen zurück, übergab auf Wunsch der kaiserlichen Beamten einen Vertragsentwurf und ließ ihnen einige Tage Zeit, um Verhaltungsbefehle aus Yeddo einzuholen. Die Yeddo-Regierung, meinten die Americaner, möge nicht in eigensinniger Weise an den althergebrachten Normen festhalten, sie müsse sich den veränderten Zeit- und Weltverhältnissen fügen. Trotz mannigfacher Ausflüchte und Aufschübe erreichte Perry endlich sein Ziel, den Abschluß eines Handelsvertrages mit der Regierung Japans. Der wesentliche Inhalt desselben ist folgender: Americanische Schiffe dürfen bei Seegefahr oder stürmischem

Wetter in jeden japanesischen Hafen einlaufen, Schiffbrüchige werden nach den Häfen Simoda und Hakodade befördert, sie dürfen nicht an einem bestimmten Punkte confinirt werden, sondern sind frei und gerechten Gesetzen unterworfen. Die Kosten der Rettung und des Unterhaltes solcher Personen werden nicht rückerstattet. Kaufleute werden in den Häfen Simoda im Fürstenthum Idsu, und Hakodade im Fürstenthum Matsmai, und zwar in dem ersten sogleich nach Unterzeichnung des Vertrages, in dem letzten nach Ablauf eines Jahres Holz, Wasser, Provisionen, Kohlen und andere Artikel, deren sie bedürfen, vorfinden und nach einem von japanesischen Beamten aufgesetzten Preistarif kaufen können; sie dürfen hier Gold- und Silbermünzen und Güter gegen andere Güter unter den von der japanesischen Regierung einstweilen festgestellten Bedingungen eintauschen, doch nur unter Vermittlung japanesischer Commissionäre. Zu Simoda darf nach Verlauf von 18 Monaten ein Consul seinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Die Americaner sollten in Zukunft an allen anderen Nationen gewährten Freiheiten und Begünstigungen Theil nehmen. Der Vertrag wurde am 31. März des Jahres 1854 im siebenten Jahre der Periode Kaihir, am dritten Tage des dritten Monats abgeschlossen. Die Auswechslung der Ratificationen hat am 21. Februar 1855 stattgefunden; Townsend Harris wurde der erste Generalconsul der Vereinigten Staaten auf Japan.

Fast um dieselbe Zeit, als die Union die Abgeschlossenheit Japans zu brechen suchte, schickte die russische Regierung eine neue Expedition aus, Franz v. Siebold ward derselben beigegeben, der Admiral Putjatin an die Spitze gestellt. Am 22. August 1853 trafen die Russen in Nagasaki ein. Man zögerte hier, einen amtlichen Verkehr einzuleiten Nach längeren Unterhandlungen kam ein Doppelvertrag zu Stande. Der eine bestimmte die Grenzlinie der beiden Staaten, welche sich zwischen den kurilischen Inseln Iturup und Urup hindurchzieht. Der zweite Vertrag regelte den Handelsverkehr, er öffnete Simoda, Hakodade und Nagasaki den russischen Schiffen. Großbritannien suchte ähnliche Vortheile zu erzielen. Der englische Admiral Stirling wurde anfangs unfreundlich empfangen, sein energisches Auftreten erzielte wohl den Abschluß eines Tractates, aber unter ungünstigeren Bestimmungen als die Vereinigten Staaten. Die holländische Regierung blieb nicht unthätig, sie benützte die günstige Stimmung am japanischen Hofe, um sich ihrer bisherigen demüthigenden Stellung zu entledigen. Durch mehrere Verträge erlangten die Niederländer alle jene Rechte und Freiheiten, welche man schon anderen Nationen gewährt hatte.

Seit dem Beginne des vorigen Jahrzehnts verfolgte man in England den Plan, dem Handel mit China eine große Ausdehnung zu geben, um europäischen Waaren, besonders englischen Fabricaten den chinesischen Markt zugänglich zu machen. In dem blumigen Reiche der Mitte kam mit dem Regierungsantritte Kaiser Hienfongs die altchinesische Partei ans Ruder, welche darauf hinarbeitete, die mit den „Barbaren" geschlossenen Verträge zu beseitigen, da sie in dem Abschlusse derselben eine Verletzung des himmlischen Rechtes erblickten. Die mit den Fremden einge-

gangenen Tractate wurden verletzt; die Proteste der Gesandten nicht beachtet. Der Krieg begann und endete mit der vollständigen Niederlage der himmlischen Truppen des himmlischen Reiches. In dem zu Tientsin abgeschlossenen Vertrage wurden außer Canton, Amoy, Futsheu, Ningpo und Shanghai, welche Häfen schon im Vertrage von 1842 den schwarzen und rothen Barbaren, mit welchen Namen man Franzosen und Engländer bezeichnete, geöffnet worden waren, noch mehrere andere Orte dem Fremdenverkehr zugänglich gemacht. So Kiungtscheu auf der Insel Hainan, Taiwan auf der Insel Formosa, Swatau, Tengtscheu, Niutschwang.

Nach dem Abschlusse des Vertrages von Tientsin begab sich Lord Elgin auch nach Japan und erlangte in Bälde den Abschluß eines zweiten englisch-japanischen Handelsvertrages, nach dem Muster eines zu Simoda am 17. Juni 1857 zu Stande gekommenen Tractates mit America (am 21 August 1858). Ein neuer Vertrag mit Rußland war schon einige Wochen früher, am 28. Juli 1858, mit Frankreich erst am 9. October abgeschlossen worden. Durch diese Verträge zu Yeddo erhielten die Mächte die japanischen Hafenstädte Hakodade auf der Insel Jeso, Kanagawa, drei deutsche Meilen von Yeddo, und Nagasaki geöffnet. Vom 1. Jänner 1860 soll Nagata oder ein anderer Hafen an der Westküste Nipons freigegeben werden; vom 1. Jänner 1863 auch Hiogo und Mijako. Den Engländern ward es gestattet, sich des Handels wegen zu Yeddo niederzulassen; Zwistigkeiten, welche zwischen Japanesen und Engländern etwa entstehen würden, sollten nach englischen Normen von brittischen Behörden geschlichtet werden. Unter Einhaltung der festgesetzten Zölle dürfen aller Art Waaren aus- und eingeführt werden; die meisten Artikel sind mit 5 pCt. besteuert, Gold- und Silbermünzen, Kupferbarren ausgenommen, welche keiner Zollbehandlung unterliegen. Die einmal verzollten Artikel dürfen von einem Hafen nach jedem beliebigen anderen gebracht werden, ohne einer neuen Auflage zu unterliegen. Japanesen und Engländer verkehren direct mit einander; eine Einmischung der Behörden, welche bisher üblich war, darf nicht stattfinden. Die japanesische Regierung verpflichtet sich, kein Verbot fremder Waaren zu erlassen. Im Jahre 1872 soll eine Revision sämmtlicher Vertragsbestimmungen vorgenommen werden.

Preußen entsendete eine Expedition, an deren Spitze der jetzige Minister Eulenburg stand, um für sich und den Zollverein derselben Rechte und Begünstigungen theilhaftig zu werden. Der deutsche Verkehr mit Ost-Asien ist kein unbedeutender. Lübeckische, bremische, hamburgische und oldenburgische Rheder verführen deutsche Waaren dahin und nehmen die Erzeugnisse jener Länder als Rückfracht. Auch an dem Zwischenverkehr der einzelnen ostasiatischen Häfen betheiligen sie sich in recht lebhafter Weise. Deutschland hatte es versäumt, die Rechte seiner Kaufleute im fernen Osten zu regeln; Preußens Verdienst ist es, sich dieser Aufgabe unterzogen und keine Geldopfer gescheut zu haben Graf Eulenburg erreichte den Abschluß eines Vertrages mit Japan, welcher ebenfalls mit dem 1. Jänner 1863 ins Leben treten sollte, aber dieser Tractat gilt nur für Preußen; der Gesandte drang mit seiner Forderung, daß auch der Zollverein und die Hansestädte

an jenen Stipulationen Theil nehmen sollen, nicht durch. Welche Motive den Grafen Eulenburg bewogen haben, sich mit ungünstigeren Bedingungen, als die übrigen Nationen bisher erzielt haben, zu begnügen, ist bis jetzt nicht ganz klar.

Sämmtliche Verträge sind bisher nicht ausgeführt worden, da eine große conservative Partei der großen Lehenherrn in Japan den Verkehr mit den Fremden mißbilligt und der Regierung große Schwierigkeiten bereitet. Diese war und ist zwar bemüht allen Forderungen vollkommen gerecht zu werden, und wie die letzten Berichte melden, scheint es allmälig zu gelingen, die Opposition der Conservativen zu brechen. Die Regierung bietet alle Mittel auf, um jeden Conflict mit den Fremden zu vermeiden und den Verkehr auf jede mögliche Weise zu unterstützen. Sie thut dies, nachdem mehrere Gesandtschaften in Europa erschienen waren, welche die Vertragsmächte bewegen sollten, in eine Aenderung der Tractate zu willigen. Dieses Gesuch ist von England und Frankreich zurückgewiesen worden.

Die Eröffnung Japans für den europäischen Verkehr ist ein Ereigniß von großer weltgeschichtlicher Bedeutung, wenn auch die großen Erwartungen, welche man an eine große Ausdehnung des Handels knüpfte, wenigstens momentan übertrieben sein mögen. Die Gewerbethätigkeit Japans ist keine unbedeutende, die Kunstfertigkeit der Bewohner hat in mancherlei Artikeln eine staunenswerthe Höhe erreicht, Die Japanesen verfertigen zierliche Haus- und Küchengeräthe, Teleskope und Mikroskope, Uhren, Barometer, Thermometer, Glaswaaren u. dgl. Die Japanesen sind ein regsamer, lernbegieriger Menschenschlag und haben für Erfindungen allerlei Art ein offenes Auge, ein reges Verständniß. In der kurzen Zeit ihrer Verbindung mit den fortgeschrittenen Culturvölkern ist es ihrer Ausdauer und mechanischen Geschicklichkeit gelungen, einzelne europäische Fabricate nachzumachen, so z. B. elektrische Telegraphen und Dampfmaschinen. Der Bildungszustand des Volkes ist kein gewöhnlicher; Japanesen, welche des Lesens und Schreibens unkundig sind, sind eine Seltenheit. Für die Erlernung fremder Sprachen zeigen sie ein großes Talent, ihre zahlreichen Bibliotheken enthalten die kostbarsten Bücher.

Von den Producten Japans können namentlich Thee und Rohseide von großer Bedeutung für den Weltverkehr werden; während andererseits die europäischen Baumwollen- und Wollenfabricate mit der Zeit ein erweitertes Absatzgebiet in Japan finden dürften. Bis jetzt vermitteln etablirte europäische, americanische und chinesische Firmen das Geschäft mit dem Auslande, der Hauptverkehr beruhte bis zur Oeffnung der japanischen Häfen auf China, namentlich auf Hongkong und Shanghai, directe Sendungen von Japan nach England oder über Batavia oder Singapore nach dem europäischen Continent kamen nur selten vor. Unter den japanischen Häfen ist bis jetzt Nagasaki der wichtigste. Hakodade ist ein guter Platz für die Verproviantirung der Wallfischjäger und dürfte diese seine Stellung auch in Zukunft behalten. Den größten Theil des Handelsverkehrs dürfte der in der Mitte der Thee- und Seidendistricte gelegene Hafen Osaka an sich ziehen, auch Kanagawa muß von Bedeutung für den japanischen Handel werden. Die Bai von Yeddo bietet überhaupt große natürliche Vortheile. An die von mehr als zwei Millionen

Einwohnern bewohnte Hauptstadt können große Schiffe bis auf anderthalb englische Meilen heranfahren.

Den größten Vortheil dürften aus dem Verkehre mit Ost-Asien die am stillen Ocean gelegenen nordamericanischen Länder, besonders Californien ziehen. Im Jahre 1862 sind von der americanischen Westküste nach China und Japan zwei regelmäßige Dampferlinien eingerichtet worden; die eine hat die californische Pacific-Dampfschifffahrtsgesellschaft ins Leben gerufen und ihre Dampfer sollen allmonatlich nach Japan fahren; die andere Linie geht von Brittisch-Columbia nach Ost-Asien (British-Columbia-Overland-Transit-Company). Der gesammte ostasiatische Verkehr wird nach Vollendung der schon beschlossenen Eisenbahn zum stillen Ocean die Richtung über America einschlagen.

Jakob Meyerbeer.

Von A. W. Ambros.

III.

Fétis charakterisirt in der neuen Auflage seiner „Biographie universelle des musiciens“ (Bd. 6, S. 128) Meyerbeer mit folgenden Worten: „Tout ce qu'il a mis dans ses ouvrages lui appartient en propre; caractère, conduite des idées, coupe de scènes, rhythmes, modulations, instrumentation, tout est de Meyerbeer et de lui seul — — que faut il davantage pour être compté au nombre des plus grands artistes mentionnés dans l'histoire de la musique?“ Das ist vielleicht der dickste und schwerste Lorbeerkranz, den der musikalische Groß-Cophta von Brüssel in seinem bändereichen Werke flicht, und es ist recht lehrreich, z. B. die Artikel „Beethoven“ und „Mendelssohn“ vergleichend dagegen zu halten und über Beethoven Aussprüchen zu begegnen wie: „qu'il ait plus de véhémence que de sentiment“ und „que le goût lui manque souvent“ (a. a. O. S. 243).

Nun aber Schumann! „Meyerbeers äußerliche Tendenz, höchste Nichtoriginalität und Stillosigkeit“, ruft er, „sind so bekannt, wie sein Talent, geschickt zu appretiren, glänzend zu machen, dramatisch zu behandeln, zu instrumentiren, wie er auch einen großen Reichthum an Formen hat. Mit leichter Mühe kann man Rossini, Mozart, Herold, Weber, Bellini, sogar Spohr, kurz die gesammte Musik nachweisen. Was ihm aber durchaus angehört, ist jener berühmte, fatal meckernde unanständige Rhythmus“ u. s. w. Aerger können doch Beurtheiler nicht leicht gegeneinander laufen! Wenn nun aber Schumann im kleinen Finger mehr Musik und mehr richtiges Verständniß dafür hatte, als Fétis mit all' seiner aus allen möglichen Scharteken aller Jahrhunderte zusammengelesenen Gelehrsamkeit im ganzen Leibe, so ist doch schwerlich zu verkennen, daß Schumann, der sonst so sanft wie

ein Kind und so ruhig wie ein Lamm war, hier im heiligen Zorne sehr bedeutend über die Schnur gehauen, wogegen man über die Fétis'sche Beurtheilung schreiben könnte, was in einem der großen Musikbücher der päpstlichen Capelle über einem Stücke von dem alten Meister Loyset steht: „Monsieur mon Compère", wie es denn überhaupt wohlgethan wäre, die kritisch-ästhetischen Gewichte, mit denen Fétis die Verdienste der Musiker abwägt, einmal durch ästhetische Marktrevisoren unvermuthet polizeilich untersuchen zu lassen! Aber das Sonderbare und Unerhörte ist: beide haben in gewissem Sinne doch auch wieder recht. Man kann in Meyerbeer wirklich Rossini, Weber u. s. w. deutlich nachweisen, und doch gehört ihm alles eigen, ganz eigen an! Das ist an den betreffenden Stellen seiner Partituren ganz leicht herauszufühlen, aber gar nicht so leicht zu erklären. Meyerbeer war eine musikalische Proteus-Natur. Er war es schon in seinem ganzen Bildungsgange. In seiner ersten Periode trat er als ein kleiner Mozart vor die Welt, verwandelte sich ihr unter den Händen in einen zweiten Rossini, erfüllte in dieser seiner zweiten Periode Italien mit seinem Ruhm und entpuppte sich endlich in seiner dritten, Pariser Periode, zu dem Meyerbeer des „Robert" und der „Hugenotten". Wilhelm v. Waldbrühl beschuldigte ihn (in der neuen Zeitschrift für Musik) nicht bloß der Inconsequenz, sondern sogar der künstlerischen Unredlichkeit. Das hieß aber den edleren und wirklich edlen Zug in Meyerbeers ganzem Künstlerwesen verkennen. Er suchte wirklich das Große und Bedeutende in der Kunst, nur klopfte er, um es zu finden, an alle möglichen Thüren. Hat er sich in etwas verfehlt, so ist es, daß sein Streben nicht so ganz rein und ausschließend auf die Sache selbst gerichtet war, wie z. B. bei Gluck, der vom Orfeo und der Alceste an auch wie mit einem Zauberschlage als ein ganz anderer dastand. Wenn es im evangelischen Spruche heißt, man solle vorerst das Reich Gottes suchen, alles übrige werde von selbst zufallen, so kann man von Meyerbeer sagen, er habe (musikalisch) wirklich das Reich Gottes gesucht, nebstbei aber auch „alles übrige" — Ruhm, Erfolg, Sensation um jeden Preis, auch um den des künstlerischen Gewissens. Meyerbeer gleicht in seiner Laufbahn einem sehr kunstsinnigen und zugleich mit viel kaufmännischem Speculationsgeist ausgestatteten Touristen, der die ganze Welt durchreist und überall das Schönste und Beste, was er nur aufzutreiben vermag, kauft und mitnimmt, um es daheim mit enormem Profit abzusetzen. Heimgekehrt eröffnet er einen glänzenden Palast — erfüllt von den erworbenen Reichthümern — unter einem herrlichen Frauenkopf von Tizian funkelt irgend eine chinesische Rarität, neben der antiken Marmorbüste steht das abenteuerliche ägyptische Götzenbild, neben köstlichen Majoliken mit rafaelisirenden Malereien die Basaltstreitaxt irgend eines wilden Volksstammes. Wir sehen, staunen und gehen endlich wie berauscht davon. Aber Eines müssen wir anerkennen, es ist in jener Fülle und Ueberfülle überall der feinste Geschmack, eine ungewöhnlich geistvolle, ja künstlerisch wohlberechnete Anordnung wahrzunehmen, und wenn die bella di Tiziano und die Pagode höchst heterogene Dinge sind, so stehen sie doch so nebeneinander, daß es Effect macht. In der Keudell'schen Sammlung von Kunstnovellen „Bergan" werden Meyerbeers

Opern in ähnlichem, aber gehässigem Sinne mit einer Meß- und Raritätenbude verglichen.

Was aber der hassendste Feind wird zugestehen müssen: Meyerbeer zeigt überall eine Eigenschaft, die heutzutage mehr und mehr unter die Desiderata zu gehören anfängt — die Sicherheit einer ernsten, gründlichen Schulung und Durchbildung, die er aus seinen Lehrjahren bei Abbé Vogler als unschätzbare Mitgift mitgenommen. Sein Mitschüler C. M v. Weber kam ihm hierin nicht gleich, er hatte sein Leben lang die Folgen zu tragen, daß sein Vater (in seiner großthuenden Charlatanerie das volle Gegentheil des ehrwürdigen Leopold Mozart) aus ihm treibhausartig das Wunderkind, den jungen Mozart redivivus, herauszwingen wollte. Freilich, wer könnte bei dem Schöpfer des „Freischützen“, dieses echtesten „freien Waldliedes der Romantik“, irgend etwas bedauern oder vermissen? Spohr sah so unrichtig nicht, als er an dem damals noch unberühmten Weber einen Dilettantenzug fand, und wenn Weber gelegentlich einmal mit den Kunsttraditionen der alten Schule gerne ein wenig kokettiren möchte (z. B. im zweiten Theile der Euryanthe-Ouverture), so läßt er sich dazu so eigen unbehülflich, aber gerade in dieser Unbehülflichkeit wieder so liebenswürdig und originell geistreich an, daß man wieder nur seine Freude daran haben kann. Eines aber hatte Weber in unvergleichlich höherem Grade als Meyerbeer, die glühende, rückhaltlose, aufrichtige und völlige Hingabe an die Kunst in ihrem edelsten Sinne. Dieser bergeversetzende Glaube hat dem wahrhaften Tondichter Weber über alles hinübergeholfen — sogar über den doppelten Contrapunkt.

Daß und wie der einzige Mozart, begabt wie kein zweiter, seine strenge Schulzeit durchmachen mußte, wissen wir alle — und Beethovens Studienbücher, die als Reliquien in unverhofft großer Zahl auftauchen, zeigen, wie der ungeduldige Titane geduldig bei dem trefflichen Pedanten Albrechtsberger auf der harten Schulbank saß und sich das Pensum corrigiren ließ. Bei Mozart hat man, wie kühn und originell er auch auftritt, stets das Gefühl, daß er die überkommene Lehre und Uebung (die „Zunfttraditionen“ der Musik könnte man sagen) nie als Last empfunden, stets geachtet, aber auch mit Götterleichtigkeit getragen hat. Bei Beethoven sieht man den Riesen zuweilen knirschend an den Ketten reißen, sie gelegentlich auch wohl sprengen. Seitdem hat das ungezügelte Geniewesen in der Musik (leider nur ohne Beethovens Genie, also ohne die Hauptsache) so überhand genommen, daß jene, man darf sagen, seit den Zeiten des alten Okenheim nie unterbrochene oder zerrissene Kette von Lehre, Schulung und Zucht endlich als „überwundene“ Sache abgethan ist, und jeder, dem es gerade beliebt die Notenfeder zur Hand zu nehmen, im Namen der freien oder frei gewordenen Kunst schreibt, was ihm eben der „Geist“ eingiebt und wie er es ihm eingiebt. Daher die grenzenlose Zerfahrenheit, aus der sich Einzelne in alte und älteste Kunstzeiten zurückzuflüchten beginnen! Unsere modernen Musikgenies erinnern in bedenklichster Weise an die Schachspieler in Tiecks „Reisenden“ — die mit souverainer Verachtung der alten beschränkenden Spielregeln, nach „hochgetriebenen Inspirationen“ spielten,

was denn „eine gar andere Vielseitigkeit gab, als das altväterische Hin- und Herrutschen der Figuren". Während die Schule vor allem auf richtige, fein und geistvoll belebte, aber auch festgezogene Contouren drang, kömmt es der neuesten „Schule" vor allem auf Stimmung, Farbe, Massencontraste an, diese Symphonieen gleichen wild auf die Leinwand geworfenen Farbenmassen, wo Farbe glänzend neben Farbe steht und nichts weiter, das Ganze von weitem angesehen aber beinahe aussieht, als sehe man wirklich Zeichnung, Gestalten, Gruppen.

Liszt, ein außerordentlicher Mensch und, um einen Lessing'schen Ausdruck anzuwenden, „nur sich selbst ähnlich", hat in seinen symphonischen Dichtungen noch immer echte, zuweilen große und packende Geniezüge, aber nun alle diese großen Enthusiasten und kleinen Talente, die auch „symphonisch" dichten möchten! So sieht es in Deutschland aus — Frankreich regalirt uns nur noch mit den pikanten, aber weder nahrhaften, noch sonderlich gesunden petits soupers aus der Offenbach'schen Küche, und Italien ist musikalisch zu einer so grenzenlosen Rohheit und Liederlichkeit herabgesunken, daß sich endlich in Rom und Florenz eine sehr heilsame Reaction zu regen beginnt, die nicht allein Beethoven und Mendelssohn herbeiholt, sondern auch Leo. Scarlatti und Palestrina wieder zu Ehren zu bringen sucht, ja nach Jasquin de Près und Antonius Brumel zurückgreift.

Man muß sich den grenzenlos verwilderten Zustand der Musik vorstellen, um ganz zu empfinden, wie Meyerbeer mit seiner echten Bildung imponirend dasteht. Die sichere Meisterschaft, die in Meyerbeers Partituren aus jeder Note spricht, erwirbt man nicht im Traume, auch nicht durch „hochgetriebene Inspirationen", und hier ist wahrlich unendlich mehr als das „glänzende Appretirtalent", welches Schumann Meyerbeer zugesteht. Man findet bei Meyerbeer, wie bei jedem Meister, große musikalische Kühnheiten (mitunter vielleicht mißglückte), aber keine einzige musikalische Zuchtlosigkeit. Was Harmonie, Melodie, Rhythmik, Declamation, Instrumentirung vermögen, kannte Meyerbeer bis an die letztesten Grenzen hin, er behält aber auch immer sehr wohl im Auge, was sie dürfen. Er häuft allerdings die Massen bis zum Gipfel des Gedenkbaren und malt mit den energischesten, oft genug schreienden Farben, aber man wird nie außer Acht lassen dürfen, daß diese Partituren für die weiten, großen Räume der Pariser Académie de la musique berechnet waren. In den sehr beschränkten Localitäten deutscher Stadttheater wird dann freilich der Lärm spectaculös genug. Meyerbeer versteht aber auch das Colorit der Tonfarben zu den mildesten, harmonischsten, zuweilen unglaublich reizenden, oft ganz originellen, nie dagewesenen Combinationen zu mischen. Er hat hierin eine entschiedene Verwandtschaft mit Berlioz, mag auch ganz in der Stille manches von ihm gelernt haben — die burlesk-schauerliche Fagottepisode in der Geisterscene des „Robert" wäre vielleicht ohne eine sehr verwandte in der grauenhaft-großartigen Marche de supplice (bekanntlich einem Satze in Berlioz' Symphonie phantastique) nicht entstanden; auch die Behandlung der Harfe, des englischen Hornes u. s. w. erinnert mannigfach an Berlioz, dessen Virtuosität im Instrumentiren freilich ihresgleichen sucht. Originelle Klangfarben der Orchestrirung

finden sich schon in Meyerbeers frühesten Werken, z. B. im Blumenchor des Oratoriums „Gott und die Natur" (fein und zart behandelte Holzbläser, Chalumeautöne der Clarinetten, mitten im Stücke eintretende Harfe u. s. w.).

Die Jugendwerke Meyerbeers haben übrigens einen Zug von Schüchternheit, fast könnte man sagen von ängstlich-vorsichtiger Sparsamkeit mit den Kunstmitteln, welche gegen die grandiöse Verschwendung in den letzten Werken gewaltig absticht. Der junge Kaufmann fing sein Geschäft mit mäßigen Fonds an, oder vielmehr, er wußte selbst nicht, über wie reiche Fonds er zu gebieten habe und trieb die Vorsicht weiter als nöthig gewesen wäre. In der Oper „Ali-Meleck" ist z. B. ein Duo, wo die Geliebte sich dem Liebenden gegenüber verläugnet und für eine andere Person ausgiebt — vergebens bricht er in verzweifelnde Bitten aus, sie drückt bei Seite ihren Schmerz, ihr Mitleid, ihre Liebe aus, bleibt aber kalt und fremd. Was hätte Meyerbeer in der „Hugenotten"-Epoche dafür nicht in Bewegung gesetzt! So ist es ein kurzes, fast knapp gehaltenes Duett, aber so trefflich in seiner einfachen Zeichnung der Situation, daß es sehr die Frage ist, ob man es gegen ein großes Pracht- und Effectstück vertauschen möchte, wie es freilich das Publicum der Académie royale, dem mit dem „la verité, rien que la verité" in der Musik nicht beizukommen ist, wollte und erwartete — eine Erwartung, der Meyerbeer in den bekannten dramatischen und drastischen Scenen des „Robert" und der „Hugenotten" mehr als Genüge gethan hat. Das bedeutendste Werk aus Meyerbeers erster Periode bleibt das Oratorium „Gott und die Natur" — es ist auch noch knapp und schüchtern gehalten, enthält aber viele Züge, aus denen eine große Zukunft des Componisten mit Sicherheit vorauszusehen war. Von einem Händelschen Oratorium hat es freilich nichts an sich. In Händels Oratorien redet und donnert der Gott des alten Testamentes in furchtbarer Majestät — für diese Sprache hatte die schwächliche Zeit des Rationalismus keinen Sinn mehr. Haydns Weltenschöpfer läßt sich an, als habe er vorher die Lehrgedichte von Haller, Delille, Thomson u. s. w. studirt, um in seiner Schöpfung das Nützliche mit dem Angenehmen möglichst zu vereinigen. In den „Jahreszeiten" kömmt der Bauer Simon zuletzt ganz unvermuthet auf die vier letzten Dinge und das jüngste Gericht und fängt an in Psalmenstellen zu reden — es ist aber der Religion fast nur noch aus billiger Höflichkeitsrücksicht ein Compliment gemacht. Vollends flach und so klar und aufgeklärt wie ein Glas Brunnenwasser sind die sogenannten Oratorien und Cantaten aus der Zeit, wo Meyerbeer sein Oratorium schrieb (Webers „erster Ton" gehört in dieselbe Classe), für Kirchenmusik war es die schlechteste Zeit. Es fehlte aller Sinn und alles Verständniß dafür. So ist es denn auch bezeichnend, daß gerade die Nummern des Meyerbeer'schen Oratoriums, in denen das religiöse Element entschiedener zur Geltung kommen soll, wo es auf strengeren Stil, auf höheren Flug abgesehen war, nicht eben vorzüglich, eher schwach sind, daß der fugirte Satz etwas unreifes hat und den Componisten sichtlich genirte; — den Mann, der nachmals das kurze, aber große Meisterstück des Chorgebetes im „Robert" geschrieben, erkennt man hier noch nicht. Dagegen tauchen in den Recitativen

manche überraschend schöne Züge und in den Arien reizende Cantilenen auf, ein wahrhaft poetisches Stück ist der Blumenchor, er läßt den künftigen Romantiker Meyerbeer ahnen, nicht den Mann jener Romantik in französischem Sinne, die mit Todtenschädeln Fangeball spielt und Geräderte vom Schaffot holt, um sie Mitternachts mit grimassirenden Teufeln tanzen zu lassen, einer Romantik, der Meyerbeer im „Robert“ auch seinen Zoll entrichten hat müssen, wohl aber den Romantiker, der die Hofhaltung Margaretha's von Valois in der Touraine in so zauberhaften Farben zu malen verstanden. Das Andante „O beau pays de la Touraine“, das Allegretto mit der reizenden Echospielerei, der Badechor, die sogenannte Bindenscene (le voici!) sind von einem unbeschreiblichen Reize, von einem warmen, sinnlichen und doch so edlen Colorit, wie es nur irgend ein Maler der venetianischen Schule für ähnliche Darstellungen besessen. Aehnlich romantisch ist das köstliche Ave im dritten Acte, der Couvre-feu (ein geistreich veredelter Nachtwächterruf) und der Zigeunertanz, der von pikanten Zügen wimmelt — im letzten Stücke übrigens stark an ein bekanntes Tanzmotiv aus Webers „Preziosa“ anklingt. Balletmusik verstand Meyerbeer zu schreiben, wie seit Gluck kein Anderer. Allerdings lief ihm zuweilen ganz gewöhnliche, um nicht zu sagen triviale, aus der Feder (zweiter Act des „Robert“, fünfter Act der „Hugenotten“, im „Propheten“ so ziemlich alles, was getanzt wird, selbst den berühmten Schlittschuhtanz nicht ausgenommen) — aber er hat auch Balletstücke ersten Ranges componirt, wie das Verführungsballet im „Robert“ (wo wir freilich weniger das Halbgespenst Helene als Mademoiselle Taglioni vor Augen haben) oder die in ihrem gesteigerten bacchischen Taumel ganz einzige Orgie in der Roberts Eintritt vorhergehenden Scene. Sie erinnert äußerlich einigermaßen an das Ballet, womit Roschana in Webers „Oberon“ den tugendhaften Ritter Hüon bestricken will — aber wie sehr sieht man diesen Stücken an, daß Meyerbeer das heißblütige, frivole Paris, Weber das bürgerlich enge und bürgerlich correcte Dresden bewohnte! Gluck soll sich über den verführerischen Klang seiner Armida-Scenen Scrupel gemacht haben — Meyerbeer, gleich Gluck ein Mann von tadellosem Lebenswandel, hätte hier etwas ähnliches empfinden können. Auch in dem Ges-dur-Satze des Duettes zwischen Raoul und Valentine tritt eine sinnliche Glut hervor, wie dafür vielleicht kein zweites Beispiel in der ganzen Musik zu finden sein möchte.

Ueber die Rossini-Zeit Meyerbeers ist nicht viel, über seinen „Crociato“ aber jedenfalls das Beste zu sagen. Er erscheint hier nicht als schwächlicher Nachtreter des großen Pesaresers, wie so viele der Herren ini, esi, ante und etti, deren Eintagsfliegen von Opern selten so viel Lebenskraft besaßen, um eine ganze Stagione lang herumzuflattern. Meyerbeer steht auch hier als tüchtiges Talent auf eigenen Füßen, er nimmt die Rossini'schen Formen, aber er füllt sie mit eigenem und mitunter sehr bedeutendem Inhalt. Der ersten ganz dramatischen Scene z. B. mit den arbeitenden Christensclaven wird man aus jener Kunstrichtung kaum etwas anderes zur Seite stellen können, als manche Scenen Rossini's, wie z. B. die Introduction des Mosè. Die dramatische Wahrheit schlägt Meyerbeer hier zuweilen

allerdings fast so schlimm ins Gesicht, wie sein Vorbild, der göttliche Meister Gioachino. Zwar wird in „Crociato“ kein Todesurtheil nach einer Walzermelodie gesungen, wie in der „Gazza ladra“, aber es sieht wie eine bittere Ironie aus, wenn über der übrigens schönen und nobeln Melodie des Chores der verschworenen Bassen zu lesen ist „con misterio“. Wo da „Mysteriöses“ ist, möchte schwer zu erklären sein. Daß Meyerbeer seiner Oper den vollen Brillantschmuck Rossinischer Coloratur umhing, wird niemand schelten können, die Fenice hätte gegähnt oder gepfiffen, hätte er ihr mit Gluck'scher Einfachheit beikommen wollen. Von seinen italischen Opernjahren trug Meyerbeer den unschätzbaren Vortheil davon, daß er für die Menschenstimme singbar schreiben lernte, wie denn für den Italiener nicht Musik ist, was nicht leicht, bequem und zierlich gesungen werden kann, so daß sich die päpstlichen Sänger entsetzt und indignirt abwendeten, als sie Mendelssohn einen Blick in Sebastian Bach'sche Musik werfen ließ. Der zweite Act des „Robert“ erinnert im Ganzen stark an jene frühere Bildungsepoche des Componisten — doch hat die erste Arie Isabella's einen gewissen französisch-pikanten Zug. Die Schlußarie des Actes aber ist geringer als etwas im „Crociato“ oder einer anderen hesperischen Partitur Meyerbeers. Unbegreiflich, daß ihn nicht der Genius zupfte, als er diese Nummer niederschrieb, die übrigens nichts italisches sondern den richtigsten deutschen Gassenhauerzug hat und desto unleidlicher wirkt, je mehr die triviale Melodie aufgestutzt und von Coloratur umschnörkelt ist. So Glänzendes die italienische Zeit geboten — der wahre, echte Meyerbeer zeigte sich erst im „Robert“. Mit einem Schlage war die Weltberühmtheit errungen! Natürlich nur erst als Folge des fabelhaften Erfolges in Paris.

In der Musik des „Robert“ liegen die musikalischen Bildungselemente Meyerbeers unvermittelter neben einander, als in den späteren Opern — vielleicht mit kluger Berechnung so eigens geordnet. Die Habitués des Theaters aux Italiens fanden ihren göttlichen Rossini fast bis zur offenen Reminiscenz reproducirt wieder, die Leute der großen Oper fanden ihrerseits das seit Lully gewahrte Decorum respectirt, die Franzosen überhaupt fanden pikante Rhythmen, starke Contraste, blendende Pointen und (was vorzüglich gelten mußte) frappant geistreiche Züge. Die schwergeharnischte Cohorte der „soliden Musiker“ aber wurde durch Züge „gelehrter deutscher Musik“ beschwichtigt. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“. Schon die kurze Ouverture mit ihrer Mischung von gelehrter Arbeit und drastischen Knalleffecten im Umfange weniger Takte mußte imponiren! Der Teufel aber, der ohnehin nach französischen Begriffen von Romantik ein geborner Deutscher ist, auch auf der Bühne in Schwarz-Roth-Gold costümirt erschien, wurde ganz deutsch behandelt, Webers Kaspar und Marschners Lord Ruthven, der Vampyr, haben die Farben zum Bertram hergeliehen. Dabei bekam das Publicum alle Augenblicke etwas ganz besonderes zu hören, jetzt ein langes brillantes Trio ohne Begleitung, einen ganzen Rittermarsch, höchst geschickt aus nur vier Tönen combinirt und von vier Pauken vorgetragen, Orchester hinter den Coulissen, Orchester unter der Bühne, ja als Geisterstimme der Mutter gar zwei unterirdische Trom-

peten à pistons, Chöre auf der Bühne, Chöre von Dämonen unter der Bühne, Chöre von Seraphim in der Luft. Die sehr praktische, dem Publicum sehr einleuchtende, für die große französische Oper von da an stereotyp gewordene Theilung der Damenrollen in die Coloraturprinzessin und die leidenschaftliche, dramatische Heldin, die freilich durch Dick und Dünn und zuletzt oft in den Tod muß, während die andere ruhig neben dem Souffleurkasten ihre Coloraturen abhaspeln kann, war hier zum ersten Male in der Prinzessin Isabella und in der treuen Alice durchgeführt. Kurz man bekam für sein Geld im „Robert" viel zu sehen und zu hören, sogar ein wirkliches musikalisches Kunstwerk! Daß aber „Robert" trotz aller, so ganz handgreiflich aufliegender Effectstücke doch ein wahres und bedeutendes Kunstwerk geworden, ist der wohlverdiente Erfolg und Lohn des Umstandes, daß Meyerbeer mit Freude und aufrichtiger Liebe an sein Werk gegangen; Beweis dessen nicht nur die bis ins kleinste Detail sorgsame Factur, sondern auch einzelne Stücke und Züge, welche, an sich höchst bedeutend, doch von der Art sind, daß für sie das Publicum dem Tonsetzer nie Dank gewußt, ja sie kaum bemerkt hat. Man sehe z B. die Art, wie das Vierpaukenmotiv ausklingt, während Robert mit dem Zauberzweige in die Halle tritt In immer weiteren Distanzen wiederholt es sich, immerfort in C-dur, während das Orchester in äußerster Unruhe durch alle möglichen Töne und Accorde modulirt, aber immer so, daß die einfallenden Töne des Marsches in die jeweilige Harmonie passen. Wie herrlich ist das Gebet des Priesters mit respondirendem Chor! Der Priester singt einen würdigen Cantus firmus solo, der Chor beantwortet ihn im Alt, den die drei anderen Stimmen mit einer in ihrer Einfachheit so meisterlichen Contrapunktirung umgeben, daß selbst einer der alten Meister aus den Niederlanden oder Italien dazu beifällig lächeln würde. Nun aber treten Robert und Bertram auf, sie singen in leidenschaftlichster Erregung in den fortgehenden Kirchengesang hinein, das Orchester tritt in entsprechender leidenschaftlicher Färbung dazu — die heterogensten Elemente mischen sich zu einer wunderbaren Einheit. Welche Durchbildung die Harmonie die ganze Partitur hindurch zeigt, bedarf keiner besonderen Hinweisung; gewisse Nebenseptimenaccorde mit ihren Umkehrungen haben die Franzosen wohl hier zum erstenmale zu hören bekommen. Auch in der Orchestrirung sind es nicht die drastischen Stellen, in denen sich des Tonsetzers große Meisterschaft zeigt, sondern eben wieder einzelne, vom großen Publicum kaum beachtete Züge. Einer der reizendsten ist das im Ritornell vor Isabella's großer Arie in die Pizzicatoschläge des Quartettes unvermuthet eintretende, lange und piano ausgehaltene $\underline{\underline{g}}$ des Hornes. So hört man während des Es-dur-Walzers im Verführungsballet durch die graziöse Melodie ein $\overline{b}$ von ganz räthselhafter, aber eigenthümlich schöner Tonfärbung in einem piano ausgehaltenen Tone immerfort durchklingen — bis man endlich erkennt, es sei ein ganz leise fortklingender Trompetenton, abermals einer der reizendsten Instrumentirungseffecte.

Im „Robert" regte Meyerbeer zum ersten Male ein nachmals zum Aeußersten getriebenes Kunstmittel an, das allerdings wenigstens in flüchtigeren Andeu-

tungen auch schon im „Don Giovanni“ und im „Freischütz“ vorkommt, nämlich durch Wiederkehr gewisser Motive an bedeutende frühere Momente der Handlung zu erinnern. Im „Robert“ ist es das Balladenmotiv und das Vierpaukenmotiv, das sich durch die ganze Oper hindurchschlingt, kleinere Wiederholungen, wie das Trinkchormotiv und das „l'or n'est qu'une chimère“ im Laufe des ersten Actes, nicht zu erwähnen. In den „Hugenotten“ beschränkt sich das Leitmotiv auf den Choral, dessen Bearbeitung Schumann freilich mit der herben Wendung tadelt, „brächte ihm ein Schüler solchen Contrapunkt, so würde er ihn bitten, es künftig nicht noch schlechter zu machen“ Aber Schumann hat nicht bedacht, daß eine Bearbeitung etwa im Sinne Bachs hier kaum an rechter Stelle gewesen wäre. Die Harmonisirung, wie Marcell das Lied einführt, ist ohne Frage würdig und kräftig und erinnert einigermaßen an jene des alten Meisters Hans Leo Haßler — nur das Kokettiren mit den contrastirenden Klängen des Posaunenchores und der zuckersüßen Flöten will zu der ernsten Würde nicht recht passen. Wie man überhaupt in den „Hugenotten“ an vielen Stellen noch mehr als im „Robert“ „Absicht merkt und verstimmt wird“. Das Trio ohne Orchester im „Robert“ ist ein fein gearbeitetes Meisterstück, das orchesterlose Rataplan in den „Hugenotten“ dagegen ein ziemlich rohes Effectstück, das nicht einmal durch seine spätere contrapunktische Verknüpfung mit der Litanei der Weiber musikalischen Werth erhält — die Viola-Arie Raouls, das Piffpafflied Marcells sind jedenfalls überkühne Experimente und gehen denn doch über die rechte Linie des künstlerisch Schicklichen hinaus, wenn wir sie gleich so gewohnt geworden, daß wir sie nicht gerne missen möchten.

In „Robert“ und den „Hugenotten“ trat Meyerbeer, fast könnte man sagen zum ersten Male, als großer Dramatiker auf. Allerdings ist es nicht seine Sache, einzelne Charaktere wie Mozart zu individualisiren und in den Zusammenklängen des Ensemble die Zeichnung für jeden festzuhalten, wie wir es in Mozarts „Figaro“ und „Don Juan“ in einer nie übertroffenen Weise erblicken. Die vielbelobte Figur Marcells ist denn doch in sehr grober Holzschnittmanier gezeichnet, und die ungehobelte Biederkeit dieses Ehrenmannes fast nur durch rumpelnde Contrabässe charakterisirt. Meyerbeer malt mehr im Ganzen und Großen. Der vierte Act der „Hugenotten“, die Würfelscene im „Robert“ mit der ganzen Steigerung eines bis zum Wahnsinn erhitzten Spieleifers bedürfen keines Lobes, sie reihen sich dem Bedeutendsten, was man je auf der Bühne gesehen, würdig an. Daß Meyerbeer nach dem ungeheuren Stück der Waffenweihe in dem Duo die Wirkung noch zu steigern vermochte, wird nie genug zu bewundern sein. Dagegen könnte es scheinen, als sei Humor und Komik dem Tonsetzer unnahbar geblieben. Das große Duo zwischen Bertram und Raimbaud versucht offenbar das Prototyp eines „hohen Stiles“ der Buffonerie zu werden, nicht mit Glück — am Trio bouffe im Propheten, das eine ähnliche Färbung hat, ist nichts komisches. Nur mit dem Zankchor des Pöbels in den „Hugenotten“ hat Meyerbeer einen äußerst glücklichen Wurf gemacht, der Eintritt der keifenden, schnatternden Weiber ist unwiderstehlich

drastisch. Wider Willen komisch wird Meyerbeer im Schluß des zweiten Actes der „Hugenotten". Bräche einmal auf einem Trödelmarkt unter den Schacherern ein Zank und Scandal aus, so wäre das gerade die rechte Musik dazu.

Als Meyerbeer nach dem Erfolge seiner beiden Riesenopern mit dem „Propheten" hervortrat, erkannte er sehr wohl, er dürfe gegen das bereits Gegebene nicht zurückbleiben. Daher und vielleicht auch weil die Phantasie sich nicht mehr so willig finden ließ, wie früher, das viele unleidlich Ueberspannte, auf die Spitze Getriebene in dieser Partitur, welche trotz der massenhaften Lobposaunerei den Erfolg ihrer Vorgängerinnen nicht mehr zu erringen vermochte. Einzelne Schönheiten, eine echt dramatische Anlage des ersten Actes könnte nur bare Ungerechtigkeit weglängnen. Wenig erfreulich ist auch der „Nordstern". Das Concert des Soprans mit den Flöten ist ein so zugespitztes Stück, daß die Spitze darüber abbricht, und die Scene, wo verschiedene Märsche in verschiedenen Takten und Tonarten durcheinander blasen und schmettern, ist ein unfruchtbares Kunststück, die Wirkung grenzt ganz nahe an ein Charivari. Ueber die „Wallfahrt nach Ploërmel" ist gar nichts mehr zu sagen. Hart hinter dieser Partitur liegt die Stelle, wo die musikalische Welt mit Brettern vernagelt ist.

Noch wäre die Musik zu „Struensee" zu nennen — eines der glänzendsten aber auch äußerlichsten, wahrer innerer Lebenswärme zumeist entbehrenden Werke Meyerbeers. Die Ouverture ist ohne Frage eines der allerbrillantesten Orchesterwerke der Welt, polirt, vollendet, fein berechnet bis ins kleinste Detail hinein, dabei aber wie ein Werk sogenannter florentinischer Mosaik, die bekanntlich aus ganzen kostbaren Marmortafeln zusammengesetzt wird, und wo man ohne Schaden und Nachtheil des Uebrigen ganz gut eine oder die andere Tafel herausheben und durch etwas anderes ersetzen kann. Versuche man aber eine solche Operation z. B. an Beethovens Coriolan-Ouverture und sehe zu, ob man nicht lebende Glieder eines lebendigen Organismus amputirt!

Einige andere Arbeiten Meyerbeers sind eben nur Beigaben zu seinen großen Werken — ein Fackeltanz u. a. m. Nennenswerth sind auch noch verschiedene Gesänge mit Pianofortebegleitung, welche wir übrigens bereits charakterisirt haben. Im Ganzen sind die Lieder Meyerbeers, auch abgesehen von dem eminenten Talente, das sich darin kundgiebt, eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn man sie als Denkmale ansieht, welche Gestalt das nach französischen Begriffen umgemodelte deutsche, oder sagen wir „Schubert"-Lied annimmt. Das ist weder die französische Romanze noch das deutsche Lied, wohl aber ein pikantes Mittelding zwischen beiden, dessen Schöpfung ganz eigentlich Meyerbeer angehört.

Noch haben wir ein Hauptwerk des heimgegangenen Meisters zu erwarten: „Die Africanerin". Es existirt eine rabbinische Sage vom Könige Salomo. Als er starb, heißt es, setzte man ihn auf den Thron, als lebe er noch, und die Geister, die dem weisen König gehorcht hatten, hielten ihn wirklich für lebend und dienten nach wie vor. Da zernagte heimlich ein Wurm die hölzerne Stütze, welche den todten König aufrecht hielt, er fiel, und die Geister flohen hohnlachend nach

allen Seiten. Man möge mit der Aufführung der „Africanerin“ eilen! Noch sitzt der todte Meister auf dem Throne und die Geister gehorchen — zögert man, so könnte gar wohl heimlich ein boshaft nagender Wurm, die Kritik, Zeit finden die Stütze zu durchnagen, und wer weiß, was dann geschähe!

Doch — mag der Erfolg der „Africanerin“ welcher immer sein, er wird, wenn günstig, den Ruhm ihres Schöpfers kaum noch erhöhen, wenn ungünstig, ihn nicht erschüttern können. Meyerbeer gehört fortan der Kunstgeschichte an, er wird ihr angehören, auch wenn seine Opern dereinst sich abgenützt haben und von den Bühnen verschwunden sein werden, wozu vorläufig freilich noch keine Aussicht vorhanden ist. Welche Stellung wird aber der Meister in der Kunstgeschichte einnehmen?

Wollen wir diese Frage anders und besser als mit Phrasen beantworten, so müssen wir etwas weiter ausholen. Jede Kunst zeigt in ihrer Entwicklung eine Reihe ganz bestimmter Phasen, welche so regelmäßig verlaufen, wie Wachsthum und Blüthe der Pflanze, wie die Ordnung der Jahreszeiten im Jahreslaufe. Den rohen Erstlingsversuchen folgt eine Periode, wo die Blüthenknospe der noch nicht voll entwickelten Kunst sich immer reicher, immer schöner öffnet — es ist eine herrliche Zeit! — Dann folgt in voller Pracht eine kurze Zeit der vollen Blüthe, dann aber die Zeit der Entartung, die sich insbesondere darin äußert, daß über den fehlenden inneren Gehalt durch prunkhafte äußerliche Verschwendung der Kunstmittel getäuscht wird, daß an die Stelle des einfach und rein Schönen das mit möglichst blendendem Glanz Ausgestattete, sinnlich Anregende gesetzt wird, sei es jetzt Zierwerk oder übertriebene Charakteristik u. dgl. Die Kunst wird jetzt wie Jean Pauls Lenette, die statt zu sagen „es ist vier Uhr“ vielmehr sagte „es hat vier Viertel auf vier Uhr geschlagen“. Die griechische Plastik fing mit dem Popanz der selinuntischen Meduse an, kam zu steifen, starr lächelnden Menschenbildern wie der Apoll von Tenea, sofort zu den Aegineten, zu den Werken im Stile Kalamis', zu Phidias, und als ihr die still-herrliche, rein umschriebene Phidias-Gestalt, als ihr das reizende Leben der Kunstgebilde eines Praxiteles nicht mehr genügte, oder vielmehr, als ihr die Fähigkeit abhanden gekommen, dergleichen zu schaffen, schuf sie Bravourstücke, wie den farnesischen Stier. In der Malerei genüge es, an die Byzantiner, die Präraffaeliten, Rafael und die hart hinter Letzterem kommenden Manieristen, Naturalisten, Eklektiker u. s. w. zu erinnern; — als man nicht mehr in dem großen monumentalen Sinne der sixtinischen Capelle Michel Angelo's und der Stanzen Rafaels zu malen vermochte, glaubte man diese zu erreichen, ja zu überbieten, wenn man die Leere ungeheurer Wandflächen mit der Leere ungeheurer Fresken bemalte, wie die Malereien der Sala Regia im Vatican, wie Pietro von Cortona's riesiges Deckenstück im Palast Barberini zu Rom.

Die Musik hat aber diese Entwicklung nicht bloß einmal, sondern sogar schon zweimal durchgemacht. Aus den abschreckenden Anfängen des auf den gregorianischen Gesang gebauten Organums entwickeln sich die rohen Experimente des Déchants, aus diesen die steifen Erstlingsversuche geregelter Composition im

13. Jahrhundert, wie die höchst merkwürdige, neuestens von Coussemacker herausgegebene Messe von Tournai. Die Epoche der Niederländer bezeichnet in immer reicherer Entfaltung die herrliche Knospenzeit — in Josquin de Près erscheint ein Genius allerersten Ranges, dessen Stabat Mater, Miserere, Pange-lingua-Messe u. a. zu den allerhöchsten Leistungen der Kunst zählen. Die eigentliche Blüthe kommt und verschwindet mit Palestrina, Anerio, Vittoria u. s. w. Sofort reißt ungeheurer Luxus ein, während Glarean noch 1547 den mehr als vierstimmigen Satz für bedenklich erklärt, und meint: „vix enim natura fieri potest, ut humanum ingenium ad tot et tam varia distractum attente omnia simul omnia consideret", treibt es jetzt ein Orazio Benevoli bis zu 48 Realstimmen in zwölf Chören, wie in jener Messe, die am 4. August 1650 von 500 Musikern (Karls V. weltberühmte Capelle bestand aus 4 Bässen, 6 Tenoren, 4 Alten und 10 Sopranknaben [1]) zur staunenden Verwunderung von ganz Rom in S. Maria sopra Minerva aufgeführt wurde. Der Palestrina-Stil beginnt in leeren Idealismus zu verlaufen, oder seine hohe Einfachheit mit seltsam ausgerenkten Uebertreibungen zu perturbiren (Orazio Vecchis u. A. Motetten) und gehört endlich nur noch der Geschichte an! Der Kreislauf ist vollendet. Aber zugleich — um 1600 — beginnt ein zweiter. Gegenüber jener geistlichen Musik, die aus dem specifisch altchristlichen gregorianischen Gesange sich entwickelt, beginnt eine musikalische Renaissance, die das antike Trauerspiel mit seiner gesangmäßigen Recitation und seinen Chören wieder ins Leben rufen will. An die Stelle der Heiligen der Kirche drängen sich die Götter Griechenlands, die Helden des Heidenthums, die Kirchentonarten weichen mehr und mehr der modernen Tonalität, an die Stelle der Polyphonie tritt die Monodie, an die Stelle des Cantus Firmus die ungebundene melodisch-declamatorische Invention, an die Stelle der Missa und Motette die Oper. Jacopo Peri, Giulio Caccini wagen die ersten steifen und monotonen Versuche, welche neben der hohen Palestrina-Kunst uns nur höchst armselig erscheinen können, gleichwohl das Entzücken der Zeitgenossen erregen.

Claudio Monteverde, der geniale Mensch, entfaltet schon freiere, zum Theile überraschend freie Bewegung. Neben ihm stehen Componisten, wie Rodesca da Foggia mit seinen fünf Büchern monodischer Madrigale, wie Giov. Francesco Capello, Giacomo Fornaci, Anton Brunelli u. A. m. mit ähnlichen Werken [2]. Der eigentliche Schöpfer der Oper ist der herrliche Francesco Caletti-Bruni, genannt Cavalli (1599 bis 1676). Wer die vierundzwanzig, zum Theil eigenhändig geschriebenen Opernpartituren dieses Meisters, welche die Marcus-Bibliothek in Venedig besitzt, durchsieht, der wird einen erstaunlichen Meister kennen lernen; Wie

[1] Man sehe die Aufzählung nebst den Namen der einzelnen Sänger im Catalogus familiæ totius aulæ Cæsareæ p Nicolaum Mameranum 1550. Ein Exemplar befindet sich in der Ambraser Sammlung.

[2] Ich mache Forscher darauf aufmerksam, daß die Prager Universitätsbibliothek eine kostbare Sammlung dieser Werke besitzt, die eine wichtige Lücke in der Kunstgeschichte ausfüllen und selbst Gelehrten, wie Fétis u. A., bisher völlig unbekannt geblieben sind.

mit einem Zauberschlage steht statt der steif pathetischen Recitation Caccini's und Peri's, statt der noch immer etwas befangenen Monteverde's unser Recitativ mit seiner ganzen Phraseologie da, ja mit einer Vollendung, welche an einzelnen Stellen die Höhe Glucks völlig erreicht. Man sehe, um ein bestimmtes Beispiel zu nennen, in der Oper „L'Elena rapita di Paride" (1659) den zürnenden Eintritt Jupiters nach dem wildleidenschaftlichen und doch so grandiosen Zankduett zwischen Juno und Venus, man höre die zitternde, kaum verhaltene Wuth in der Antwort Juno's „gran rè degli astri altinonante eterno, a Citerea non tocca opporsi al mio voler" und Jupiters mild beschwichtigende und doch höchst ernste Entgegnung. Weibliche Charaktere zeichnet Cavalli, wie es gar nicht besser möglich wäre; die königliche Artemisia, die schüchtern liebende, unschuldige Artemia (beide in „L'Artemisia"), ein wahrhaft unübertreffliches Charakterbild aber ist Phryne in seinem „Alcibiade" (1667), die echte Mutter der pergolesischen Serpina, wie diese (nach Herrn E. Schelle's richtiger Bemerkung) die Mutter der Mozart'schen Zerlina. Diese dramatische, Gluck'sche Seite ist die eine Seite von Cavalli's Wesen, die andere deutet nach der welschen Luxusoper mit ihren brillanten Arien und langathmigen Coloraturen hinüber. Allerdings sind Cavalli's „Arien" (er überschreibt sie schon so!) knapp, aber die Dreitheilung ist schon kenntlich und mitunter schon ziemlich reiche Coloratur verwendet.

Die italienische Oper Alessandro Scarlatti's, da Vinci's u. s. w. bis auf Hasse und seine Zeit, ließ den dramatischen Zug Cavalli's fast unbeachtet und trieb die andere Seite seiner Kunst zum äußersten Luxus. Da war schon die Entartung, und doch hatte die Oper noch nicht erreicht, was sie von Haus aus wollte und sollte! Jetzt griff Gluck in offen ausgesprochener Opposition jene brach liegen gebliebene Seite der Kunst Cavalli's auf (ob er nicht in Venedig jene Opernpartituren gesehen, die damals ein kostbares Besitzthum der Familie Contarini di S. Benedetto bildeten?) und hob dramatische Wahrheit, edle Einfachheit als das Erste, Wichtigste hervor. Der einzige Mozart suchte wieder jene beiden Richtungen zu versöhnen und zu vereinigen; wie es ihm gelungen, weiß Jeder. Nach ihm kam Beethoven, der die Instrumentalmusik lehrte, in wunderbaren Klängen von den höchsten Dingen zu reden; dem Geiste nach steckt in der Beethoven'schen Symphonie die Missa Palestrina's und die Oper Mozarts. Die Musik hatte die äußersten Grenzen ihres Reiches berührt, ihr Gebiet rein ausgefüllt. Rossini kam und mit ihm die Auferstehung der alten italischen Luxusoper, aber dadurch modificirt, daß sie hier gleichsam ihren Durchgang durch Mozart genommen. Kiesewetter schließt die Epoche Beethoven-Rossini mit den Worten: „man überbot die Vorgänger und überbot sich selbst in dem Ringen nach Effecten; ein gefährlicher Luxus schlich sich ein — — — — — — — — — — — — — — —". Uns ist aber, als sähen wir über die Fläche dieser vierzehn Gedankenstriche, wie über die Meeresfläche das Oceanus-Haupt, so hier die wohlbekannte Physiognomie Meyerbeers auftauchen. Er bezeichnet die wuchernde Ausartung, sagen wir es offen: den Verfall der Kunst. Den Verfall, trotz oder vielmehr wegen des äußersten Luxus und

Raffinements der Kunstmittel. Allerdings vertritt er diesen Standpunkt mit der glänzendsten Begabung, aber wenn Dr. Schlüter in seiner Musikgeschichte die bittere Anmerkung macht: „Der von dem Hause Meyerbeer-Scribe abgehaltene, anfangs so glänzend scheinende Ausverkauf mußte mit einem gänzlichen Bankerotte endigen", so liegt hierin leider viel Wahres. Es ist ein Ausverkauf; alle Schätze, welche die Musik in langen Jahrhunderten erworben, werden hier feilgeboten und „unter dem Erzeugungspreise" losgeschlagen — wo dann freilich der Bankerot unausbleiblich ist.

In diesem Sinne hat Schumann recht, wenn er behauptet, man finde in Meyerbeer die ganze Musik. Zunächst hat Meyerbeer der großen französischen Oper ihren modernen Typus gegeben; Halevy, an Talent weit unter ihm stehend, glückliche, oft überraschende Geistesblitze mit peinlich Gezwungenem und Gemachtem paarend, ist oder war sein getreuer Nachtreter. Die Ingredienzien der großen französischen Oper können wir seitdem an den Fingern abzählen: Entrée de la Cour, womöglich eine Orgie, eine oder einige Scenen, die den christlichen, specifisch den katholischen Gottesdienst mit seinen Ceremonien profanirend auf die Bühne schleppen, möglichst üppiges Ballet, eine peinlich-drastische dramatische Situation, und ja und um jeden Preis eine haarsträubende Schreckensscene, etwa: daß ein Mädchen in Oel gesotten wird oder eine Scheintodte in der Gruft erwacht u. s. w. Alles das hat die Opernbühne hart an den Guckkasten angenähert und hat die Nerven des Publicums so überreizt, daß sie vor lauter Ueberreiz wieder stumpf geworden sind Wagner hat gesucht in diesen ganzen enormen Luxus an Musik und Schaugepränge (den er wahrlich nichts weniger als verschmäht) wieder womöglich Sinn, Bedeutung und künstlerischen Verstand zu bringen. Er hat seinerseits schon wieder modificirend eingewirkt, wie Gounods „Faust" wohl ganz unverkennbar durch alle seine specifisch französische Färbung hindurch wahrnehmen läßt.

Wohin das alles führt, wer kann es sagen? Daß eine Steigerung und Potenzirung nicht mehr möglich ist, dürfte schwerlich zu bestreiten sein. Einzelne Talente beginnen Versuche zu machen, zum Einfacheren, Gemäßigteren zurückzukehren, wie Max Bruch in seiner „Loreley", die, an zum Theile überraschenden Schönheiten reich, mehr Beachtung verdient, als ihr bisher zu Theil geworden. Das ist nun freilich eine vereinzelte Erscheinung. Aber dieses in gewissem Sinne anspruchslose Werk enthält eine bedeutende Lehre — die Lehre, daß auf einem redlichen Streben, welches das Gute um des Guten, die Kunst um der Kunst willen sucht, ein eigener Segen liegt. Hierin fehlt es der modernen Tonkunst im Ganzen sehr empfindlich — fast überall „merkt man Absicht und wird verstimmt". Und so ist es für unsere Zeit auch sehr merkwürdig und bezeichnend, daß sie recht eigentlich die Zeit der musikalisch-historischen Forschung geworden, daß Werke wieder aufgesucht werden, für welche das Interesse, ja die Fähigkeit des Verständnisses völlig abhanden gekommen war. Es ist dies ein erfreuliches Zeichen, denn, wenn nichts anderes, so werden wir von den „Alten" doch lernen, wie man einem als edel und

recht erkannten Kunstziele mit aufrichtiger, treu der guten Sache dienender Liebe zustrebt!

---

* Im Verlage der Gerold'schen Buchhandlung ist von Freiherrn v. Feuchterslebens „Diätetik der Seele" die sechsundzwanzigste Auflage erschienen, ein sprechender Beweis der großen Verbreitung, dessen sich dieses gediegene Werk fort und fort erfreut.

* Eine von Julius Kaan, Bureauchef der k. k. priv. österr. Staatseisenbahngesellschaft, herausgegebene Broschüre: „Die mathematischen Rechnungen bei Pensionsinstituten der Eisenbahnbeamten und deren Wittwen, mit Rücksicht auf die bei den Eisenbahngesellschaften in Oesterreich bestehenden Pensionsinstitute, dann Beurtheilung der Bestandfähigkeit derselben" scheint uns von Wichtigkeit für alle Eisenbahnbeamte zu sein, deren eigenes Wohl, so wie das ihrer nächsten Angehörigen mit ihren betreffenden Pensionsinstituten eng verknüpft ist. In wissenschaftlicher Form und mit der Beweiskraft der Ziffern zeigt der Verfasser den Weg, auf welchem allein ein sicheres Urtheil über die Bestandfähigkeit der von den großen industriellen Gesellschaften für ihre Bediensteten gegründeten Pensionsinstitute gewonnen werden kann. Mit dem vorliegenden Werke können alle österreichischen Industriegesellschaften, bei welchen Pensionsinstitute bestehen, in einfachster Weise selbst die Prüfung ihrer Pensionsfondsbilanzen vornehmen, eine Arbeit, die bisher stets nur mit großem Aufwande an Mühe und Kosten von speciell hiezu berufenen Fachmännern durchzuführen möglich war. Herr Prof. Spitzer, eine Autorität auf diesem wissenschaftlichen Gebiete, wurde zu einem Gutachten über das in Rede stehende Werk aufgefordert und hat sich in der anerkennendsten Weise über dasselbe ausgesprochen. Er bemerkt in seinem Gutachten: „daß ihm, obwohl er bereits wiederholt mit der Prüfung ähnlicher Arbeiten betraut war, noch nie eine solch' fleißige und durchdachte Arbeit vorgekommen ist".

F. J. „Die Wälschen in der Sage", ein Beitrag zur Geschichte des Bergwesens und Handels von Val. Pogatschnigg, Doctorand der Rechte und Docent der Handelsgeschichte, ist der Titel einer interessanten, im Jahresberichte der Akademie für Handel und Industrie in Graz 1864 abgedruckten Abhandlung. Der Verfasser stellt 59 Sagen zusammen, welche alle von Venedigern, Venetianer Männchen, Wälschen handeln, die als Stein- und Erzsucher aus dem nördlichen Italien — Venedig, Mailand, Padua, Görz — in die Gebirge kommen, dort auf Gold und Silber schürfen, dieses und edle Steine finden, und eben so geheimnißvoll verschwinden, wie sie gekommen sind; er weist das Vorkommen dieser Sage im Harz, Thüringerwald, Fichtelgebirge, Erzgebirge, Riesen- und Isergebirge, in den Sudeten, am Oetscher, in Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain und in der Schweiz und ihre Erwähnung in der Litteratur vom 15. bis zum 18. Jahrhundert nach; in Bezug auf den aus diesen Sagen zu gewinnenden historischen Kern knüpft Pogatschnigg dieselben sehr glücklich an den schon in der Keltenperiode betriebenen Bergbau in den Alpen, an die fahrenden Leute des 12. Jahrhunderts und an die Alchymisten und Adepten des ausgehenden Mittelalters an und weiß auch die zwischen Italien und Deutschland seit den ältesten Zeiten bestehenden Handelsbeziehungen, namentlich den im Mittelalter so stark betriebenen Kleinhandel und Schmuggel italienischer Hausirer damit in Verbindung zu bringen. Der Verfasser beherrscht nicht nur alles über seinen Stoff gedruckte Materiale, sondern bringt auch ungedrucktes bei, und seine Arbeit muß sonach als eine die Sagenkunde und die Geschichtswissenschaft, besonders die Culturgeschichte bereichernde bezeichnet werden.

S. Dr. A. Konek: „Az Ausztriai birodalom jelesen a Magyar korona országainak statistikai kézikönyve" (Statistisches Handbuch des österreichischen Staates und der Länder der ungarischen Krone insbesondere). Pest 1864, Heckenast. Durch die vollständige Nationalisirung der Hochschule in Pest, an welcher dermal nur ein einziges Collegium der philosophischen Facultät in deutscher Sprache gelesen wird, ergab sich die Nothwendigkeit von Lehrbüchern in ungarischer Sprache, und solche wurden seit 1860 in großer Anzahl und aus allen Fächern geschrieben. So veröffentlicht auch der Professor des Kirchenrechtes und der Statistik, Dr. Konek, wie vor kurzem sein „Egyház jogtan kézikönyve" (Handbuch des Kirchenrechtes), jetzt einen Leitfaden der Vorlesungen über Statistik. Die Hauptquellen des Buches, dessen erstes bis nun erschienenes Heft den Boden und die Bevölkerung enthält, sind die amtlichen statistischen Publicationen, neben welchen der Verfasser auch andere Werke, Wappäus, Czoernig, Tormay u. A., Handelskammerberichte, ausländische statistische Nachweisungen und zahlreiche Monographieen mit Geschick benützt. Die Vergleichung der beiden Reichstheile ist allenthalben gut und mit Maß durchgeführt, die Anordnung klar und wissenschaftlich, und der Verfasser zeigt in dem Buche jene Beherrschung des Gegenstandes, welche schon seine Beiträge zu den statistischen Mittheilungen der Akademie auszeichnete.

S. Erste dalmatinisch-croatisch-slavonische Ausstellung in Agram 1864. Agram 1864. Der günstige Erfolg, welchen das „dreieinige Königreich" auf der zweiten Weltausstellung in London errang, indem von 34 Ausstellern aus Croatien, Slavonien und Dalmatien 14 die Medaille und 10 die ehrenvolle Erwähnung zuerkannt erhielten, brachte die thätige Handelskammer von Agram zu dem Beschlusse, daselbst eine allgemeine Ausstellung aller Erzeugnisse der Landwirthschaft, Industrie und Kunst zu veranlassen, welche im August des laufenden Jahres eröffnet wurde und bis Ende October anwährt. Es haben sich an derselben 3833 Aussteller der genannten Provinzen und der croatisch-slavonischen Militärgrenze, nebst 32 Ausstellern landwirthschaftlicher Werkzeuge aus anderen Ländern betheiligt. Als Führer durch die Ausstellung dient der vom Centralcomité verfaßte Katalog, welcher neben dem speciellen, die Aussteller enthaltenden Theile, besonderen Werth durch die vorausgeschickte „statistische Skizze des dreieinigen Königreiches" erhält. Boden, Bevölkerung, Landwirthschaft, Industrie, Verkehr, geistige Cultur, Verfassung und Verwaltung und das Budget 1864 werden in dieser 132 Seiten des Buches umfassenden Darstellung ausführlich und nach den besten Quellen behandelt und hiedurch erhält der Katalog einen bleibenden Werth, indem derselbe auch nach dem Schlusse der Ausstellung eine erwünschte Quelle zur Landeskunde jener Provinzen, über welche gediegenes Material sonst nur spärlich vorliegt, bleiben wird.

* Der letzte Band der großen Ersch und Gruber'schen Encyklopädie bringt eine Geschichte der Grafschaft Görz und Gradisca aus der Feder des verdienstvollen Statistikers und Universitätsprofessors Dr. Gustav Franz Schreiner.

* Mit dem vor kurzem erschienenen 9. Jahrgang und 18. Bande wurde die zweite Serie des von Vieusseux gegründeten „Archivo storico italiano" geschlossen. Das letzte Heft enthält nur Fortsetzungen und Schluß früher begonnener Aufsätze. Zu diesen gehört M. Tabarrini's schätzenswerthe Arbeit über die Chronik Fra Salimbane's, welche die Bedeutung dieses Monumentes der Hohenstaufen-Zeit für die Kenntniß der Culturzustände und der politischen sowohl als der religiösen Meinungen in Italien eingehend erläutert. Für die Beurtheilung Kaiser Friedrichs II. ist diese Arbeit nicht ohne Interesse. Auch für die Geschichte Savonarola's finden wir neue Documente, als Anhang zu jenen, welche P. Villari in seiner Biographie des berühmten Dominicaners bekannt gemacht hat, die ungeachtet vieler begründeten Ausstellungen nicht nur die umfassendste, sondern auch die erschöpfendste Behandlung dieses schwierigen Gegenstandes

ist. Gedachte Documente sind Berichte der Agenten des Herzogs von Mailand, Lodovico il Moro, welcher auch in Florenz jene zweideutig heimtückische Politik verfolgte, die über Italien so viel Unglück, über ihn selber endlich das Verderben heraufbeschworen hat. Der Bericht über die Hinrichtung der drei unglücklichen Dominicaner ist in seiner schauerlichen Kaltblütigkeit ein, freilich in Bezug auf seinen litterarischen Charakter nicht zu vergleichendes Gegenstück zu der nur zu berühmten Depesche Machiavells über die Mordscene in Sinigaglia. Die Fortsetzung des „Archivo“, welches durch den im April d. J. erfolgten Tod des Herausgebers eine Unterbrechung zu erleiden drohte, soll übrigens durch Einsetzung einer besonderen historischen Commission gesichert sein.

---

* In der Septemberausstellung des Pester Kunstvereins erregt das neueste historische Gemälde Madaraß', welches die letzte Unterredung der zum Tode verurtheilten Frangipan und Zrinyi zum Gegenstande hat, allgemeine Aufmerksamkeit. Der Referent des „Pester Lloyd“, welcher dem Bilde großes Lob spendet, charakterisirt die Richtung Madaraß' mit folgenden Worten: „In diesem Gemälde verräth Madaraß wiederholt seine entschiedene Vorliebe zum Tragischen. Man könnte ihn füglich als den Illustrator der traurigen Blätter unserer vaterländischen Geschichte bezeichnen, denn seine historischen Compositionen versenken uns gewöhnlich in trübe Reminiscenzen, welche fast immer des tröstenden Momentes, der versöhnenden Gegensätze ermangeln. Hierauf beruht unserer Ansicht nach das Einseitige seines Talentes. Er ist ohne Zweifel einer derjenigen unserer Künstler, welche Ideen haben, aber sie schweben consequent über dem Schaffot oder im Kerker, und was wir vom malerischen Standpunkte in seinem Interesse befürchten, das ist die naheliegende Vermuthung, daß diese düstere Wahl seiner Gegenstände nicht sowohl aus der ursprünglich schwermüthigen Gemüthsstimmung oder philosophischen Lebensanschauung des Künstlers herrührt, sondern daß er, gleich den Vertretern einer ähnlichen Richtung in der Romanlitteratur, das ergreifende und erschütternde Element in seinen Darstellungen absichtlich zu sehr betont und, mit dem erreichten Eindruck des Schauerlichen sich begnügend, auf die künstlerische Gestaltung seiner Motive zu wenig Gewicht legt.“

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Von Herm. Hettners „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ oder, wie sie auch genannt wird, „Geschichte der Aufklärung“ erschien soeben der zweite Band der dritten Abtheilung, der vorletzte Band des ganzen Werkes. Er umfaßt als zweiter Band die deutsche Litteraturgeschichte des Zeitalters Friedrichs des Großen und dürfte somit unter den erschienenen Bänden das größte Interesse beanspruchen. Erst der vierte Theil des Bandes ist der Charakteristik Lessings gewidmet, demnächst sind es namentlich Reimarus, Klopstock, Nicolai, Mendelssohn, Justus Möser, Winckelmann, Wieland, bei welchen die Darstellung länger verweilt. Der dritte Band, dessen baldiges Erscheinen versprochen wird, wird in der Darstellung der Glanzperiode der deutschen Litteratur, Kant, Goethe, Schiller und ihrer Zeitgenossen, das Werk abschließen. — In einer anderen litteraturgeschichtlichen Neuigkeit, die uns vorliegt, erhalten wir abermals einen neuen Commentar zu Shakspeare's „Hamlet“: „Briefe über Hamlet“ von Hermann Freiherr v. Friesen.

Für jeden, der sich mit der Arbeiterfrage eingehender beschäftigt, bilden die von Schulze-Delitzsch im Auftrage des deutschen volkswirthschaftlichen Congresses herausgegebenen „Jahresberichte“ eine wichtige Quelle statistischer Nachweise. Auch der Bericht über das vergangene Jahr zeigt das regelmäßig wachsende Zunehmen der auf Schulze-Delitz'schen Principien gegründeten Associationen und Genossenschaften.

Außerdem haben wir noch einige Neuigkeiten staatswissenschaftlichen Inhalts zu erwähnen; ein größeres Werk von C. Dietzel, Professor in Heidelberg: „Die Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu Gesellschaft und Staat“, ferner den ersten Band eines von Freiherrn v. Haxthausen, dem Verfasser zweier sehr gerühmten Werke über Rußland herausgegebenen Unternehmens. Es betitelt sich: „Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwicklung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker“ und soll namentlich dem gebildeten Publicum Rußlands für die diesem Lande bevorstehenden staatlichen Reformen ein Handbuch des Constitutionalismus bieten. Von dem Herausgeber ist nur die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee ausgegangen; der vorliegende Band enthält aus der Feder des Professors Biedermann eine Darstellung der Repräsentativverfassungen mit Volkswahlen und für die Bearbeitung des zweiten Theiles, welcher die Darstellung der politischen und socialen Wirkungen der verschiedenen Wahlsysteme in den einzelnen Staaten enthalten soll, hat der Herausgeber, in der Absicht, die Auffassungen mehrerer Schriftsteller von verschiedener politischer Färbung und Anschauung zu bieten, die Professoren Held in Würzburg, Gneist in Berlin, Waitz in Göttingen und Kosegarten in Graz gewonnen.

Ferner liegt uns in seinem ersten Theile vor: „Die städtische und bürgerliche Verfassung des römischen Reiches bis auf die Zeiten Justinians“ von Dr. Emil Kuhn, theilweise die Umarbeitung einer 1849 von dem Verfasser herausgegebenen Schrift bildend.

Das bekannte Werk des Prof. Lotze in Göttingen: „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit“ ist durch den jetzt ausgegebenen 3. Band zum Abschluß gebracht. Er übertrifft die vorhergehenden Bände bedeutend an Umfang und zerfällt in drei Bücher, welche die Ueberschriften: „Die Geschichte, der Fortschritt, der Zusammenhang der Dinge“ tragen. Gleichzeitig mit demselben erschien von L. Diefenbach ein voluminöser Band, betitelt: „Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte“.

Die von dem Grafen Vogt v. Hunolstein veröffentlichten Briefe der Königin Marie Antoinette liegen jetzt auch in drei gleichzeitig erschienenen deutschen Uebersetzungen vor.

Schließlich haben wir noch zu registriren einen neuen Beitrag zur preußischen Kriegsgeschichte: „Friedrich Wilhelm des großen Kurfürsten Winterfeldzug im Jahre 1678/79“ von A. Riese, und ein neues Werk des überaus fruchtbaren militärischen Schriftstellers Rüstow, den ersten Band einer „Gefechtslehre“.

Rudolf Kink.

Am 20. August d. J. verlor Tirol einen trefflichen Mann, und nicht nur in Tirol, auch in der litterarischen Welt außer den Bergen wird sein Tod schmerzliche Theilnahme finden. An jenem Tage wurde R. Kink dem Leben entrissen.

Kink war am 24. März 1822 zu Kufstein geboren und trat nach Vollendung der Studien 1849 an der Hochschule zu Innsbruck als Privatdocent auf. Es geschah dies mit großem Erfolge, und eine Frucht dieser Thätigkeit waren die im Jahre 1850 durch den Druck veröffentlichten „Akademischen Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Oesterreich". Es ist dies ein Erstlingswerk, dessen Schwächen man darum um so leichter übersieht, da sie liebenswürdige sind. Es ist von jener Rhetorik erfüllt, die nicht bloß die Folge seiner Entstehung, sondern ein Merkmal der Richtung ist, deren sich die besten historischen Schriften unseres Vaterlandes von „dazumal" schwer begaben. Bei all' dem ist es ein unentbehrliches, lebhaft gehaltenes Buch, und es ist dem Verfasser gelungen, den spärlich fließenden Stoff plastisch zu formen. Die Ernennung zum Concipisten bei der Statthalterei entzog ihn der akademischen Laufbahn, aber nicht der Erforschung der Vorzeit Tirols, die ihm so lieb geworden. Dies beweist die nächste Schrift, „Codex Wangianus" genannt, welche in den von der k. Akademie veröffentlichten „Fontes rerum Austriacarum" (2. Abth., 5. Bd.) erschien. Der Codex ist ein für die Geschichte Tirols sehr wichtiges Urkundenbuch und führt nach Friedrich v. Wangen, Bischof von Trient (1207 bis 1218) den Namen, der das Stift in zerrütteten Vermögensverhältnissen fand, durch weise Verwaltung und Sparsamkeit aber zu neuer Blüthe erhob. Kink hat es trefflich edirt und mit einer belehrenden Einleitung versehen.

Kinks litterarisches Hauptwerk war die „Geschichte der kaiserlichen Universität Wien" (2 Bde., Wien 1854), welche er im Auftrage Sr. Excellenz des damaligen Unterrichtsministers Grafen Thun nach den Quellen verfaßte. An diese schließen sich noch zwei kleine Aufsätze an, von denen der eine „Die Rechtslehre an der Universität zu Wien" in den „Blättern für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben", der andere, „Mittheilungen aus dem Matrikelbuche der rheinischen Nation bei der Universität zu Wien", in den leider nach dem ersten Bande versiegten „Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte" (Wien 1853) erschien. Wir empfehlen allen, die sich zu der hiesigen Hochschule Feste rüsten, die Lectüre des Werkes, obgleich das Problem so vielseitig und schwierig ist, daß man mit Recht die bevorstehende Feier durch die in erprobte Hände gelegte Abfassung einer Universitätsgeschichte schmücken wird, deren Aufgabe es sein wird, den culturhistorischen Einfluß und die geistige Bedeutung zu zeigen, die jene Anstalt für das Vaterland und für die Wissenschaft hatte. Leider war es ihm, von dem wir hier sprechen, nicht mehr vergönnt, dies Fest zu erleben, das auch für ihn sich hätte zum Feste gestalten müssen. Wenn die „gütige Mutter" an jenem Tage die Ihrigen um sich versammelt, wird sie von denen, die sie liebten, Einen vermissen. Aber sie wird wohl den Kranz der zartesten Anerkennung, den sie ihm nicht auf das Haupt drücken kann, auf das Grab ihres Lieblings legen.

Dem unermüdlich thätigen Schaffen hat es auch nicht an äußerer Anerkennung gemangelt. Die k. Akademie machte ihn zu ihrem correspondirenden Mitglied, 1855 ward er zum Landesrath und Unterrichtsreferenten bei der Landesregierung in Schlesien, 1856 zum Ministerialsecretär im Unterrichtswesen befördert. Bald danach nach Triest als Statthaltereirath berufen, erwarb er auch hier sich viele Verdienste, für welche der Orden der eisernen Krone ein anerkennendes Zeichen war.

Er hatte erst das 43. Jahr seines Lebens erreicht und noch manches seiner würdige Ziel schien er erreichen zu können. Aber die Gesundheit versagte ihm, die er in dem reizenden Natters (bei Innsbruck im Mittelgebirge) wieder zu kräftigen hoffte. Dort hat er die Ruhe, nach welcher er sich sehnte, für immer gefunden. H. Z.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die Communal-Realgymnasien in Wien.

I.

Wenn es eine alte Wahrheit bleibt, daß man im öffentlichen Leben noch vergeblicher als im privaten um die zweifelhafte Ehre buhlen würde, Allen recht gethan zu haben, so gilt dieser Satz in verdoppeltem Maße dort, wo es sich um eine Ausgabe handelt, zu deren Kritisirung Jeder um so mehr berufen zu sein glaubt, als er das stolze Bewußtsein hegt, auch irgend ein Scherflein zu ihrer Ermöglichung beizutragen. Selbst einer die mannigfachsten Schichten der Gesellschaft vertretenden Versammlung fällt es oft schwer genug, die von verschiedenen Seiten an sie herandrängenden Anforderungen in billiger Weise abzuwägen und auszugleichen. Wie selten wird ihr aber auch dann, wenn ihr dies zweifellos gelang, die wohlverdiente Anerkennung! Wie rasch und wohlfeil ist der grundloseste Tadel bei der Hand! Difficile est satyram non scribere.

Was bewog die Commune Wien zur Gründung zweier Untergymnasien?

Die Thatsache, daß die Zahl der Gymnasien Wiens eine zu beschränkte sei, mußte sich schon vor Decennien jedem unbefangenen Beobachter aufdrängen; nicht-österreichische Fachmänner sprachen wiederholt ihr Befremden darüber aus, wie es möglich sei, in so überfüllten Classen, als Wien aufzuweisen hatte, mit einiger Aussicht auf Erfolg zu unterrichten.

Noch fühlbarer wurde dieser Uebelstand, als die längst ersehnte Verbesserung des gesammten Gymnasialwesens der Monarchie mit dem Organisationsentwurfe vom 16. September 1849 in das Leben trat. Eben ein Lehrplan, bei dessen Durchführung so viel von der unmittelbaren persönlichen Einwirkung des Lehrers auf die einzelnen Schüler abhängt, konnte sich der Anerkennung nicht versagen, schon das bisher vom Gesetze zugelassene, übrigens selten streng eingehaltene Maximum von 80 Schülern einer Classe widerstrebe dem Ernste und Umfange jener Anforderungen, welche der Organisationsentwurf an die Gymnasien Oesterreichs stellt [1].

[1] Keineswegs erschöpfend fassen die Ministerialverordnungen, welche jener Ueberzeugung Geltung zu verschaffen bemüht waren, die Sache auf, wenn sie bloß die Nothwendigkeit, passende Uebungen in der Schule zu veranstalten und die häuslichen zu leiten, endlich der erziehenden Kraft der Schule Bahn zu brechen, als Motiv für die Beschränkung der Schülerzahl einer Classe betonen.

Deßhalb versuchte die Ministerialverordnung vom 14. Juli 1850 wenigstens jenes Maximum als unüberschreitbar hinzustellen und die Reduction der Schülerzahl einer Classe auf 60 anzubahnen Auch der Erlaß vom 11. März 1857, welcher auf das positivste aussprach, die Schülerzahl einer Classe dürfe nicht über 50 betragen, und die Vermehrung der systemisirten Lehrerstellen zum Behufe der Errichtung paralleler Abtheilungen für die Unterclassen gestattete, steuerte, — selbst wenn man davon absehen will, daß die Existenz von Parallelclassen stets auch ihre Schattenseiten darbietet — dem Uebel nicht.

Es kömmt nämlich hiebei die eigenthümliche Lage der Wiener Gymnasien in Betracht zu ziehen. Die k. k. theresianische Akademie kann nach ihren speciellen Verhältnissen nebst ihren eigenen Zöglingen nur eine sehr geringe Zahl von Externen in ihre Gymnasialclassen aufnehmen [1]; die Errichtung von parallelen Abtheilungen am Gymnasium bei den Schotten [2], dessen gesammte Erhaltung von dem Stifte bestritten wird, und an jenem in der Josephstadt, zu dessen Kosten der Staat dem ohnehin nicht wohlhabenden Piaristenorden nur einen sehr geringen Beitrag leistet, läßt sich nicht ohne große Unbilligkeit den betreffenden Corporationen imperativ auflegen, so daß nur das k. k. akademische Gymnasium erübrigt, an welchem auch mit dem Schuljahre 1858 die parallelen Abtheilungen für sämmtliche Unterclassen in das Leben traten [3].

Die Ueberfüllung der Unterclassen dauerte fort, da der Andrang zu den Gymnasialstudien in Wien von einem Jahre zum anderen um 5 pCt. zuzunehmen pflegt [4]; die Zurückweisung von Aufnahmswerbern wegen Mangels an Raum zu ihrer Unterbringung fand selbst am akademischen und Josephstädter Gymnasium in immer größeren Dimensionen statt, und nicht wenige Privatschüler sahen sich bloß durch die Ueberfüllung der Classen und die daran geknüpften Gebrechen von dem öffentlichen Studium ausgeschlossen [5]. Seit dem Jahre 1859 begann die Ueber-

[1] Regelmäßig schwankt die Ziffer der externen Schüler, welche in den Gymnasialclassen der k. k. theresianischen Akademie Aufnahme finden, nur um 100 bis 120.

[2] Die Räumlichkeiten des Gymnasialgebäudes gestatten überdies bei den Schotten nur in der 1. Classe die Vereinigung einer größeren Schülerzahl, so daß auch dieses Gymnasium nicht als unbedingt der Aufnahme von Schülern zugänglich gelten kann.

[3] Im Jahre 1860 fand keine solche Abtheilung in der 3., im Jahre 1861 keine in der 4. Classe statt, hingegen wurde in beiden Jahren die 5. Classe einer derartigen Theilung unterzogen.

[4] Die durchschnittliche Schülerzahl für ein Lehrzimmer an den beiden unbedingt der Aufnahme zugänglichen Anstalten belief sich im Beginne der Schuljahre 1858 bis 1862 auf folgende Ziffern:

	1858	1859	1860	1861	1862
1. Classe	79	87	89	104	98
2. „	54	52	67	74	76
3. „	51	54	72	66	63
4. „	45	51	56	73	56

[5] Die Zahl der Privatschüler an den drei Wiener Gymnasien, welche regelmäßig solche zulassen, stieg vom Jahre 1858 bis zum Jahre 1862 von 120 auf 150.

füllung auch schon in den Oberclassen bemerklich zu werden und reichte allmälig (obgleich in minderen Proportionen) bis in die siebente hinauf [1].

Die **Ueberfüllung der Unterclassen**, welche hiedurch für Unterricht und sittliche Zucht (nach dem Ausspruche eines sehr competenten Fachmannes) die wesentlichsten Eigenschaften einer Schule, d. h. einer durch Unterricht erziehenden Anstalt, verlieren, wirkt aber in Wien nachtheiliger als vielleicht sonst irgendwo, weil ein großer Theil der Schüler aus eben so stark oder noch mehr überfüllten Volksschulen kommt und in diesen Schulen bereits gelernt hat, sich der strengen Erfüllung von Pflichten, deren pünktliche Beobachtung nicht controlirt werden kann, unentdeckt und ungescheut zu entschlagen. Die geistige Lauheit, welche demnach so viele Zöglinge in die Mittelschule bereits mit sich bringen, läßt sich aber durch die erziehende Macht der letzteren nur dann bewältigen, wenn eine beschränkte Zahl von Zöglingen die volle Geltendmachung des Einflusses der Schule gegenüber den eines solchen Einflusses doppelt bedürftigen Schülern gestattet. In Folge jener Ueberfüllung befinden sich die Lehrkörper, und zwar im wohlverstandenen Interesse der Schule, bei ihrem Streben, dem Uebel mindestens im Laufe des Schuljahres zu steuern, gegenüber dem eben so wohlbegründeten Anspruche der Eltern, die Fortschritte ihrer Kinder möglichst gefördert zu sehen, in einem — so zu sagen — immerwährenden Kampfe [2], und selbst die Schlußclassificationen weisen bezüglich des noch verbliebenen Restes von Zöglingen einen ungleich höheren Percentsatz ungünstig classificirter Schüler in überfüllten Classen, als in nicht überfüllten nach [3]. In der Ueberfüllung der Classen wurzelt der größte Theil der Klagen, die nur zu

[1] Die durchschnittliche Schülerzahl für ein Lehrzimmer betrug:

	1859	1860	1861	1862
5. Classe	62	47	50	71
6. „	50	50	61	65
7. „	48	42	48	55

[2] Am Schlusse eines jeden der früher aufgeführten Schuljahre betrug die Schülerzahl für ein Lehrzimmer:

	1858	1859	1860	1861	1862
1. Classe	63	76	74	84	78
2. „	49	50	62	65	61
3. „	48	52	66	60	58
4. „	41	48	53	68	52

In Classen, welche mehr als 80 Schüler aufnahmen, traten somit durchschnittlich 18, in den anfänglich zwischen 70 und 80 Zöglinge zählenden Classen 12, in den von 60 bis 70 Schülern im Anfange des Jahres besuchten Classen 9, in allen übrigen 6 pCt. der Aufgenommenen noch vor der Schlußclassification aus. Eine triftigere Beweisführung dafür, welchen Nachtheil die Ueberfüllung der Classen selbst, und zwar um so mehr bringt, je stärker die Ueberfüllung ist, läßt sich kaum denken.

[3] Die Zahl der am Schlusse eines Jahres ungünstig classificirten Schüler schwankt in überfüllten (Unter- oder Ober-) Classen regelmäßig um 14 pCt., wogegen sie in nicht überfüllten sich durchschnittlich zwischen 4 und 5 pCt. der schließlichen Schülerzahl bewegt.

häufig über die Gymnasien Wiens gehört werden, weil ihnen der Boden entzogen ist, welchem allein der volle Segen ihrer neueren Gestaltung entkeimen könnte.

Wien steht aber auch hinter allen Hauptstädten der Königreiche und Länder des weiten Kaiserstaates rücksichtlich der Zahl seiner Gymnasien im Verhältniß zu der Bevölkerungsziffer weit zurück. Legt man um der Gleichförmigkeit willen für sämmtliche Hauptstädte die letzte allgemeine Zählung vom 31. October 1857 zu Grunde — obwohl keine dieser Hauptstädte seither einen so gewaltigen Aufschwung der Bevölkerung erlebt hat, als eben Wien, und zu dem Wien innerhalb der Linien fast noch 100.000 Köpfe städtischer Bevölkerung außerhalb der Linien zu rechnen sind — so kommt ein Gymnasium in

Triest . . .	auf 65.874 Einw.		Laibach	20.747 Einw.
Graz	„ 63.176 „		Zara	18.526 „
Venedig . . .	„ 59.086 „		Salzburg	17.253 „
Brünn . . .	„ 58 809 „		Agram	16.657 „
Prag	„ 47.530 „		Innsbruck . . .	14.224 „
Ofen-Pest . .	„ 46.736 „		Troppau	13.861 „
Linz	„ 27.628 „		Klagenfurt . . .	13.479 „
Czernowitz . .	„ 26.355 „		Hermannstadt . .	9.294 „
Lemberg . . .	„ 23.460 „			

In Wien aber entfällt ein Gymnasium, selbst wenn man das theresianische mitzählen wollte, auf 119.050, ohne dasselbe auf 158.733 Einwohner — eine Ziffer, welche um so mehr in das Gewicht fällt, wenn man der Wohlhabenheit und dem Bildungsbedürfnisse der Reichshauptstadt, so wie der Vereinigung zahlreicher Beamtenfamilien in derselben nur einige Rechnung tragen will [1].

Aber auch die allfällige Einwendung, daß die Gymnasien der Hauptstädte kleinerer Länder zugleich der Gesammtbevölkerung derselben zu Gute kommen müssen, behebt sich, wenn man bedenkt, daß ein vollständiges Gymnasium entfällt:

in Dalmatien	auf 101.112	Bewohner
„ Schlesien	„ 147.971	„
„ Küstenland	„ 173.660	„
„ Oesterreich ob der Enns und Salzburg	„ 213.555	„
„ Croatien und Slavonien	„ 219.002	„
„ Krain	„ 225.970	„
„ Kärnten	„ 332.456	„
„ Bukowina	„ 456 920	„

so daß also Oesterreich unter der Enns, ungeachtet seiner zahlreichen von geistlichen

[1] Im Jahre 1858 entfiel — um eine der Zeit nach der österreichischen nächststehende Zählung der Zollvereinsstaaten zur Vergleichung herbeizuziehen — eine vollständige Gymnasialanstalt in Berlin auf 54.870, in Dresden auf 57.375, in München auf 38 240, in Stuttgart auf 46.424, in Hannover auf 33.467 Bewohner.

Corporationen erhaltenen Gymnasien, ohne Einrechnung des theresianischen [1], mit einem vollständigen Gymnasium auf 280.282 Seelen noch hinter Dalmatien, Schlesien, Küstenland, Ober-Oesterreich und Salzburg (welche hier wegen des zahlreichen Besuches des Salzburger Gymnasiums aus dem Innkreise zusammengefaßt werden müssen), Croatien, Slavonien und Krain zurücksteht und nur Kärnten und die Bukowina übertrifft [2]; — Ziffern, die um so bedeutungsschwerer sind, als die rasche Entwicklung, welcher Wien in der nächsten Zukunft unzweifelhaft entgegengeht, eben so unzweifelhaft die Zunahme seiner Bevölkerung und somit auch jener Nieder-Oesterreichs, ihrer Wohlhabenheit und Bildung außer alles Verhältniß und Ebenmäßigkeit zu den übrigen Theilen des Kaiserstaates setzt.

Hiezu tritt endlich noch ein Moment, welches in der räumlichen Ausdehnung der Reichshauptstadt liegt. Wenn man die gegenwärtige Situirung der Wiener Gymnasien in das Auge faßt, so ist ein nicht unbeträchtlicher Theil des II., IV. und VII. Bezirkes sammt dem ganzen V. und VI. fast außerhalb des Rayons einer solchen Schule, so daß der Besuch derselben aus diesen Stadttheilen, noch mehr aber aus den Ortschaften vor der Mariahilfer Linie nur mit den größten Opfern erkauft werden kann. Da nun das k. k. akademische Gymnasium aus den bisherigen Räumlichkeiten, deren Beschaffenheit selbst einer kleinen Landstadt zur Unehre gereichen würde, demnächst in den nach langen Verhandlungen durch kaiserliche Munificenz möglich gewordenen monumentalen Neubau nächst der Mondscheinbrücke übersiedelt, entfernt es sich um eine sehr erhebliche Strecke selbst von den nächsten Theilen des II. Bezirkes, bleibt aber immer noch sehr ferne auch nur von dem Centrum des VI. Bezirkes und wird kaum etwas zugänglicher für den V., geschweige denn für jene Angehörigen der Bevölkerung Wiens, welche sich durch die Verhältnisse zum Wohnen außerhalb der südlichen Linienwälle (namentlich in Fünfhaus, Sechshaus und Rudolfsheim) genöthigt sehen.

Alles dies konnte nur die Ueberzeugung, daß Wien einer Vermehrung der Zahl seiner Gymnasien dringendst bedürfe, immer tiefer begründen und weiter verbreiten, so daß einzig die Frage erübrigte, von welcher Seite dieser Noth Abhülfe verschafft werden solle. Die Verhältnisse des Staatshaushaltes ließen eine Anspruchnahme des Aerars nahezu aussichtslos erscheinen [3], während auf der

[1] Die Zöglinge der theresianischen Akademie gehören größtentheils anderen Ländern des Kaiserstaates zu, namentlich Ungarn, Galizien und den Südprovinzen. Auch mit Einrechnung jenes Gymnasiums entfällt eine vollständige Anstalt dieser Art auf 240.242 Bewohner, so daß sich die Stellung Nieder-Oesterreichs zu den anderen Ländern hiedurch nicht abändert.

[2] In nächster Zukunft wird die Bukowina übrigens ihr zweites Gymnasium vervollständigt sehen und — diese Thatsache auf die Bevölkerungsziffer von 1857 zurückbezogen — neben Krain rangiren.

[3] In sämmtlichen deutsch-slavischen Kronländern sind seit 1850 zwölf neue Gymnasien entstanden, von denen jedoch nur die drei Untergymnasien zu Krainburg, Krakau und Lemberg (letzteres ohnehin aus den bereits bestandenen Parallelclassen des Lemberger akadem. Gymnasiums mit polnischer Unterrichtssprache erwachsen) aus dem Studienfonde, beziehungsweise also durch Staatszuschüsse, erhalten werden.

anderen Seite die Großcommune Wien ihre Kräfte in einem gewiß selten vorkommenden Umfange denjenigen Maßregeln zuwendet, welche den Unzulänglichkeiten unserer Volksschulen abzuhelfen bestimmt sind [1], und durch Errichtung und Erhaltung einer vollständigen Realschule und zweier Unterrealschulen auch für Mittelschulen genügend vorgesorgt zu haben schien [2]. Auch drängte sich fast von selbst die Ansicht auf, daß die Hochschulen in erster Linie als Sache des Reiches, die Mittelschulen als Angelegenheiten der Länder, die Volksschulen als das natürliche Object der Communalthätigkeit sich darstellen. Deßhalb wurde der niederösterreichische Landtag als diejenige Instanz angesehen, an welche sich in dieser Beziehung zunächst gewendet werden müsse.

Den ersten Anstoß zu den Verhandlungen, welche endlich zum erwünschten Ziele führten, bot eine Denkschrift des k. k. Schulrathes Enk vom 11. November 1862, welche gleichzeitig dem Landesausschusse und dem Wiener Gemeinderathe, dem letzteren mit der Bitte um eine befürwortende Unterstützung, übergeben wurde.

Bald nachdem der Landtag zusammengetreten war, stellte Ministerialsecretär Ficker in dem Vereine „Mittelschule" [3] den Antrag, eine Petition an den Landtag zu richten, damit derselbe die so lange gewünschte Vermehrung der Wiener Gymnasien und Realschulen endlich der Realisirung zuführe. Schon am achten Tage nach principieller Gutheißung des Antrages vermochte der durch Vertrauensmänner verstärkte Ausschuß den Entwurf der Petition vorzulegen, welcher in einer sehr zahlreich besuchten Versammlung des Vereines am 4. Februar 1863 debattirt und mit einigen unwesentlichen Modificationen gutgeheißen wurde [4]. Nur über die Frage der Situirung der neuen Mittelschulen wurde eine starke Meinungsverschiedenheit laut, und obgleich bezüglich des beantragten einen vollständigen

[1] In den Jahren 1850 bis 1862 hat die Commune für Volksschulzwecke nebst dem gesammten Ertrage des Schulgeldes und den Leistungen verschiedener anderer Concurrenten 2,012.851 fl. aus ihren eigenen Mitteln beigetragen; sie präliminirte für jene Zwecke auf die Zeit vom 1. November 1863 bis letzten October 1864 eine Nettoausgabe von 379.400 fl., und dürfte für das nächstfolgende Decennium kaum unter 3,500.000 fl. allein für Volksschulbauten aufwenden.

[2] Auch diese Schulen belasten das Communalbudget für 1864 mit einer Nettoausgabe von 67.000 fl.

[3] Der Verein umfaßt Directoren und Lehrer der Wiener Gymnasien und Realschulen, viele Universitätsprofessoren, die Wiener Schulräthe nnd andere Freunde der Mittelschulen.

[4] Da der Wortlaut der Petition zum größten Theile im 12. Hefte des 13. Jahrganges der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" abgedruckt erscheint, so möge hier nur noch hervorgehoben werden, daß die Schülerzahl des akademischen und Josephstädter Gymnasiums vom Jahre 1854 bis zum Jahre 1863 von 388 und 384 Köpfen auf 715 und 743 herangewachsen war und im Beginne des Schuljahres 1863 die durchschnittliche Schülerzahl für ein Lehrzimmer beider Anstalten erreichte:

in der	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	Classe
	107	83	64	63	84	64	60	46	

Das Maximum der in einem Lehrzimmer wirklich vereinigten Schülerzahl stieg auf 131 und 123.

Gymnasiums eine namhafte Majorität mit dem Ausschusse für den VI. Bezirk stimmte, waren doch auch die Gründe, welche Prof. Sueß als Wortführer der Minderheit für den II. Bezirk geltend machte, von sehr gewichtiger Art [1].

Der Antragsteller nahm auch als Mitglied des Gemeinderathes die Unterstützung dieser Corporation für die Petition in Anspruch. Am 6. Februar 1863 erklärte sich der Gemeinderath über den sehr eingehenden Bericht des Gemeinderathes Ritter v. Fellner einstimmig dahin, aus den gepflogenen Erhebungen könne man nur die vollste Ueberzeugung schöpfen, daß die Errichtung eines neuen Gymnasiums in Wien von der dringendsten Nothwendigkeit geboten sei. Er beschloß demgemäß, die Enk'sche Denkschrift und die Petition der „Mittelschule" mit der wärmsten Befürwortung und der dringenden Bitte zu unterstützen, der Landtag wolle sie nicht bloß im Interesse Wiens, sondern in jenem des ganzen Erzherzogthums der eingehendsten Würdigung unterziehen. Die Beschränkung, welche der Gemeinderath nachträglich am 10. Februar beifügte, daß er die Frage über Situirung des neuen Gymnasiums als eine offene erkläre, war eine ganz selbstverständliche, indem dieser Punkt keiner Discussion unterzogen wurde.

Die Lehre von den Steuern.

Esquiron de Parieu: Traité des impôts considérés sous le rapport historique économique et politique en France et à l'étranger.

(4 Bände. gr. 8. Paris 1862 bis 1864. Guillaumin u. Comp.)

Erster Artikel.

(Schluß.)

Unter den Steuern auf das Vermögen ist die älteste und gebräuchlichste jene auf Grund und Boden; ihrer geschieht schon in der Genesis Erwähnung (47, 26), ihr begegnen wir in Persien, Griechenland und bei den Römern und sie hat fast in allen bestehenden Steuergesetzgebungen ihren Platz. Nach der Lehre der Physiokraten sollte sie sogar die einzige Steuer sein, weil nur der Landbau, dem die ewig neu zeugende Erde helfend zur Seite steht, Güter schaffe, alle andere menschliche Thätigkeit diese nur verarbeite und nutzbar mache. Wenn in einzelnen Ländern die Grundsteuer als Einnahmequelle wenig benützt wird, so walten ganz eigenthümliche Verhältnisse ob, wie in Rußland, wo bis zur Emancipa-

[1] Im Stillen gestand man sich schon damals, daß ein neues Gymnasium bei der räumlichen Ausdehnung der Reichshauptstadt noch zu wenig sei, aber niemand wagte eine weitergehende Forderung auszusprechen, und die Mehrheit war überzeugt, unter zwei Uebeln, deren nur eines behoben werden könne, sei das Verwiesenbleiben der Leopoldstadt an das akademische Gymnasium, auch nach der Verlegung seines Standortes, das kleinere.

tion des Bauernstandes in den letzten Jahren der Bauer gar kein Grundeigenthum besaß, sondern ihm vom Grundherrn oder der Gemeinde einzelne Grundstücke auf längere oder kürzere Zeit zur Benützung übergeben wurden, oder in England, wo wegen der Bewirthschaftung im Wege der Verpachtung die Rente des Grundherrn und der Unternehmergewinn des Pächters in ihrer Sonderung sich besser zur Belegung im Wege der Einkommensteuer eignen.

Die große Schwierigkeit der Grundsteuer ist, das rechte Maß zu ihrer Bemessung zu finden. Das Gerechteste wäre, hiezu den jeweiligen Reinertrag jedes Besitzthumes zu wählen, allein schon die Menge der Erzeugnisse jedes Jahres entzieht sich der Ermittlung, und die Bestimmung des Werthes derselben und der Kosten ihrer Erzeugung ist schwierig und weitläufig; eine solche Arbeit jedes Jahr neu durchzuführen ist geradezu unmöglich. Es bleibt also nichts übrig, als diesen Reinertrag nach großen Durchschnitten zu berechnen. Aber auch in dieser Beschränkung ist der Umfang der Arbeit ein allzu großer, ihr Erfolg ein unsicherer. Man hat also zwei andere, nahe zu dem gleichen Ziele führende Wege eingeschlagen. Da von dem durchschnittlichen Reinertrage eines Landgutes dessen Werth abhängt, so ermittelt man diesen Werth aus Kauf- und Pachtverträgen, Erbtheilungen, Schätzungen und berechnet nach ihm die Steuer, oder man zerlegt das Gut in seine einzelnen Parcellen, ordnet alle Parcellen eines Steuerbezirkes oder einer Steuergemeinde in die dort bestehenden Culturarten und innerhalb der Culturarten in gewisse, die Parcellen derselben Bodengüte umfassende Classen ein, wählt für jede Classe eine bestimmte Parcelle, deren Reinertrag so genau als möglich ermittelt wird, und berechnet hienach mit der nöthigen Rücksicht auf besondere Localverhältnisse (schwierige Lage, weite Entfernung u. dgl.) den Reinertrag jeder Parcelle derselben Classe. Das nach dieser Methode verfaßte Verzeichniß der Grundsteuerobjecte, des auf jedes derselben fallenden Betrages der Steuergrundlage (des Werthes oder des Reinertrages) und der Elemente, aus denen man diesen Betrag berechnete, nennt man nach einem den byzantinischen Steuereinrichtungen entnommenen Worte den Kataster. Den nach der ersten hier erwähnten Methode verfaßten Kataster haben wir in unserem oft erwähnten Werke als einen Gut-, Werth- und Abschätzungs-, den nach der zweiten Methode verfaßten als einen Parcellen-, Ertrags- und Einschätzungskataster bezeichnet, und aus Gründen, die wir noch immer für unwiderlegt halten, letzteren als den weit vorzüglicheren erklärt, ohne zu verschweigen, daß er periodischer Revisionen bedürfe, selbst unter dieser Voraussetzung nicht fehlerfrei und nur innerhalb enger Grenzen, z. B. jener einer Gemeinde oder eines Bezirkes, als alleinige Grundlage der Steuervertheilung zu benützen sei. Für größere Umkreise sollten nach dieser unserer Ansicht außer dem Kataster noch andere allgemeinere Verhältnisse, z. B. der Grad der Wohlhabenheit des Landvolkes, die Leichtigkeit des Absatzes der Bodenproducte, die Höhe des Zinsfußes u. dgl. m. zur Festsetzung der Steuerquote benützt werden.

In Frankreich war nach dem Gesetze über die Einführung des Katasters vom 15. September 1807 im Princip ausgesprochen, daß die Grundsteuer allgemein

nach dem Kataster umgelegt werden solle; mit der Umlegung innerhalb jeder einzelnen Gemeinde hatte es keinen Anstand, allein es sollte auch mit der Umlegung der Steuer des Cantons auf die einzelnen Gemeinden desselben sogleich nach Vollendung des Katasters im Canton begonnen werden, und nach dem Gesetze vom 26. März 1813 wurde sogar die Umlegung der Steuer des Departements auf die einzelnen Cantone desselben vorgeschrieben, und gegen beides erhoben sich solche Beschwerden, daß das Gesetz vom 23. September 1814 diese Bestimmungen widerrief. Im Jahre 1818 machte die Gesetzgebung einen ähnlichen Versuch der Parification der Steueraufteilungen nach dem Kataster, aber 1819 mußte sie auch diesen zurückziehen, so sehr wurde theils über die Ungleichheit, theils über die plötzliche Aenderung der Belegung geklagt. Seit dem Gesetze vom 31. Juli 1821 findet die Vertheilung der Steuer nach dem Kataster nur noch innerhalb der Gemeinde statt.

Bei uns in Oesterreich ist man allerdings strenger vorgegangen. Dem im Grundsteuerpatente vom 23. December 1817 aufgestellten Principe, daß, sobald der Kataster in einem Kronlande vollendet sei, die Steuer nach demselben zu bemessen sei, wurde in jedem einzelnen Falle wenigstens insoferne Folge gegeben, daß die altherkömmliche Steuersumme des Kronlandes nach dem Kataster auf die einzelnen Grundstücke umgelegt wurde, und 1848 wurde die Grundsteuer in den katastrirten Kronländern ganz unabhängig von jenen Steuersummen mit 16 pCt. des Katastralreinertrages bemessen. Steuerzuschläge erhöhten allmälig den Steuersatz auf 24 pCt. jenes Reinertrages, eine Höhe, welche, wenn auch im großen Durchschnitte der nach dem Kataster bemessene Reinertrag bei weitem nicht die Hälfte des wirklichen Reinertrages erreicht, dennoch schwer getragen wird, und jede Ungleichheit, welche in die ursprüngliche Ermittlung des Katastralreinertrages sich eingeschlichen hat oder durch veränderte Cultur- und Absatzverhältnisse später entstanden ist, doppelt empfindlich macht. Eine Abhülfe ist dringend nothwendig, und es ist klar, daß zu diesem Ende zweierlei erfolgen müsse, eine Revision des Katasters, namentlich in jenen Ländern und in jenen Bezirken und Cultursarten, wo seine Angaben schon sehr veraltet erscheinen oder wo in der Feststellung des Reinertrages bedeutende principielle Irrthümer stattgefunden haben, und eine Ermäßigung der Steuersumme jener Länder, deren Wohlstands- und Absatzverhaltnisse hinter anderen zurückgeblieben sind.

Parieu berührt auch einige der großen Fragen, welche, obwohl auf alle directen Steuern anwendbar, doch vorzugsweise aus Anlaß der Grundsteuer zur Sprache gekommen sind: ob sie zweckmäßiger im Wege der Auftheilung oder der Auflage (als impôt de repartition oder de quotité) hereingebracht werde, und ob sie eine für den Staat auf das Gut einverleibte Rente und daher als eine unveränderliche Größe oder gleich anderen Abgaben als eine von den sich ändernden Bedürfnissen des Staates und dem jeweiligen Stande der Volkswirthschaft abhängige Function zu behandeln sei. Es thut uns leid, mit Rücksicht auf den uns gegönnten Raum ihm auf diese interessanten Gebiete nicht folgen zu können. Aus demselben Grunde

können wir auch auf Erörterung mancher anderen Fragen nicht eingehen: ob bei Bemessung der Grundsteuer auf die hypothecirten Schulden und sonstige dingliche Lasten, auf die persönlichen Verhältnisse des Eigners Rücksicht zu nehmen sei u. dgl. m. Als Erläuterung einiger hier gebrauchter Worte diene übrigens, daß unsere Grundsteuer in den katastrirten Ländern vor 1848 eine Auftheilungssteuer war, die Steuersumme des Kronlandes war nämlich eine fixe Größe und diese wurde nach dem Schlüssel des Katasters auf die einzelnen Grundstücke aufgetheilt, und daß seit jenem Jahre die Grundsteuer in den erwähnten Ländern eine Auflagssteuer ist, indem sie nach dem Katastralreinertrag unmittelbar auf jedes einzelne Grundstück gelegt wird.

Parieu geht von der Grundsteuer unmittelbar zu den Steuern vom beweglichen Vermögen über, ohne der Gebäudesteuer, welche doch der zweite fast ebenbürtige Zweig der Ertragssteuern vom unbeweglichen Vermögen ist, mehr als einige gelegentliche Bemerkungen zu widmen. Wie früher (gelegentlich der Frage der Ueberwälzung der Grundsteuer) bei Ricardo, sehen wir jetzt bei Parieu, welchen Einfluß die Gewohnheit und die Umgebung auf den Schriftsteller üben. Die französische Gesetzgebung kennt keine gesonderte Gebäudesteuer, sondern nimmt die Gebäude in die Reihe der Grundsteuerobjecte auf, ihr wirklicher oder durch Schätzung ermittelter Ertrag wird jenem des Grundstückes, auf welchem sie stehen, hinzugeschlagen, und Parieu folgt dem, was bei ihm zu Hause Uebung ist, ohne auch nur ein Wort zur Rechtfertigung seines Vorganges beizufügen. Doch die Wissenschaft kann der französischen Steuergesetzgebung nicht beipflichten. Die Ermittlung des Reinertrages des Grund und Bodens, wie sie der in Frankreich bestehende Einschätzungskataster unternimmt, geht von der Voraussetzung aus, daß die Parcelle auf die ortsübliche Art, also mit dem entsprechenden Grundstock, dem Wohn- und Wirthschaftsgebäude, den Einrichtungen und Geräthen, den Vorräthen und dem Vieh, bearbeitet werde. In dem Ertrage der Parcelle ist daher schon die entsprechende Quote des Grundstockes und folglich des ortsüblichen Wohn- und Wirthschaftsgebäudes besteuert und nur wenn und insoweit ein solches Gebäude das ortsübliche Ausmaß überschreitet, oder wenn es zu ganz anderen als landwirthschaftlichen Zwecken erbaut ist, kann es Gegenstand einer gesonderten Besteuerung sein. Diese Besteuerung sollte aber nicht im Wege der Grundsteuer geschehen, weil das Steuerobject ganz anderer Art als der Grund und Boden ist und die Steuer von demselben eine viel sicherere und dem Gange des Ertrages sich näher anschließende Weise der Ermittlung zuläßt, als dies bei der Grundsteuer der Fall ist. Bei Häusern bildet nämlich das Capital den Hauptbestandtheil des Werthes, bei dem Grund und Boden kommt das auf denselben verwendete Capital erst in zweiter Linie in Betracht, dort kann man den Ertrag jedes einzelnen Jahres mit Leichtigkeit ermitteln und die Steuer hienach bemessen, bei dem Grund und Boden hat, wie wir gesehen, die Unmöglichkeit der jährlichen Ermittlung zu jenen schwierigen und kostspieligen Katastrirungsmethoden geführt, deren wir erwähnt haben.

Unter den Steuern vom beweglichen Vermögen bespricht Parieu zuerst die Ertragssteuer von Gewerben oder — nach französischem Namen — die Patentsteuer. Dieselbe beruht in Frankreich nicht auf der wirklichen Ermittlung oder der durchschnittlichen Schätzung dieses Ertrages oder des ihm entsprechenden Betriebscapitals, sondern auf der Ermittlung gewisser Elemente, von denen man voraussetzt, daß sie den Ertrag des Gewerbes bestimmen. Diese Elemente sind sehr mühsam mittelst einer wechselvollen Gesetzgebung festgestellt worden, die am 1. Brumaire des Jahres VII der ersten Republik begann, am 25. April 1844 den ersten Abschluß erhielt, alle fünf Jahre einer Revision unterzogen wird und deren Auslegung den Hauptgegenstand der Thätigkeit der Finanzsection des Staatsrathes bildet. Das eine dieser Elemente ist der für die Gewerbslocalitäten bezahlte Miethzins. Der Umstand, daß verschiedene Gewerbe an und für sich bei demselben Ertrage größere Räume in Anspruch nehmen als andere, wird dadurch berücksichtigt, daß je nach der Art der Gewerbe bald geringere, bald größere Quoten des Miethzinses als Steuer abgenommen werden; bei kleinen Handwerken, wo der Zins für die Gewerberäume mit dem Wohnungszinse zusammenfällt, wird derselbe bei der Steuerbemessung ganz außer Rechnung gelassen. Die anderen Elemente sind: die Art des Gewerbes, verbunden mit der Bevölkerung seines Standortes, der Betrieb des Geschäftes im Großen oder Kleinen, die Zahl der Hülfsarbeiter, der Feuerherde, der Pferdekräfte der verwendeten Maschinen, der Mühlenräder, der Webestühle, der Spindeln und ähnliche den Umfang des Geschäftes darstellende Thatsachen.

Parieu läßt sich fast gar nicht in die Kritik dieses Systemes ein. Dieselbe würde dahin lauten, daß es zweifelhaft sei, ob die Gesetzgebung trotz ihrer Details bisher alle Elemente erfaßt habe, welche auf den Umfang des Geschäftsbetriebes von Einfluß sind, daß noch viel weniger alle von ihr berücksichtigten Elemente solche seien, deren einfache Addition genau den Umfang des Gewerbes wiedergebe, und endlich daß, wenn auch in beiden Beziehungen nachgeholfen und ein sicherer Schluß auf den Umfang der Gewerbe hergestellt würde, der Umfang eines Gewerbes für sich allein noch nichts für dessen Ertrag beweise. In diesem letzteren Gebrechen liegt der eigentliche Fehler dieser Besteuerungsmethode und diese Betrachtung giebt auch Aufschluß über die Motive der Abweichungen der Gewerbsteuergesetze anderer Staaten von den französischen. Man hat nämlich jenem Fehler in verschiedenen Ländern auf verschiedene Weise zu begegnen gesucht. In den süddeutschen Staaten dadurch, daß man aus ähnlichen Elementen für jedes Gewerbe ein Minimum und ein Maximum berechnet, zwischen welchen, mit Rücksichtnahme auf andere Ermittlungen über den beiläufigen Ertrag desselben, die bemessende Behörde den Steuerbeitrag berechnet. In Preußen, zuletzt nach dem Gesetze vom 19. Juli 1861, dadurch, daß man die nach solchen Elementen berechneten Steuerbeträge der einzelnen Gewerbe einer bestimmten Kategorie je nach der Beschaffenheit derselben für Gemeinden, Landraths- oder Regierungsbezirke zusammenzählt und die Summe einer aus den Gewerbsgenossen der Steuergesellschaft gewählten,

durch andere unabhängige Theilnehmer verstärkten Commission zur Vertheilung anheimgibt, welche dergestalt die Macht hat, Härten der bloß mechanischen Berechnung auszugleichen. Bei manchen Gewerben, wo ganz bestimmte Daten zur Bemessung ihres Ertrages vorliegen, werden diese als Anhaltspunkte benützt, dahin gehören Müller, Bräuer, Schiffer, Pferdeverleiher und die nach dem Reinertrage belegten Eisenbahnen. Das System Preußens wäre ein löbliches, wenn nicht die den Umfang bestimmenden Elemente mit allzu geringer Specialisirung gewählt und bei Festsetzung der einzelnen Steuersätze allzu viele die reine Durchführung des Princips hemmende Nebenrücksichten zur Geltung gekommen wären, z. B. bei Gewerben, die im Umherziehen betrieben werden, die polizeiliche Rücksicht auf Erschwerung solcher Gewerbe, beim Kleinhandel die volkswirthschaftliche auf Verhinderung der Zersplitterung des Gewerbebetriebes, bei den Eisenbahnen die fiscalische, sich das verliehene Privilegium bezahlen zu lassen. In Oesterreich ist bekanntlich seit der Einführung der Einkommensteuer die Erwerbsteuer vom 31. December 1812 von geringer Bedeutung, sie dient fast nur zur Belegung der kleinen Gewerbe bei größeren tritt die Einkommensteuer an ihre Stelle; doch bedarf sie dessenungeachtet dringend einer Reform. Sie ist eine Besteuerung nach Elementen, allein diese sind höchst oberflächlich gewählt und die Steuerbemessung selbst ist in noch höherem Maße der Willkür anheimgegeben. Eine genaue Wahl und sichere Berechnung des Steuerwerthes der Elemente würde auch zur Bemessung der Einkommensteuer die jetzt fehlenden Anhaltspunkte darbieten.

Die Zahl der Gewerbsteuerpflichtigen jedes Landes, gesondert nach Beschäftigungen und Steuerclassen, giebt ein interessantes Bild von dem Zustande seines Handels und seiner Industrie. In dieser Richtung ist vielleicht ein von Parieu angeführtes Datum von Wichtigkeit, wenn es gleich bereits aus dem Jahre 1857 stammt. Unter beiläufig 1,700.000 Patentsteuerpflichtigen Frankreichs befanden sich damals nur 270, die mehr als 2500 Fr. Steuer zahlten, hierunter 44 Hochöfen- und Hüttenwerke, 31 Eisenbahnen, 25 Waarenmagazine, 22 Banken und 22 Baumwollspinnereien, 18 Flachsspinnereien, 12 Zuckerfabriken, 11 Maschinenwerkstätten, 9 Webereien und 9 Fabriken chemischer Erzeugnisse, 8 Stoffdruckereien, 6 Gasanstalten u. s. w.

Auch gelegentlich der Gewerbesteuer bietet sich eine große Zahl wichtiger Fragen der Erörterung dar, z. B. ob auch die freien Gewerbe, Schriftsteller, Künstler, Seelsorger, Lehrer, Beamte, Anwälte, Aerzte, Ingenieure u. dgl., die im Gewerbe in abhängiger Stellung sich Verwendenden und die bloß mit ihren physischen Kräften Erwerbenden und endlich, ob auch die landwirthschaftliche Thätigkeit außer und neben der Abgabe vom Grund und Boden jener Steuer zu unterziehen seien. Uns muß es genügen, auf dieselben aufmerksam gemacht zu haben.

Mit einer gewissen Schüchternheit berührt Parieu die Frage von der Besteuerung des freien Capitals und der Rente im Allgemeinen und der Staatsrenten insbesondere. Bekanntlich ist der Gedanke dieser Steuer in Frankreich höchst unpopulär. Die Bevölkerung kennt die Gelüste der Regierung nach diesem

neuen Steuerobjecte und nimmt darum mit Gereiztheit jede Bevorwortung einer solchen Abgabe von Seite der Presse auf: doch brauchte deßhalb der Herr Verfasser nicht allzu verschämt zu thun. Die durch die Gesetze vom 5. Juni 1850 und 25. Juni 1857 eingeführte Besteuerung des Umsatzes der Actien und Obligationen der öffentlichen Gesellschaften und Körperschaften (mit Ausnahme jener des Staates), namentlich in der bis nun allerdings nicht zwangsweise vorgezeichneten Form einer jährlichen, nach dem Capitalswerthe sich richtenden Abgabe (17 Cent. von je 100 Fr. des Curswerthes, also durchschnittlich 3·4 pCt. des Jahresertrages) ist ein keineswegs schüchterner Schritt auf dem von ihm so leise angedeuteten Wege.

Freier bewegt sich der Verfasser in der Lehre von der Einkommen- und Vermögenssteuer im Allgemeinen, mit welcher der zweite Band seines Werkes beginnt, seine Darstellung erscheint auch durch mehrere wichtige historische Details beachtenswerth.

Eine Vermögenssteuer wurde schon in Athen erhoben, sie betrug je nach den Staatsbedürfnissen 1 bis 4 pCt. von dem Gesammtvermögen, jedoch wurde die Steuer nie vom ganzen Betrage des letzteren, sondern selbst bei den Reichsten nur von 20 pCt., bei weniger Wohlhabenden von noch geringeren Quoten desselben erhoben. Im republicanischen Rom beruhte das ganze Steuersystem auf dem Census, der Vermögensschätzung, in dem kräftigen Ackerbaustande galt aber auch die Zahl der arbeitsfähigen Familienglieder als Vermögen. In den italienischen Republiken des Mittelalters war das Vermögenssteuersystem bis in die feinsten Details ausgebildet, da gab es Abzüge für den Unterhalt, Befreiungen der wenigst Bemittelten, höhere Steuersätze für größere Vermögen, oft wurde nicht das Vermögen, der Inbegriff aller, auch der nicht productiven Güter, sondern bloß das Einkommen der Besteuerung unterzogen, oft fand die Umwandlung in eine Classensteuer statt oder wurde eine bestimmte Steuersumme auf Gemeinden oder Viertel umgelegt, welche sie dann auf die Einzelnen aufzutheilen hatten. Die 1556 von Philipp II. eingeführte Vermögenssteuer war eine der Ursachen des Abfalls der Niederlande, aber 1599 ergriffen die abgefallenen Staaten selbst dieselbe Finanzmaßregel. Die Steuer wurde theils von dem reinen Einkommen, theils von dem Ertrage gewisser Objecte (den unbeweglichen Gütern, der Staatsrente, den Gehalten) bezahlt, mit der Zeit nahm immer mehr das letztere überhand, auch zur Repartition durch die Gemeinden, wie in Florenz, wurde die Zuflucht genommen. In Nord-America sind seit seiner Colonisation Einkommensteuern die Haupteinnahmsquelle der einzelnen Staaten der Union, seit dem Jahre 1862 hat auch die Centralregierung der Nordstaaten diese Steuer sich angeeignet. In den deutschen Hansestädten wurden zu wiederholten Malen Vermögenssteuern, sogenannte Schoße, und zwar auf höchst patriarchalische Weise erhoben, ohne Erklärung oder Schätzung, ja oft dergestalt, daß der Betrag, ohne von der Behörde gezählt oder registrirt zu sein, von den Pflichtigen in eine Sparbüchse geworfen wurde, offenbar mehr freiwilliger Beitrag als Steuer. In Großbritannien und Irland ist, nach einigen

Vorgängen im 14., 15. und 17. Jahrhundert und von 1798 bis 1816, gegenwärtig von 1842 angefangen, die Einkommensteuer in allen drei Reichen eingeführt, jedoch nur als eine vorübergehende Maßregel. Das Einkommen der Grundpächter ist nur mit der Hälfte des Satzes für das Einkommen anderer Art belegt, offenbar weil ihnen der Gewohnheit nach auch die Bezahlung der Grundsteuer, so weit sie in England noch besteht, obliegt. Gewisse Wohlthätigkeitsanstalten, dann Alle, deren Einkommen 100 Pfd. St. nicht übersteigt, sind steuerfrei, die Einkommen zwischen 100 bis 150 Pfd. St. zahlen eine geringere Gebühr. Die Steuer entrichtet der Schuldner für den Gläubiger, also auch die Staatscasse (Bank) für die Staatsgläubiger, der Pächter für den Grundherrn, die Gesellschaften für ihre Theilnehmer (Actionäre), letzteren überlassend, wann sie nach der Größe ihres Gesammteinkommens auf Steuerbefreiung oder -Begünstigung Anspruch haben, solche vor der Behörde geltend zu machen. 1859 hat die englische Regierung die Einkommensteuer, zuverlässig einen nicht willkommenen Importartikel, auch in ihre ostindischen Besitzungen eingeführt. Ueberhaupt hat die allgemeine Finanznoth der letzten 15 Jahre die Einkommensteuer gleich einer Wucherpflanze üppig emporsprießen gemacht. Sie ist in Oesterreich, Preußen (in Form einer classificirten, also nicht genau dem eingeschätzten Einkommen proportionellen Steuer), Baiern, dem königlichen und dem großherzoglichen Sachsen, Italien und anderen Staaten verwirklicht worden.

Die große Klippe der Einkommensteuer ist die Schwierigkeit, das Einkommen jedes Einzelnen zu ermitteln, denn geht man bei den Erhebungen nachsichtig zu Werke, so wird die Steuer eine Abgabe auf die Redlichkeit und auf diejenigen Stände, welche, gleich den Staatsgläubigern und Staatsbeamten und den Interessenten von Actiengesellschaften, ihre Genüsse zu verhehlen nicht im Stande sind; ist man strenge, so greift man rauh und verletzend in die innersten Geheimnisse des Geschäftslebens ein. Die Geschichte hat uns gezeigt, wie mannigfache Mittel zur Umgehung dieser Schwierigkeit gewählt worden sind, die Auftheilung durch die Gemeinden, die Betheiligung der Pächter und Schuldner, der Abzug der Steuer von den vom Staate oder von öffentlichen Gesellschaften zu bezahlenden Renten, Zinsen, Gehalten, die Verzichtleistung auf die ziffermäßige Vermögensangabe durch Eintheilung in Vermögensclassen, die Besteuerung von Zeichen des Vermögens, statt des Vermögens selbst, die Auflösung der Einkommensteuer in eine Reihe von Ertragssteuern. In England hilft man durch die Oeffentlichkeit, welche den Steuerbekenntnissen der Pflichtigen gegeben wird, durch die Ernennung von Assessoren der einzelnen Steuercommissionen, die darauf sehen, daß alle Pflichtigen und jeder wahr erkläre, und durch die Bestrafung jedes verschwiegenen Einkommens mit dem Dreifachen der betreffenden Steuer. Dessenungeachtet schätzt man den Entgang des Staates auf 10 pCt. der Steuer bei den Grundzinsen, 19 pCt. bei dem Pächtergewinn, 12 pCt. bei den Handels- und Industrieerträgnissen.

Man hat für die Einkommensteuer auch den wichtigen statistischen Einblick geltend gemacht, welchen sie in die Fortschritte des Wohlstandes des Landes bie

so z. B. zeige sie, daß von 1854 bis 1860 das besteuerte Einkommen in England von 255 auf 282·7, in Irland von 21·4 auf 23 Mill. Pfd. St. gestiegen sei — allein dieser Einblick ist nur dann ein richtiger, wenn auf die Zuverlässigkeit der Ermittlung des Einkommens oder wenigstens auf ein stets gleiches Percent des Unterschleifes gezählt werden könnte, aber selbst letzteres ist nicht der Fall, wie eben die Steuerergebnisse in Großbritannien erweisen. Laut derselben wäre nämlich von 1854 bis 1860 in Schottland das steuerbare Einkommen von 30·4 auf 29·9 Mill. Pfd. St. gefallen, während notorisch in jener Zeit der Wohlstand Schottlands in größerem Maße als selbst jener Englands sich gehoben hat.

Ueber die Einkommensteuer, wie sie in der Praxis sich herausgebildet hat, ist endlich zu bemerken, daß sie nicht jene Einkommensteuer der gang und gäben Theorie ist, welche die einzige, alle anderen Abgaben verdrängende Steuer sein soll; sie tritt allerorts nur in zweiter Linie als eine Art Ergänzung und Ausgleichung der bestehenden Steuern oder als eine zeitweilige, nur für die Periode erhöhter Staatsbedürfnisse gültige Maßregel auf, und sie setzt, um gerecht und zweckmäßig zu sein, eine geringe Höhe und einen kleinen Umfang der anderen directen Steuern und eine bedeutende Höhe des beweglichen Vermögens voraus.

Die großen finanziellen, socialen und Rechtsfragen, welche durch die Einkommensteuer angeregt worden sind: ob das Einkommen aus der persönlichen Thätigkeit gleich hoch wie jenes aus dem (reellen) Vermögen, eine Rente ohne entsprechendes Capital (z. B. eine Pension) so hoch wie eine Rente mit dem Capitale, eine Leibrente, in welcher das Capital mit ausgezahlt wird, so niedrig wie einfache Interessen, ob das Einkommen, welches Fremde aus dem Inlande und umgekehrt das Einkommen, welches Inländer aus der Fremde beziehen, zu belegen, ob gewisse geringe Einkommen steuerfrei zu lassen oder mit einem niedrigeren Steuersatz zu treffen seien und ob der Steuersatz nach oben hin nach einer steigenden Scala bemessen werden solle — müssen hier ebenfalls aus dem oft erwähnten Grunde unbeantwortet bleiben.

Zum Schlusse noch eine Rechtfertigung unserer gegenwärtigen Darstellung: Wir haben, abweichend von Vielen, die Vermögen- und die Einkommensteuer vereint betrachtet, und glauben uns hiezu aus folgenden Gründen berechtigt: Beide Steuern sind jedenfalls dann identisch, wenn das Einkommen des Steuerpflichtigen aus productiven Gütern herstammt, denn in diesem Falle ist es im letzten Ergebnisse gleich, ob man — wenn der allgemeine Zinsfuß 5 pCt. ist — das Einkommen mit 4 pCt. oder die productiven Güter mit $^1/_{20}$ pCt. belegt. Ein Unterschied wird selbst von der älteren Schule nur bei unproductiven Gütern, welche nur durch die Vermögensteuer getroffen werden, und bei dem Einkommen aus der persönlichen Thätigkeit behauptet, welches nur durch die Einkommensteuer betheiligt wird. Wenn man aber, wie es die Neueren mit Recht thun, die das Einkommen vertretenden Genüsse dem ersteren gleichstellt und unter Vermögen auch das geistige, erscheine es als Talent, Fähigkeit, Kraft, Erfahrung und Kenntnisse, versteht, so verschwindet auch jener Unterschied. Dr. C. F. H.

Erzählungslitteratur.

(Novellen von Hieronymus Lorm. 2 Bde. Wien, Schönewerk. — „Im Sturme des Lebens“, Roman von A. Stifft. Ebenda. — „Geheimnisse einer kleinen Stadt“, komischer Roman, 2 Bde., und „Der Lieutenant Falstaff und wie es ihm bei den Damen erging“. Soldatenhumoreske von A. v. Winterfeld. Berlin, Gerschel.)

Die strenge Trennung der Kunstformen verschwindet immer mehr aus unserer Litteratur. Mit der willkürlichen Vermischung verschiedener Gattungen hat der Zustand begonnen, und um so eher wurde das Vorhandensein gewisser Unterschiede dem Bewußtsein der Schreibenden wie der Lesenden entrückt, als die Dichtkunst mehr denn jede andere Kunst als freie betrachtet wird, in dem Sinne, daß Gesetze für sie wenig oder gar nicht existiren, oder doch als Erfindungen ferner pedantischer Zeiten heutzutage keine Gültigkeit mehr haben. Seit den Tagen Heine's ist es uns ganz geläufig, poetische Erzählungen, Rhapsodien, Balladen und wer weiß was noch alles „Lieder“ zu nennen; wir haben lyrische Dichtungen in dramatischem Gewande, populärhistorische Erzählungen, die sich für Romane ausgeben (auch Romane, die als Geschichtswerke gelten möchten), und zwischen Novelle und Roman, welche der Aesthetiker mit „Strahl und Lichtmasse“, mit Segment und Kreis vergleicht, läßt man gemeinhin nur den Unterschied im Umfange gelten, so daß die Novelle das kleinere Licht, der kleinere Kreis ist. Solche Eintheilung dient zu größerer Bequemlichkeit, wie die viel- und nichtssagenden Bezeichnungen, welche Dramatiker für ihre keiner Gattung des Drama's Genüge leistenden Opera wählen. Es hat daher beinahe etwas Ueberraschendes, einer Novellensammlung zu begegnen, für welche dieser Titel kein zufälliger ist. Mit Ausnahme einer („Man lebt nur einmal“), welche allerdings eher ein Roman genannt werden könnte, halten sich die Dichtungen, mit denen uns Lorms wahrhaft feine Feder beschenkte, streng in den natürlichen Grenzen der Novelle, jede zeigt eine bestimmte Situation, einen einzelnen Conflict, erörtert eine gewisse Lebensfrage, nicht durch die Debatte zwischen den handelnden Personen, sondern eben durch ihre Handlungen und Geschicke. Die fünf Erzählungen, welche diese beiden Bände füllen, werden durch eine etwas bittere Vorbemerkung eingeleitet. Das Thema derselben, die Sprödigkeit des deutschen Publicums gegen deutsche Bücher, wird da nur obenhin berührt, die unbestreitbare Thatsache, daß man bei uns viel schneller und lieber zehn Gulden für das Theater, als einen Gulden für ein Buch ausgiebt, einfach hingestellt; ihren Zusammenhang zu untersuchen, wäre wohl der Mühe werth, und gerade Lorm gewiß der rechte Mann hiefür. Ein Hauptgrund scheint uns in unserem Mangel an Zeit zu liegen. Je schwieriger es mit jedem Tage wird, das ganze Gebiet irgend einer Wissenschaft zu beherrschen, je größere Anforderungen an die Zeit und an die Thatkraft eines jeden Geschäftsmannes gestellt werden, je schneller unsere Bedürfnisse sich vermehren und je mehr dazu erforderlich ist, auch die bescheidensten zu befriedigen, um so weniger Muße und Stimmung bleibt uns

für den geistigen Genuß übrig. Abgespannt von den Mühen der Berufsthätigkeit und des Gelderwerbes, sucht man nach völlig müheloser Zerstreuung, und diese bietet eben vor allem das Theater. Und das nicht bloß bei oberflächlicher Unterhaltung, leerem Sinnenreiz: die gute Darstellung eines ernsten, gedankenvollen Drama's überhebt die Zuschauer eines großen Theiles der geistigen Anstrengung, welche die Lectüre eines guten Buches von ihm verlangen würde. Romane, welche den Leser vor lauter „Handlung" gar nicht zu Athem kommen lassen, oder solche, die durch das Lesen „mit dem Daumen", d. h mit Ueberspringen aller Schilderungen und Reflexionen keine Einbuße erleiden, bestehen noch am ersten die Concurrenz des Theaters; für Bücher, welche nach unseres Autors bescheidenem Ausdrucke „beschaulich unterhalten wollen", bleiben daher fast nur jene Leser, denen das Lesen wieder Berufszweck ist, und diese allein genügen dem Dichter nicht; wer übrige Zeit oder gar Langweile hat, denkt in den seltensten Fällen daran, sich dieselbe durch Lectüre zu vertreiben, am allerwenigsten würde er aber Bücher wählen, welche ihm zumuthen zu denken.

Sicher verdienten die vorliegenden Novellen in einer Zeit erschienen zu sein, welche noch Feierstunden im vollen Sinne des Wortes den Werken der Dichter widmen konnte. Allein selbst bei der Ungunst der jetzigen Zeit wird ihnen ein Kreis verständnißvoller und dankbarer Leser gewiß nicht fehlen. Hieronymus Lorm ist den Freunden der schönen Litteratur ja kein Fremder, das Auge und die Hand des Künstlers, reiche und edle Phantasie, feinsinnige Beobachtung der inneren und äußeren Vorgänge im Menschenleben und glänzende Darstellungsgabe haben ihnen seine Schriften von jeher werth gemacht. Und wer sich einer vor fünf oder sechs Jahren etwa erschienenen Sammlung von Erzählungen desselben Autors erinnert, wird hier mit besonderer Befriedigung einer frischeren, man darf wohl sagen gesunderen Grundstimmung begegnen. Damals der Poet der Entsagung, läßt er jetzt seine Helden frisch nach den Kränzen des Lebens greifen, streben und ringen. Es sind ungewöhnliche Personen, die er uns vorführt — und wir würden ihm wenig Dank wissen, wollte er nur photographiren, was uns alltäglich umgiebt — aber es mangelt ihnen weder die gemeine, noch die poetische Wahrheit. Jeder Leser wird sich erinnern, an Menschen ähnlichen Schlages schon vorübergestreift zu sein, an Gestalten, denen Denk- und Handlungsweise der Figuren im Roman wohl zuzutrauen wäre; man hatte nur nicht die Gelegenheit oder gab sich die Mühe nicht, ihre Charaktere zu studiren, ihrer Geschichte nachzuforschen, wie es der Dichter thut, welcher uns nicht mit romantischer Machtvollkommenheit gebietet, die Geschöpfe seiner Laune für lebensfähig zu halten, sondern das allgemein Menschliche in den „Originalen" enthüllt und den Zusammenhang, die Wechselwirkung zwischen ihrem Wesen und ihren Schicksalen. In der Fabel dagegen stoßen wir mitunter auf etwas, was wir Raffinement nennen möchten, fürchteten wir nicht durch dieses Wort bei den Lesern französischer oder französirender Romane eine irrige Vorstellung zu erzeugen. Wer die Novellen nur vom Standpunkte der Unterhaltung aus betrachtet, wird übrigens darin so wenig einen Fehler erkennen, wie in den hin

und wieder starken Ansprüchen an unseren guten Glauben, z. B. in „Der Roman des Ehemanns“, wo die allerdings reizende Entwicklung wesentlich mit auf der Voraussetzung beruht, daß ein unter den seltsamsten Verhältnissen unglücklich Liebender seinem einzigen Vertrauten niemals den Familiennamen seiner Angebeteten genannt hat, und zwar nicht aus Verschlossenheit, Geheimnißkrämerei oder aus einem anderen bestimmten Grunde, sondern rein zufällig. Aber solche Ausstellungen wiegen neben den in der That bedeutenden Vorzügen der Dichtungen gering.

Den Inhalt derselben können wir nur flüchtig andeuten. „Der Onkel aus America“, welcher der ersten Novelle den Titel gegeben hat, erfüllt seine Sendung als Komödienonkel, indem er einem jungen Paare zum Wohlstande verhilft, aber freilich auf ganz moderne, auf wirkliche Yankee-Art. Anstatt auch nur einen Dollar herzugeben, läßt er sichs vielmehr angelegen sein, ihnen ein Vermögen, auf welches sein Compagnon ebenfalls Anspruch hat, zu entreißen, entschädigt sie aber vermittelst einigen Humbugs, nicht ohne sich seine baren Auslagen mit zehn Thalern wiedererstatten zu lassen. In der Zeichnung dieser Figur, wie des Doctors, welchem Seife eine überflüssige Erfindung ist, waltet ein köstlicher Humor, nicht minder in der Schilderung der Soiréen bei Frau Weißmohr und der Stellung des höchst unkünstlerischen Künstlers Pantner in der Gesellschaft, während die Scene, in welcher die genannte Dame sich einen zweiten Mann verschafft, mit eben so viel Raffinement ersonnen als ausgeführt ist. Aehnlich verhält es sich in der zweiten Erzählung „Eine moralische Jungfrau“ damit, daß ein schüchterner, unerfahrner junger Mann aus Ehrgeiz den Blasirten verstellt, „mit hungrigem Magen den Satten spielt, bloß um den Hunger nicht zu zeigen, jeder saftigen Frucht am Lebensbaum, nach der er gierig lechzt, verächtlich den Rücken zuwendet, bloß um keines gemeinen Verlangens beschuldigt zu werden“ u. s. w., und daß er diese Komödie auch mit vollständigem Erfolge durchführen kann. Ist aber diese Voraussetzung einmal zugegeben, so wird man sich an der psychologisch feinen Entwicklung bestens ergötzen. Vielleicht das gelungenste Stück der Sammlung ist „Der Roman des Ehemanns“, welcher — abgesehen von der oben erwähnten Ausstellung — in der einfachsten und anziehendsten Weise zeigt, „daß nicht der romantische Wirbelwind das Außerordentliche, Ungewöhnliche, Poetische ist, sondern daß das wahre Wunder die Ruhe, daß die wahre seltene Lebenspoesie in diesem ewigen Tanz der Umgestaltungen der gesichert erscheinende Besitz eines idyllischen Glückes ist“. Diesem zunächst stellen wir „Siesta“, welche Erzählung der Verfasser „Lose Blätter zu einem Roman der Zukunft“ nennt. In der That bleibt es dem Leser anheimgegeben, die Fortsetzung des eigentlichen Romans zwischen den beiden ihn interessirenden Persönlichkeiten sich selbst auszumalen, was ihm allerdings nicht schwer fallen wird. „Siesta“ giebt nur die Vorgeschichte der Frau und die Katastrophe, welche den Mann in Beziehung zu ihr bringt. So originell erfunden diese Vorgeschichte ist, läßt sich dagegen doch nicht der Vorwurf der Gewaltsamkeit erheben, und in der Ausmalung des Conflicts bewährt sich Lerms Talent aufs glänzendste. „Man lebt nur einmal“ bewegt sich, wie schon angedeutet, in

einem weiteren Rahmen und hat einen bedeutenden Hintergrund, die Franzosenherrschaft in Deutschland. Mit den mannigfachen Fäden, aus welchen von Paris aus ein Netz über die mehr oder weniger botmäßigen Länder gesponnen wird, verschlingen sich die Fäden der interessanten Erzählung, die in ihrem Verfolge auch zahlreiche Züge zu einem Gemälde des Wiener Lebens vor dreißig Jahren liefert.

In gleichem Verlage, wie Lorms „Novellen" (und wie diese elegant aber incorrect gedruckt) erschien ein neuer Roman von Adalbert Stifft „Im Sturme des Lebens". Trotz seines Reichthums an fesselnden Partieen wird die Lectüre dieses im wesentlichen tendenziösen Romanes zu einer mühsamen Arbeit, für welche man sich endlich doch nicht recht entschädigt sieht. Zunächst ist uns wenigstens die reformatorische Aufgabe, welche dem scandinavischen Norden im alternden Europa zugewiesen wird, nicht ganz klar geworden. Bedenklicher aber erscheint die Art, wie die verschiedenen Personen, fast lauter schöne Seelen, die concretesten politischen Verhältnisse besprechen, beziehungsweise selbst leitend in dieselben eingreifen. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß das kleine Fürstenthum, welches zum größten Theile der Schauplatz der Handlung ist, in arge Verwirrung geräth, da der Held der Erzählung, Eberhard Wesendonck, als Minister die neue Aera mit der Scenirung eines patriotischen Festspieles einleitet und sich von einer Egeria inspiriren läßt, die er selbst, weil sie „so gesund, praktisch, lebendig frisch", mit der „geprüften, nur vorgeschritteneren Fanny Lewald" vergleicht! Er sieht auch bald ein, daß er nicht zum Staatenlenker geschaffen, und nimmt sich vor, eine große polytechnische Schule zu gründen; aber der Fürst ist viel zu sehr sein Schüler, als daß wir mit Beruhigung an die Zukunft seines Landes denken könnten. Wer sich durch die belletristische Politik nicht abschrecken läßt, wird sich vielfach angezogen finden durch geistvolle Beobachtungen und Bemerkungen über die verschiedensten Interessen des modernen Lebens, durch das warme Gefühl für die Größe und Freiheit Deutschlands, welches den ganzen Roman durchweht, und mehr noch durch eine Reihe von Stimmungsbildern, in welchen unläugbar Stiffts Hauptkraft liegt. Die kleine rheinische Stadt, der einsame Jakobs-Hof, das Herrenhaus, mit dessen Besitzer es unmerklich abwärts geht, sind mit wahrer Meisterschaft gemalt und üben einen großen Reiz aus. Daß der Verfasser für diese Bilder genaue Naturstudien machte, wird man um so lebhafter inne, sobald er sich von diesem sicheren Boden weg und in die phantastische Residenz begiebt.

In einem sehr beschränkten Kreise bewegen sich die Romane von Adolf von Winterfeld, einem Schriftsteller, welcher sich besonders durch das Lustspiel „Der Winkelschreiber" einen Namen gemacht hat, jedoch bei einer höchst vielseitigen litterarischen Thätigkeit seinem Talente leider nicht die Pflege zuzuwenden scheint, welche es verdiente. Die uns vorliegenden Romane „Geheimnisse einer kleinen Stadt" und „Lieutenant Falstaff" sind Schöpfungen eines echten Humoristen der den schärfsten Blick für die Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten hat, seinen Geschöpfen aber volle Vaterliebe bewahrt, und daher auch die komischen Persönlichkeiten dem Leser lieb macht. Nur scheint er bald die Geduld zu verlieren, da der Breite und

Ausführlichkeit der Exposition gegenüber die Entwicklung gewöhnlich oberflächlich und überstürzt behandelt wird. So wird die „kleine Stadt", die, in einer flachen reizlosen Gegend Nord-Deutschlands gelegen, unter der steten und so entschiedenen Herrschaft des Westwindes steht, daß nicht bloß die Pappeln an der Landstraße, sondern auch die Häuser und die Bewohner des Ortes sich sämmtlich gegen Osten neigen, mit all' ihren Kleinstädtereien ganz köstlich geschildert; aber die Geheimnisse selbst haben nicht die gleiche Sorgfalt erfahren. „Lieutenant Falstaff" ist wieder eine jener Garnisonsgeschichten, in welchen Winterfeld sich bei den Kennern einer noch höheren Renommée erfreut, als Hackländer, der Held eine rührend komische Gestalt, das gewagte Thema mit aller Discretion behandelt. Bei einem so entschiedenen Beruf für den komischen Roman, eine Gattung, welche bei uns so selten ist, wäre zu wünschen, daß der Verfasser sich einmal zu einer größeren Arbeit zusammenfaßte und sie mit gleicher Ausdauer zu Ende führte. B. B.

Die Ausstellung moderner Gegenstände im k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie.

Bekanntlich ist im österreichischen Museum die Einrichtung getroffen worden daß neuere Erzeugnisse einheimischen Kunstfleißes in einem besonderen Local zur Ausstellung gelangen können. Es ist auch diese Gelegenheit von Industriellen vielfach benützt und uns nach und nach eine gute Anzahl Werke vor Augen geführt worden, welche uns zwar keinen allgemeinen Schluß auf die Höhe der österreichischen Kunstindustrie erlauben, aber um ihrer selbst willen als Kunstindividuen doch wohl verdienen, einmal die kritische Revue zu passiren. Wir möchten ihrer gerne aller gedenken, doch, da manche bereits wieder den Eigenthümern zurückgestellt sind, so müssen wir uns theilweise auf unser Gedächtniß verlassen, und wir wissen nicht, ob es uns, trotz unseres fleißigen Besuches im Museum, nicht etwa im Stiche läßt.

Wir müssen noch eine andere Bemerkung vorausschicken, nämlich die, daß wir keinen absoluten Maßstab des Kunstwerthes anlegen wollen, auch keine Vergleichung zwischen dem Alten und dem Neuen ziehen Wir wollen das letztere für sich betrachten und es mit freundlichem Auge anschauen, gerade wie wir denken, daß es die Leiter des Museums, bedacht, das Interesse für ihre Anstalt im Gewerbestande zu erwecken, ebenfalls gethan haben mögen. Sonst hätte wohl manches Stück von diesen Räumen, wo es jetzt, wenn nicht glänzt, doch sich sehen läßt, ausgeschlossen bleiben müssen.

Wir wollen in unserer Revue keine bestimmte systematische Reihenfolge einhalten, wie sie z. B. der Katalog des Museums befolgt, sondern frei mit dem beginnen, was uns zunächst im Sinne liegt oder vor Augen tritt. Das sind die

großen Holzmöbel, davon zwei in jedem Fall würdige Stücke im keramischen Saale ihre Stelle gefunden haben, wahrscheinlich weil sie für den Transport auf die Galerie zu groß waren. Wir meinen die großen Credenztische (Sideboards) von dem Bildhauer Schönthaler und dem Hoftischler Schmidt, der erstere Eigenthum des Fürsten Kinsky, letzterer, so viel wir wissen, noch im Besitze seines Verfertigers. Beide Werke haben schon Lorbeeren eingetragen und sind auch von früher her bekannt, so daß wir sie eigentlich mit bloßer Erwähnung übergehen könnten, wenn sie nicht durch ihre Stellung neben einander, durch gleich hochgespannte Anforderungen, durch die Gleichartigkeit des Totaleindruckes zu vergleichender Kritik herausforderten. Da müssen wir denn dem Schönthaler'schen Werke den Vorzug geben, nicht weil es reicher ist, nicht weil es feiner ausgeführten bildnerischen Schmuck enthält, sondern besonders um der Composition willen. Der Schmidt'sche Tisch erscheint darin verfehlt, daß er oben mit einer, noch dazu für die tragenden gedrehten Säulen zu schweren, platten Decke abschließt, wodurch er eben aus einem Tisch zu einem offenen Kasten wird und seine Bestimmung verfehlt. Auch sind die Füllungen der unteren Hälfte zumeist mit Maserholz ausgefüllt, was für den Liebhaber schön sein mag, aber Maser ist keine Kunst. Uebrigens ist auch die Rückwand des ersteren Werkes in der Composition nicht fehlerfrei.

Ebenfalls von Schönthaler haben wir in dieser Classe der Holzarbeiten noch eines zierlich gearbeiteten Boudoirtischchens zu gedenken, zu welchem der Entwurf, wie zum erwähnten Credenztisch, vom Architekten Stache herrührt. Das Tischchen aus Palisander- und Rosenholz möchte uns in seinem eleganten Bau, seiner reizenden Färbung und musterhaften Ausführung schon gefallen, nur hätten wir den nackten Knaben, Vertretern der drei Schwesterkünste, ein besseres Plätzchen gewünscht, als gerade unter dem Tische um das Fußgestell herum. Ueberhaupt will es uns bedünken, daß dieser Platz, bei Licht betrachtet, für den vielerlei figürlichen Bildschmuck, den die moderne Kunst daran zu verwenden pflegt, recht ungeeignet und unwürdig sei. Wer sieht denn unter den Tisch oder wer versteckt dort seine Kostbarkeiten? Es kommt uns immer vor, als müßte man einen solchen Tisch wiederum auf einen zweiten stellen, damit man doch seine Schönheiten sehen kann. Anders ist es mit einem ähnlichen Tischchen von Gröger, dessen Platte mit einem musivischen Stern von Rosenholz, Palisander und Elfenbein geschmackvoll verziert ist; bei diesem aber macht der Fuß etwas plumpen Eindruck. Von Gröger finden wir noch, ebenfalls mit eingelegter Arbeit, ein hübsches kleines Crucifix.

Zu den Mobilien hat auch ein Venetianer, de Gaspardis, einen werthvollen Beitrag gestellt, einen geschnitzten Armsessel, der nur ein Musterstück der vollständigen Garnitur eines Schlafzimmers ist. Es sind im Ganzen eilf Stücke, die wir wenigstens in daneben gehängten Photographieen kennen lernen, alle gleichmäßig in einer Art von freiem Rococo gehalten. Es ist eine überaus reiche und geschickte Arbeit, für welche der beigesetzte Preis (Alles in Allem) 5000 fl. wirklich gering erscheint; auch ist das verschiedenfarbige Holz mit Geschmack gewählt. Wenn wir etwas daran auszusetzen haben, so ist es vielleicht die zu große Zier-

lichkeit, welche beim Gebrauch der Möbel Mangel an Haltbarkeit befürchten läßt. Wenigstens macht der ausgestellte Sessel, der fast ganz in durchbrochene Laubguirlanden aufgelöst ist, diesen Eindruck.

In ausgestellten Buchbinderarbeiten — wenn man diese Verbindung von Leder, Metall, Holz, Edelstein und Elfenbein, von Pressung, Gravirung, Email und Malerei noch so nennen darf — wetteifern Charles Girardet und Leopold Groner mit einander; ihnen schließt sich als dritter Mitbewerber das Atelier des verstorbenen Habenicht an, von welchem eine Reihe Bucheinbände durch ihren Eigenthümer ausgestellt sind. Von Girardet sahen wir den Einband eines Ritterdiploms und den prachtvollen Buchdeckel zum Missale Romanum, der schon auf der zweiten Londoner Weltausstellung war, von Groner die Einbände zweier Ritterstandsdiplome, den Gebrüdern Klein und dem Herrn v. Keisler gehörig. Da zu diesen Arbeiten die Compositionen von wirklichen und bedeutenden Künstlern gemacht worden sind (zu den Girardet'schen von van der Nüll, zu den Groner'schen vom Architekten Groner, zu den Habenicht'schen, wenigstens theilweise, von Essenwein), so kam es für diejenigen, welchen die Ausführung oblag, auf die größtmögliche Vollendung der Arbeit an. In dieser Beziehung sind denn auch die Groner'schen Werke durchaus tadelsfrei, ein Lob für das Atelier, welches wir selbst nicht gering anschlagen, da wir nur zu gut wissen, welche Mühe es macht, Wiener Künstler dieser Art zur vollständigsten Genauigkeit und Sauberkeit der Arbeit zu bringen. Was man etwa den erwähnten beiden Diplomen vorwerfen könnte, liegt im Relief, welches so hoch gehalten ist, daß es mit seinen höchsten Punkten die schützenden Eckknöpfe überragt. Das im Farbeneffect reizend componirte Girardet'sche Missale Romanum würde ebenso vollendet zu nennen sein, wenn nicht die Genauigkeit und Schärfe der gravirten Linien zu wünschen übrig ließe. Weit zurück stehen im Punkte der Ausführung die Habenicht'schen Einbände, die gerade in viel strengerem Stil, wenn auch einfacher componirt sind; die Pressung des Leders läßt mehrfach die nöthige Schärfe vermissen, der Metallbeschlag ist nicht genau genug aufgesetzt, die Bemalung ist unsicher und nicht einmal glücklich in der Farbenwahl, was sicherlich nur eine Abweichung vom Entwurf des Künstlers sein kann. Somit fehlt eben das, was wir als das Wesentliche bei derartigen Arbeiten des Buchbinders bezeichneten, die Vollendung der Ausführung.

Am reichsten waren wohl bei dieser modernen Ausstellung des österreichischen Museums den ganzen Sommer hindurch die Arbeiten der Goldschmiede und Juweliere vertreten. Zuerst gedenken wir jenes prachtvollen Diamantenschmucks von Kobeck, der die Gestalt einer farben- und feuerfunkelnden Feder hatte. Mag immerhin diese Form, zu deren Herstellung es gewiß großer Geschicklichkeit bedurfte, künstlerisch nicht ganz zu rechtfertigen sein, so lassen wir sie uns doch gefallen, wenn sie so leicht und graziös gemacht ist, wie hier, und wenn, worauf es doch vor allem ankommt, das Licht der à jour gehaltenen Edelsteine zu herrlichster Wirkung gebracht wird. Und das konnte man diesem Schmuck nicht absprechen, der auch wunderbare Anziehungskraft auf schöne Augen und begehrliche Herzen

ausübte. Daneben standen zwei Caméen aus Opal mit den Köpfen Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin in Relief, verfertigt in der Edelsteinschleiferei von Goldschmidt. Wir erkennen an, daß der Opal wegen leichten Ausspringens sich gerade zu Medaillons schwer verarbeiten läßt und daß deßhalb diese Caméen Meisterwerke der Technik sind; auch sind die verwendeten Steine wunderschöne Exemplare ihrer Art. Aber es ist bei diesen Kunstwerken ein anderer Umstand, an welchem wir Anstoß nehmen. Die Schönheit des Opals besteht in seinem eigenthümlichen schillernden Spiel von Licht und Farben, welches an sich schon so bedeutend ist, daß es dem Opal seinen Werth verleiht und dem Beschauer hinlänglich Genuß gewährt. Das ist auch bei den in Rede stehenden Exemplaren der Fall. Aber eben dieses farbige Lichterspiel, je schöner und reizender es ist, je mehr verhindert es die Betrachtung und den Genuß der zweiten Kunst. nämlich des Reliefs. Vor dem Schimmer und den Reflexen kostet es Mühe, nur der Portraits ansichtig zu werden. Man hat es diesmal zu gut machen wollen, aber das Bessere ist der Feind des Guten.

Von Ratzersdorfer sehen wir eine ganze Reihe kleiner Goldschmiedarbeiten: Becher, Kämmchen, Schalen, ein Crucifix u. dgl., mit Email, Edelsteinen, Bergkrystall reichlich verziert, welche in Art der späteren, phantastisch freien Renaissance gehalten sind. Wir wissen nicht, in wie weit sie auf alten Zeichnungen oder auf Nachahmung beruhen, aber man muß ihnen zugestehen, daß sie ihren imitirten Stil äußerst glücklich treffen und manchen Kenner in Verlegenheit setzen können, zumal sie meist eben so geschickt, wie delicat gearbeitet sind. Diese Arbeiten sind der Beachtung in hohem Grade werth. Neben ihnen stehen drei größere, aus vergoldetem Silber getriebene Becher, ausgestellt unter dem Namen von Theuer u. Sohn, welche ebenfalls die Zeit um 1600 imitiren, aber mit weniger Glück. Allerdings täuschen sie im Anfang durch die Farbe des Alters, welche man dem Metall recht geschickt beigebracht hat, aber das Ornament ist für den Stil, dem sie angehören sollen, zu wild und eine Menge Details stehen mit der Zeit im Widerspruch. So z. B. ist eine Inschrift, welche des Grafen Niclas Zriny gedenkt, in moderner Cursivschrift und in ungarischer Sprache, statt in lateinischer, gehalten. Ferner finden sich Schildformen darauf, welche den Zopfheraldikern oder gar den Illustrationskünstlern der Ritterromane angehören, und Costüme, welche Cornelius für seine Nibelungen erfand und die seitdem in der Münchner Historienmalerei, in Geigers Memorabilien und sonst überall in Anwendung geblieben und so allmälig in den Geruch der Echtheit gekommen sind.

In einem besonderen Kasten befinden sich ferner eine Anzahl eigener Silberarbeiten von Theuer u. Sohn, ein paar Trinkhörner, mehrere Kästchen, Becher u. s. w., theilweise mit Figuren und ganzen Scenen in Hochrelief naturalistisch verziert oder mit einem Ornament bedeckt, das sich wohl einigermaßen dem Rococo nähert, aber schwer sich beschreiben läßt. Es ist somit kein Stil darin, sondern es ist reine Modesache, eine moderne Mode, die jedoch schon vor dem neuen Geist, der sich heute in der Ornamentik regt, zu veralten anfängt. Um gegen diese

Weise zu polemisiren, müßten wir uns auf Erörterung von Principien einlassen, was uns hier zu weit führen dürfte. Demselben Genre, einer Verbindung von Naturalismus und Rococo, gehört auch ein großes silbernes Gefäß an, welches seiner Form nach eine Suppenschale zu sein scheint, und dem FML. v. Ritter als Ehrenpreis für Verdienste um Veredlung der Pferdezucht gegeben worden ist. Es ist eine Arbeit von Emil Biedermann. Der gleiche Kasten enthält noch eine Arbeit von Fischer in theilweise vergoldetem Silber, welche eine von Säulen getragene Tempelhalle vorstellt, unter welcher sich die beiden Kaiser nach der Schlacht von Solferino die Hand des Friedens reichen. Wenn wir sagen, daß es ein historisches Monument ist, in der Größe von wenigen Zollen ausgeführt, so ist darin schon die Kritik enthalten. Eine solche Idee soll eben nicht in Zollgröße und in diesem Material ausgeführt werden: jedem Künstler ist bekannt, daß der Maßstab mit der Größe oder Großartigkeit des Gegenstandes im Verhältniß stehen muß.

Mit Vergnügen sahen wir bei unserem letzten Besuch im Museum auch jenen Pocal ausgestellt, welchen die Stadt Wien dem Conservator k. Rath Camesina verehrt hat. Bekanntlich rührt die Zeichnung dazu vom Dombaumeister Fr. Schmidt her, die treffliche Ausführung aber ist ein Werk von Brix u. Anders. Der Gedanke zu diesem Pocal oder vielmehr zum Deckel, welcher eine schlank und luftig aufstrebende Burg darstellt, ist originell und geistreich erfunden: die Form weicht dadurch zwar von dem, was man sonst als Deckel eines Pocals findet, gänzlich ab, wir wollen sie uns aber im einzelnen Fall gefallen lassen, wenn dadurch die bestimmte Beziehung zwischen dem Geschenkgeber und dem Beschenkten angedeutet wird; nur nachahmen kann man dergleichen nicht.

An die Arbeiten der Goldschmiede schließen wir die vortrefflichen Musterbeispiele kleinerer Plastik von dem Hofgraveur Jauner, sämmtlich in oxydirtem Silber ausgeführt, alle fein und fleißig durchgeführt und durchaus anerkennenswerthe Sachen, wenn auch einige Fehler in der Composition vorhanden sind. So z. B. ist bei dem Hauptstück, der Statuette der Kaiserin Maria Theresia, die Haltung der Figur, namentlich was Kopf und Hals betrifft, etwas zu steif, und bei dem Kampf mit dem Drachen muß St. Georg das Unthier entweder mit dem Degenknopfe treffen oder mit der flachen Klinge, die außerdem zu groß ist. Wenn wir an dieser Stelle noch des hübsch ausgeführten Emailaltärchens von Chadt (Eigenthum des Allerhöchsten Hofes) gedenken, welches nur in der Malerei etwas zu süßlich ausgefallen ist, so haben wir die Reihe der Metallarbeiten, so weit unsere Erinnerung reicht, erschöpft.

In Glas imponiren uns zunächst die beiden großen Candelaber von Krystallglas aus der Lobmayr'schen Fabrik. Wer das Glück gehabt hat, dieselben im Sonnenschein oder nur im hellen Licht gesehen zu haben, wird sich ihrer prachtvollen Wirkung nicht haben entziehen können. Diese Wirkung beruht auf dem fast in allen Theilen durchgeführten Princip prismatischer Schleifung und der dadurch veranlaßten Lichtbrechung, welche ein Meer von funkelnden Farben hervorruft — eine durchaus richtige Verwendung des Krystallglases, die noch lange nicht genug

in der Kunstindustrie benützt worden. Von Lobmayr sehen wir ferner eine Reihe bemalter Glasgefäße, welche die gleiche Art aus dem 16. und 17. Jahrhundert imitiren, ohne indeß die Leichtigkeit und das milde Grün erreichen zu können. Die neuen Gläser sind bunter und greller. Auch ein Glasgemälde finden wir ausgestellt, ein Madonnenbild aus der Fabrik von Mader, Stadl u. Neuhauser in Innsbruck. Es ist in diesem Werk die musivische Art der Alten ziemlich verlassen worden und durch den Auftrag der Farben auf beiden Seiten mehr eine zusammenhängende Malerei entstanden, so daß die Zeichnung weniger durch Verbleiung unterbrochen ist. Wenn wir auch annehmen, daß sich in Farbe und Zeichnung bessere Muster als das vorliegende herstellen lassen, so glauben wir doch nicht, daß diese neue Art der Glasmalerei die richtige ist, denn die größere Feinheit, die sich so erreichen läßt, ist bei kirchlicher Verwendung nicht bloß überflüssig, sondern schadet sogar noch der Wirkung von Farbe und Licht, worauf es doch in erster Linie ankommt.

An einer ähnlichen Verkennung leidet eine mit unendlichem Fleiße in Stroh musivisch durchgeführte Abbildung der Stephans-Kirche von Franz Otto in Linz. Wir erkennen die Mühe und die Geschicklichkeit gerne an, aber da doch das Ziel ein Bild der Kirche ist: warum in einem so verzweifelten Material durchführen, was man hundertmal einfacher und billiger haben kann? In dieses Genre gehört auch ein Halsband aus durchbrochen ornamentirten Kirschen- und Marillenkernen, eine Arbeit des Xylographen Riewel. Das Interesse solcher Werke knüpft sich an die Geduld, den Fleiß, die Sauberkeit und Nettigkeit der Arbeit. Es ist zu allen Zeiten diese Kleinkunst geübt worden und es hat zu allen Zeiten Liebhaber dafür gegeben; wir wünschen gern, daß auch der Stephans-Dom und das Halsband die ihrigen finden. Dabei sei denn auch des Vaterunsers gedacht, eines Musters der Schönschreibekunst von A. Kirschner, diesmal nicht schwarz auf weiß, sondern weiß auf schwarz, und zwar so hergestellt, daß aus dem schwarz überzogenen Papier die weiße Schrift gewissermaßen herausradirt worden; endlich noch der großen Tischplatte aus Kehlheimer Stein von A. Batsche, einer nicht ganz neuen Arbeit, welche so überreich mit feinen Ornamenten bedeckt ist, daß darüber die Gesammtwirkung zu Grunde geht.

Die Besprechung der Stickereien und Webereien haben wir uns bis zum Schlusse aufgespart. In dieser Beziehung sahen wir Vorzügliches und auch ganz Verfehltes. Um des technischen Interesses willen erwähnen wir zuerst die Kriegsfahnen vom Seidenzeugfabricanten Wojtech, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sie auf den beiden Seiten eines und desselben Stoffes zwei verschiedene Muster zeigen, welche nur durch ein künstliches Verfahren in der Weberei darauf hervorgebracht sind. Zu dem Verfehlten gehörte ein großer Fußteppich in gröbster Straminstickerei mit einem ungeheuren, ins Kolossale übertriebenen und doch naturalistisch gehaltenen Blumenbouquet auf schwarzem Grunde. Diese Arbeit zeigte so recht das Mißverhältniß der aufgewendeten Mühe, dem danach berechneten Preise und dem künstlerischen Resultate. Gleich verfehlt in Manier und Farbe und un-

vollkommen in ihrer Art war eine Stickerei in Seide und Chenillen von Karoline Ring, welche eine Landschaft mit figürlicher Scene vorstellte. Von ähnlicher Art, wie der erwähnte Fußteppich, obwohl nicht ganz so verfehlt, ist neuerdings erst eine große Altardecke zur Ausstellung gelangt, welche von verschiedenen Damen auf der Landstraße für die Pfarrkirche daselbst gearbeitet worden. Sie ist ebenfalls in Straminstickerei mit Wolle gehalten, eine höchst umfangreiche Arbeit. Leider ist sie in der Färbung zu bunt gehalten, und die Ornamentation mit Blumenbouquets zeigt einen, wie uns bedünkt, der Kirche nicht geziemenden Naturalismus. Fräulein Mirani hat mit Recht einen anderen, mehr künstlerischen Weg einzuschlagen versucht und in der „Manier der Alten" eine Blumenstickerei für eine Schreibmappe ausgeführt, nur will die naturalistisch-moderne Zeichnung zur alten Manier nicht passen. Mit Entschiedenheit und Glück hat Giani sowohl in Weberei, wie in Stickerei für kirchliche Stoffe und Gewänder den Weg der Alten betreten. Die Reinheit und Stilgetreue der Muster, welche meistens dem 15. Jahrhundert angehören, die Sorgfalt der Ausführung, die Schönheit der Farben lassen wenig zu wünschen übrig. Wer die reiche Collection, die er wechselnd ausgestellt hat, sich einigermaßen näher angesehen, wird sich der Ueberzeugung nicht entschlagen können, daß in dieser Nachahmung oder Wiederbelebung der mittelalterlichen Weise für Kirchenstoffe mit einfacheren Mitteln weit größere und kunstgerechtere Effecte erzielt werden, als mit dem unverständigen Aufwande, den die moderne Kirchenparamentik heute macht, und daß eben auf dem eingeschlagenen Wege eine Reform nöthig ist und auch ganz gewiß vor sich gehen wird.

Ein Beispiel einer anderen rühmenswerthen Neuerung hat die Teppichfabrik von Philipp Haas u. Söhne ausgestellt. Diese Fabrik hat seit einem Jahre etwa angefangen, bei uns in Oesterreich zum ersten Male große Teppiche nach Smyrnaer Art zu weben, wie es die Franzosen, die Belgier schon längere Zeit in Uebung haben. Ein solcher Fußteppich von Zimmergröße (14 bis 18 Fuß), in einem Stück gewebt, war längere Zeit im Museum ausgestellt. Bei diesem Muster war nicht bloß die Technik und moosige Weichheit des Stoffes der Orientalen nachgeahmt, sondern auch die Zeichnung der Ornamente und die Farbenzusammenstellung. Bekanntlich ist dabei das Ziel der Orientalen, durch Vermischung und Durchdringung einer sehr großen Anzahl von Farben und Farbentönen, die sich auf kleine Räume vertheilen, eine allgemeine schimmernde Harmonie zu Stande zu bringen. Es darf dabei keine Farbe zu lebhaft aus dem Ganzen heraustreten. Dasselbe Princip war auch bei dem in Rede stehenden Teppich mit großem Glück eingehalten, nur daß vielleicht das höchste Roth in der Mitte ein wenig zu stark „herausknallte". Wenn wir sonst noch etwas an diesem übrigens gelungenen Stücke auszusetzen gehabt hätten, so war es die Bordüre, welche in eine Anzahl paralleler Bänder zerspalten war, statt daß sie, in der Art des altpersischen Teppichs in demselben Museum, ein einziges breites Muster mit einfassenden Säumen hätte zeigen sollen.

Hiemit ist unsere Rundschau abgeschlossen, indem wir diejenigen Gegenstände, welche nicht österreichischen Fabricates sind, so wie diejenigen, welche mehr der reinen Kunst angehören, wie die Zeichnungen von Joseph **Manes** für die Bronzethüren der Kirche in Karolinenthal, für diesmal aus unserer Besprechung hinweglassen. Da wir voraussetzen, daß die den Industriellen vom österreichischen Museum gebotene Gelegenheit, ihre besten Werke dem Publicum vor Augen zu führen, auch fernerhin benützt werden wird, so wird es uns wohl nach einiger Zeit an Stoff zu einer zweiten Revue nicht fehlen. O. G — — n.

Tbg. (Neuere Brochurenlitteratur.) „Die Magistratur im französischen Vormundschaftsrecht" von Dr. J. Schenk. Wien 1864. (Verlag von Manz.) Die vorliegende Abhandlung, der Separatabdruck eines Aufsatzes in der diesjährigen „Notariatszeitung", ist als eine Fortsetzung der Arbeiten zu betrachten, mit denen der Verfasser sich seit längerer Zeit mit anerkennenswerthem Eifer und nicht ohne äußere Erfolge beschäftigt. Seine Studien über den Familienrath haben mehrfache und verdiente Beachtung gefunden, und so war es für ihn in manchem Sinne Pflicht, einestheils die Lücken der früheren Darstellung zu ergänzen, andererseits Untersuchungen fortzusetzen, deren eminente praktische Bedeutung eben in der jüngsten Zeit wiederholt in den Vordergrund getreten ist. Das nun erschienene kleine Schriftchen, dem eine zweite Abtheilung nachfolgen soll, sucht die Wirksamkeit der französischen Magistratur im Vormundschaftsrecht des Code darzustellen. Die Resultate, die der Verfasser dabei gewinnt, sind ungefähr folgende: Voraussetzung einer entsprechenden Judicatur ist das mündliche öffentliche Verfahren (siehe besonders S. 5 und 43 ff.) und die Befreiung von allen überflüssigen Beweisregeln (S. 3); besonderes Gewicht ist mithin auf das freie Ermessen des Richters zu legen. Im französischen Rechte scheint dem Verfasser, der allerdings erklärt, weder für noch gegen das Institut schreiben zu wollen, diesen Voraussetzungen im wesentlichen genügt zu sein. Die zahlreichen Entscheidungen, welche er mittheilt, weisen in der That eine äußerst freie und uneingeschränkte Bewegung des Richters nach. Gleich über die Cardinalpunkte der Frage, über die Normen, welche die Gültigkeit der Beschlüsse des Familienrathes betreffen, giebt der Code keine Auskunft, wohl aber ist im Allgemeinen als Fundamentalsatz der Judicatur anzunehmen, „daß die Tribunale in der Beurtheilung der Gültigkeit eines Familienrathsbeschlusses sich einzig und allein durch das Interesse des Minderjährigen leiten zu lassen haben. Nur die ausdrücklich, unbedingt vom Code angeordneten Vorschriften dürfen nicht übergangen werden, alle übrigen können, aber sie müssen nicht die Nichtigkeit herbeiführen. Die jeweiligen Umstände sind es, deren Würdigung im einzelnen Falle den Tribunalen obliegt". Obwohl also beispielsweise der Grundsatz gilt: „La parenté doit être épuisée avant qu'on recoure aux amis", wäre es nichtsdestoweniger falsch, zu sagen: die Berufung, respective Theilnahme von Nichtverwandten ist ein Nichtigkeitsgrund. Die Mehrzahl von Entscheidungen sprach sich, wenn sonst nicht Nebenumstände in Betracht gezogen wurden, für die Gültigkeit aus (vgl. S. 6 ff.). Aehnlich erscheint die Nähe des Grades der Verwandtschaft oder Schwägerschaft einmal als wesentlich, das andere Mal nicht, kurz es tritt der schon erwähnte Grundsatz immer wieder hervor, daß „die Nichtigkeit, die sonst erfolgen würde, dann nicht erfolgt, wenn durch die Aufhebung des Beschlusses den Interessen des Pupillen zu nahe getreten würde" (S. 13). Im Allgemeinen mag also der Verfasser mit gutem Rechte

finden, daß das französische Vormundschaftsrecht trotz aller principiellen Gesichtspunkte ein Utilitätsgedanke durchzieht, wie unser österreichisches Erbrecht analog die Rücksicht auf die Gültigkeit des letzten Willens. Hieher gehört größtentheils, wenigstens was die Durchführung anbelangt, die zweite Grundidee dieses Vormundschaftsrechtes, nämlich das Bestreben, im guten Glauben unternommene Rechtshandlungen, so weit nur immer möglich, aufrecht und gültig zu erhalten. — So weit die Schrift, in deren Details wir hier natürlich nicht eingehen können. Doch möge nicht unbemerkt bleiben, daß der Verfasser der Annahme, in der Reception eines dem französischen Familienrathe analogen Institutes liege eine Gefahr für die Machtfülle der Gerichte, entschieden und mit völlig ausreichenden Gründen entgegentritt, endlich eine sehr eingehende Schilderung der Stellung des Friedensrichters entwirft. Im Ganzen ist die Abhandlung ein durchaus willkommener Beitrag zur Lösung der angeregten Frage.

„Zur Staats- und Strafrechtsphilosophie, nebst einem Capitel über Socialpolitik" von Dr. Eduard Löwenthal. Berlin 1864. (Im Selbstverlage.) Der Verfasser, der bereits in einem Werke: „System und Geschichte des Naturalismus", das große Publicum mit einer Reihe sehr unklarer und confuser Ideen erfreut hat, schreitet in der vorliegenden Schrift auf dem betretenen Wege rüstig weiter. „Die bei dem menschlichen Selbstformirungsprocesse sich geltend machende Selbstbeharrung, auf der das Werden des Geistes beruht, ist das, was wir Willen nennen". „Die gesellschaftliche Außenbeharrung ist eine combinirte Selbstbeharrung, deren nächste sociale Form der Staat ist. Dieser hat wiederum seine Gesammtselbstbeharrung, seine Selbstform, seinen Gesammtselbstbeharrungsgrad, seinen Gesammtselbstformirungsproceß, seine Gesammtselbstformirungsnorm" ꝛc. — das sind Sätze, welche sich dutzendweise wiederfinden und der Kühnheit und Phantasie des Herrn Dr. Löwenthal, was die Handhabung der deutschen Sprache anbetrifft, mindestens eben so viel Ehre machen, als der Originalität seiner staatsphilosophischen Anschauungen. Daß der Einzelwille gilt, so weit man ihn gelten läßt, wird folgendermaßen ausgedrückt: „Der Wille ist an sich frei — was aber nicht mit der Außenbeharrung des absoluten Seins oder anderer Individuen in entsprechender Berührung steht, reibt sich an dieser Außenbeharrung (der Natur und Gesellschaft) auf, wird von deren Ueberwiegen unterdrückt". Hiezu ist in Klammern gesetzt: „Symbolische und causative Bedeutung der Schicksals- und Vergeltungsidee". — Ein gegen die Fortschrittspartei, speciell Schulze-Delitzsch gerichtetes Schlußcapitel, das übrigens manches Richtige enthält, documentirt den Verfasser als einen verworrenen Anhänger Lasalle'scher Lehrmeinungen.

S. Navigazione nei porti austriaci 1861. Triest 1863. Es muß wiederholt und aufs nachdrücklichste betont werden, daß auch die beste statistische Arbeit allen Werth verliert, wenn sie so verspätet erscheint, daß sie inzwischen von Arbeiten ähnlicher Art überholt wird und ihre Angaben das Interesse der Neuheit entbehren. Gilt dies schon bei statistischen Mittheilungen im Allgemeinen, so ist es bei Arbeiten, welche Commerz und Verkehr betreffen, bei den Mittheilungen der Handelskammern noch in erhöhtem Grade der Fall; nur sehr schnelle Publication giebt solchen Berichten Werth. Ein solcher kann demnach der vorliegenden Arbeit nur in beschränktem Maße zugesprochen werden, denn was sie bringt, ist völlig veraltet. Drei Jahre nach dem Zeitpunkte der Aufschreibung, mehr als zwei Monate nachdem die statistische Centralcommission bereits die Ergebnisse von 1862 veröffentlichte, hinkt die Triester Handelskammer oder Börsendeputation mit der Nachweisung des Schifffahrtsverkehres in den österreichischen Häfen 1861 nach. Die Schifffahrtstabellen der meisten Seestaaten sind ihr weit zuvorgekommen, England hat sein „Annual statement of the trade and navigation of the United Kingdom in the year 1861", einen 500 Seiten umfassenden Folioband, im Jahre 1862 erscheinen lassen. Es läßt sich daher die Publication der Triester Handelskammer völlig entrathen, denn was sie enthält, haben wir schon früher bis auf eini-

ges Detail in den „Uebersichtstafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie" gefunden, und sind durch diese Quelle in der Lage, die Schifffahrt und den Seehandel Oesterreichs bis Ende 1862 zu verfolgen. Wir haben daraus entnommen, daß auch 1862 der Rückschlag noch nicht überwunden war, welchen der österreichische Seeverkehr durch den italienischen Krieg erfahren hat, denn wenngleich die Zahl der verkehrenden Schiffe und ihre Tonnenzahl steigt, so sinkt doch der Werth der verschifften Waaren von Jahr zu Jahr; er hat bei der Einfuhr 1861 um 12·5 und 1862 um 7·5 Millionen, bei der Ausfuhr 1861 um 4·4 und 1862 um 3·0 Millionen Gulden abgenommen. Den bedeutendsten Rückgang zeigen 1861 in der Einfuhr Webestoffe, dann Metall-, Glas- und Steinwaaren um je 4, Thiere um 3·2 und Südfrüchte um 2 Mill. Gulden, bei der Ausfuhr Gewebe, dann Fette und Oele um je 2·6, Getränke, Arznei- und Farbstoffe jedes um mehr als 1 Mill. Gulden. Gestiegen sind dagegen bei der Einfuhr Colonialwaaren um 2·8 und Gewebe um 2·9 Mill., bei der Ausfuhr Getreide um 4·6, Brenn- und Werkstoffe um nahezu 1 Mill. Gulden. Diesem Werthrückgange gegenüber scheint der gesteigerte Schiff- und Tonnenverkehr widersprechend, doch erklärt den letzteren einerseits die gesteigerte Zahl der handelsunthätig verkehrenden Schiffe, welche sich 1862 gegen 1860 um 1675 bei der Einfuhr und 1649 bei der Ausfuhr vermehrt haben, andererseits der Umstand, daß jedes einzelne Schiff so oft zur Aufschreibung gelangt, als es Küstenpunkte berührt, was insbesondere bezüglich der vielfach landenden Dampfschiffe eine Steigerung hervorruft.

* Zu den vielen technischen Journalen der Gegenwart gesellt sich auch ein „Archiv für Buchdruckerkunst", herausgegeben von dem Buchdrucker Waldow in Leipzig. Dasselbe wird neben den technischen auch wissenschaftliche auf die Geschichte des Buchdruckes bezügliche Beiträge liefern. So steht eine größere Abhandlung von August v. Eye über den „Holzschnitt als geschichtliche Macht" in Aussicht.

ω Unter den vielen Gelegenheitsschriften zur heurigen Shakspeare-Feier möchten wir gerne ein größeres Publicum auf folgende sehr klar und warm gehaltene Charakteristik des Dichters aufmerksam machen: „William Shakspeare. Eine biographische Studie von Dr. Adolf Bekk". München 1864, Fleischmann. Um das Büchlein (84 Seiten) möglichst durch sich selbst zu kennzeichnen, stellen wir folgendes in demselben Aufgelesene zusammen: „Den Künstler macht das Herz, die Liebe ist das schöpferische Princip, das aus dem Chaos wogender Vorstellungen ein schönes Bild der großen Gotteswelt gestaltet. Und aus diesem Grunde wird ein Meister der Kunst auch ein Meister des Lebens sein. — Gewiß ist, daß Shakspeare Alles nur sich selbst zu verdanken hatte. — Er erlebte, was er lernte. — Künstlerische Production war Bedürfniß seiner Natur, gewissermaßen ein Ersatz für die weltbewegenden Thaten, die ihn unter anderen Umständen als Staatsmann, Feldherr oder wozu man ihn geboren nennen könnte, als König eines großen Volkes nicht minder denn als Dichter unsterblich gemacht hätten. — Wir werden nicht irren, wenn wir in „Hamlet" zum guten Theil eine Selbstschilderung des Dichters, eine Offenbarung seiner Gemüthsart vermuthen. — „Der echte Dichter denkt, aber er denkt nicht nach", sagt Schlegel treffend, und einer dieser echten, in der gesammten Geschichte der Menschheit nur äußerst spärlich auftretenden Dichter war unser William. — Zu seinen historischen Stücken gehalten, erscheint jede noch so quellenmäßige Geschichtschreibung als Dichtung, seine Dichtung aber als Wahrheit, weil er die Seelen der Menschen, die geheimste Werkstätte ihrer Triebfedern bloßlegt, die Natur ihrer Handlungen, ihre organische Wesenheit enthüllt. — Wir begreifen stets besser, wie Shakspeare nimmer nach dem Maße unserer deutschen idealistischen Schwärmer, Weltschmerzler und Kraftgenies zu messen ist, wie dem jungen Familienvater vor allem darum zu thun sein mußte, für Weib und Kind und für die enttäuschten armen Eltern zu sorgen. — Sich

geschäftlich zu betheiligen und Geld zu verdienen, das hielt unser Dichter nicht im entferntesten für eine Herabwürdigung seines Geistes. — Er kehrte doch immer wieder zu seinen Büchern zurück". Man sieht, es ist der wahrhaft humanistische Standpunkt, von welchem aus über Shakspeare gesprochen wird, jener Standpunkt, auf dem man den großen Dichter nur aus dem ganzen Menschen zu erkennen trachtet und in der echten Dichtung das Selbstbekenntniß einer bestimmten Lebensepoche erblickt, in Consequenz dessen aber auch zur Erklärung des Kunstwerkes die genaueste Durchforschung der Erlebnisse für unumgänglich nothwendig erachtet.

* Drei stattliche Bände, angeblich den „Briefwechsel Alexander v. Humboldts mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858" enthaltend, welche vor einem Jahre bei Costenoble in Jena erschienen sind, machen viel von sich sprechen, aber nicht im Sinne eines guten Werkes, sondern eines auf herbe, unwürdige Täuschung berechneten Unternehmens, und erstaunt frägt man, wie Berghaus, ein auf dem Gebiete der geographischen Wissenschaft geachteter Name, die Hand dazu bieten konnte. Mußte es schon überraschen, daß Alexander v. Humboldt, dessen Zeit so vielfach in Anspruch genommen war, mit einem einzelnen Manne eine Correspondenz von dem Umfange dreier großer Octavbände geführt hatte, so konnte man noch nicht ahnen, daß mit dem Begriffe des Wortes „Briefwechsel" hier der ärgste Mißbrauch getrieben wurde. Die Zahl der in dem Werke enthaltenen Briefe Humboldts ist nämlich eine ganz geringe und auch deren Inhalt großentheils ohne Bedeutung für die Charakteristik des berühmten Mannes. Um nun diesen „Briefwechsel" zu drei Bänden auszuspinnen, hat Berghaus in die Sammlung alle jene Aufsätze aufgenommen, welche ihm von Humboldt für seine geographischen Zeitschriften „Hertha" und „Annalen der Erdkunde" mitgetheilt worden sind, darunter auch solche Aufsätze, welche nicht von Humboldt selbst herrühren, sondern nur durch seine Vermittlung in jenen Zeitschriften eine Stelle finden sollten. Ja Berghaus erlaubte sich noch mehr. Ein paar Worte in einem Humboldt'schen Billete über einen Herrn Dr. Bialloblotzky, welcher im Jahre 1848 eine verunglückte Expedition nach Ost-Africa unternahm, giebt ihm Veranlassung, sämmtliche darauf bezügliche Circulare von Charles Beke, der das Unternehmen patronisirte, ja sogar das Verzeichniß der englischen Subscribenten zu dieser Reise abdrucken zu lassen. Und zu solch' einem Unternehmen fand sich ein Verleger, und zwar eine Firma von gutem Rufe!

---

* Die mittlere Attika des herzoglich Coburg'schen Palais in Wien wird, wie die „Recensionen für bild. Kunst" berichten, mit drei großen Sandsteinfiguren geschmückt, welche von dem Bildhauer Mitterlechner ausgeführt werden.

* Die in der Kreuzcapelle in der Postgasse zu Prag gefundenen Brakteaten gehören, wie die „Pol." mittheilt, der überwiegenden Mehrzahl nach dem Zeitalter Ottokars II. an. Der Fund erhält dadurch besonderes Interesse, daß diese Brakteaten ohne Ausnahme Böhmen angehören und die Reihe schon bekannter trefflich completiren, auch bestätigen sie mehrere von Numismatikern aufgestellte Hypothesen und bilden demnach einen werthvollen Beitrag zur heimischen Münzkunde. — Nachträglich wurden abermals zwei kleinere und vorzüglich erhaltene Brakteaten im Schutte außerhalb der Capelle aufgefunden, und zwar gehört eine der Hohlmünzen ebenfalls der Zeit Ottokars II. an, die andere zeigt drei Stadtthürme mit zwei Bischofsköpfen darunter. Außer diesen wurde ein $2^1/_4$ Ducaten schweres, gehenkeltes, mit dem Christusbilde auf der Avers- und dem

Marienbilde auf der Reversseite geschmücktes, der neueren Zeit angehöriges Medaillon ausgegraben.

* In Berlin wurde am 4. September die große Kunstausstellung in der königlichen Akademie der Künste eröffnet. Der Katalog enthält 853 Nummern, welche sich auf Werke der Malerei, Plastik, Kupferstechkunst, auf architektonische Zeichnungen und eine kleine Anzahl von Lithographien und Holzschnitten vertheilen. Gegenüber früheren Ausstellungen, in denen die Zahl der ausgestellten Werke sich auf mehr als 1500 belief, ist der quantitative Rückgang sehr auffallend.

* In Quedlinburg, der Geburtsstadt Karl Ritters, wird auf Kosten der Einwohner ein Denkmal, bestehend aus einer in Erz gegossenen großen Büste zu Ehren des berühmten Geographen errichtet. Das Modell der Büste ist von dem Bildhauer Uhlenhuth in Berlin verfertigt und wird als sehr gelungen gerühmt.

* Ueber die jüngst vollzogene Abtragung des alten Hochaltars in der Welehrader Kirche wird Folgendes mitgetheilt: Da einer Notiz in „Středowky's Sacr. Mor. hist." zufolge in diesem Altar jener Stein eingemauert worden sei, auf welchem von den Nedakonitzer Taboriten im Jahre 1421 ein Scheiterhaufen errichtet wurde, darauf dann der damalige Abt Johann II. nebst noch vier anderen Mönchen lebendig verbrannt worden sind, so richteten wir unser Augenmerk vorzüglich auf diesen Gegenstand.

Nach Abnahme des Tabernakels und der übrigen über der Mensa befindlichen Sachen kam man auf eine dünne Steinplatte, die eine viereckige Höhlung in dem tieferen Mauerwerke deckte. Aus der letzteren wurde dann ein viereckiges Kästchen aus Stein herausgenommen. In diesem war eine ganz mit rothem Wachse überzogene, würfelförmige Blechbüchse aufbewahrt. Nach Ablösung des Wachses fand man sie kreuzweise mit einem rothen Bändchen gebunden und die Bindstelle gesiegelt. Da das bischöfliche Siegel unverletzt war, so wurde die Büchse, die ohne Zweifel Reliquien enthält, nicht geöffnet.

Nach weiterer Wegnahme von zwei Schichten Ziegeln kam man in der That auf eine 1 Klafter lange, 5 Schuh breite und 1 Schuh dicke Platte von Sandstein, die deutliche Spuren von Feuer an sich trägt. Auf der Vorderseite ist sie sauber ausgekehlt und mochte einstens als Mensa gedient haben. Und diese Steinplatte ist diejenige, auf der die oben berührte Verbrennungsscene stattgefunden hat. Man beabsichtigt, dieselbe als Grundstein für den neuen Altar zu belassen, was auch die Pietät gegen die einstigen Märtyrer und den interessanten Gegenstand ohnehin verlangt. Sonst fand sich nichts Merkwürdiges vor.

---

* (Böhmische Litteratur.) Indem wir die zahlreich erscheinenden Schriften belehrenden und unterhaltenden Inhalts, wobei Originalarbeiten noch immer von Uebersetzungen überwogen werden, übergehen, wollen wir einige interessantere Erscheinungen auf dem Gebiete der Belletristik und der Wissenschaft aus der jüngsten Zeit registriren. Vor Allem ist der Umschwung bemerkenswerth der in der erzählenden Litteratur eingetreten ist; während bis auf die jüngste Zeit der historische Roman, dessen Hauptrepräsentant J. Tyl gewesen und dessen eifriger Pfleger Chocholoušek vor kurzem mit Tod abgegangen, verwaltete, wenden sich die jüngeren Kräfte vorwiegend dem socialen Roman zu; so Gustav Pfleger-Moravský, dessen jüngste Producte die beiden Romane „Ztracený život" (Verlornes Leben) und „Z malého světa" (Aus der kleinen Welt) sind;

so die Frau Karoline Světlá, so Karl Sabina u. A. Von Gedichten ist Boh. Janda's „Jan Talafús z Ostrova", ein episches Bild aus dem 15. Jahrhundert, von Dramen V. Bléks Lustspiel „Šachy" erwähnenswerth. Der bekannte Litterarhistoriker V. Nebeský hat an seine jüngste Publication „Španělské romance" eine Sammlung neugriechischer Nationalgesänge „Novořecké národní písně" angereiht und J. Fr. Spindler eine Uebersetzung von Meißners „Žižka" geliefert.

Nicht uninteressant sind die Beiträge zur musikalischen Litteratur. Während Erbens „Napěvy prostonárodních písní českých" (Melodieen böhmischer Volkslieder) mehr als 800 Melodieen zu Nationalliedern bieten, befaßt sich das Sammelwerk „Hudební památky" von Zvonař mit Musikstücken der älteren Perioden und bietet das von Jos. Müller und Sigm. Kolešovský redigirte Werk „Hlas varhan" (d. i. Orgelbegleitung zu dem vom Canonicus Bradáč auf Kosten der Nepomucenischen Hereditat herausgegebenen Cantionale) das Ganze des Kirchengesanges älterer und neuerer Zeit.

Die in vergangenen Zeiten so eifrig gepflegte Reiselitteratur macht sich neuerdings durch einige Schriften bemerkbar, als da sind: Krejčí's „Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Belgien und England im Jahre 1862" und Dr. Frič's „Zwei Reisen nach London", welche beide Reisebeschreibungen sich vornehmlich mit dem Schulwesen und der Industrie befassen, während Neruda's „Pariser Bilder" das sociale Leben schildern.

Die Litteraturgeschichte ist durch ein weiteres Heft des von K. J. Erben redigirten, von der Matice herausgegebenen „Výbor z literatury české" (Auswahl von Schriftstücken aus der böhmischen Litteratur) vertreten, welches Musterstücke aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts enthält; von Čelakovský's „Litterarischen Briefen" ist das vierte Heft erschienen.

Um auf die Geschichte überzugehen, so sind außer zwei Monographieen: „Geschichte der Stadt Přeštic" von P. Říčak und der „Chronik von Trutnau" aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Chr. Weirich, nachbenannte Schriften zu verzeichnen: das vierte und fünfte Heft des fünften Bandes von Palacký's „Archiv český", Schriftstücke und Urkunden aus der Wladislai'schen Periode umfassend, mit dem Sachregister zum fünften Bande. Ferner das erste Heft des großen, bisher nur aus Bruchstücken bekannten historischen Werkes Paul Skála's aus dem 17. Jahrhundert, die Ereignisse in Böhmen seit Anfang des 17. Jahrhunderts bis in den dreißigjährigen Krieg hinein darstellend. Skála's Werk, redigirt von K. Tieftrunk, bildet die zweite Serie des Gindely'schen Sammelwerkes: „Monumenta historiae bohemica". — Mit dem zwölften Hefte schließt der zweite Band der „Starožitnosti a památky země české" (Alterthümer und Denkmäler) von Mikovec, fortgeführt von Zap, ab. — Kaum ist dieses Werk zum Abschlusse gekommen, beginnt die Herausgabe einer ähnlichen Publication des Archäologen Prof. Schmitt: „Obrazy starožitných staveb v Čechách" (Abbildungen alter Baudenkmäler in Böhmen).

Zur Erinnerung an die vorjährige Cyrill- und Methudius-Feier hat Jos. Ružicka einen unveränderten Wiederabdruck der Kralicer Brüderbibel veranstaltet.

Von Dr. Joh. Palacký ist eine naturhistorische Darstellung von America: „Přírodnické poměry Ameriky" erschienen. Die Kartographie hat eine namhafte Bereicherung durch Šembera's Karte von Mähren (in vier Blättern) erfahren.

Die Bibliothek der Classiker ist bis zum 17. Hefte (Virius), der „Slovník Naučný" bis zum 76. Hefte (Lit. L) vorgeschritten. — Prof. Šembera in Wien hat soeben mit Beihülfe der k. Akademie der Wissenschaften eine „Darstellung der czecho-slavischen Dialekte (Základové dialektologie česko-slovanské) der Oeffentlichkeit übergeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die kunstgeschichtliche Forschung und die „Kugler'sche Schule" [1].

Herr v. Eitelberger hat in Nr. 19 dieser Zeitschrift einen Aufsatz „über Methode und Behandlung der Geschichte der Plastik" veröffentlicht, der hauptsächlich mein Buch über diesen Gegenstand ins Auge faßt und meine Arbeit als unzureichend und unbefriedigend darstellt. Um dies nachzuweisen, geht er zu einer allgemeinen Betrachtung des heutigen Standes der kunstgeschichtlichen Forschung über und giebt eine Schilderung desselben, welche ich mit einigen Bemerkungen beantworten zu müssen glaube. Denn wer möchte meinem geehrten Freunde nicht zugestehen, daß „in jedem Gebiete der Wissenschaft", wie er sich ausdrückt, „es von Zeit zu Zeit nöthig ist, die Methode zu untersuchen, nach welcher (d. h. gemäß welcher) geforscht wird". Für die wenigstens, welche ihr Leben der wissenschaftlichen Forschung gewidmet haben, bedeutet solche Umschau mehr, als jenes bekannte müßige Spiel mit Theorieen, durch welches wir Deutsche uns bisweilen über den Mangel an eigener schöpferischer Thätigkeit hinwegzutäuschen streben.

Daß meine Arbeit als erster Versuch auf einem so schwierigen Felde, wie ich sie selbst bezeichnet habe, der Mängel manche an sich tragen werde, habe ich voraussetzen müssen. Daß sie aber so gänzlich verfehlt sei, wie Herr v. Eitelberger behauptet, ist ein Urtheilsspruch, dessen Motivirung eine nähere Prüfung erheischt. Vorab darf ich meinen geehrten Kritiker über eine äußere Thatsache aufklären. Wenn er nämlich darauf aufmerksam macht, daß das Publicum sich gegen diese meine Arbeit theilnahmsloser als gegen frühere verhalten habe, so ist nach den Notizen meines Herrn Verlegers diese Behauptung eine irrige. Ich bin übrigens weit entfernt, aus dem ephemeren Erfolg oder Nichterfolg einer wissenschaftlichen Arbeit ein Kriterium für ihren Werth oder Unwerth zu schöpfen; ebensowenig ist Gewicht darauf zu legen, was Herr v. Eitelberger so sehr betont, welche Art von Betrachtung dem Publicum oder den Künstlern „erwünscht" sein möchte; am allerwenigsten wäre es am Platze, den angeblichen Wünschen dieses Publicums zu willfahren, wenn dasselbe wirklich ein Bedürfniß nach Betrachtungsweisen, wie jene völlig excentrischen und corrupten eines John Ruskin empfände. Glücklicherweise darf man

[1] Wir geben dieser Entgegnung Raum, da es die Aufgabe dieser Blätter nicht sein kann, in der hier berührten so wichtigen Frage einen Parteistandpunkt einzunehmen. Aus diesem Grunde soll auch mit dieser Entgegnung der Gegenstand der Discussion nicht erschöpft sein und Herrn Prof. v. Eitelberger eine weitere Beleuchtung der von ihm angeregten Frage offen gehalten werden. D. Red.

unser Publicum zur Stunde noch freisprechen von solchen Gelüsten, die jeder ernste Freund der Kunst für einen Verderb und für ein Unglück halten müßte.

Dies führt auf eine schwerwiegende principielle Frage, um derentwillen allein ich zu dieser Entgegnung die Feder angesetzt habe: auf die Stellung und den Werth der heutigen kunstgeschichtlichen Forschung.

Nachdem, wie bekannt, durch Kugler die allgemeine Kunstgeschichte begründet worden ist, nachdem in den von ihm gebahnten Wegen Andere gefolgt sind, um das Gebiet weiter zu erobern und abzurunden, hält Herr v. Eitelberger es für zeitgemäß, mit dieser Richtung abzurechnen und ihre Berechtigung in Frage zu stellen. Er behauptet, daß die „eklektische Auffassung“ der Kunst, zu welcher „der Standpunkt Kuglers und seiner Schule hindränge“, dem Künstler gegenüber verwirrend und abschwächend, dem Publicum gegenüber abstumpfend wirke. „Betrachtungsweisen der Art, wie sie in einer äußersten Richtung von Burger und John Ruskin Kunstwerken gegenüber in Anwendung gebracht würden, seien Künstlern jetzt in viel höherem Grade Bedürfniß, als jene, welche historisch-objectiv nichts anstreben, als die höchste historische Unparteilichkeit auf der einen und ästhetische Nüchternheit auf der anderen Seite“.

Wenn ein neues Princip zur Verwirklichung kommt, so liegt es im natürlichen Verlauf der Dinge, daß dasselbe in dem Bestreben, sein Wesen rein und scharf auszusprechen, nicht immer frei von Einseitigkeit bleiben kann. Eine gewisse Kühle der Betrachtung, wie sie in Kuglers Schriften fühlbar wird, mag ebensowohl diesem Umstande als der Geistesart jenes bedeutenden Forschers anzurechnen sein. Damit aber die Berechtigung des historisch-objectiven Standpunktes an sich für die Kunstbetrachtung läugnen und ihn gar gegen einseitig tendenziöse Auffassung preisgeben zu wollen, erscheint so ungerecht, daß eine ernste Gefahr für die Entwicklung dieser Wissenschaft darin liegen würde, wenn solche Ansicht sich allgemeiner verbreitete. Vergessen wir nicht, unter welchen Verhältnissen die allgemeine Kunstgeschichte ins Leben trat. Nach der langen Epoche eines liebenswürdigen Dilettantismus, der seine subjectiven Stimmungen in die Kunstwerke hineintrug, hatten ernstere Geister, unter diesen namentlich Rumohr in seinen italienischen Forschungen und Schnaase in den niederländischen Briefen den einzig richtigen Weg betreten, die Kunstwerke als nothwendige Blüthen des Geistes, der Zeiten und der Völker aufzufassen und dadurch zu einer tieferen mehr objectiven Würdigung derselben vorzudringen. Kuglers Arbeit und Verdienst bestand darin, dieses Princip auf den ganzen Umfang der kunstgeschichtlichen Entwicklung auszudehnen. Historische Strenge und philologische Genauigkeit leiteten ihn als Richtschnur bei Feststellung der massenhaften Einzelnheiten, aus welchen diese große Uebersicht gewonnen werden mußte.

Wenn der geehrte Kritiker die Behauptung aufstellt, die „rein historische Methode lasse sich nicht pure et simpliciter auf das Gebiet der Kunstgeschichte übertragen“, so liegt diesem Satze eine sehr einseitige und niedrige Auffassung der „rein historischen Methode“ zu Grunde. Denn unter Geschichtschreibung verstehen

wir heutzutage doch nicht mehr jene pragmatische Methode, welche die äußeren Thatsachen an den trockenen Faden einer ruhigen Erzählung anreiht, sondern jenes tiefe Eindringen in das innere Getriebe der Begebenheiten, in den Charakter der Zeiten und den Geist der Nationen, die gleichsam die bewegende Seele der äußeren Ereignisse sind. In ganz verwandtem Sinne hat die Kunstgeschichte seit Kugler ihre Aufgabe erfaßt und dadurch erst den Grund zu einer echten Kunstbetrachtung gelegt. Daß aber die geschichtliche Darstellung nicht nothwendig zu ästhetischer Nüchternheit führen müsse, daß sie vielmehr der ästhetischen Auffassung concreten Inhalt und lebendigen Fluß verleiht, beweist zur Genüge Schnaase's Geschichte der bildenden Künste. Und so folgenreich ist die kunstgeschichtliche Betrachtung geworden, daß sie nicht bloß die Aesthetik neu befruchtet, sondern auch auf die gesammte historische Wissenschaft zurückgewirkt hat. Denn welcher wahrhafte Historiker dürfte heutzutage die Offenbarungen des Volksgeistes, die in den Werken der Kunst sich aussprechen, unberücksichtigt lassen? Wie die allgemeine Geschichte auf das Verfassungsleben der Staaten eingehen muß, so darf die Kunstgeschichte Fragen, welche das innere Wesen der Kunst betreffen, nicht abweisen; aber wie die allgemeine Geschichte keine vollständige und systematische Darstellung der Verfassungs- und Rechtsverhältnisse zu geben hat, so wird auch kein Einsichtiger und Billigdenkender in kunstgeschichtlichen Werken ein vollständiges System der Aesthetik verlangen.

Seit Kugler ist die Kunstgeschichte bemüht, nicht bloß die Erscheinungsform des Schönen an sich zu schildern, sondern den Nachweis zu führen, wie jede Zeit aus ihren besonderen Verhältnissen, jede Nation aus ihren geistigen Bedürfnissen und Anschauungen mit Nothwendigkeit eine bestimmte Kunstform, einen besonderen Stil erzeugt. Wird dies richtig verstanden, gelangt die Wissenschaft dahin, die verschiedenen Stilarten aus der Summe der geistigen und materiellen Vorbedingungen zu begreifen, so wird sich aus diesen Prämissen am sichersten der Weg ergeben, auf welchem die schaffende Kunst der treue Ausdruck des Geistes unserer Zeit werden kann. Die Kunstgeschichte für den Eklekticismus der heutigen Bauthätigkeit verantwortlich zu machen, wie Herr v. Eitelberger thut, ist eine Ungerechtigkeit. Weit mehr wird die bunte Mannigfaltigkeit des Eklekticismus durch die von ihm gerühmte Einseitigkeit der „energischeren Geister" gefördert, denn diese Einseitigkeit beruht in den meisten Fällen auf irgend einer blinden Vorliebe für diesen oder jenen Stil. Wo solche subjective Stimmungen das Schaffen beherrschen, hat die Kunstgeschichte ihre Aufgabe noch nicht erfüllt. Daß aber ein gründliches, tief eindringendes kunsthistorisches Studium schließlich zu einem principiellen, consequenten künstlerischen Schaffen den Weg bahnt, dafür läßt sich das Beispiel eines der bedeutendsten unter den heutigen Architekten, des auch von meinem geehrten Freunde hochgeschätzten Semper, anführen.

Wenn ich nach diesen allgemeinen Bemerkungen dem geehrten Kritiker noch Einiges auf die meiner Geschichte der Plastik speciell gemachten Vorwürfe zu entgegnen habe, so thue ich das nur mit Widerstreben. Da meine Arbeit aber schon

so weit hinter mir liegt, daß ich sie ziemlich objectiv ins Auge zu fassen vermag, so möge man mir dieses eine Mal eine Antikritik zugutehalten. Denn, so weit ich entfernt bin und von jeher gewesen bin, dem eben so hohlen als böswilligen Geschwätz entgegenzutreten, welches in der heutigen Journalistik so oft sich für Kunstkritik ausgiebt, so berechtigt glaube ich zu sein, ein Urtheil zu bekämpfen, das in würdiger Form und mit dem Scheine wissenschaftlicher Begründung abgefaßt ist.

Scheinbar nämlich ist Herr v. Eitelberger in gutem Rechte und wenn alles das wahr und richtig wäre, was er so beredt verbindet, so müßte ich schweigend sein Verdict über mein Buch hinnehmen. Wer giebt ihm aber ein Recht nach dem Muster des Wagner im „Faust" eine Karrikatur zu entwerfen, die aus indifferentem Eklekticismus und ästhetischer Nüchternheit zusammengesetzt ist, und diesen Popanz unter der Firma „Kugler'sche Schule" dem Publicum zum abschreckenden Beispiel vorzuführen? Und wer giebt ihm ferner das Recht, mit diesem Zerrbild einer Kugler'schen Schule mich und meine Geschichte der Plastik zu identificiren? Ob jene Beiwörter bezeichnend sind für die Darstellungsweise in meinen Büchern, darf ich ruhig dahingestellt sein lassen; über meine ästhetische Nüchternheit hat das Publicum wohl schon ein Urtheil gewonnen und mein eklektischer Indifferentismus dürfte durch die Angriffe der ultramontanen Neugothiker und anderer Geistesverwandter doch etwas in Zweifel gesetzt werden. Aber Herr v. Eitelberger geht weiter. Er findet die Idee, eine Gesammtgeschichte der Plastik zu schreiben, an und für sich nicht glücklich, namentlich wegen des innigen Zusammenhanges der Sculptur einerseits mit der Architektur, andererseits mit dem gewerblichen Kunstleben der Völker. Allein von der Malerei kann man ungefähr dasselbe sagen, und doch wird niemand den Gedanken einer Geschichte der Malerei unpassend finden. Warum sollte man also die selbstständigen Schöpfungen der Plastik nicht einer gesonderten Betrachtung unterwerfen? warum nicht den Nachweis versuchen, wie sich auch in dieser Kunst die idealen Anschauungen der Völker und Zeiten ausgeprägt haben? Zudem ist es eine starke Uebertreibung, wenn Herr v. Eitelberger behauptet, die Plastik „trete nur in sehr seltenen Perioden als selbstständige Kunst auf". Man wird im Gegentheil finden, daß sie nur in sehr seltenen Perioden als bloßer Anhang der Architektur erscheint. Denn streng genommen gilt dies im ganzen Verlauf der Entwicklung nur von der orientalischen Plastik; außerdem in gewissem Sinne noch von der frühgothischen Epoche. Dagegen wird niemand von der griechischen Plastik seit den Aegineten bis auf die späteste Zeit behaupten, sie sei, selbst da, wo sie sich mit der Architektur verbindet, eine unselbstständige Kunst. Bei den Römern und dann wieder seit dem 15. Jahrhundert unserer Aera bis auf die Gegenwart ist sie doch wohl eine ganz frei schaffende Kunst. Wenn nun ferner der geehrte Kritiker einerseits sagt, die „Welt der Plastik ruhe wesentlich auf dem Ideale" (was, beiläufig gesagt, die „Welt" der Malerei „wesentlich" eben so gut thut), so erscheint es um so unbegreiflicher, daß er nicht gestatten will, die idealen Schöpfungen dieser Kunst gesondert zu betrachten, und daß er

nur im Zusammenhange mit der gesammten gewerblichen Kleinkunst eine Geschichte der Plastik gelten lassen will.

Wie weit jemand für nöthig erachten soll, in einer solchen Geschichte der Plastik die Principien jener Kunst zu erörtern, das wird wohl streitig bleiben. Ich meine aber, daß man, nachdem die Aesthetik in den letzten Decennien so bedeutende Arbeiten hervorgebracht, eine allgemeinere Kenntniß der Principien des Kunstschaffens wohl voraussetzen dürfe. Im übrigen ist es keineswegs mein Ziel gewesen, anzugeben, „was schön oder nicht schön ist", wie Herr v. Eitelberger citirt, sondern ich habe ausdrücklich erklärt, darlegen zu wollen, „was schön und warum es schön sei". Wer mein Buch aufmerksam durchnimmt, wird finden, daß ich wenigstens bemüht gewesen bin, überall aus der bloßen Aufzählung und Beschreibung zu einer tieferen Erörterung vorzudringen. Wie weit ich meine Absicht erreicht habe, das ziemt mir nicht zu beurtheilen. Daß die Ausführung vielfach hinter der Absicht zurückgeblieben ist, will ich gern glauben; aber die Absicht selbst dürfte doch wohl so unverkennbar sein, daß sie nur bei flüchtigem Ueberfliegen geläugnet werden kann.

Was endlich den Rath betrifft, daß ich lieber den monographischen Weg hätte betreten sollen, so habe ich darauf einfach zu erwiedern: wer mein Buch aufmerksam liest, der wird eine nicht unansehnliche Menge neuen Materials finden. Weniger freilich in der antiken Kunst, obwohl auch da die Abschnitte über das Mausoleum zu Halikarnaß, die Denkmäler von Xanthus, die uralten Statuen von Milet wesentlich neue Anschauungen dem deutschen Publicum gebracht haben. Dagegen ist in den Abschnitten über Mittelalter und neuere Zeit, besonders in der frühgothischen wie in der spätgothischen Epoche, in der deutschen Stein-, Erz- und Holzsculptur des 15. und 16. Jahrhunderts, in der französischen Plastik derselben Periode, namentlich der glänzenden Zeit Franz' I., so wie an manchen einzelnen, mehr untergeordneten Stellen denn doch eine ziemliche Fülle neuen Stoffes verarbeitet.

Jedem Forscher wird es ungleich erwünschter und lohnender sein, solche Specialuntersuchungen monographisch bearbeiten und herausgeben zu können; aber es zeugt von geringer Kenntniß der buchhändlerischen Verhältnisse Deutschlands wenn man einem Autor vorwirft, daß er seine Studien in derjenigen Form herausgegeben habe, in welcher allein die äußere Möglichkeit einer Veröffentlichung sich ihm darbot. Wenn die deutschen Regierungen im Punkte der Herausgabe solcher Arbeiten sich zum Muster nähmen, was das französische Gouvernement dafür thut, dann ließe sich von monographischen Publicationen reden. Herr v. Eitelberger weiß recht gut, daß z. B. Oesterreich, das in den fünfziger Jahren durch die Publicationen der Centralcommission für Erforschung der Baudenkmale einen glänzenden Anfang in dieser Richtung gemacht, auf dem mit so schönem Erfolg betretenen Wege schon innezuhalten scheint. In Preußen ist bis jetzt nicht einmal eine archäologisch-kunsthistorische Zeitschrift zu Stande gekommen, geschweige daß man umfassendere Unternehmungen dieser Art dort in ausreichender Weise

unterstützte. Von den Mittel- und Kleinstaaten ist in dieser Beziehung so gut wie gar nicht zu reden.

Als ich meine erste monographische Arbeit über die Kunst des Mittelalters in Westphalen veröffentlichen wollte, wurde es mir nur durch eine Beihülfe der Regierung möglich, nach vergeblichen Anfragen bei dreizehn deutschen Verlagsbuchhändlern endlich einen Verleger für mein Buch zu finden. Welche Opfer der Gelehrte bringen muß, der in Deutschland solchen Arbeiten sich hingiebt, davon kann mancher ähnliche, ja abschreckendere Aufschlüsse geben wie ich. Eine fast völlig ausgearbeitete Monographie über die Kirchen des braunschweigischen Landes habe ich seit Jahren in meinem Pulte liegen, ohne daß es mir gelungen wäre, einen Verleger dafür zu finden. Andere Wissenschaften haben ihre Fachjournale, in welchen Specialarbeiten wenigstens dem Kreise der Fachgenossen mitgetheilt werden können; für die Kunstgeschichte existirt in ganz Deutschland keine ähnliche Zeitschrift, die größere Untersuchungen aufzunehmen geeignet wäre. Man verzeihe mir diese Personalia; da diese Dinge einmal angeregt waren, so wollte ich sie ein für allemal hiemit öffentlich besprechen, um dem größeren Publicum von der wirklichen Sachlage eine richtige Vorstellung zu geben.

Umfassende, mühevolle und zeitraubende Arbeiten ignorirt zu sehen, ist ein Los, welches der Schriftsteller sich oft stillschweigend gefallen lassen muß. Wenn aber nicht bloß einer einzelnen Arbeit, sondern einer ganzen Richtung der Stab gebrochen werden soll, so wird man eine Selbstvertheidigung nicht unschicklich finden. Aus diesem Gesichtspunkte verzeiht man mir hoffentlich, wenn ich mehr von mir und meinem Buche zu reden gezwungen war, als mir lieb ist. Wenn der Standpunkt Kuglers und der angeblichen „Kugler'schen Schule“ wirklich zu den vielen „überwundenen“ gehört, mit welchen unsere Epigonenzeit etwas übermüthig um sich wirft, so dürfte der Beweis für diese Behauptung doch erst abzuwarten sein. Dieser Beweis läßt sich aber nicht durch bloßes Aburtheilen, sondern nur durch wissenschaftliche Thaten beibringen. Will Herr v. Eitelberger ihn uns geben, so wird derselbe gewiß jedem Freunde der Kunstwissenschaft willkommen sein, und in dieser Voraussicht schließe ich mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er sich dabei mit derselben „eben so großen Liebenswürdigkeit als Sicherheit“ bewegen möge, wie er sie wohlwollend genug Kugler zugesteht. W. Lübke.

Die Communal-Realgymnasien in Wien.

II.

Am 12. Februar 1863 übergab der Abgeordnete Bürgermeister Dr. Zelinka die Petition des Vereins dem Landtage, welcher sie seinem Unterrichtsausschusse zuwies. In dem gediegenen, von Dr. Kuranda im Namen des Ausschusses er-

statteten Berichte wurde den überzeugenden Motiven, welche er den Vorlagen entnahm, noch das weitere höchst wichtige beigefügt, das constitutionelle Oesterreich bedürfe sowohl der möglichsten Verbreitung realer Kenntnisse, um, dadurch gekräftigt, seine agricole und gewerbliche Zukunft immer blühender und großartiger gestalten und den vorgeschritteneren Staaten des Westens rasch nacheilen zu können, als auch einer Erweiterung der Theilnahme an jenen humanistischen Studien, deren Zweck nicht etwa in dem einseitigen Interesse der Brotwissenschaften sich erschöpft, sondern in der möglichsten Erweiterung des Kreises tüchtig gebildeter, unabhängiger Männer, in der Kräftigung und Läuterung des öffentlichen Geistes seinen Triumph feiert.

Alles, was über die Unaufschiebbarkeit der Errichtung eines neuen Gymnasiums in Wien nur immer gesagt werden kann, findet sich in der Landtagsverhandlung vom 13. März 1863 erschöpft. Die unabweisbaren Rücksichten auf Wiens und Oesterreichs Ehre, auf beider geistige und materielle Interessen, auf das gerechte Verlangen der bildungsbedürftigen Jugend und ihrer Eltern oder Angehörigen wurden von allen Seiten so warm betont [1], daß der Berichterstatter in seiner Schlußrede sehr richtig bemerkte, von allen Seiten sei nur dem Gefühle Ausdruck gegeben worden, wie vieles Edle, welches seit Generationen sich bis auf uns verpflanzt hat, die Menschheit der Pflege höherer Bildung verdanke.

Wenn dessenungeachtet der Landtag nicht der an ihn gerichteten Bitte entsprach, die Errichtung eines neuen Gymnasiums ganz auf den Landesfond zu übernehmen, so lag der Grund in zwei Momenten. Er negirte einerseits auf das entschiedenste das Vorhandensein einer anderen als bloß moralischen Verpflichtung des Landesfondes, zur Errichtung neuer Mittelschulen beizusteuern. Er hatte andererseits gleichzeitig für die Errichtung dreier vollständiger Realschulen und einer Unterrealschule außerhalb Wiens beträchtliche Geldmittel zu bewilligen und hielt deßhalb auch für Wien den Grundsatz fest, daß der Landesfond, ungeachtet der Einziehung des Schulgeldes, nur die Bezüge der Lehrer und Diener bestreite, alle übrigen Auslagen hingegen sammt der Beistellung und Erhaltung der Localitäten und Lehrmittel der Commune obliegen, welche für die Besetzung jedes Postens an dem neuen Gymnasium einen Ternavorschlag an den Landesausschuß erstatte, von jeder weiteren Einflußnahme auf die Schulverwaltung ausgeschlossen sei.

Er ging mit Ueberweisung der Herstellung des Locales an die Commune zugleich der schwierigen Frage aus dem Wege, wo das neue Gymnasium errichtet werden solle. Der Streit hierüber hatte sich nämlich auch in den Landtag verpflanzt, indem am 27. Februar Dr. Zelinka eine Petition des von ihm vertretenen II. Bezirkes, am 12. März Dr. Bauer eine Petition seiner Wähler aus dem VI. Bezirke übergab, beide dahin gerichtet, aus den gewichtigsten Motiven die neue Mittelschule für sich in Anspruch zu nehmen. Dr. Bauer sprach auch am

[1] Neben den Abgeordneten Franz, Schuselka, Berger und Freiherrn v. Sommaruga möge hier insbesondere der seither hingeschiedene Abg. Dreher erwähnt werden.

13. März für den VI. Bezirk, Dr. Berger für den II. Bezirk; der Landtag überwies beide Anträge und Petitionen an die Commune, deren Vertretung am meisten berufen sei, nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eine Entscheidung zu fällen [1].

So trat die Angelegenheit neuerdings an den Gemeinderath heran, dessen Schulsection zur abermaligen Berathung derselben eine Commission (bestehend aus Dr. Weiser, Dr. Ficker, R. v. Fellner und Umlauft) wählte und dieselbe beauftragte, bezüglich der Gymnasialfrage auch Dr. Kuranda beizuziehen Ohne in Coulissengeheimnisse eindringen zu wollen, liegt es auf der Hand, daß die Commission erst alle Möglichkeiten einer Lösung des unverkennbar schwierigen Problems gewissenhaft erwägen und das Terrain bezüglich einer jeden solchen Modalität genau sondiren mußte, ehe sie es auf sich nehmen konnte, mit einem Antrage hervorzutreten, dessen Ueberstürzung wahrscheinlich auf Jahre hinaus ein günstiges Resultat vereitelt haben würde.

So kam das Schuljahr 1864 heran und brachte eine nicht geringe Verstärkung der Motive, welche die Unaufschiebbarkeit der Errichtung eines neuen Gymnasiums für Wien befürworteten, in einem abermaligen Anwachsen der Schülerzahl, die vorzüglich das akademische Gymnasium traf, da auch im Josephstädter die äußerste Grenze der Aufnahmefähigkeit bereits erreicht war [2]. Das Maximum der in ein Lehrzimmer aufgenommenen Schülerzahl stieg in diesem Jahre schon auf 139, also fast auf das Dreifache jener Ziffer, welche vom Gesetze für zuläßig erkannt wird; es gab nebst jenem überdies vier Lehrzimmer, in welchen die Zahl von 100 Schülern überschritten erschien. und zwei, in welchen nur wenige Köpfe zu jener exorbitanten Summe fehlten.

Im Angesichte der neuen Landtagssession glaubte die Commission nicht länger zögern zu dürfen, und trat am 29. Jänner 1864 mit Vorschlägen an die Schulsection, welche allerdings ein modificirtes Eingehen auf die Beschlüsse des niederösterreichischen Landtages zum Ausgangspunkte hatten, jedoch schon in der einen wesentlichen Rücksicht das Verhältniß umkehrten, daß sie feststellten, die Commune nehme

[1] Selbst dieser Erfolg in einer so lange schon aussichtslos schwebenden Frage konnte dem Vereine der „Mittelschule“ nur ein sehr erfreulicher sein, weßhalb derselbe am 18. März eine Dankadresse an den Landtag (deren Wortlaut auf S. 471 des 14. Jahrganges der „Gymnasial-Zeitschrift sich findet) und Gemeinderath beschloß, zugleich aber dem unabläßig thätigen Vorkämpfer einer Vermehrung der Gymnasien Wiens Schulrath v. Enk, dem Berichterstatter des landtäglichen Unterrichtsausschusses Dr. Kuranda und dem Anreger und Förderer der Petition Dr. Ficker seine Anerkennung aussprach.

[2] Wenn man wieder nur diese beiden Gymnasien ins Auge faßt, so betrug die Schülerzahl, welche durchschnittlich in ein Lehrzimmer Aufnahme fand, in der 1. Classe 114, in der 2. Classe 76, in der 3. Classe 78, in der 4. Classe 78, in der 5. Classe (welche diesmal am akademischen Gymnasium statt der vierten in parallele Abtheilungen aufgelöst wurde) 57, in der 6. Classe 81, in der 7. Classe 64, in der 8. Classe 48, wonach auch die oberste Classe bereits hart an der Grenze des zuläßigen Maximums stand.

die Errichtung des neuen Gymnasiums in eigene Hand und erhalte dafür eine Subvention aus Landesmitteln [1].

Nur mit großer Freude konnte aber die Commission wahrnehmen, daß das „Studium der Frage" außerhalb ihres Schoosses bereits seine Früchte getragen habe. Einmüthig anerkannte die Schulsection, daß eine zweigespaltene Schulverwaltung zum Verderben einer Anstalt gereichen müsse, da jede Abwägung und Verclausulirung des getheilten Einflusses, wie ihn hier Landesausschuß und Gemeinderath üben sollten, das Grundübel seiner Existenz nur mildere, nicht behebe [2]. Einmüthig neigte man sich aber auch der Ansicht zu, es sei noch besser, auf die Subvention ganz zu verzichten und mit einem geringen Mehraufwande eine Communalanstalt zu schaffen, welche, ohne anderweitige fremde Ingerenz, als die unerläßliche der Schulbehörden, vor allem die Communalinteressen zu fördern berufen wäre.

Bei allen finanziellen Verhandlungen, welche den Landesfond betreffen, darf man nämlich nicht vergessen, daß Wien und seine Bewohner nahezu ⁸/₁₃ der Landessteuern aufbringen. Wenn also auch der Landtag die Subvention aus Landesmitteln um etwa ein Viertheil des bereits bewilligten Betrages zu erhöhen geneigt gewesen wäre, würden von der Gesammtsumme ⁸/₁₃ durch die Commune unmittelbar oder mittelbar aufzubringen gewesen sein; da nun aber die Commune auch noch alle weiteren Auslagen für die neue Mittelschule außerhalb der Gehalte auf sich zu nehmen gehabt hätte und unter diesen Auslagen die Herstellung der Localitäten eine sehr hervorragende Rolle spielen würde, so hätte Wien drei Viertheile der Auslagen für die neue Lehranstalt tragen müssen, das übrige Erzherzogthum würde ein Viertheil beigesteuert haben, während doch nach den bisherigen Erfahrungen niemals auch nur annähernd drei Viertheile der Schülerzahl eines Wiener Gymnasiums dem Gemeindebezirke der Reichshauptstadt selbst entstammen.

Doch, wie gesagt, nicht das Mißverhältniß in den pecuniären Leistungen für eine neue Mittelschule allein gab den Ausschlag. Der Beisteuer von ⁸/₁₃ zu einer Summe in der Größe der vom Landtage bewilligten oder zu bewilligenden Subvention könnte sich Wien auch nicht entschlagen, wenn der Landtag zu was immer für einem anderen Zwecke dieselbe Summe votirte, und der weitere Beitrag für das neue Gymnasium dürfte leicht durch die mannigfachen Vortheile auf-

[1] Dieser Punkt wurde von der Commission als der erste und wichtigste erklärt, weil nur durch denselben die Commune, welche noch immer beträchtliche Opfer für die Errichtung des Gymnasiums auf sich zu nehmen hätte, einen größeren Einfluß auf die neue Lehranstalt erlangen könnte, als der Landtag ihr zuzugestehen sich geneigt erwiesen hatte. Die Forderung einer beträchtlich höheren Subvention, als der Landtag für das neue Gymnasium in Aussicht genommen hatte, stand in zweiter Linie.

[2] Man erinnerte sich dabei sehr wohl eines Präcedenzfalles. Bei Gründung der Wiedner Realschule stand es der Commune frei, bloß die Unterclassen zu errichten und dem Staate die Hinzufügung der Oberclassen anheimzugeben; mit umsichtiger Würdigung der Sachlage zog sie es vor, die vollständige Realschule auf Rechnung der Commune zu nehmen und dem Staate die Errichtung einer selbstständigen Unterrealschule zu überlassen.

gewogen erscheinen, welche die Landeshauptstadt aus dem Herbeiströmen der Landesangehörigen zu ihren Schulen unläugbar zieht.

Allein hiezu tritt eben noch ein anderer Umstand. So wie die vom Landtage mit Realschulen bedachten Landstädte, welche bisher solche Anstalten ganz entbehrten, folglich alle Vortheile ihrer Errichtung im vollsten Maße ernten, und bloß zwei Fünftheile der bezüglichen Kosten theils als eigenen Beitrag, theils als Quote der Landesumlage zu decken haben, sollte auch Wien, welches nur der Vermehrung seiner Mittelschulen bedarf, aber eine ungeachtet der vielleicht namhaft klingenden Ziffer großentheils illusorische Subvention erhalten würde, des Einflusses auf die Leitung der Schule, zu dessen Ausübung die Großcommune gewiß in hervorragendem Grade berufen erscheint, ja selbst der Ingerenz auf die ökonomische Verwaltung derselben, entbehren.

Indem sich nun die Frage so stellte, ob die Großcommune drei Viertheile einer gewissen Summe unmittelbar oder mittelbar aufbringen solle, um damit Landesschulen, Landesanstalten zu dotiren, bei welchen sie selbst die Befriedigung ihrer speciellen Bedürfnisse und Wünsche immer nur auf dem Wege einer neuen Unterhandlung erlangen könnte, oder ob sie auch das vierte Viertheil auf sich nehmen wolle, um Communalschulen, Communalanstalten zu schaffen, welche unter ihrer eigenen Leitung stehen und vor allem ihre Interessen zu fördern berufen sind, — indem die Frage diese einfache Form annahm, konnte die Beantwortung in dem Sinne, welchen zugleich die pädagogisch-didaktischen Rücksichten befürworteten, nur mehr geringen Schwierigkeiten unterliegen.

Die Commission ging bereitwillig an die Umarbeitung ihres Referates auf der Basis einer gänzlichen Beseitigung jedes Subventionirungs- und damit zusammenhängenden Abhängigkeitsverhältnisses für die neue Lehranstalt [1].

Mit dem Momente, in welchem die Commune sich von der Basis des landtäglichen Anerbietens lossagte, mußte sie sich aber auch Rechenschaft geben, auf welche Weise am vollkommensten dem dringenden Bedürfnisse nach Vermehrung der Wiener Gymnasien Rechnung getragen werden könnte. Und da war wohl kein Zweifel, daß ihm wirksam selbst für die nächste Zukunft nur durch Errichtung zweier Gymnasien abzuhelfen sei [2].

Dieselben sofort vollständig in das Leben zu rufen, war aus vielfachen Gründen unthunlich. Deßhalb entschied sich die Schulsection schon am 29. Jänner 1864

[1] Sie verstärkte sich zu diesem Behufe mit den Gemeinderäthen Sueß und Hütter, die hauptsächlich jene veränderte Basis befürwortet hatten, und behielt sich vor, bei Formulirung ihrer Beschlüsse, welche nunmehr eine vollständige Ablehnung des landtäglichen Votums vom 13. März 1863 enthielten, auch den Dank im Namen der Commune auszusprechen, dessen jenes Votum durch Inhalt und Motivirung in gleichem Grade würdig war

[2] Bei einem noch viel größeren Werke — der Wasserversorgung Wiens — sprach Prof. Sueß aus, was auch hier gilt: „Anfangs scheint Manches unerreichbar, was nach einer kurzen Spanne Zeit ganz natürlich und begreiflich ist, nach einer weiteren schon von noch Besserem überflügelt wird."

dahin, daß zunächst die Errichtung zweier Untergymnasien in das Auge gefaßt werden solle, weil das vorgeschrittenere Lebensalter der Schüler des Obergymnasiums die weitere Entfernung solcher Anstalten und die beschränktere Möglichkeit unmittelbarer Einwirkung der Lehrer auf ihre Fortschritte minder nachtheilig erscheinen läßt, daß man jedoch bei Ausmittlung der Localitäten auf eine mögliche dereinstige Vervollständigung eines oder beider Untergymnasien durch die Oberclassen Rücksicht nehmen möge [1].

Die Commission war nun in der günstigen Lage, den begründeten Ansprüchen des II. und VI. Gemeindebezirkes auf den Besitz je eines der neuen Untergymnasien zu entsprechen [2], und entschied sich für die successive Errichtung derselben, weil die Dringlichkeit der Sache eine möglichst baldige Angriffnahme wenigstens des Beginnes erheischte, andererseits aber die gleichzeitige Eröffnung der zweiten, dritten u. s. f. Classen die Gefahr der vorzugsweisen Benützung dieser höheren Classen durch Refugiés anderer Gymnasien allzu nahe gelegt haben würde.

Die Commission hatte aber auch die Aufgabe, das Budget der neuen Lehranstalten mindestens annähernd festzustellen. Es schien ihr dabei nöthig, mit einer Wiens würdigen Munificenz vorzugehen, damit sowohl die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte, als die Ausstattung mit genügend dotirten Lehrmittelsammlungen die Bürgschaft gewähre, die neuen Gymnasien würden den Staatsanstalten der Residenz mindestens ebenbürtig zur Seite stehen. Demnach wurden die Bezüge der Lehrer (einschließlich des Directors) sofort beim Dienstesantritte mit 1240 fl., 1440 fl. und 1800 fl. abgestuft, eine Gehaltsvermehrung von 200 fl. nach jedem zurückgelegten Decennium und die gleichmäßige Vertheilung eines Drittheiles des einlaufenden Schulgeldes unter alle ordentlichen Lehrer zugesichert, die Remunerirung der Nebenlehrer für zwei moderne Sprachen, für Gesang und Turnen (statt des bisher üblichen, pädagogisch höchst unzweckmäßigen Honorars von Seite der Schüler) ausgesprochen, eine Dotation von 6000 fl. zur Begründung der Lehrmittelsammlungen und eine Jahressumme von 1200 fl. zu ihrer regelmäßigen Vermehrung festgestellt, und für Gebäudeauslagen, Einrichtung und sonstige Unterrichtserfordernisse so reichlich vorgesehen, daß die Gesammtsumme von 25.400 fl. das Präliminare für jedes der zwei Communal-Untergymnasien darstellt [3].

[1] Selbst nach Vervollständigung beider Gymnasien wird Wien — immer nur die Bevölkerungsziffer von 1857 vorausgesetzt — bei Einrechnung des theresianischen eine solche Anstalt auf 79.000 Einwohner besitzen, folglich die nach diesem Momente ungünstigst bedachte Landeshauptstadt sein und Oesterreich unter der Enns — unter der gleichen Voraussetzung — mit einem Gymnasium auf 187.000 Seelen etwa dem Küstenlande gleichstehen.

[2] Vorläufig wurde für das eine Untergymnasium eine Localität in der Taborstraße Nr. 24, für das andere in der Schmalzhofgasse Nr. 18 in Miethe genommen, die Herstellung eigener Gebäude steht aber demnächst in Aussicht.

[3] Nach einer ziemlich genauen Berechnung ist der Durchschnittsbetrag der Auslagen für jene Untergymnasien, welche vom Staate oder von Corporationen unterhalten werden, bei Einbeziehung der gesammten Monarchie, höchstens mit 10.000 fl. anzusetzen, so daß die bewilligte Dotation selbst für die speciellen Verhältnisse Wiens als eine reichlich bemessene gelten muß.

Am 5. Februar 1864 nahm die Schulsection, am 15. Februar die Finanzsection, beide mit Stimmeneinhelligkeit, die Vorschläge der Commission an. Am 18. Februar trat Dr. Ficker als Referent derselben vor das Plenum und legte in gedrängter Kürze die Geschichte und Motive jener Anträge dar. Er schloß mit den Worten: „Die Großcommune, welche schon seit den ersten Tagen ihrer Autonomie der Hebung und Erweiterung des öffentlichen Unterrichtes ihre Aufmerksamkeit zuwendete, wird gewiß ein segensreiches Werk stiften, wenn sie dahin wirkt, daß eine möglichst große Summe von Kenntnissen in der zweckmäßigsten Form ihrer Jugend zugänglich, daß dieselbe durch ein entsprechendes Maß höherer Bildung für Fortschritt auf jedem Gebiete empfänglich gemacht werde. Das geistige Capital, welches Sie in der Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes allen kommenden Generationen zuwenden, wird seine Früchte tragen, zur Ehre und zur Wohlfahrt Wiens, jetzt und noch in später Zukunft". Der Gegenstand war im Laufe eines Jahres so vielseitig durchgesprochen und erörtert worden, daß ohne alle Debatte einstimmig die Genehmigung der Anträge erfolgte[1].

Der Entwurf des für die deutschen Bundesstaaten gemeinsamen Gesetzes über Schuldverhältnisse.

Erster Theil, nach den in erster Lesung gefaßten Beschlüssen.

(Stuttgart 1864. Cotta.)

„Wer auch nur einen Augenblick lang wahrhaft einer hohen Idee ins Antlitz schaute, der ist ihr für immer verfallen . . . . Rücksichtslos erfaßt sie ihn und schreitet über ihn hinweg ihrer Vollendung entgegen". An dieses schwungvolle Wort eines ausgezeichneten Rechtsphilosophen wird man erinnert, wenn man die Geschichte der deutschen Codificationsfrage verfolgt. In der That, seidem die Idee einer für die ganze Nation gemeinschaftlichen Gesetzgebung angeregt worden, steht die deutsche Jurisprudenz unter dem Bann derselben; scheinbar oft das Ziel aus dem Auge verlierend und so zu sagen ohne es zu wollen, arbeitete die Wissenschaft in ihrem Dienste; aber erst der neuesten Zeit gehören die ersten kräftigen Versuche, mit Bewußtsein und Vorbedacht jene Idee zu erfüllen.

[1] Die von den Sectionen beigefügten Clauseln schmälern den Werth des Beschlusses nicht. Denn einerseits ist es selbstverständlich, daß „aus demselben keine Consequenz auf eine Verpflichtung der Gemeinde für künftig erforderlich werdende Gymnasien gezogen werden könne", und andererseits hat der Beisatz, „im Falle einer Uebertragung sämmtlicher Mittelschulen Oesterreichs an den Landesfond, müßte dieser auch die Gründungskosten der etwa in seinen Besitz übergehenden Gymnasien ersetzen", die Analogie des Vorganges bei Uebertragung der Rechtspflege an den Staat für sich.

Schon unter Maximilian I. wurde, hervorgerufen durch den wüsten Rechtszustand damaliger Zeit, das Verlangen nach einer umfassenden Reichsgesetzgebung laut: „Creverunt Glossatorum commentaria, nec unus finis est sperandus . .“ so schreibt Anfangs des 16. Jahrhunderts Heinrich Bebel, Professor in Tübingen, an den gelehrten Ulrich Zase in Freiburg. Es ist kein Ende abzusehen, klagt er, wenn nicht Kaiser Maximilian den Wortschwall der vielerlei Gesetze und Commentare in einen Auszug bringt. Bitten gleichen Inhaltes wurden dringender an Ferdinand I. gerichtet. Aber die Stimme jener ausgezeichneten Männer verhallte spurlos, wie die des Predigers in der Wüste.

Erst am Anfang unseres Jahrhunderts, als das schlummernde Nationalgefühl in deutschen Landen erwacht war, nach der Schlacht bei Leipzig, vor der Eröffnung des Congresses, machte der wackere Thibaut in Heidelberg jene Forderung zum dritten Male geltend. Vielleicht dachte er, das Volk würde, dem Zuge patriotischer Begeisterung folgend, die Forderung des Gelehrten zu der seinigen machen. Hatte jedoch Thibaut hierauf gerechnet, so mußte er sich bald enttäuscht sehen und zur Ueberzeugung gelangen, daß die große Menge für die außerhalb der Tagesinteressen stehenden Fragen des Privatrechts wenig Interesse, über die Wichtigkeit desselben keine Meinung und kein Urtheil hat.

Hingegen wurde die Frage von den Männern der Wissenschaft aufgenommen. F. C. Savigny stellte sich Thibaut entgegen. Die These, welche er vertheidigte, war nicht neu. Sie gehört Lord Bacon an. „Optandum esset“ — schreibt dieser — „ut hujusmodi legum instauratio illis temporibus suscipiatur, quæ antiquioribus, quorum acta et opera retractant, litteris et rerum cognitione præstiterint“. Der Streit war jedoch mit dem Büchlein Savigny's „Vom Berufe unserer Zeit“ nur engagirt, keineswegs ausgetragen. Man kennt seinen Verlauf. Man weiß, daß dieser Streit, welcher anfangs zwischen der historischen und der nichthistorischen Rechtsschule geführt wurde, zu einem bellum omnium contra omnes ausartete. Noch haben die Theoretiker sich nicht zu einigen vermocht. Während die Einen das Heil der Welt einzig und allein in den Pandekten suchen, glauben die Anderen an Stahl'sche Offenbarungen oder deuten Hegel'sche Orakel. Während Einige neue Wege an der Grenze von Jurisprudenz und Nationalökonomik einschlagen, wandeln Andere noch immerfort die alte Kant'sche Bahn zur Hypokrene des Naturrechts. Aber während mit einem Wort heute noch auf jedem Lehrstuhl der Rechtsphilosophie ein anderes Programm kundgemacht und angepriesen wird, hat die eklektische Praxis ihren eigenen Weg genommen und einige große Schritte vorwärts gethan.

Hat Thibaut schon seinerzeit unbedingt Recht gehabt? oder hat Savigny das Richtige getroffen, die Zustände der Wissenschaft sich aber seitdem dergestalt verändert, daß unsere Gesetzgeber sich rühmen können, „μέγ' ἀμείνονες πατέρων“ zu sein? Wir wollen diese Frage nicht zu lösen versuchen, sondern uns rückhaltlos der gewonnenen Resultate freuen: Wir haben eine musterhafte Wechselordnung, ein Handelsgesetzbuch, welches auf der Höhe seiner Aufgabe steht; der Rechtsgang bei

bürgerlichen Streitigkeiten wird bald aller Orten in Deutschland derselbe sein, und vor uns liegt der theilweise Entwurf der vierten für die ganze Nation geschaffenen Gesetzesarbeit. Ja, das erste der erwähnten Gesetze hat auch in fremden Landen unveränderte Aufnahme gefunden, und ist damit in Wahrheit mehr geschehen, als die Gelehrten der Vergangenheit geträumt.

Angesichts so erfreulicher Thatsachen ist es gestattet, sich noch schöneren Hoffnungen hinzugeben. Vielleicht daß doch die Zeit kommen wird, wo der Rechtslehrer nicht nur in Wien und Heidelberg, sondern auch in Cambridge, Paris und Salamanca dem angehenden Juristen dasselbe Gesetzbuch auszulegen hat, und wo der Grundbesitzer, der in Van Diemens-Land Schafherden züchtet, der Kaufherr, welcher ihre Vließe in den Docks von London einlagert, und der Industrielle, der in den mährischen Fabriken dieselben zu Tuch verarbeitet, rücksichtlich der Uebergabe und des Verzuges, der Gefahr und des Schadenersatzes an identische Gesetzesparagraphe gebunden sind.

Denjenigen, welche geneigt sind, ähnliche Hoffnungen mit Geringschätzung auf das Gebiet einer platonischen Republik oder einer Morus'schen Utopia zu verweisen, stellen wir eine Thatsache entgegen, welche schlagender beweist, als die schärfste Synthese: Jene Skeptiker irren nämlich, wenn sie glauben, daß die Grundsätze des neuen Obligationenrechtes von unseren Decemviren in Dresden erdacht oder formulirt worden. Nein! Vor mehr als fünfzehnhundert Jahren formulirte Gajus in gelehrten Schriften, vertheidigte Ulpian und Paulus im römischen Staatsrath und praktizirten die Imperatoren bei den Audienzen in den Hallen ihres sacrum palatium dieselben Rechtsnormen: zu Marc Aurels Zeiten haben im römischen Reiche dieselben Artikel gegolten, welche heute in Wien, — an derselben Stelle, an welcher im Feldlager Vindobona vor anderthalb Jahrtausenden Marc Aurel starb — ihrer neuerlichen Sanctionirung entgegensehen.

Das Obligationenrecht bildet die eigentliche Grundlage jenes Gesetzescomplexes, dessen andere Theile in den beiden bereits promulgirten Gesetzen anticipirt worden sind. Auf dem großen Gebiete des Geldverkehres und des Gütertausches, auf welchem es am wenigsten „klimatische Einflüsse", volksthümliche Verschiedenheiten, Gewohnheiten und Vorurtheile zu überwinden giebt, hat sich die Einigung am schwersten vermissen und am leichtesten erzielen lassen.

Die vorliegende Arbeit der Commission enthält zunächst erst den sogenannten allgemeinen Theil des Obligationenrechts, d. h. Normen, welche für alle Arten von Schuldverhältnissen anzuwenden sind. Außerdem aber figurirt unter der Rubrik „Entstehung der Schuldverhältnisse" die Lehre von den Schuldverträgen im Allgemeinen, dann von den civilrechtlichen Folgen unerlaubter Handlungen, während von den Verbindlichkeiten aus letztwilligen Anordnungen, aus Gemeinschaft des Eigenthums, Geschäftsführung ohne Auftrag und den übrigen „variis causarum figuris" auffallender Weise gar keine Rede ist. Vergleicht man die entsprechende Partie unseres bürgerlichen Gesetzbuches mit dem Entwurfe, so wird man vor allem als großen Vorzug des letzteren die klare Anordnung der Materie aner-

kennen müssen. Man bewegt sich da, wie in einer neuen, nach Einem Plane gebauten Stadt, während hingegen das bürgerliche Gesetzbuch an jene alten Reichsstädte erinnert, wo man leicht in eine Sackgasse geräth und sich oft verirrt, ehe man die Stelle hat, die man finden wollte. Das bürgerliche Gesetzbuch enthält eigentlich für das Obligationenrecht keinen allgemeinen Theil. Die dahin zuständigen Bestimmungen finden sich zerstreut und zerrissen in dem Hauptstück „von Verträgen im Allgemeinen" und in den unordentlich durcheinander gestellten vier letzten Hauptstücken, während viele wichtige allgemeine Grundsätze bei speciellen Verträgen gesucht und dann analog angewendet werden mußten; so findet sich z. B. die Lehre von den Zinsen und von der Geldzahlung bei dem Darleihensvertrage eingeschoben. Wir wissen wohl, daß es im Grunde wenig verschlägt, an welcher Stelle des Gesetzbuches ein Rechtsfall seine Norm findet, und daß brauchbare Bestimmungen ihren Werth durch analoge Anwendung nicht verlieren. Aber der Gesetzgeber hat gegenüber seinem Werke die Pflichten des Vaters gegen seine Kinder: dieselben sollen nicht nur gebildet und vernünftig werden, sondern auch ihre äußere Erscheinung nicht vernachlässigen.

Der Entwurf zeichnet sich ferner vor dem bürgl. Gesetzbuche vortheilhaft durch weit größere Ausführlichkeit aus. Das bürgl. Gesetzbuch, zu weit gehend in dem Streben zu generalisiren und jeder Casuistik ferne zu bleiben, hat nicht nur die „casus rariores", sondern auch manche casus vulgariores übergangen; es geht ihm, wie dem Poeten in der ars poëtica: „brevis esse laboro, obscurus fio". Der Entwurf hingegen verfolgt die Rechtsverhältnisse ins Detail und erwägt die möglichen Combinationen derselben mit einem nicht geringen Grad von Genauigkeit, — ohne dennoch in die Geschwätzigkeit des preußischen Landrechts zu verfallen. Man betrachte beispielsweise die Bestimmungen des Entwurfes über Bedingungen und Betagungen, über die Fälle der Gewährleistung, über die durch Zufall oder Verschulden des einen Theiles herbeigeführten Modificationen der alternativen Schuldverhältnisse, über die Folgen des Verzuges, über die Verjährung. Alle diese Disciplinen enthalten nicht so sehr von denen des bürgl. Gesetzbuches principiell verschiedene Bestimmungen. Sie sind nur unvergleichlich weitläufiger angelegt und eleganter durchgeführt. Hiemit ist keineswegs gesagt, daß nicht manche wichtige Frage in anderem Sinne als bei uns entschieden wurde: der Entwurf bestimmt z. B., daß jeder Vertrag im Zweifel gegen denjenigen auszulegen sei, der größere Vortheile aus demselben ableitet (Art. 142), und daß im Zweifel die Schuld zum Vortheile des Schuldners betagt worden sei (Art. 260).

Sehr verschieden vom österreichischen Recht — und gerade entgegengesetzt dem code civil — sind die Gesammtschuldverhältnisse behandelt, grundsätzlich noch verschiedener die Lehre von den Zinsen: es werden Proceßzinsen von drei vom Hundert festgesetzt, ein gesetzliches Zinsmaximum aus dem Gemeinrecht gestrichen und das Verbot des Anwachsens der rückständigen Zinsen bis zur Höhe des Capitals aufgelassen (Art. 40, 253, 319). — Auch die Lehre vom Schadenersatze hat gegen das bürgl. Gesetzbuch eine bedeutende Veränderung erfahren. Während in Art. 145 ff.

die Schuld der Parteien, insofern sie auf bestehende Verträge Einfluß hat, ganz nach römischen Grundsätzen abgehandelt wird, folgen im 217. und den folgenden Artikeln Bestimmungen über die Ersatzpflicht wegen widerrechtlicher, ohne Rücksicht auf bestehende Schuldverhältnisse verübter Handlungen. Hiebei wird nun bündig auf das Strafgesetz als Maßgabe der Widerrechtlichkeit hingewiesen (Art 219) und endlich verfügt, daß in allen Fällen widerrechtlicher Beschädigung dem Beschädigten der ordentliche und außerordentliche Werth zu ersetzen sei, wobei eine von der österreichischen sehr verschiedene Definition des ordentlichen Werthes aufgestellt wird (Art. 230) Es sei uns gestattet, diesen Unterschied des Entwurfes vom bürgl. Gesetzbuche an einem Beispiele zu erläutern: Wenn ein Spaziergänger, der im Winter, die Auslagen der Kaufläden musternd, durch die Stadt geht, dabei auf den glatten Boden nicht achtend, das Gleichgewicht verliert und im Fallen eine jener kostbaren Spiegelscheiben zertrümmert, so muß er nach österreichischem Recht dem Eigenthümer den ordentlichen („gemeinen") Werth ersetzen (§ 1332 a. b G. B.), welcher sich nach dem Nutzen bestimmt, den das Fenster gewöhnlich und allgemein leistet (§ 305 a. b. G B.). Der Schadenstifter zahlt also in diesem Falle nicht den Kaufpreis des kostbaren, sondern eines gewöhnlichen Fensterglases. Nach dem Entwurfe aber besteht der ordentliche Werth in dem Preise, um welchen die Sache im Verkehre käuflich ist (Art. 230). Der Beschädigte geht mithin in unserem Falle leer aus, es wäre denn, daß der Spaziergänger sich durch sein Ausgleiten gegen das Strafgesetz vergangen hätte, in welchem Falle er den vollen Preis des Fensters leisten müßte. — Der Entwurf geht in der Verschmelzung des civil- und strafrechtlichen Gesichtspunktes folgerichtig so weit, daß er sogar die Verjährung des Ersatzanspruches mit der Verjährung der Strafbarkeit synallagmatisch verbindet (Art. 412)

Man sieht aus dem Gesagten, daß die Dresdener Commission die neueren deutschen, französischen und Schweizer Arbeiten sich zu Nutzen gemacht und daß sie — was für uns zunächst am meisten von Interesse — die im bürgl. Gesetzbuch vorhandene Materie tüchtig umgemodelt hat. Es sind aber nicht allein manche Rechtsinstitute mit einer weit größeren Anzahl von Paragraphen bedacht worden, es sind nicht nur mehrere Fälle Eines Rechtsverhältnisses normirt worden, sondern man findet auch manches Rechtsinstitut geregelt, über welches unser bürgl. Gesetzbuch kaum eine einsilbige Antwort ertheilt. Dahin gehören die Bestimmungen über Nichtigkeit und Anfechtbarkeit (Art. 129 ff.), dann über den Beweis der Verträge (Art. 135 ff.), dahin gehören ferner die Vorschriften über das Zusammentreffen mehrerer Forderungen (Art 320 ff.), so wie auch die ganze fünfte Abtheilung, welche von den Papieren auf den Inhaber handelt. Die Bestimmungen über dieses Rechtsinstitut insbesondere verdienen unbedingtes Lob. Die neueren Civilisten, welche sich dieser debattirlichen Materie bemächtigten, wollten das römische Obligationenrecht nicht verlassen, und wie C. Fr. Glück im Pandektencommentar das Wechselrecht bei der Lehre vom Tausche unterbrachte, so wollten unsere Systematiker um jeden Preis in dem allein seligmachenden corpus juris die Erklärung

dafür finden, daß Numerius Negidius auch dem unredlichen Inhaber zahlen muß, und daß die exceptio legis Anastasianæ nicht für denselben blüht. Das Inhaberpapier aber ist in der That, wie der Wechsel, eine Schöpfung des modernen Verkehrs, welche nach dem Bedürfniß desselben und nicht nach fremden Formeln beurtheilt sein will. Dem entsprechend geht der Entwurf mit den romanisirenden Doctrinären unbarmherzig um. Das Inhaberpapier wird für eine Sache erklärt (Art. 350 Al. 2), die Forderung aber, die an dasselbe geknüpft ist, wie eine juristische Frucht der Sache behandelt, welche der Dieb gleich dem redlichen Besitzer und Eigenthümer pflücken kann (Art. 346). Die Amortisation ist zulässig, als durch die Natur des Verkehres erfordert und ermöglicht (Art. 352). Als Inhaberpapier wird nur diejenige Urkunde bezeichnet, durch welche sich der Aussteller zur Zahlung einer Geldsumme verpflichtet Eisenbahn- und Theaterbillete u. dgl. werden nicht dazu gerechnet (Art. 345). Endlich wird mit gutem Fuge die Genehmigung des Staates als conditio sine qua non der Ausgabe von rechtsverbindlichen Inhaberpapieren bezeichnet (Art. 345).

Dem ganzen Entwurfe muß überhaupt nachgerühmt werden, daß er sich gegen den freien Verkehr außerordentlich coulant zeigt. In diesem Sinne hat er die oben erwähnten wichtigen Veränderungen mit den verrotteten Zinsengesetzen vorgenommen und die Conventionalstrafe von jeder Beschränkung in Ansehung ihres Betrages befreit (Art. 124). In diesem Sinne hat er den Parteien anheimgestellt, die gesetzliche Verjährungsfrist bis auf wenige Minuten abzukürzen (Art. 414).

Nur in einem Punkte scheint uns der Entwurf mit diesem richtigen Streben nicht das richtige Maß gehalten zu haben, darin nämlich, daß er, dem Art. 286 des Handelsgesetzes ungebührlicher Weise folgend, auch das Rechtsmittel wegen Verletzung über die Hälfte dem ohne Wissen und Willen zu kurz gekommenen Contrahenten entzogen hat. Wir begreifen wohl, daß derjenige, welcher für den Schuh einer gefeierten Tänzerin oder für einen Knopf vom Rocke eines japanesischen Märtyrers ein Vermögen hingegeben hat, dasselbe hinterher wegen allzu geringen Werthes der Gegenleistung nicht zurückfordern könne, ebensowenig wie George Dandin, wenn er ausdrücklich oder stillschweigend auf dieses Rechtsmittel Verzicht gethan hat (vgl. den trefflichen § 935 a. b. G. B.). Wir sind auch überzeugt von der Richtigkeit des alten Satzes: „licet contrahentibus, invicem se circumvenire“. Aber wir halten es auch für eine durch ihre Gerechtigkeit tief begründete Forderung, daß es eine gewisse Grenze gebe, bis zu welcher die bona fides auch im freien Verkehre zu wahren ist, und ein Gesetz, welches den wesentlichen Irrthum über die Eigenschaften des geschuldeten Gegenstandes für relevant hält (Art. 60), sollte den Irrthum über den Werth desselben nicht ganz ohne Hülfe lassen. Von jenen, welche die Richtigkeit dieser Erwägung anerkennen, wird dagegen geltend gemacht, daß es unzulässig wäre, hier eine Grenze festzustellen, weil eine solche immer willkürlich wäre, indem der Verkehr für dieselbe keinen Anhaltspunkt bietet. Warum soll man entschädigt werden, wenn man um

die Hälfte verkürzt worden? Warum nicht schon, wenn um ein Drittheil? Warum nicht erst, wenn um drei Viertheile? Hiegegen läßt sich eben nur einwenden, was in allen Fällen gilt, in denen das Gesetz sich gezwungen sieht, an die Bestimmtheit der Quantität anzuknüpfen: so bei Bestimmung des Großjährigkeitsalters und der Verjährungsfristen, bei Festsetzung eines Wahlcensus, eines Steuersatzes, eines Zolltarifs, eines Strafausmaßes. Die Wahrheit ist: Eine Grenze muß in allen diesen Fällen bestehen und eine solche muß vom Gesetze gezogen werden.

Schließlich noch einige Bedenken gegen den Fundamentalartikel des Entwurfes (Art. 2). In demselben heißt es, die Leistung, welche den Gegenstand eines Schuldverhältnisses bildet, dürfe nicht den Gesetzen oder den guten Sitten widerstreiten. Diese Satzung, welche wiederholt in späteren Artikeln (Art. 25, 108, 109) erscheint, ist von sehr precärer Natur. Werden die Richter über ihren Inhalt und ihre Bedeutung Einer Ansicht sein? Wo existirt der Codex der „guten Sitten", der die Gerichtshöfe binden soll? Das bürgl Gesetzbuch (§ 878) und der Entwurf selbst an einem anderen Orte (Art. 219) erklärt das Strafgesetz für das einzige Kriterium der Widerrechtlichkeit. Warum ist man von diesem Grundsatz abgegangen? Hat der Vertrag, wodurch ein Verliebter sich verpflichtet, zu bestimmter Stunde an einem bestimmten Orte zu sein, einen unsittlichen Inhalt? Aber — wird man sagen — das Beispiel ist übel gewählt, denn hier bestünde an und für sich kein ordentliches Schuldverhältniß. Leider doch, nach Art. 2 des Entwurfes, welcher nur besagt, daß die Leistung für den Gläubiger einen Werth haben, nicht aber, daß dieser Werth ein vermögensrechtlicher sein müsse.

Diese Bemerkungen haben hier Platz gefunden, nicht weil sie die dringendsten, sondern weil sie die zunächst in die Augen springenden sind. Sicherlich sind die Fehler, die wir bemängelt haben, nicht die einzigen des Entwurfes. Hier ist nicht der Platz für juristische Haarspaltereien. Ohnehin wird der Entwurf den kritischen Secirmessern nicht entgehen, welche in den juristischen Fachblättern ihres Amtes walten. Mancher Artikel wird vor der schlußgültigen Lesung wegfallen, mancher umgearbeitet werden. Man kennt übrigens das Dogma von der ewigen Unvollkommenheit aller menschlichen Arbeit. Uns genüge noch die Versicherung, daß die Mängel des Entwurfes nicht von der Art sind, daß sie — um mit den Worten des bürgl. Gesetzbuches zu reden — „nicht gehoben werden können oder den ordentlichen Gebrauch der Sache verhindern". Vollständigkeit, Klarheit, methodische Anordnung, verständliche Redaction sind, wie gesagt, Vorzüge, die man der Arbeit nicht bestreiten kann. Was die Redaction betrifft, so hat es sich die Commission angelegen sein lassen, auch in sprachlicher Hinsicht ein deutsches Werk zu liefern und die Termini des Gemeinrechts, wo es immer thunlich, mit den technischen Ausdrücken des deutschen Rechtes zu vertauschen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß die Commission auf die Ausarbeitung des besonderen Theiles den gleichen Fleiß verwenden möge. Wir hoffen, daß auch die Regierungen es fernerhin an gutem Willen nicht fehlen lassen und auf halbem

Wege nicht stehen bleiben werden. Wir hoffen, daß jene Zwistigkeiten sich nicht wiederholen werden, welche das Zustandekommen des Handelsgesetzbuches vor der dritten Lesung zu vereiteln drohten. Die materielle Einigkeit kann bestehen ohne Rücksicht auf das Widerspiel der politischen Interessen. Reuß-Schleiz und Lippe-Bückeburg werden sich durch das Handelsrecht und durch die Wechselordnung überzeugt haben, daß eine gemeinsame Gesetzgebung ihre Souverainetät nicht gefährdet. Wir hoffen, daß das große Ziel der Gemeinschaft in allen Zweigen des Rechtes schrittweise aber sicher erreicht werden wird. Wir hoffen, daß die Regierungen ihre Hülfe leihen werden, ein Bedürfniß der Nation vollständig zu befriedigen, welches dringend genannt wurde, als „der letzte Ritter" den römischen Kaiserthron bestieg, und daß sie der deutschen Jurisprudenz des 19. Jahrhunderts die Gelegenheit geben werden, sich einer Schuld zu entledigen, von welcher die competenten Richter im 16. Jahrhundert erkannten, daß sie fällig sei. Fg.

Briefe an Ludwig Tieck [1].

I.

In dem Nachlasse Ludwig Tiecks fand sich, in dicke Quartanten gebunden, eine bedeutende Briefsammlung vor, aus welcher der Dichter (nach Rudolf Köpke's durch einzelne Andeutungen in der vorliegenden Sammlung bestätigter Mittheilung) eine Auswahl zu veröffentlichen beabsichtigte, und die, weil er selbst nicht mehr dazu gekommen war, von der Erbin des Nachlasses Herrn v. Holtei zu gleichem Zwecke überlassen wurde. Man wird dem Herausgeber gern glauben, was er von der Mühseligkeit dieser Arbeit und den Zweifeln, die ihn bei derselben peinigten, erzählt, und so sehr wir eine andere, als die streng alphabetische Ordnung wünschen würden, überzeugen uns doch seine Auseinandersetzungen, daß eben nur diese mit Strenge durchzuführen war, und es läßt sich auch nichts dagegen einwenden, daß Holtei sich nicht für berechtigt hielt, Briefe aufzunehmen, welche für noch Lebende verletzend sind oder nur der Lust am Scandal Nahrung geben würden, wiewohl nach des Herausgebers eigenem Geständniß das Buch um manches interessante Document ärmer geworden ist. Hätte Tieck irgend eine Andeutung hinterlassen, welche Briefe er publiciren oder nach welchen Grundsätzen er vorgehen wollte, so hätte Holtei ihm die Verantwortung überlassen dürfen, aber ein solcher Leitfaden fehlte. Und wie der Titel bereits besagt, daß wir nicht einen „Briefwechsel" erhalten (nur in wenigen Fällen hatte Tieck Abschriften eigener Briefe eingeschaltet), so war Vollständigkeit von vornherein ausgeschlossen, da die Zeit von

[1] Briefe an Ludwig Tieck. Ausgewählt und herausgegeben von Karl v. Holtei. Erster und zweiter Band. Breslau, Trewendt.

1793 bis in das zweite Jahrzehnt dieses Jahrhunderts verhältnißmäßig spärlich vertreten ist und einzelne Partieen von den Briefstellern zurückgefordert waren, theils weil sie geheim gehalten werden sollten, theils — wie Fr. v. Raumers und Solgers — zu selbstständiger Veröffentlichung

Ungeachtet dieser mancherlei Lücken und Mängel liefert das Werk in Hülle und Fülle wichtige Beiträge zur Charakteristik der langen Periode, in welcher Tieck lebte und wirkte, und der Persönlichkeiten, welche an den litterarischen Bestrebungen derselben Theil nahmen, es zeigt uns den hohen Grad der Verehrung, welche der Dichter des „Phantasus" in ganz Deutschland und weit hinaus über dessen Grenzen genoß — eine Verehrung, die freilich mitunter Formen annimmt, welche den Gefeierten unmöglich wohlthätig berühren konnten [1] — es versetzt uns so recht lebhaft in die Zeit, wo noch die ganze gebildete Welt alle künstlerische Production mit der regsten Th.ilnahme verfolgte, jedermann neben Berufsgeschäften und Liebhabereien Muße für den ausgebreitetsten Briefwechsel behielt, und läßt uns recht inne werden, in einer wie grundverschiedenen Zeit wir leben; es gewährt manchen Einblick in das Schaffen der Romantiker und ihrer Nachfolger, wirft auf verschiedene Gestalten ein neues Licht und bringt bisher unbeachtete unserem Interesse nahe. Wer etwa nach dem Inhaltsverzeichnisse die Briefe der berühmtesten Personen heraussuchen und sich auf deren Lectüre beschränken wollte, brächte sich selbst um mehr als den halben Genuß. Und ganz unbedeutend ist in der That nur eine geringe Zahl der mitgetheilten Briefe.

Um einen Begriff von der weiten Verzweigung der persönlichen Verbindungen Tiecks zu geben, genügt es, eine Anzahl Namen hervorzuheben, welche in den beiden ersten Bänden (A bis Mörike) auftreten, und zwar wollen wir hier vorzüglich solche wählen, deren Briefe keinen Anlaß zu Citaten oder besonderen Bemerkungen bieten. Sulpice Boisserée, Graf Brühl, Elisa Bürger, K. G. Carus, G. F. Creuzer, Eschenburg, Görres, Goethe, W. Häring, E. A. Hagen (in Königsberg), Hensel (der Maler), E. Th. A. Hoffmann, F. H. Jacobi, Fr. Jacobs, N. H. Julius, K. Köchy, Heinrich König, Chr. G. Körner, Hans Köster, Koreff, Krause (der Philosoph), der Historiker Loebell, Otto Ludwig, Lüdemann, Mahlmann, Appolonius v. Maltitz, G. O. Marbach, Felix Mendelssohn, Wolfgang Menzel, Meyerbeer, Johannes Minckwitz, Mnioch, Mörike; die Schauspieler Iffland, Genast, Karoline Jagemann, Charlotte v. Hagn, Karoline Bauer, Eduard

[1] So spricht z. B. Hormayr einmal geradezu von der „Anbetung", mit welcher er sich nach dem Dichter sehne, und erzählt ihm ein anderes Mal: „ich lese alle Jahre alle Ihre Werke ganz durch", im Jahre 1826, nach welchem bekanntlich von Hauptwerken nur noch einige größere Novellen erschienen! Andere machen ihn schlechtweg zum größten Dichter Deutschlands oder suchen ihm durch Ausfälle auf den Mann zu schmeicheln, welchen Tieck selbst den „edelsten Genius, des Vaterlandes Zier und Lust" genannt hatte. So Malsburg, ein Graf Baudissin (nicht Wolf B., der Shakspeare-Uebersetzer), dem im Vergleich mit der Tieck'schen Goethe's Prosa „incorrect und eckig, Schiller hochtrabend und die meisten Schriftsteller matt vorkommen" u. m. a.

und Karl Devrient, Ludwig Löwe, K. Lebrun, Kühn (Lenz); die Franzosen Ampère, St. Aubin, David (der Bildhauer), Marmier, Martin; die Scandinavier Andersen, Atterbom, Beskow, Hauch, Heiberg, Ingemann, der Engländer Collier, der Schweizer Hegner u. s. w., u. s. w. Zwei Drittel der Briefe sind Begleitschreiben von Büchern oder Manuscripten, die er beurtheilen, Dramen, die er zur Aufführung bringen, Reisenden, welche „den glühenden Wunsch hegen, Deutschlands größten Dichter kennen zu lernen und — einer Vorlesung beiwohnen zu können". Ihm auch ohne solche äußere Veranlassung zu schreiben, haben die wenigsten Ausdauer genug, da der allgemeinen Klage nach Tieck fast nie antwortete. Natürlicherweise hat die Masse von Briefen seine Abneigung gegen das Correspondiren nur bestärken können, denn woher würde er die Zeit zum Arbeiten genommen haben, wenn er sich verpflichtet geglaubt hätte, jede Höflichkeit, jedes Gesuch schriftlich zu erwiedern. Wenn er an den Personen Interesse nahm, scheute er auch das Briefschreiben nicht, das zeigt unter anderem sein Verkehr mit Marianne Immermann, der Wittwe des Dichters.

Es ist nicht allein Galanterie, wenn wir auf die Briefe der Ebengenannten zuerst besonders hinweisen. Hätte uns die Sammlung nur dieses edle Frauenbild vorgeführt, wir müßten dem Herausgeber dankbar sein. Marianne, ein Vierteljahrhundert jünger als Immermann, hatte mit diesem in der glücklichsten Ehe gelebt, aber vor Ablauf eines Jahres wurde er ihr durch den Tod entrissen. Ihre Erziehung war ihren eigenen Angaben zufolge mangelhaft, sie beklagt sich, „in allen Gebieten der Litteratur noch so wenig Kenntniß zu haben, auch in anderen Dingen so schlecht unterrichtet zu sein", daß sie viel nachzuholen habe, wenn sie ihrer Tochter „künftig einmal in irgend einer Sache nützlich sein" wolle. „Mein Vater sagte immer, ein Mädchen brauche nichts zu lernen, man gab mir also wenig Unterrichtsstunden, und ich lernte eigentlich nur, wozu mich bisweilen eigener Eifer und Lust trieb. Daß das aber bei einem jungen, unruhigen Mädchen nicht viel, am wenigsten etwas geordnetes war, können Sie wohl denken". Die Verbindung mit Immermann erschloß ihr ein neues Leben, um so vereinsamter, verlassener fühlte sie sich nach seinem frühen Tode. „. . . je mehr ich wieder Kraft gewinne, mit dem äußeren Leben anzuknüpfen", schreibt sie acht Monate nach ihres Gatten Tode, „desto tiefer empfinde ich die Mißstellung, in die mich mein Geschick versetzt hat. Das macht mich gewiß nicht undankbar gegen den Himmel, ach nein, je ärmer mir Anderer Leben um mich erscheint, gegen das, was ich genossen, desto jubelnder freue ich mich meiner heiligen Erinnerungen und desto muthiger fühle ich mich, in ihnen die Gegenwart zu ertragen; aber eiskalt überläuft es mich dazwischen, wenn ich über heute und morgen wegsehe, und immer das Unvermögen in mir finde, durch mich selbst (mir) anzueignen, was jene Himmelsgabe, die Liebe mir bescheerte. Was im Glück uns Frauen der höchste Segen ist, das eigene Dasein nur in einem Zweiten zu empfinden, das macht uns so tief unglücklich, wenn uns das Geschick allein in das Leben schickt und wir alles nur um unserer selbst willen thun können". Was sie an das Leben fesselt sind zwei Vermächtnisse des

Verstorbenen, die Erziehung ihres Kindes und die Herausgabe der nachgelassenen Werke Immermanns, insbesondere des unvollendeten Gedichtes „Tristan und Isolde". Von diesen beiden Aufgaben erfüllt, arbeitet sie unermüdlich an der Fortbildung ihres Geistes und Herzens, und über alle Erlebnisse, Sorgen und Studien schüttet sie vertrauensvoll ihr ganzes Herz gegen den väterlichen Freund Tieck aus. Da blicken wir in ein so reiches Gemüth, ein so feines Empfindungsvermögen, so viel Urtheilskraft, die Frau erzählt und schildert in aller Anspruchslosigkeit so hübsch und treffend, daß man aufs lebhafteste bedauern muß, aus einem „ganzen Reigen" von Briefen nur vier aufgenommen zu sehen, weil der Inhalt der übrigen, wie der Herausgeber fürchtete, hätte hie und da verletzend wirken können. Aber darin wird jedermann Holtei Recht geben müssen, daß „schon die vier aufgenommenen Episteln genugsam darthun, welch' eine Lebensgefährtin in dieser Frau der Himmel Tiecks edlem Freunde zugeführt hatte". Was sie selbst über Dorothea Tiecks Briefe sagt: „Es ist ein so durchaus schöner, ernster, edler Sinn, der überall durchgeht und uns erfaßt", kann unmittelbar auf ihre eigenen Briefe angewandt werden, ohne dieselben erschöpfend zu charakterisiren. Zur Ergänzung mögen hier noch zwei Stellen aus dem dritten, kurz nach einem erfrischenden Aufenthalt am Meere geschriebenen Briefe Platz finden, die uns die liebenswürdige Verfasserin von einer anderen Seite zeigen, als die oben gegebenen Proben. Sie erzählt von dieser Badereise nach Ostende, und gesteht, daß „der erste Eindruck des Meeres fast eine Enttäuschung war. An einem stillen, sonnigen Tage, bei vollständiger Ebbe betrat ich zuerst den Quai, und die ruhige Wasserfläche, deren Endlosigkeit mein kurzsichtiges Auge nicht weit verfolgen konnte, imponirte mir viel weniger, als ich vermuthet hatte. Aber immer wachsend hat sich mir die eigenartige Pracht erschlossen, die mich lange Zeit wachend und träumend schaukelte und mich bei meiner Rückkehr ganz sehnsüchtig stimmte. Je öfter ich der brausenden Flut Anschwellen beobachtete oder die sanften Kreise des schwindenden Wassers verfolgte, dem tobenden Sturm zusah oder die Sonne in die klaren Fluten sinken sah, desto andächtiger, größer ward mir zu Muthe". Ein Seitenstück zu diesem, in seiner Einfachheit so wahren Bilde ist das, welches sie von Marburg (an der Lahn) entwirft; ein andermal erwähnt sie, daß sie durch die Verheiratung ihrer jüngsten Schwester an einen Düsseldorfer Maler mehr als sonst in Künstlerkreise komme und sich in denselben nicht ganz wohl fühle. „Diese Künstler sind ein eigener Schlag Menschen, und eigentlich nur genießbar, wenn sie ganz unter sich und dadurch ganz unbefangen sind. So wie sie mit Anderen, besonders bedeutenden Persönlichkeiten zusammentreten, werden sie entweder schweigsam oder ästhetisch, und beides steht ihnen schlecht, denn bei den meisten stehen glückliche Anlagen in gar keinem Verhältniß zu ihrer Ausbildung". — — —

Wir reihen an diese eine andere wahrhaft würdige weibliche Erscheinung, die Schauspielerin Friederike Krickeberg, Tochter des bekannten Schauspieldirectors Koch, welche als fünfjähriges Kind die Bühne betreten hatte, als Reliquie einen Komödienzettel bewahrte, auf welchem sie neben Eckhof stand, und noch im ein-

undsiebenzigsten Jahre (1841) von sich sagen durfte; „Noch kann ich, wenn eine meiner Colleginnen (am Berliner Hoftheater) plötzlich heiser wird, eine Rolle vom Tage vorher, auch noch denselben (Tag) übernehmen", hatte in ihren jungen Jahren ein Liebesverhältniß mit Friedrich Gentz gehabt. Hierauf bezieht sich eine Antwort an Tieck, welche wir, wenn der Raum nicht beschränkt wäre, am liebsten vollständig mittheilen würden. „Sie wünschen", heißt es darin, „Briefe von Gentz an mich, um sie der heutigen krittlichen Welt zu übergeben. Fordern Sie das nicht von mir! Ihnen durfte ich Sie damals vertrauen, Sie würden sie noch heute fühlen — aber wer sonst? Auch diese Zeit ist vorüber; die Liebe hat ein anderes Gewand umgehängt; die zarten Stoffe sind verweht, und ich glaube, ein junger Mann, der jetzt solche Briefe schriebe, würde sich nicht mehr männlich erhaben vorkommen. Die Briefe würden durch den Namen Interesse vielleicht erregen, aber kein ehrenvolles für ihn; ich habe den Lebenden geschont, wenn er auch das ganze Leben mir zerstört, und sollte nun des Todten Asche stören? Zudem, wer würde es beachten, daß ein Mann, der die geheimen Fäden der Staatsgeheimnisse ent- und verwirren konnte, das Herz eines armen Mädchens durch seine hinreißende Beredsamkeit entzückte, bethörte und — brach? Nein, mein Freund — wie ich mit Todesschmerzen sagte; Vergebung dem Lebenden, so sagt heute die alte Frau mit gefalteten Händen: Friede dem Todten! Er soll nicht, wenn er mir auf einem anderen Sterne einmal begegnete, sagen: Auch Du? — Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen abschlage, was Sie wünschen? gewiß, ich vermag es nicht. Auch nach meinem Tode soll niemand finden, was mir so nahe war!" Wir finden nicht, wann diese Frau, welche nach Ed. Devrients Zeugniß „ein Talent zweiten Ranges durch Verstand und Feinheit angenehm zu machen wußte", von der Erde abberufen worden ist; ein schöneres Denkmal konnte ihr nicht gesetzt werden, als sie sich selbst in diesem Briefe errichtet hat.

Eine dritte Frau führt uns in den Kreis der Jugendfreunde und Genossen Tiecks, Bettina. Von ihr liegen zwei Briefe, natürlich ohne Ort und Jahreszahl vor. Der erste enthält eine förmliche Liebeserklärung. Nach einigen Aeußerungen allgemeiner Liebe sehnsucht kommt es deutlicher: „— jemand, der so lebhaft alles fühlt, wie ich, der kann sich nicht weniger lebhaft ausdrücken, es ist keine Frage, daß mir Gott mehr gewähren muß, wie anderen, er muß mir alles gewähren (denn er hat mir das Entbehren nicht anerschaffen), mithin auch Ihre Liebe, und deßwegen bin ich auch wieder getröstet". Sie besucht den Garten, wo sie mit einander verkehrt haben, „Sie waren auch da, einen Augenblick, Ihre Füße sah ich deutlich auf der Treppe stehen", nun mag sie in ihrem Leben nicht wieder dahin, da sie ihn „nie mehr dort finden würde", und „das könnte mich schmerzlich beleidigen" . . . „Nur dem Zaghaften können irdische Verhältnisse was anhaben, . . was schadet es endlich, wenn Sie selbst dies alles nicht annehmen, es ist, als ob der Strohm die Lieblichkeit der Gegend nicht annimmt, durch die er fließt, die Gegend bleibt lieblich durch ihn, Troz ihm, die Bettina bleibt doch liebend Troz ihm, Ein Strohm ist übrigens auch nicht so wiedernatürlich, un-

natürlich". Für den Fall, daß die letzten von ihr unterstrichenen Worte noch mißverstanden werden sollten, schließt sie den Brief: „Ich sage da viel Durcheinander, und wer diesen Brief in Händen hielte und ihn so sinnlich läse, wie er dasteht, dem würde er keinen Bestand haben, wer aber heimlich lauscht und aufmerkt und mir gut ist, der wird einen einzigen Ton darin hören, der alle anderen Töne zur Melodie verbindet". Der zweite Brief ist augenscheinlich mehrere Jahre später abgefaßt, und inzwischen hatte Bettina den ersten so vollkommen vergessen, daß sie klagt, sie habe sich „einem Tieck", dem sie Herrn de Barante angelegentlich empfiehlt, „nie selbst empfehlen können", habe „nicht das Herz gehabt". Genug, Holtei ist äußerst vorsichtig, wenn er meint, „es ließen sich in diesen Briefen vielleicht leise Spuren entdecken, daß es nur an Tiecks Schreibläſſigkeit lag, wenn wir nicht auch seinen Briefwechsel mit jenem Kinde besitzen". Was sagen aber dazu diejenigen, welche Goethe so hart anließen, weil er die Hingebung dieses edlen Geschöpfes so wenig zu würdigen gewußt habe? [1].

Die Schaar der echten Romantiker ist weniger reich vertreten, als man erwarten sollte. Allerdings fehlen noch die beiden Schlegel; aber es scheint doch viel, besonders aus früherer Zeit verloren zu sein. Einen sehr wohlthätigen Eindruck machen die Briefe Achims v. Arnim: herzlich ohne Ueberschwänglichkeit, gefällig und dienstbereit ohne die Phrasenmacherei Anderer, geistvoll und treffend in den Bemerkungen tritt uns das Bild einer durchaus liebenswürdigen Persönlichkeit entgegen und läßt uns hoffen, daß diese persönlichen Mittheilungen manchen Leser zu den Schriften des weniger als er verdiente gekannten Dichters führen werden. Einige charakteristische Auszüge können wir uns nicht versagen. Ueber die Arbeiten Tiecks, Hagens, des „Herrn Kriegssecretär Grimm" u. A. sprechend, sagt Arnim: „Wer jemals eine historische Begebenheit mit Erhebung angesehen hat, weiß, was das heißt (jeder muß es aber treiben), wie man Füße braucht, um beim Schreibpult zu stehen, ungeachtet sehr wenig Leute mit den Füßen schreiben. Die Kritik ist eine nothwendige Absonderung, damit der Geist rein wird, unsere verkehrte Zeit hat aber oft das Abgesonderte wie beim Dalailama für das Heiligste gehalten, davon alles das Geschwätz über die Dinge, ohne die Dinge selbst zu geben, alle die elende Wirthschaft mit Geschichten der Poesie, der Künste 2c." — In einem anderen Briefe heißt es: „Brentano's verzweiflungsvoll elende Heirats- und Ehestandsgeschichte macht mir Kummer und religiöse Zweifel über den Ehestand, sie stecken da, wie im geläbberten Meere und können nicht zu einander und nicht von einander". Aus Heidelberg schreibt er 1808: „Ich wohne mit Clemens in einer Bierkneipe am Schloßberge, Kegelbahn und Vogelgesang, Nachts singende Waschweiber und fernes Neckarrauschen um uns, und der schöne Himmel verschlingt uns in Trägheit". Der erste Brief schließt: „Meine Freundschaft für Sie bleibt unverändert, wenn Sie auch schweigen, schweige ich doch meist auch, wo ich reden könnte."

[1] Diesen zweiten Brief ziert nachstehendes Postscriptum: „Ich bitte Dich, guter freundlicher Freund, sei wie ein Kind gegen diesen Mann, dann brauchst Du keine Toilette zu machen und bist doch mit allen Reitzen versehen, die eine gediegene Coquetterie Dir nur gewähren kann".

Brentano meldet (Marburg 1802), daß er mehrere Schauspiele entworfen habe; er könne sich aber nicht überzeugen, daß unsere Trauerspiele sein dürften, wie die griechischen, auch nicht wie Schiller'sche, höchstens wie Shakspeare'sche. „Trauerspiele ohne Vaterland sind wie Helden ohne Schicksal. Die Seele muß Held sein und die Reihe der Begebenheiten, die Geschichte, Schicksal; ich habe die Idee zu einem Trauerspiel mit 25 Helden, die vom Schicksal getödtet werden, den letzten aber kann's aus Müdigkeit nicht hinunterkriegen, stirbt selbst, er aber wird schicksallos von den Göttern davongeführt und im fünften Act im Himmel unter den Göttern als weinendes Kind geboren". Novalis' Briefe sind voll Schwärmerei für den Freund, desto schlechter ist er auf „Wilhelm Meister" zu sprechen: „ein Candide gegen die Poesie, ... mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Komödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Komödiantinnen gemacht" u. s. f. Und dann gehts weiter: „Welche heitere Fröhlichkeit herrscht dagegen in Böhm" (Jakob Böhme, den er eben „im Zusammenhange" liest). — Friedrichs Bruder, Karl Hardenberg (als Dichter Rostorf) steht nach jenes Tode in lebhaftem brieflichen Verkehr mit Tieck. Bemerkenswerth sind die abfälligen Aeußerungen über Jean Paul: „Er verliert nachgerade das Interessante, wird täglich armseliger und natürlich auch übermüthiger" u. s. w. (1802.) Anzureihen sind hier noch Graf Löben (Isidorus Orientalis) und Frh. v. Malsburg, deren Briefe manches biographische Material enthalten. B. B.

Ein litterarisches Sündenregister.

G. Es ist selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden, daß die Speculation überall, also auch auf dem Büchermarkte ihre erste und wichtigste Domaine, den Augenblick, auszubeuten sucht; nur muß das Handwerk nicht allzusehr durchschlagen und jener Schleier nicht zerrissen werden, der den losen Zusammenhang zwischen unseren Sympathieen und der Speculation wohlthätig verhüllt. Wir nennen das Anstand, und dieser hängt, wie bekannt, meist von Aeußerlichkeiten ab, die an und für sich geringfügig sind, aber wenn sie nicht beachtet werden, den Anstand selbst aufheben.

Was sollen wir nun dort sagen, wo wir diesen Uebelstand auf so schreiende Weise walten sehen, wie in den drei gleichzeitig erschienenen deutschen Ausgaben der Correspondenz Marie Antoinettens, nach den Originalhandschriften herausgegeben von dem Grafen Paul Vogt v. Hunolstein (recte Hunoltstein)[1]. Die Vergleichung dieser drei Ausgaben — die eine gehört einer Berliner, die andere einer Prager, die dritte einer Brünner Firma an — ist im ersten Augenblicke allerdings geeignet, ein unbeschreibliches Ergötzen zu bereiten, da die durch mangelhafte Kenntniß des fremden Idioms erzeugten Uebersetzungsfehler oft den flagrantesten Unsinn in sich schließen und die ganze Misère einer herabgekommenen Fabrikswirthschaft vor unseren Augen entrollen. Bei weiterem Nachdenken aber muß man ein wahrhaftes Bedauern empfinden über die Leichtfertigkeit, mit der man die Aufgabe des Wortes gegenüber dem Objecte und dem Publicum auffaßt.

[1] Wir kommen auf die französische Originalausgabe eingehender zurück. D. Red.

Wir legen unseren Lesern einige der markantesten Parallelstellen aus den drei Ausgaben vor, und bemerken nur, daß die Berliner Ausgabe noch die correcteste; die Prager Ausgabe aber die mangelhafteste und flüchtigste in der Treue des Ausdrucks ist, während die Brünner das Höchste in sprachlichen Schnitzern leistet.

Berliner Ausgabe.	Prager Ausgabe.	Brünner Ausgabe.
S. 39. Ich bin entzückt darüber gewesen.	S. 51. Ich war ganz entzückt, und außer mir ist's Jeder (!).	S. 34. Ich war davon entzückt.
S. 46. Am Tage vor seinem Tode glaubte er sich in Stücke zerfallen zu sehen, denken Sie!	S. 62. Es schien, daß er den Abend vor seinem Sterbetage sah, wie Stücke seines Körpers zerfallen.	S. 39. Denken Sie, es scheint, daß er sich den Vorabend des letzten Tages in Stücke zerfallen sah.
S. 46. Ich glaube der König wartet auf die Genesung meiner Tante Adelaide.	S. 63—64. ich setze voraus, daß der König die Wiedereinsetzung der Tante Adelaide beschloß.	S. 40. ich vermuthe, daß der König die Genesung meiner Tante Adelaide abwartet.
S. 48. Es scheint, daß sie (du Barry) wenn auch eine schmutzige, im Grunde genommen doch keine böse Frau war.	S. 65. Es scheint, daß, wenn diese Frau häßlich wäre, wir gar nichts von ihr zu fürchten hätten.	S 41. Es scheint, daß sie, obwohl eine schlechte Frau, doch im Grunde keine böse ist.
S. 52. ich glaube bemerkt zu haben, daß man in mir zu sehr eine Fremde sieht, ich habe mein Mögliches gethan u. s. w.	S. 70. ich glaube bemerkt zu haben, daß man zu sehr eine Fremde in mir sieht die den Bestrebungen der Regierung entgegenarbeitet; ich that mein Möglichstes u. s. w.	S. 44. ich glaubte zu bemerken, daß man in mir immer eine Fremde erblickte, die manchem herrschsüchtigen Plane entgegentrat, ich that mein Möglichstes u. s. w.
S. 58. Unsere Stellung zu dem Herzoge von Orleans ist immer dieselbe, und man hat sehr Unrecht gehabt, Dir, wie geschehen ist, den Herzog von Chartres zu nennen, welcher kein schlechter Spieler ist.	S. 76. unser Verhältniß zum Herzog von Orleans ist immer dasselbe, und man hatte sehr Unrecht, Ihnen den Herrn Herzog von Chartres so zu schildern, er spielte nie falsches Spiel mit uns.	S. 49. unsere Beziehungen zu dem Herzoge von Orleans sind immer dieselben, und man hatte sehr Unrecht Dir den Herrn Herzog von Chatres (sic) zu nennen, der durchaus kein schlechter Spieler ist.
S. 64. Ich bin glücklich, daß er (Kaiser Joseph) im Allgemeinen meine bisherige Handlungsweise gebilligt hat, und ich werde ihn noch ferner um Rathschläge bitten. —	S. 83. ich bin glücklich, daß er im Allgemeinen meine Handlungsweise gebilligt, und immer wird sein Rath, seine Meinung mir willkommen sein. —	S. 54 Ich bin glücklich, daß er meine Handlungsweise im Allgemeinen guthieß, und ich werde ihn noch um manchen Rath und öfter um seine Meinungen bitten.
	Nein — schweig über den Punkt — dies meine Antwort; leider läßt alles das Gegentheil hoffen.	Nein, aber schweige, dies meine Antwort; jedoch läßt alles jetzt das Gegentheil hoffen.
Die Etikette ist oft sehr lästig, u. s. w.	Die Etiquette, die ängstliche Verwahrung der Aeußerlichkeiten ist unendlich lästig u. s. w.	Die äußere Etiquette u. s. w.
S. 64. Hier ein Band, dort Fransen und Federn, wo sie die Etiquette nicht erlaubt und das Königthum wäre für gewisse Leute verloren.	S. 83. ein Band hier, eine Spitze dort oder gar eine Feder am unrechten Ort u. s. w.	S. 54. ein Band hier, Spitzen und Federn lieber dort als da u. s. w.
S. 76. dann werde ich Sie (Princeß Lamballe) hundertmal umarmen, zunächst wegen Ihrer Liebe zu meinem Sohne, dann aus Liebe für Sie, die	S. 98. will ich Sie hundertmal umarmen, zuerst für meinen Sohn, dann für mich, die Sie so schön und so lieb unseren kleinen Herrn Dauphin	S. 63. und dann werde ich Sie hundertmal umarmen; vor allem aus Liebe zu meinem Sohne, nachher (sic) aus Liebe für Sie, die Sie so

Sie Ihre Zeit so schön dazu verwenden, den Dauphin zu besingen, um gesund zu werden (!).	in den Schlaf singen können.	gut Ihre Zeit verbringen, indem Sie den Herrn Dauphin besingen.
S. 83. jetzt sind sie (die königl. Kinder) in Streit miteinander, und verlangen von mir, ich solle Richterin zwischen ihnen sein, ich komme also vom Gericht nicht fort.	S. 108. eben beginnen sie zu streiten, und verlangen, daß ich richte, kann ich sie zu einem anderen Richter weisen?	S. 70 eben streiten sie sich und verlangen, von mir gerichtet zu werden, so komme ich denn nicht aus dem Gerichtshofe.
S. 88. Unserer Schwester in Neapel habe ich soeben eine Ladung vollständig ausgeputzter (!) Puppen geschickt. das war prächtig.	S. 115. Ich schickte eben unserer Schwester in Neapel eine ganze Ladung von allerliebsten Häubchen und Coiffuren.	S. 76. Eben sandte ich unserer Schwester von Neapel eine ganze Schiffsladung coiffürter und angezogener Puppen, sie waren prächtig.
S. 121. als er plötzlich bei Gelegenheit von Unruhen, welche bei einer Flottenabtheilung vorgekommen waren, eine zum Entsetzen gewaltthätige, aufrührerische Rede gehalten hat.	S. 158. als Mirabeau plötzlich bei einem geringfügigem (sic) Anlasse über einige kleine Unruhen auf einem Flottengeschwader eine Rede der heftigsten Demagogie hielt.	S. 103. Da bei einer Unruhe, die in einem Geschwader (!) plötzlich ausbrach, hielt er eine Rede, wie ein wüthender Demagoge.
S. 131. Ich füge eine Denkschrift Mir.'s bei, um sie daraus ersehen zu lassen, was von der schmerzlichen Anstrengung zu denken ist, welche ich mir schuldete.	S. 170. Ich füge eine Note Mirabeau's bei, um Ihnen zu zeigen, welch' schmerzliche Anstrengungen ich habe (!).	S. 111 Ich füge eine Note Mirabeau's bei, um Sie wissen zu lassen, was er von den schmerzlichen Anstrengungen, die ich mir schulde, denkt
S. 144. Die Sache ist mit erschrecklichen Schwierigkeiten verknüpft, aber unsere Lage ist so unerträglich u. s. w.	S. 185. Der Plan ist schwer auszuführen, das Haar steht mir zu Berge, wenn ich an die schrecklichen Mühseligkeiten denke, die uns bevorstehen aber u. s. w	S. 121. Die Sache ist voll der entsetzlichsten Schwierigkeiten, aber unsere Lage u. s. w.
S. 146. Wir sind weit entfernt, uns so weit verblenden zu lassen, daß wir glauben, selbst dieser Entschluß habe nicht seine Gefahren.	S. 188. Wir sind weit entfernt, so verblendet zu sein, nicht zu wissen, daß dieser Entschluß selbst nicht seine Gefahren habe.	S. 122—123. Wir sind weit entfernt, so blind zu sein, um zu glauben, daß dies ohne Gefahr sei.
S. 146. Die Clubbs und Verbrüderungen verzweigen sich in Frankreich von einem Ende bis zum anderen.	S. 188—189. Die Clubbs, die Verbrüderungen bringen Frankreich von einem Aeußersten zum andern.	S. 123. Die Clubbs, die Verbrüderungen beherrschen Frankreich von einem Ende zum andern.
S. 168. Ich habe noch gestern durch einen jener ergebenen Männer, auf welche ich nicht rechnete, Nachrichten bekommen.	S. 218 Ich erhielt gestern einige Nachrichten von einem jener ergebenen Menschen, auf die wir nicht zählen können.	S. 141. Es sind mir gestern wieder durch einen jener Männer, auf die ich nicht zählte, Nachrichten zugekommen.
S. 194. Beklagen Sie mich; ich versichere Sie, daß weit mehr Muth dazu gehört, meinen Zustand zu ertragen, als wenn man sich inmitten einer Schlacht befände, um so mehr, als ich mich nicht getäuscht habe . . .	S. 246 Beklagen Sie mich, ich versichere Ihnen, es gehört mehr als Muth dazu, meine traurige Lage zu ertragen, die doppelt peinlich ist, weil ich mitten im Kampfe sehe, daß ich mich nie geirrt . . .	S. 162. Beklagen Sie mich, ich versichere Sie, es braucht mehr Muth, meinen Stand (sic) zu ertragen, als wenn man sich mitten im Kampfe befindet (sic), um so mehr, da ich mich kaum täusche . . .
S. 210. ich werde Ihnen heute nichts von hiesigen Neuigkeiten sagen, verlassen Sie sich aber nicht auf die öffentlichen.	S. 263. ich werde Ihnen heute nichts von den hiesigen Vorkommnissen sprechen. Berichten Sie also nichts darüber.	S. 175. ich werde Ihnen heute nicht von denen, die sich hier zutragen, erzählen. Vertrauen sie nicht den öffentlichen Nachrichten.

S. 221. Bleiben Sie, bleiben Sie. Herr Graf, bei dem Schritte des Herrn v. S.

S. 287. Hindern Sie, Herr Graf, den Schritt des Herrn S.

S. 186. Halten Sie ein, halten Sie ein, Herr Graf mit den Schritten des Herrn S.

Doch genug, weder Raum, noch Geduld reicht aus, alles anzuhören. Man verstrickt sich, indem man liest, in Urwaldsbildungen, und muß, um vorwärts zu kommen, mit dem Beile arbeiten. Doch wo zuerst anpacken! Man entsetzt sich über den Unverstand einer Phrase und bemerkt kaum, daß sie auch mit Sprachfehlern über und über gespickt ist. Da steht wohl das Amt des Uebersetzers auf der untersten Stufe vor unseren Augen; der einzige Ruhm, den er pflücken kann, der einzige unter allen Umständen: das treue Wiedergeben des Sinnes in stilistisch reiner Form, ist hier leichtfertig aufgegeben; und fragt man endlich noch, wie es da mit der Achtung vor dem Objecte und dem Publicum, mit den Zwecken des Buches als historischen Materials stehe, so wird uns gar traurige Antwort.

Ludwig Hohenegger.

Am 25. August d. J. starb zu Teschen einer der liebenswürdigsten und dabei anspruchslosesten Gelehrten, der erzherzoglich Albrecht'sche Gewerksdirector Ludwig Hohenegger im 58. Lebensjahre an einem organischen Herzleiden. Er war geboren 1807 in Memmingen und bezog nach vollendeten Gymnasial- und philosophischen Studien die Bergakademie zu Freiberg in Sachsen. Chemie, Geologie und Paläontologie waren daselbst seine Lieblingsstudien. Im Jahre 1829 trat er als Adjunct bei den berühmten Fürst Salm'schen Gußwerken zu Blansko in Mähren ein, zwei Jahre darauf wurde er Ingenieur bei den Herforder Eisenwerken in Westphalen, 1833 kam er in gleicher Eigenschaft zu den Puddlingswerken in Wetter an der Ruhr, das Jahr darauf als Betriebsleiter der Messing- und Eisenwerke nach Raschrod in Westphalen. Vom Jahre 1836 bis 1839 war er Generaldirector der Rosthorn'schen und gräflich Henckel-Donnersmark'schen Werke zu Wolfsberg in Kärnten. Endlich (mit 15. Juli 1839) trat er in Dienste Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht als Gewerksdirector der schlesischen Güter. Hohenegger ist in den weitesten Kreisen der gelehrten Welt hauptsächlich bekannt geworden durch seine 1861 bei Perthes in Gotha erschienene: „Geognostische Karte der Nordkarpathen in Schlesien und der angrenzenden Theile von Mähren und Schlesien". Dieses mit persönlichen Opfern der einschneidendsten Art gegründete Unternehmen füllt eine empfindliche Lücke in der geologischen Kartographie aus. Hohenegger gründete bereits im Jahre 1846 eine kleine Schule, in welcher er selbst in den Abendstunden den Zöglingen den nöthigen Unterricht in der Geologie und Versteinerungskunde ertheilte. Erst mit so vorbereiteten Zöglingen wurde es ihm möglich, an die Aufnahme der obigen sehr detaillirten geologischen Karte eines naturgeschichtlich eben so wichtigen, als bisher wenig gekannten Gebietes zu schreiten. Zu gleicher Zeit legte er in Teschen eine Bibliothek und eine reiche Petrefactensammlung aus Privatmitteln an, um die Funde der neu aufgenommenen Gegenden mit den Objecten der Sammlung, deren Fundorte alle bekannt waren, zu vergleichen und auf diese Art jene Folgerungen zu ziehen, welche in so anregender Weise in dem die Karte begleitenden Texthefte niedergelegt sind. Hohenegger war eines der thätigsten Mitglieder des sogenannten Werner-Vereins, so wie er auch der geologischen Reichsanstalt die regste Theilnahme widmete. In den „Mittheilungen" dieser Anstalt sind

auch die zahlreichen Aufsätze Hoheneggers aus dem Gebiete der Geologie und Paläontologie zu suchen.

---

* Der mährische Landesausschuß hat die von dem Historiographen Herrn Dr. Dudík vorgelegte und von Dr. Hermenegild Jireček nach Urkunden verfaßte „Karte Mährens im 12. Jahrhunderte“ für das Landesarchiv angekauft, wobei sich der Landesausschuß die weitere Beschlußfassung wegen Veröffentlichung dieser Karte und Beifügung derselben zu dem vierten Bande der Dudík'schen Geschichte Mährens vorbehielt. Das Mähren des 12. Jahrhunderts war im Südosten gegen Ungarn beschränkter, während es nördlich bis an die Zimia ging, und auch das von König Ottokar II. für Nikolaus bestimmte Herzogthum Troppau umfaßte. Gegen Böhmen hin bildete sich die Grenze zwischen der Časlauer und Brünner Provinz. Die Eintheilung der alten Bezirke (Zupen) ist ersichtlich. Die Namen, zumeist slavisch, sind nach urkundlichen Belegen angegeben.

φ Ueber die Einigung Deutschlands ist im Ernst und Scherz so viel geschrieben worden, daß man eine neue Wendung und Behandlung dieses Gegenstandes kaum erwarten sollte. Franz Trautmann versteht es aber doch, das Interesse des Lesers zu beschäftigen, indem er das Naturell und die Tendenzen des deutschen Volkes in einer Person und ihren Lebensgeschicken condensirt. Das Buch, welches diese Persönlichkeit zum Gegenstande hat, führt den Titel: „Leben, Abenteuer und Tod des Theodosius Thaddäus Donner, weiland Doctor der Philosophie, Privatgelehrter, Poet, Universalmalcontent, Socialjustiz-Deutscheinheits-Entdecker und Hausbesitzer zu Happelsdorf, dessen Seele bei Lebzeiten in das „provisorische“ Jenseits verzückt wurde. Eine neudeutsche, göttliche Komödie. Zu Schreck, Staunen, Kopfschütteln, Trost und Kurzweil für Hoch und Nieder ans Licht gestellt und erzählt“. München 1864. E. A. Fleischmann. Der Titel giebt beinahe auch schon die Inhaltsanzeige des Buches (XIII. und 359 S.), so wie die Art des Humors, in welcher sich die Darstellung bewegt. Man würde das Buch mit mehr Behagen lesen, wenn der darin behandelte Gegenstand, nämlich die Lösungsbestrebungen des deutschen Einheitsproblemes, nicht ein so schneidender wäre, man kann ihm aber auch die Anerkennung nicht versagen, indem alles, was diese Einigung verhindert, mit mikroskopischer Genauigkeit vorgeführt wird. Möge dieser Spiegel die im Todesaugenblicke ausgesprochene Prophezeiung Donners, die deutsche Einheit werde im Jahr eintausend achthundert neunund —? also gewiß noch in diesem Jahrhundert hergestellt werden, verwirklichen helfen.

S. E. v. Winterfeld: Der schleswig-holstein'sche Krieg von 1864. Potsdam 1864, E. Döring'scher Verlag. Das wichtigste Vorkommniß des ablaufenden Jahres, die durch Deutschlands Großmächte vollführte Befreiung der nordischen Herzogthümer aus dänischer Vergewaltigung, konnte bei dem mächtigen Nachhalle, den sie nicht nur in jeder deutschen Brust, sondern darüber hinaus in allen Strichen des Festlandes wachrief, nicht verfehlen, auch in der Litteratur ihre Wirkung zu üben. In der That ist die Zahl der Arbeiten, welche außer den zahllosen Besprechungen der Tagesblätter und periodischen Schriften über den schleswig-holstein'schen Krieg erschienen sind, eine sehr beträchtliche; Geschichte, Rechtsfrage, Statistik und jede andere Seite der Sache wurden in vielfacher Richtung besprochen und ausgenützt. Wenn daher wieder ein neues Buch die jüngsten Ereignisse in Schleswig-Holstein behandelt, so fehlt es nicht an Vorgängern und es muß eine gediegene Leistung sein, wenn sie sich von der Flut der Broschüren über diesen Gegenstand abheben soll.

Diese Bedingung erfüllt aber Winterfelds Arbeit in vollem Maße. So viel sich aus der ersten Lieferung, welche vom Beginne des Kampfes bis zur Besetzung von Flensburg reicht, abnehmen läßt, wird mit dem Buche eine fleißig gearbeitete, auf den besten Quellen fußende Geschichte dieser denkwürdigen Periode geboten, welche durch die genauen Angaben der Operationen für den Militär, wie durch die klare und fließende Erzählung, die Aufnahme vieler zur Charakteristik des Landes und der Leute interessanten Mittheilungen für jeden Freund der Geschichts- und Landeskunde eine gern gesehene Gabe bilden wird. Obwohl mit warmer Begeisterung für die Sache der gedrückten Herzogthümer erfüllt, wahrt der Verfasser doch allenthalben den unbefangenen Standpunkt, sowohl bei der mit Sachkenntniß und Klarheit ausgeführten geschichtlichen Darstellung der Herzogthümer von den frühesten Zeiten bis zur neuesten Verwicklung, als in der Erzählung des Feldzuges selbst, welcher mit allen Einzelnheiten durchgeführt und jede Action der vereinigten Armee mit allem Detail erzählt wird. Das Buch wird sohin nach seiner Vollendung, die mit drei oder vier Lieferungen erfolgen soll, ein werthvolles Gesammtbild dieses wichtigen Geschichtsabschnittes der jüngsten Zeit und für die Folge eine ergiebige Quelle für spätere Darsteller des schleswig-holstein'schen Krieges bilden, und verdient um so mehr Anerkennung, als der Preis, bei der geschmackvollen Ausstattung, von der Verlagsbuchhandlung sehr mäßig gestellt wurde.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Aus den ersten Wochen der beginnenden Wintersaison liegt uns eine nicht unbedeutende Anzahl interessanter Neuigkeiten vor, deren Aufzählung wir abermals mit einem umfangreichen philosophischen Werke beginnen können, wie denn die Bibliographie dieses Jahres eine auffallend große Anzahl philosophischer Novitäten aufweist. Es betitelt sich: „Die Theorie des Bewußtseins im Wesen", von B. A. v. Staegemann; ferner erschien: „Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München", von Alex. Jung in Königsberg, und der erste Band eines Beitrages zur Urgeschichte der Menschheit in religiöser und culturhistorischer Beziehung unter dem Titel: „Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie — Sonne, Mond und Sterne — von Dr. F. L. W. Schwartz, Gymnasialdirector zu Neu-Ruppin".

Eines der wenigen Bücher der neuesten Zeit, welches bei seinem Erscheinen viel Aufsehen erregte, war die vielbesprochene Ehrenrettung des Tiberius von Ad. Stahr. Ihr folgt jetzt als zweiter Band der Bilder aus dem Alterthum die Biographie der Cleopatra. Auch die Tendenz dieses neuen historischen Charakterbildes ist: „Reinigung eines historischen Charakters von gewissen Flecken, mit welchen Parteiinteresse und Gedankenlosigkeit alter und neuerer Schriftsteller das Bild desselben entstellt haben". Weitere historische Neuigkeiten liegen vor in: „Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der niederländischen Freiheit", aus dem Nachlasse Karl Ludwig Klose's herausgegeben von H. Wuttke, aus dessen Feder außer einer „Würdigung des Oraniers" auch eine Biographie des im Herbst vergangenen Jahres verstorbenen Verfassers dem Buch beigefügt ist. Ebenfalls ein nachgelassenes, zum Druck vom Verfasser nicht vollendetes Werk sind die „Erinnerungen aus den Freiheitskriegen von Friedrich Heller v. Hellwald", herausgegeben von seinem Sohne. In unserem letzten Berichte erwähnten wir den ersten Band eines von Freiherrn v. Haxthausen herausgegebenen Werkes: „Das constitutionelle Princip". Bereits liegt der noch fehlende zweite Band vor, enthaltend vier Abhandlungen von den Professoren Held, Gneist, Georg Waitz und Wilh. Kosegarten über die politischen und socialen Wirkungen der verschiedenen politischen Wahlsysteme, über das

Repräsentativsystem in England, über die Bildung einer Volksvertretung und schließlich über Volkswahlen und Volksherrschaft in ihren politischen und socialen Wirkungen. Eine kurze Einleitung in das Studium der Nationalökonomie erschien von F. O. Freiherrn v. Nordenflycht.

Die von Heinrich Kurz herausgegebene: „Deutsche Bibliothek, Sammlung seltener Schriften der älteren deutschen Nationallitteratur", ein Unternehmen, das leider nicht die verdiente Verbreitung gefunden hat, enthält in den letzten Bänden: „Hans Jakob Christoffels von Grimmelshausen simplicianische Schriften", d. h. außer dem Simplicissimus auch die weniger bekannten volksthümlichen Schriften, wie „Courage", „Springinsfeld", „Das Vogelnest", „Der Bärenhäuter" 2c.

Schließlich haben wir noch einiger Erscheinungen der schönen Litteratur zu erwähnen. Es sind dies: ein neues Bändchen Gedichte von Ernst Scherenberg, „Stürme des Frühlings", eine Uebersetzung der Lieder Anakreons im Versmaß der Urschrift von K. Uschner und der erste Band ästhetischer Vorträge von A. W. Grube, Erläuterungen und Charakteristiken von Goethe's Elfenballaden und Schillers Ritterromanzen enthaltend. Eine Sammlung polnischer Volkslieder der Ober-Schlesier mit Melodien, leider ohne deutsche Uebersetzung, verdanken wir dem Dr. Med. Julius Roger, dessen seit vielen Jahren thätiger Sammelfleiß die große Anzahl von 546 verschiedenen Liedern zu Stande brachte. Ein gutes neueres polnisch-deutsches Wörterbuch wird bei dem von jedem, der sich mit dem Studium polnischer Sprache und Litteratur beschäftigt, empfundenen Mangel einem wirklichen Bedürfniß abhelfen. Der als Verfasser vieler lexikalischen und grammatikalischen Arbeiten der neueren Sprachen bekannte Dr. Booch-Arkossy hat die Herausgabe eines auf zwei Bände berechneten Wörterbuches unternommen, dessen erste Lieferung soeben erschien.

Auszug aus dem Protokolle

der 9. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 7. Juli 1864 abgehalten wurde.

Die Mittheilung des Landeschefs der Bukowina, daß er dem zum Correspondenten ernannten Architekten Hlávka im Bereiche des genannten Kronlandes jede Unterstützung angedeihen lassen werde und daß diesfalls auch die geeigneten Aufträge an sämmtliche Bezirksvorsteher ergingen, wird mit Befriedigung zur Kenntniß genommen.

Anläßlich einer Eingabe des Conservators Scheiger, in welcher der Centralcommission vorgeschlagen wird, den k. k. Bezirksingenieur zu Liezen, Herrn Johann Liebich, zum Correspondenten zu ernennen, wird beschlossen, überhaupt auf die Vermehrung der Correspondenten durch Berufung archäologisch gebildeter und eifriger Kräfte hinzuwirken. Es werden hierauf nebst dem genannten k. k. Bezirksingenieur — und zwar über im Schooße der Commission gestellten Antrag — auch noch der k. k. Major Alfred Ritter v. Frank und der Professor und Archivar am Joanneum Jos. Zahn in Graz, endlich der Professor im k. k. Unterziehungshause in Fiume P. Dominik Bilimek zu Correspondenten ernannt.

Gleichzeitig liegt der von dem Conservator k. k. Hauptmann Siballic gestellte Antrag vor, den Feldcaplan und Professor am Untererziehungshause in Weißkirchen Luka Ilie zum Correspondenten zu ernennen.

Auch diesem Vorschlage beschließt die Commission Folge zu geben.

Der vom Conservator Scheiger eingesendete Gestionsbericht für den ersten Semester 1864 wird zur Kenntniß genommen.

Ueber Antrag des Redacteurs Perger wird beschlossen, die nach dem verstorbenen Sphragistiker Karl v. Sava hinterbliebene Sammlung von Holzschnitten, Lithographieen und Kupferstichen nach Siegeln für die Sammlungen der Centralcommission zu erwerben.

Der Correspondent und Custos im k. k. Münz- und Antikencabinete Dr. Kenner, welchem die Eröffnung des Herrn Conservators Hauptmann Siballic: daß der Acquisition des in Mitrovic aufgefundenen Inschriftsteines durch das k. k. Münz- und Antikencabinet nichts im Wege stehe, mitgetheilt worden ist, zeigt an, daß die Direction dieses k. k. Cabinetes sich diesfalls mit dem k. k. Peterwardeiner Grenzregimentscommando unmittelbar ins Einvernehmen gesetzt hat und daß er, sobald jener Inschriftstein hiehergelangt sein wird, denselben zum Gegenstand einer Notiz für die „Mittheilungen" machen wolle.

Es wird dies zur Kenntniß genommen.

Derselbe Herr Correspondent äußert sich über den Bericht des Custos des Franzens-Museums zu Brünn, Herrn Mor. Trapp, über die Hulleiner Heidengräber, die Heidengräber bei Lösch und den Münzfund bei Schebetau.

Bezüglich der Auffindung der Heidengräber bei Hullein und Lösch bemerkt Dr. Kenner, daß dieselben den dort ausgegrabenen Objecten nach theilweise von großer Wichtigkeit sind, daß insbesondere Lösch allem Anschein nach als Fundort eben so wichtig zu werden verspreche, wie Müglitz. Was den Münzfund bei Schebetau anbelangt, so erklärt Dr. Kenner, bestätige derselbe neuerdings die Thatsache von dem langen Fortbestehen der sogenannten „Prager Groschen" neben dem kaiserlichen und dem reichsständischen Gelde bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinein.

Es wird beschlossen, die Berichte des Herrn Custos Trapp in die Notizen der „Mittheilungen" aufzunehmen.

Die k. k. Statthalterei für Dalmatien, an welche das Ersuchen gerichtet wurde, dahin zu wirken, daß zum Zwecke der Ausgrabungen in Salona eine vorläufig auf ein Jahr zu bewilligende Dotation von 2000 fl. aus den Landesmitteln ausgesetzt werde, eröffnet, daß ihre Vermittlung in dieser Angelegenheit kaum zu einem günstigen Resultat führen würde, und überläßt es der Centralcommission, diesfalls mit der Landesvertretung in directe Verhandlung zu treten.

Es wird beschlossen, die Sache unmittelbar bei dem Landesausschusse für Dalmatien in Anregung zu bringen.

Ein gleichzeitiges Schreiben derselben Statthalterei, in welchem diese Behörde ihre Ansichten über die Hintanhaltung solcher Handlungen von Seite der Privatbesitzer, wodurch die Ueberreste des diocletianischen Palastes zu Spalato gefährdet werden können, und über die Erhaltung der bereits aufgefundenen und freigestellten Bautheile dieses Denkmals darlegt, wird zur Kenntniß genommen.

Ueber Antrag des Herrn Sectionsrathes Ritter v. Heufler wird beschlossen, den österreichischen Alpenverein und jene Conservatoren, in deren Bezirken sich Alpenseen befinden, unter Hinweisung auf die jüngst in Seen des baierischen Hochlandes aufgefundenen Reste von Pfahlbauten einzuladen, nähere Untersuchungen zu pflegen, ob sich nicht auch in den Seen der österreichischen Alpenländer Spuren ähnlicher Bauten vorfinden oder nachweisen lassen.

Hiemit wurde die Sitzung geschlossen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die Lehre von den Steuern.

Esquirou de Parieu: Traité des impôts considérés sous le rapport historique économique et politique en France et à l'étranger.

(4 Bände. gr. 8. Paris 1862 bis 1864. Guillaumin u. Comp.)

Zweiter Artikel.

Wir haben in unserem ersten Artikel aus dem Werke Parieu's die allgemeine Theorie der Steuern und die Steuern vom unbeweglichen und beweglichen Vermögen besprochen. Ganz zweckmäßig reiht der Verfasser den letzteren die Steuern von Genüssen (jouissances) an, denn er versteht unter letzteren solche zur Lebensgemächlichkeit gehörige, zur andauernden Benützung bestimmte Gegenstände — nicht einzelne Consumtibilien und nicht einzelne Acte des Genusses — welche als Anzeichen und Maßstäbe des Einkommens und Vermögens gelten und deren Besteuerung daher jene dieser Objecte zu ersetzen vermag. Steuern solcher Art wurden oft Luxussteuern genannt, aber mit Unrecht, sie würden ihren Zweck gänzlich verfehlen, wenn sie ausschließend oder vorzugsweise den Luxus, den überflüssigen Aufwand träfen, denn dieser ist nur Eigenheit Weniger und richtet sich mehr nach der Eitelkeit als nach dem Vermögen seiner Adepten; ihr Gegenstand ist der standes- oder besser gesagt, der einkommensmäßige Aufwand.

Parieu zählt folgende Objecte auf, welche sich für diese Art der Besteuerung vorzugsweise eignen und zu diesem Zwecke auch vielfach benützt worden sind: die Wohnungen — Rauchfänge, Fenster und Thore — Möbeln — Diener — Pferde, Wagen und Hunde. Wir glauben jedoch einigen dieser Objecte jene Eignung absprechen zu sollen. Rauchfänge, Fenster und Thore weisen auf den Umfang und vielleicht auch auf die zweckmäßige Bauart des Hauses hin, welchem sie angehören, und können daher allerdings rohen Anfängen einer Gebäudesteuer als Grundlage dienen, aber sie erlauben einen nur sehr entfernten und zweifelhaften Schluß auf das Einkommen der Bewohner des Hauses. Der Miether bezieht das Haus, wie es eben ist, wenn nur die Extreme von Finsterniß und Licht, Kälte und Hitze, Rauch und Zug vermieden werden. Wo das Haus von mehreren Familien bewohnt ist, wird es sogar unmöglich, aus der Zahl der Thore oder der Gesammtzahl der Fenster desselben einen Schluß auf die Wohnungen der einzelnen Familien zu ziehen. In Frankreich besteht die Fenster- und Thorsteuer neben der Miethzinssteuer, also kann sie unmöglich den Zweck haben, die Wohnungsräume der Miether

zu besteuern, kurz sie ist auch dort nichts als eine Gebäudesteuer, unter anderem Namen auferlegt, weil man das Unrecht verdecken wollte, neben derjenigen Gebäudesteuer, die als Grundsteuer, und zwar nicht etwa bloß von dem Grunde, auf welchem das Haus steht, sondern auch von dem eingeschätzten Ertrage des Hauses selbst entrichtet wird, auf dasselbe Object noch eine zweite aufzulegen. Daß wir im Rechte sind, geht auch aus der Thatsache hervor, daß dort die Fenster- und Thorsteuer vom Hausherrn, die Miethzinssteuer vom Miethsmann bezahlt wird.

Eben so ungeeignet zum Gegenstande der Genuß- als Vertretung der Vermögenssteuer sind die Hunde, eben weil sie nicht die Sache eines allgemeinen mit dem Vermögen steigenden Bedürfnisses, sondern für Einzelne fast Erwerbsmittel und für Andere eine Liebhaberei sind, und bei beiden das Vermögen nicht in Betracht kommt. Es können darum nur polizeiliche Gründe für die Besteuerung der Hunde, namentlich in großen Städten sprechen, und wir hegen, durch die Erfahrung berechtigt, ein großes Vorurtheil gegen jede Steuer, die andere als finanzielle Zwecke verfolgt. Sie ist in der Regel ein halbes Mittel, ein Umweg, straft den Unschuldigen, um gegen den Schuldigen nicht mit voller Strenge vorgehen zu dürfen, und ruft die Habgier der Staaten zum Schutze gegen ihre Gerechtigkeitsliebe auf.

Eine Genußsteuer, welche dagegen dem Zwecke, sich sowohl dem allgemeinen Bedürfnisse als dem steigenden Einkommen anzuschließen, vollkommen entspräche, wäre jene auf Kleidungen, Putz- und Schmucksachen, und wir glauben, daß nur die gerechte Scheu, weit in das Innere der Wohnungen und namentlich in das Heiligthum der Boudoirs, Ankleidezimmer und Garderoben der Damen einzudringen, und die technische Schwierigkeit der Nomenclatur und Classification die Finanzverwaltungen von einem Versuche solcher Art bisher abgehalten haben. Vielleicht waltete auch noch eine andere Rücksicht ob: eine Damenperrücke, eine falsche Locke, ein Fichu, eine Schärpe, ein Vertugadin, eine Crinoline, ein Mollet, ein Strumpfband sind gar verfängliche Gegenstände für einen unschuldigen Steuerbeamten!

Was übrigens die Verbreitung der Genußsteuern mit Ausnahme der Miethzinssteuer vor allem verhindert, ist ihr geringer Ertrag. Es ist im Allgemeinen die Zahl derjenigen, welche Objecte solcher Steuern besitzen, nicht sehr groß. Läßt man bei der Steuer auf Diener, Pferde, Wagen u. dgl. nicht zahlreiche Befreiungen zu, trifft man häufig Erwerbsmittel, die schon durch die Gewerbsteuer belegt sind, oder nähert sich sehr der Kopfsteuer, wie dies z. B. der Fall wäre, wenn man die Magd der dürftigen Familie, den Führer des Blinden oder Gelähmten besteuern wollte. Hält man endlich die Steuer hoch, so legt man dem Pflichtigen die Versuchung allzu nahe, sich durch Verminderung seines Aufwandes der Steuer zu entziehen. In dem reichen England trägt die Taxe für Diener 200.000, für Wagen 320.000, für Pferde 360 000, für Hunde 200.000 Pfd. St. In Frankreich erwartete man von der durch das Finanzgesetz für 1863 eingeführten Wagen- und Pferdesteuer bei 4 Mill. Fr., sie trug 1863 nur 2 8 Mill. Fr. und ist im

Sinken begriffen. Es scheint, daß auch diese Objecte sich mehr für Communalabgaben in großen Städten eignen.

Schließlich noch eine Eigenthümlichkeit der Genußsteuern: Sie sind die einzigen, bei denen ein steigender (progressiver) Steuersatz, d. i. ein solcher, welcher eine größere Zahl Steuerobjecte mit einer in einem höheren als dem einfachen Verhältnisse wachsenden Steuer belegt, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Der Grund liegt darin, daß man durch sie nicht die Objecte, auf denen sie ruhen, sondern die Vermögen treffen will, deren Anzeichen diese Objecte sind, und daß diese Vermögen in einem weit höheren Verhältnisse als die Anzahl jener Objecte aus einander liegen. Zwischen den Vermögen der Familien, welche bei derselben Zahl und Beschaffenheit ihrer Glieder eine, zwei oder drei Mägde oder eine Magd und einen, zwei oder drei männliche Diener besolden, oder über das Minimum des Bedürfnisses hinaus um 250, 500, 750 fl. mehr Miethzins zahlen, liegt ein weit höherer Unterschied, als die Zahlen 1 : 2 : 3 ausdrücken. Die Praxis befolgt diese Theorie. In Piemont läßt das Gesetz vom 28. April 1853 die Wohnungen unterhalb eines gewissen Minimums frei und belegt die anderen mit einer je nach der Höhe des Miethzinses von 4 auf 10 pCt. desselben steigenden Steuer. In Frankreich gestattet wenigstens das Gesetz den Gemeinden, die Miethzinssteuer unter Haftung für die Gesammtsumme dergestalt auf die einzelnen Wohnungen zu vertheilen, daß die von dem geringsten Miethzinse steuerfrei bleiben und die anderen die Steuer nach einer steigenden Scala entrichten; in Paris wird die Steuer seit Jahren nach diesem Principe umgelegt. Bei der Steuer für Diener, Pferde und Wagen ist letzteres aller Orten, wo solche Steuern bestehen, angenommen. — In England sind die Häuser von nicht mehr als 20 Pfd. St. Rente steuerfrei, für die übrigen wird ein dem ersten Ansehen nach etwas sonderbarer Grundsatz beobachtet. Häuser, die von den Eigenthümern bewohnt werden, zahlen 3¾ pCt. der Rente, vermiethete 2½ pCt. Vielleicht setzt man voraus, das die Hausherren im Allgemeinen wohlhabender sind, als die Miethsleute, oder daß der Miethzins, welchen der Hausherr von anderen nimmt, der wahren Rente mehr entspreche als jener, den er sich selbst anrechnet.

Von ungleich größerer Bedeutung als die Genuß- sind die **Verzehrungssteuern**, d. i. die Steuern auf Consumtibilien; sie nehmen in den Budgets, namentlich der vorgeschrittenen Staaten, eine der ersten Stellen ein. Parieu theilt sie in Steuern an der Grenze (Zölle), im Innern (Accisen) und in Communalabgaben bei der Einfuhr in die Gemeinden (Octrois); logisch ist diese Eintheilung eben nicht. Wir in unserem Werke „Die öffentlichen Abgaben und Schulden" betrachten die Verzehrungssteuern als eine Gattung der Verbrauchsabgaben, und zwar als diejenige, welche die Personalsteuer ersetzt, — im Gegensatze der zweiten, die Vermögenssteuer vertretenden oder ergänzenden Gattung (der Genußsteuern) — und theilen sie in solche, welche im Wege des Staatsmonopols, bei der Erzeugung, dem Kleinverschleiße, der Einfuhr in das Zollgebiet oder in einzelne Gebietstheile oder Orte, oder bei dem unmittelbaren Verbrauche entrichtet werden.

Diese Eintheilung hat zwar für eine ausführliche Darstellung, wie jene Parieu's ist, den Nachtheil, daß die einzelnen Gegenstände der Besteuerung aus einander gerissen werden, denn viele derselben unterliegen mehreren der dargestellten Erhebungsarten, z. B. das Bier in Oesterreich der Steuer bei der Erzeugung und jener bei der Einfuhr in gewisse Orte, der Wein in Frankreich der Steuer bei der Einfuhr in gewisse Orte, dem Kleinverschleiße und dem unmittelbaren Verbrauche, allein gerechtfertigt erscheint dessenungeachtet die Eintheilung Parieu's nicht.

Gegen diese läßt sich vor allem einwenden, daß nur wenige Zölle Verzehrungssteuern und nichts als Verzehrungssteuern sind, nämlich jene auf Gegenstände des Verbrauchs, die im Inland nicht erzeugt werden oder demselben Steuersatze (wenn auch in anderer Erhebungsform) unterliegen, als die aus dem Auslande eingeführten. Als Beispiele dienen die Zölle auf Kaffee und Thee und falls die oben erwähnte Bedingung zutrifft, jene auf Branntwein, Wein und Bier, Salz, Tabak und Zucker. Der Zoll auf Wein hört aber auf bloß Verzehrungssteuer zu sein. wenn der inländische Wein bei der Erzeugung oder bei dem Verbrauche nicht einer gleichen Steuer unterliegt, oder wenn die Steuer, welche bei der Einfuhr allen fremden Wein belegt, vom inländischen Wein nur den zum Kleinverschleiß bestimmten trifft, und der Zoll auf den fremden Rohzucker ist nur dann bloß Verbrauchsabgabe, wenn die Steuer auf die Rübe, aus welcher der inländische Rohzucker erzeugt wird, genau jenem Zolle für das fertige fremde Erzeugniß entspricht. Bei uns in Oesterreich beträgt der Zoll auf Rohzucker, wenn er für Raffineure eingeführt wird, 6 fl. 30 kr. für den Zollcentner in Silber, die Steuer auf die Rüben 40.95 kr. für den Wiener Centner in Papier; nach den neuesten Erfahrungen wird aus 12½ Ctr. Rüben 1 Ctr. Rohzucker erzeugt, die Steuer für den Wiener Centner Rohzucker beträgt demnach 5 fl. 12 kr. in Papier oder, mit Rücksicht auf den Gewichtsunterschied und das Agio von 14 pCt., für den Zollcentner 4 fl. 1 kr. in Silber. Nur dieser Theil des Zollsatzes kann daher als die auf dem fremden Rohzucker ruhende Verzehrungssteuer angesehen werden.

Der Rest von 2 fl. 29 kr. stellt sich theils als eine Ausgleichungssteuer für jene Abgaben dar, welche außer der Verzehrungssteuer auf dem inländischen Zucker lasten: die Erwerbsteuer des Fabricanten, die Grundsteuer der Rübenbauer, die Consumtionssteuern der Arbeiter u. dgl. m., theils ist er ein sogenannter Schutzzoll. Es wird nämlich vielfach für eine Pflicht des Staates gehalten, dafür zu sorgen, daß gewisse Industrieen, welche sich als wichtig für die Landesinteressen erweisen, im Lande betrieben werden, ohne Rücksicht, ob die Erzeugnisse der Fremde billiger und besser sind oder nicht; eine Folge dieser Maxime ist, daß wenn die erste der beiden eben erwähnten Alternativen Platz greift, durch eine besondere Abgabe auf das fremde Erzeugniß, von welcher das einheimische selbstverständlich frei bleibt, die Differenz im Preise oder in der Beschaffenheit ausgeglichen wird, man nennt diese Abgabe den Schutzzoll. Die Aus- und Durchgangszölle endlich beruhen auf ganz anderen Principien, als die Steuern auf dem Verbrauch im Inlande.

Erstere sind theils eine Ergänzung oder ein Ersatz der Ertragssteuern (wie z. B. die Ausgangsabgaben der Türkei oder Brasiliens), theils der Versuch, die fremden Käufer mit einer Verbrauchsabgabe zu belegen: letztere sind ein Entgelt für die Erhaltung der Sicherheit des Verkehrs oder für die Benützung der Straßen des Staates.

Wir lassen uns hier durchaus nicht auf die Untersuchung ein, ob Ausgleichungs-, Schutz-, Aus- und Durchfuhrzölle rationell sind oder nicht, aber das tritt aus ihrem Bestande zuverlässig hervor, daß es nicht angeht, die Zölle einfach den Verzehrungssteuern einzureihen. Uebrigens halten wir auch in anderer Beziehung die Darstellung des Zollwesens für eine der schwächsten Partieen des Parieu'schen Werkes. Vielleicht daß der Verfasser dem freisinnigeren Systeme, das in Frankreich seit 1860 den Sieg errungen, nicht gewogen ist und nach seiner gewohnten Weise lieber schweigt als tadelt.

Bei den Verzehrungssteuern im Innern betrachtet Parieu nach einander die einzelnen Gegenstände, welche derselben unterzogen werden. Den Anfang der Reihe macht das Salz, in Rom schon unter den Königen der Gegenstand des Staatsmonopols Die Geschichte der Salzsteuer in Frankreich wird ausführlich gegeben. Sie datirt urkundlich bis auf 1342 zurück und nahm im 17. Jahrhundert die Form des Monopols an, sie war eine der drückendsten Steuern des alten Systems und die Last wurde durch die Ungleichheit der Belegung der einzelnen Provinzen vermehrt, welche zu zahlreichen Steuerlinien im Innern nöthigte. Die Einschmuggelung fremden Salzes wurde mit lebenslänglicher Galeerenstrafe, der Schmuggel mit bewaffneter Hand oder mit Zusammenrottung mit dem Tode bestraft. Die Revolution hob die Steuer ganz auf, das Kaiserreich führte sie in Form einer Abgabe auf die Erzeugung wieder ein. Die Gebühr wurde mit 20 Cent. für das Kilogramm festgesetzt, die Kriegesnoth des Jahres 1813 ließ sie auf 40 Cent. steigen und die Restauration setzte sie wieder auf 30 Cent. herab, in welchem Ausmaße sie bis zur zweiten Republik, jener des Jahres 1848, blieb. Diese decretirte im ersten Andrange (April 1848), daß die Salzsteuer vom Jahre 1849 an ganz aufzuhören habe, aber ehe die Maßregel noch ins Leben trat, im December 1848 hielt sie für gut, es bei einer Ermäßigung der Abgabe auf 10 Cent. bewenden zu lassen. Gleichzeitig wurde auch zur Erleichterung der Fischerei das fremde Salz unter erleichterten Bedingungen zugelassen. Später, im Jahre 1852, wurde, um den Steuerausfall theilweise zu decken, die Steuerfreiheit für das zu industriellen Zwecken bezogene Salz und manche Begünstigung für das Salz der Salinen am Canal La Manche aufgehoben. Das Opfer, welches der Staat durch die Preisermäßigung brachte, war ein großes, aber die erwarteten günstigen Folgen für die Landwirthschaft traten lange nicht ein. Eine im Jahre 1851 veranstaltete Enquête zeigte, daß die Menge des für das Vieh verwendeten Salzes eine sehr kleine und selbst der Verbrauch zum menschlichen Genusse nur etwa in 20 Departements und auch da nur um 15 bis 20 pCt. gestiegen sei, in dem Reste des Landes aber stagnire.

Seit dieser Zeit haben sich die Verhältnisse wohl etwas besser gestaltet. Während 1847 der Verbrauch in 235·8 Mill. Kil., für den Kopf 6·89 Kil., und noch 1851 in 266·7 Mill. und beziehungsweise 7·80 Kil. bestand, hat er sich 1860 auf 418·8 Mill. Kil. und für den Kopf auf 11·12 Kil. erhoben. Indeß der Ertrag, der 1847 auf mehr als 70 Mill. Fr. sich belief, ist selbst jetzt erst auf 40 Mill. Fr. gestiegen, und es ist sehr die Frage, in wie weit jenes Steigen des Verbrauchs dem ermäßigten Preise oder der vermehrten Bevölkerung und vor allem dem vermehrten Wohlstande zu verdanken sei. Gay Lussac, der Berichterstatter der Pairskammer über einen ähnlichen im Jahre 1846 ihr vorgelegten, von der Kammer der Abgeordneten bereits angenommenen Gesetzentwurf, hatte diese Ergebnisse vorhergesagt. Es ist begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen die Regierung bereits wiederholt eine Erhöhung der Abgabe beantragte, wenn sie auch über die Bedenken, die sich im gesetzgebenden Körper erhoben, den Antrag wieder zurückgezogen hat. Die Besteuerung des Salzes für die Industrie ist ganz gewiß tadelnswerth, sie gehört zu der schlechtesten Art Steuern, jener auf die ersten Grundstoffe des Gewerbefleißes. Sie trifft vor allen die Sodafabrication und durch sie die Färberei, die Glaserzeugung und eine Unzahl anderer Zweige des Gewerbfleißes. Die kaiserliche Regierung ist gesonnen, sie aufzuheben.

In Form des Monopols wird die Steuer bekanntlich in sehr vielen Ländern, unter andern in Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Italien, Spanien und selbst in dem englischen Ost-Indien eingehoben, aber den traurigen Ruhm der höchsten Salzpreise besitzt Oesterreich. In Frankreich ist der mittlere Detailpreis für den Zollcentner 10 Fr., in Oesterreich, ebenfalls in Silber nach den jetzigen Agioverhältnissen berechnet, bei 14 fl.

Auf Getreide wird in der Regel ein allgemeiner Aufschlag nicht gelegt, selbst wo er von Alters her bestand, wie in den Niederlanden, hat ihn die Neuzeit aufgehoben; er drückt zu stark auf die unteren Volksclassen. Nur bei der Einfuhr in größere oder wohlhabendere Orte, wo im Arbeiterstande der Verdienst größer, die Fortwälzung der Steuer leichter ist, wird sie beibehalten. Hingegen eignet sich Fleisch weit besser zur Besteuerung, da es bis zu einem gewissen Maße nicht Gegenstand des unentbehrlichen Lebensgenusses ist und in kleineren Mengen verzehrt wird. Die Schwierigkeit, daß auf dem flachen Lande Viehschlachtungen in vielen Haushaltungen stattfinden, auf welche die amtliche Ueberwachung wohl nicht ausgedehnt werden kann, wird dadurch umgangen, daß dort nur das zum gewerbemäßigen Fleischerbetriebe oder zur Veräußerung geschlachtete Vieh der Versteuerung unterliegt und die Versteuerung alles Fleisches auf die größeren Orte, die durch Steuerlinien geschlossen werden können, beschränkt wird.

Von mit jedem Tage wachsender Wichtigkeit für die Steuerzwecke ist der Zucker, er ist ein Gegenstand allgemeinen, fortschreitenden, jedoch weder unentbehrlichen, noch in großen Massen stattfindenden Verbrauches, also vorzugsweise zum Gegenstande einer Verbrauchssteuer geeignet. So lange man nur den Rohrzucker kannte, konnte die Besteuerung sogar ausschließend in Form des Zolles statt-

finden, in südlichen Ländern, dann in England, wo die Erzeugung von Rübenzucker im Lande verboten ist, ist diese Form sogar noch jetzt ausschließend in Anwendung. Aber auch wo Rübenzucker gewonnen wird, ist die Besteuerung leicht, da dessen Erzeugung nur im Großen, also in einer geringen Zahl von noch dazu in der Regel in gewissen für den Rübenbau günstigen Gegenden sich zusammendrängenden Erzeugnißstätten betrieben wird. Die Schwierigkeiten, welche sich der Steuer in der praktischen Ausführung entgegensetzten und in einigen Ländern, wie z. B. in Frankreich, zu einem volkswirthschaftlich schädlichen, häufigen Wechsel der Gesetzgebung führten, sind großentheils von den Staaten selbst gemachte.

Das Mercantilsystem, die Continentalsperre und manche unrichtige Ansicht über die Mittel, Steuern zu einem hohen Ertrage zu bringen, bewirkten, daß man den Rohrzucker viel zu hoch belegte. Die Rücksicht auf die eigenen Colonien und die eigene Schifffahrt bestimmte die maßgebenden Staaten, England, Frankreich, Spanien, Holland, einen hohen Unterschied in den Zöllen auf den Zucker dieser Colonien und anderer Ursprungsländer und auf den aus transatlantischen Ländern und aus Europa, auf eigenen und auf fremden Schiffen eingeführten Zucker festzusetzen. Das System, die Colonien gewaltsam auf Erzeugung von Rohstoffen zu beschränken und deren Veredlung ausschließend dem Mutterlande vorzubehalten, so wie der Wunsch, den Arbeitsgewinn des Raffinirens sich ausschließend zuzueignen, veranlaßte, die Zuckerraffinate in einem den Unterschied der Werthe bedeutend übersteigenden Maße höher zu belegen, als den Rohzucker. Diejenigen Länder endlich, deren Colonien als die Vorrathskammern des Zuckerbedarfes der ganzen Welt gelten, befanden sich in der Nothwendigkeit, ihren Raffineuren den Zoll, welchen sie für den verarbeiteten Rohzucker bei der Einfuhr gezahlt hatten, bei der Ausfuhr wieder zurückzuerstatten, und das Stehenbleiben der Gesetzgebung, während die Industrie immer größere Mengen Raffinate aus derselben Menge Rohzucker gewann, so wie das Bestreben jedes Staates, dem anderen den auswärtigen Markt abzugewinnen, verwandelte jene Rückzölle allmälig in wahre Ausfuhrsprämien.

Also hohe Zollsätze, Differentialzölle, große Unterschiede in der Belegung des Roh- und Raffinatzuckers, Ausfuhrprämien, dies war der Zustand der Gesetzgebung für den Rohrzucker, als der Rübenzucker auf dem Markte erschien. Nur wenige Staaten erkannten, daß hier ein dem Rohrzucker ebenbürtiger Mitbewerber auftrete, welchem für die Zukunft sogar der Sieg beschieden sei, und daß durch ihn eine gänzliche Umgestaltung des Zuckerzollsystems zur Nothwendigkeit werde. Nur das in der Chemie weit vorgeschrittene Frankreich und England, welche beide überdies durch die Sorge um ihre Colonien zu einer aufmerksameren Beobachtung der neuen Erscheinung veranlaßt waren, erkannten deren Bedeutung. Während auf dem übrigen Continente der Rübenzucker Jahrzehnte lang unbesteuert blieb, ja in Oesterreich seine Erzeugung sogar durch Befreiung von der Erwerbsteuer künstlich begünstigt wurde, verbot England, den Knoten mit roher Hand durchschneidend, die Erzeugung von Rohzucker auf den brittischen Inseln, und besteuerte Frankreich schon 1837 den Rübenzucker und sprach es 1843 den Grundsatz aus, daß er

stets so hoch wie der Rohrzucker zu belegen sei. Freilich wechselte man häufig die Sätze, je nachdem die Wortführer der Colonien oder der rübenbauenden Departements in dem Cabinet und den Kammern überwogen oder in Ansehung des der Industrie und der Schifffahrt der Fremden einzuräumenden Spielraums mehr oder minder freisinnige Ansichten die Oberhand gewannen, aber die Unterschiede zwischen der inneren Steuer und dem Grenzzoll betrug stets nur einige Francs für den metrischen Quintal. Als Grundlage der Besteuerung wurde auch für den Rübenzucker das fertige Product angenommen und darauf gedrungen, daß sowohl die Buchführung als die innere Einrichtung und der Bau der Fabriken in solcher Weise erfolge, daß die durch diese Besteuerungsweise bedingte Controle ausführbar bleibe. Belgien und Holland folgten allmälig diesem Systeme, aber in den übrigen Ländern des Continents, die Rübenzucker erzeugen, entschloß man sich erst spät zur Besteuerung des letzteren, glaubte man ihm einen Schutz gegen die Concurrenz des Rohrzuckers schuldig zu sein, behielt man zum Ueberflusse jene nunmehr gar nicht zu rechtfertigenden hohen Unterschiede in der Belegung des zum allgemeinen Verbrauch bestimmten Rohzuckers und der Raffinate bei, scheute man vor dem Eingriff in die Einrichtungen und den Bau der Fabriken zurück, welcher durch die Einführung der Productbesteuerung bedingt worden wäre, und begnügte man sich mit der Besteuerung der Rübe, eines Stoffes, der nach Boden- und Jahresbeschaffenheit bald viel, bald wenig Zucker giebt, dessen Abwage der Aufmerksamkeit und Verläßlichkeit eines untergeordneten Aufsehers überlassen werden muß, und wo der Streit, welche Menge Zuckerraffinats eine bestimmte Menge Rohzucker gebe, sich in der Form wiederholt, daß die Annahme des Gesetzes über die Menge Rüben, welche zur Erzeugung eines Centners Rohzucker erforderlich ist, stets hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Als in Oesterreich die Besteuerung des Rübenzuckers eingeführt wurde, ging man bei Bestimmung des Steuersatzes von der Annahme aus, daß aus 20 Ctr. Rüben 1 Ctr. Rohzucker erzeugt werde; bei den Enquêten der Jahre 1858 und 1859 erhob die Regierung, daß durchschnittlich 14 Ctr. Rüben zu 1 Ctr. Rohzucker genügten, die Zuckerfabricanten bestritten diesen Durchschnitt, gaben jedoch einen von 16 Ctr. an. Gegenwärtig zeigen die Beobachtungen, daß in Oesterreich durchschnittlich aus 12½ Ctr. Rüben 1 Ctr. Rohzucker erzeugt werde, und im Zollverein werden bei Bemessung der Rücksteuer für ausgeführten Zucker sogar 11 Ctr. Rüben einem Centner Rohzucker gleichgestellt. Unter Rohzucker wird hier ein mittlerer Zuckergehalt zwischen Nr. 16 bis 19 der holländischen Typen verstanden.

Unter dem gegenwärtigen Systeme gehört also der Rübenzucker in Oesterreich, Rußland und dem deutschen Zollvereine zu den bestgeschützten Erzeugnissen, ja gleich dem Tyrannen, den der Dichter schildert, hat er „dreifaches Erz um die Brust". Er ist nämlich einfach geschützt gegen die Raffineure fremden Rohzuckers, zweifach gegen den fremden Rohzucker, der unmittelbar zum Verbrauche angekauft werden wollte, und dreifach gegen die fremden Raffinate, und merkwürdig, der Aufschwung der Rübenzuckerindustrie steht genau in verkehrtem Verhältnisse zur

Höhe des Schutzes, den sie genießt; in Frankreich, wo der Rübenzucker gegen jenen der französischen Colonien ungeschützt ist, ja wiederholt höher belegt wurde als letzterer, und selbst gegen jenen anderer Länder nur eines geringen Schutzes von 1 bis 5 Fr. für den Zollcentner genießt, ist sie am blühendsten, in Oesterreich und Rußland, wo die Rübe gegenüber dem Zoll auf fremden Zucker am niedrigsten besteuert ist, hat sie sich am wenigsten entwickelt.

Eine Reform des Systems der Verzollung wie der inneren Versteuerung ist unerläßlich, das Zollsystem ist auch dadurch unhaltbar geworden, daß die Industrie — namentlich jene der Colonien — um dem hohen Zolldrucke auf die Raffinate zu entgehen, dahin strebt, den Rohzucker möglichst gereinigt und in einer dem Genusse zusagenderen Form zu erzeugen, so daß der alte Unterschied zwischen Roh- und Raffinatzucker nur noch geringe Bedeutung hat. Das Wegfallen der höheren Zollbelegung des zum allgemeinen Verbrauch bezogenen Zuckermehls gegen das zum Raffiniren bestimmte, ein höherer Zoll für Rohzucker höherer Weiße und eine Verringerung der Differenz zwischen diesem Zolle und jenem für Zucker in Broten und Hüten und Zuckercandis ist vor allem angezeigt.

Es giebt übrigens keine Industrie, die eine so große Zukunft hat, wie jene des Rübenzuckers. Während in den Colonien der Mangel an Händen und an Dünger die Erzeugung immer mehr einschränkt, steigt in Europa der Bedarf stark und rasch. In England hat er von 1840 bis 1859 von 420 auf 902, in Frankreich von 1830 bis 1861 von 63 auf 240 Mill. Zollpfunde sich erhoben, und noch ist der Zucker in Frankreich bei zwei Dritteln der Bevölkerung kein Gegenstand des täglichen Verbrauches. In England werden 20 bis 25 Zollpfunde Zucker auf den Kopf gerechnet, in den Niederlanden 18, in Belgien 14, in Frankreich 12, in Oesterreich etwa 4, welch' großer freier Raum ist also der Entwicklung gegeben! Es ist übrigens vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus ein solches Gedeihen der Zuckererzeugung von Herzen zu wünschen, denn keine Industrie steht in unmittelbarerer Wechselwirkung mit der Bodencultur, lehrt tiefer und in Reihen pflügen, veranlaßt einen rationelleren Fruchtwechsel mit Beseitigung der Brache und giebt dem Boden reichlicher die ihm entlehnten mineralischen Bestandtheile zurück, und kein Verbrauchsgegenstand wirkt nachhaltiger auf Milderung der Sitte als der Zucker; an die Stelle der rohen Aufwallung und der ihr folgenden Abstumpfung, welche der Wein und das Bier und noch mehr der Branntwein hervorrufen, setzt der Zucker in Verbindung mit dem Kaffee oder Thee, deren Verbrauch er ermöglicht, eine friedliche Anregung, deren Ausartung höchstens dünnblättrige Gedanken und unnütze Discurse veranlaßt.

(Schluß folgt.)

Die Communal-Realgymnasien in Wien.

III.

Schon während der Verhandlungen, aus welchen das erste Referat der Commission an die Schulsection hervorging, war der vieldeutige Name „Realgymnasium" gehört worden [1]. Das Begehren nach solchen Schulen hatte vor anderthalb Decennien durch Deutschland seinen Weg gemacht, es war auch in Oesterreich damals schon nicht von der Hand gewiesen worden [2], und fand eben im Jahre 1863 seine erste Verwirklichung an dem Taborer Communal-Gymnasium. Die Commission konnte sich der Erörterung nicht entziehen, ob und in welcher Bedeutung des Namens eine solche Anstalt auch in Wien wünschenswerth erscheine.

Was bedurfte Wien zunächst? Gymnasien, d. h. Lehranstalten, welche eine höhere allgemeine Bildung auf der Grundlage der classischen Sprachen zu erzielen bemüht sind. Darüber, daß das Bedürfniß eben nach dieser Richtung sich zunächst geltend machte, konnte nach allen den bereits im Vorausgehenden hinreichend erörterten Thatsachen kein Zweifel sein. Während der Besuch der Wiener Realschulen seit fünf Jahren nicht mehr in der Zunahme begriffen ist, die stattgefundene Eröffnung der Landesrealschulen außerhalb Wiens sogar eine Abnahme jenes Besuches in nächste Aussicht stellt, überdies die Zahl und Vertheilung der Unterrealschulen Wiens auf eine ziemliche Reihe von Jahren hinaus genügt [3] und fast nur die räumliche Ausdehnung der Reichshauptstadt für die Errichtung einer neuen Oberrealschule das entscheidende Wort führt, wächst der Zudrang zu den Gymnasien Wiens von einem Jahre zum anderen um 4 bis 5 pCt., und zu den natürlichen Consequenzen dieses Anwachsens tritt auch hier die räumliche Ausdehnung Wiens, um das dringende Bedürfniß neuer Gymnasien recht klar in das Licht zu stellen. Von diesem Bedürfnisse war die Enk'sche Denkschrift und die Pe-

[1] Wenn wir recht unterrichtet sind, so warf zuerst Gemeinderath Umlauft am 18. Jänner 1864 dieses Wort in die Debatte. Noch war man aber innerhalb und außerhalb der Commission so wenig im Klaren, welcher faßbare Begriff mit dem Worte zu verbinden sei, daß von der einen Seite eigentlich eine Realschule mit Lateinunterricht, von der anderen ein Gymnasium mit Zeichnenunterricht darunter verstanden werden wollte.

[2] Der Organisationsentwurf für die österreichischen Realschulen vom Jahre 1849 sagt: „Die Unterrealschule kann an Orten, wo es gewünscht wird, zugleich dem Bedürfnisse derjenigen Schüler dienen, welche Gymnasialbildung suchen". Wenn es dort aber weiter heißt: „Zu Grunde gelegt wird bei einer Combination dieser beiden Zwecke der Lections- und Studienplan der Realschule" — so ist dies momentan in Oesterreich undurchführbar, weil der im Organisationsentwurfe beabsichtigte Studienplan der Realschule an keiner Anstalt dieser Art factisch in Kraft besteht.

[3] Was für Wien sehr wünschenswerth wäre, ist nicht die Errichtung neuer selbstständiger Unterrealschulen, sondern die Begründung von Bürgerschulen, d. h. erweiterten Volksschulen welche in ihren über den allgemein unerläßlichen Bildungsgang hinausreichenden obersten Classen, eine vorwiegend gewerbliche Tendenz einzuhalten hätten, ohne in specielle Fachschulen überzugehen. Auf solche zielt auch einer der Gemeinderathsbeschlüsse vom 18. Februar 1864 ab.

tition der „Mittelschule" ausgegangen; diesem Bedürfnisse wollte der Landtagsbeschluß vom 13. März 1863 Rechnung tragen; dieses Bedürfniß hatte bereits im Schooße der gemeinderäthlichen Commission und außerhalb derselben einmüthige Anerkennung gefunden.

Aber auch darüber, daß bei Einrichtung der neuen Gymnasien der in Kraft bestehende Lehrplan zu Grunde gelegt werden müsse, konnte kein Zweifel obwalten. Derselbe bildet ja das Ergebniß siebenzigjähriger Vorarbeiten, welche auf einer seltenen Summe heimischer Erfahrungen beruhen und durch Beobachtungen der vorgeschrittensten Länder Europa's gestützt werden. Nicht eine Partei, sondern die große Mehrzahl von Fachmännern innerhalb und außerhalb Oesterreichs hat ihn bei wiederholten Anläßen als eine treffliche Grundlage gedeihlicher Entwicklung des öffentlichen Unterrichtes anerkannt [1]. Die außergewöhnlich starke und nachhaltige Zunahme der Gymnasialstudirenden aller Länder diesseits der Leitha während der letztverflossenen anderthalb Decennien fällt zu seinen Gunsten um so schwerer in das Gewicht, als in jüngster Zeit die Eltern des Mittelstandes, deren Kinder eine über die Volksschule hinausgehende Bildung sich aneignen sollen, mit besonderer Vorliebe zu den realistischen Studien sich hinneigen, und die im Gesammtdurchschnitte sehr beträchtliche Abnahme des Privatstudiums [2] beweist, wie auch im Vertrauen der höheren und wohlhabenderen Stände die neu organisirten Gymnasien immer mehreren und sichereren Boden gewinnen. Endlich sind selbst jenseits der Leitha dem tumultuarischen Anstürmen gegen die neue Lehreinrichtung die Tage ruhiger Ueberlegung gefolgt, und haben erst in jüngster Vergangenheit ein schönes Zeugniß für die Gediegenheit des Organisationsentwurfes der Gymnasien abgelegt [3].

[1] Man erinnere sich nur der Einmüthigkeit, mit welcher sich bei einer durch die höchste Unterrichtsbehörde selbst angeregten öffentlichen Discussion während der Jahre 1857 und 1858 die Vertreter aller Zweige des Unterrichtes an Mittel- und Hochschulen und sämmtliche Organe der unabhängigen Presse gegen jedes Abgehen von den erprobten Principien des Organisationsentwurfes vom 16. September 1849 aussprachen.

[2] In 280 Oberclassen, welche an den Gymnasien der deutsch-slavischen Länder bestehen, finden sich durchschnittlich kaum 100 Privatisten, von denen noch dazu die volle Hälfte auf die vier größten Städte der genannten Länder entfällt. Noch im Jahre 1851 zählte in den gleichen Classen Wien allein über 100 Privatisten.

[3] Selbst inmitten der bewegtesten Zeit lieh der Lehrstand des siebenbürgischen Sachsenlandes in feierlicher Erklärung seiner einmüthigen Ueberzeugung Worte, daß der bestehende Lehrplan für die österreichischen Gymnasien zu den vorzüglichsten Leistungen auf dem Gebiete der Unterrichtsgesetzgebung gehöre. Eben jetzt veröffentlicht der Lehrkörper des k Obergymnasiums in Pest eine sehr lehrreiche Schrift: „Ideen zur Reform der Gymnasien in Ungarn", und unter vielen beherzigenswerthen Aussprüchen über die neueste Geschichte der ungarischen Gymnasien und ihrer Mißerfolge bringt dieses Gutachten (von der Stellung der magyarischen Sprache abgesehen) bei allen Punkten, in welchen man seit dem Jahre 1861 von jenem Lehrplane abgewichen war (z. B. bei dem Griechischen, dem Deutschen, der Mathematik, der philosophischen Propedeutik, dem Fachlehrersysteme u. s. w.), die triftigsten Motive vor, zu den Institutionen desselben zurückzukehren und seine Principien bei jeder künftigen Reform zum Ausgangspunkte zu nehmen.

Mit dem Gesagten sind aber einzelne Modificationen des Lehrplanes nicht ausgeschlossen und die Richtung derselben wird fast von selbst durch das unläugbare allgemeine Verlangen nach einem Näherrücken der beiden Zweige, in welche sich die Mittelschule gespalten hat [1], vorgezeichnet.

Als Motiv eines solchen Näherrückens wird gewöhnlich der Wunsch aufgeführt, bei der anerkannten Unvermeidlichkeit der Bifurcation unserer Mittelschulen die Wahl zwischen ihren einzelnen Zweigen in ein möglichst vorgerücktes Lebensjahr der Schüler, also von dem neunten oder zehnten in das dreizehnte oder vierzehnte, zu verlegen. Allein bei näherer Prüfung verliert dieser bloß äußerliche Grund sehr viel an Gewicht [2] gegenüber einem anderen, entschieden das Wesen der Sache treffenden. Dieser liegt in der tiefen Kluft, welche zwischen den beiden Hauptabtheilungen der sogenannten gebildeten Stände in Folge ihres verschiedenen Bildungsganges bereits entstanden ist und sich immer mehr zu erweitern droht.

Allerdings genügten Jahrhunderte lang die Gymnasien, die Jugend zu unterrichten, welche eine Vorbereitung für höhere Fachstudien oder selbst für das damalige praktische Leben suchte. Als die unaufhaltsam vorrückende Zeit auch den eigentlich (materiell) producirenden Schichten der Bevölkerung die Nothwendigkeit eines besseren und erweiterten Unterrichtes immer näher legte, glaubten dieselben anfänglich befriedigt zu sein, wenn sie in den Realschulen eine ausreichende gewerbliche und commercielle Bildung erlangen konnten. Aber diese Bildung vermag nicht mehr für sich allein dem Bedürfnisse jener Stände zu entsprechen, welche täglich mehr in den Vordergrund socialer Bedeutsamkeit treten und sie verlangen nach einer höheren allgemeinen, nach einer wahrhaft humanen Bildung. Unzweifelhaft giebt es verschiedene Wege, auf welchen diese allgemeine Bildung angestrebt werden kann; die socialen Verhältnisse der Gegenwart aber erheischen es dringend, daß der Punkt, auf dem sich diese Wege scheiden, möglichst weit hinausgerückt werde.

Aus allen diesen Gründen formulirte der Referent der Commission in der Sitzung derselben vom 25. Jänner 1864 den bezüglichen Punkt seiner Anträge folgendermaßen: „Die Commune wird bezüglich der inneren Organisation des

[1] Vergl. den trefflichen Aufsatz Hocheggers: „Das System der Bifurcation in seiner geschichtlichen Entwicklung" in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien, 14. Jahrgang, S. 487 bis 542.

[2] Es liegt schon einige Uebertreibung darin, wenn man einen Fehlgriff in der Entscheidung zwischen Gymnasium und Realschule für einen Knaben regelmäßig einem Verluste von vier Lebensjahren gleichsetzen will; die extremen Fälle, in denen die Einsicht der Eltern so spät kommt, sind eben durch keine noch so umsichtig ersonnene Schuleinrichtung zu vermeiden, während in der Regel jene Einsicht viel früher sich aufzudrängen pflegt. Noch entscheidender aber ist der Umstand, daß die vollständige Verschmelzung gewisser Stadien des mittleren Unterrichtes unzweifelhaft wenig geeignet ist, die richtige Erkenntniß der Thatsache zu fördern, zu welchem Zweige des mittleren Unterrichtes Befähigung und Neigung den Schüler rücksichtlich der weiteren jedenfalls getrennten Stadien berufen; diese Erkenntniß wird doch meistens aus Momenten geschöpft werden müssen, welche von jener Verschmelzung unabhängig sind.

neuen Gymnasiums sich an den gesetzlich bestehenden allgemeinen Lehrplan so weit halten, als es erforderlich ist, um demselben das Oeffentlichkeitsrecht zu wahren; sie behält sich jedoch vor, sofort jene Erweiterungen des Lehrplanes eintreten zu lassen, welche die absolvirten Schüler des Untergymnasiums ohne weitere private Vorbereitung zum sofortigen Uebertritte an die Oberrealschule qualificiren".

Indem die Commission einstimmig dieser Formulirung beitrat, hatte sie zugleich für den etwas vagen Begriff „Realgymnasium" eine bestimmte Verdeutlichung gefunden, und zwar eine solche, in welcher seine Zulässigkeit kaum angefochten werden konnte [1].

Von keiner noch weiter gehenden Verschmelzung der Realschule mit dem Gymnasium möchte dasselbe gelten. Ihre Lehrstoffe und Methoden differiren mindestens in den Oberclassen so sehr, daß jedes noch weiter gehende Combiniren von beiderlei Schulen (selbst in ihren Unterclassen) nur eine Zwitteranstalt schaffen würde, welche keinen der möglichen Zwecke erreichen, wohl aber die Bedeutsamkeit jeder der beiden Kategorien für eine wichtige Periode vieler Menschenleben verrücken müßte.

Gegen diese letztere Art der Verschmelzung hat sich aber auch Alles in und außer Oesterreich ausgesprochen, fast eben so entschieden, als der früher aufgestellte Begriff der Realgymnasien einstimmig und bereitwillig adoptirt wurde [2].

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen herausgegeben von Franz Pfeiffer.

(Erster Band: Walther von der Vogelweide. Leipzig 1864. F. A. Brockhaus. 8.)

—l— Wenn die Meisterwerke hellenischer Dichtkunst, an denen sich die Heroen unserer neuen Litteratur groß gezogen, mit Recht als ewig unversiegbare Quellen

[1] Wenn man nicht längnen kann, daß bis zu einem gewissen Grade schon die österreichischen Gymnasien überhaupt Realgymnasien sind (jedenfalls viel mehr, als fast alle deutschen Gymnasien), so kann unzweifelhaft eine Schule, welche einen wahrhaft gemeinsamen Unterbau einerseits für das Obergymnasium, andererseits für die Oberrealschule bilden soll, in noch höherem Grade diesen Namen beanspruchen.

[2] Ohne in den Bericht des „Wanderer" in Nr 37 über die Verhandlungen der „Mittelschule" wegen der Realgymnasien näher einzugehen, kann doch der Bemerkung der Gymnasialzeitschrift über den entstellenden Charakter jenes Berichtes nur beigepflichtet werden. Es ist eben ganz etwas anderes, ob jemand sich absolut gegen Realgymnasien oder nur gegen solche in einem bestimmten Sinne ausgesprochen hat und in einem anderen (hier noch dazu speciell festgestellten) Sinne ihnen mit Entschiedenheit beipflichtet. Daß übrigens die Annahme, solche Realgymnasien würden gar bald, wenn einmal ein Beispiel gegeben wäre, sehr häufig an die Stelle des schwankenden Unterbaues, welcher jetzt Unterrealschule heißt, zu treten berufen sein, mit einer wiederholt ve theidigten Ansicht Bernaleckens (z. B. „über die österreichischen Realschulen" S. 25) zusammentrifft, ist keinem Fachmanne unbekannt.

feinster Geschmacksbildung und reinsten Genusses von den Gebildeten sowohl im Original als in gelungenen Uebersetzungen studirt werden, so haben unsere alten Meister der Dichtkunst, wenn sie sich auch nicht unmittelbar neben die großen Griechen stellen dürfen, doch sowohl vom ästhetischen als besonders vom nationalen Standpunkt den vollsten Anspruch, auch von der jetzigen Generation, ihren späten Enkeln nicht vergessen zu werden. An ihnen sollen wir uns erbauen, an ihnen den Geist unserer Vergangenheit erfassen, unser Vaterland kennen und lieben lernen. Gleichwohl darf man unter den Gebildeten unseres Volkes nur einige Umschau halten, um zu erfahren, wie wenig die Kenntniß unserer alten Litteratur unter ihnen verbreitet ist. Die meisten wissen, was ihnen Vilmar, Gervinus oder etwa noch Koberstein oder Wackernagel davon erzählen, manche, aber nicht allzu viele, haben noch etwa das Nibelungenlied oder vielleicht die Gudrun und was ihnen sonst noch an höfischer Poesie zufällig im Original in die Hand fiel, obenhin angesehen, vielleicht auch, so gut es eben ging, gelesen, aber das ist auch alles, tiefergehende Kenntniß gehört gewiß zu den seltenen rühmlichen Ausnahmen. Und gering wird diesen Uebelstand niemand ansehen, der erwägt, daß wie das Individuum so auch ein Volk keine bedeutenden Fortschritte in seiner Entwicklung als Ganzes machen kann, ohne immer wachsende Selbsterkenntniß, ohne stetig zunehmendes Bewußtwerden seiner physischen und geistigen Kraft. Von jeher haben sich bedeutende Völker an den großen Erinnerungen ihrer Vergangenheit erbaut und neu gestärkt für die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft. Bei uns Deutschen scheint, wie vieles sonst, leider auch dies anders zu sein. Die Griechen liebten und lasen ihren Homer, so lange ein Funken echten hellenischen Geistes in ihnen lebte, und die Wirkung, die er auf ihre Jugend machte, war mächtig und nachhaltig; wo sind bei uns die Wirkungen unserer Heldengesänge, und was ist der Grund, daß sie verhallten? Vielleicht mag es hie und da unnationale Gleichgültigkeit gegen das Heimische gewesen sein, vielleicht jener noch nicht seit gar lange überwundene üble Ruf von der Barbarei des Mittelalters manchem den Blick getrübt haben für ihre Schönheiten, im großen Ganzen gewiß nicht. Vielleicht zeigt uns ein ganz kurzer historischer Ueberblick über den Betrieb unserer altdeutschen Litteratur den richtigeren Grund.

Sollen unsere alten Dichtungen wirklich im Herzen des Volkes zum Leben erweckt werden, so darf sich die Wissenschaft nicht vornehm vom Volke fern halten, im Gegentheil, ihr, der vor allem anderen nationalen, steht es zu, die Gebildeten liebevoll zu sich heranzuziehen und ihnen den Weg zu den gefundenen Schätzen zu ebnen. Als sie zuerst, ein Trost in der Zeit der Fremdherrschaft, und dann unter dem Jubelruf der Befreiungsstunde ihre Schwingen zu regen begann, da schien sie dieser ihrer Aufgabe sich auch klar bewußt zu sein und sich ihr willfährig unterziehen zu wollen Sie begnügte sich nicht, die edlen Schätze unserer alten Litteratur von dem Staub der Jahrhunderte, die über sie hingegangen, zu reinigen und sie in möglichst echter Gestalt zu Tage zu fördern, sie bemühte sich auch die Dornen wegzufegen, die den Weg zum richtigen Verständniß versperrten. Anmer-

kungen und Glossare halfen dem Laien so wie dem Fachmann darüber weg; ich erinnere, absichtlich von mehr dilettantischen Arbeiten absehend, an die musterhaften Leistungen Beneckes, seinen „Bonerius“, „Wigalois“ und seine und Lachmanns vereinte Bemühungen um den „Iwein“. Aber allgemach gewann die von Lachmann ausgesprochene Befürchtung immer mehr Raum, es möchte dadurch, daß man dem Leser den Weg zum Verständniß der alten Dichtungen allzu sehr ebne und bequem mache, nur der Faulheit oder gar dem Dilettantismus Eingang in die Wissenschaft bereitet werden, und so erschienen z. B. die Werke Wolframs, wo doch selbst der Fachmann an genug Stellen gerne die Ansicht des Herausgebers erfahren hätte, ohne alle erklärende Zugabe, und bald wurde bis auf wenige Ausnahmen in der Schule das Sitte. Daß dies Mittel zur Abwehr des Dilettantismus nicht nothwendig gewesen wäre, konnte die classische Philologie zeigen. In dieser weit älteren Wissenschaft ist doch schon viel mehr sicher ermittelt und allbekannt, sie wird auf den Gymnasien langjährig und eingehend getrieben, die zum Verständniß nothwendigen Mittel, wie Wörterbücher, liegen dem Leser weit bequemer und vollständiger zur Hand, als es bei der deutschen Philologie möglich ist, und doch haben es die tüchtigsten Vertreter derselben nicht verschmäht, noch außerdem dem Publicum Ausgaben der antiken Classiker mit mehr oder minder vollständigen Commentaren zu liefern, ohne deßhalb zu befürchten, daß dem Dilettantismus Eingang in die Schule verschafft würde. Wir wüßten auch in der That nicht, daß diese Ausgaben in ihr je den Dilettantismus groß gezogen hätten. Ob man ihn durch Weglassen aller erklärenden Mittel überhaupt auch in der deutschen Philologie ganz bannen konnte, wollen wir nicht entscheiden, jedenfalls hätte diese Verpflichtung besser die Kritik auf sich genommen. Aber das Eine ist gewiß, die Theilnahme des Volkes mußte sich zurückgeschreckt fühlen von so abgeschlossenem Betrieb der Wissenschaft. Nicht jeder hat sowohl Zeit als Gelegenheit eingehendere Studien in altdeutscher Sprache zu machen, um die oft nicht so ganz geringen Schwierigkeiten ohne die Führung einer sicheren Hand, der er sich ganz überlassen darf, zu überwinden, um so mehr, als es noch immer an nöthigen Hülfsmitteln fehlt. Und so ist es denn Thatsache, daß das Publicum endlich sich von einer Litteratur abwandte, die es nicht mehr verstehen konnte, und daß die alten deutschen Dichtungen, statt ins Volk zu dringen und dort Freude am Heimischen zu entzünden, wohl nicht dem Namen aber ihrem Geiste nach vergessen und ein Tummelplatz für philologische Gelehrtenkünste geblieben sind.

Die Gebildeten, die sich noch überhaupt für unsere alte Litteratur interessiren, sind, so weit sie nicht den Fachkreisen nahe stehen, auf Uebersetzungen angewiesen Aber damit ist mehr geschadet als gewonnen. Wenn überhaupt jede Dichtung nur in dem ihr vom Dichter umgelegten Gewande der heimischen Sprache den vollen Eindruck erzielen kann, und Uebersetzungen immer unzulänglich sind, so gilt das zumeist von Uebersetzungen unserer alten Dichter. „Fremde Werke bleiben gleichwohl von der deutschen Bearbeitung unabhängig fortbestehen, Denkmäler unserer Vorzeit hingegen, weil sie uns näher sind, und die Verstimmung zwischen

verwandten Tönen schreiender ist, als zwischen solchen, die weit aus einander liegen, empfinden desto schlimmer, wenn man sie zwingt, die Farbe der heutigen Welt aufzustecken". Mit diesen Worten hat J. Grimm allen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen den Stab gebrochen; sie gelten von den besten nicht minder wie von den schlechtesten.

Also zu den Originalen zurück, „zur Quelle muß die Gebildeten führen, wer ihnen von altdeutscher Sprache, Kunst und Poesie den rechten Begriff geben will". Und diese Aufgabe stellt sich nun das vorliegende Unternehmen und sucht damit das auf eine Zeitlang unterbrochene Freundschaftsband zwischen der deutschen Philologie und dem deutschen Volke wieder fest zu knüpfen. In sorgfältigen Ausgaben, mit gründlichen Einleitungen und vollständigen sachlichen und sprachlichen Anmerkungen versehen, sollen die hervorragendsten Erzeugnisse unserer mittelhochdeutschen fLitteratur, die auf allgemeines Interesse Anspruch erheben können, der Nation geboten werden. Mit Walther von der Vogelweide ist bereits der Anfang gemacht worden, das Nibelungenlied, die Gudrun, Hartmann von Aue, der Parzival, Gottfrieds Tristan u. a. sollen folgen. An der Spitze des Unternehmens steht Fr. Pfeiffer, der seit Jahren gegen den verkehrten, vom Leben sich abschließenden Betrieb der Wissenschaft in Wort und That kämpft, indem er seinen Ausgaben fast regelmäßig Erklärungen oder Glossare mit auf den Weg giebt und so praktisch zeigt, was noth thut und wie es geschehen soll. Von ihm ist nun auch gleich der erste Band bearbeitet, die Gedichte Walthers, und er hat darin das Programm des ganzen Unternehmens praktisch dargelegt. Eine frisch und anmuthig geschriebene biographische Einleitung führt den Leser in die Bekanntschaft mit dem Dichter ein, darauf folgt eine auf die fleißigste Forschung gestützte, aber trotzdem so einfach und verständlich als es nur möglich ist, gehaltene Abhandlung „über mittelhochdeutsche Aussprache und Verskunst", eine Beigabe von hohem praktischen Werthe. Denn das richtige Lesen mittelhochdeutscher Denkmäler trägt unendlich viel zum Verständniß bei [1]. Dazu kommt noch eine bescheidene und hoffentlich dadurch um so wirksamere Anwendung von Lesezeichen im Text, um an schwierigen Stellen den metrischen Bau klar zu machen, und so jedem, der, mit Interesse für die Sache nahend, die kleine Mühe nicht scheut, die Erklärung derselben in der Einleitung zu lesen, den vollen Genuß der Formschönheit, die wir an jenen Gedichten bewundern,

[1] Nur Eines wäre vielleicht noch wünschenswerth gewesen. Das z hat im Mittelhochdeutschen doppelte Aussprache, die unseres heutigen z und daneben vielfach die unseres ß. In den Handschriften sind die beiden Laute graphisch nicht getrennt und Pfeiffer hat daher aus diesem philologisch ganz guten Grunde es in der Ausgabe auch nicht gethan. Da aber hier keine festen Regeln der Aussprache gegeben werden konnten, so macht es, wie wir vielfach erfahren, dem Laien im Lesen und somit auch im Verständniß Schwierigkeiten. Hier hätte die strenge Wissenschaft wohl doch dem praktischen Bedürfniß eine kleine Concession machen dürfen, indem man für den Laut ß der in Handschriften öfter begegnenden und auch daher in Ausgaben angewendeten Form ȝ zum Unterschiede von dem gewöhnlichen z Eingang gestattet hätte. Vielleicht wäre das doch bei den folgenden Bänden noch zu erwägen.

zu ermöglichen. Was die zur Bequemlichkeit des Lesers unter den Text gestellten Anmerkungen betrifft, so ist darin auf alles Bedacht genommen, was irgend Schwierigkeiten bieten könnte. Auch durch Vorbemerkungen zu den größeren Abschnitten über Lieder, Leich und Sprüche, so wie durch die jedem einzelnen Gedichte vorangestellte Angabe des Gedankenganges wird das allseitige Verständniß des Dichters erleichtert. Und das alles geschieht mit so vollständiger Selbstverläugnung des Gelehrten, so einfach und leicht verständlich, daß jedem, der Lust und Liebe dazu hat, der Genuß des edelsten unserer alten Lyriker vollständig und beinahe mühelos erschlossen ist. Um alle störende Gelehrsamkeit fern zu halten, sind auch die Lesearten weggeblieben, und für alle kritischen Erörterungen für diesmal, wie bei den späteren Publicationen die „Germania" bestimmt. Dafür ist ein sehr sorgfältiges, 22 Seiten doppelspaltig umfassendes Wortregister mit Angabe des Ortes der Erklärung beigefügt, das fast die Stelle eines kleinen Glossars vertreten kann. Auch die „Zeitfolge der bestimmbaren Sprüche" und das „Verzeichniß der Gedichte nach den Strophenanfängen" sind sehr angenehme Zugaben. Es ist daher, da der Herausgeber sowohl als auch der Verleger F. A Brockhaus in Leipzig durch die sorgfältigste, eleganteste Ausstattung, so wie den sehr billigen Preis von 1 Thaler für den Band zu 20 Bogen durchschnittlich, alles gethan, dem deutschen Volke die alten Schätze seiner Litteratur zu erschließen, wohl zu hoffen, daß dieses es auch seinerseits als eine Ehrensache ansehen werde, ein solches wahrhaft und im edelsten Sinne nationales Unternehmen durch die regste Theilnahme zu unterstützen. Jetzt, wo durch diese Ausgaben jeder, auch der dem Gelehrtenkreise ferner stehende Gebildete die erforderlichen Mittel des Verständnisses in Händen hat, jetzt wäre es ein bedauerliches Zeichen entweder von mangelnder Bedeutung unserer alten Litteratur oder mangelnder Theilnahme unserer Gebildeten, wenn unsere alten Dichtungen auch jetzt nicht ins Volk drängen: jenes wird kein Kenner zugeben, diesen Vorwurf hoffentlich kein Gebildeter auf sich laden wollen.

Ueber das Verhältniß dieser Ausgabe Walthers zu ihren Vorarbeiten, wo sie auf diesen fußt, wie sie diese benützt und wo sie ihre eigenen Wege geht, ist hier nicht der Ort zu berichten; nur so viel muß gesagt werden, daß der Herausgeber alles sorgfältig geprüft und sich nichts brauchbares entgehen ließ, wo es aber nothwendig war, auch unbedingt seiner eigenen Ansicht folgte und dem Text so manche schöne Verbesserung zu Theil werden ließ. Nur auf die biographische Einleitung gehen wir näher ein, weil der Herausgeber darin eine neue Vermuthung über Walthers Heimat aufstellt, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen. Die Ansichten der Forscher gingen darüber bis jetzt ziemlich aus einander, und Sicheres zu ermitteln wollte nicht gelingen. Lachmann hielt ihn für einen Oesterreicher, Heinrich Kurz aus unzureichenden Gründen für einen Schweizer, ja El. H. Meyer hat ihn, den armen Sänger, gar mit dem reichen Schenken Walther v. Schipf identificiren wollen, Wackernagel, Rieger und Pfeiffer selbst versetzten aus guten Gründen seine Heimat nach Franken. Davon ist letzterer nun zurückgekommen und spricht die Vermuthung aus, Tirol möchte doch wohl das meiste Anrecht auf

unseren größten alten Lyriker haben. Während nämlich bisher aus leicht begreiflichen Gründen ein Vogelweide nirgends zu finden war, so daß manche, darunter W. Grimm, meinten, Vogelweide sei gar nicht der wirkliche, nur ein angenommener Name des Dichters, gelang es dem seltenen Finderglück Pfeiffers in dem unter der Regierung Meinhards von Tirol († 1295) geschriebenen Urbarbuche, in dem die Einkünfte des fürstlichen Hauses in Tirol verzeichnet werden, unter der Rubrik „der alte gelt (redditus autiquus) im Wibtal“ zwischen Mitterwalde und Schelenberch ein Vogelweide aufzuspüren. Es war ein kleiner Hof im Eisak- oder oberen Wipthale, der jetzt verschwunden ist und dessen Name nur noch an einem Walde, dem Vorder- und Hinter-Vögelweide der Gemeinde Telfes haften geblieben zu sein scheint. Diesem Funde, so allein, wie er hier steht, würde nun freilich gar keine besondere Bedeutung zukommen, denn so kleine Gehöfte, wie dieses tirolische Vogelweide (es zahlt nur drei Pfund Herbstzins), hat es gewiß in ganz Deutschland ihrer mehrere gegeben, die alle, wie dieses eine, endlich mit größeren Gütern vereinigt wurden und aus dem Gedächtniß der Bewohner schwanden. Aber hier kommen noch andere Erwägungen hinzu. Bekanntlich sind in unseren Liederhandschriften Lieder Reinmars des Alten, Ulrichs von Singenberg und Leutolds von Seven vielfach mit denen Walthers vermengt. Bei Reinmar war gewiß die persönliche Freundschaft der beiden Dichter, bei Ulrich, wenn nicht dasselbe, mindestens der unverkennbare Einfluß, den Walthers Poesie auf seine Dichtungen nahm, die Veranlassung dazu gewesen; kaum zufällig ist diese Vermengung der Lieder bei Leutold. Er gehörte dem angesehenen tirolischen Adelsgeschlechte der von Seven an, die als Ministeriale der Bischöfe von Brixen hoch auf steilem Felsen am rechten Ufer des Eisak wohnten. Leutolds Lebenszeit ist freilich nicht genau bestimmbar, da er in Urkunden nirgends begegnet, aber so viel darf man sicher annehmen, daß er, wenn auch jünger als Walther, doch noch in dessen Blüthezeit fällt und mit ihm und anderen, die den Höhepunkt der Lyrik bezeichnen, zu den ältesten gehört. Die Vermengung ihrer Lieder begreift sich nun recht gut, wenn Leutold und Walther Zeitgenossen und Nachbarn und als solche in persönlichem Verkehr mit einander standen. Dazu kommt, daß nicht nur Dichter in ihren Anführungen, sondern auch die Handschriften häufig eine Neigung zur örtlichen Gruppirung zeigen. Wenn nun die Weingartner Liederhandschrift eine Reihe von Sängernamen aus Tirol und den angrenzenden Gegenden mit dem Walthers beschließt, so scheint das nicht ganz ohne Bedeutung für die Frage nach seiner Heimat. Der Hof Vogelweide im Eisakthale möchte dann doch leicht der Geburtsort unseres Dichters sein. Dort „in der stillen, nur von dem Gesange der Vögel unterbrochenen Waldeinsamkeit mag Walther seine Kindheit verlebt und dort im Verkehr mit den gefiederten Bewohnern, sei es des väterlichen Hauses oder des umgebenden Gehölzes, mag die Lust zum Gesange in dem zarten kindlichen Herzen zuerst geweckt worden sein“. Und auch am Schlusse seines Lebens hätte er dann diese seine Heimat wieder gesehen und dort sein herrlichstes Lied, seinen Schwanengesang:

„Owê war sint verswunden alliu miniu iâr“

gesungen, auf den nun ein überraschendes Licht fiele. Er müßte während des Zuges gedichtet sein, der im Juni 1228 dem Kaiser das kleine Kreuzheer nach den apulischen Häfen zuführte und den Walther mitmachte, nach Pfeiffers Ansicht weniger in der Absicht, selbst gegen die Heiden zu ziehen, als durch seine Sprüche zur Theilnahme aufzumuntern. Der Weg wird der bei den Römerzügen der Kaiser beliebte über den Brenner durch das Eisak-Etschthal nach Verona gewesen sein.

Dem steht der auf den Hoftag zu Nürnberg gedichtete Spruch (Nr. 161 dieser Ausgabe), wo Walther die fränkischen Fürsten die „heimschen" nennt, und auf den hin Pfeiffer selbst und Wackernagel und Rieger den Dichter für einen Franken hielten, nicht im geringsten entgegen. Als Walther diesen Spruch dichtete (1224), da war er schon lange genug im Besitze seines in Franken gelegenen kaiserlichen Lehens, um sich selbst als Franken und die fränkischen Fürsten als seine „heimschen" zu betrachten.

Man sieht, wir haben eine Vermuthung, eine Hypothese vor uns, der allerdings noch viel zur Gewißheit fehlt, und die sich deßhalb bescheiden selbst nur als Vermuthung aufführt, aber eine Vermuthung, die neben den bisher vorgebrachten als eine, die sich auf einen urkundlichen Nachweis stützt, unserer Ansicht nach die meiste Beachtung verdient.

Briefe an Ludwig Tieck.

II

Besonders interessante Beiträge verdankt die Sammlung dem Verkehr Tiecks mit Gelehrten, die gleiche wissenschaftliche Bestrebungen ihm verbanden. So lernen wir Johann Dietrich Gries, den hochverdienten Verdeutscher Tasso's, Ariosts, Calderons ꝛc., der unter körperlichen Leiden und bitteren Erfahrungen mancher Art weder die Lust an seiner Arbeit, noch den Humor einbüßte, aus den abgedruckten zwei Briefen in seinem ganzen Wesen kennen. Wie muß die Mehrzahl heutiger Uebersetzer über den gewissenhaften Ernst, die Strenge gegen sich selbst bei diesem Manne staunen! Bei Uebersendung der Umarbeitung seines Ariost erwähnt er, nur wenige Stanzen seien ganz unverändert geblieben; neben der Aufgabe, Geist und Form des Originals so treu als möglich wiederzugeben, hat er sich durchgängige Reinheit des Reimes und Vermeidung des Hiatus zum Gesetze gemacht. „Ich bin weit entfernt", setzt er hinzu, „von dem deutschen Originaldichter die genaueste Beobachtung dieser Gesetze zu verlangen; allein der Uebersetzer kann, wie ich glaube, in Ansehung der Form nicht strenge genug sein, da der Stoff ihm geschenkt wird". Und nun er die ersten Bändchen gedruckt vor sich sehe, empfinde er erst recht, wie viel noch zur Vollendung fehle. Aber das eine Wort Solgers über ihn, „er arbeitet in seinem Beruf", habe ihn oft auf einer Laufbahn, die nicht zu den beloh-

nendsten gehöre, ermuntert. Selbst daß er und seine Verleger „den Gewinn den Nachdruckern und den Ruhm den Nachübersetzern lassen“ müssen, erträgt er mit Resignation. Nur gegen den Freund schüttet er „ganz unter uns“ sein Herz aus über „den jämmerlichen Bärmann und den fingerfertigen Herrn Streckfuß“. Von dem letzteren erzählt er die unglaubliche Geschichte, „dieser Edle“ habe, als er seinen Ariost herausgab, ihm in vollem Ernste den Vorschlag gemacht, wer von beiden zuerst stürbe, sollte seine Arbeit dem Ueberlebenden zu freier Benützung vermachen „Da ich hierauf nicht einging, hielt er vermuthlich bei seinem Tasso eine ähnliche Formalität für überflüssig und benützte den meinigen dermaßen, daß er eine große Menge von Versen theils wörtlich, theils mit geringer Abänderung in seine Uebersetzung aufnahm“. Gries rächt sich dafür durch Xenien, unter denen die folgenden:

„Nicht den Fuß nur allein streckt Streckfuß, auch wohl die Finger
Streckt er, wenn es ihm frommt, aus nach des Anderen Gut.“
„Wie Du auch streckest den Fuß, Streckfuß, Du erreichest ihn nimmer,
Denn zum Erreichen reicht, Füße zu strecken, nicht hin.“

Ueber Calderon äußert Gries, der ihn so gründlich kannte: „Einen ganz reinen Genuß, wie die Alten, wie Shakspeare, Cervantes und Goethe in seinen besten Werken, wird Calderon uns nie gewähren. Er ist und bleibt durch und durch Manier, wenngleich diese Manier eine edlere und vornehmere ist, als z. B die der Franzosen“. Der Ueberfluß an gemachten stehenden Phrasen, die sich bei jeder ähnlichen Gelegenheit wiederholen, „geht so weit, daß ich glaube, wenn von den 108 Schauspielen C.'s etwa ein Viertel ganz auf uns gekommen wäre, von den übrigen aber nur der Plan, so würde man aus dem erhaltenen Viertel den ganzen Rest fast wörtlich wiederherstellen können“. Friedrich Schlegels Tod, schreibt er 1829, habe ihn um Tiecks willen tief erschüttert. „Und überdies, er war ja doch auch ein Genosse jener unvergeßlichen Zeit von 1797 bis 1799, an die ich noch immer nicht ohne Sehnsucht zurückdenken kann. Zwar muß ich gestehen, geliebt habe ich ihn niemals, und das Thun und Treiben seiner späteren Jahre war mir von Herzen zuwider. Was hat nur diesen eminenten Geist auf so bedauernswürdige Abwege leiten können? Ich habe ihn zu lange gekannt, um annehmen zu können, daß es eigene reine Ueberzeugung war: wenn er auch zuletzt vielleicht sich selber weiß machte, er glaube das alles, was er Andere glauben machen wollte“. (In einem drei Jahre früher geschriebenen Briefe Hormayrs findet sich Folgendes: „Was nur unser dicker Friedrich Schlegel dazu (zum Cevennenkrieg nämlich) sagen wird? Ich denke, er macht eine bedenkliche Miene, darauf einen schlechten Witz und ärgert sich zuletzt, daß nichts anderes heute Abend zum Souper kommen soll! Es ist in der That sehr zu beklagen, daß ein solches Talent so endigt! daß es in all' den mystischen Grimassen nicht einmal de bonne foi ist“ 2c. — Und hier möge der Vollständigkeit halber auch gleich stehen, was der Historiker Loebell in Bonn 1834 über August Wilhelm Schlegel berichtet. Im Anschlusse an ein Gespräch über Tiecks Camoens „wollte Loebell versuchen, mit ihm einmal in eine

Erörterung einzugehen", aber Schlegel habe „fast wie ein Kritiker aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften" gesprochen. „Der Theil von Schlegel, welcher einst mit Horaz, Boileau und anderen Helden der Correctheit seinen Spott getrieben, ist verraucht und verflogen, der übriggebliebene hat es immer heimlich und halb unbewußt mit ihnen gehalten, und nun kommen diese Geister in seinem Alter über ihn und rächen sich für die ihnen früher angethane Schmach, indem sie sich seiner ganz bemeistern, und er, wiederum unbewußt, ihnen huldigen muß, obschon die Form eine etwas andere ist. Aber sind nicht die Principien ganz ähnlich denen, jener (der Nicolai'schen) Schule, wenn man, um ein Urtheil über ein Kunstwerk zu rechtfertigen, nichts vorzubringen weiß, als einzelne Flecken, Unrichtigkeiten, Verstöße gegen Costüme u. s. w.? Wo die Streitpunkte so sehr in der äußeren Schale liegen, verlohnt es sich nicht der Mühe, über diese lange zu rechten.")

Aus den Briefen Friedrich Heinrich v. d. Hagens, der in seiner Begeisterung für die Schätze der alten deutschen Litteratur den Hauptberührungspunkt mit Tieck findet, spricht die ganze Regsamkeit des unermüdlichen Forschers und Sammlers, dessen „eigentliche Lust ja das Machen, Entwerfen, nicht das Fertige" ist. Zwischen Mittheilungen und Anfragen über die Nibelungen, das Heldenbuch, die Edda u. s. w. begegnen wir lebhaften Schilderungen aus der Zeit, heiteren Reisebildern u. dgl. Der erste Brief ist am 12. März 1813 in Breslau geschrieben, also im Mittelpunkt der Vorbereitungen für den Befreiungskampf. „Jetzt ist hier alles in Aufruhr", heißt es da, „und eine fürchterlich schöne Zeit: ein so allgemeiner Aufstand der Gemüther und Kräfte für Vaterland und Freiheit ist ein Stolz unserer Tage, der uns über uns selbst erhebt, aber zugleich mit großer Ergebung erfüllt; alles ist in der höchsten Spannung und in den nächsten Tagen muß es losbrechen, und dann werden auf lange Zeit für uns die blutigen Würfel fallen. Steffens That (seinen Eintritt in die Reihen der Freiwilligen) wissen Sie; er kann von großer Wirkung in diesem Volkskriege sein durch seine wahrhafte Begeisterung und das große Opfer, welches er bringt. Auch Fouqué kam in diesen Tagen mit 80 Mann hier an und geht wieder zu seinem alten Regiment: es ist Volker der Spielmann, der jetzt den Fiedelbogen mit dem Schwert abwechselt" 2c.

Hier wären auch die Briefe des Freiherrn v. Killinger (pseudonym Kreling), des ausgezeichneten Uebersetzers aus dem Englischen, des Litterarhistorikers Koberstein, Johannes Minckwitz, Wolfgang Menzel, Alexander Kaufmann, Oswald Marbach u. A. zu erwähnen. Bevor wir aus der Masse von Briefen von Spätromantikern, jungen Dramatikern, Schauspielern u. s. w. noch Verschiedenes herausheben, wollen wir auf einige Beiträge zur Biographie und Charakteristik Tiecks aufmerksam machen. Ein Brief des Grafen Armansperg enthält ausführlich die (sehr liberalen) Bedingungen, unter welchen König Ludwig den Dichter 1826 an die Universität München berufen wollte. Darauf sich beziehend, schreibt auch Hormayr ein Jahr später aus München: „Scheuten Sie nur das Klima nicht so sehr, Sie hätten müssen nach München gehen, wo so viele Schätze altdeutscher Dichtkunst, wo das Theater einer so colossalen Reform bedarf

und der König ein so feuriger Bewunderer von Ihnen ist". Zeugniß für Tiecks gutes Herz legt der de- und wehmüthige Brief ab, den ein ehemaliger Schulkamerad, welcher „Ludwigs stürmische Bewerbungen um erwiedernde Freundschaft nur durch schnöde Kälte vergolten hatte", der Philolog Bothe, in alten Tagen, 1842, an den damals in Berlin einflußreichen Tieck richtet; ebenso die lebhaften Danksagungen der Frau Louise Förster, der Schwester Friedrich Försters, an den Herausgeber der Gedichte ihres Gatten („Edir' ich nicht den Förster lieber und den Laun, Und bin jedweder geistigen Unmacht Schutzpatron, Als daß ich um das junge Volk mich kümmere?" ließ darum Prutz den „Romantiker" sagen); aber was man glaubte ihm zumuthen zu dürfen, das in jeder Beziehung originelle Schreiben des Gutsbesitzers, Theaterdichters und ehemaligen Schauspieldirectors Franz Kratter in Lemberg, dem er im Jahre 1829 einen Verleger für sechszehn schon damals vergessene Schauspiele („Das Mädchen von Marienburg, ein fürstliches Familiengemälde" u. dgl. m.) verschaffen soll, da die Wiener Censur von den ersten sechs gleich zwei, und zwar „zwei der Interessantesten" verboten und die übrigen „unbarmherzig verstümmelt" hatte. Kratter verspricht aber auch, Tiecks „Bemühung im Falle eines guten Erfolges erkenntlich zu honoriren". Holtei macht darauf aufmerksam, daß A. W. Schlegel eben diesen Kratter bei Gelegenheit der „Triumph- und Ehrenpforte" für Kotzebue mit der Zeile abgethan hatte: „Du kratz' das Herz mit Höllenfratzen, Kratter!" — Endlich sei noch des Herrn Gustav Bacherer, verschollenen Pamphletisten, gedacht, welcher dem Dichter mit seiner Rache droht, weil dieser ihn „im Verlaufe dreier Wochen zweimal abweisen ließ".

Bei unserer Nachlese stoßen wir zuerst auf Eduard v. Bauernfeld, welcher sein Schauspiel „Fortunat" einsendet und ein Halbjahr später (März 1835) den Durchfall des Stückes auf der Josephstädter Bühne meldet; wenige Tage vorher hatte der Verfasser noch „aufmunternde Zeilen" von Tieck erhalten. Eingestreut sind aphoristische Bemerkungen über die Aufgabe des deutschen Lustspiels :c. — Den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit macht in seinen Briefen der schwedische Hofmarschall, Theaterintendant, Abgeordnete, dramatische Dichter :c. :c. Bernhard v. Beskow, ein Schüler Schleiermachers, begeisterter Verehrer Deutschlands, der deutschen Wissenschaft und Kunst. „... auch das ist ja ein seltener Vorzug des deutschen Genius, daß er das Vortreffliche des Fremdartigen oft treuer und reiner in sich aufnimmt, als die Eingeborenen selbst. Daß Sie den Shakspeare unstreitig richtiger fassen und erklären, als alle die kunstrichterischen John Bulls!" :c. Das ist vor dreißig Jahren geschrieben; heutzutage ist das Ausland ökonomischer mit seiner Anerkennung des deutschen Genius. Der Briefsteller setzt auch gleich die charakteristische Aeußerung eines Franzosen daneben. Chenier sagte, nachdem er Schillers „Don Carlos" durchblättert hatte, zu ihm: „Das Unglück deutscher Dichter ist, daß sie nun einmal ohne Geschmack geboren sind und von eigentlicher Kunst und Gemüthsschilderung nicht einmal von unseren großen Meistern etwas gelernt haben. Ich gedenke nun selbst einen Philipp II. zu schreiben".

— Ueber die litterarischen und auch die politischen Zustände in Schweden macht Beskow, dessen Briefe die Zeit von 1835 bis 1844 umfassen, manche interessante Bemerkung; was die letzteren anbelangt, zeigt er sich stets als Hochconservativer und treuer Anhänger des Königs Karl Johann.

Der Philosoph Carové erzählt im Jahre 1820 Tieck von dem „Seher Müller" aus der Umgegend von Heidelberg, welcher „schon im vorigen November gewaltigen Krieg gegen Italien sah". „Dieser (Krieg) soll jedoch, wie ich heute aus seinem eigenen Munde vernommen, der letzte sein vor tausendjährigem Frieden". Bis hieher könnte man glauben, der Hegelianer behandle den Aberwitz ironisch, aber hinterher kommt; „Des Mannes schlichtes unbefangenes Wesen flößt Glauben ein an seine Worte". Und doch waren des Sehers frühere Prophezeiungen durchaus nicht eingetroffen! Helmina v. Chezy berichtet schon 1816 ein Langes und Breites über denselben aus Berlin, und daß sie an ihn glaubt, darf uns weniger wundernehmen Wie sie versichert, hatte „unser Bauer Johann Adam Müller ihr am 14. December 1814 Napoleons nahe Landung und den Krieg im Frühjahr vorausgesagt welche ihm der Geist offenbart". Einen neuen Einfall Napoleons kündigte er für das Frühjahr 1817 an, die Preußen würden den Krieg in Frankreich ausfechten, der Kaiser sein Grab finden „in der dritten unermeßlich blutigen Schlacht", Frankreich wird in drei Stücke getheilt u. s w. Helmina erfreut sich der Vorstellung, „daß Gott uns wiederum, wie in der Vorzeit, unmittelbarer Annäherung würdige". Aber im März 1817 wird ihr die Sache doch bedenklich; indessen weiß sie sich zu trösten: „Sollte das Schicksal Müller ein Dementi geben, so behielten wir ja den Frieden, nach dem die Welt seufzt!"

Matthäus v. Collin, welcher Tieck meistens von seinen dramatischen Arbeiten unterhält, erwähnt unter anderem das Auftreten „eines jungen Dichters, Herrn Grillparzer, dessen zweites Werk, ein Trauerspiel: Sappho, mit einem Beifalle, wie ihn nur immer der größte Dichter erwarten könnte, aufgenommen wurde. Die Erfindung ist schwach, die Ausführung aber sowohl in Sprache als Charakterzeichnung ein vollgültiger Beweis seines Dichterberufes; und obwohl man viel zu übertriebenen Lärm dieses Stückes wegen erhoben hat, glaube ich doch, daß es weit besser sei, als wenn man, herkömmlicher Weise, ein rühmlich in die Bahn tretendes Talent verunglimpft und nur von dessen Blößen gesprochen hätte. Ich höre überdies, daß er sehr bescheiden ist, und sich keineswegs auf dies Werk, welches er nur als einen Versuch gelten lassen will, etwas zugutethut". — Höchst ergötzlich ist in dem ersten Briefe Eduard Devrients die Erzählung, wie der Verein dramatischer Künstler in Berlin sich „in mehr als 20 Sitzungen" mit der Frage der Aussprache des Consonanten g beschäftigt, sich Raupachs Ausspruch gefügt und denselben wieder verworfen hat, und nun endlich Tiecks Entscheidung haben will. Die Mehrzahl der Mitglieder hatte eine fünffache Aussprache des Buchstaben ausgeklügelt: ganz hart (Gott, Gift), minder hart (Auge, legen, Burg ꝛc.), weich, gleich dem j, vor einem Consonanten (vergnügt, das also richtig zu sprechen wäre: verjnüjt!), gleich dem ch (König), nasal, „kaum hörbar", nach dem n (singen ꝛc.).

Was Tieck geantwortet hat, erfahren wir leider nicht. Uebrigens erkennen wir in diesen neun Briefen den ernsten, denkenden, gebildeten Künstler, welcher sich durch seine Geschichte der deutschen Schauspielkunst so großes Verdienst erworben hat. — Friedrich Förster schildert sich selbst 1817 so: „... mit einem Wort, ich bin ein heftiger Politicus, kann keinen Tag leben, ohne Zeitung zu lesen, höre Jahns Vorlesungen über deutsches Volksthum und hasse die Juden". — In den Briefen Follens wird die bittere Kritik der republicanischen Freiheit in der Schweiz manchen Leser überraschen. — Grabbe's Expectorationen sind ganz in der bekannten Weise. „So schlich ich mich Nachts um 11 Uhr in das verwünschte Detmold ein, weckte meine Eltern aus dem Schlafe und wurde von ihnen, denen ich ihr ganzes kleines Vermögen weggesogen, die ich oft mit leeren Hoffnungen getäuscht, die meinetwegen von der halben Stadt verspottet werden, mit Freudenthränen empfangen. Ja, ich mußte mich noch obendrein mit der plumpsten Grobheit waffnen, weil ich sonst in das heftigste Weinen ausgebrochen wäre und eine Iffland'sche Scene aufgeführt hätte.... Mein Malheur besteht einzig darin, daß ich in keiner größeren Stadt, sondern in einer Gegend geboren bin, wo man einen gebildeten Menschen für einen verschlechterten Mastochsen hält".

Das Urtheil eines übrigens unbekannt gebliebenen Herrn Halling über den Baumeister Schinkel in Berlin erregt heute eigenthümliche Gefühle: „So sind unsere Maler, nicht viel besser unsere Bildner, aber am abgeschmacktesten der vom Olymp selber stammende Baumeister Schinkel. Wenn der gute Mann von der ganzen griechischen Kunst mehr weiß, als wie ungefähr jonische Säulen mögen ausgesehen haben, so laß ich Kopf und Kragen. Und dieser Verkleisterer des Schönen schwingt sich auf den Fittigen des Ruhmes durch alle Lande!" Nicht viel besser kommt Goethe fort. — Wilhelm Hauff spricht ein halbes Jahr vor seinem Tode von dem Plane, „die Kämpfe in Tirol im Jahre 1809 in den Rahmen eines Romans zu fassen" und erbittet Tiecks Rath. — Hebbels erster Brief (Hamburg, April 1839) bittet in etwas verletztem Tone um Rücksendung dreier Manuscripte (eines komischen Romans, einer Erzählung und eines Mährchens), welche er vor drei Vierteljahren von München aus an Tieck gesandt hat, „aus Anlaß einer sehr bedrängten Lage". Tieck hat ihm freundlich geantwortet, wie sich aus dem zweiten, „ein Trauerspiel" begleitenden Briefe ergiebt. Der Buchhändler Hirzel in Leipzig sendet Tieck die Abschrift eines höchst merkwürdigen Briefes von F. M. Klinger an eine Leipziger Buchhandlung von Dresden im Jahre 1777. Klinger giebt sich darin für den Verfasser des Lenz'schen Stückes: „Die Soldaten" aus und bittet, diese Nachricht bekannt zu machen! — Von Holtei selbst findet sich eine ansprechende Schilderung einer Feier, welche an Tiecks 60. Geburtstage in Berlin veranstaltet worden war.

Die Briefe Alexander v. Humboldts mögen wohl mancherlei kleine Bosheiten, litterarische und Hofklatschereien enthalten haben, aber der Herausgeber sichtete streng, und so sind nur meist bedeutungslose Billets übrig geblieben. — Iffland liest Tieck derb und nicht unverdient den Text, da dieser in übertriebener

Empfindlichkeit in dem alten Lustspiel „Das Chamäleon" von Beck sich und seine litterarischen Freunde verspottet meinte, und dagegen, noch dazu wohl in unpassender Form reclamirte. — Für den Biographen und für den Geschichtschreiber des deutschen Theaters enthalten Immermanns Briefe Material in Menge; die für die praktische Bühne wichtigsten sind allerdings schon mit anderen durch Putlitz gesammelt und publicirt worden. Selten finden sich Aeußerungen über allgemeine Angelegenheiten. Zur Zeit der ersten Choleraepidemie — 1831 — spricht Immermann die Besorgniß aus, die allgemeine „Pestichen werde mit ihrem heimlichen nagenden Einflusse noch den letzten Rest der Regsamkeit und des Muthes, der in den Menschen geblieben war, aufzehren", und fährt dann fort: „Ein sonderbarer Zufall ist es, daß in jeder Epidemie zu Berlin der Philosoph sterben muß; Fichte am Typhus, Hegel an der Cholera. Ist es wahr, was man sagt, daß eine Indigestion die Sache veranlaßt habe, so liegt in dem Ereignisse eine Ironie, die kein gemachter Ernst hinwegtilgen kann. Da dem preußischen Staate nunmehr der Begriff fehlt, so möchte man ihm rathen, es einmal zur Abwechslung mit der schlichten Natur zu versuchen". Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begrüßt er mit dem Wunsche: „Gott gebe dem neuen Herrn recht gesunden, nüchternen Menschenverstand! Das Andere hat er wohl alles!" — Von Heinrich v. Kleist hat sich auffallender Weise gar nichts in der Briefsammlung vorgefunden. Holtei schaltete, damit doch der Name genannt werde, einige Briefe und Mittheilungen über ihn ein. — Von Laube ist das interessanteste das Schreiben, in welchem er dem Intendanten von Lüttichau in Dresden gegenüber mit großer Lebhaftigkeit das Recht der lebenden Autoren an die Bühne vertritt.

Eine Freude, wie sie deutschen Dichtern gewiß höchst selten zu Theil wird, müssen Tieck die Briefe zweier „jungen Studenten", S. und Henri Martin, Zöglingen der Pariser Normalschule, bereitet haben. Diese beiden jungen Leute haben unter der Leitung ihres excellent professeur M. de Sinner Deutsch getrieben und es darin so weit gebracht, daß sie im Jahre 1833 dem Dichter eine Uebertragung seiner Novelle „Hexensabbath" übersenden konnten, begleitet von einem in fließendem Deutsch geschriebenen Briefe des einen Studenten.

Hiemit ist vorläufig unsere Blumenlese beendigt. Mögen die weiteren Bände nicht zu lange auf sich warten lassen. B. B.

Aus Tirol.

Die „Wochenschrift" widmete vor einiger Zeit (Nr. 24) einen ehrenvollen Nachruf unserem Lyriker Hermann v. Gilm. Wenn es aber dort heißt, daß Gilm das Gebiet der dramatischen Poesie nie betreten habe, so bedarf dies einer Berichtigung. Denn als unser Dichter im Beginne der vierziger Jahre zu Brunecken

weilte, wo ihm die schönste Liebe lächelte und sein Liederquell am reinsten und höchsten sprudelte, da strebte er noch Höheres an und griff zum Drama. Als Dichter der Opposition, als Mann des Fortschrittes suchte er einen seinen Tendenzen sich eignenden Stoff — und er brauchte nicht lange zu forschen. Erzählten ihm nicht die grauen Ruinen des Klosters Sonnenbur vom Kampfe, den der eben so herrschsüchtige als gelehrte Nikolaus v. Cusa mit den Nonnen und dem Landesfürsten gefochten hat? Mahnte ihn nicht die Burg Bruneck selbst an den stolzen Cardinal, der hier am Ostertage 1400 von des Herzogs Mannen gefangen wurde? Erzählte nicht jedes Kind von der energischen Aebtissin Verena, die noch in den Trümmern des Klosters geisten soll? Für Gilm war dieser Kampf zwischen Kirche und Staat wie geschaffen — und rasch entstand der Entwurf eines Trauerspiels „Verena von Stuben". Der erste Act liegt mir vor. Er ist reich an packenden lyrischen Stellen, die Schönheit und süße Macht der Gilm'schen Muse zeigt sich auch hier, aber die Exposition ist schwach, lose sind die Scenen an einander gereiht, die Dialoge sind breit, der Charakteristik fehlt Schärfe und markirte Zeichnung. Gleich anfangs ermüdet ein langer Dialog zwischen dem Schloßhauptmann und einem Pagen und die breite Erzählung des letzteren, wie er ein wunderschönes Mädchen vor zwei Tagen zum ersten Male gesehen habe, das ihm des Herzens Frieden entwandt und die er heute in der Kirche wieder getroffen habe. Mit mehr Geschick und dramatischem Effect ist die dritte Scene, welche eine Berathung des Cardinals mit seinen Vertrauten darstellt, behandelt Wie er den Charakter des Nikolaus auffaßte, zeigt uns folgender Monolog, den ich beispielsweise mittheile:

Ich bin in jeder Wissenschaft bewandert,
Ich hab' den Pulsschlag der Natur belauscht,
Den Sternen die Gesetze abgelauert,
Und jede Zeile find' ich in der Bibel
Geschloss'nen Auges — nur in den Labyrinthen
Des Herzens, diesen geheimnißvollen Kammern,
Bin ich ein Fremdling. — Wenn es Liebe wäre,
Was diesen Knaben schnell zum Manne reifte —
Doch hat nicht auch die Ruhmsucht einen Frühling?
Nicht jede That, der Frucht gleich, eine Blume? —
Und wenn's doch Liebe wäre? wenn ein Weib —
Ein Weib, und wiederum ein Weib! De Cusa,
Seit dich ein Weib geboren, weißt du nichts
Von dem Geschlecht; denn meines Lebens Strom
Berührte keine blühenden Gestade,
Und in den Wellenaufruhr dieser Brust
Hat keine Rose sich getaucht . . . und jetzt,
Jetzt vor den Thoren Roms hemmt mir ein Weib
Den letzten Schritt . . . was will dies Weib, ihr Römer?
Soldaten, reißt sie weg von Petri Stuhl,
Macht Platz, macht Platz! Aufschließt sich das Conclave.
Habemus papam . . . Nikolaus den Vierten.

Das Weib, das ihm durch ihre Heldenstärke imponirt und ihm Bewunderung und Neigung abzwingt, ist die Heldin des Stückes, Verena von Stuben. Ob der Dichter das Stück vollendet hatte, ist mir unbekannt. Der bekannte Münchner Novellist Lentner berichtete mir im Jahre 1851, daß er den größten Theil desselben gelesen und an Gilm erklärt habe, er solle die Tragödie verbrennen, denn Gott habe ihn zum Lyriker und nicht zum Dramatiker geschaffen. Mir ist nur der mir vorliegende Torso als erhalten bezeichnet. Eine Ausgabe von Gilms lyrischen Gedichten wird vorbereitet. Es wäre sehr zu wünschen, daß seine politischen Poesieen in der ursprünglichen Form und nicht in der späteren „correcten" Ueberarbeitung gegeben werden.

Das erste Heft des „Archives für tirolische Geschichte" ist ans Licht getreten. Es enthält Beiträge zur Kunstgeschichte Tirols und einen Aufsatz über „Osmia, die Gemalin Herzog Otto's" von Justinian Ladurner. Schönherr hat namentlich über die Künstler Gilg Sesselschreiber und dessen Sohn Christoph aus München, Stephan Godl aus Nürnberg, Hans Radolt aus Augsburg, Christoph Geiger aus Lienz und die Brüder Löffler interessante Mittheilungen gegeben. Germanisten dürfte die Nachricht willkommen sein, daß Schönherr auch den Schreiber des „Heldenbuches" entdeckt habe und nachweisen kann, daß es Hans Ried, Zollner zu Bozen, ist.

Unter dem am Ende dieses Studienjahres ausgegebenen Programme finden sich zwei Abhandlungen, die weitere Beachtung verdienen. Nämlich Durings Aufsatz „Ueber die staatsrechtlichen Beziehungen des italienischen Landestheiles von Tirol zu Deutschland und Tirol" (Programm der Oberrealschule zu Innsbruck), und And. Maisters Abhandlung: „Die Vocalverhältnisse der Mundart im Burggrafenamte" (Programm des Gymnasiums zu Meran). Letztere darf einer freundlichen Aufnahme bei allen Freunden deutscher Dialektforschung gewiß sein. Z.

G. Die Pietät gegen einen früh verstorbenen Officier der österreichischen Armee, der sich bei Solferino die ersten und letzten Lorbeern geholt, hat Robert Hamerling bewogen, „Albert Guzmans, k. k. Lieutenants, Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859" (Wien, C. Schönewerk) zu veröffentlichen. Der Verewigte war zugleich auch Dichter und, wie die dem Buche angehängten Proben beweisen, nicht einer von den schlechtesten. So hatte denn die Muse des Gesanges manchen seiner Schilderungen eine hellere Farbe geliehen, und ist manches in den Vordergrund getreten, was der Lapidarismus des Stoffes ihm vielleicht erlassen hätte. Doch fällt es uns nicht schwer, es hinzunehmen und überhaupt den frischen, kecken Muth eines jungen Helden und eine liebenswürdige patriotische Gesinnung zu loben. Marsch- und Lagerleben, das Thun und Sinnen in der Schlacht, alles was des Soldaten ist und nicht ist, steht in kräftigen Bildern vor uns. Der Glanzpunkt des Ganzen ist die Schilderung der Schlacht von Solferino.

Aber nicht auf dem Schlachtfelde, wie er es verdient hätte, am düsteren Kranken-

lager besuchte den Zwanzigjährigen der Tod, wie er vorahnend in dem Gedichte „Alexanders Tod" sang:

„Aeuß're Feinde hab' ich kühn geschlagen,
Doch mein eig'ner Leib empört sich mir."

Eine Genugthuung ward ihm, er nahm den Ausdruck der Zufriedenheit seines Kriegsherrn mit ins Grab.

G. Dr. F. Fleckles jun., Badearzt in Karlsbad, hat wieder ein historisch-topographisch-naturhistorisch-medicinisches Handbuch" über Karlsbad erscheinen lassen (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne). Mehr und mehr gewinnen derlei Statistica durch das Stoffliche ihres Inhalts, das über den Rahmen des rein medicinischen Interesses hinaus der allgemeinen Beachtung sich empfiehlt. Man hat in der That das Geheimniß weg, Touristenbüchern einen höheren Werth zu verleihen, als ihnen allenfalls durch die Nachfrage nach einer erträglichen Herberge nach Speisezettelpreisen u. dgl. garantirt werden kann. Die Wahl der richtigen Momente giebt die Beachtung der wissenschaftlichen Statistik, und noch mehr das Bedürfniß, von unten auf zu bauen. So nehmen in dem vorliegenden Werkchen von 191 Seiten der historisch-topographische und naturhistorische Theil allein 114 Seiten ein. Im ersteren finden wir außer Skizzen über das einstige und jetzige Karlsbader Leben und Treiben und einer Geschichte des Curortes, zwei besonders interessante Partieen, nämlich: die Besuchsfrequenz Karlsbads von 1756 bis 1864 und die Namen berühmter Persönlichkeiten während dieser Zeit. In den Jahren 1561 und 1575 finden wir Philippine Welser, 1630 Wallenstein, 1691 August I., König von Polen, 1711 und 1712 Peter den Großen, 1721 die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich mit ihrer Tochter Maria Theresia, 1732 die Könige von Preußen. Von Gelehrten: 1712 Leibnitz, 1763 Gellert, 1785, 1786 und 1791 Herder, 1790 Kotzebue, 1791 Schiller, Tiedge, Goethe, letzterer auch noch 1795, 1806, 1808, 1810, 1811, 1812, 1819 und 1826, nicht zu erwähnen der Größen unseres Jahrhunderts bis in die neueste Zeit. Im Jahre 1756, wo das erste geschriebene Verzeichniß der Curgäste ausgegeben ward, betrug die Zahl derselben nach Familien 134, 10 Jahre später 256, 20 Jahre später 411, nach abermals 20 Jahren (1806) 814, 1826: 1871, 1846: 3438, 1863: 7363. Die geringste Ziffer seit Anfang des 19. Jahrhunderts zeigt das Jahr 1809, nämlich 113, die höchste das Jahr 1862, nämlich 7380. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, was nahe liegt und interessant wäre, auf diesem statistischen Gerüste ein Stück Geschichte aufzustellen.

* Aus dem von der Krakauer Handelskammer deutsch herausgegebenen Berichte und sonstigen ihm zu Gebote stehenden Quellen schöpfend, giebt Herr Wlodimierz Janowski in polnischer Sprache eine sorgfältig und mühsam gesammelte „statistische Uebersicht der Hauptzweige der Landesindustrie in Galizien und im Großherzogthum Krakau" in 5 Heften heraus, deren 2. Heft (bei H. Budweiser gedruckt) bereits erschienen ist.

* Vom Grafen Dominik Teleki d. ä. wird demnächst eine ausführliche Geschichte des unter der Regierung Kaiser Josephs ausgebrochenen und von Hora geleiteten Aufstandes in Siebenbürgen erscheinen. Der Reinertrag wird dem Fond des ungarischen Schriftstellerunterstützungsvereines zugewendet.

* Der Landesarchivar Dr. Anton Gindely weilt in Kuttenberg, um das dortige städtische und ehemalige bergamtliche Archiv, die beide wichtige Documente für die Geschichte Böhmens und speciell für die Geschichte des Bergbaues in unserem Vaterlande enthalten, zu untersuchen und Materialien zu einer Geschichte des böhmischen Bergbauwesens zu sammeln.

X. Der 15. Band der „Monumenta Germaniae“ eröffnet die lang erwartete Sammlung der germanischen Volksrechte, von welchen er die durch Merkel besorgten Ausgaben der „Lex Alamanorum“ und der „Lex Baiuwariorum“, die „Leges Burgundionum“ (Gundobada und lex Romana), bearbeitet von Bluhme, und die „Lex Frisionum“, herausgegeben von Freiherrn v. Richthofen, enthält. Wie man bereits aus dieser Inhaltsangabe ersehen dürfte, wird bei Publication der Volksrechte die alphabetische Reihenfolge beobachtet, ein Gedanke, den man insofern nicht gerade glücklich nennen kann, als gerade die ältesten Volksrechte, von welchen die späteren vielfach beeinflußt wurden, so ziemlich zuletzt erscheinen. Die Ausgabe beschränkt sich nicht bloß auf Abdruck und Kritik des Textes, sondern weicht von dem sonst befolgten Principe dadurch ab, daß der Text von einer langen Reihe sachlich erläuternder Noten begleitet wird. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche Sprache und Inhalt der „Leges Barbarorum“ bieten, wird diese Neuerung gewiß mit Freude begrüßen. Den ausgedehntesten Commentar hat Merkel geliefert. So staunenswerth die Gelehrsamkeit ist, die er in seinen Noten entwickelte, so scheint er doch hie und da zu weit gegangen zu sein, wenn er aus den Rechtsquellen der späteren Zeit nicht bloß Stellen citirt, die zum Verständnisse des Textes dienen, sondern auch solche, die umgekehrt in dem Texte der Volksrechte ihre Erläuterung finden. Ein Muster von rechtshistorischer Kritik hat Richthofen mit seiner Ausgabe der „Lex Frisionum“ geliefert, welche er, obwohl dieses Volksrecht in keiner Handschrift, sondern nur in einem Abdrucke aus einer verloren gegangenen Handschrift erhalten ist, in drei zu verschiedenen Zeiten entstandene Theile auflöst.

G. Mit den „Skizzen aus dem Privat-Tagebuche eines Seeofficiers“ (Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung) beabsichtigte ihr Verfasser, der k. preußische Lieutenant zur See J. A. H. E. Ratzeburg, „scharf gezeichnete Bilder von Begebenheiten zu liefern“, die sich während der Anwesenheit des k. preußischen Schiffes „Gazelle“ in Japan zutrugen. Es sind in der That recht frische Bilder, die einerseits darthun, welche anerkennenswerthe, erfolgreiche Anstrengungen zur Emporbringung ihrer Marine jene Mächte machen, die den großen Seestaaten erst im zweiten und dritten Range gegenüberstehen, andererseits wie die westliche Cultur wieder nach Osten zurückgetragen wird und dort schrittweise, theils auf diplomatischem Wege, theils mit „gezogenen“ und „Sprengkugeln“ mehr und mehr Terrain gewinnt. Die widerhaarigen Barbaren werden auf verschiedene Arten zur Raison gebracht. Vor Simonoseki wurde der Prinz von Nagato gezüchtigt, weil er ein Fahrzeug unter französischer Flagge beschossen hatte. Das Bombardement von Kagosima, eine Expedition gegen den Daimio von Satzuma zeigt uns einen hartnäckigen Kampf englischer Schiffskanonen gegen Landbatterien. Die „Gazelle“ bekam es mit einem gestrandeten Schiffe und mit einem Landfeuer zu thun, bei welchen Gelegenheiten sich die Tüchtigkeiten und Lächerlichkeiten der Japanesen entwickelten. Ein anderes Mal wieder, und es gehörte nicht zu den schlechtesten Triumphen diplomatischer Kunst, ließ sie auf ihr das Schauspiel eines officiellen feierlichen Empfanges japanesischer Behörden abspielen und ergötzte sich die Mannschaft an dem dabei entwickelten Ceremoniel. Zuletzt ward an Bord „Sr. Majestät Schiff Gazelle“ ein Handelsvertrag von Yeddo abgeschlossen. Ein Theil der Mission, welche die „Gazelle“ in Ost-Asien hatte, war somit erfüllt. Ratzeburg verspricht weitere Mittheilungen. Vielleicht aber findet er es dann für gut, die seemännische Terminologie durch kurze Noten allen Lesern verständlich zu machen; denn wir sind durchaus nicht seiner Meinung, daß dies gar nichts zur Sache thue. Die Lectüre dieses ersten Heftes wird Manchen vom Gegentheile überzeugen.

• Soeben ist bei Boselli in Frankfurt a. M. die neue 1864er Ausgabe erschienen von Dr. O. Hübners statistischer Tafel aller Länder der Erde. Sie enthält Größe, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Papiergeld

und Banknotenumlauf, stehendes Heer, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Haupterzeugnisse, Münze und deren Silberwerth, Gewicht, Ellenmaß, Hohlmaß für Weine und Getreide, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte aller Länder der Erde. Sie empfiehlt sich durch ihre große Brauchbarkeit, wie schon daraus hervorgeht, daß die Karte bereits in zwölf Auflagen verbreitet wurde.

---

* Die Krakauer wissenschaftliche Gesellschaft erhielt ein bei Luborzyca (1/2 Meile von Krakau) ausgegrabenes mittelalterliches Siegel zum Geschenk. Dasselbe ist, wie der „Czas" angiebt, von ovaler Form, 3·6 Centimeter lang, 2·5 Centimeter breit, die Platte, mit einem Oehrchen zum Aufhängen, von weißgrauer Mischung. Die Gravirung zeigt eine im Sessel sitzende Person in einem nicht ganz bis an die Füße reichenden Gewande, die Krone auf dem Haupt ist niedrig, abgerundet, wie mit Perlen eingefaßt; das Scepter in der rechten Hand läuft in eine dreiblättrige Lilie aus, die linke Hand hält den Königsapfel. In der Rundschrift die Worte † Sigillum † Alberti. Nach Schrift und Darstellung soll dieses Siegel aus dem 12. Jahrhundert sein.

* Aus Maria Zell berichtet die „Grazer Zeitung": Die äußere Restauration der hiesigen Kirche geht rasch vorwärts und es ist bereits auch das im schönsten gothischen Stile gearbeitete Portale beim Haupteingange in Angriff genommen; an der Vorderfronte ist auch zur Herstellung der Symmetrie das früher ober dem Portale bestandene viereckige Chorfenster beseitigt und durch eines im gothischen Geschmacke ersetzt, wodurch dieses herrliche Bauwerk gewiß noch an Großartigkeit und Schönheit gewinnt und von dem Kunstsinne der Kirchenvorstehung, so wie von der Tüchtigkeit des Baumeisters ein ehrendes Zeugniß giebt.

* Im Treppenhause des Berliner neuen Museums sind bekanntlich die unteren Hälften der vier breiten Pilasterstreifen zwischen den größeren Wandgemälden Kaulbachs für die großen Gesetzgeber der Menschheit bestimmt. Zu Moses, Solon und Karl dem Großen hatte man als vierten ursprünglich Friedrich Barbarossa bestimmt. Neuerdings ist man, wie die Wiener „Recensionen für bildende Kunst" mittheilen, davon abgekommen und hat an die Stelle des Letzteren — König Friedrich den Großen bestimmt, eine sonderbare Wahl, gegen welche sich vom geschichtlichen und künstlerischen Standpunkte Manches einwenden lassen dürfte.

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 13. September 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Mittheilungen vom Herrn k. k. Hofrath und Director W. Haidinger werden vorgelegt.

Die erste derselben bezieht sich auf ein Schreiben des Herrn k. sächsischen Bergrathes Bernhard v. Cotta, in welchem derselbe Herrn Hofrath Haidinger anregt, eine Commission in der k. k. geologischen Reichsanstalt zu bilden, welche sich den Fort-

gang der Studien zur Aufgabe stellt, die sich auf die Schichten beziehen, in welchen Reste ausgestorbener Thierspecies mit den Ueberresten der Menschenspecies oder Kunstproducten gleichzeitig sich finden. Cotta macht als besonders hoffnungsvoll für Ergebnisse auf den Steilrand der Donau bei Semlin aufmerksam, den er selbst im Jahre 1856 untersucht hatte, wo eine weit ausgedehnte Schichte mit Topffragmenten über einer Schichte mit Knochen von Pachydramen liegt. Haidinger freut sich der durch dieses Schreiben gebrachten Anregung. Eine Commission, wie die genannte, wurde auf Veranlassung des Herrn Präsidenten Freiherrn v. Baumgarten in der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Bezug auf Pfahlbauten gebildet. Wir dürfen wohl auf anziehende Berichte zählen von den Herren Prof. Kner, der wirklich Merkwürdiges im Mondsee in Ober-Oesterreich auffand, Prof. v. Hochstetter aus Kärnten, Prof. Unger aus Ungarn, Dr. J. R. Lorenz vom Gardasee. Auch Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt werden nicht fehlen, stets den Gegenstand mit Aufmerksamkeit zu verfolgen und freiwillige Mittheilungen werden von uns mit größter Theilnahme empfangen werden.

Eine neue Auflage der Bibliothek des k. k. Hofmineraliencabinetes, von Herrn Albrecht Schrauf auf das lobenswertheste bearbeitet, wird eben bei C. Gerolds Sohn erscheinen. Haidinger erinnert an den Umstand, daß die erste Auflage auf Kosten der k. k. geologischen Reichsanstalt im Jahre 1851 erschienen war und daß er selbst nebst dem verewigten Director Partsch ein Vorwort dazu geschrieben.

Herr O. Freiherr v. Hingenau sprach einige Worte zur Erinnerung an den am 25. August d. J. in Teschen verstorbenen erzherzoglichen Werksdirector L. Hohenegger.

Herr Prof. Dr. K. Zittel legt eine überaus interessante Suite spanischer Petrefacten, ein Geschenk des Herrn Prof. Don Juan Vilanova y Piera, welches uns durch Herrn Conte di Treviño zugekommen war, zur Ansicht vor. Die interessantesten Formen gehören der unteren Abtheilung der Kreideformation an, nebstbei sind auch Jura und Lias vertreten.

Herr Dr. Madelung gab eine vergleichende Betrachtung der Melaphyre aus dem Rothliegenden des Riesengebirges, welche derselbe kürzlich auf einer Reise genauer studirte, und der in Ober-Ungarn in gewissen für Rothliegend angesprochenen Ablagerungen auftretenden Melaphyre. Der Vortragende wies zuerst nach, daß im Riesengebirge zwei Gesteine zu unterscheiden sind, ein älteres, welches er dem Hypersyenit zurechnet, und ein jüngeres, welchem er allein ein Anrecht auf den Namen Melaphyr einräumt. Dieses letztere Gestein ist, wenn auch nicht ganz identisch mit dem karpathischen Melaphyr, so doch diesem genügend nahestehend, um sich mit demselben vereinigen zu lassen, und es ist von dieser Seite kein Hinderniß vorhanden, jene Ablagerungen in Ober-Ungarn, welche bisher nur nach ihrer geologischen Stellung beurtheilt werden konnten, als Rothliegend zu bezeichnen.

Herr K. Paul berichtete über die Thätigkeit der zweiten Section, welche ihre diesjährigen Aufnahmearbeiten bereits gänzlich vollendet hat. Von den gewonnenen Resultaten verdient hervorgehoben zu werden, daß es gelungen war, die Wiener Sandsteingebilde der Beskidenkette, in so weit sie in das Gebiet der genannten Section fielen, in Aptien, Ceromanien und eocen zu gliedern, wodurch die Bezeichnung „Wiener oder Karpathensandstein" für diese Gegend entbehrlich wird.

In einer Notiz über den Oetzthaler Stock in Tirol, welche Herr Prof. Adolf Pichler für das Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt eingesendet hatte, giebt derselbe Nachricht über seine neuesten Untersuchungen daselbst, als deren wichtigstes Ergebniß die Nachweisung der weiten Verbreitung von theilweise metamorphosirten Triasgesteinen mitten im Gebiete der Tiroler Centralalpen erscheint. Sie finden sich in zahlreichen isolirten Inseln den krystallinischen Schiefergesteinen aufgelagert.

Aus einem Berichte über die geologischen Untersuchungen, die Herr Dionys Stur im Interesse des geognostisch-montanistischen Vereines für Steiermark durchführte, ergiebt sich unter Anderem, daß im Bachergebirge nur die sognannten altkrystallinischen Gesteine vorkommen, während Centralgneiß daselbst fehlt, daß die Weitensteiner Eisensteinformation der alpinen Steinkohlenformation angehört, daß die bedeutenden Kalksteinmassen im Gebiete der Sann nicht Gailthaler, sondern Triaskalke sind, daß die Schichten von Satzka mit ihren Kohlenablagerungen eine untere neogene Süßwasserstufe darstellen, endlich daß beinahe alle Eruptivgesteine Untersteiermarks, die als Hornsteinporphyre, als Diorite, als quarzlose Feldsteinporphyre, endlich als Dolerite bezeichnet wurden, tertiären Alters sind.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer theilt den Inhalt der Berichte mit, welche von den Herren Geologen der ersten, mit den Localuntersuchungen in den nordöstlichen Alpen beschäftigten Aufnahmssection eingegangen waren. Der Chefgeologe Herr k. k. Bergrath M. V. Lipold hatte den Oetscher Gebirgsstock und dessen Umgebungen, Herr Dr. Alfred Stelzner, der als Volontair an den Arbeiten Antheil nimmt, die Umgebungen von Scheibbs und St. Anton, Herr k. k. Bergingenieur L. Hertle das Traisenthal von Lehenrott bis Traisen, Herr G. Freiherr v. Sternbach das Ennsthal in der Umgegend von Weyer, Klein-Reifling und Altenmarkt, Herr k. k. Bergingenieur J. Rachoy endlich den Pechgraben, Neustiftgraben und die Umgebungen von Waidhofen untersucht. Ueberall wurden so genau wie möglich die Verbreitungsbezirke der einzelnen Glieder der Trias-, rhäthischen, Lias-, Jura- und Kreideformation, die in diesem Gebiete auftreten, abgegrenzt.

Bezüglich der Aufnahmen der dritten Section in Ungarn berichtet Herr v. Hauer, daß er selbst als Chefgeologe, begleitet vom Herrn k. k. Bergingenieur B. v. Winkler die Umgegenden von Kis-Tapolcsan, Fenyö-Kosztolan und Hochwiesen untersuchte. Ueberdies hatte sich auf längere Zeit Herr Bergbaudirector Choczenski angeschlossen, für dessen thätige Mitwirkung bei den Arbeiten wir uns zum größten Danke verpflichtet fühlen. Die verbreitetsten Gesteine in der untersuchten Gegend, die gegen Osten durch die mächtigen Trachytmassen der Schemnitzer Gegend begrenzt wird, sind Granit, krystallinische Schiefer, Quarzite und Kalksteine.

Herr Dr. G. Stache und Herr J. Čzermak hatten die Aufnahmen vorzugsweise in der Umgegend von Priwitz, Bajmocz, Ciemany-Vricko und Prona-Čachy durchgeführt und woselbst namentlich Granit, Gneiß, Quarzite, schwarze Kalksteine, bunte mergelige Schiefer, liassische Gesteine, Neocommergel, Eocen- und Neogenschichten, dann von Eruptivgesteinen Melaphyre und Trachyte angetroffen wurden.

Die Untersuchungen des Herrn F. Freiherrn v. Andrian bezogen sich auf die Umgebungen von Bad Stuben und auf das Turoczer Becken, welch' letzteres mit terrassenförmig abgelagerten Congerienschichten ausgefüllt ist, während in der Umgebung von Stuben, östlich begrenzt von Trachyt, auch wieder analog, wie in den früher erwähnten Gebieten Quarzite, dann Lias-, Jura- und Neocomgebilde auftreten.

Noch legte Herr v. Hauer Stücke von in compacte Form gebrachtem Viehsalze vor, welche Herr Friedr. Mialovich, k. k. Salinenverwalter in Kaczyka in Galizien, veranlaßt durch einen Artikel in der „Oesterreichischen berg- und hüttenmännischen Zeitung", eingesendet hatte, und theilte aus dem Begleitschreiben des Herrn Einsenders mit, daß dieselben versuchsweise schon vor einigen Jahren durch Benetzung des vermahlenen Steinsalzes mit Sohle, dann Formung wie beim Sudsalze und Dörrung erzeugt wurden. Da aber dieses Salz bei den Abnehmern keinen besonderen Anklang fand, so wurde die Erzeugung wieder eingestellt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung

Ein verborgenes Juwel von Goethe.

Ein verborgenes Juwel? so fragen neugierig und im voraus die Bezeichnung billigend, alle jene, welche Goethe mit der Empfindung blinder Gläubigkeit anhängen, und aus jedem Vers, den er gedichtet, aus jedem Worte, das er gesprochen, seliges Genügen schöpfen. — Ein Juwel? murmeln achselzuckend die sogenannten unparteiischen Verehrer Goethe's, die das kleinste Stäubchen auf seinen edelsten Bildern kennen oder doch zu kennen sich vermessen, und die in ihrer vorsichtigen Bewunderung seiner großen Eigenschaften einen geläuterten Geist zu bekunden wähnen. Für die ersteren giebt es von vornherein in den geheimen Fächern des Goethe'schen Schreins nur eitel Kostbarkeiten, für die letzteren nichts als verlegene Waare. An den Bücklingen dieser Ueberschwänglichen und an dem Kopfschütteln dieser Nüchternen vorbei tragen wir das Kästchen mit dem verborgenen Juwel Goethe's und freuen uns im Stillen darauf, daß beide Theile diesmal eine Enttäuschung erfahren werden.

Das Juwel, das wir meinen, ist ein Gedicht von Goethe aus dem Jahre 1810 und heißt: „Das Tagebuch". Der Dichter hatte es ängstlich den Augen der Welt entrückt und es nur einigen seiner vertrautesten Freunde mitgetheilt. Denn es behandelt einen erotischen Stoff und Goethe fürchtete durch das Veröffentlichen des Gedichtes bei den tugendhaften Deutschen Aergerniß zu erregen und sein „Tagebuch" den Erzeugnissen der Wieland und Thümmel angereiht, wenn nicht gar der schmutzigen Litteratur einverleibt zu sehen, als deren Zaunkönig der Marquis de Sade einherschreitet. Es wurde daher, wie Riemer in seinen „Mittheilungen über Goethe" berichtet, „secretirt", eben so die Stücke II. und III. der „Römischen Elegien" [1]. An der nämlichen Stelle, bemerkt Riemer, daß die Elegieen des Properz, die Goethe in Knebels Uebersetzung wieder gelesen, eine Erschütterung in seiner Natur hervorgebracht hätten, „wie es Werke dieser Art zu thun pflegen, eine Lust, etwas Aehnliches hervorzubringen, die er aber vermeiden mußte, weil er damals ganz andere Dinge vorhatte. Eine sogenannte erotische, wahrscheinlich angeregt durch

[1] „Goethe hatte sie nicht vollständig mitgetheilt, sondern Nr. II und III. ausgelassen, als verfänglichen Inhalts, aber nothwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Style behandelt werden könnten, wie auch Schiller fand, ihre Unterdrückung nur bedauernd." (Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedr. Wilhelm Riemer. 2. Bd S. 622.)

die „Novelle galanti" das Abbate Casti, die er bereits in Rom von ihm selber hatte verlesen hören und nun gedruckt wiederzusehen bekam, aber von der Casti'schen Art himmelweit verschieden, vielmehr rein moralischer Tendenz, dictirte er mir in Karlsbad 1810" . . . „Sie ist „Das Tagebuch" betitelt, in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer schildernd, wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte paralysirt wird. Den besten Commentar, zugleich mit dem Thema selbst, würden Montaigne's Gedanken und Meinungen, übersetzt von Bode, Bd. 1, Cap. 20 „Ueber die Einbildungskraft, besonders S. 167 zu geben vermögen, wenigstens hat es mir immer so bedäuchten wollen" [1]. Auch Eckermann hatte die Gedichte gelesen [2] und darüber Nachstehendes erzählt:

„Goethe zeigte mir heute zwei höchst merkwürdige Gedichte, beide in hohem Grade sittlich in ihrer Tendenz, in einzelnen Motiven jedoch so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt, weßhalb er sie denn auch geheim hielt und an eine öffentliche Mittheilung nicht dachte.

Könnten Geist und höhere Bildung, sagte er, ein Gemeingut werden, so hätte der Dichter ein gutes Spiel; er könnte immer durchaus wahr sein und brauchte sich nicht zu scheuen, das Beste zu sagen. So aber muß er sich immer in einem gewissen Niveau halten: er hat zu bedenken, daß seine Werke in die Hände einer gemischten Welt kommen, und er hat daher Ursache sich in Acht zu nehmen, daß er der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit kein Aergerniß gebe Und dann ist die Zeit ein wunderlich Ding. Sie ist ein Tyrann, der seine Launen hat, und der zu dem, was einer sagt und thut, in jedem Jahrhundert ein ander Gesicht macht. Was den alten Griechen zu sagen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen, und was Shakspeare's kräftigen Mitmenschen durchaus anmuthete, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen, so daß in der neuesten Zeit ein Family-Shakspeare ein gefühltes Bedürfniß wird.

Auch liegt sehr vieles in der Form, fügte ich hinzu. Das eine jener beiden Gedichte, in dem Ton und Versmaß der Alten, hat weit weniger Zurückstoßendes [3]. Einzelne Motive sind allerdings an sich widerwärtig, allein die Behandlung wirft über das Ganze so viel Großheit und Würde, daß es uns wird, als hörten wir einen kräftigen Alten und als wären wir in die Zeit griechischer Heroen zurückversetzt. Das andere Gedicht dagegen, in dem Ton und der Versart von Meister Ariost, ist weit verfänglicher. Es behandelt ein Abenteuer von heute, in der Sprache von heute, und indem es dadurch ohne alle Umhüllung in unsere Gegenwart hereintritt, erscheinen die einzelnen Kühnheiten bei weitem verwegener."

[1] Riemer dürfte Recht haben, sogar der Hinweis des Goethe'schen Gedichtes auf das „Nestelknüpfen" scheint durch Montaigne angeregt.

[2] Gespräche mit Goethe. I. Theil. S. 115 ff.

[3] Es ist hier von dem einen oder den beiden Stücken der „Römischen Elegien" die Rede, die Riemer erwähnt. Die Brüder Grimm scheinen davon Kenntniß gehabt zu haben, wenigstens läßt ein Citat in ihrem Wörterbuche darauf schließen.

„Sie haben Recht“, sagte Goethe, „es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons „Don Juan“ übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen.“

Das „Tagebuch“, dessen Geheimnisse wir unseren Lesern verrathen wollen, ist das von Eckermann als „weit verfänglicher“ bezeichnete Gedicht. Aber ehe wir uns an die heikle Aufgabe machen, sollten wir angeben, wie so der von Goethe weggesperrte Schatz den Weg ins Freie gefunden hat. Darüber jedoch bewahrt die sonst so geschwätzige Goethe-Litteratur unverbrüchliches Schweigen. Wir können nur erzählen, daß das Gedicht von dem glücklichen Besitzer desselben, der, wie es heißt, in Leipzig lebt, als Manuscript gedruckt und in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren ein paar Auserwählten geschenkt worden ist. Unter diesen war mancher, der ab und zu einem Freunde des Weines und der Gesänge einen leckern Nachtisch bereiten wollte, wozu das Goethe'sche „Tagebuch“ sich vortrefflich eignete. Nun ist der Mensch nicht nur schwach, sondern der schwache Mensch hat auch schwache Stunden: in einer solchen wurde zuerst die Nachricht, daß das „Tagebuch“ vorhanden, weiter als es räthlich sein mochte verbreitet, in einer solchen wurde das „Tagebuch“ auch fortgeliehen, bis man endlich in Bäumen und Büschen zwitschern hörte: Goethe hat ein erotisches Gedicht geschrieben und dieses erotische Gedicht ist eben so locker als schön! Wir selbst, die wir schon vor geraumer Zeit uns an den weisen Lehren dieses „Tagebuches“ erbaut hatten, fühlten uns trotzdem nicht versucht, etwas darüber laut werden zu lassen. Nicht etwa deßhalb, weil wir vor den keuschen Ohren, nein, weil wir vor den länglichen einen besonderen Respect haben. Der Schmähungen eingedenk, welche seit den Tagen Menzels bis zum gegenwärtigen Augenblick sich abmühen, Goethe zu verunglimpfen, besorgten wir, es könnte wohl geschehen, daß man aus dem „Tagebuch“, wenn es allgemein bekannt würde, den Beweis ableitete, Goethe sei denn doch nur ein deutscher Crebillon, ein verkappter Grecourt gewesen. Aber die sonderbaren Ansichten, die von Einzelnen, welche „Das Tagebuch“ gelesen hatten, laut wurden, dünkten uns so verkehrt, als wir das Gedicht zum zweiten und dritten Male vornahmen, und bildeten unserer Ueberzeugung nach einen so schroffen Gegensatz zu der demselben innewohnenden Schönheit, daß wir nun nicht länger zögern, dem gebildeten Publicum das Geheimniß, wenn auch mit geziemender Vorsicht, anzuvertrauen. Und das gebildete Publicum soll dann entscheiden, ob wir ihm etwas Geringeres als ein Juwel Goethe's dargereicht haben. Wo wir Goethe sprechen lassen dürfen, dort werden wir bescheiden auf's Reden verzichten, wo aber Goethe unbescheiden zu schildern anfängt, dort werden wir uns der Erzählung bemächtigen.

Fein manierlich, wenn auch etwas verschmitzt, beginnt der Dichter:

Wir hören's oft und glauben's wohl am Ende,
Das Menschenherz sei ewig unergründlich,
Und wie man auch sich hin und wieder wende,
So sei der Christe, wie der Heide sündlich.

Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände
Und nehmen's mit der Lehre nicht empfindlich.
Denn zeigt sich auch ein Dämon, uns versuchend,
So waltet Was, gerettet ist die Tugend.

Von meiner Trauten lange Zeit entfernet
Wie's öfter geht, nach irdischem Gewinne,
Und was ich auch gewonnen und gelernet,
So hatt' ich doch nur immer sie im Sinne;
Und wie zu Nacht der Himmel erst sich sternet,
Erinn'rung uns umleuchtet ferner Minne:
So ward im Federzug des Tags Ereigniß
Mit süßen Worten ihr ein freundlich Gleichniß.

Ich eilte nun zurück. Zerbrochen sollte
Mein Wagen mich noch eine Nacht verspäten.
Schon dacht' ich mich, wie ich zu Hause rollte,
Allein da war Geduld und Werk vonnöthen.
Und wie ich auch mit Schmied und Wagner tollte,
Sie hämmerten, verschmähten viel zu reden.
Ein jedes Handwerk hat nun seine Schnurren.
Was blieb mir nun? zu weilen und zu murren.

So stand ich nun. Der Stern des nächsten Schildes
Berief mich hin, die Wohnung schien erträglich.
Ein Mädchen kam, des seltensten Gebildes,
Das Licht erleuchtend. Mir ward gleich behäglich.
Hausflur und Treppe sah ich als ein Mildes,
Die Zimmerchen erfreuten mich unsäglich.
Den sündigen Menschen, der im Freien schwebet, —
Die Schönheit spinnt, sie ist's, die ihn umwebet.

Nun setzt' ich mich zu meiner Tasch' und Briefen
Und meines Tagebuchs Genauigkeiten,
Um so wie sonst, wenn alle Menschen schliefen,
Mir und der Trauten Freude zu bereiten.
Doch weiß ich nicht, die Tintenworte liefen
Nicht so wie sonst in alle Kleinigkeiten:
Das Mädchen kam, des Abendessens Bürde
Vertheilte sie gewandt mit Gruß und Würde.

Sie geht und kommt; ich spreche, sie erwiedert;
Mit jedem Wort erscheint sie mir geschmückter,
Und wie sie leicht mir nun das Huhn zergliedert,
Bewegend Hand und Arm, geschickt, geschickter, —
Was auch das tolle Zeug in mir befiedert —
Genug, ich bin verworrner, bin verrückter,
Den Stuhl umwerfend, spring' ich auf und fasse
Das schöne Kind; sie lispelt: Lasse, lasse!

Die Muhme drunten lauscht, ein alter Drache,
Sie zählt bedächtig des Geschäfts Minute;
Sie denkt sich unten, was ich oben mache,
Bei jedem Zögern schwenkt sie frisch die Ruthe.
Doch schließe Deine Thüre nicht und wache,
So kommt die Mitternacht uns wohl zugute.
Rasch meinem Arm entwindet sie die Glieder,
Und eilet fort und kommt nur dienend wieder.

Doch blickend auch! So daß aus jedem Blicke
Sich himmlisches Versprechen mir entfaltet.
Den stillen Seufzer drängt sie nicht zurücke,
Der ihren Busen herrlicher gestaltet.
Ich sehe, daß am Ohr, um Hals und G'nicke
Der flücht'gen Röthe Liebesblüthe waltet,
Und da sie nichts zu leisten weiter findet,
Geht sie und zögert, sieht sich um, verschwindet.

Der Mitternacht gehören Haus und Straßen,
Mir ist ein weites Lager aufgebreitet,
Wovon den kleinsten Theil mir anzumaßen,
Die Liebe räth, die alles wohlbereitet.
Ich zaud're noch, die Kerzen auszublasen,
Nun hör' ich sie, wie leise sie auch gleitet,
Mit gierigem Blick die Hochgestalt umschweif' ich,
Sie senkt sich her, die Wohlgestalt ergreif' ich.

Sie macht sich los: Vergönne, daß ich rede,
Damit ich Dir nicht völlig fremd gehöre.
Der Schein ist wider mich; sonst war ich blöde,
Stets gegen Männer setzt' ich mich zur Wehre.
Mich nennt die Stadt, mich nennt die Gegend spröde;
Nun aber weiß ich, wie das Herz sich kehre:
Du bist mein Sieger, laß Dich's nicht verdrießen,
Ich sah, ich liebte, schwur Dich zu genießen.

— — — Hier ist es, wo wir dem Dichter ins Wort fallen müssen, um ihn bis kurz vor dem Schluß am Plaudern zu verhindern.

Eine wie durch ein Verhängniß ihm auferlegte Mäßigung hat plötzlich das anmuthige Einvernehmen zwischen den Beiden gestört. Doch während sie zufrieden in Schlummer sinkt, von einer Tugend bewacht, die er beklagt, verträumt er die Stunden in launig bitteren Betrachtungen, die nach und nach, beinahe ihm selbst unmerklich, in Erinnerungen an sein einstiges Liebesglück in der Heimat — übergehen Die Entzückungen des Bräutigams, die Wonnen der Flitterwochen und der Uebermuth, der schalkhaft mitgeholfen, das Band seiner Ehe zu knüpfen, dies alles schwankt lieblich durch seinen Sinn und wirkt auf den Träumer mit dem Zauber umstrickender Gegenwart. Und jenes Frauenbild, „das ihm auf ewig theuer, mit dem er sich in Jugendlust vermählet“, weckt jetzt die Sehnsucht nach dem schla-

fenden Mädchen wieder auf. Er aber, „vorsichtig, leise, leise" entschlüpft aus ihrer Nähe:

Sitzt, schreibt: „Ich nahte mich der heimischen Pforte,
Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
Da hab' ich nun am sonderbarsten Orte
Mein treues Herz aufs Neue Dir verbunden.
Zum Schlusse findest Du geheime Worte:
Die Krankheit erst bewähret den Gesunden.
Dies Büchlein soll Dir manches Gute zeigen,
Das Beste nur muß ich zuletzt verschweigen."

Da kräht der Hahn. Das Mädchen schnell entwindet
Der Decke sich und wirft sich rasch ins Mieder.
Und da sie sich so seltsam wiederfindet,
So stutzt sie, blickt und schlägt die Augen nieder;
Und da sie ihm zum letztenmal verschwindet,
Im Auge bleiben ihm die schönen Glieder:
Das Posthorn tönt, er wirft sich in den Wagen,
Und läßt getrost sich zu der Liebsten tragen.

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen,
So will auch ich in so beliebtem Gleise
Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
Wir stolpern wohl auf unserer Lebensreise,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel auf's irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Und wir setzen hinzu: Nicht weniger vermag die künstlerische Schönheit. Sie ist es, welche Goethe's Hand geführt, als er den „verfänglichen" Gegenstand zu malen unternahm, die künstlerische Schönheit ist es, die das „Tagebuch" von all' den Werken abscheidet, denen es, der Fabel nach, sich anzuschließen scheint; sogar mit den „Contes" von Lafontaine hat es nicht die mindeste Gemeinschaft. Goethe stellte das Schlüpfrige, als es ihn einmal reizte, nackt dar, indeß Andere das Nackte schlüpfrig umkleidet haben. Es ist Homer, der den Ulyß von der Scylla sagen läßt daß unverletzt die Flügel kein Vogel vorbeistreife, auch die schnelle Taube nicht, die dem Zeus Ambrosia bringe, er müsse sich jedesmal anderer bedienen. Dies Wort, es paßt nicht übel auf einen Poeten, wie Heine, an dem unverletzt nicht einmal der lauterste Gedanke vorüberstreifen konnte. Von Goethe jedoch gilt unbedingt das Wort, daß er nichts zu berühren im Stande war, auch das Gemeinste nicht, ohne es zu vergolden. — Oder sind schon so lüsterne Schenkmädchen, wie jenes ist, das aus Goethe's „Tagebuch" mit großen, stillen Augen schaut, edler gezeichnet worden?! Jedenfalls wird die Namenlose, zwischen Philine und Klärchen sitzend, noch lange und noch viel von dem reisenden Dichter erzählen.

Wien, im September 1864. Emil Kuh.

Die Lehre von den Steuern.

Esquirou de Parieu: Traité des impôts considérés sous le rapport historique économique et politique en France et à l'étranger.

(4 Bände. gr. 8. Paris 1862 bis 1864. Guillaumin u. Comp.)

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Bei den jetzigen Volkssitten gehen in Beziehung auf die Wichtigkeit für den Ertrag der Verzehrungssteuern die Getränke noch immer dem Zucker wie jedem anderen Gegenstande voraus. In Oesterreich z. B. ist der Ertrag der Zuckersteuer 6·5, der Biersteuer 16·5, der Branntweinsteuer 17·5 Mill. Gulden, die Weinsteuer (6 Mill. Gulden) kann nicht in Vergleich gezogen werden, weil nur der kleinste Theil des verbrauchten Weines und dieser auf unvollkommene Weise der Besteuerung unterzogen ist.

Der Wein ist überhaupt nur in Frankreich ein Finanzgegenstand ersten Ranges — er trägt bei 75 Mill. Fr. — weil dort eine sehr alte, urkundlich sogar bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Gewohnheit die Bevölkerung an die Besteuerung des Weines in dem weitesten Umfange gewöhnt hat, während man sonst überall die Besteuerung des Weines nicht über den Kreis des Kleinverschleißes und der Einfuhr in einige wenige große Städte hinaus auszudehnen wagte; ein in den Jahren 1859 und 1860 diesfalls in Oesterreich gemachter Versuch ist bekanntlich an dem Widerstande der Bevölkerung gescheitert. Empfunden wird die Steuer auch in Frankreich sehr hart, und bei jeder politischen Bewegung beeilen sich die Volksführer sie ganz oder theilweise den Weinbauern zum Opfer darzubringen, so in der ersten Revolution, so die Bourbons, als der Graf v. Artois 1814 den französischen Boden betrat, so Napoleon während der hundert Tage, so Louis Philipp im Jahre 1830, so die zweite Revolution im März 1848 und April 1849; allein eben so charakteristisch ist, daß jede Regierung, sobald sie sich gefestigt glaubte, eilends wieder zu den alten Formen und Steuersätzen zurückkehrte. Gegenwärtig bestehen in Frankreich eigentlich drei Weinsteuern, auf den Verkehr im Großen, auf den Verkehr im Kleinen und bei der Einfuhr in Orte von wenigstens 4000 Einwohnern; die zweite dieser Steuern beträgt in ganz Frankreich 15 pCt. vom Preise der ausgeschenkten Weine, die erste und dritte sind nach den Departements mit Rücksicht auf den Werth der dort gewöhnlich getrunkenen Weine und die dritte überdies nach der Bevölkerung der Orte, wo sie eingeführt ist, abgestuft. In Paris sind alle drei Steuern in eine, bei der Einfuhr zu entrichtende zusammengefaßt.

Die Steuer von Bier liefert in Baiern und unter den Großstaaten in England (bei 64 Mill. Gulden) und Oesterreich den verhältnißmäßig größten Beitrag zu den öffentlichen Einnahmen. Die Steuer wird fast überall bei den Erzeugern

erhoben, in England und Baiern dient das Malz (in ersterem Lande aber auch der Hopfen), in anderen Staaten die Würze und in noch anderen das fertige (gegerene) Bier als Grundlage der Besteuerung. Das erste setzt den Bestand besonderer (von den Brauereien getrennter) Malzmühlen und eine sehr strenge Buchführung der Bräuer, das dritte eine bis zur Beendigung des Brauverfahrens und selbst bis in die Gährkeller fortgesetzte Controle voraus, das zweite ist also am allgemeinsten verwendbar und für den Staat und Gewerbsmann am wenigsten lästig. Wenn endlich bei der Besteuerung nicht bloß auf die Menge, sondern auch auf den Zuckergehalt der Würze Rücksicht genommen wird — wie es in Oesterreich geschieht — so entspricht diese Besteuerungsmethode auch jenen Forderungen der Gerechtigkeit, welche man durch die Malzbesteuerung erreichen will.

Weit mehr gehen die Besteuerungsmethoden bei der Belegung des **Branntweins** auseinander, wo der Umstand, daß er häufig im Kleinen als Nebenproduct der Landwirthschaft erzeugt wird, eigenthümliche Schwierigkeiten bereitet. Da, wo man auf den Ertrag der Steuer kein großes Gewicht legt, besteuert man die Branntweinkessel oder Blasen nach ihrem Rauminhalt und der Zeit ihrer Verwendung, oder man begnügt sich, wie beim Wein, mit der Besteuerung des Kleinverschleißes und der Einfuhr in größere Orte. Wo man genöthigt ist, jenen Ertrag als einen wichtigen Factor des Einnahmsbudgets zu betrachten, besteuert man die eingemaischten Stoffe oder das fertige Product. Ersteres hat den Vorzug, daß es die Controle auf die Maischbottiche und den Brennkessel beschränkt, und daß es die Bemühungen der Industrie begünstigt, aus derselben Menge Maische die größtmögliche Menge Weingeistes zu gewinnen, letzteres hat den Ruhm der Gerechtigkeit für sich. In Oesterreich hat man mittelst des Gesetzes vom 17. Juli 1862 versucht, die Besteuerung des fertigen Productes mittelst eines sich selbst controlirenden Meßapparates zu erleichtern, der genau Menge und Alkoholgehalt des Erzeugnisses angiebt. Auf diesem Wege wurden auch die mit der Maischbesteuerung untrennbar verbundenen Hemmungen des Betriebes beseitigt, nämlich die Nothwendigkeit, stets vorhinein anzugeben, an welchen Tagen und Stunden und wie lange der Gewerbetreibende maischen und brennen wolle.

Noch hat die Ausführung jenes Gesetzes mit Schwierigkeiten zu kämpfen, der Unterschleif ersinnt Mittel, jenen Apparat zum Stillstande zu bringen und hinter der Wirklichkeit zurückbleibende Anzeigen des Alkoholometers zu erlangen, und die Finanzbehörden müssen bemüht sein, diese Mittel unmöglich zu machen oder die Spuren, daß sie angewendet wurden, aufzufinden. In Rußland wurde die Besteuerung des Branntweins bis in die letzte Zeit sogar in der Form des Monopols vollzogen. Aller Branntwein wurde von den Erzeugern um festgesetzte Preise den vom Staate aufgestellten Pächtern verkauft und von diesen um ebenfalls festgesetzte Monopolspreise weiter verschlissen.

Wein, Bier, Branntwein und überhaupt die Getränke sind übrigens darum geeignete Gegenstände für eine Verzehrungssteuer, weil sie allgemeinen Verbrauches und doch nicht unentbehrlich sind. Man führt zu ihren Gunsten auch an — und

Parieu wiederholt es — daß es sogar im volkswirthschaftlichen Interesse liege, durch eine gewisse Höhe der Steuer einer übermäßigen, leicht zur Trunkenheit verlockenden Wohlfeilheit des edlen Nasses entgegenzuwirken, es ist aber zweifelhaft' ob dieses Argument zu Gunsten der Finanzmänner und zur Entschuldigung der Steuer oder zur Verlockung der ersteren auf die gefährliche Bahn der Steuererhöhung ersonnen ist.

Eine andere Reihe von Verzehrungssteuerobjecten bilden die Narcotica, in erster Reihe der Tabak und das Opium. Der Tabak ist fast seit seinem Bekanntwerden in Europa Gegenstand einer Besteuerung gewesen, und es kann sein, daß den ersten Anlaß hiezu die Sanitäts- und Sittenpolizei gegeben hat; wir haben gerade gesehen, daß diese selbst den althergebrachten Getränkesteuern nahegerückt worden ist. Die Form der Besteuerung ist das Monopol, der Zoll, verbunden mit dem Verbote der Erzeugung im Lande, die Besteuerung des inländischen Anbaues und der Fabrication. Die erste und dritte Form können mit einem Einfuhrzoll oder mit einem Einfuhrverbot verbunden sein. Eine große Zahl der europäischen Staaten, unter anderen Frankreich, Oesterreich, Italien, Spanien, hat sich für das Monopol entschieden, England hat die zweite, der deutsche Zollverein die dritte Art der Besteuerung gewählt Letztere ist aber nur dort ausführbar, wo man im vorhinein auf eine beträchtliche Einnahme aus dem Tabakgefäll verzichtet. Soll die Steuer 50 bis 150 pCt. des Erzeugungspreises betragen, so ist jene Besteuerungsweise durchaus unnütz, denn so hohe Steuern zahlt kein Erzeuger und der Schmuggel wird bis zu einem unerträglichen Maße gesteigert, gegen den kein Mittel mehr hilft. Das Monopol hat es in seiner Macht, dem Unterschleif im Innern enge Grenzen zu ziehen und durch Ermäßigung der Preise oder Verbesserung der Qualität an den gefährdeten Punkten auch dem Schmuggel von außen entgegenzuwirken.

Für die Besteuerung des Tabaks und Opiums spricht außer denselben Gründen wie bei den Getränken auch, daß die auf einmal verbrauchte Menge eine höchst geringe ist, folglich die von Steuerpflichtigen zu entrichtende Gebühr hoch bemessen sein kann, ohne als drückend empfunden zu werden.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung der Zeit ist die allerorts rasche Zunahme des Tabakverbrauches. Das Monopol in Frankreich, am 29. December 1810 eingeführt, zeigte in den ersten vier Jahren durchschnittlich einen Reinertrag von 23·3 Mill. Fr., nur 36·9 pCt. der Roheinnahme, denn große Summen kosteten die Fabriksanlagen und die Ansammlung der Materialvorräthe. Unter der Restauration wuchs wohl der Reinertrag, weil die Nothwendigkeit so großer Auslagen wegfiel, aber wenn man den Ertrag der einzelnen Jahre unter einander verglich, so zeigte sich die Zunahme als eine langsame, nur auf der Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes beruhende, das Mittel des Reinertrages war 44·2 Mill. Fr, etwa 65·4 pCt. der Roheinnahme. Erst unter Louis Philipp, und zwar ungefähr von 1836 an, ist ein bedeutender, offenbar der Veränderung der Sitte entsprechender Sprung und ein rasches und gewaltiges Steigen des Verbrauches zu gewahren. Während 1831 bis 1835 der Reinertrag nur 44·6 Mill.

Fr., 65·6 pCt. der Roheinnahme betrug, stieg er 1836 bis 1847 auf 72·5 Mill. Fr. 72·9 pCt. der Roheinnahme. Die Republik hielt ihn auf derselben Höhe, es war fast der einzige Einnahmszweig, bei welchem sich der stockende Verkehr nicht fühlbar machte. Unter dem Kaiserreich erscheint die Sitte schon gänzlich verändert. Obgleich das Verhältniß des Reinertrages zum Rohertrag sich nicht ändert, steigt jener von 1851 bis 1859 auf 114·5 Mill. Im Jahre 1860 trat eine Preiserhöhung ein, und diese bewirkte, was nicht immer die nothwendige Folge einer solchen Maßregel ist, ein Steigen des Ertrages auf 143·8 Mill. Trotz der Zunahme der Reinerträge hat sich fortwährend auch das Anlagecapital der Tabakregie vermehrt, von 34 Mill. im Jahre 1814 auf 126 Mill. im Jahre 1860. Der Materialabsatz wurde 1861 auf 28·7 Mill. Kilogramm berechnet. In Oesterreich sind die Tabakpreise, den Wohlstandsverhältnissen ganz entsprechend, bei weitem niedriger als in Frankreich, folglich auch das Verhältniß des Reinertrages zum Rohertrage ein kleineres, es hat auch dort keine so durchgreifende Veränderung der Sitte stattgefunden als in Frankreich, und das plötzliche Steigen des Ertrages im Anfange der fünfziger Jahre ist der Ausdehnung des Monopols auf die bis dahin befreiten ungarischen Länder zuzuschreiben. Allein die stete Zunahme des Verbrauches, namentlich der gegenüber dem gewöhnlichen Rauchtabak hoch im Werthe stehenden Cigarren tritt auch hier hervor. Es betrug, wenn man das Jahr 1850, als das letzte vor der Ausdehnung des Tabakmonopols auf die ungarischen Länder, als Ausgangspunkt der Vergleichung wählt:

	der Materialerlös in Millionen Gulden	der Reinertrag in Millionen Gulden	die abgesetzte Menge in Tausenden Centnern
1850	24·0	16·6	345
1851	29·0	14·6	452
1853	39·2	22·6	579
1856	49·5	27·9	693
1859	50·1	36·4	625
1862	54·7	41·0	653
1863	55·6	39·3	662

In Oesterreich beträgt der Reingewinn nur bei 35 pCt. des Rohertrages, und dem entsprechend der Durchschnittspreis eines Centners des vom Staate verkauften Tabaks, der in Frankreich auf beinahe 150 fl. sich erhebt, nur etwas über 66 fl. Sollte man hieraus folgern, daß die Tabakpreise in Oesterreich zu erhöhen seien? Wir würden es nicht rathen, und Erfahrungen des Jahres 1858 führten zu demselben Schlusse. Man darf bei den Verzehrungssteuern nie vergessen, daß man nicht die Materie, auf der sie ruht, sondern die Personen besteuert, welche der besteuerten Gegenstände sich bedienen, und daß diese Personen, wenn die Steuer einträglich sein soll, vorzugsweise jener Classe der Bevölkerung angehören sollen, welche etwas mehr als das Unentbehrlichste, aber gerade nicht viel mehr an Einkommen besitzen. Der Steuersatz muß daher dem Wohlstande der untersten Classen der Bevölkerung angepaßt sein, und darum erträgt Oesterreich

die hohen Tabakpreise Frankreichs nicht, und darum ist der Rath, den man jüngst an einem anderen Orte ihm gegeben, die Bier-, Branntwein- und Zuckersteuer zu erhöhen, ein durchaus unvernünftiger und verderblicher.

Nach dieser nothwendigen Excursion wenden wir uns zum nächsten Gegenstande unserer Erörterung, zum Opium, von dem wir nur zu sagen haben, daß es sich in Europa nicht zum Gegenstande der Besteuerung eignet, da es glücklicher Weise hier noch nicht Gegenstand eines bedeutenden Verbrauches geworden ist; in China, wo der Genuß sehr um sich gegriffen, ist die Regierung bekanntlich durch England mit Kriegsgewalt gezwungen worden, an die Stelle des Verbotes die Besteuerung zu setzen. England war dort im Interesse der ostindischen Compagnie vorgegangen, welche einen bedeutenden Handel mit Opium nach China trieb. Um diesen Verkehr ganz in der Hand zu behalten, hatte sie den Ankauf und den Handel mit Opium in Ost-Indien als Monopol erklärt, eine ganz eigene Anwendung dieses Begriffes; das Monopol erscheint hier nicht, wie sonst überall, als eine Form der Verzehrungssteuern, sondern als eine der Ertragssteuern, ein Theil des Gewinnes der Erzeuger und der ganze Gewinn der Händler wird von der Regierung sich angeeignet.

Wir übergehen eine lange Reihe von Waaren, welche in verschiedenen Ländern und Zeiten Gegenstände von Verzehrungssteuern im Innern waren, um nur noch Einiges von den Zöllen (nach Parieu's Auffassung den Verzehrungssteuern an den Landesgrenzen) zu erwähnen.

Die Zölle als Verzehrungssteuern sind bei niedrigen Sätzen der sicherste Maßstab für den Wohlstand eines Landes, denn unter jener Voraussetzung hängt ihr Ertrag lediglich von der Lebensluft und der Zahlungsfähigkeit der Bevölkerung ab. Wenn uns die Geschichte erzählt, daß in England die Zölle:

	Pfd. St.		Pfd. St.
1206	5.000	1763	2,000 000
1596	50.000	1815	11,360.000
1689	782.000	1859	24,120.000

betrugen, und daß die Kosten der Einhebung und Grenzüberwachung allmälig von 20 bis 40 auf $3^1/_2$ pCt. des Ertrages sich ermäßigten, so giebt sie das glänzendste Zeugniß für die Weisheit der Regierung und den Reichthum des Volkes von England. Nur mehr 20 Artikel: 1. Getreide, Mehl, Zwieback, Brot, Teigwerk, 2. Arrow-Root, Cassave, Mandioca, Sago, Tapioca, 3. Bier, 4. Branntwein, Liqueure, Essenzen, alkoholhaltige Firnisse, 5. Essig, 6. Wein, 7. Cacao, 8 Kaffee, Kaffeesurrogate, Wurzeln zur Erzeugung solcher Surrogate, 9. Thee, 10. Zucker, Zuckerwerk, in Zucker eingemachte Früchte, 11. Tabak, 12. Südfrüchte, 13. getrocknete Kirschen und Pflaumen, 14. gewisse Gewürze, Pickles u. dgl., 15. Holz, 16. Schiffe, 17. Chloroform, 18. Spielkarten, Würfel, 19. feine Steinarbeiten, 20. Gold- und Silberwaaren, sind dort jetzt vom Zolle getroffen, alle anderen gehen zollfrei ein. Das Land hat im stolzen Bewußtsein der Superiorität seines Gewerbefleißes auf alle Ausgleichungs- und Schutzzölle verzichtet.

In England stehen im Zollertrag Zucker, Thee und Tabak obenan, in Frankreich Zucker und Kaffee, im Zollvereine Kaffee, Wein, Baumwollgarne und Eisen, in Oesterreich Kaffee, in Spanien Stockfische, Zucker und Cacao. Die Lebensgewohnheiten und bei Manufacten das Verhältniß der inländischen zur fremden Industrie, so wie die Höhe der Schutzzölle geben den Ausschlag.

Eine Frage, die in neuester Zeit Gegenstand vielfacher Besprechungen geworden und weder in Parieu, noch in meinem Buche über die öffentlichen Abgaben und Schulden durchgreifend genug behandelt wurde, ist jene über die Werth- und die specifischen Zölle.

Auf den ersten Anschein sollte man glauben, sich unbedingt für Werthzölle entscheiden zu müssen: Man betrachte die Zölle als Verzehrungs- oder als Schutz- und Ausgleichungssteuern, so ist doch — wie es scheint — der Zweck und die Gerechtigkeit mehr gewahrt, wenn der Zoll stets dasselbe Percent des Werthes der Waare beträgt, die man mit einem gewissen Zollsatze treffen will, als wenn er mit dem Werthe der Waaren abnimmt, wie dies specifische, d. i. solche Zölle mit sich bringen, die nach dem Gewichte und anderen Maßstäben, durch welche man im Verkehre die Menge der Waaren bestimmt, bemessen sind. Ein Zoll von 5 pCt. des Werthes der Baumwollgarne ist für alle Garne derselbe, während ein Zoll von 4 fl 50 kr. für den Centner selbst in gewöhnlichen Zeiten — die jetzigen durch den Bürgerkrieg in Nord-America herbeigeführten überspannten Preise können nicht als Maßstab angenommen werden — bei Garnen unter Nr. 24 vielleicht 7½ pCt., von Nr. 24 bis 40 bei 5 pCt., von Nr. 40 bis 60 nur 3½ pCt., von Nr. 60 bis 120 nicht 2 pCt. und darüber hinaus 1 pCt. des Werthes und noch weniger beträgt. Allerdings kann man den letzteren Uebelstand bei den specifischen Zöllen dadurch vermindern, daß man die Waaren nach gewissen (ihren Werth bestimmenden) Merkmalen in Classen theilt, und für jede Classe einen anderen Zollsatz festhält, allein man kommt, wie behauptet wird, auf diesem Wege nicht aus dem Dilemma heraus, entweder den Werthsabstufungen nicht gerecht zu werden, oder so viele und feine Unterscheidungsmerkmale in den Zolltarif aufzunehmen, daß die Zollbehandlung äußerst schwierig und nur für sehr wenige mit dem speciellen Waarenfach besonders vertraute Beamte ausführbar wird.

Hiegegen nun Folgendes: Es ist nicht richtig, daß die Gerechtigkeit und der Zweck der Zölle bei jeder Waarengattung eine genau dem Werthe der darunter begriffenen Gegenstände entsprechende Belegung fordern. Es ist vielmehr eine alte Regel der Verzehrungssteuern, daß Waaren des gemeinsten und schwer zu beseitigenden Bedürfnisses höher belegt werden können, als Waaren verfeinerten und leicht unbefriedigt zu lassenden; feine Waaren sollen daher schon deßhalb mit einem geringeren Percent des Werthes belegt werden als gemeine. Aber auch die Rücksicht auf den Schmuggel, dessen Reiz mehr in der absoluten Höhe des Zolles, als in dessen Verhältniß zum Werthe der Waaren liegt, wirkt in gleicher Richtung. Die Möglichkeit, einen Zoll von 1000 fl. bei einem Centner Waaren zu ersparen, gestattet eine so hohe Schmuggelprämie, daß die Vorkehrungen der Regierung zur

Unterdrückung des Schleichhandels vergeblich werden, selbst wenn diese 1000 fl. (wie z. B. bei Juwelen, Goldwaaren, feinen Seidenwaaren, Spitzen) nicht 5 pCt. des Werthes der Waare betragen Aber auch insoferne der Zoll dem Schutze der inländischen Industrie dienen soll, wäre ein Werthzoll nur insoweit gerechtfertigt, als die Abstufungen des Werthes der Waare genau dem Werthe der auf die Waare verwendeten Arbeit entsprechen denn nicht das Rohmateriale, sondern die Arbeit soll geschützt werden. Zwei Armbänder auf ganz gleiche Weise gearbeitet, das eine mit großen Diamanten von reinstem Wasser und das andere mit böhmischen Granaten verziert, sind vom Standpunkte des Schutzzolles mit gleichem Zolle zu belegen, ungeachtet das eine vielleicht hundertmal so viel werth ist, als das andere. In der Praxis endlich sind die Werthzölle weit schwerer zu handhaben als die specifischen, selbst wenn behufs der Abstufung der Zollsätze eine mehr oder minder schwierige Classification zu Hülfe genommen ist. Die Unterscheidungsmerkmale, deren sich letztere bedient, aufzufinden, erfordert allerdings Scharfsinn und Uebung, allein um die Werthe der Waaren mit Sicherheit zu bestimmen, dazu gehört nicht bloß eine sehr große Vertrautheit mit dem speciellen Erzeugungs- und Handelsfache, sondern, was bei Zollbeamten noch weit schwerer zu finden ist, eine gleiche mit den jeweiligen Verhältnissen des Marktes, denn bekanntlich wechseln die Waarenpreise häufig und stark. Darum ist in Ländern, wie Oesterreich und der Zollverein, in denen der Verkehr auf eine Unzahl größerer oder kleinerer Mittelpunkte sich vertheilt, der Werthzoll noch weit weniger anwendbar wie in Staaten, wo einige Seehäfen und höchstens eine oder die andere Handelsstadt des Innern den ganzen Verkehr mit der Fremde in sich aufnehmen, in denen allein daher für Beamte der geforderten Beschaffenheit zu sorgen ist. Ungleichheiten in der Werthsbestimmung und Einverständnisse zwischen den Steuerpflichtigen und den Beamten sind schwer zu vermeiden, und das Mittel, welches man gegen allzu niedere Werthsangaben anzuwenden pflegt, das Recht der Beamten, die von den Pflichtigen zu niedrig geschätzte Waare um den Schätzungspreis unter Zuschlagung von 5 bis 10 pCt. übernehmen zu dürfen, ist fast so gefährlich, wie das Uebel, dem es steuern soll! Endlich haben die specifischen Zölle das für sich, daß sie fixe, über alle Zufälligkeiten des Marktes hinausgehobene Größen sind, auf welche der Verkehr seine Berechnung mit Zuversicht stützen kann, während die Werthzölle eben wegen ihrer Abhängigkeit von allen Wechselfällen des Verkehres denselben erschweren. Gegen Werthzölle lassen sich daher alle jene Gründe anführen, welche in England und Frankreich gegen die gleitenden Getreidezölle geltend gemacht wurden und die zu deren Aufhebung geführt haben. In England bestehen auch keine Werthzölle mehr und in Frankreich sind sie nur noch für die feinsten Waaren beibehalten, welche keinen Gegenstand des großen Verkehrs bilden und deren Behandlung daher füglich bei einigen wenigen für jedes Waarenfach mit besonderen dafür ausgebildeten Beamten versehenen Aemtern zusammengedrängt werden kann.

Dr. C. F. H.

Die Communal-Realgymnasien in Wien.

IV.

Mit dem Beschlusse vom 18. Februar 1864 hatte der Gemeinderath hinsichtlich der inneren Einrichtung seiner neuen Gymnasien nur einen Grundsatz festgestellt; die Durchführung desselben konnte erst aus der Entwerfung eines detaillirten Lehrplanes hervorgehen, welcher das zweckmäßigste Nacheinander und Nebeneinander der Unterrichtsgegenstände in engem Anschlusse an die bestehende und erprobte Organisation des Gymnasialwesens zu ermitteln hatte.

In richtiger Erkenntniß, daß die Plenarversammlung nicht geeignet sei, sich mit Schulfragen speciellster Natur zu befassen [1], übertrug der Gemeinderath die Ausarbeitung des Lehrplanes für seine Gymnasien einer Commission von 6 Mitgliedern (Dr. Weiser, Dr. Ficker, W. Frankl, Director Gatscher, Prof. Sueß, Umlauft) [2] und ermächtigte dieselbe, Capacitäten des Lehrstandes nach eigener Auswahl beizuziehen. Als solche wurden Universitätsprofessor Bonitz, die Directoren Hochegger und Walser, die Gymnasialprofessoren Gernerth und Pokorny, die Realschulprofessoren Hinterberger und Warhanek berufen. Der Referent der Commission hatte es aber auch für seine Pflicht gehalten, schon am 29. Jänner, als die Schulsection auf den Antrag wegen einer Modification der Einrichtung des Untergymnasiums in dem mehrbesprochenen Sinne eingegangen war, dem Vereine der „Mittelschule" seine Ansichten über Realgymnasien vorzulegen und eine allseitige Erörterung der Frage von dieser jedenfalls competenten Seite zu veranlassen [3]. Von den Verhandlungen des Vereins und ihren Ergebnissen wurde die Lehrplancommission gleichfalls fortwährend genau unterrichtet.

[1] Das vielleicht einzig dastehende Beispiel der unmittelbaren Entwerfung eines obligatorischen Lehrsystems durch einen parlamentarischen Körper, welches der croatisch-slavonische Landtag im Jahre 1861 gab, dürfte durch Inhalt und Erfolg des Geleisteten kaum zur Nachahmung verlocken.

[2] Da am 4. März 1864 Gemeinderath Dr. Theodor Helm auch einen Antrag bezüglich der inneren Einrichtung der neuen Gymnasien brachte, so wurde er den Verhandlungen der Commission vom Tage der Zuweisung jenes Antrages an dieselbe gleichfalls beigezogen.

[3] Dort ergriff gleichzeitig der Landtagsabgeordnete Prof. Czedik die Gelegenheit, um die beabsichtigte Combinirung eines Untergymnasium mit der Unterrealschule zu St. Pölten zur Sprache zu bringen und die Niedersetzung eines Comité zur Begutachtung des Lehrplanes für letztere Anstalt zu erbitten. Das Comité bestand, nebst den beiden Anregern der Verhandlung, aus den Directoren Hochegger und Schröer, den Professoren Klun und Vernaleken, und hörte als Fachmänner die Professoren Fleischmann, Krist, Pokorny und Schmued. Ueber die theilweise sehr lebhaften Debatten brachten der „Wanderer" und die „Reform" wiederholt (etwas einseitig gefärbte) Berichte, das Schlußreferat ist auch in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 15. Jahrgang, S. 545 bis 556, abgedruckt.

Durch solche Hülfskräfte unterstützt und von dem Umstande begünstigt, daß ihr Referent in verschiedenen Lebensstellungen Zustände und Bedürfnisse österreichischer und außerösterreichischer Gymnasien der mannigfachsten Art kennen und würdigen gelernt hatte, vollendete die Commission ihre Arbeit innerhalb 14 Tagen und mit vollster Einstimmigkeit über alle einzelnen Punkte.

Schon am 22. März nahm der Gemeinderath den neuen Lehrplan ohne weitere Discussion an und beschloß, die Motivirung desselben mittelst einer eigenen Denkschrift an das k. k. Staatsministerium gelangen zu lassen, aus deren wesentlichem Inhalte einige Punkte auch hier eine nähere Besprechung verdienen dürften.

Die neuen Communal-Gymnasien sollen in erster Linie Gymnasien sein, somit die zu vermittelnde höhere allgemeine Bildung auf der Grundlage der classischen Sprachen erzwecken. Der Unterricht in einer und der anderen dieser beiden Sprachen tritt aber mit einer ganz verschiedenen Bedeutsamkeit in Lehranstalten auf, welche ihre Schüler zugleich für die Oberrealschule vollständig vorbereiten sollen.

Die bisherige Einrichtung der österreichischen Unterrealschulen, welche die Kenntniß der alten Sprachen vollständig ausschließt und nicht einmal den theilweisen Ersatz eines obligatorischen Unterrichtes in einer modernen Cultursprache (neben der deutschen) [1] bietet, steht ohne Beispiel da, und hat nur das einmüthige Verlangen ihres gesammten Lehrstandes wachgerufen, durch Beseitigung jenes Gebrechens endlich auch die Realschulen zu Anstalten allgemeiner Bildung für höhere Berufsarten, zu denen keine eigentlichen Universitätsstudien erforderlich sind, umzuschaffen. Selbst aus dem Standpunkte der reinen, nicht mit einem Gymnasium combinirten Unterrealschule, betonen Männer, welche zu den erfahrensten Lehrern und Leitern solcher Anstalten in Oesterreich gehören, den Wunsch, den Lateinunterricht in denselben eingebürgert zu sehen, mit großem Nachdrucke [2], und haben dabei nicht bloß den formalen Nutzen für die Entwicklung des Denkvermögens überhaupt oder, deutlicher gesagt, für die Uebung desselben in den Formen der Sprache, sondern insbesondere die Unmöglichkeit vor Augen, dem Unterrichte in der deutschen Sprache den vollständigen Erfolg zu sichern, wenn ihm nicht die genaue grammatische Kenntniß einer anderen gebildeten Sprache zur Seite steht.

In beiderlei Rücksichten wohnt nun allerdings der lateinischen Sprache ein ganz eigenthümlicher Vorzug inne; die strenge Gedankendisciplin, welche in ihrer Grammatik liegt, durch die merkliche Entfernung von moderner Denk- und Sprachweise noch fühlbarer gemacht, kann mittelst keiner anderen Sprachlehre ersetzt werden. Eine mehrjährige ernste Beschäftigung mit jener Sprache behält den

[1] Oder der italienischen in Ländern mit italienischer Unterrichtssprache.

[2] Unter den eifrigsten Vertheidigern desselben nimmt der Director der Landstraßer Realschule, Dr. Weiser, obwohl selbst ein hervorragender Vertreter der Naturwissenschaften einen der ersten Plätze ein. An der Landesrealschule zu St. Pölten wurde für das Schuljahr 1864 der Lateinunterricht als freier Gegenstand eingeführt, aber schon in diesem Jahre von drei Viertheilen der Schüler besucht.

pädagogischen Werth einer durchgemachten geistigen Turnschule, wenn auch der erlangte Wortvorrath zum großen Theile wieder der Vergessenheit anheimfallen sollte.

Was aber das Zeitausmaß anbelangt, so giebt hiefür die alte Grundregel jeder gesunden Unterrichtsökonomie den Ausschlag: einem Lehrgegenstande so viele Zeit zuzugestehen, damit der Unterricht ein umsichtig vorgestecktes Lehrziel bei mittlerer Begabung von Schülern in nicht überfüllten Classen erreichen kann, oder denselben ganz fallen zu lassen. Das Lehrziel des Lateinunterrichtes für das Unter-Gymnasium und die Unterrealschule kann nun wohl kein anderes sein, als Sicherheit in der Formenlehre und Syntax einerseits, vollständige Befähigung zur Lecture eines leichten lateinischen Schriftstellers andererseits. Die gegenwärtig an den österreichischen Untergymnasien dem Lateinunterricht eingeräumte Stundenzahl von 28 scheint das Minimum, welches demselben zugemessen werden muß, wenn man nicht seinen Erfolg gefährden will; an auswärtigen Mittelschulen pflegt dieser Unterricht mit einer ungleich größeren Stundenzahl bedacht zu sein [1], und der in Oesterreich selbst gemachte Versuch, auch nur bis auf die Ziffer von 25 zurückzugehen, ist nach äußerst ungünstigen Erfolgen wieder aufgegeben worden [2]. Der oberwähnte Grundsatz aller wahren Unterrichtsökonomie scheint insbesondere mit Rücksicht auf diejenigen Schüler, welche nach absolvirtem Untergymnasium an eine Oberrealschule, zur Pharmacie oder in das praktische Leben übertreten, gegen jede weitere Einengung jenes Minimums zu sprechen, weil für sie der Werth des Lateinstudiums ganz verloren geht, wenn es nicht innerhalb des Untergymnasiums einen gewissen Abschluß erlangt.

Eine ganz andere Rolle als das Latein spielt das **Griechische** im Untergymnasium. Der Unterricht in demselben ist wesentlich vorbereitend für das Obergymnasium, wo es dem Schüler erst möglich wird, aus dem ungleich reicheren, für allseitige geistige Bildung viel ergiebigeren, dem Charakter des Jünglingsalters noch angemesseneren Schatze der griechischen Litteratur Früchte zu gewinnen, welche ihm das Lateinstudium nicht gewähren kann.

[1] Da dieser Punkt bei den Erörterungen im Schooße der „Mittelschule" besonders heftig bestritten wurde und einzelne Gegner der auch hier siegreich gebliebenen Zahl von 28 Unterrichtsstunden in vier Classen die Annahme dieser Ziffer als eine sehr bedenkliche, das Wesen der neuen Anstalten gefährdende Sache darstellten, so möge bemerkt sein, daß die Commission eine große Anzahl von Lehrplänen solcher norddeutschen Lehranstalten einsah, welche das Untergymnasium mit der Unterrealschule combiniren, und die Zahl der Stunden, welche der **künftige Oberrealschüler** (da die Combinirung des Sprachunterrichtes für Gymnasiasten und Realschüler gewöhnlich nur in den zwei untersten Classen stattfindet) in den vier untersten Classen seiner Laufbahn dem Lateinstudium widmen muß, nirgends unter 29, durchschnittlich mit 31 bemessen, fand. Um so weniger kann also unter das Ausmaß von 28 Stunden heruntergegangen werden, wenn es sich um die gründliche Vorbildung künftiger **Obergymnasiasten** handelt, um eine Vorbildung, deren Mängel im weiteren Verlaufe der Studien nicht mehr zu beheben sind.

[2] Der in den Jahren 1851 bis 1854 gemachte Versuch, mit nur 25 Stunden auszureichen wurde mit dem Allerhöchsten Handschreiben vom 9. December 1854 auf Grund sehr mißlicher Erfahrungen wieder beseitigt.

Das Griechische kann aber auch nicht etwa mit seinen Elementen in das Obergymnasium verwiesen werden, weil eine sodann in der Hauptsache erst mit der 7. Classe beginnende Lecture fast eben so dürftig ausfallen müßte, wie die bis zum Jahre 1850 mühsam gepflegte, deren Mißerfolge (ohne Verschulden der Lehrer) den Lehrgegenstand vielmehr zu discreditiren geeignet waren [1]. Wegen des wesentlich vorbereitenden Charakters dieses Unterrichtsgegenstandes muß es nur möglich sein, daß für diejenigen Schüler, welche nicht an das Obergymnasium überzutreten bestimmt sind, eine Dispens von demselben stattfinde [2].

Der bestehende Gymnasiallehrplan bietet das geeignete Mittel dazu an die Hand, indem er — analog der Einrichtung der französischen division de grammaire und division supérieure — relativ obligate Lehrgegenstände kennt, d. h. solche, zwischen denen die Eltern und Vormünder der Knaben die Wahl haben, jedoch so, daß der Gegenstand, auf welchen die Wahl fällt, für die Schüler in jeder Beziehung in den Kreis der obligaten Lehrgegenstände tritt [3]. Als ein solcher relativ obligater Lehrgegenstand soll demnach an den neuen Untergymnasien das Griechische eingeführt werden. Das Correlat desselben kann nicht füglich ein anderer Gegenstand sein, als wieder eine Sprache, damit den Schülern, welche am griechischen Unterrichte nicht Theil nehmen, wenigstens der eine Vortheil zugewendet werde, den ein zweites Sprachstudium neben dem Latein, abgesehen von dem Eindringen in die Litteratur der Sprache, darbietet. Dieser andere Unterrichtsgegenstand, welcher mit dem Griechischen in der 3. und 4. Classe parallel zu laufen hat, kann also nur eine moderne Cultursprache sein, und als solche wurde die französische gewählt.

Der Unterricht im Latein, welcher für den künftigen Oberrealschüler mit der 4. Classe, mindestens der Hauptsache nach, abgeschlossen werden muß, findet nämlich einen Strebepfeiler nur in einem gründlichen französischen Unterrichte, und jener im Griechischen kann für solche Schüler durch nichts so passend ersetzt werden, als durch den im Französischen, welcher so sehr dazu geeignet ist, die Vereinigung des Antiken und Modernen in dem Geiste zu ermöglichen; die strenge Gedankendisciplin, welche der lateinischen Grammatik innewohnt, kann, so bald man einmal dem Studium des Griechischen entsagen muß, durch keine andere Grammatik so sehr aufrecht erhalten und gefördert werden, als durch jene des Französischen. Das Französische

[1] Fast wörtlich stimmen mit dem hier Gesagten die „Ideen zur Reform der Gymnasien in Ungarn", S. 18, überein, und ihr Ausspruch ist diesfalls um so wichtiger, als man dort bereits seit drei Jahren den Versuch machte, das Griechische an das Obergymnasium zu verweisen, den Erfolg aber „dilettantisch dürftig" fand, so daß aus „unverkennbar pädagogischen Gründen" die Rückführung des Beginnes dieses Unterrichtes in die 3. Classe nothwendig befunden wurde.

[2] Schon der Organisationsentwurf für die österreichischen Gymnasien sagt: „Schüler, welche nicht in das Obergymnasium übertreten, können für die 3. und 4. Classe des Untergymnasiums durch den Landesschulrath vom Erlernen des Griechischen enthoben werden".

[3] Solche relativ obligate Gegenstände sind die Landessprachen, wenn nämlich in einem Lande außer der deutschen mehr als eine andere in Uebung steht.

hat unter allen modernen Sprachen am meisten in Formenlehre und Syntax die Anatomie des Gedankens zur Grundlage, die Deutlichkeit des Begriffes und der Rede zum Zwecke, in ihm findet sich die entschiedenste logische und formale Fortbildung des Latein. Von allen Utilitätsrücksichten abgesehen, giebt dieser Sprache überdies auch der Einfluß auf die Bildung des deutschen Stils den Vorzug, dessen Hinneigung zur Dunkelheit und Ungefälligkeit dort, wo nicht die classische Bildung zu Hülfe kommt, nur mittelst des Studiums der französischen (und keiner anderen modernen) Sprache bewältigt werden kann.

Hiebei versteht es sich von selbst, daß der Unterricht im Französischen bloß dann sein Ziel erreichen kann, wenn er sich in den Händen eines wissenschaftlich gebildeten Lehrers befindet. Dann ist es auch richtig, ihm eine entsprechend große Stundenzahl einzuräumen, welche ausreicht, die Formenlehre und die Hauptsätze der Syntax zum geistigen Eigenthume der Schüler zu machen und mit einem genügenden Wortvorrathe die Befähigung zu einer einfachen mündlichen oder schriftlichen Handhabung der Sprache, so wie zu einer leichten Lecture zu begründen [1].

Indem auf diese Weise dem Studium der linguistischen Fächer volle Rechnung getragen wird [2], liegt es im Wesen der neuen Anstalten, daß den ersteren künftighin die realistischen Fächer (das Wort im weitesten Sinne genommen) mit möglichst gleicher Stundenzahl zur Seite zu stehen haben.

In dieser Rücksicht war bei Entwerfung des Lehrplanes vor allem der Unterricht in den Naturwissenschaften in das Auge zu fassen.

Nicht bloß der Umstand, daß die neuen Untergymnasien ihren Schülern eine zum sofortigen Eintritte in die Oberrealschule befähigende Vorbildung geben sollen, redete einer Erweiterung des bisher an Gymnasien üblichen Unterrichtes in der Chemie das Wort. Schon an und für sich würde die Chemie bei der großen Bedeutung, mit welcher sie in die Lösung so vieler naturwissenschaftlicher Probleme eingreift, eine größere Aufmerksamkeit verdienen, weil sonst der naturgeschichtliche und physikalische Unterricht am Obergymnasium mit manchen tief eingreifenden Partieen, so zu sagen, in der Luft schwebt. Sehr verstärkt wird dieses Motiv aber allerdings durch die Rücksichtnahme auf den Unterricht in der speciellen technologischen Chemie, welcher schon in der 1. Classe der Oberrealschule beginnen soll und

[1] Die Gefahr, welche man allenfalls von der Bevorzugung der französischen Sprache befürchten könnte, klebt hauptsächlich dem Dilettantismus an, welcher, der mühevollen Erlernung der Sprachgesetze überdrüßig und unfähig, nur das Lesen und Sprechen des Französischen nach irgend einer „neu erfundenen Methode", sogar „ohne Beschwerung des Gedächtnisses", in ein paar Wochen oder Monaten sich anzueignen sucht. Ganz anders ist es mit dem strengen Sprachunterrichte, welcher sich gründlich mit dem Sprachmateriale beschäftigt.

[2] Daß dem Unterrichte in der deutschen Sprache je eine Stunde in den zwei untersten Classen entzogen wurde, hat in Wien gewiß kein Bedenken gegen sich, da diese Sprache die Sprache des täglichen Verkehrs für sämmtliche Schüler, die allgemeine Unterrichtssprache der beiden Gymnasien und jene Sprache ist, mit deren Wortschatz und Gesetzen die Schüler bereits in den vier Jahren der Volksschule vertraut geworden sind oder mindestens vertraut geworden sein sollen.

eine hinreichend begründete Kenntniß der allgemeinen Chemie voraussetzt, so wie es höchst wünschenswerth erscheint, daß die nicht ganz geringe Zahl von Gymnasialschülern, welche nach absolvirter 4. Classe zu dem Studium der Pharmacie oder unmittelbar in das Geschäftsleben übertritt, mehr von Chemie wisse, als gegenwärtig bei ihrer Zusammenfassung mit anderen Elementen der Physik in einem einzigen Semester erreichbar ist.

Andererseits hat man deßhalb nicht nöthig, das volle Ausmaß der Stundenzahl, welches bisher in der Unterrealschule diesem Gegenstande zugewendet wird demselben auch in den neuen Untergymnasien zuzutheilen. Abgesehen davon, daß es zweifelhaft bleibt, ob selbst die Oberrealschule und nicht erst die technische Hochschule der rechte Platz für die specielle technologische Chemie ist, und daß an keiner Mittelschule anderer, selbst industriell vorgeschrittenerer Länder ein eigener Unterricht über Chemie schon in den Unterclassen ertheilt wird, reicht auch nach dem Urtheile von Fachmännern ein viel geringeres Zeitausmaß in den Unterclassen hin, um die Aufgabe eines vorbereitenden Unterrichtes in der Chemie zu lösen. Also nicht jene Stellung, welche die Chemie gegenwärtig in der Unterrealschule mit einer weder dem Alter und der Empfänglichkeit der Schüler, noch der Gesammtheit des Lehrplanes entsprechenden Stundenzahl einnimmt, sondern jene Stellung, welche sie in den Unterclassen einer Mittelschule wirklich anzusprechen hat, soll sie auch in den neuen Untergymnasien erlangen [1].

Durch die hienach sich ergebende Erweiterung der Aufgabe des Lehrers der Physik am Untergymnasium, welcher künftighin einen vollen Semester dem Unterrichte in der anorganischen Chemie zuzuwenden haben wird, erscheint es aber als, nothwendig, diesem Lehrgegenstande, welchem gegenwärtig nur drei Semester zugewiesen sind, vier einzuräumen und die gesammte Stundenzahl für denselben auf sechs zu erhöhen. Als weitere Folge dieses Umstandes ergiebt sich, daß der Unterricht in der Naturgeschichte, welcher gegenwärtig bis in die 3. Classe reicht, auf die beiden untersten Classen zurückgedrängt wird. Dies stellt sich auch pädagogisch als sehr zweckmäßig heraus, wenn gleichzeitig die wochentliche Gesammtstundenzahl für den naturgeschichtlichen Unterricht ebenfalls auf sechs erhöht wird. Nicht bald ein Gegenstand wirkt auf dieser Unterrichtsstufe so anregend und belebend, als eben die Naturgeschichte; die Lust und Liebe an der Natur ist bei den Schülern noch so ungeschwächt und rein, daß es eben nur geeigneter Einwirkung des Lehrers bedarf, um das höchste Interesse zu wecken. Von einer Ueberbürdung der Schüler durch Erhöhung der Stundenzahl von 5 auf 6 kann keine Rede sein, da der Unterricht durchgehends anschaulich und demonstrirend ertheilt und die Vermehrung der Stundenzahl eben zur Vermehrung des Demonstrirens und Vorzeigens,

[1] Da bei einer Reorganisation der österreichischen Unterrealschulen ohne Zweifel der abgesonderte Unterricht in der Chemie entweder ganz entfällt oder auf etwa ein Drittheil des bisherigen Umfanges beschränkt wird, so hat um so minder ein Untergymnasium Anlaß, das Gleichgewicht der naturwissenschaftlichen Disciplinen durch ungerechtfertigte Bevorzugung dieses einzelnen Zweiges stören zu wollen.

also zur Steigerung der bildenden Kraft des naturhistorischen Unterrichtes, benützt werden soll.

Der gesammte naturwissenschaftliche Unterricht wird gegenwärtig am Untergymnasium mit neun wochentlichen Lehrstunden ertheilt; wenn sonach an den neuen Anstalten wochentlich zwölf Stunden diesem Unterrichte eingeräumt werden, so schafft man eine Einrichtung, welche es dem Lehrer möglich macht, den um die Erweiterung des chemischen Unterrichtes vermehrten Lehrstoff mit den Schülern geistig durchzuarbeiten und hiedurch sowohl der Ueberweisung eines zu großen Theiles desselben an das bloße Gedächtniß zu steuern, als auch der Oberflächlichkeit in Behandlung anderer Partieen zu begegnen.

Ein weiterer Gegenstand, dessen Unterricht aber zum ersten Male in den Kreis des obligatorischen an Untergymnasien eintreten soll, ist das Zeichnen, dessen Unkenntniß bisher gewöhnlich den Stein des Anstoßes für die absolvirten Schüler des Untergymnasiums bei dem Uebertritte an die Oberrealschule bildete. Selbst aber wenn man nicht von der Absicht ausginge, den absolvirten Schülern der Communal-Untergymnasien den sofortigen Uebertritt an die Oberrealschule ohne weitere private Vorbereitung zu ermöglichen, wäre die Aufnahme des Zeichnungsunterrichtes in die Reihe der obligaten Lehrfächer des Untergymnasiums höchst erwünschlich, nicht etwa als mechanische Aneignung einer des inneren Gehaltes entbehrenden Fertigkeit, sondern als allgemeines Bildungsmittel zur Anregung und Belebung geistiger Thätigkeit [1].

Als solches muß nämlich das sogenannte Freihandzeichnen unbedingt und mit besonderer Rücksicht auf die hiedurch herbeigeführte Kenntniß der Formen aller uns umgebenden Dinge, auf die Weckung und Kräftigung der Phantasie und des Schönheitssinnes u. dgl. m. anerkannt werden, abgesehen davon, daß es zugleich einen wichtigen pädagogischen Behelf für sämmtliche Gymnasiallehrgegenstände, die linguistischen Fächer nicht ausgenommen, an die Hand giebt. Durch diesen Unterricht schließt sich dem Schüler eine neue Welt auf, er lernt gleichsam eine Sprache mehr, und zwar eine Sprache, welche von den Gebildeten aller Nationen verstanden wird. Für dieses Freihandzeichnen, die sichere und bestimmte Auffassung der Form, giebt es auch nur Eine naturgemäße Unterrichtsmethode. Diese hat ihren Namen von Dupuis, verwirft alles Copiren von Vorlagen und beginnt sogleich mit dem

[1] Oesterreich ist in dieser Beziehung ohnehin hinter dem Lehrgange der meisten deutschen Gymnasien, der belgiichen Athenäen, der französischen Mittelschulen (wo es zwar nur in der division élémentaire gelehrt wird, aber auf Grund der umfassenden Vorbildung, welche hiefür die französische Volksschule gewährt) und der neueren englischen Schulen zurückgeblieben. Nur am evangelischen Gymnasium zu Bistritz in Siebenbürgen besteht ein obligater Zeichnungsunterricht, während an allen anderen Lehranstalten dieser Art der unbedingt verwerfliche unobligate Zeichnungsunterricht besteht, eigentlich ein in der Schule gegen Bezahlung eines (dem Schulgelde fast gleichkommenden) Honorars ertheilter Privatunterricht, bei welchem Lehrer und Gegenstand alle Würde verliert und die Leistung fast auf nichts herabsinkt, so daß der noch viel kostspieligere häusliche Unterricht sich dieses Gegenstandes bemächtigte.

Zeichnen nach der Natur. Sie verzichtet auf den anfänglichen Schein blendender schneller Erfolge, aber sie öffnet dem Schüler schon am ersten Tage die Augen und lehrt ihn, consequent und in überlegter Ordnung ihrem Ziele zustrebend, nach dem angeschauten Modelle, mit Berücksichtigung der Perspective, zuerst Linien und Winkel, dann geradlinige, krummlinige, zusammengesetzte Figuren, endlich Körper, Geräthe, Ornamente, Köpfe, Blumen u. s. w. selbstthätig in die Ebene zu projiciren. Dadurch werden dem Schüler nicht nur die Naturgesetze klar, welche die Verschiedenheit der geometrischen und perspectivischen Bilder hervorbringen, sondern auch die Unterschiede in den Regeln des hierauf gegründeten freien Auffassens verständlich gemacht. In dieser Weise übt das Freihandzeichnen den bildenden Einfluß, um dessen willen es den Gegenständen des obligaten Unterrichtes an den neuen Untergymnasien angereiht zu werden verdient [1].

Wenn man aber der Einbürgerung des Zeichnungsunterrichtes in das Untergymnasium das Wort redet, so will man nicht jenes Uebermaß desselben befürworten, welches gegenwärtig an der Unterrealschule besteht und vollkommen dazu angethan scheint, den Schülern das Zeichnen für alle Zukunft zu verleiden. Wenn ein wissenschaftlich und künstlerisch gebildeter Lehrer in jeder Classe des Untergymnasiums wochentlich vier Stunden Zeichnungsunterricht ertheilt, so kann er den Unterrichtsstoff in vier Jahren vollständig erschöpfen [2].

Die allfällige Besorgniß, die mindere Befähigung für dieses Fach könnte für einen sonst fleißigen und talentirten Schüler zum Hindernisse des Aufsteigens in eine höhere Classe werden, behebt sich durch Berücksichtigung des Umstandes, daß dem Unterrichte im Zeichnen nicht so wie jenem in anderen Fächern ein vollständig abgeschlossenes Ziel für jede Classe gesteckt ist, somit auch ein geringerer Grad von Fortschritten, wenn er nur nicht durch Nachlässigkeit des Schülers herbeigeführt erscheint, für genügend zum Uebertritte in eine höhere Classe erachtet werden kann.

Wenn man zu dem bisher Gesagten noch hinzunimmt, daß der mathematische Unterricht von dem Ballaste sogenannter praktischer Beigaben, welcher

[1] In dieser Weise gebührt dem Freihandzeichnen auch gewissermaßen ein vermittelnder, jedoch selbstständiger Platz zwischen den realistischen und humanistischen Disciplinen, ebenso wie der Geographie und Geschichte, von deren Behandlung in den neuen Lehranstalten nur zu bemerken ist, daß sie dem bestehenden Lehrplane in der Form sich anschließt, wie derselbe ursprünglich beabsichtigt war, nicht wie später die Praxis ihn häufig gestaltete.

[2] An den meisten deutschen Gymnasien wird sogar die Zeit von zwei wochentlichen Stunden für ausreichend befunden, was aber nur bei einer sehr geringen Schülerzahl für jede Classe sich factisch bewähren kann. Auch in der französischen division élémentaire sind dem Zeichnenunterrichte nur zwei wochentliche Stunden zugewiesen. Bei den regelmäßig stark besetzten Classen der österreichischen Gymnasien gestattet der schon einmal berührte Grundsatz einer gesunden Unterrichtsökonomie nur die Wahl, entweder eine größere Stundenzahl zuzulassen oder auf den Zeichnungsunterricht ganz zu verzichten. — Ueber die Vertheilung des Lehrstoffes unter die einzelnen Classen haben sich bereits Fachmänner (unter ihnen namentlich Director Walser und Professor Smital) ausgesprochen. einzelne Zweifel wird die Erfahrung in Kürze beheben, jedenfalls aber bald die neue Eroberung rechtfertigen, welche der Gymnasialunterricht mit diesem Gegenstande gemacht hat.

ihm in der Unterrealschule als kaufmännische Arithmetik, Buchhaltungskunst, Zoll- und Wechselkunde anklebt, befreit blieb, so ist das Bild des Obligatcurses der neuen Gymnasien abgeschlossen [1].

Natur- und Völkerleben im tropischen America.

Skizzenbuch von Dr. Karl v. Scherzer.

(Leipzig 1864. Georg Wigands Verlag.)

Eine Geschichte der Reisebeschreibungen hätte viel von der Umwandlung zu erzählen, welche in der Empfänglichkeit des Publicums für Berichte aus entlegenen Zonen vor sich ging. So lange das Reisen überhaupt noch mit ungleich größeren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war, als gegenwärtig, nahm man es mit der Persönlichkeit des Reisenden nicht genau Der Muth und die Wißbegierde, die ihn zu dem Unternehmen angeregt hatten und ihn bei der Ausführung begleiten mußten, waren eine genügende Bürgschaft für den Werth seiner Mittheilungen. Der Heißhunger mindestens, mit dem man die Kenntniß bisher noch unerforschter Gegenden, Menschenstämme und Naturproducte verschlang, ließ sich wenig Zeit, die dargereichten Bissen von verfälschenden, subjectiven Beimischungen zu reinigen.

In dem Maße jedoch, als man mit den verschiedensten Theilen unseres Planeten vertrauter wurde, vermochten ihre Beschreibungen nur mehr durch die Persönlichkeit des Schriftstellers einigen Reiz zu erlangen. Auf der östlichen Halbkugel waren es Italien und Griechenland, auf der westlichen war es Nord-America, welche eine so umfangreiche Litteratur gewonnen oder erlitten hatten, daß man bloß zu dem Zwecke sie kennen zu lernen, keine Bücher mehr darüber brauchte oder wenigstens wollte. Sobald aber eine auf irgend einem Gebiet interessant gewordene Persönlichkeit, ein Historiker, ein Romanschriftsteller, ein berühmter Cavalier oder auch nur ein tolerirter Blaustrumpf ein Reisetagebuch über jene viel abgeweideten Gegenden drucken ließ, fiel man doch wieder mit Begierde darüber her, die jedoch fast ausschließlich in Beziehung zur Individualität des Verfassers stand.

Die Schriftsteller sind leider immer bereit, eine neue Richtung, wäre sie auch ganz äußerlicher Art, zu einem Chaos überflüssiger Bücher auszubeuten. Solche Richtungen beherrschen zuweilen eine bestimmte Zeit, noch öfter müssen sie sich mit Augenblicken begnügen. So gab es Augenblicke, die jedermann, der es nur bis zu dem erhebenden Bewußtsein gebracht hatte, daß er lebte, zu einer unentbehrlichen

[1] Bezüglich aller freien Lehrgegenstände (Kalligraphie, Gesang, Turnen, andere moderne Sprachen) gilt der Grundsatz, daß der Zutritt zu diesem Unterrichte jedem Schüler ohne Verpflichtung zu einer besonderen Honorarzahlung freistehe.

Beschreibung dieses Lebens gebieterisch anzuregen schienen. Es wimmelte von Biographieen, Memoiren; Gutzkow schrieb sein „Buch der Kindheit", Heinrich König „auch eine Jugend" u. s. w. bis zu den Unseligen herab, welche nach erreichten Mannesjahren mit Don Carlos hätten seufzen müssen, daß sie „nichts gebaut und nichts zertrümmert unter diesem Monde und nichts für die Unsterblichkeit gethan", wenn ihnen nicht eben die neue Richtung den Einfall gegeben hätte, einen so gerechten Seufzer selbst zu einer unsterblichen That zu machen, d. h. zu einem Buch. Das Buch konnte selbstverständlich nicht inhaltsreicher sein, als das Leben, das es schilderte; das war aber dann die Schuld des Lebens. Wer kann für sein Schicksal!

Und wie es Augenblicke gab, in denen man sich zum Schriftsteller lebte, so gab es wieder andere, in denen man sich dazu reiste. Nachdem, wie oben erwähnt, einige berühmte oder auch nur bekannte Persönlichkeiten das Beispiel gegeben hatten, sich in fremden Ländern und Sitten zu spiegeln und der Welt mit sorgsamer Coquetterie zu erzählen, wie sich die werthe Subjectivität in dem neuen Spiegel ausnahm, bedurfte es bald nur mehr der Coquetterie und durchaus nicht mehr der Celebrität, um die Litteratur durch die Geständnisse zu bereichern, daß man auch am Rhein und sogar jenseits des Rheins gewesen war. Wenn doch einmal einen Autor dieser Art eine Ahnung drückte, seine touristische Herablassung zum Lesepublicum könnte diesem sehr gleichgültig sein, weil er ihm bisher auch niemals wichtig geworden war, so ersetzte die Sorglichkeit des Autors, was ihm an eigener Berühmtheit fehlte, durch fremde Berühmtheiten. Diese wurden förmlich abgeschrieben, wie erlegte Hirsche ausgeweidet. Ein Schriftsteller von großem Namen in Frankfurt a. M. ließ sich einmal an der Table d'hote verleiten, mit seinem ihm völlig unbekannten Nachbar eifrig und geistreich zu sprechen. Nach aufgehobener Tafel sagte der Unbekannte zu dem Berühmten: „Ein fürstliches Mahl wäre mir nicht zu kostspielig, wenn ich Sie dabei sprechen hören könnte." — Geschmeichelt verneigte sich der Berühmte. — „Nehmen Sie dies nicht für ein Compliment", fuhr der Unbekannte mit großer Aufrichtigkeit fort, „ich gehe jetzt nach Hause, um aufzuschreiben, was Sie gesprochen haben, und mit dem Honorar für anderthalb Bogen könnte ich wohl auch ein Couvert an einer Fürstentafel bezahlen".

Solche Honorare floßen nicht lange mehr, und wie sich der Geschmack an en touristischen Fraubasereien verlor, hatten sich die rein unterhaltenden Reisebücher ie früher in ihrem objectiven, so jetzt in ihrem subjectiven Reiz erschöpft. Man wllte sich weder für eine Reise, noch für einen Reisenden mehr interessiren und di rein wissenschaftlichen Beschreibungen traten an die Stelle. Zwar hat die belletristische Wanderschaft einen neuen und ziemlich sonderbaren Weg versucht, um sich wieder einzuschleichen, indem sie jetzt offen bekannte, was sie früher nur heimlich ieb: die Erfindung, und damit den geographischen Roman schuf; allein dami ist doch das unterhaltende Reisebuch als solches nicht wieder gewonnen. Diese scheint vielmehr eines eigenthümlichen Talentes zu bedürfen, welches, die objective und subjectiven Extreme von früher vermeidend, die fremden Gegenstände mit eim treulichen sowohl als traulichen Ton der Darstellung zu einem Bilde

von äußerer und innerer Wahrheit zu verschmelzen wüßte. Denn wie ein Gegenstand in der Natur erst durch das Firmament, an dem er sich abzeichnet, durch das Licht, das ihn umspielt, mit bestimmtem Eindruck auf uns wirkt, so erhält auch die Schilderung nicht durch den Abdruck des Wirklichen Werth, sondern durch den urtheilenden Geist, der sich nicht an jeder Stelle theoretisch aussprechen kann, dessen Charakter aber das Dargestellte ganz und von allen Seiten wie unsichtbare Luft umschwebt.

Man kann sagen, in Reisebüchern giebt der Charakter des Beschreibenden erst dem Beschriebenen Charakter, und von diesem hängt es ab, ob uns die Gegenstände, unabhängig von dem Eindruck, den sie uns in der Natur machen würden, sympathisch oder unleidlich erscheinen, wobei uns sogar verborgen bleibt, daß die bezügliche Wirkung nicht von den Objecten ausgeht, sondern Verdienst oder Schuld des Autors ist. Dazu kommt, daß der Reiseschriftsteller, der es ernstlich meint, weder die Aufgabe noch die Zeit hat, sein eigenes Wesen vor dem Leser zu analysiren, daß dieser es vielmehr instinctmäßig herausfühlt und darnach den Grad seiner Theilnahme bestimmt.

Auch unser Karl v. Scherzer hat stets zu vielen Ernst in seinen Beruf gelegt, um uns jemals die Gesichtspunkte, aus denen er die Dinge betrachtet, in subjectiven Declamationen vorzulegen. Ja, er hätte, um dies thun zu können, schon etwas von der treuherzigen Unbefangenheit seines geraden Sinnes einbüßen müssen. Und doch hat man diesen Reiz seiner Darstellung, so wie die wissenschaftliche Bildung seines Geistes und die humane Bildung seines Herzens immer herausgefühlt, ohne daß er sich selbst Atteste darüber ausstellte. Alles was von persönlichen Momenten discreter Weise zu einer Reisebeschreibung hinzukommen kann, die an nichts weniger als an die Persönlichkeit des Autors erinnern soll, hat schon der descriptive Theil der Novara-Reise dargeboten. Allein eine gewisse amtliche Gemessenheit, die Linie eines bestimmten Auftrages konnte und durfte dabei nicht überschritten werden. In der liebenswürdigsten Ungebundenheit, die sich ihre Schranken selbst zieht, erscheint K. v. Scherzer in dem vorliegenden „Skizzenbuch aus dem tropischen America“.

Die Reise erstreckte sich über Central-America und die Inseln des westindischen Archipels: Haiti und Cuba. Um unsere Leser zu ermuntern dem Verfasser nachzureisen, glauben wir etwas von den Eindrücken erzählen zu dürfen, die wir selbst von dieser Reise durch ein Buch empfangen haben; sie mögen daraus ersehen, daß bei dieser Aufforderung zur Nachreise nur ihre Phantasie in Anspruch genommen werden soll.

Betreten wir den tropischen Urwald, so erkennen wir die Flora desselben bald als eine riesige, ungeheure Uhr, verbunden mit einem Wetteranzeiger. Pflanzenuhren in den botanischen Gärten Europa's sind kümmerliche Nachbildungen und sollen in der Form eines Kinderspielzeugs eine Idee von dem überwältigenden Schauspiel geben, wie Millionen Blüthen des Urwalds in ihrem Oeffnen und Schließen regelmäßig vom Standpunkt der Sonne oder von den bevorstehenden meteorolo-

gischen Veränderungen abhängig sind. Wir lernen den Urwald im Unterschiede von dem Begriff des Waldes in unserer Zone nicht nur als einen ungleich erhabeneren, sondern auch als einen traulichen, süßen Aufenthalt kennen, reicher an Wonnen, als ein mit allem uns bekannten Luxus ausgestatteter Palast. Denn in einem solchen Naturdom, dessen Blätterkuppeln von den höchsten Säulen, von den himmelhoch strebenden Bäumen getragen werden, welche umschlungen und mit einander verbunden sind von dem farbigen Gewebe der Parasiten und Schlinggewächse; mitten in dieser Pflanzenwelt von einem unglaublichen Reichthum an Formen, Zeichnungen und Farben kann man weit sicherer als im Orient oder im Süden Europa's in einem sorglosen Nichtsthun dahinleben, ohne Arbeit und ohne Langeweile. Der Wald nährt hier wie die Thiere, so auch die Menschen, die er beherbergt und giebt ihnen in diesem Theil der Welt, wo allein die Sage vom ewigen Frühling auf Erden verwirklicht ist, Naturschauspiele, in welche sich vergnüglich zu versenken man niemals müde werden kann. Hier scheint das bloße Dasein ohne weiteren Inhalt und Zweck, das Dasein an und für sich ein Glück zu sein, wie es sonst nirgends mehr gefunden werden kann.

Mit diesen Worten haben wir keineswegs die Worte des Verfassers wiedergegeben, sondern nur in Kürze die Eindrücke zusammengefaßt, die ein Theil seiner ausführlichen Schilderung in uns bewirkte. Wir würden ein Buch über ein Buch schreiben und doch dieses nicht ersetzen, wenn wir die Paraphrase, zu der die Lectüre allerdings mächtig anregt, auch in Beziehung auf die übrigen Theile fortsetzen wollten. Doch können wir es uns nicht versagen, in dieser Art noch bei einigen überraschenden Einzelnheiten zu verweilen.

Wie verändern sich doch die poetischen Vorstellungen nach Art und Umständen! Wenn in Europa von einer Mimose gesprochen wird, so glaubt man das Seltenste und das Zarteste in der Welt nennen zu hören, und wer sie in Treibhäusern besitzt oder auch nur in solchen gesehen hat, erinnert sich und Andere mit Stolz daran. In den Urwäldern von Guatemala und Costa Rica nennt man die Mimosen, die wir mit so tief gefühlten Adjectiven versehen — die Mimosa pudica und Mimosa sensitiva, — „eines der gemeinsten und fast unausrottbaren Unkräuter". Sie wachsen buschartig in die Höhe, sie bilden Sträucher und ganze Waldgruppen, und wer ließe sich bei uns in seinem Garten nicht solches Unkraut gefallen, könnte er sehen, wie es Hunderttausende von zierlichen Blättern zugleich vor einer Wolke, einem Windstoß schließt, vor einem Sonnenstrahl öffnet!

Bei der Beschreibung des Thierlebens geht der Verfasser bei weitem anregender und unterhaltender zu Werke, als gewöhnlich Naturforscher und Sammler, die nur große Umrisse, den allgemeinen Charakter der Fauna zeichnen; er erzählt lieber, so weit eine individuelle Beobachtung dazu ausreicht, interessante Züge aus den Lebensgewohnheiten der einzelnen Arten. Dabei giebt er genügenden Stoff zu einer Humoreske, die er selbst zu liefern zu bescheiden ist, zu einer Satyre nämlich gegen jene Beschreiber der Tropengegenden, welche es dort von den wildesten und gefährlichsten Bestien, von Tiegerkatzen und Riesenschlangen geradezu wimmeln

lassen, so daß der Leser, wenn er jene Paradiese zu schauen jemals Lust bekäme, sie sogleich vor der Unlust weichen fühlte, sich von einem noch so merkwürdigen oder noch so schön gefleckten Thier unvermeidlich auffressen zu lassen. Wer wäre sogar als Naturforscher eifrig genug, um sich vorzusetzen, wenn er auch nur mehr mit dem Kopfe aus dem Rachen des Leopards herausreichen sollte, doch in aller Geschwindigkeit noch dem Reisegefährten die Species des Verschlingers namhaft zu machen!

Es bleibt in der That, auch wenn man nicht schauerliche Wundermähren berichten und das Fürchten lehren will, mit der Wahrheit allein viel des Dankenswerthen zu erzählen übrig, man braucht zum Beweise nur dem Verfasser zu lauschen, wenn er von den Morgenwanderungen der Papageien, von den zauberhaft gefiederten und gestalteten Vögeln und von dem Brüllaffen Congo spricht, der mit seinem entsetzlichen Geheul Menschen und Thiere auf Meilen in der Runde erschreckt und dabei doch ein ganz harmloser Geselle ist, mit dem sich nur die Natur den Spaß gemacht hat, ihm eine so laute knöcherne Halstrommel zu verleihen. Man muß sich wundern, daß dieser Affe, dem ungeheuren Lärm machen ein Bedürfniß der Natur ist, noch nicht für das Clavier dressirt wurde, ein Quadrumane, der für sich allein vierhändig spielen könnte.

Mit dem lebhaftesten Interesse folgt man dem Verfasser zu den Feuerbergen, an deren Erforschung sich die Geschichte des merkwürdigsten Erdbebens knüpft, während dessen wir einen armen Priester, nachdem die Bischöfe geflohen sind, Heldenthaten verrichten sehen; eben so gerne begleitet man ihn zu den Indianerstämmen und ihrer Geschichte, die keine Geschichtschreibung hat, in Verbindung damit auch zu den Ruinenstätten in Central-America, wo räthselhafte Monumente eine namenlos alte und doch für uns ganz neue Welt erstehen lassen und über die Zerstörungen klagen, welche unter ihnen geistlicher Fanatismus und die Despotenherrschaft der Castilier anrichteten.

Die drei Skizzen über West-Indien: „Der letzte Kazike von Haiti", „Ein schwarzer Kaiser und sein Hof", „Bunte Bilder aus Havana" bringen eine Fülle neuer und pikanter Mittheilungen, die bei aller Wichtigkeit für die Kenntniß der allgemeinen Geschichte und Cultur auch einen feuilletonistischen Reiz mit sich führen. Sehr ernste Betrachtungen stellt der Verfasser über Spanien und die Nachwirkungen der Inquisition an.

Um der Kritik völlig gerecht zu werden, darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß die Reflexionen, welchen sich der Verfasser häufig überläßt, zuweilen Schatten werfen auf den objectiven Werth seiner Darstellungen. Mit Absicht ist in diesen Zeilen erwähnt worden, daß eine moderne Reisebeschreibung nicht die Gesinnungen des Verfassers zu erörtern hat, sondern diese dem Leser fühlbar machen muß, ohne daß sie sich aussprechen. Kein Verständiger wird es dem Reiseschriftsteller verargen, wenn er trotzdem über Thatsachen und Zustände, die sich ihm in concreter Wirklichkeit aufdrängen, sein Urtheil abgiebt, den Ausdruck seiner Gesinnung nicht zurückhält. Allein, wo sich die Urtheile des Reisebeschreibers nicht mehr unmittelbar

auf das Geschaute und Erlebte, sondern fast ausschließlich nur auf die subjective Beschaffenheit seines Gemüthes, auf sein Meinen, seinen Glauben, seine innere Weltanschauung zurückführen lassen, da hören sie auf in gleichem Maße berechtigt zu sein. Das Glaubensbekenntniß des Verfassers ist hier durchaus ein optimistisches. Das mag ihm nun von Vielen zum Verdienste angerechnet werden, nichtsdestoweniger aber ist es gewiß, daß auch Pessimisten ein Recht und ein Interesse haben können, sich über die Natur Central-America's und West-Indiens zu unterrichten daß es aber den also Gesinnten sehr widerwärtig sein muß, den rein objectiven Genuß, den sie suchen, von Theorieen verbittert zu sehen, die sie an solchem Orte nicht erwarteten, ja berechtigt waren, nicht erwarten zu müssen.

Philosophiren ist nicht die Aufgabe und auch nicht die vorzüglichste unter den Fähigkeiten des hochgeschätzten Reisenden und Ethnographen Karl v. Scherzer. Ein Beispiel wird das klar machen. Er erzählt vom Colibri und wir haben ein anschauliches Bild von dem reizenden Vogel, wenn wir lesen, daß sein Erscheinen mit pfeilschnellem Flug einem farbigen Blitz oder einem Flammenstrahl gleicht, daß er nur an den Blumen verweilt, schwebend und summend, wobei seine Flügelchen wie ein Feuerrädchen sich bewegen. So hübsch diese Beschreibung, so lehrreich ist die Mittheilung, welchen wichtigen Beruf die Natur diesem Vögelchen in Bezug auf die Pflanzenwelt anvertraute Der Colibri allein vermittelt nämlich in vielen Fällen die Befruchtung der Palmen; die kleinste unter den Vogelgattungen besorgt die Vermählung der höchsten Bäume. Manche isolirte weibliche Palme müßte unfruchtbar vergehen, denn der Luftzug, der sonst den Samenstaub zu den Pflanzen trägt, kann hier das dichte Netz der Lianen, von dem die Bäume des Urwaldes umsponnen sind, nicht durchdringen. Der Colibri erst, der sich wie ein Pfeil von einer Palmenkrone zur anderen schwingt, bringt den nöthigen Blumenstaub mit, durch alle grünen Netze und Gitter dringend und den Kopf tief in die Blüthe senkend, an der er hungrig pickt.

Diese letzteren prosaischen Worte sind nicht die des Verfassers, der vielmehr von einem Blumen-Amor spricht, „ohne ein Dutzend Küsse von seiner Seite kommt die schöne Palmenbraut dabei nicht weg, und der niedliche Näscher nippt ihr zugleich den besten Nectar von den Blumenlippen weg!"

Hier also, wo es am Platze gewesen wäre, zu philosophiren, bei einem der auffallendsten Beispiele, wie die Naturzwecke den Hindernissen trotzen, bei einer Thatsache, welche, wenn sie ihm bekannt gewesen wäre, kein großer Philosoph versäumt hätte in seine teleologischen Betrachtungen mit einzuschließen — hier tritt dafür eine mythologisch-erotische Allegorie an die Stelle, von ziemlich veraltetem Geschmack. Man würde aber den Mangel an Philosophie nicht empfinden, wenn der Verfasser nicht überhaupt philosophirte, über Schöpfungszweck, Weltordnung, den Willen der Gottheit u. s. w.

Der Leser, der sich unterhalten und unterrichten will, übersieht gerne hie und da eine unpassende Abschweifung, und da solche Leser die Mehrzahl bilden, so ist

dem vorliegenden schönen Skizzenbuch die allgemeine Theilnahme zu prophezeien, die es verdient. Hieronymus Lorm.

S. Schematismus und Statistik der Staatsforste, der forstlichen Lehranstalten und Vereine des österreichischen Kaiserthumes ist der Titel eines sehr guten, fleißig gearbeiteten Buches von K. Schindler (Wien 1864, Braumüller), welches weit mehr als ein gewöhnlicher Namenschematismus bietet. Es enthält die vollständige Organisation der Staatsforstanstalten mit Aufzählung aller Staats-, Domanial- und Fondsforste nach Umfang und Ertrag in den einzelnen Provinzen, in gleicher Art die der Nationalbank überantworteten Waldcomplexe und eine sehr gediegene geschichtlich-statistische Darstellung der Forstlehranstalten und Forstvereine. Das Buch soll den ersten Jahrgang eines Jahrbuches der österreichischen Volkswirthe bilden, welches im ersten Theile Aufsätze über forstliche Statistik, Nationalökonomie, Staatsforstwirthschaftslehre, Gesetzgebung 2c. enthalten wird. Das Unternehmen wird seinen Weg um so sicherer machen, als es durch die Reichlichkeit des Gebotenen über den Kreis der Fachgenossen hinaus für jeden Freund der Landeskunde von Interesse ist.

* („Saturday-Rewiew" über Uhls „Theaterprinzessin".) Lebte Hermann Markgraf noch, der in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" mit fast ängstlicher Sorgfalt die Rückwirkung deutscher Litteraturproducte auf ausländisches Schriftthum in allen Nüancen registrirte, er würde sich vor allem der stattlichen Besprechung freuen, mit welcher das in politischer wie in litterarischer Beziehung tonangebende Londoner Wochenblatt den genannten Roman auf drei eng bedruckten Spalten kritisch einführt. Das Urtheil ist ein durchaus warmes und anerkennendes; von specifisch Englischem, das Markgraf bei solchen Gelegenheiten aufzuspüren wußte, allerdings nicht einmal in der sehr vollständigen Analyse der Fabel des Romanes etwas zu finden, man müßte denn die praktische Bemerkung dahin rechnen, daß dreibändige Romane von vorneherein mehr Garantie gegen die Langeweile bieten, als zehn- und zwölfbändige. Auch die Besprechung der „Saturday-Rewiew" betont übrigens den hohen Grad von Kenntniß des Wiener Lebens und speciell der Theaterzustände, der das Buch auszeichne. Die Schilderung der Schule der Theaterprinzessinen erkläre vollständig die Strenge, mit welcher Uhl an die Kritik des Theaterkönigthums gegangen sei.

* Von Dr. Leopold v. Sacher-Masoch wird im Laufe dieses Monats in Prag ein neuer culturhistorischer Roman „Kaunitz" — erste Abtheilung: Kaunitz und Voltaire, zweite Abtheilung: Die Epigramme Friedrichs des Großen — erscheinen. Dr. v. Sacher ist bekanntlich der Verfasser der Romane „Eine galizische Geschichte" und „Der Emissär" und der historisch-politischen Monographie „Polnische Revolutionen"; man ist also berechtigt, eine interessante, von dem Gros der sogenannten historischen Romane sich unterscheidende Gabe zu erwarten.

* Dr. Friedr. Pichler in Graz bereitet mit Unterstützung der Landesvertretung die Herausgabe eines Repertoriums der steirischen Münzkunde vor, in welchem sämmtliche keltische, römische, ägyptische und mittelalterliche Münzen, insoferne sie dem Funde nach der Steiermark eigen sind, dann alle in oder auf Steiermark gegebenen Münzen, Medaillen und Marken, vom Landesfürsten oder von Landesangehörigen, nach Zeit und Ort zusammengestellt und erklärt werden, endlich Nachrichten über die Werth- und Münzrechtverhältnisse, wie nicht minder über die Pflege und die Ergebnisse der Münzwissenschaft

im Lande überhaupt enthalten sind. Das Werk wird drei Bände umfassen und im Verlage von Leykams Erben in Graz erscheinen.

* Prof. F. Pokutynski in Krakau hat die Publication seines neuesten Werkes: „Die Krakauer Kirchen" mit der Herausgabe von sechs, das erste Heft bildenden Tafeln in Großfolio begonnen, welche die dortige St. Peters-Kirche im Grundriß, Längen- und Querdurchschnitt mit dem Hauptportal, Fenster und Wand der Front darstellen. In der Vorrede weist er auf das Bedürfniß hin, die Denkmäler der Baukunst in Polen genau kennen zu lernen, erst die Vergleichung einer großen Anzahl architektonischer Werke könne als Material für eine Geschichte der Kunst gelten.

* Das Septemberheft des „Magazins für die Litteratur des Auslandes" enthält unter anderem folgende anziehende Beiträge: Deutschland und das Ausland. Das Zeitungswesen und die Journalisten in Oesterreich. I. Einförmigkeit aus Mangel an politischen Parteien. II. Achtzehn Wiener Zeitungen und einige andere. — Der moderne Reiseroman. — Böhmen. Czechische Briefe. Der Socialroman. — Böhmische Christus-Sagen. — Schulze-Delitzsch und die Vorschußvereine in Frankreich. — Feigenblätter, eine Umgangsphilosophie von Bogumil Goltz. — Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch. — England. Zur Physiologie des Schlafes. — Maria Stuarts Bibliothek. — Die Königin der Sensationsbelletristik. — Frankreich. Janet gegen Darwin. I. Die Entwicklung des Auges. II. Der Instinct. — Edmond About über den Fortschritt unter Napoleon III. — Guizot über das Wesen der Religion. — Italien. Das Brigantenthum in Neapel. — Sang und Klang in den Straßen Roms. — Ungarn. Ladislaus Szalay. — Rußland. Charkow, die Hauptstadt der Ukraine. — Schweden. Neue Gedichte vom Probst Mellin. — Africa. Speke's Reisewerk in deutscher Uebersetzung. Die Nilquellen und das Negerland. — West-Indien. Cuba und die Sclavenemancipation. — Indischer Archipel. Karl v. Scherzers Novarareise. Die nikobarischen Inseln.

* Von Flier, dessen „Briefe aus Rom" großes Interesse erweckten, erscheinen nun auch „Briefe aus Frankfurt und Wien", welche ohne Zweifel einen nicht geringeren Leserkreis finden werden.

G. Dichter und Aerzte. Ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur und Geschichte der Medicin nennt sich ein von Dr. Raph. Finckenstein in Breslau herausgegebenes Buch (208 Seiten stark), das eine ganze Sammlung von Curiosen ist. Der Verfasser wollte, wie er sagt, sowohl die medicinische Seite der poetischen Litteratur, als auch die poetische Seite der Mediciner einer Betrachtung unterziehen, und es ist ihm dies, was die Fülle der Daten betrifft, vollkommen gelungen. Freilich muß man darauf vergessen, daß diese zwei Momente, wie nicht leicht andere, sich streng und entschieden ausschließen. Wohl wird niemand die poetischen Seiten der Heilkunst in Abrede stellen; aber die Poesie als Medicin läßt sich nun einmal nicht retten, wir müßten denn das Plätzchen respectiren, das sie sich in neuester Zeit auf dem Gebiete der Wissenschaft als vermittelndes, popularisirendes Element errungen hat. Jedenfalls bewundern wir die ungeheure Belesenheit des Verfassers und besonders die Geduld, mit der er sich der Uebersetzung verdrechselter lateinischer und altfranzösischer Verse unterzogen hat. Wir verweisen in dieser Hinsicht auf das lateinische Lobgedicht Bollingers an Oswald Croll, den Hauptvertreter der alchymistisch-paracelsischen Richtung in der Medicin (vom 16. aufs 17. Jahrhundert), dessen Uebersetzung obendrein mit einem gelehrten Commentar, reich an werthvollen biographischen Daten, versehen ist. Daß der Verfasser mit diesem Werkchen auch für Unterhaltung sorgen konnte, erklärt sich aus der Natur des Gegenstandes. Habitués in den Hallen Aesculaps und Martials werden im Gewande der Poesie noch

genug des — Anschaulichen finden. Das Buch zerfällt in 6 Abschnitte: 1. Griechen, Römer, Araber und Juden; 2. Das Mittelalter. Die salernitanisch-medicinische Poesie. Die Italiener. 3. Die Franzosen, die Engländer und die Deutschen. 4. Aus der poetischen Litteratur über Syphilis. 5. Lobgedichte. 6. Dichter und Aerzte aus der neueren und neuesten Zeit; daran sich noch fünf Anhänge reihen.

* Franz Mertens in Berlin, der bekannte Kunstforscher, bereitet die Herausgabe einer Geschichte der Baukunst vor. Als Vorläufer derselben ließ er im Verlage von H. Duncker in Berlin eine Denkmalkarte: „Das Abendland während der Kreuzzüge" darstellend, erscheinen, auf welcher die Eigenthümlichkeit und geographische Vertheilung der Kunstdenkmäler mit Farben angezeigt ist. Die Karte sucht die Blüthezeit der romanischen Baukunst zu veranschaulichen, ist aber auf solchen Anschauungen ausgearbeitet, daß es sehr schwer fällt, sich darauf zu orientiren. Mertens theilt die romanische Baukunst in drei Kunststämme: den gallicanischen, germanischen und italischen Stamm ein, von denen jeder wieder in besondere Schulen zerfällt. Würde das Werk selbst — die Geschichte der Baukunst — und demnach eine Begründung der wissenschaftlichen Methode des Verfassers vorliegen, so würde es sich eher der Mühe lohnen, sich in das Farbenlabyrinth dieser Denkmalkarte zu stürzen.

G. „Drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze", von Dr. W. F. Besser (Halle, R. Mühlmann), gewähren uns Einblick in manches interessante Detail des schleswig-holstein'schen Krieges. Aber nicht das ist das Charakteristische des Büchleins, sondern daß es nicht nur nicht vom großdeutschen Standpunkte, sondern nicht einmal von dem engeren des großmächtlichen Bündnisses, daß es im specifischesten „Preußisch" geschrieben ist. Es versteht sich, daß wir nichts gegen die Verherrlichung des alterworbenen Kriegsruhmes der zweiten deutschen Großmacht einzuwenden haben, aber wir hätten gewünscht, den frommen Pastor nicht an das Einhalten der historischen Gerechtigkeit gegenüber den Thaten der österreichischen Bundesgenossen, mahnen zu müssen. Gleichwohl hätten wir nichts darüber gesagt, wenn nicht an einigen Stellen die Absicht allzu stark hervorgetreten wäre. Das Büchlein ist übrigens frisch geschrieben und reiht sich, was Darstellung und das Herausgreifen der richtigen Momente betrifft, den besten dieser Art an. Nur müssen wir uns auch über den salbungsvollen und emphatischen Ton des bibelfesten Pastors, der das Ganze durchweht und mit den blutigen Scenen des Schlachtfeldes hie und da seltsam contrastirt, hinwegsetzen.

G. Ein ziemlich umfangreiches Buch (452 Seiten stark) ist von Dr. Med. Klencke, Verfasser mehrerer populärer Hausbücher, in Leipzig (Verlag von E. Kummer) erschienen; nämlich „Die physische Lebenskunst oder praktische Anwendung der Naturwissenschaften auf Förderung des persönlichen Daseins". Es ist sehr verständig, mit Benützung der neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und in der löblichen Absicht geschrieben, diesen auch im Innersten des Familienlebens ein Plätzchen zu erobern. Leider haben derlei Erscheinungen mit den sogenannten Klugheits- und Tugendregeln ein gemeinsames Loos; sie sind Stimmen in der Wüste und gehen an dem Menschen, wie wir ihn kennen, verloren, da sie eben nur an den unmöglichen, idealen Menschen adressirt sind. Wer hat trotz aller sicheren Recepte aus dem Kreuzer die Million gemacht? wer benützt die Minuten seines Lebens so, daß er sagen kann, er habe den kostbaren, von Allen unterschriebenen Satz: „time is money" ganz zu Ehren gebracht? und wer lebt, trotz der Todesfurcht, so, daß er scrupulös alles vermiede, was Gefahr bringen kann? Wie nun einmal unser sociales Leben aufgebaut ist, kann es gar nicht anders sein: man lebt, wie es eben geht, und im Grunde soll das physische Leben unbewußt sich abwickeln. Ja, es wäre im höchsten Grade lästig, sich stets an einen Führer halten

zu müssen Der Mann, der in Gesellschaft jeden Augenblick einen „Galanthomme" benützen muß, wird nicht weit kommen.

Damit will aber nicht gesagt sein, daß derlei Mahnungen sachverständiger Menschenfreunde nicht ihren Werth haben, ja, daß sie nicht zuweilen Bedürfniß seien. Sie arbeiten jedenfalls der Unkenntniß, die so viel verbricht, und einem Schlendrian entgegen, der nichts mit dem harmonischen Selbstregime des thierischen Lebens gemein hat. In dieser Hinsicht ist Klencke's Buch eines der verdienstlichsten.

S. Prix et salaires à diverses époques. Statistique de la France. II. Série, tome 12. Straßburg 1864. Der neueste Band der officiellen Statistik Frankreichs enthält eine sehr detaillirte und interessante Erhebung der Lebensmittelpreise und Arbeiterlöhne Frankreichs für eine Periode von 32 Jahren. Die Tafeln führen die Löhnungen der Arbeiter bei den verschiedenen Gewerbs- und Industriezweigen in größter Ausführlichkeit, nach den Städten der Departements, nach den einzelnen Beschäftigungen, und gleich eingehend die Durchschnittspreise der wichtigsten Lebensmittel in den Departements und Städten vor. Als Gesammtresultat der in allen Partieen interessanten Darstellung ergiebt sich, daß die Steigerung der Löhne von 1824 bis 1857 mit jener der Lebensmittel nicht gleichen Schritt gehalten hat, die erstere beträgt 17, die letztere 45 pCt. Was hiedurch dem Arbeiter an Last zuwächst, wird aber weitaus durch die Unterstützungen aufgewogen, welche ihm durch Unterstützungs- und Sparvereine erwachsen, und das Buch läßt die Modificationen, welche das Verhältniß von Verdienst und Verbrauch bei den einzelnen Gewerben und Handwerken erleidet, bis zu den Specialitäten jeder Stadt verfolgen.

---

* Die Bürger von Innsbruck schenken ihrem Friedhofe besondere Theilnahme; sie schmücken ihn mit Kunstwerken im wahren Sinne des Wortes. So wird demnächst dort ein schönes Denkmal von Knabl aufgestellt und Plattner, den Traditionen des Cornelius folgend, hat sein Frescogemälde „Das jüngste Gericht" vollendet.

* Die St. Jakobs-Kirche in Prag wird seit einiger Zeit im Innern und Aeußern restaurirt. Von außen hat man insbesondere den schadhaften Thürmen die nothwendige Aufmerksamkeit zugewendet. Im Innern hat die Restaurirung besonders in den beiden Seitenschiffen bemerkenswerthe Fortschritte gemacht. Unter die restaurirten Objecte gehört auch das großartige Wratislaw-Martinitz'sche Mausoleum. Die Kosten werden, da die Kirche gar kein Vermögen besitzt, bloß durch milde Beiträge bestritten.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Die von dem verstorbenen König Maximilian II. mit wahrhaft fürstlicher Liberalität geförderten Arbeiten der historischen Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften nehmen auch nach seinem Tode einen ungestörten Fortgang. In den letzten Monaten dieses Jahres erschienen außer den beiden ersten Bänden der „Geschichte der Wissenschaften" noch der dritte Band der „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert", wie die beiden vorhergehenden Chroniken der Stadt Nürnberg enthaltend, während von den „Jahrbüchern der deutschen Geschichte" der zweite Band der Geschichte des ostfränkischen Reiches von E. Dümmler demnächst die Presse verlassen wird. — Gleichzeitig erschien der erste

Band einer auf größeren Umfang berechneten Urkundensammlung zur Kirchengeschichte des Mittelalters: „Regesta Episcopatus Vratislaviensis, Urkunden des Bisthums Breslau in Auszügen. Herausgegeben von Dr. C. Grünhagen und Dr. Korn", welcher die Urkunden bis zum Jahre 1302 enthält. Ein drittes Werk kirchengeschichtlichen Inhaltes und ein Beitrag zur Geschichte Lübecks betitelt sich: „Die Bekehrung Nord-Albingiens und die Gründung des Wagri'schen Bisthumes Aldenburg-Lübeck von Laspeyres". Es liegen uns von geschichtlichen Neuigkeiten außer den genannten verdienstlichen Arbeiten noch vor eine rechtsgeschichtliche Abhandlung von Dr. A. Boretius: „Die Capitularien im Langobardenreiche" und eine kunstgeschichtliche Studie: „Das System der Culturgeschichte des Menschen, insbesondere das System ihrer tektonischen Form und der Baustil der Gegenwart, von R. Heyer", eine kurze Abhandlung, deren Aufgabe es ist: „der Anschauung entgegenzutreten, die Gegenwart sei unfähig eines originalen Stiles, sie sei weniger potent, als vergangene Zeiten, und einen Beitrag zur Orientirung der Gegenwart über ihren Charakter zu liefern, kurz den originalen Stil derselben zu bezeichnen".

Ein recht schön ausgestattetes Werk von Dr. A. Pitschner, dessen erste Auflage vor wenigen Jahren erschien, jedoch nicht in den Buchhandel kam, liegt uns in zweiter Auflage vor. Es berichtet über die bekannte Besteigung des Montblanc, welche der Verfasser im August des Jahres 1859 unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren, aber mit glücklichem Erfolge unternahm und die von ihm angestellten, hauptsächlich mikroskopischen Untersuchungen. Der beigegebene Atlas enthält in gut ausgeführtem Farbendruck Ansichten der Spitze des Montblanc, eine Karte des Montblanc und des von der Spitze gesehenen Panorama's 2c.

' Historischer Verein für Krain. (Sitzung vom 15. September.) Herr Oberamtsdirector Dr. Costa legte zwei in seinem Besitze befindliche Ansichten der Hauptstadt Laibach vor. Die eine giebt die Ansicht der inneren Stadt ohne die Vorstädte aus der Vogelperspective aus dem Jahre 1762. Die zweite Ansicht giebt den Prospect des „Raius" (jetzigen „Ranns") von der nächst der derzeitigen Rannbrücke gestandenen St. Lorenzi-Kirche bis zum jetzigen Kosler'schen Hause mit genauer Angabe und der damaligen Benennung sämmtlicher Häuser dieses Stadttheiles, worunter das Zois'sche Haus, das k. k. Hauptzollamtsgebäude in ganz anderer Gestalt als heutzutage erscheinen.

Ausschußmitglied A. Dimitz theilte sohin eine den Manuscriptensammlungen des Schlosses Raunach entnommene lateinische Inschrift einer Capelle in Lack mit. welche das in unseren vaterländischen Annalen bekannte Erdbeben vom Jahre 1511, dann den Bauernkrieg und die Wiederaufbauung des durch das furchtbare Naturereigniß zerstörten Lacker Schlosses durch den Freisinger Bischof Philipp (reg. 1499 bis 1541) beschreibt.

Schließlich verlas Herr Oberrealschulsupplent Kosina ein Referat über ein Manuscript „Geschichte des Waisenhausfondes in Krain", woraus wir entnehmen, daß die Laibacher Waisenanstalt, von dem 1761 verstorbenen Repräsentanten und Kammerrath Joseph Johann v. Hofmann gegründet, 1763 ins Leben trat (somit vergangenes Jahr ihr Jubiläum feierte), aus verschiedenen Stiftungen und freiwilligen Beiträgen gebildet wurde und bei ihrer Errichtung die Statuten des Grazer Waisenhauses zum Muster nahm. Am Schlusse des Jahres 1788 beliefen sich die Capitalien des Waisenhauses auf 64.000 fl. Aerarial- und Domesticalobligationen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Die Eisperiode in America.

(Aus der „Atlantic Monthly".)

Die in der alten Welt so gut bekannten Marken der Gletscherwelt, die abgeriebenen Flächen, die Furchen und Einrisse, zeigen sich auch vielfach in der neuen Welt, wo ebenfalls jene gewaltige Kraft thätig war, deren Einwirkung auf den östlichen Continenten scharf zu Tage tritt, in der westlichen Hemisphäre aber freilich in Folge ihrer eigenthümlichen Gestaltung erst später erkannt werden konnte.

Man hat sich bis jetzt nur mit den Spuren ehemaliger Gletscher östlich von den Rocky-Mountains beschäftigt; von den Gletschern der Hochgebirge, welche den Osten des americanischen Continents von Californien scheiden, weiß man wenig und noch weniger über ihre ehemalige Ausdehnung. Ihre Spuren existiren jedoch ohne Zweifel und werden intelligenten Forschern sicherlich nicht lange mehr entgehen können.

Der nordamericanische Continent ist östlich von den Rocky-Mountains eine immense, gleichförmige Ebene, die von Ost nach West nur von niederen Hügelreihen, welche in der Richtung des St. Lorenz-Stromes und der canadischen Seen verlaufen, und von Nordost nach Südwest von den Allegany-Gebirgen durchschnitten wird, wo ihre Kette in den unter den Namen der grünen und weißen Berge bekannten Kuppen sich gegen die canadischen Hügel streckt. Abgesehen von einigen höheren Punkten der Allegany-Kette trägt die Oberfläche dieser ganzen Ebene Gletscherspuren von den arktischen Regionen angefangen bis ungefähr zum 40. Grad nördl. Breite. Die Gletscherzeichen strecken sich von Norden nach Süden und neigen sich nur gelegentlich je nach den geringeren Ungleichheiten des Bodens nach Osten oder Westen. Eine bestimmte Modification ihrer allgemeinen Richtung in Folge der sie zwischen dem 46. und 50. Breitengrade fast in der ganzen Breite des Continents rechtwinklig durchschneidenden Hügelreihe ist jedoch nicht vorhanden. Die canadischen, oder wie sie bisweilen genannt werden, die St. Lorenz-Hügel, haben dem Vorschreiten der immensen, den Continent überdeckenden Eisfelder keine mächtigere Schranke entgegenstellen können, als sie die kleinen Kegel (die sogenannten roches moutonnées) den Alpengletschern in den Schweizer Thälern entgegen zu stellen vermochten. In der That können diese niederen Hügel als eine Reihenfolge von roches moutonnées angesehen werden, die sich in einer ununterbrochenen Kette von Ost nach West ziehen und über welche die Massen nördlichen Eises unbehindert bis zu den Breitengraden des Ohio vordrangen.

Weil es in dieser weiten Territorialausdehnung an hohen Gebirgsketten fehlt, haben sich die Gletscherphänomene America's nicht um gewisse Centralpunkte, von denen sie dann wie in Europa ausstrahlen würden, gruppiren können. Während der größten Ausdehnung der Eisfelder gab es nur wenige über sie emporragende Piks, von denen hie und da gewaltige Blöcke auf ihre Oberfläche stürzten, um auf weite Distanzen gebracht zu werden, ohne ihr rohes, eckiges Aussehen dadurch einzubüßen. Als sodann die Temperatur, bei welcher sich die riesigen Eismassen bildeten, milder wurde, mußte das schmelzende Eis zunächst an der Südseite weichen und sich gleichmäßig nach und nach gegen Norden zurückziehen, ohne daß es sich in verschiedene, von einander getrennte Eisregionen mit localer Vertheilung erratischer Blöcke und Gletscherzeichen deutlich gesondert hätte, welche Zeichen dann, wie in Europa, von gewissen höher gelegenen Centralpunkten radienartig hätten ausstrahlen müssen. Es giebt freilich einige Oertlichkeiten innerhalb der Alleghany-Kette, auf den grünen und weißen Bergen und in gewissen Theilen des Maine-Staates, wo offenbar local begrenzte Gletscher zeitweilig existirt haben; aber selbst dort ist die Elevation der Berge so gering und ist ihre Streckung in nordöstlicher und südwestlicher Richtung durch 20 Breitengrade so gleichförmig, daß die Localisirung der Phänomene minder scharf hervortritt, als in Norwegen, Großbritannien und der Schweiz. Mit einem Wort, das Eis der großen Gletscherperiode in America hat sich über den ganzen Continent in ununterbrochener Strömung fortbewegt und fast alle Bodenungleichheiten überschritten. In solch.r Weise verleiht der eigenthümliche physikalische Charakter des Landes der Forschung nach den Spuren der Eiszeit eine ganz neue Wendung. Die abgeplatteten Flächen strecken sich in ununterbrochener Ausdehnung über viele hundert Meilen. Die in gerader Linie verlaufenden Einrisse, Rillen und Furchen erscheinen auf weite Distanzen hin durch nichts unterbrochen. Der Trieb breitet sich in immenser Decke über das ganze Land und besteht aus einem Gemenge von Thon, Sand, Kiesel, Gerölle, Blöcken der verschiedensten Dimensionen und ist so gleichmäßig gemengt, daß sich kaum eine Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Masse erkennen läßt.

In Europa kommen größere Blöcke nicht oft innerhalb des Triebes vor. Sie erheben sich vielmehr mit ihren scharfen Winkeln und rauhen Flächen unverändert über denselben, weil sie ohne Zweifel auf und nicht unter dem Gletscher ihren Weg gemacht haben. In americanischen Trieben finden sich jedoch große Blöcke, abgeschliffen wie kleine Kiesel, allerorten eingebettet, während die eckigen, oberhalb dieser Massen vorhandenen Felsfragmente verhältnißmäßig selten vorkommen. Es geht hieraus unabweislich hervor, daß das Eis die felsigen Ungleichheiten des Bodens überragte, und daß die abgetrennten, unter der Eisdecke gebliebenen Fragmente in Folge von Reibung und Druck dieselbe Einwirkung erfuhren, die auf die ganze Masse des Triebes stattgefunden hat. Die Vertheilung der wenigen eckigen, im Lande zerstreut vorkommenden Blöcke hat ohne Zweifel in der Zeit begonnen, in der einige höhere Partieen des Landes aus den Schnee- und Eismassen emportauchten.

Der mineralogische Charakter der lockeren Bestandtheile der americanischen Triebe gestattet keinen Zweifel, daß die ganze Bewegung, mit Ausnahme einiger localen Modificationen, die sich leicht aus der Lage des Landes erklären lassen, von Norden nach Süden ging, da nicht alle Fragmente ihren respectiven Fundorten angehören, die Spur ihrer Wanderung sich aber bis zu Felsen nachweisen läßt, welche nördlich von ihren gegenwärtigen Lagerplätzen liegen. Je weiter man sich von dem Ursprungsorte dieser Blöcke entfernt, um so außerordentlicher erscheint ihr Vorkommen.

Aber auch ohne die Spur der Blöcke in nördlicher Richtung bis zu ihrem Ursprungsorte zu verfolgen, können wir uns über den Ausgangspunkt der ganzen Masse vergewissern. Wo immer nämlich die natürliche Oberfläche eines Hügels mit steilem Abfall nach Süden zu Tage tritt, finden wir die Kennzeichen deutlich auf der Nordseite, während sie südlich ganz fehlen, ein Beweis, daß die Masse sich gegen den nördlichen Abhang zu bewegte, sich gewaltsam in dieser Richtung Bahn brach, die Nordseite des Hügels furchte und wetzte, beim Herabsteigen aber die entgegengesetzte Seite gewissermaßen überbrückte, ohne in Berührung mit derselben zu kommen.

Zur Vervollständigung der Kette von Beweisen für das ehemalige Vorhandensein von Gletschern in diesem Lande fehlt es auch nicht an Moränen, die selbstverständlich nicht so häufig wie in Europa vorkommen, wo die vielen in abgegrenzten Thälern vereinzelten Gletscher das Entstehen dieser seitlich und transversal verlaufenden Ansammlungen besonders begünstigen. Im Gegensatz hiezu mußte in der gewaltigen Ausdehnung der Vereinigten Staaten, wo die Niveauverschiedenheiten nur geringfügig sind, das Verschwinden der gebrochenen Eisdecke vollständiger und ununterbrochener vor sich gehen, als dies in einem Lande der Fall sein konnte, das von vielen Bergketten durchschnitten ist und wo das Eis in den hochgelegenen Thälern noch lange verweilt, nachdem es in den tiefer liegenden Ebenen längst verschwunden ist. Nichtsdestoweniger hat die Grenzlinie des Eises auch hier Schwankungen erfahren, welche hie und da lange genug dauerten, um zur Bildung von Erdaufwürfen Anlaß zu geben, die ganz denselben Charakter jener Aufwürfe haben, welche die Thäler in der Schweiz und Großbritannien überspannen.

Jede in neuerer Zeit bloßgelegte Felsenschichte, deren Oberfläche durch atmosphärische Einwirkung verändert wurde, zeigt an den charakteristischen Streifen und Furchen von der daran stattgehabten Thätigkeit der Gletscher. Diese Spuren lassen sich überall hin verfolgen, selbst bis zur Seeküste, und zwar nicht nur bis an den Saum des Wassers, sondern auch bis unterhalb des Wasserspiegels, wo immer die härteren Felsen der Einwirkung der Flut widerstanden und ihren ursprünglichen Charakter beibehalten haben. In den von unzähligen Trappadern durchschnittenen Granitgegenden, wie z. B. in Nahant, zeigt die glatte Oberfläche vieler Felsen, wo Syenit und Trapp in gleicher Weise nivellirt worden sind, daß dieselbe unerbittliche Säge, die harte wie weiche Stoffe durchschneidet, daselbst ihren Weg gemacht hat.

Ein an den Küsten von Neu-England häufig vorkommender Umstand bedarf hier noch ausführlicherer Erklärung, weil er häufig mißverstanden wird. Es finden sich nämlich längs der Küste und selbst innerhalb des Hafens von Boston, so wie an der Ausmündung der größeren atlantischen Ströme bedeutend große Blöcke; man will nun aus diesem Vorkommniß den Schluß ziehen, daß die Kraft des Wassers groß genug sei, um massive Felsstücke auf weite Distanzen zu transportiren, weil der mineralogische Charakter der Blöcke häufig zeigt, daß sie nicht in der Nähe ihres gegenwärtigen Lagerplatzes entstanden sein konnten. Eine genauere Untersuchung der Umgebung und ein Vergleich zwischen der Natur und dem Triebniveau des Continents und ähnlichen Depots der Hafeninseln giebt jedoch Anlaß zu einer ganz anderen Erklärung dieser Phänomene. Die durch den Trieb gebildete Decke war einst weniger unterbrochen und ausgedehnter als jetzt. Die Oertlichkeiten, in denen wir die Gipfel der Blöcke finden, sind Stellen, wo die Triebschichte von der Flut gewissermaßen angenagt worden ist und wo sie die Paste mit sich fortgetragen hat, in welcher die größeren Fragmente eingebettet lagen, die sodann zu Boden fallen mußten. Dasselbe Resultat ist auch durch die Einwirkung der Ströme erzeugt worden, die sich ihren Weg durch den Trieb gebahnt und so die Ausmündung in die See erzwungen haben.

Diese gestrandeten Blöcke sind daher durchaus kein Beweis für die Macht der Ströme, schwere Bruchstücke mit sich fortzuwälzen; sie zeigen im Gegentheil vielmehr, daß das Wasser keinen solchen Effect hervorbringen könne, da auch die gegen die Küsten anströmende Flut, so wie die der See zueilenden Ströme in gleicher Weise unfähig waren, schwere Stoffe fortzubewegen und diese zu Boden fallen ließen, während sie leichtere mit sich fortschwemmten.

Obwohl bereits sehr viele, die Gletscherphänomene betreffende Thatsachen gesammelt worden sind und diese in ihrer Gesammtheit sicherlich eine starke Beweiskette darstellen, so hat sich doch die wissenschaftliche Welt nur langsam zum Glauben an die Möglichkeit herbeigelassen, daß einst Gletscher die weite Fläche des americanischen Continents in ununterbrochenem Zusammenhange bedeckt haben.

Diese Zurückhaltung hat ohne Zweifel theilweise ihren Grund in dem Umstande, daß man das Gletscherstudium bisher nur in gebirgigen Ländern betrieben hat und sich hiedurch zu dem Glauben veranlaßt sah, daß das Vorhandensein von Gletschern auch immer das Vorhandensein von Bergen bedinge, eine Ansicht, in der man noch durch die vorwärts und abwärts vor sich gehende Bewegung der vorhandenen Gletscher bestärkt wurde, von der man lange Zeit hindurch glaubte daß sie eben durch die Abhänge bedingt sei, längs welcher in unserer Zeit alle Gletscher vorrücken. Wäre es richtig, daß die Bewegung der Gletscher nur durch ihre abhängige Basis bedingt ist, und daß sie nur auf einer schiefen Ebene vorrücken, so wären alle in America zur Beobachtung gelangten Phänomene rücksichtlich des Getriebes, der abgeschliffenen und gefurchten Oberflächen, der Blöcke ꝛc. kaum zur Begründung der Annahme ausreichend, daß eine in Bewegung gerathene Eisdecke im ursächlichen Zusammenhange zu diesen Phänomenen stehe. Wir haben

aber gesehen, daß Gletscherphänomene gleich den Phänomenen der Ströme großentheils meteorologischer Natur sind. So fließt der Golfstrom nicht gegen die englische Küste, weil der Grund des Oceans etwa nach Osten abfällt; ebenso strömt der kalte Strom aus der Baffins-Bai nicht abwärts, wenn er seine eisigen Gewässer südlich gegen die nordöstliche Küste America's ergießt Der Lauf dieser Gewässer wird vielmehr durch Temperaturgesetze bestimmt und so hängt auch die Bewegung der Gletscher vorzugsweise von Temperaturbedingungen ab, wenn sich auch im vorliegenden Falle eine innere mechanische Action mit den äußeren Einflüssen combinirt hat. Während es nun allerdings wahr ist, daß die gegenwärtig noch bestehenden Gletscher von der Gestaltung der hochliegenden Gebirgsthäler abhängen, so können sich doch unter verschiedenen geographischen Bedingungen dieselben Erscheinungen auch in offenem und ebenem Lande ergeben.

Ich glaube, daß ähnliche Einflüsse, wie jene, welche das raschere Vorrücken der Gletscher von höheren nach tieferen Niveaux bis zu einem Punkte bestimmen, wo abwechselndes Thauen und Frieren, das Infiltriren des Wassers und die consecutive Ausdehnung des erstarrenden Eises am bedeutendsten werden, ich glaube — sage ich — daß solche Einflüsse auch das Vorrücken großer Eismassen von Norden nach Süden veranlassen können, welche Bedingungen an der Südseite der Eismasse vorzugsweise vorhanden sind, während das große Schneereservoir an der Nordseite, wie bei den Gletschern unserer Zeit, in gewissem Sinne der Eisbildung fortwährend das nöthige Material liefert Die Umwandlung von Schnee in Eis hängt vom Temperaturwechsel ab, vom theilweisen sich immer von neuem wiederholenden Schmelzen und späteren Frieren und auch von dem durch die eigene Schwere der Masse bedingten Zusammensinken, bei welchem Vorgange die unteren Eisschichten durch den Druck der oberen gewissermaßen nach außen gezwängt werden. Selbstverständlich muß bei solchen Vorgängen auf einer schiefen Ebene eine nach abwärts gehende Bewegung erfolgen. Es fragt sich nun, welches Resultat platzgreifen müßte, wenn ein viele tausend Fuß dickes Schneefeld, das mit Ausnahme seiner größten Masse den Anhäufungen entspricht, aus denen die jetzigen Gletscher entstanden sind, sich über eine immense und ebene Fläche erstreckt?

Die Feuchtigkeit der oberflächlichen Schichten würde die größere Masse durchdringen, wie sie es jetzt mit der kleineren thut Sie würde in die unteren Partieen träufeln. Der obere Druck würde die Basis hart und compact machen und nach und nach in Eis verwandeln. Fände dies unter klimatischen Verhältnissen statt, welche die ganze Masse gefroren erhalten, so würde der von oben kommende Druck das tiefere Eis nach allen Richtungen hin über die ursprüngliche Umgrenzung hinausdrücken und so den Umfang der davon bedeckten Area erweitern, während das Ganze in seiner Masse sich senken müßte. Nehmen wir nun einen Augenblick lang an, daß eine solche Schneeanhäufung am Nord- und Südpol stattfinden und sich von dort in der südlichen Hemisphäre bis zum 40. Grade in einer Dicke von 12.000 bis 15 000 Schuh erstrecken würde. Eine solche Masse würde in Folge der eigenen Schwere in sich selbst zusammensinken; sie würde sich mit größerer

oder geringerer Schnelligkeit und Vollständigkeit, je nach dem Breitengrade, den davon abhängenden klimatischen Einflüssen und den in Gestalt von Thau und Regen statthabenden atmosphärischen Niederschlägen in Eis umwandeln. In dem Maße, in welchem der Temperaturwechsel einen allgemeineren Charakter annimmt, was nun wieder von der Höhe der Temperaturgrade überhaupt abhängt, würde ein Zusammendrängen der einzelnen Massentheile beginnen, demjenigen entsprechend, wie es in den Schweizer Gletscherthälern beobachtet wurde, obwohl hier kein Verstärken der Action durch seitlichen Druck stattfindet. Es würde sodann eine innere Bewegung der ganzen Masse eingeleitet, deren Resultat nur ein gleichmäßiges Vorrücken von den arktischen nach gemäßigteren Zonen sein könnte.

Es bedarf jedoch keines theoretischen Aufbaues zur Bildung einer annäherungsweisen Idee von der großen Eisdecke, die sich während der Gletscherperiode über Nord-America ausdehnte.

In Grönland und den Polargegenden findet sich alles, was von der Gletscherperiode in Nord-America übrig geblieben ist. Die dortigen zusammengeschrumpften Eisfelder erscheinen uns zwar furchtbar, verhalten sich aber zu den gefrorenen Massen des Jahrhunderte zählenden Winters wie die Schnee- und Eisstellen, die nach dem Beginne des Frühlings noch an der Nordseite unserer Hügel haften. Wenn wir uns nun diese über den halben Continent ausgebreitet denken, so haben wir ein ausreichend lebhaftes Bild dieser erstarrten Welt.

Eine Temperatur, welche das grönländische Klima dem der Länder unter dem 40. Grade gleichmachen könnte, würde nicht nur das Eisfeld ausgedehnter, sondern auch viele tausend Fuß dicker machen, als es jetzt ist. Die physikalische Gestaltung Grönlands bestätigt ebenfalls die Möglichkeit einer Gletscherperiode in America, denn dort haben wir in diesem Augenblicke eine immense, durch keine Gebirge unterbrochene Landfläche und über diese Ausdehnung bewegt sich eine gleichmäßige Eisdecke in südlicher Richtung, wobei die Strömung nur gelegentlich je nach den wellenförmigen Schwellungen des Landes wechselt. Die immense Zahl der Eisberge, die sich alljährlich im Sommer dort losreißen und nach Süden schwimmen, giebt einen Begriff von dem jährlichen Schwinden und Erneuern des Eises. Wenn unter derselben Breite Norwegen, Schweden, Schottland, England und Irland von vielen tausend Fuß starken Eisdecken bedeckt waren, so können wir nicht daran zweifeln, daß die grönländischen Eisfelder dieselben klimatischen Einflüsse erfahren haben und viel dicker und ausgedehnter als jetzt gewesen sein mußten.

Trotz des Mangels hoher Bergketten in America fehlt es doch nicht ganz an Mitteln zur Bemessung der Mächtigkeit der Eisdecke, wenn man sie, wie in Europa, mit einigen der höchsten Bodenerhabenheiten vergleicht. Wo immer die Abhänge der Alleghany-Berge untersucht wurden, zeigten sie mit Ausnahme weniger Punkte die Spuren ehemaliger Gletscher bis zu ihrem Gipfel. Jene Punkte geben aber hinlängliche Daten zur Vornahme von Vergleichen. So z. B. ist der Washington-Berg über 6000 Fuß hoch und die rauhe, nicht abgeschliffene, mit lockeren Fragmenten bedeckte Gipfelfläche zeigt uns gerade unter dem Niveau, an

welchem die Gletscherspuren endigen, daß der Berg nur sein Haupt über die trostlose Eis- und Schneefläche erhoben hat. In dieser Region mußte die Mächtigkeit der Eisdecke mindestens 6000 Fuß betragen haben. Aehnliches findet sich in anderen Theilen des Landes. Wo nämlich die Berge weit unter der Höhe von 6000 Fuß zurückbleiben, scheint das Eis direct über sie hinweggegangen zu sein, während die wenigen bis zu jener Höhe emporragenden Piks unberührt blieben. Während wir in solcher Weise unser Senkblei vom Gipfel bis zur Basis des Washington-Berges senken und die Dicke der Eismasse messen können, haben wir nicht minder genaue Anzeichen für deren Ausdehnung an der Wellenlinie, welche den südlichen Abschluß des Eistreibens bezeichnet.

Es ist nachgewiesen werden, daß die Moränen in Europa als Marken der Gletscheroscillationen angesehen werden müssen. Wo immer derartige Anhäufungen lockerer Materialien an der Grenzmarke vorkommen, da muß auch der Gletscher hinlänglich lange geblieben sein, um für solche Ansammlungen das nöthige Zeitausmaß geboten zu haben. In gleicher Weise können wir die Südgrenze unserer ehemaligen Eisdecke auf dem americanischen Continent je nach der Grenze der Blöcke verfolgen; über diese Linie hinaus rückte die Eisdecke nicht mehr als solide Masse vor. Sobald die Außenwände des Eises nachgaben und in Wasserform abflossen, wurden auch die leichteren Partieen des Triebes vorwärts gerissen, und es findet sich sodann eine Decke von feinerem, aus dem Trieb abgesetztem Niederschlag von Sand und mehr oder minder deutlich schichtenartig gelagertem Gries, der auf geringere oder größere Distanzen fortbewegt wurde und erst in den Südstaaten verschwindet, wo er sich mit den neuesten Stromniederschlägen mengt.

Es drängt sich nun die Frage auf, zu welchem Zwecke denn wohl dieses gewaltige Getriebe in der Urzeit die Erdoberfläche dergestalt zerfurcht, zermalmt und gewissermaßen durchgeknetet hat? Der fruchtbare Boden der gemäßigten Zone beantwortet diese Frage. Der Gletscher war Gottes großer Pflug. Als das Eis von der Oberfläche des Landes verschwand, war der Boden vorbereitet für die Aufgabe des Ackermannes. Die harte Oberfläche der Felsen wurde pulverisirt; die Bodenbestandtheile wurden in angemessenem Verhältnisse gemengt, der Granit wurde nach den Kalkregionen versetzt, der Kalkstein mit den unproductiveren Granitpartieen gemengt und so der Boden zu landwirthschaftlichem Gebrauche vorbereitet. Man hat die Frage aufgeworfen, ob denn dieses Eingreifen nicht unvereinbar mit der Thatsache einer reichen Vegetation vor der Eisperiode sei, einer Vegetation von hinlänglicher Ergiebigkeit, um die tropischen, damals in den gemäßigten Zonen lebenden Thiere zu erhalten?

Dagegen muß nun bemerkt werden, daß die Vegetation, die der Eisperiode nachfolgte, einen ganz verschiedenen Charakter zeigt; sie hätte nicht auf einem für Gewächse von mehr tropischer Natur geeigneten Boden fortzukommen vermocht Das jetzt in der gemäßigten Zone verbreitete Erdreich ist aber ein solches, in dem Cerealien gedeihen, ein Erdreich also, geeignet für solche Vegetabilien, wie ihrer die vollkommenere menschliche Organisation bedarf. Darum muß auch angenomr

werden, daß Gott die von ihm geschaffene Welt nicht ohne Zweck in Schnee und Eis gehüllt hat und dieses Werk, das gleich so vielen anderen seiner Vorsehung in seinen Erstwirkungen chaotisch und zerstörend zu sein schien, ist nichtsdestoweniger ein Werk der Ordnung und Wohlthätigkeit gewesen.

Die Lehre von den Steuern.

Esquiron de Parieu: Traité des impôts considérés sous le rapport historique économique et politique en France et à l'étranger.

(4 Bände. gr. 8. Paris 1862 bis 1864. Guillaumin u. Comp.)

Dritter Artikel.

Wir haben das Werk Parieu's bis auf die Steuern auf Handlungen und die Provinzial- (Kreis- und Departements-) und Gemeindesteuern durchgesprochen, allein gerade diese beiden Abtheilungen fordern die Kritik ganz insbesondere heraus.

Schon in formaler Beziehung muß die Zusammenfassung der verschiedenartigsten Abgaben unter Einen Titel bloß aus dem Grunde, weil eine Handlung des Steuerpflichtigen, des Staates oder dritter Personen den zufälligen Anlaß zum Eintritte der Steuerpflicht bietet, getadelt werden. Was wir in dieser Beziehung schon in unserem ersten Artikel sagten, findet seinen Beleg in der Aufzählung der unter jenen Steuern von Parieu begriffenen Abgaben in der von ihm angenommenen Reihenfolge: 1. Gebühren auf Erbschaften und Legate; 2. Schenkungen unter Lebenden, entgeltliche Vermögensübertragungen und andere Rechtsverträge; 3. Gerichts- und Grundbuchstaxen; 4. Post- und Telegraphengebühren; 5. das Lotto und die Abgaben auf Glücksspiele; 6. Gebühren für verschiedene Ausfertigungen und Quittungen der Verwaltungs- und Steuerbehörden; 7. Taxen für Erfindungsprivilegien, Pässe, Jagdscheine, gewisse Ehren- und Bürgerrechte, Concessionen zu Berg- und Wasserwerken; 8. für Universitätsinscriptionen, Prüfungen, Diplome; 9. für Prüfung der Maße und Gewichte, der Apotheken und Privatheilanstalten; 10. für Prüfung des Feingehaltes der Gold- und Silberwaaren; 11. der Schlagschatz für die Münzausprägung; 12. die Taxen für Befreiung vom Militärdienste; 13. Thorsperrgelder, Aufenthaltstaxen, Meß-, Markt- und Platzgebühren; 14. Weg- und Brückenmäuthe, Ueberfuhrgelder, Canal- und Flußmäuthe; 15. Tonnen- und andere Hafen- und Seeschifffahrtsgebühren; 16. Gebühren auf öffentliches Fuhrwerk, den Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr; 17. Steuern auf Acte des Civilstandes (Taufen, Heiraten, Begräbnisse); 18. auf Insertionen und Ankündigungen, Journale und Zeitungen; 19 auf Gesuche und Eingaben;

20. Wag-, Messungs-, Aichungsgebühren und Gebühren für gewisse Gestattungen auf öffentlichen Straßen.

1., 2., 7. (mit Ausnahme der unter 13. zu reihenden Paßtaxen) und ein Theil von 3. sind Erwerbsgebühren, 5, 16., 18. gehören zu den Verbrauchsabgaben, 4., 6., 8., 9., 10., 11., 13., 14., 17., 20., ein Theil von 15. und der Rest von 3. stellen sich als Entgelte für besondere vom Staate geleistete Dienste dar, der Rest von 15. ist eine Gewerbesteuer. 12. eine Personalsteuer. 19. eine andere Form der Z. 6 genannten Abgabe; die Reihenfolge der Aufzählung ist eine gänzlich willkürliche und verfehlte.

Die gesonderte Aufzählung der Provinzial- und Gemeindeabgaben einiger Länder (Frankreichs, Englands, Spaniens und der Niederlande) läßt sich trotz ihres statistischen und Verwaltungsinteresses nicht rechtfertigen, denn vom Standpunkte der Finanzwissenschaft kommt nur der Gegenstand, die Form und die Höhe der Besteuerung in Betracht, sie wird den Einfluß der Localsteuern auf die Staatsabgaben erwägen und vielleicht auch die Frage in Betracht ziehen, ob manche Steuer sich nicht mehr zu Local- als zu allgemeinen Abgaben eigne, aber sie kann die einzelnen Abgaben doch nur an dem Orte behandeln, an welchen sie dem Systeme nach gehören.

Die Ordnung Parieu's verlassend und die einzelnen Steuern, so weit wir sie zum Gegenstande unserer Besprechung machen, nach den von uns skizzirten Gruppen betrachtend, gelangen wir zu folgenden Ergebnissen:

Es giebt wenige Steuern, die älter, allgemeinerer Verbreitung und in der Wissenschaft wie im Leben geringeren Anfechtungen ausgesetzt sind, als jene auf Erbschaften, Legate und Schenkungen. Sie werden leicht, weil von einem angefallenen Gewinne bezahlt, und namentlich bei den beiden ersteren tritt der Schutz, welchen der Staat dem Willen des Verstorbenen oder dem Zusammenhange der Familienglieder, und der Dienst, den er hiedurch dem Erben und Legatar gewährt, so sichtlich hervor, daß an der Gerechtigkeit des geforderten Entgeltes nicht gezweifelt wird. Auch hemmen diese Steuern nicht den Verkehr, nicht den Gewerbfleiß und sind nicht überwälzbar. Dessenungeachtet muß hier der Bedenken gedacht werden, welche über Charakter und Maß dieser Abgabe aufgetaucht sind. Sind sie ein Entgelt für Hülfe und Schutz des Staates — sagen die Einen — so müssen sie im Verhältniß zu der Mühewaltung und dem Kostenaufwande des letzteren stehen, sie überschreiten aber in der Regel dieses Maß bei weitem; sind sie eine Steuer vom Vermögen, so fehlen sie gegen den Grundsatz, daß nur ein Theil des Einkommens und — außerordentliche Zeiten ausgenommen — nicht ein Theil des Capitals des Volkes den Staatsbedürfnissen gewidmet werden solle, und gegen die Regel der Gleichheit vor dem Gesetze, denn ein Vermögen, das der Tod schnellen Wechseln des Besitzes aussetzt, wird durch die Erbsteuer weit härter getroffen, als ein anderes, das lange in denselben Händen bleibt. Man gedenke endlich der Fälle, wo die Steuer zur Härte und selbst zur Ungerechtigkeit wird, nämlich wenn die ihres reich besoldeten oder auf andere Weise durch persönliche Thätigkeit viel ver-

dienenden Hauptes beraubte Familie für diesen Verlust noch eine Steuer von dem ihr verbliebenen geringen Vermögen zahlen soll. Vom Standpunkte einer anderen Schule aus, welche die Individualisirung des Menschen so weit treibt, daß sie seinem natürlichen Zusammenhange mit der Familie, der Gemeinde, dem Volke und Lande alle rechtliche Anerkennung versagt, wird hingegen die Erbsteuer als ein Surrogat der durch die Idee geforderten Aufhebung alles Erbrechts aufgefaßt und nur getadelt, daß dieser Gedanke nicht durch ein höheres Ausmaß der Steuer schärfer betont und insbesondere die Intestaterbfolge nicht mehr beschränkt werde, so daß der Staat schon den Verwandten des fünften und sechsten Grades im Erbe nachfolgte.

Gegen diese Bedenken ist nun Folgendes zu erwiedern: Die Stellung des Staates bei der Erbfolge ist nicht bloß die eines Beschützers und Helfers, sondern auch die eines Mitverleihers, denn nur der Staat erhält die Rechtswirkung des Willensbeschlusses über den Tod des Beschließenden hinaus und die Zusammengehörigkeit der Familie gegenüber den sie bekämpfenden Bestrebungen aufrecht. In allen anderen Fällen von Vermögensübertragungen ist das Recht bereits vorhanden und der Staat schützt es bloß gegen Uebelwollen, Mißdeutung, Widerstand, aber bei Hinterlassenschaften ist er Mitschöpfer des Rechtes selbst. Aus diesem Grunde ist der Anspruch des Staates auf eine Quote der von ihm verliehenen Werthe im Rechte begründet. Der Antheil des Staates an der Verleihung ist desto größer, je loser der Zusammenhang zwischen dem Erblasser und dem Legatar ist, und bei der Intestaterbfolge wird es allerdings eine Grenze geben können, über welche hinaus der Staat den Zusammenhang der Familie nicht mehr anerkennt. Ob diese Grenze enger oder weiter zu ziehen sei, dürfte zunächst vom Bewußtsein des Volkes abhängen, je nachdem dasselbe die Zusammengehörigkeit der Familienglieder auch in schwachen Spuren noch herausfühlt oder anerkennt oder nicht. Gegenüber der Gerechtigkeit des Principes können einzelne Härten seiner Anwendung nicht als entscheidend betrachtet werden. Für das Aufhören der Erwerbsquelle, welche eine Familie in der persönlichen Thätigkeit des Familienhauptes verlor, wird selbstverständlich die Erbsteuer ebensowenig gefordert, als für das Aufhören der Verluste, welche ein übel wirthschaftendes Familienhaupt verursachte. Gegenstand der Abgabe ist nur das wirklich verbliebene reine Vermögen.

Der Verarmung der Familien wegen der bei häufigen Todesfällen sich allzu schnell wiederholenden Gebühren kann, wie in Oesterreich, durch Nachlässe bei kürzerer Dauer des Vorbesitzes vorgebeugt werden.

Schenkungen auf den Todesfall werden mit vollem Rechte gleich wie Erbschaften und Legate besteuert, aber die Gesetzgebungen der meisten Staaten behandeln auch Schenkungen unter Lebenden nicht anders, höchstens daß sie solche Schenkungen ausnehmen, bei denen der geschenkte Gegenstand eine bewegliche Sache ist und sogleich dem Donatar übergeben wird. Offenbar hat für diese Besteuerung weniger das Recht als die Besorgniß entschieden, daß durch die Form der Schenkung das Testament und die der testamentarischen Erbfolge anklebenden Gebühren

umgangen werden könnten. Diese Ansicht rechtfertigt auch zum Theile jene Ausnahme zu Gunsten der Schenkung der von Hand zu Hand übergehenden beweglichen Sachen, die zuverlässig nicht eine veränderte Form der Schenkung auf den Todesfall ist; der zweite Grund der Ausnahme liegt offenbar in der Schwierigkeit der Controle.

Ungerechtigkeiten und Gebrechen der Ausführung begegnen wir bei der Erbsteuer häufig, eine der auffallendsten ist jene des französischen Gesetzes, nach welchem die Steuer von der Erbschaft ohne Abzug der Passiven bemessen wird: es wird hier die Form und nicht der Werth des hinterlassenen Vermögens entscheidend. Das eines Geschäftsmannes, welcher nach der Art seines Erwerbes neben einem großen Activum bedeutende Passiven hinterläßt, zahlt eine weit größe Gebühr, als jenes eines Privatiers, der zur Vermehrung seines Vermögens nie seinen Credit in Anspruch nahm. In England ist eine höhere Gebühr bei der Intestat- als bei der testamentarischen Erbfolge zu entrichten und nur bei Vermächtnissen, Erbtheilungen, außer England befindlichem Vermögen ist die Erbfolge in gerader Linie günstiger behandelt, als jene in der Seitenlinie, der Steuersatz sinkt mit der Größe des hinterlassenen Vermögens und — die größte Absonderlichkeit — das unbewegliche Vermögen ist bis 1853 von der Erbsteuer frei geblieben. Parieu erzählt, es sei diese Ungleichheit bloß Sache des Zufalls gewesen. Pitt, der die Erbsteuer 1796 vorschlug, hatte zwei Bills eingebracht, die eine über das bewegliche, die andere über das unbewegliche, in England wegen der zahlreichen Substitutionen schwieriger und daher auf eine ganz andere Weise zu behandelnde Vermögen. Die erste brachte er durch; in der Zwischenzeit, bis die zweite zur Tagesordnung kam, hatten die unglücklichen Erfolge der auswärtigen Politik seinen Einfluß im Hause abgeschwächt und er zog die Bill zurück, deren Erfolg mehr als schwankend geworden war. Die Thatsache ist richtig, allein daß seit jener Zeit trotz aller der Jahre der Finanznoth, die über England kamen, erst 1853 ein Cabinet es wagte, das unterbrochene Werk des großen Ministers wieder aufzunehmen, weist auf tiefere und dauerndere Gründe hin, sie liegen in dem Uebergewichte des Grundbesitzes in der englischen Volksvertretung. Wie lange dauerte und welche Anstrengungen kostete es, bis die in einem vorgeschrittenen Industriestaat so harten und auffälligen Kornzölle verschwanden, wie fruchtlos waren alle Versuche, eine Grundsteuer und einen diese stützenden Kataster einzuführen[1]

Schwieriger zu rechtfertigen sind die Gebühren auf entgeltliche Verträge. Ihre Gegner sagen, sie erschweren den Verkehr, belegen den Besitzwechsel, der an sich, noch nicht die Erzeugung eines Werthes sei, und treffen daher das Capital selbst. In der Regel müsse sie derjenige der Vertragenden zahlen, gegen den der Wettkampf des Marktes sich entscheidet, dessen Lage daher ohnehin die ungünstigere ist. Endlich treffe die Gebühr sehr ungleich wegen des mehr oder minder schnellen Wechsels des Besitzes. Hingegen spricht zu Gunsten jener Gebühren: Mit jedem Besitzwechsel ist ein Gewinn verknüpft, denn niemand vertauscht oder verkauft seinen Besitz, als weil ihm das dafür gebotene Entgelt an

und für sich oder mit Rücksicht auf die augenblicklichen Verhältnisse willkommener ist als jener, es ist also ein Gewinn, der Gegenstand einer Besteuerung sein kann, allerdings vorhanden; bei Steuern von erzielten Gewinnen ist es auch ganz gleichgültig, ob sie für jeden einzelnen derselben von Fall zu Fall oder in regelmäßig wiederkehrenden Perioden für die ganze Summe der Gewinnste entrichtet werden. Bei den vielen Wechselfällen des Marktes läßt sich durchaus nicht behaupten, daß in der Mehrzahl der Hintangeber eines Rechtes sich in üblerer Lage befinde, als der Erwerber, und noch viel weniger, daß das Uebergewicht des letzteren so groß sei, daß er nicht nur den Preis unter den Kostenwerth herabzudrücken, sondern sogar die Gebühr auf den Hintangeber zu überwälzen im Stande sei. Wir selbst stehen in so weit in der Mitte zwischen diesen Ansichten, als wir anerkennen, daß die Steuer weit geringer als jene für Erbschaften und Schenkungen zu bemessen, und daß von ihr alle Verträge über schnell Bestand und Besitz wechselnde Sachen und Rechte auszunehmen sind. Letzteres geschieht gewöhnlich dadurch, daß man bei beweglichen Sachen bloß schriftliche Verträge der Gebühr unterwirft. Dort, wo man auf andere Weise verfährt und jeden Umsatz einer Gebühr unterwirft, schlägt man, wie es die Alcavala in Spanien bewiesen, dem Verkehre tödtliche Wunden.

Eine besondere Rechtsinstitution, die öffentlichen Bücher über das Grundeigenthum und die an demselben haftenden dinglichen Rechte, geben ebenfalls Anlaß zu hohen Gebühren. Es scheint, daß sich der Staat gewissermaßen, wie bei der Erbschaft und dem Legat, als Mitverleiher der eingetragenen Rechte oder als Erbe jener gutsherrlichen Anforderungen betrachtet, an deren Stelle historisch nachweisbar jene Gebühren getreten sind; in Staaten, wo eine Grundsteuer nicht besteht oder sehr niedrig bemessen ist, mag jene Eintragungsgebühr auch als Ersatz der Grundsteuer gelten. Daß dieser letzte Grund eben nur für einige wenige Staaten gilt und selbst bei diesen voraussetzt, die Eintragungsgebühr werde je nach der Dauer des Vorbesitzes bemessen, ist klar, aber auch die beiden ersteren Gründe bedürfen einer großen Einschränkung: die öffentlichen Bücher verleihen keine neuen Rechte, sondern bringen nur die bereits erworbenen zur allgemeinen Evidenz, aber allerdings gewähren sie dadurch den Rechtseigenthümern und in vielen Beziehungen auch deren Gläubigern große Vortheile. Sie setzen die Grenzen, die Befugnisse und Verpflichtungen des Besitzthums über manchen Zweifel und Angriff hinweg, hindern vielfach die Verjährung, bilden die Hauptgrundlage des Realcredits. Für diese Vortheile ist nun der Staat berechtigt, ein billiges Entgelt zu fordern. Ein Rechtsnachfolger der ehemaligen Gutsherren kann der Staat deßhalb, weil er jene Rechte theils ohne, theils gegen Ersatz aufhob, wohl nicht genannt werden, auch wurde dieser Ersatz entweder nicht vom Staate, sondern von den Verpflichteten unter Beisteuer der Gemeinden und Kreise (Provinzen, Kronländer) oder mittelst besonderer Steuerzuschläge geleistet, aus welchen letzteren daher unmöglich gegen die Steuerpflichtigen ein Rechtstitel zur Bezahlung einer neuen Besitzveränderungs- und Hypothekensteuer hergeleitet werden kann. Die Veränderungsgebühren, welche

die ehemaligen Gutsherren bezogen, waren endlich — insoferne sie überhaupt eine Rechtsgrundlage hatten — Entgelte für das verliehene Nutzungseigenthum, nun aber wird die alte Theorie, daß der Staat der allgemeine Obereigenthümer sei und alles Eigenthum von ihm abstamme — und nur auf dieser könnte eine Verleihungstaxe gegründet werden — wohl keine Anhänger mehr finden.

Wir sprechen also für ein geringes Ausmaß der Gebühren für die Eintragung dinglicher Rechte in die öffentlichen Bücher, und wir finden weder in dieser Eintragung, noch in der größeren Stabilität des Besitzes unbeweglicher Güter die hohen Unterschiede in der Belegung der Verkäufe beweglicher und unbeweglicher Sachen begründet. In Oesterreich zahlen z. B. die ersteren ½ pCt., die letzteren 3½ pCt. des Kaufpreises, also sieben Mal den Steuerbetrag der ersteren.

Auf diese Ermäßigung der Eintragungsgebühren legen wir ein um so größeres Gewicht, weil dieselben gewöhnlich neben und außer den eigentlichen Erbschafts- und Vertragsgebühren erhoben oder wegen der Cumulirung diese letzteren überaus hoch bemessen, und weil sie in der Regel von dem ganzen Werthe des Besitzthums oder des eingetragenen Rechtes ohne Berücksichtigung der darauf haftenden Lasten entrichtet werden. Es werde der Werth einer Verlassenschaft auf 40.000 fl. geschätzt, auf welcher aber 36.000 fl. Passiven haften. In Oesterreich ist eben so gerecht als billig die Erbgebühr nur von dem reinen Ueberschuß von 4000 fl. zu bezahlen. Es befinde sich aber unter der Verlassenschaft ein Haus von 30.000 fl. im Werthe, so hat der Erbe, da er das Eigenthumsrecht auf das ganze Haus erwirbt, von diesem Werthe noch die Eintragungsgebühr zu entrichten, und diese beträgt 1¼ pCt.

Was wir hingegen vollkommen gerecht finden, ist die Abstufung der Gebühr je nach Art und Umfang der übertragenen Rechte, daß Eigenthum höher belegt werde als Fruchtgenuß, eine Leibrente auf die Zeit zweier Leben oder eines Lebens von größerer wahrscheinlicher Dauer als eine auf die Zeit eines Lebens oder für Personen vorgeschrittenen Alters, Kauf höher als Darlehen, Pacht oder Miethe, bei diesen Verträgen die Berücksichtigung der Zeit, für welche sie abgeschlossen wurden u. s. w. Daß durch Berücksichtigung dieser Verhältnisse in die Erwerbs- oder Rechtsgebühren, wie man sie nennt, eine gewisse Casuistik gebracht werde, ist wahr, aber unvermeidlich, aber selbst diese ist großentheils zu vermeiden, wenn die Principien, auf denen sie zu beruhen haben, klar ausgesprochen und folgerecht durchgeführt werden.

Ein Anerkenntniß der Forderung, daß der Erwerb von Rechten von kurzer Dauer entsprechend geringer zu besteuern ist, liegt in der ausnahmsweise geringen Besteuerung der kaufmännischen Wechsel, Anweisungen und anderer Verpflichtungen, dann der Giros derselben, so wie der Uebertragungen industrieller Actien und Obligationen gegenüber jener der Schuldscheine der Privaten und deren Cessionen.

Der Wechsel zahlt in Oesterreich $^{1}/_{12}$ pCt., der Schuldschein $^{5}/_{16}$ pCt. des Betrages, auf den er lautet, in anderen Ländern ist der Unterschied noch größer; der Wechselgiro ist fast allenthalben stempelfrei, während die Cession des Privat-

schuldscheines demselben Steuersatze wie der Schuldschein unterliegt, nur daß das Percent nicht von der cedirten Summe, sondern von dem dafür gegebenen Entgelte bemessen wird. Das Anerkenntniß, worauf nach unserer Ansicht die Steuer begünstigung der Wechsel und anderer kaufmännischen Papiere beruht, wird sogar in einigen Gesetzgebungen förmlich ausgesprochen, indem jene Begünstigung auf Wechsel kurzer Dauer beschränkt wird. Neben jenem Motive wirken für jene Begünstigung wohl auch andere, die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Handels und die Besorgniß vor den Verlockungen zu Unterschleifen, welche jede höhere Gebühr im kaufmännischen Verkehr zur Folge hat. Der Gewinn bei Escomptirung eines Wechsels oder Ankauf einer Actie, die man nach kurzer Zeit weiter giebt, ist oft nicht viel höher, als die Gebühr, welche dafür zu zahlen wäre; das persönliche Vertrauen, das im kaufmännischen Verkehre herrscht, erleichtert den Umlauf ungestempelter Wechsel, die geringen Förmlichkeiten beim Uebergang der Actien und Obligationen von einer Hand in die andere gestatten, eine große Reihe solcher Uebergänge ganz zu verschweigen. Zu der ebenfalls fast allgemein recipirten gleichen Begünstigung der Staatspapiere wirkt selbstverständlich das Bestreben mit, sie leicht in Verkehr zu bringen und darin zu erhalten. In neuerer Zeit sind andere kaufmännische Papiere von noch kürzerer Dauer und dem auffälligsten Nutzen für den Verkehr in Umlauf gekommen, die Cheques, die Warrants, die Kostbriefe u. dgl. m., begreiflicher Weise suchte man diese von der Steuerlast noch mehr zu befreien und eine geringe fixe Gebühr trat an die Stelle der nach dem Betrage bemessenen. Um dem Staate die Abgabe von dem Umsatze der Actien und Obligationen zu sichern und diesen von den Formalitäten bei Erfüllung der Abgabepflicht zu befreien, hat man die betreffenden Gesellschaften zu Abfindungen veranlaßt; eine nach dem Gesammtcapitale jener Papiere bemessene Annuität tritt an die Stelle der Steuer, die von jeder einzelnen Uebertragung zu entrichten gewesen wäre.

Es giebt Vermögen, welche einer Vererbung nicht unterliegen und bei denen auch Besitzveränderungen auf anderen Wegen nur ausnahmsweise und selten erfolgen, dergleichen sind jene von Kirchen, Gemeinden und anderen Körperschaften, deren Mitgliedern ein Recht auf die Substanz der gemeinschaftlichen Habe nicht zusteht. Es ist klar, daß solche Vermögen der Erb- und der mit dieser verbundenen Eintragungsgebühr von den Veränderungen im Besitze des unbeweglichen Vermögens nicht unterliegen. Will man solchen Körperschaften nicht ein durch nichts gerechtfertigtes Steuerprivilegium gewähren, so erscheint ein Aequivalent der Erbsteuer und Eintragungsgebühr in Form einer Annuität gerechtfertigt. Dergleichen bestehen auch, manchmal unter dem Titel „Taxe der todten Hand", in mehreren Ländern. In Oesterreich ist man noch weiter gegangen und hat auch Gesellschaften deren Mitglieder ein Recht auf die Substanz des Gesellschaftsvermögens besitzen, — falls nur die Dauer dieser Gesellschaften die durchschnittliche eines Erbfalles überschreitet — in Bezug auf ihr unbewegliches Vermögen einem, wenn auch kleineren Gebühreaäquivalent unterzogen, weil jedenfalls die Eintragungsgebühr dem Staate verloren geht; vom Rechtsstandpunkt aus läßt sich auch hiegegen nichts einwenden.

Die Erwerbsgebühren bilden in allen vorgeschrittenen Staaten eine ganz ungemein nach- und reichhaltige Quelle des Staatseinkommens. In Frankreich betragen die Erbsteuern allein bei 75 Mill. Fr., die Gebühren für Schenkungen unter Lebenden 15 Mill., für Verkäufe und Täusche 135 Mill.; in England bringt die Erbsteuer 2 Mill. Pfd. St. Wenn die Verzehrungssteuer in ihrem Steigen und Fallen ein Bild des Lebensgenusses eines Volkes gewährt, so bietet die Erbsteuer ein Bild des angesammelten Reichthums und die Vertragssteuer ein Bild der Verkehrsthätigkeit.

In dem Maße aber, als die Erwerbssteuern in ihrer Bedeutung vorschreiten, sinkt eine andere Reihe ihnen verwandter Abgaben, jene der eigentlichen Verleihungstaxen, zur Unbedeutendheit herab. Die Lehre von der Omnipotenz und Providenz des Staates ist obsolet geworden, er kommt daher selten in die Lage, Rechte zu verleihen. Der Staat theilt Aemter, Würden, Titel und Orden mehr nach geleisteten Diensten als nach Stand und Vermögen aus, er kann daher, was selber als Lohn erscheint, sich nicht wieder entlohnen lassen; endlich, der Bürger hat gelernt, seine Stellung in der Gesellschaft mehr in sich selbst und in dem Vertrauen und der Achtung seiner Mitgenossen, als in dem Abstrahl der Sonne des Staates zu suchen, er liebt es darum nicht, hohe Gebühren für staatliche Auszeichnungen zu zahlen. Die Beneficien- und die Diensttaxen sind daher vielleicht noch die bedeutendsten Items dieser ehemals so bedeutenden Einnahmsrubriken, und selbst gegen diese lassen sich vom Standpunkte des Rechtes und der Finanzwissenschaft gegründete Einwendungen erheben. Wenn von dem Vermögen der Kirchen, Stiftungen und religiösen Genossenschaften dieselbe Steuer wie von dem Privateigenthum und als Ersatz der entgehenden Erbsteuer und Eintragungsgebühr ein Aequivalent entrichtet wird, so entfällt jeder Grund, darüber hinaus noch eine Specialsteuer vom Beneficiar zu erheben, und wenn der Staat, so wie er soll, seine Diener nicht über ihr Verdienst besoldet, so ist es entweder eine ungerechte Härte oder eine unnöthige Schreiberei, ihnen einen Gehaltsabzug unter dem Titel von Diensttaxen zu machen, ersteres wenn hiedurch ihre Besoldung unter das entsprechende Entgelt ihrer Dienste hinabgedrückt wird, letzteres wenn in der Besoldung auch der Ersatz des Steuerabzuges enthalten ist.

Den Erwerbsgebühren nahe verwandt sind die Entgelte für den Rechts- und Verwaltungsschutz des Staates, mögen sie nun in einer Abgabe für gewisse amtliche Abfertigungen (Urtheile, Bescheide, Vidirungen, Legalisirungen, Protokolle u. dgl.) oder für gewisse Schriften der Private, Gesuche, Eingaben, Beschwerden, Berufungen, Recurse, Handels- und Gewerbebücher, oder in bestimmten in einzelnen Momenten der Amtshandlung fälligen Gebühren bestehen, bei Eintragung der Processe in das Verzeichniß der Rechtsfälle, bei Befunden, Augenscheinen, Versteigerungen Executionen.

Diese Verwandtschaft tritt auch in den Formen der Einhebung der erwähnten zwei Abgaben hervor. Sie sind sehr häufig der Stempel und die Registrirung (das enregistrement). Der Stempel, bestehe er nun in einem Stempel-

papier, auf welchem die Urkunde geschrieben, oder in einer Stempelmarke, welche dem Papiere vor Ausfertigung der Urkunde aufgeklebt werden muß, dient gleichmäßig zur Einhebung der Erwerbsgebühren für Rechtsgeschäfte als der Entgelte ür die Rechts- und Verwaltungsacte der Regierung, und die Registrirung setzt für beide Steuern die Thatsache fest, daß ein abgabepflichtiger Act vorgenommen worden ist, und giebt dem Registrirenden Gelegenheit, gleichzeitig auch die Steuer einzuheben.

Es ist klar, daß sowohl die Stempelung als die Registrirung eine vergebliche Anordnung blieben, wenn nicht an deren Unterlassung nachtheilige Rechtsfolgen geknüpft wären. Ein Vielfaches der verkürzten Abgabe ist allgemein die von den Finanzgesetzen verhängte Strafe. Allein die Schwierigkeit jene Unterlassungen zu entdecken, die, wenn nicht Denunciationen stattfinden oder der Zufall den Entdecker spielt, nur in den seltenen Fällen zur Sprache kommen, wo hinterher von der Urkunde ein gerichtlicher oder sonst ein öffentlicher Gebrauch gemacht werden muß, und die Assecuranz für die Strafe, welche in der großen Zahl der unentdeckt bleibenden Fälle der Uebertretung gegenüber der entdeckten liegt, haben gerade die vorgeschrittensten Regierungen, England und Frankreich, veranlaßt, die Erfüllung des Steuergesetzes auch durch Maßregeln des bürgerlichen Rechtes zu sichern. In England darf im Civilprocesse die nicht entsprechend gestempelte Urkunde als ungültig bestritten werden, in Frankreich ist in vielen Fällen die Registrirung das einzige Mittel einer Urkunde ein bestimmtes Datum zu sichern, und darf der Richter keine Urkunde als beweiskräftig betrachten, wenn auf derselben nicht ersichtlich ist, daß (ursprünglich oder nachträglich) dem Steuergesetze Genüge geschehen sei Es ist ein Mangel der österreichischen Gesetzgebung und schmälert den Ertrag der Steuer bedeutend, daß das öffentliche Interesse hier nicht auf gleiche Weise gewahrt ist. Man ermäßige die Steuern, die drückend erscheinen, und erleichtere ihre Entrichtung, aber man sichere mit Strenge ihren Ertrag.

Wir kommen nun zu der großen Reihe von Abgaben, die in solchem Maße als Entgelte besonderer vom Staate geleisteter Dienste sich darstellen, daß es zweifelhaft wird, ob man sie als Dienstlohn oder wirklich als Abgabe, als eine den Bedürfnissen des Staates gewidmete Quote des Privateinkommens zu betrachten habe. Der Umstand, daß ein Theil des Ertrages jener Entgelte dem Staate nach Bestreitung der Kosten der übernommenen Dienste als Reingewinn übrig bleibt, ist für sich allein für die Frage nicht von Gewicht, denn auch der Private, der Geschäfte solcher Art besorgt, hat davon einen Gewinn, wohl aber ist die Thatsache entscheidend, ob der Staat, um sich jenen Gewinn anzueignen, das Geschäft als Monopol ausbeutet oder doch jedem Mitconcurrenten durch hohe Steuern auf das Gewerbe es unmöglich macht, geringere Forderungen als der Staat zu stellen. In dem Preise, welchen die Staatsfabriken in Wien, Berlin, Meißen und Sèvres für ihr Porzellan, die Eilwagen und Malleposten Oesterreichs für den Personentransport fordern, steckt keine Abgabe, denn der Staat tritt hier in freie Concurrenz mit den Unternehmungen der Privaten, wohl aber ist dort, wo der

Staat sich das Monopol der Beförderung von Briefen und Telegrammen vorbehält und wo er die Absicht hat, hieraus einen Gewinn zu ziehen, in dem Porto für jene Beförderung allerdings eine Abgabe enthalten.

Die Briefpost und der Telegraph als öffentliche Dienste sind übrigens viel älter als die Abgabe für die Beförderung von Briefen und Telegrammen, denn es bedurfte einer bestimmten Zeit, bis der Verkehr so stark und die Beförderung so billig wurde, daß es sich lohnte, aus dieser Beförderung das Mittel einer Abgabenerhebung zu machen. Auch werden jene Dienste diese Abgabe bei weitem überdauern. Nur die Concentrirung in einer Hand verwohlfeilt die Besorgung des Post- und Telegraphendienstes, ihr Monopol ist ein natürliches, ihr maßgebender Einfluß auf den Verkehr im Allgemeinen und die Staatsverwaltung insbesondere widerräth, dieses Monopol einem Privaten zu überlassen, endlich sind die so nothwendige Unparteilichkeit und die Geheimhaltung des Inhaltes der Depeschen, was auch immer für Ausnahmen stattfinden mögen, doch im Ganzen beim Staate besser gewahrt, als bei Privaten. Hingegen kann es durchaus nicht gebilligt werden, den schriftlichen und telegraphischen Verkehr, diese nothwendigen Mittel des Gedankenaustausches und der Geschäftsvermittlung, mit einer Abgabe zu belegen, es ist gerade so, als wenn der Staat den Gedanken, das Wort, das Geldstück besteuern wollte. Der große und einfache Gedanke Rowlands Hill, der übrigens bisher weder bei der Post und noch weniger bei dem Telegraphen vollständig durchgeführt worden ist, daß der größere Theil der Kosten der Brief- und, setzen wir bei, der Telegrammbeförderung in der Sammlung, Ordnung, Abgabe der Depeschen und der kleinere und durchaus nicht der Länge des Weges und dem Gewichte der Briefe proportionelle Theil in ihrem Transporte liege, hat diese Ermäßigung des Porto sehr erleichtert. Gegenwärtig kann man sagen, das der Charakter des Porto als Abgabe nur noch bei dem Transporte der Briefe in Frankreich und selbst hier in geringem Maße klar ausgeprägt sei. Bei einer Roheinnahme von 66 Mill. Fr., einem Kostenbetrage von 51 Mill. bietet dort das Postgefälle eine Reineinnahme von 15 Mill. Fr. In Nord-America ist es Gesetz, daß die Post nie eine Ertragsquelle des Staates werden darf; erreicht der Reinertrag eine bestimmte Größe, so wird die Postgebühr entsprechend ermäßigt. Uebrigens selbst wenn die Post keinen Reinertrag abwirft, leistet sie durch den unentgeltlichen Transport der Staatsdepeschen überaus große Dienste. 1854 wurden in Frankreich Erhebungen in dieser Richtung gepflogen, es zeigte sich, daß die Post 31 Mill. Staatsdepeschen befördert hatte, für welche bei 40 Mill. Fr. Porto hätten bezahlt werden müssen; die Ergebnisse ähnlicher, im Jahre 1862 eingeleiteter Erhebungen sind noch nicht bekannt. Welche außerordentliche Umwälzungen im Verkehre eine glückliche Steuerreform — wir sagen nicht erzeugt, denn keine Maßregel der Regierung vermag eine Frucht zu treiben, zu welcher im Volke nicht die Keime liegen, aber wohl — hervorruft, zur Blüthe bringt, zeigt eben das Beispiel Hills. Im Jahre 1837 bis 1838, dem letzten vor seiner Reform, betrug die Anzahl der in Großbritannien beförderten Briefe 82 Mill., im Jahre 1840, dem ersten der

vollständig durchgeführten Reform — 1 Penny, ungefähr 4 kr. in Silber, für jeden Brief, der nicht schwerer als 1 Loth englisches Gewicht (15½ Grammes), durch ganz Großbritannien — hatte sich ihre Zahl bereits mehr als verdoppelt, 1852 betrug ihre Zahl 360 Mill., 1861 593 Mill. Der Reinertrag der Post belief sich 1861 noch höher als vor der Reform, auf 1·7 Mill Pfd. St. Nord-America hat, was die Wohlfeilheit des Briefporto betrifft, das Mutterland noch übertroffen, um 3 Cents (etwa 6 kr.) wird ein Brief, zwei englische Loth schwer, 600 deutsche Meilen weit befördert. Auf einen Einwohner kommen jetzt in England 21 Briefe, während in der Schweiz 10, in Frankreich und Preußen 8, in Oesterreich etwa 3 auf den Kopf gerechnet werden.

Noch mehr als das Briefporto ist allgemein das Porto für Journale und Zeitungen, Drucksorten, Waarenmuster, Geschäftspapiere ermäßigt, und auch hier ist die Vermehrung der Sendungen der Ermäßigung auf dem Fuße gefolgt. Selbstverständlich wird die Post auch zur Versendung von Geld und Geldwerthen benützt. Die Wahrnehmung, welche große Geldmassen auf solche Weise nutzlos hin und her geführt werden, hat die Hinausgabe von Postanweisungen veranlaßt, das Postamt des Aufgebers stellt ihm gegen baren Empfang des von ihm bestimmten Betrages eine Anweisung auf das Postamt des Adressaten zur Auszahlung einer gleichen Summe an den letzteren aus. In Frankreich ist diese Art der Geldrimessen die einzige im Postverkehr gestattete. 1861 sind 3547 Anweisungen auf 90·3 Mill. Fr. ausgestellt worden, 1859 während des italienischen Krieges waren die betreffenden Zahlen sogar 3879 und 93·4 Mill. Fr. In England sind in den letzten Jahren diese Postanweisungen von der Regierung auch zur Einsammlung und Anlegung von Geldern in den von der Regierung beschützten Sparcassen benützt worden. Die Postämter sind gewissermaßen die Agenten dieser Cassen.

Der Telegraph giebt bis jetzt noch nicht so günstige Ergebnisse wie die Post, der Grund liegt zum Theile darin, daß unter den Auslagen jene auf Errichtung und Vervollständigung der Linien noch immer einen großen Platz einnehmen, die Telegramme des Staates zu viel Zeit und Kraft kosten und die Gebühren allzu hoch sind, um eine umfangreiche Benützung zu gestatten, das größte Hemmniß liegt aber in der Sache selbst: Die Telegramme können nicht gleich den Briefen alle auf einmal und gleichzeitig befördert werden, sondern eines muß auf das andere warten; ohne neue Drähte und neue Beamte ist Tag für Tag nur die Abfertigung einer höchst beschränkten Zahl möglich. In Preußen, Belgien, Württemberg, Baden ist aber dessenungeachtet der Telegraph schon jetzt activ.

Aus den vielen von Parieu erörterten Staatsabgaben heben wir schließlich noch eine, jene vom öffentlichen Fuhrwerk, wegen der interessanten wissenschaftlichen Fragen heraus, die sich daran knüpfen. In Frankreich war vor der Revolution auch der regelmäßige Personentransport auf den Staatsstraßen ein Staatsmonopol, es wurde im Wege der Verpachtung ausgeübt. Die Revolution hob diese Pachtung mit allen anderen auf und es trat die Regie ein. Diese bewährte sich nicht, und die Stelle des Monopols nahm eine Abgabe auf das

öffentliche Fuhrwerk, sowohl die Messagerien und Stellwägen als das Platzfuhrwerk, ein (Gesetz vom 9. vendémiaire an VI). Sie bestand in 10 pCt. des Rohertrages des Personentransportes für das den Verkehr zwischen entfernteren Orten in regelmäßig wiederkehrenden Perioden betreibende Fuhrwerk und in fixen nach der Zahl der Plätze bemessenen Beträgen für das Platzfuhrwerk. Das Gesetz vom 5. ventôse an XII unterwarf beim Fuhrwerk ersterer Art auch den Transport von Waaren der Gebühr. Später wurde die Abgabe auch auf den Personentransport mittelst Wasserfahrzeugen und mittelst Eisenbahnen und auf die Eilfrachten der letzteren ausgedehnt. Bei den Eisenbahnen wurde zuerst im Fahrpreise, von welchem die 10perc. Abgabe zu berechnen ist, die eigentliche Transport- und Bahnbenützungsgebühr unterschieden und die Abgabe nur von ersterer berechnet, 1855 hörte dieser Unterschied auf. Der Ertrag beläuft sich auf beinahe 30 Mill. Fr. Erst 1863 wurde eine ähnliche Steuer — wenngleich in der Form einer Communalabgabe — auch auf die Wagen und Pferde der Reichen gelegt In England bestand seit Ende des 17. Jahrhunderts eine „Genußsteuer“ — um uns des Ausdruckes Parieu's zu bedienen — auf Wagen und Pferde der Reichen, ein Jahrhundert später lehrte die Finanznoth dieselbe auch auf die Messagerien und das Platzfuhrwerk auszudehnen, später wurde ihr auch der Personenverkehr der Eisenbahnen in England und Schottland unterworfen, aber die Gebühr ist gering und wird immer mehr ermäßigt. Vom Platzfuhrwerk z. B. wurden früher 10 Schilling die Woche erhoben, seit 1853 nur 7 Schilling, die Eisenbahnen zahlten früher 5 pCt. des Reinertrages vom Personentransporte, seit 1863 bloß 4 pCt. Als Beweis des Einflusses solcher Ermäßigungen wird angeführt, daß seit 1853 die Zahl der Platzfuhrwerke in London von 3224 auf 6872 sich vermehrte, doch ist nur zu bekannt, durch wie viele Ursachen solche Vermehrungen des Lohnfuhrwerkes bestimmt werden.

Wir lernen aus dieser Darstellung, wie im Steuerwesen aus den verschiedensten, ja gerade entgegengesetzten historischen Reihenfolgen dasselbe Resultat, die Verallgemeinerung einer ursprünglich partiellen Steuer, hervorgeht, der alte Spruch: „Alle Wege führen nach Rom“, findet hier eine ganz eigenthümliche Bewahrheitung. Wir sehen ferner, wie weit rationeller die Besteuerung in England als in Frankreich geleitet wird. Dort erkennt man das Princip, daß an und für sich die Steuer auf das dem allgemeinen Verkehr dienende Fuhrwerk sich nicht rechtfertigen lasse, da es vorzugsweise ein Mittel zur Betreibung der Geschäfte und nicht des Vergnügens (des Genusses) ist, solche Mittel aber kein Gegenstand der Besteuerung sein sollen. Jener Geschäftscharakter tritt besonders bei den Fahrten auf weitere Entfernungen hervor, daher vor dem Forum der Wissenschaft sich höchstens die Besteuerung des Platzfuhrwerkes vertreten läßt. In England ermäßigt man daher die Steuer, welche ganz aufzuheben die Verhältnisse nicht gestatten, während man in Frankreich die unstatthafte Steuer noch erhöht.

Die Eigenthümlichkeiten der englischen und der französischen Auffassung und Sitte machen sich noch schärfer in den Departemental- (Grafschafts-) und Ge-

meinde- (Kirchspiel-) Abgaben beider Länder geltend. Dort ganz eigene, von den Abgaben des Staates nach Gegenstand und Form geschiedene, meist directe, von den Vertretern der Grafschaften und Kirchspiele, wenn auch innerhalb der Schranken des Gesetzes, doch frei, ohne Einfluß der Regierung, festgesetzte Abgaben; hier fast durchaus Zuschläge zu den Abgaben des Staates oder wenn selbstständig, indirecte Abgaben, Octrois, jede einzelne an die Zustimmung der Organe der Regierung gebunden, ja in gewissen Fällen durch die letzteren von Amtswegen auferlegt. Selbstverständlich bestimmt auch in England das Gesetz, welche Abgaben, bis zu welcher Höhe und zu welchen Zwecken von den Localvertretungen erhoben werden können; den Gemeinden hier vollkommen freie Hand lassen, könnte Hemmungen des inneren Verkehrs, Beeinträchtigungen der Hülfsquellen des Staates veranlassen. Wir erinnern uns aus unserem Amtsleben einer Gemeinde Böhmens, welche für ihre Bedürfnisse allen in ihrem Weichbilde erzeugten Zucker ohne Rücksicht auf den Ort seines Verbrauches besteuern, und einer Gemeinde Tirols, welche mit einer Wegmauth alle durch und nach dem Orte geführten Waaren treffen, die aus dem Orte ausgeführten hingegen mauthfrei lassen wollte. Die Octrois Frankreichs und Belgiens waren zu einer wahren Landplage geworden, so zahlreich und hoch waren sie; in Belgien hat der Staat mit großen Opfern sie abgelöst und entschädigt die Gemeinden aus dem Ertrage gewisser indirecter Abgaben, in Frankreich kämpft die Regierung seit Jahren gegen sie an, und sucht durch erschwerte Bedingungen der Bewilligung und durch Festsetzung von Maxima der Steuersätze zu helfen.

Ueberhaupt sollte den Gemeinden die Einführung indirecter Abgaben, selbstständiger oder in Form von Zuschlägen, erst dann gestattet werden, wenn die directen Gemeindesteuern eine bestimmte, der Leistungsfähigkeit der Besteuerten entsprechende Höhe erreicht haben. Die Versuchung, den Nutzen gewisser Einrichtungen für sich zu behalten und deren Kosten Andere bezahlen zu lassen und mit Leichtigkeit Auslagen beizustimmen, welche zunächst durch Andere aufgebracht werden, liegt allzu nahe. Eine Straße nützt vorzugsweise denjenigen Ortsbewohnern, welche etwas zu verführen haben, werden die Kosten auf den Bier- oder Mehlverbrauch umgelegt, so werden die Lasten großentheils von den eigentlichen Nutznießern ab- und Anderen zugewälzt; ein kostspieliges Gemeindehaus wird sicherlich nicht gebaut, wenn die Herren Gemeinderäthe und deren Standesgenossen durch Zuschläge zu ihren directen Steuern die Kosten hereinzubringen haben.

Ein Anhänger der neueren Schule der Volkswirthschaft hat vorgeschlagen, gerade so wie es in England der Fall ist, bei jeder einzelnen Localumlage genau auszudrücken, zu welchem Zwecke sie bestimmt sei, und sie selbstverständlich nach den Kosten dieses Zweckes zu bemessen. Man meint, wenn jede Gemeinde ihre besondere Steuer für Besoldungen der Beamten, Diäten, Honorare, Schreib-, Druck- und sonstige Kosten der Gemeindevertretungen, Bauten für Zwecke der Repräsentation und Verwaltung, öffentliche Reinlichkeits- und Gesundheitspflege, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten hätte, würde sicherlich in kürzester Zeit ein dem Be-

dürfniß mehr entsprechendes Gleichgewicht zwischen den betreffenden Ausgaben hergestellt werden. Gegen diesen Vorschlag läßt sich nur einwenden, daß ein gegliedertes Budget und dessen Würdigung durch die Presse ohne die Erschwerung der Verrechnung, welche eine Folge jenes Vorschlages wäre, denselben Zweck erfülle.

Daß gewisse Steuern — im Allgemeinen wären hieher zu rechnen: Steuern auf Diener, Pferde, Wagen, Hunde, öffentliche Belustigungen, Ankündigungen, Leichenbegängnisse, Grabstätten, Stand- und Marktgelder und andere Gebühren für Benützung der öffentlichen Wege und Plätze und des Luftraumes ober denselben — ganz vorzugsweise zu Localabgaben sich eignen, haben wir schon erwähnt.

Wir haben hiemit unsere Darstellung beendet. So wie wir sie mit der Anerkennung der Verdienste des Verfassers begonnen haben, so erlauben wir uns sie mit einer ähnlichen Anerkennung zu schließen: Die Masse der Thatsachen, die sein Buch bringt, ist eine außerordentlich große; da es die gleichartigen vieler Länder einander gegenüber stellt, erleichtert es ihre Würdigung und Vergleichung; die Urtheile, die es ausspricht, sind nüchtern und gesund und von einseitigen Auffassungen, Vorurtheilen, überspannten Anforderungen so weit frei, als dies von dem Werke eines Mannes bestimmter Bildungs- und Geschäftskreise erwartet werden kann. Zu wünschen läßt es allerdings vieles übrig, in der Geschichte eine Begründung der einzelnen Finanzmaßregeln durch die Bedürfnisse und Ansichten der maßgebenden Männer und ihrer Umgebung und eine Beurtheilung jener Verfügungen durch die Wirkungen, die sie auf die Volks- und Staatswirthschaft übten, in Darstellung der Erscheinungen der Gegenwart größere Vollständigkeit, in der Anordnung der Einzelnheiten ein rationelleres und durchgreifenderes System, endlich im Urtheile selbst größere Tiefe und Offenherzigkeit. Aber was wir auch im Einzelnen auszusetzen haben, das Werk giebt Zeugniß von dem wissenschaftlichen Ernste seines Verfassers und des gesammten heutigen Frankreich, des Landes, dem er es dargeboten hat.

Dr. C. F. H.

Hieronymus Hirnhaim.

Ein Beitrag zur Geschichte der philosophisch-theologischen Cultur im 17. Jahrhundert, von Dr. **C. S. Barach.**

(Wien 1864, Verlag von Wilhelm Braumüller.)

In dieser Schrift setzt der Verfasser seine Studien über die skeptische Geistesrichtung im 17. Jahrhundert, als deren Frucht bereits die Würdigung Daniel Huets als Philosoph erschien, fort.

Hieronymus Hirnhaim — zu Troppau im Jahre 1637 geboren, seit seinem 21. Jahre dem Prämonstratenserorden angehörig und in Prag als Professor der

Theologie und Philosophie am St. Norberts-Collegium, dann als Abt seines Klosters bis zum im Jahre 1679 erfolgten Tode thätig — verdiente schon hinsichtlich des Schauplatzes seines Lebens und Wirkens die Beachtung des österreichischen Forschers.

Auf Grundlage des auch im Titel so bezeichnenden Hauptwerkes Hirnhaims: „De Typho generis humani etc." giebt der Verfasser eine umfassende Uebersicht der Ansichten Hirnhaims über Wissenschaft, Welt und Leben, und nachdem hiedurch ein deutliches Bild der geistigen Persönlichkeit dieses Denkers gewonnen ist, wird dieselbe aus dessen Bildungsgang und den Culturzuständen jener Zeit bündig und treffend erklärt.

Hirnhaim tritt uns hienach als ein frischer, unbefangener, dabei innig religiöser Mensch entgegen. Die durch den dreißigjährigen Kriegssturm arg geschädigten wissenschaftlichen Bestrebungen kamen wieder empor, wurden aber in so höchst einseitiger, mehr auf Spitzfindigkeit als auf Wahrheit absehender Weise bearbeitet, daß in dem vom Ideale echter Weisheit erfüllten Geiste Hirnhaims die Ueberzeugung sich festigte, es sei auf diesem wissenschaftlichen Wege dieselbe nimmer zu erreichen. Freimüthig erklärte er, ein Mann, der in hohen geistlichen Ehren stand, das ganze theologische Wissen sammt und sonders für unsicher; „selbst über das Dasein Gottes giebt es keinen so zwingenden Beweis, daß ihn ein Atheist nicht zu widerlegen vermöchte; was soll gar über das Wesen Gottes sicher sein". Mit großer Sachkenntniß prüft er ferner die Philosophie, Physik, Mathematik, Medicin und Jurisprudenz und bemerkt nicht ohne Humor, daß wir über unseren Körper nicht viel mehr wissen, als über unsere Seele, obwohl er greifbar und sichtbar ist; er hebt hervor, welche Unwissenheit über die Verbreitung der Krankheitsstoffe, die Blutbereitung, das Wesen des Contagiums und gar über das Geheimniß der Zeugung herrsche. Wie sehr widersprechen sich, ruft er aus, die Rathschläge und Heilmethoden der Aerzte. Wenn der eine zum Kalten räth, räth der andere zum Warmen, glaubt der eine eine hektische Krankheit vor sich zu haben, so glaubt der andere das Gegentheil, wenn auch keiner von beiden die Natur der Krankheit erforscht hat. Auf eben so schwachen Füßen geht die Rechtswissenschaft, das jus canonicum nicht ausgenommen, da auch hier jede Ansicht oder Behauptung Gefahr läuft, durch eine entgegengesetzte umgestürzt zu werden, worauf bekanntlich die Kunst der Advocaten beruhe.

Nachdem er so die einzelnen Wissenschaften hinsichtlich ihres Gehaltes an strenger Wahrheit beurtheilt hat, wendet sich Hirnhaim zu den umfassenden wissenschaftlichen Welterklärungen und zeigt, wie ungenügend selbst die tiefsinnige Welterklärung des Marcus Marci, eines 1665 verstorbenen Professors der Medicin an der Prager Universität, sei, als deren Anhänger er sich übrigens in Ermanglung einer besseren Weltbetrachtung erklärt. Er wünscht sogar, daß diese wenig verbreitete Weltanschauung größeren Anklang finden und durch klare und faßliche Bearbeitung in weitere Kreise dringen möge

Sehr ergötzlich wird Hirnhaim, indem er nun das Treiben der Gelehrten seiner Zeit schildert und ihr Cardinallaster, den Dünkel, geißelt, wie sie, voll überflüssiger Speculationen, wunderseltener Feinheiten, neuer Auflösungen wissenschaftlicher Schwierigkeiten, ihr Leben mit eitlen Reden hinbringen, anstatt die zahllosen Gebrechen und Mängel ihres Charakters zu erkennen und zu bessern. Die unmittelbare Folge dieses gelehrten Hochmuthes sei die verderbliche Sucht Bücher zu schreiben. „Denn wer heutzutage einer Kunst oder Wissenschaft nur ein wenig kundig ist, macht sich gleich, gekitzelt durch die Eitelkeit, seinen Namen berühmt zu machen, ans Schreiben. Unsere Bibliotheken werden durch zahllose Bände vermehrt, die Wissenschaften aber nicht bereichert". Er nennt ferner die Gelehrten die eigensinnigsten und befangensten Menschen, die es giebt; denn „sie alle leben der Ueberzeugung, daß sie alles erfaßt haben und daß nirgends heller als in ihrem Verstande die Sonne der Wahrheit leuchte".

Als Resultat seiner Betrachtungen findet Hirnhaim, daß in Erwägung der Unverläßlichkeit und der vielen geradezu verderblichen Folgen einseitiger Wissenschaftlichkeit die unverkümmerte Wahrheit in der Wissenschaft nicht zu finden sei. Hierin unterscheidet sich der christliche Skeptiker Hirnhaim von den heidnischen Skeptikern des Alterthums; er sagt nicht, daß die Wahrheit für den Menschen überhaupt unerreichbar sei, sondern nur, daß sie durch die Wissenschaft nicht zu Stande gebracht werden könne. Die Weisheit quillt nicht aus dem Wissen, sondern vielmehr aus dem Handeln; sie ist nicht nur Ausbildung des Verstandes, sondern Vervollkommnung des Willens durch Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung, und das ist die echte Wahrheit, aus welcher sittliche Thaten hervorwachsen, sie ist als das höchste Ziel zu betrachten, das wir in dieser Welt erreichen können. Dies ist die Weisheit der Gerechten, deren Lehrer Christus ist.

Zur geschichtlichen Würdigung der dargelegten Denkart Hirnhaims stellt der Verfasser zunächst die Schriftsteller zusammen, die sich bei Hirnhaim citirt finden, und zeigt dadurch, inwieferne Gedanken Anderer auf ihn Einfluß genommen haben; betrachtet dann die geistigen Zustände der Zeit, in welche Hirnhaims Entwicklung und litterarisches Wirken fällt, da dieselben als wesentlich bedingende und mitwirkende Momente seiner eigenthümlichen Geistesrichtung erscheinen und endigt mit folgenden Worten: „Die Bedeutung der Denkart Hirnhaims liegt vornehmlich darin, daß sie ausgegangen ist von einer Persönlichkeit, der es darum zu thun war, Ueberzeugungen gegen sophistische Ueberredung geltend zu machen, an die Stelle leeren Wissens sittliches Handeln zu setzen und an dem Leitfaden der Selbsterkenntniß den Hochmuth eingebildeter Wissenschaft zu überwinden. Wenn ihr auch viele Widersprüche, Auswüchse und Einseitigkeiten anhaften, so bleibt sie doch das Zeugniß eines von reformatorischem Streben erfüllten Geistes, der nicht nur über seine Zeit hinausging und eine bessere Zukunft ahnte, sondern sie herbeizuführen thätig war. Vom Standpunkte der Philosophie und Wissenschaft ist Hirnhaims Bedeutung eine geringere Denn eine ernstliche Begründung der Skepsis hat er nicht unternommen".

Nicht um die Lecture dieses verständig und geschmackvoll geschriebenen Büchleins überflüssig zu machen, sondern um zu derselben anzuregen, haben wir aus dessen reichem Inhalt das Vorstehende herausgegriffen Zum ersten Male wird hier quellenmäßig die Stellung Hirnhaims in der Geschichte der Philosophie richtig angegeben; verdient die Schrift daher vor allem die Aufmerksamkeit des Fachmannes, so ist sie doch auch jedem Gebildeten verständlich und interessant. Man kann aus derselben entnehmen, daß klare Einsicht in vielen geistlichen und weltlichen Fragen und eine vorurtheilsfreie Betrachtung des Lebens nicht, wie man so häufig hört, eine Errungenschaft der neuesten Zeit sei, sondern daß es zu allen Zeiten Männer gegeben habe, die das Richtige erkannt und auch angestrebt haben, daß es aber eigenthümliche Schwierigkeiten giebt, warum das als richtig Erkannte und Bekannte dennoch nicht in Vollzug gesetzt werden kann. Viele dieser Hindernisse kennt jeder, der mit offenem Blick seine Zeit und die mit ihm lebenden Menschen, sich selbst nicht ausgenommen, betrachtet; andere, auf die man vielleicht weniger achtet, haben sich in vergangenen Zeiten bemerklicher gemacht; es überrascht dann, in einem vor Jahrhunderten verfaßten Buche Stellen zu finden, die so gut auf vorhandene Zeitverhältnisse passen, als wären sie einem noch feuchten Tagesblatte entnommen.

R.

Beiträge zur Geschichte Kaiser Karls V.

Briefe Joachim Imhofs an seine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547. Mitgetheilt von **J. K. F. Knaake**, Diaconus an der evangelischen St. Martins-Kirche zu Heiligenstadt.

(Stendal 1864, Franzen u. Große.)

H. M. Möchten wir diese Briefe, welche der Herausgeber aus den in der Bibliothek der St. Katharinen-Kirche zu Salzwedel befindlichen Originalien mittheilt, auch nicht gerade unmittelbare Beiträge zur Geschichte Karls V. nennen, so begrüßen wir sie doch als einen in mancher Beziehung belehrenden Beitrag zur Charakteristik seiner Zeit. Der Briefsteller gehört der so häufig genannten Familie Imhof an, die ihren Hauptsitz in Nürnberg hatte, und diente im kaiserlichen Heere. Die Stellung, welche er da einnahm, scheint zwar keine hervorragende gewesen zu sein, aber offenbar ließ er sich Zeit und Mühe nicht verdrießen, um Erkundigungen einzuziehen und seine Vettern mit Neuigkeiten aus dem Kriegslager zu bedienen, und schöpfte dabei aus guten, verläßlichen Quellen. Seine Briefe bilden daher ein recht interessantes Lager-Itinerar. Seine Erzählungsweise ist schlicht, aber lebendig, dabei naiv und treuherzig, sein Urtheil unbefangen und meist richtig. Unwillwillkürlich rollt er ein Bild des Heerwesens und Kriegerlebens im 16. Jahrhundert auf, das für die vaterländische Kriegsgeschichte nicht ohne Werth ist. Das

Getümmel des Lagers, die Gebräuche und Einrichtungen im Lanzknechtheere, der Angriff und die Vertheidigung, besonders im Festungskriege, der verwegene Sinn und gelegentlich in Raubsucht und Grausamkeit gipfelnde Uebermuth der Söldlinge — alles tritt hier in frischen bunten Gruppen vor unsere Augen.

Der interessantere Theil sind die Briefe, welche in den Jahren 1543 und 1544 während des Krieges mit dem Herzog von Cleve und dem König Franz geschrieben sind Am 23. August 1543 schickt der Kaiser an die Stadt Düren einen Trompeter mit der schriftlichen Aufforderung, sich gutwillig zu ergeben. Die Dürener aber antworteten trotzig: Der Trompeter möge „sich heben", sie könnten den Brief zu dieser Zeit nicht lesen. Darüber zeigt sich der Kaiser „sehr verschmacht" (aufgebracht), und sofort ergeht der Befehl, in der Nacht 24 Karthaunen auf die nächsten Schanzen zu führen und dann das Feuer zu eröffnen. Am 24. August mit Tagesanbruch wird die Stadt „zu dem Sturm beschossen", und noch ehe das Feuer seine volle Wirkung gethan, begannen kurz nach der Tischzeit die spanischen und italienischen Truppen während des Schießens zu stürmen. Eigentlich hätte der Sturm erst Abends beginnen und dann auch die deutschen Regimenter Georg von Regensburg und Georg von Salzburg mit 14 Fähnlein daran Theil nehmen sollen, aber die Spanier und Italiener wußten, daß aus dem Lande vieles Gut in den Ort geschafft worden war, und die Hoffnung, die Beute für sich allein zu machen, bewog sie, noch vor der anberaumten Zeit zu stürmen. Dreimal wurden sie von dem Walle zurückgeschlagen, wobei gegen 400 Italiener fielen und viele verwundet wurden. Aber der vierte Anlauf gelang und fürchterlich rächte die ergrimmte Soldateska das Blut ihrer Kameraden.

Die deutschen Kriegsleute gingen, wie frei von der Gefahr des Stürmens, so auch leer an Beute aus, und der Kaiser suchte ihren Unmuth dadurch zu beschwichtigen, daß er ihnen versprach, die nächste Stadt, groß oder klein, die sich zur Wehre setzen würde, sollte von den Deutschen gestürmt und diesen preisgegeben werden.

Nach der Unterwerfung Gelderns bewegt sich das kaiserliche Heer gegen die französische Grenze. Darauf hin läßt der König von Frankreich eine Schlacht anbieten, und zwar an der Grenze des Hennegau. Wirklich erwarten die Kaiserlichen in weitem freiem Felde, „unvergraben und unverschanzt", drei Tage lang die angebotene Schlacht, aber kein Feind läßt sich blicken, und so ziehen sie weitere sechs Meilen auf Frankreich zu, bis vor die Stadt „Guessa" (Guise), wo sie wiederum drei Tage lang im offenen Felde vergebens auf den Feind warten und dann vor das Städtlein „Landerschi" (Landrecis) rücken, welches von den Feinden besetzt und stark befestigt ist. Da die Franzosen jedoch besorgen, daß in Landrecis Mangel an Proviant sei, bricht der König von Frankreich nebst dem Dauphin mit 80.000 Mann auf und steht am 29. October eine Meile weit von den Kaiserlichen, in „Schadeo kamerin" (Chateau Cambresis), wo die Franzosen sich im Umfange einer Meile verschanzen und vergraben und vorgeblich die angekündigte Schlacht erwarten, in der That aber nur die Absicht haben, Landrecis zu verproviantiren. Die

Kaiserlichen, die es wirklich auf ein Treffen abgesehen glauben, ziehen dem Feinde in voller Stärke entgegen, lagern und warten zwei Tage lang in der Schlachtordnung auf die Ankunft des Feindes, der wiederum ausbleibt und nur seine Reisigen mit den Kaiserlichen scharmützeln läßt, um glauben zu machen, als sei es ihm Ernst mit der Schlacht; unterdessen hat er Landrecis „stark gespeist" (verproviantirt). Die Kaiserlichen versuchen wiederholt eine Schlacht anzufangen und ihre Reiter stechen und schlagen bis in die feindlichen Schanzen hinein, aber die Franzosen bezeigen keine Lust sich zu schlagen, und als darauf die Kaiserlichen sich einen Tag Ruhe gönnen, um am anderen Morgen das Lager des Feindes zu überfallen, ist dieser unerwartet in der Nacht abgezogen.

Im April des folgende Jahres, 1544, trifft Imhof im kaiserlichen Lager zu Cambray ein. Als der Kaiser begehrt, daß von den sieben Fähnlein der dortigen Besatzung drei nach Ardois ziehen sollen, müssen die sieben Hauptleute darum spielen (würfeln), wer bleiben oder gehen soll. Unter den durch das Los zum Abmarsch bestimmten befindet sich auch der Hauptmann Imhofs, und so muß auch Letzterer sich dem Zuge anschließen. An der Grenze von Ardois stoßen zu den erwähnten drei deutschen Fähnleins 5000 Mann englischer Truppen zu Roß und zu Fuß, die es nach Imhofs Schilderung sehr übel treiben, denn die zu Fuß thun nichts als Dörfer plündern und auch die zu Roß reiten von einem Dorfe zu dem anderen und brennen ein Haus nach dem anderen nieder. „Ich habe gemeint", sagt Imhof, „die Spanier seien grausam, aber die englischen machen sie fromm und sind gar lauter Teufel, sie haben auf diesem Zug einen solchen Jammer verbracht, daß es kein Wunder gewesen, wenn vom Himmel ein Zeichen geschehen wäre". In der That sträubt sich die Feder, die Gräuel zu verzeichnen, welche diese englischen Miethlinge treiben Sie begnügen sich nicht, Frauen und Mädchen, die sich vor ihnen in Wälder und auf Berge flüchten und ihnen zuletzt in die Hände fallen, Schmach anzuthun, sondern schneiden ihnen dann noch ein Kreuz in die Brust und in andere Körpertheile und lassen sie so liegen und verbluten. Beim Plündern sind sie noch schneller als die Spanier, so daß ihnen gegenüber die sonst gespannten Deutschen und Spanier zusammenhalten und gerne über die Engländer herfallen würden, wenn sie an Zahl so stark wie diese wären.

Die Stadt Lützelburg, die anfangs hartnäckigen Widerstand zu leisten droht, ergiebt sich, durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, am 6. Juni 1544 und kommt mit Geschütz und Munition in die Gewalt der Kaiserlichen, die nun in Lothringen einrücken. Dieses Land aber zeigt sich „besser französisch denn kaiserisch"; namentlich sind die Bauern sehr schwierig und führen weder Futter noch Getreide zu. Dafür laufen die Kriegsknechte in die Dörfer und nehmen, was ihnen unter die Hand kommt. Am 14. Juni langt das Heer vor dem Städtlein „Comarschi" (Commercy) an, das durch 400 Franzosen vertheidigt wird, welche bei der Ankunft der Kaiserlichen die Vorstadt sammt der Stadt und dem einen der dort befindlichen beiden festen Schlösser niederbrennen und dann in dem anderen Schlosse sich zur Wehre setzen, doch nur auf kurze Zeit, denn die Feuerschlünde

der Belagerer zwingen alsbald zur Unterwerfung. Den Frauen wird Gnade zugesagt, die Männer aber müssen auf Gnade und Ungnade sich ergeben; der in dem Schlosse commandirende Graf wird zum Gefangenen gemacht, ein Theil der Besatzung durch die Spanier niedergestochen.

Die Stadt Lingne (Ligny), welche ebenfalls die Aufforderung ablehnt, wird am 29. Juni aus drei Schanzen mit 14 Stück „Mauerbrecher" zum Sturm beschossen. Noch im letzten Augenblicke erbietet sich der Graf von Ligny zur Unterwerfung und findet Gnade: dennoch dringen die Spanier durch eine Bresche in die Stadt und machen große Beute. Die Deutschen haben dabei abermals das Zusehen und gehen leer aus, und Imhof kann seinen Unwillen, daß man den Spaniern zum Nachtheile der anderen Truppen jede Willkür gestattet, nicht unterdrücken: „was die Spanier handeln, ist wohl gethan, und was sie thun ist uns Deutschen bei Aufhängen und Kopfabschlagen verboten; darum gedenken wir nicht reich bei ihnen zu werden, denn sie gönnen uns im Herzen nichts Gutes".

Weniger inhaltreich sind die Mittheilungen, welche Imhof in späteren Briefen über die Begebenheiten des schmalkaldischen Krieges macht. Obgleich selbst Kriegsmann, erschrickt er doch vor den Gräueln des Krieges und verurtheilt die Grausamkeit und Raubsucht der Spanier, Welschen, „Huessern" (Hußaren) und seiner eigenen Landsleute.

In einem am 21. Juni 1547 vor Halle geschriebenen Briefe erzählt Imhof denselben blutigen Lagerstreit zwischen den deutschen und spanischen Truppen, den auch der Zeitgenosse und Augenzeuge Zastrow in seiner Chronik erwähnt und bei welchem der Erzherzog Maximilian — Imhof nennt ihn den „jungen König Maximilian" — beinahe ein Opfer geworden wäre. Die Spanier hatten einen „Vortheil" (vortheilhafte Stellung) bei dem Schlosse hinter einigen Schanzkörben genommen, schossen auf die andrängenden deutschen Reisigen und beschädigten gegen 27 Reiter und Pferde. Erzherzog Maximilian eilte herbei, um Frieden zu stiften, aber die Deutschen sahen im Gedränge und Lärmen den „jungen König" für einen „Welschen" an, und es fehlte nicht viel, so wäre er zu Schaden gekommen. Maximilians Rettung erzählt Imhof ausführlicher als Zastrow. Ein armer Edelmann vom Regimente des Herzogs Moriz ersah die Noth des Erzherzogs, sprengte zu seinem Beistande heran und erhielt ihn am Leben. Der Kaiser, der in Person hinzukam und Ruhe stiftete, schlug ihn zum Ritter und versprach ihm eine Herrschaft.

Auch diesmal kann Imhof seinen Aerger nicht unterdrücken, daß die Spanier so leichten Kaufes davon gekommen. „Wo Ihre Majestät noch ein kleines ausgeblieben wären, wäre der „Bock" (die Rauferei) angegangen — denn sie treiben einen solchen Stolz und Hochmuth sowohl mit uns als mit anderen, und Jedermann ist ihnen Feind und nicht günstig — wir würden auch diesmal ihrer Meister geworden sein und ihr Vortheil hätte ihnen nichts geholfen, und sie mögen wohl Acht darauf geben, daß es nicht wieder geschehe".

○ (Zur österreichischen Geschichtslitteratur.) I. Prof. Ottokar Lorenz veröffentlicht in den Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung „Ueber die beiden Wiener Stadtrechtsprivilegien König Rudolfs I." (Aprilheft des Jahrganges 1864 der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe, 46. Bd., S. 72 ff.). Die Resultate, welche der Verfasser mit gewohnter Schärfe und Klarheit entwickeit, sind in kurzem folgende. Zunächst muß die Erzählung von der Empörung der Wiener Bürger gegen Herzog Albrecht von Oesterreich und von der Unterwerfung derselben unter die Landeshoheit des Fürsten (612. bis 619. Capitel der Reimchronik Ottokars) als werthlos für die Rechtsgeschichte Wiens betrachtet werden. Nicht einmal das Jahr, in welches die Empörung der Wiener fallen soll, ist mit einiger Sicherheit festzustellen, und wenn auch nicht geläugnet wird, „daß die Basis der Erzählung der Reimchronik auf irgend welchen thatsächlichen Ereignissen beruhen mag, so ist damit doch nur sehr wenig gewonnen, und der Versuch, diese thatsächlichen Verhältnisse zu reconstruiren, wird als ein sehr gewagter und bedenklicher erscheinen müssen". Für die urkundliche Untersuchung sieht man sich genöthigt die Rechte und Freiheiten der Stadt im 13. Jahrhundert ganz so zu behandeln, als wäre die Erzählung der Reimchronik gar nicht vorhanden. Das nächste, freilich zunächst negative Ergebniß dieser urkundlichen Untersuchung ist aber die Unechtheit beider rudolfinischen Urkunden, sowohl jener vom 20. als vom 24. April. Alle Bedenken, die gegen das zweite Privileg erhoben wurden, lassen sich auf das erste ausdehnen, und das um so mehr, als beide im organischen Zusammenhange stehen oder vielmehr die Urkunde vom 20. die vom 24. April voraussetzt. Der Verfasser begnügt sich indeß nicht mit diesem negativen Ergebnisse, sondern sucht die Entwicklung des Wiener Stadtrechts zu König Rudolfs und Herzog Albrechts Zeit zusammenhängend darzustellen. Als das wesentliche Moment bei einem Vergleiche der rudolfinischen Briefe mit den früheren Stadtrechtsurkunden betont er die durch alle Bestimmungen der ersteren hindurchgehende Tendenz, dem Stadtrathe eine größere Wirksamkeit, „eine bis zur vollen Autonomie reichende Gewalt" zu übertragen. Die Uebertragung der einträglichsten Bußgelder an den Stadtrath und das ius de non appellando sind die beiden Gegenstände, welche zur Erweiterung der Macht des Stadtrathes zunächst angestrebt werden, und so viel scheint sich wohl auch mit Sicherheit bezüglich der Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Landesfürsten sagen zu lassen, daß die Schwierigkeiten eines Ausgleiches gewiß nicht allein in der Reichsunmittelbarkeit der Stadt, welche das von Rudolf bestätigte Friedericianum anerkannte, sondern eben so sehr in den hohen Ansprüchen des Rathes gelegen haben. „Daß sich die Bürger ernstlich gewehrt haben, auf ihre Reichsunmittelbarkeit zu verzichten, so lange ihnen nicht die übrigen Rechte und namentlich die von der Rathspartei in Anspruch genommenen, gewährleistet waren, ist sehr erklärlich und geht daraus hervor, daß sie erst im Jahre 1288 dem neuen Herzoge als solchem ihre Huldigung geleistet und erst in diesem Jahre Albrecht als Herzoge von Oesterreich geschworen haben. Und in diesem Jahre zwang er den Rath, den Verzicht auf die Urkunden Rudolfs zu leisten. Daß der Stadt hiebei ein neues und umfassendes Stadtrecht versprochen sein mußte, wird man erwarten können, aber die Unterhandlungen über das von dem Herzoge zu gewährleistende Stadtrecht scheinen sich lange hingeschleppt zu haben, denn die Urkunde, in welcher Albrecht das Wiener Stadtrecht zusammenfaßt, ist erst nach acht Jahren ertheilt worden".

In diese Zeit nun fällt, nach der Annahme des Verfassers, die Abfassung der uns gegenwärtig vorliegenden sogenannten rudolfinischen Urkunden. „Von Seite des Rathes mag damals ein Entwurf ausgearbeitet worden sein, der nicht bloß die echten Privilegien enthielt, sondern auch alle diejenigen Statuten, deren Gewährleistung man besonders wünschte". Die Urkunden vom 20. und 24. April erscheinen demgemäß „als eine Privatarbeit des Stadtrathes zu dem Zwecke, die wirklichen und

beanspruchten Rechte der Stadt dem Herzoge Albrecht zur Sanction vorzulegen. Daraus erklären sich dann die Interpolationen zu Gunsten des Stadtrathes und die hohe Stellung, welche der letztere überhaupt in diesem Entwurfe prätendirt. Hatte man nach den gegebenen Verhältnissen auch nicht die Reichsunmittelbarkeit der Stadt aufrecht erhalten können, so wollte man wenigstens eine gewaltige Stelle des Rathes durchsetzen und seine Selbstständigkeit nach Möglichkeit auch unter der landesfürstlichen Herrschaft in politischer und richterlicher Beziehung retten. Auf diese Weise erklärt sich auch die formlose Art, in welcher die Statuten an einander gereiht sind, und wie dasjenige, was in der einen Urkunde erwartet wird, wie die Bestimmung über den Stadtrath, vielmehr in die andere aufgenommen ist. Endlich begreift sich aus dieser Annahme, wie die echten Urkunden durcheinander geschoben, der Eingang der einen zum Eingang der anderen gemacht worden ist und die Zeugen nur von einer Urkunde mitgetheilt sind."

Noch führt der Verfasser den Nachweis, daß diese Rechtsaufzeichnung dem Herzog Albrecht vorgelegt werden und bei dem von ihm am 11. Februar des Jahres 1296 ertheilten großen Stadtbrief berücksichtigt worden ist. Das allgemeine Ergebniß der Abhandlung ist: Die ursprüngliche Entwicklung des Wiener Rechts bewegte sich durchaus nur auf Grundlage der beiden ursprünglichen Hauptprivilegien, des Leopoldinums und Fridericianums. Darüber hinaus finden wir zwar in Rudolfs Zeit Versuche, dem Stadtrathe eine selbstständigere und erweiterte Gestalt zu gewinnen, aber dieselben scheitern an der festen Handhabung der landesfürstlichen Macht des habsburgischen Geschlechtes.

II. Der vierte Band der auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs Ludwig II. von Baiern herausgegebenen „Forschungen zur deutschen Geschichte" (von Häusser, Stälin und Waitz) bringt uns eine Abhandlung: „Die Neumark Oesterreich und das Privilegium Heinricianum", von dem Mitarbeiter dieser Blätter, Herrn Moriz Thausing. Der Verfasser selbst faßt die Resultate der in hohem Grade anziehenden und geistreichen Untersuchung wie folgt zusammen. Als sicheres Ergebniß erscheint: 1. daß die im Jahre 1043 eroberte und Leopold verliehene, im Jahre 1045 von Siegfried (dem räthselhaften Markgrafen, der so lange schon die Aufmerksamkeit der österreichischen Geschichtsschreiber beschäftigt) verwaltete Neumark, das Land zwischen Fischa, Leitha, March und Thaya und eine Grenzlinie umfaßt habe, welche von der Fischa-Mündung nordwärts bis in die Gegend von Strachotin, d. i. Tracht in Mähren, verläuft; 2. daß eine frühere Ueberlassung dieses colonisirten Landstriches an König Stephan nur nach dem Jahre 1025 stattgefunden haben kann; 3. daß, von dem Mangel annalistischer Nachrichten ganz abgesehen, bis zum Jahre 1063 auch kein urkundliches Zeugniß existirt, das auf eine Vereinigung der beschriebenen neueren Mark mit der älteren schließen ließe; 4. daß in und nach dem Jahre 1063 der Markgraf Ernst wie früher in der älteren, so auch in der neueren Mark Oesterreich gebietet und ausgedehnten Landbesitz in der letzteren inne hat; 5. daß der letzte Ungarkrieg Heinrichs III., welcher im Jahre 1050 mit der Verheerung der Neumark begann und in den folgenden Jahren nicht mit Glück geführt wurde, erst nach des Kaisers Tode im Jahre 1058 durch einen Frieden abgeschlossen wurde; 6. daß dieser Frieden um den 20. September 1058 in einer Zusammenkunft der beiden königlichen Höfe an der March ratificirt und durch den Eidschwur der beiderseitigen Großen, wie durch Vollzug einer Familienverbindung befestigt wurde; 7. daß nach jenem Friedensschlusse bei der Rückreise des Königs unter anderem auch dem Markgrafen Ernst ein Donationsdiplom, und zwar am 4. October zu Dürrenbuch unweit der Markgrenze ausgestellt wurde, welches Diplom sodann von einem viel späteren Fälscher zur Unterschiebung des Privilegium Heinricianum benützt wurde. Für höchst wahrscheinlich hält der Verfasser ferner, daß 8. die Ueberlassung der älteren Neumark an

Stephan den Heiligen beim Friedensschlusse von 1031 und 1033 stattfand; 9. daß beim Friedensschlusse 1058 die Reichsgrenze wieder längs der March und Leitha definitiv festgestellt wurde; 10. endlich, daß in der echten Urkunde vom 4. October 1058, die mit einer feierlichen Arenga versehen war, von jenen Landstrichen, welche vordem die Neumark gebildet hatten, und von der früheren Erwerbung derselben durch Kriegsrecht die Rede gewesen sei.

„Unter Würdigung der gleichzeitigen Ereignisse und Staatsverhältnisse", schließt der Verfasser diese Darlegung, „dürfte es gestattet sein, aus all' diesen Prämissen folgende Schlußfolgerung zu ziehen. Nach dem Friedensschlusse des Jahres 1058 wurde von der Taktik Heinrichs III., die sich schlecht bewährt hatte, abgegangen und das Gebiet der Neumark in den Händen des Markgrafen Ernst, der es vielleicht bereits besetzt hatte, rechtlich und dauernd mit der älteren Mark Oesterreich vereinigt. Im Hinblick auf eine stürmische Vergangenheit, in der Befürchtung einer gefahrvollen Zukunft, hätte die Kaiserin Agnes für eine solche Verfügung politische Gründe genug gehabt, auch wenn man keine persönlichen annehmen will. Im echten Diplome vom 4. October 1058 wäre dem Markgrafen zugleich das reiche Allodialgut im Gebiete der Neumark ertheilt worden, in dessen Besitz er die folgenden Jahre erscheint. Das Jahr 1058 aber würde demnach, ähnlich dem Jahre 1156, für die älteste österreichische Geschichte einen Theil jener Bedeutung bewahren, die es durch die Erledigung der Privilegienfrage eingebüßt hat."

G. Wer einmal eine vollständige Geschichte der Wiener Bühnen schreiben will, wird der soeben erschienenen „Rückschau in das Theaterleben Wiens seit den letzten fünfzig Jahren" von Ferdinand Ritter v. Seyfried nicht entrathen können. Der Verfasser schildert aus eigener Anschauung; es ziehen in reicher Fülle Namen an uns vorüber, die in einer oder der anderen Hinsicht im Andenken der Theaterfreunde sich festgesetzt, auch solche, die uns durch die Zeit entrückt sind. Von allen weiß der Verfasser irgend ein Geschichtchen zu erzählen, das wir vergeblich in der pragmatischen Historie suchen würden. Freilich passirt Manches, das der Chronique scandaleuse angehört, und leider hat es der Verfasser auch nicht überall verstanden, die gerade hier so nöthige Objectivität zu wahren; darunter leidet selbst hie und da der Ton der Darstellung.

G. Wir haben den zweiten Band der „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines", redigirt von dem Schriftführer des Vereins, Paul Grohmann, zu verzeichnen. Ein Blick auf den Inhalt überzeugt uns, wie thatsächlich „aufwärtsstrebend" dieser Verein vorgeht, und, die Matadore v. Ruthner, Simony, v. Sonnklar an der Spitze, rüstig daran arbeitet, das Schlagwort: Terra incognita im Wörterbuche der Landeskunde zu löschen. Das Buch zerfällt: 1. in eigentliche Mittheilungen, 2. in Notizen, 3. in den Abschnitt Litteratur. Wir finden Tirol vertreten durch die Mittheilungen: „Ein Gang nach Gurgl" von A. Trientl; „Die Ersteigung der Löffelspitze im Zillerthale" von M. V. Lipold; „Eine Besteigung des Laserling bei Pregarten" von K. v. Sonnklar; „Das Rainthal bei Taufers in Tirol und das Ruthner-Horn" von Ebendemselben; „Die Val Rendena und Val Genova in Süd-Tirol" von Ebendemselben; „Der Thorhelm in der Kitzbühler Gebirgsgruppe" von A. v. Ruthner; Salzburg ist vertreten durch „Lungau's Land und Leute" von H. Wallmann; „Der Rathhauskogel und der Kreuzkogel in der Gastein" von K. Reissacher; Steiermark durch: „Eine Gollingfahrt" von F. Simony und „Aus dem Dachsteingebirge" von Ebendemselben; endlich Kärnten durch: „Die Villacher Alpe (Dobratsch)" von J. Prettner.

Eine sehr interessante, zu praktischen Zwecken verwendbare Partie der 27 Nummern enthaltenden „Notizen" ist das Verzeichniß der Führer auf österreichische Hochgipfel und für Gletscherwanderungen, nothwendig wie das „Stück

Brot" daheim für alle, die mit den Schrecknissen der Alpenwelt bekannt werden wollen.

S. Historische Skizze der Gründner Städte. Von Dr. E. Schwab. Brünn, Separatausgabe aus dem Gymnasialprogramme 1864. Solche Monographieen über einzelne Landestheile sind unbestritten der passendste Gegenstand jener litterarischen Arbeiten, welche nach Vorschrift und Gebrauch den Jahresprogrammen der Mittelschulen beigegeben werden können. Je enger dabei der Kreis gesteckt wird, desto gründlicher und umfassender kann der Autor ihn behandeln. Freilich aber gehört dazu tüchtiges Wissen und Fleiß, und daher ist die Zahl von derlei guten Monographieen von Jahr zu Jahr eine winzig kleine gegenüber jenen allgemeinen, aus einem Dutzend Büchern compilirten Excursen der Programme, aus denen niemand etwas lernt. Wo dafür in solchen Publicationen eine wirklich tüchtige Arbeit ans Licht tritt, verdient sie desto vollere Anerkennung. Eine solche ist Dr. Schwabs Skizze der Gründner Städte. Durch eifrige Forschung in den Archiven der einzelnen Städte gelang es ihm, zur Geschichte dieser Bergwerksorte der Zips, zugleich Pflanzstätten der deutschen Cultur im Norden Ungarns, eben so neue als interessante Materialien zu sammeln. Die wechselnden Schicksale dieser deutschen Enclaven im ungarischen Berglande, ihr Entstehen nach dem Mongolensturme im 13. Jahrhundert, die Periode hohen Aufschwunges und Gedeihens unter den Königen der Häuser Anjou und Luxemburg und der hierauf beginnende stetige Verfall ziehen im klar geordneten Bilde vorüber und die Monographie ist um so schätzenswerther, als über diese interessanten Ueberreste deutscher Colonisation mit Ausnahme der Angaben in Czoernigs Ethnographie (2. Band, § 73) so gut als gar nichts bekannt ist.

* Von Otto Banck, dem bekannten Kritiker, neuerdings hauptsächlich für das „Dresdner Journal" und die wissenschaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung" thätig, wird demnächst ein dreibändiges Werk erscheinen unter dem Titel: „Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Litteratur und bildenden Kunst". Der erste, im Druck bereits fertige Band führt den besonderen Titel: „Aus der deutschen Bühnenwelt. Dramaturgische Studien über Theater und Theaterdichtung, Schauspielkunst und Schauspieler, im Hinblick auf die Blüthezeit der Dresdner Hofbühne". Gerade dieser Abtheilung darf mit besonderem Interesse entgegengesehen werden, da der Verfasser dem Dresdner Hoftheater seit etwa dreißig Jahren unausgesetzt seine Aufmerksamkeit widmete.

S. Die nationale Ausstellung in Constantinopel 1863. Bericht an das k. k. österreichische Handelsministerium von Dr. Alexander Dorn. Leipzig 1864, O. Wigand. Am 27. Februar des verflossenen Jahres wurde zu Constantinopel die über unmittelbaren Wunsch des Sultans veranstaltete Ausstellung der landwirthschaftlichen und Industrieproducte des osmanischen Kaiserreiches eröffnet. Allerdings ging bei der Sache und im ganzen Verlaufe der durch fünf Monate währenden Ausstellung manches türkisch zu, wie der Berichterstatter bei aller Rücksicht zugesteht; dessenungeachtet war aber die Unternehmung eine bedeutungsvolle und besonders für das Ausland wichtige, weil diesem Gelegenheit geboten war, die volkswirthschaftlichen Verhältnisse der Türkei kennen zu lernen und Verbindungen mit dem an Naturproducten überreichen, aber der Industrie entbehrenden Lande anzuknüpfen. Aus diesem Grunde hat auch das österreichische Handelsministerium einen Berichterstatter nach Constantinopel gesendet und dabei in Dr. Dorn den rechten Mann getroffen, dessen nunmehr in Druck gelegter Bericht von eben so großem Fleiße als Scharfsinne Zeugniß giebt. Von einem Lande, von welchem keinerlei verläßliche Nachrichten über Naturproducte, Verkehr und Handel vorliegen und Statistik eine unbekannte Sache ist, ein getreues Bild der physischen Cultur zu entwerfen, war selbst für den Nationalökonomen von Fach eine riesige Aufgabe. Und doch ist es dem Be-

richterstatter gelungen, in der nach den Classen der Ausstellung geordneten Darstellung über alle Zweige der Landwirthschaft und Industrie der Türkei eine nach jeder Richtung klare Darstellung zu liefern, wozu er das Material durch persönliche Forschung, Benützung der verläßlichsten Quellen und Umfrage bei vertrauenswerthen Betheiligten mit wahrem Bienenfleiße zusammentrug. Schon in dieser Partie hält der Verfasser Oesterreich, welches als unmittelbarer Nachbar in erster Reihe berufen ist, den Verkehr mit der Türkei zu betreiben, stets im Auge und giebt bei den einzelnen Industriegegenständen Andeutungen über deren Absatz und Verbrauch daselbst. Insbesondere ist aber der Schluß lesenswerth, in welchem Dr. Dorn mit Freimuth all' die Unterlassungssünden nennt, welche einer größeren Entwicklung des Handels nach der Türkei bisher hemmend waren. Er reiht daran eine Zahl von Rathschlägen, das Versäumte nachzuholen und Oesterreich den Platz zu schaffen, der ihm schon seiner Lage nach im Verkehr mit dem Oriente gebührt. Der Verfasser verhehlt sich und dem Leser die Schwierigkeiten nicht, welche einem solchen Aufschwunge entgegenstehen, je größer aber diese, um desto schätzenswerther ist jede Hülfsarbeit zum Ziele und darunter eine der schätzenswerthesten der patriotisch warme, gründliche Bericht des Dr. Dorn.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Wie in der vergangenen Woche, so liegen uns auch heute nur wenige Neuigkeiten vor; unter ihnen fesselt am meisten unsere Aufmerksamkeit der erste Band eines auf größeren Umfang berechneten Werkes, dem die deutsche Litteratur keine concurrirende Arbeit an die Seite zu stellen hat. Es ist eine „Entwicklungsgeschichte des Drama's aller Völker bis auf die Gegenwart", welche J. L. Klein, der uns bis jetzt nur als Verfasser vieler dramatischer Arbeiten bekannt war, zu schreiben unternommen hat. In den reichhaltigen Stoff werden die vier Bände sich so theilen, daß die beiden ersten die Geschichte des griechischen und römischen Drama's umfassen werden; in dem dritten Band folgt dann die Geschichte des Drama's der Inder und Chinesen, dann der romanischen Völker und, so weit sie in Betracht kommen, der slavischen Völker und schließlich wird der vierte Band sich mit dem Drama der Völker germanischen Stammes beschäftigen. — Mit großer Schnelle veröffentlicht J. J. C. Donner weitere Bände seiner trefflichen Uebersetzungen; erst vor wenig Wochen erschienen die Lustspiele des Terenz in zwei Bänden und schon folgt ihnen der erste Band der Lustspiele des Plautus, die drei Lustspiele: „Der Großsprecher", „Der Schatz" und „Der Schiffbruch" enthaltend.

„Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts", von Karl Bartsch, bietet eine reiche Auswahl aus den Dichtungen des Mittelalters, welche, außer einigen namenlosen Liedern, 97 Sängern entnommen sind, deren kurze Biographieen beigegeben werden. Anmerkungen und Glossar fehlen natürlich nicht.

Schließlich haben wir nur noch einiger historischer Novitäten zu erwähnen. Zur Feier des 18. October erschien eine neue „Darstellung der Völkerschlacht bei Leipzig", von J. Königer, großherzoglich hessischem Hauptmanne, und als Vorläufer einer größeren Geschichte der Regentschaft veröffentlicht Dr. Wilh. Krohn eine geschichtliche Studie: „Die letzten Lebensjahre Ludwigs XIV."

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par Guizot.

(Tome sixième. Paris et Leipzig. 532 S. 8.)

Alljährlich erscheint ein Band der Denkwürdigkeiten des berühmten Geschichtsforschers und Staatsmannes. Die Tagespresse beeilt sich die Thatsache anzuzeigen, die eine oder die andere für Zeitungsleser interessante Bemerkung des Verfassers herauszuheben, und alsbald wird der Band zu seinen Vorgängern gelegt. Nur ein kleiner Kreis der Zeitgenossen ist es, welcher diese Denkwürdigkeiten zum Gegenstande eines tiefer eingehenden Studiums macht. Fast bedünkt uns, als ob Guizot diese Beiträge zur Geschichte der Zeit nur für die Nachkommen schriebe. Denn nur in der Gegenwart lebt mit ihrem Denken und Fühlen die jetzige Generation, unbekümmert um die Bewegungen und Schmerzen der vorangegangenen Geschlechter, ahnungsvoll der verhüllten Zukunft entgegenharrend. Mit Recht sagt Guizot, es gehe mit den Ereignissen wie mit den Menschen, die meisten verfallen der Vergessenheit, selbst nachdem sie in ihrer Zeit das größte Geräusch verursacht. Wer kümmert sich in diesem Augenblicke um syrische und ägyptische Händel, um Durchsuchung der Sclavenschiffe, um spanische Wirren und Kämpfe in Algerien, um Majoritäten und Minoritäten der französischen Kammer aus den Zeiten der Regierung Ludwig Philipps? Als ob die Ereignisse der vierziger Jahre schon jetzt in unabsehbarer Ferne hinter uns lägen, als ob nicht Erklärung und Anknüpfungspunkte der Gegenwart mindestens in der nächsten Vergangenheit zu suchen wären.

Eine schwere, undankbare Erbschaft hatte Guizot nach Thiers Rücktritt an dem Ministerium übernommen, dessen leitende Seele er ungeachtet Soults nomineller Präsidentschaft vom Beginne an war und blieb. Das Ministerium Thiers hatte sich geweigert, an den Zwangsmaßregeln gegen seinen Schützling, den Vicekönig von Aegypten Theil zu nehmen, und an seine Weigerung eine mehr als stillschweigende Drohung geknüpft, indem es in großartigem Umfange waffnete. Aber die Weigerung wie die Drohung blieben fruchtlos. Vielmehr gelang es den schlauen Manövern des russischen Cabinets, die englische Regierung und selbst die nur zögernd folgenden deutschen Großmächte zu einer Quadrupelallianz zu vereinigen, die kaum befestigte französisch-englische entente cordiale zu sprengen. So kam der berühmte Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840 und mit ihm die Ausschließung Frankreichs aus dem europäischen Concert zu Stande. Guizot war nie ein Freund der Politik gewesen, welche zu dieser Isolirung Frankreichs führte, und den

schwankenden Thron des Julikönigs zwischen die Gefahr einer äußeren Coalition und das Anstürmen der wieder angefachten Parteileidenschaften im Innern des Landes stellte. Und doch mußte er einerseits die Würde und Ehre Frankreichs dem Auslande gegenüber wahren, andererseits alles aufbieten, um dieses Frankreich aus seiner Vereinzelung herauszureißen. Als Bittsteller konnte das große, machtvolle Land nicht auftreten, Europa mußte ihm entgegenkommen. Während so unter den schwierigsten Verhältnissen eine neue Friedenspolitik inaugurirt, Frankreich die ihm gebührende hohe Stellung wieder verschafft werden sollte, kam die Leiche des großen Imperators in Frankreich an. Wie im Triumphe zogen die irdischen Ueberreste Napoleons I. durch Frankreich und in dessen Hauptstadt in den Dom der Invaliden. Um wie viel größer schien der Triumph Ludwig Philipps und der Friedensfreunde, welche da wähnten, das kaiserliche Regiment sei sammt und sonders im Sarge Napoleons mit beigesetzt. Guizot lächelt jetzt wehmüthig diese Ansicht getheilt zu haben. Und doch bedauert er nicht seine Täuschung. Die Monarchie des Jahres 1830 würde nicht einen Tag an Lebensdauer gewonnen haben, wenn sie die Erinnerungen des Kaiserreiches eifersüchtig unterdrückt hätte. Sie hätte zugleich den Ruhm aufgegeben, die Freiheit geachtet, ihre Feinde großmüthig behandelt zu haben, einen Ruhm, der ihr nach allen Unglücksfällen bleibt, und eine Macht ist, welche der Tod nicht erreichen kann.

Die Regierung erhob und löste gleichzeitig, nicht ohne harten Kampf gegen die Opposition und Presse, die große Frage der Befestigung von Paris, und zwar mit dem doppelten Systeme der fortlaufenden Umwallung und der exponirten Forts. Die Befestigung galt zunächst und hauptsächlich, wir dürfen es glauben, der Vertheidigung des in Paris centralisirten Landes gegen fremde Invasionen; daß sie allein innere Revolutionen nicht verhindern könne, beweist das Jahr 1848 und der Sturz der Regierung, welche sie errichtet hatte.

Indessen wurden die Zwangsmaßregeln gegen Mehemet Ali ins Werk gesetzt. Ihr Erfolg war ein überraschender, übertraf selbst Lord Palmerstons kühnste Erwartungen. Schritt für Schritt wichen die ägyptischen Truppen und St. Jean d'Acre wurde von der combinirten englisch-österreichischen Flotte genommen, Aegypten selbst bedroht. Die türkische Regierung, übermüthig gemacht durch Siege, die nicht sie errungen, und angestachelt durch den aufbrausenden englischen Botschafter Lord Ponsonby, dictirte dem Vicekönig die härtesten Bedingungen. Da erschien der bekannte Seeheld Commodore Sir Charles Napier vor Alexandrien und alle diplomatischen Künsteleien verschmähend, bewog er Mehemet Ali zur Unterwerfung und Rücksendung der Flotte, gegen Ertheilung der Erblichkeit. In Constantinopel wie in London desavouirte man den unbevollmächtigten Act Napiers, aber die Zeit drängte und Fürst Metternich intervenirte mit taktvoller Festigkeit, den immer mehr sich verwirrenden Knoten zu lösen. Der Firman vom 25. Mai 1841 ertheilte Mehemet Ali die Erblichkeit Aegyptens, bestimmte den Tribut und regelte endlich das Verhältniß zwischen dem nach allen territorialen Verlusten noch immer mächtigen Vasallen und der Pforte. Der Vertrag vom 15. Juli 1840, an dem

Frankreich keinen Antheil genommen, war erfüllt und das europäische Concert durch den neuen Vertrag vom 13. Juli 1841 wieder hergestellt. Die Concessionen, welche die Pforte gemacht, waren Frankreichs Werk, der Vertrag vom 15. Juli 1840 und mit ihm Frankreichs Vereinzelung hatten ein Ende erreicht.

An demselben Tage, an dem der neue Vertrag der fünf Großmächte unterzeichnet wurde, und am Vorabende einer ministeriellen Krise, welche Sir Robert Peel und Lord Aberdeen ans Ruder brachte, erinnerte Lord Palmerston den französischen Geschäftsträger in London, Baron Bourqueney, an die seit einem Jahre schwebende Unterhandlung zwischen den fünf Großmächten zur Unterdrückung des Sclavenhandels. Guizot hatte mehr als einen Grund persönlicher Gereiztheit gegen Lord Palmerston. Er trug aber kein Bedenken, mit seinem Freunde Lord Aberdeen, welcher bald darauf die Leitung der äußeren Angelegenheiten übernahm, die Unterhandlung wieder anzuknüpfen, welche zur Unterzeichnung des Vertrages vom 20. December 1841 führte. War doch dieser Vertrag nur eine Erweiterung der speciellen Verträge, welche Frankreich schon in den Jahren 1831 und 1832 zu demselben Zwecke mit England geschlossen hatte, war doch dasselbe Frankreich inzwischen thätigst bemüht gewesen, andere Mächte zum Beitritte zu diesen Verträgen zu bestimmen. England aber war stolz in dem Gedanken, das Ziel seiner consequenten vieljährigen Bemühungen erreicht zu haben. Nichts fehlte noch, als die, übrigens ausdrücklich vorbehaltene Ratification Frankreichs, das große Werk zu krönen. Da erhob sich ein beispielloser Sturm in der öffentlichen Presse, wie in beiden Kammern Frankreichs. Noch war das französische Volk ohne Unterschied der Parteien zu tief aufgeregt über die Politik, welche das perfide Albion in der orientalischen Angelegenheit eingeschlagen hatte, um dem alten Nebenbuhler und Feinde neue Triumphe zu gönnen, dazu sogar mitzuwirken. Denn wer vermag es zu verkennen, daß selbst der humanitäre Gedanke, den Sclavenhandel auszurotten, im Dienste englischer Suprematie ausgebeutet werden kann und wirklich ausgebeutet wird, daß das scheinbar so gerechte wechselseitige Untersuchungsrecht in Wirklichkeit dem mächtigsten Seestaate eine wahre Polizei über alle Meere in die Hände giebt? Und doppelt gefährlich wird dieses Untersuchungsrecht im Frieden, wenn man erwägt, welche Consequenzen und Prätensionen von unabsehbarer Tragweite sich daran knüpfen, wenn man damit die Ansprüche zusammenhält, welche England in Seekriegen gegenüber von den Neutralen erhebt und gewaltsam zur Geltung bringt. Wir halten das Volksgefühl, welches sich in diesem Momente so einmüthig im ganzen Lande aussprach, für ein richtiges. Daß die Verträge aus den Jahren 1831 und 1833 seit ihrem Bestande verhältnißmäßig wenige Beschwerden der französischen Rheder und Schifffahrer hervorgerufen, erscheint uns hier, wo es sich um ein großes Princip des Staats- und Völkerrechtes handelt, von geringer Bedeutung. Von diesem Standpunkte aus ist auch der Umstand, ob ein Staat eine größere oder kleinere Handelsflotte besitzt, wenig erheblich. Vielmehr bedünkt uns, daß Seemächte zweiten und dritten Ranges, welche ihre Kauffahrer minder zu schützen vermögen, um so eifersüchtiger bedacht sein sollten,

dem Princip der Souverainetät, der Ehre der nationalen Flagge nichts zu vergeben.

Guizot kämpfte in der Kammer mit seinem gewöhnlichen Muthe, um der Krone das — von niemanden angefochtene — Recht der Ratification zu wahren. Aber das Recht der Ratification enthält eben auch das Recht, bei veränderter Sachlage, wenn unvermeidliche Conflicte zwischen den Staatsgewalten nicht anders gelöst werden können, wenn das Staatswohl es gebieterisch erheischt, die Ratification zu verweigern. Wir berufen uns diesfalls auf die mustergültige Abhandlung des unvergeßlichen Wurm in der Cotta'schen „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1846, auf die, wir glauben jetzt feststehende allgemeine Ansicht der Theorie und Praxis. Dem Sturme der öffentlichen Meinung mußte Guizot endlich nachgeben. Abermals ratificirten nur vier Großmächte, aber ohne Quadrupelallianz, den am 20. December 1841 von ihren Bevollmächtigten in London unterzeichneten Vertrag Frankreich schickte den Herzog von Broglie nach England, um mit Beiziehung von Juristen und maritimen Fachmännern auf neuer Grundlage Unterhandlungen anzuknüpfen, welche zu dem noch jetzt zwischen beiden Ländern gültigen Vertrage vom 29. Mai 1845 führten. Fortan sollen England und Frankreich an der Westküste Africa's Flotten in gleicher Stärke erhalten, welche nahe den Hauptstapelplätzen des Sclavenhandels die desselben verdächtigen Schiffe anzuhalten und in Gemäßheit eigener, wechselseitig mitgetheilter Instructionen zu untersuchen haben. Die Gerichtsbarkeit über die aufgebrachten Schiffe steht den betreffenden nationalen Prisenhöfen zu.

Gleichsam um Europa den Beweis zu liefern, daß das kaum wieder hergestellte herzliche Einvernehmen zwischen England und Frankreich keine Störung erlitten, hatte Königin Victoria in der Zwischenzeit Ludwig Philipp in Eu besucht. Der Beherrscher Frankreichs giebt seiner Freude in einem heiteren, fast scherzenden Briefe an Guizot ungezwungenen Ausdruck. Wie um diese Freude abzuschwächen, erscheint plötzlich der Selbstbeherrscher aller Reußen in England und bietet seine ganze Würde und Liebenswürdigkeit auf, um die Engländer für sich zu gewinnen. Kaiser Nikolaus zeigt sich im Gespräche mit Lord Aberdeen wegen der Schwäche der Türkei besorgt, aber betheuert, daß er vollkommen uneigennützig sich für künftige Ereignisse mit England verständigen wolle, nur Frankreichs selbstsüchtige Pläne fürchte. Und Lord Aberdeen will den französischen Botschafter St. Aulaire glauben machen, er zweifle nicht an der Aufrichtigkeit des Kaisers. Neun Jahre später sprach derselbe Kaiser allerdings mit größerer Bestimmtheit über den kranken Mann in der berühmten Unterredung mit Sir Hamilton Seymour.

Noch immer dauerte die streng reservirte Haltung des Kaisers von Rußland gegenüber von Ludwig Philipp, dem er selbst den hergebrachten Titel eines königlichen Bruders verweigerte. Die Etiquettefrage führte zu immer größerer Entfremdung. Die Gesandten an beiden Höfen wurden nicht völlig abgerufen, aber stillschweigend durch Geschäftsträger ersetzt. Einen harten Stand hatte Herr Casimir Périer, der in dieser Eigenschaft in Petersburg vom Hofe kalt höflich behandelt,

förmlich in den Bann der vom Hofe sclavisch abhängigen aristokratischen Gesellschaft versetzt wurde. Ihn, wie dessen junge, liebenswürdige Gemahlin tröstet Guizot in väterlich besänftigenden und zur Ausdauer ermuthigenden Schreiben. Die entsetzliche, tragisch erschütternde Katastrophe mit dem Tode des Prinzen von Orleans, welche in diese Zeit fällt, ruft zwar die officiellen Beileidsbezeugungen des russischen Hofes hervor; die Spannung besteht fort und die Gesandten kehren nicht an ihre Bestimmungsorte zurück. Ob diese Politik des Grolles und der Persönlichkeit, welche Kaiser Nikolaus kennzeichnete, in Rußlands wohlverstandenem Interesse lag, möchten wir bezweifeln. Wie wenig mochte er ahnen, daß der Nachfolger Ludwig Philipps mit England vereinigt ein Jahrzehnt später Rußland bekriegen, ihm den Frieden dictiren würde. Wohl kann man verstehen, daß dem hochfahrenden, zornigen Manne das Herz brechen mußte, als die Kunde von den Unglücksfällen in der Krim zu ihm gelangte.

Die conservativen Staatsmänner Aberdeen und Guizot waren eng befreundet, mehr als früher schienen England und Frankreich sich zu nähern und an allen Ecken und Enden der Welt collidirten nichtsdestoweniger französische und englische Interessen und politische Gegensätze.

In Syrien war das türkische Regiment nach dem Abzug der Aegypter kaum wieder installirt worden, als die alte Fehde zwischen den katholischen Maroniten, den Schützlingen Frankreichs, und den von England patronisirten Drusen, genährt durch türkische Intriguen und Gewaltthaten wieder ausbrach. Fürst Metternich unterstützte auch bei dieser Gelegenheit auf das kräftigste die Politik Guizots. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob Graf Flahault, der französische Gesandte in Wien, einem Minister genau berichtete, als er ihm schrieb, Fürst Metternich habe das vorzugsweise, ja ausschließliche Protectionsrecht, welches Frankreich über die Katholiken in Syrien beansprucht, als ein erworbenes Recht zugegeben. Schwerlich konnte der gewiegte Staatsmann vergessen, daß Oesterreich in den alten Capitulationen mit der Pforte ein eben so umfangreiches Schutzrecht der christlichen Kirchen, Priester und Religionsgenossen erlangt hatte. Fürst Metternichs Plan, jeden der beiden Stämme unter die Regierung von Häuptlingen ihrer Race und Religion und der Oberleitung eines türkischen Generalgouverneurs zu stellen, drang durch und ward von der lange widerstrebenden Pforte den Großmächten dessen Durchführung zugesagt.

Die Türkei ist und bleibt, wir müssen darin Guizot beipflichten, Europa's größte Verlegenheit. Das türkische Element ist mit dem christlichen Staatswesen Europa's, mit der menschlichen Existenz und Wohlfahrt seiner christlichen Unterthanen durchaus unvereinbar. „Wie lange wird", ruft er aus, „die Entvölkerung und das Elend der Bewohner der schönsten Länder unseres Erdtheiles dauern? Niemand kann es wissen, aber die Scene wird sich nicht ändern, so lange dieselben Schauspieler bleiben werden". Wie unfruchtbar die Maßregeln zur Beruhigung des Libanon gewesen, zeigt die Intervention Frankreichs vom Jahre 1857, und sie dürfte nicht die letzte gewesen sein. Und diese ohnmächtige, von der Gnade Europa's

lebende Pfortenregierung ist dabei weit entfernt, von ihren alten Herrschaftsansprüchen in drei Welttheilen im geringsten nachzulassen. Auch in Tunis will sie die Regentschaft des Landes in ein Paschalik verwandeln, freut sich der Reibungen zwischen der Soldatesca des Bey und den Einwohnern, um mit seiner Flotte erscheinen, als Herrscher auftreten zu können. England sieht solche Versuche nicht ungern, während Frankreich lieber einen schwachen Bey, als die Türkei selbst in der Nähe seiner algierischen Besitzungen haben will. Alsbald erscheinen die Flotten der intimen Freunde, die sich in allen Meeren und Welttheilen oft sehr unfreundlich berühren, in der Rhede von Tunis, und Guizot schickt dem Prinzen von Joinville die gemessensten Befehle, jeden Angriff der Türken gegen den Bey von Tunis abzuweisen.

Das System der Colonisation Algiers wird, wie wir beiläufig bemerken, von Guizot in einem sehr interessanten Briefwechsel mit dem Gouverneur von Algier, Marschall Bugeaud, erörtert. Mit der Colonisation überhaupt ist Frankreich, wie bekannt, nicht sehr glücklich. Und wo es an fernen Punkten, wie in Madagascar oder in der Südsee, Niederlassungen gründen will, werden seine Pläne überall von dem eigenthümlichen Freunde England durchkreuzt. In den spanischen Wirren hält England zu Espartero, Frankreich zu der Königin Christine. Nach langem Zögern läßt sich Ludwig Philipp bewegen, einen Botschafter nach Spanien zu schicken. Der gelehrte, aber etwas prätentiöse, von seiner Wichtigkeit zu sehr eingenommene Salvandy wird zu dem Posten auserkoren. Er soll seine Beglaubigungsschreiben der unmündigen Königin, wenn auch in Gegenwart des Regenten überreichen, der seinerseits dagegen Einsprache erhebt, weil er als wahrer Stellvertreter der Königin, so lange sie nicht selbst regieren kann, die Fülle ihrer Recht ausüben will. Espartero war im Unrechte. Die Natur der Sache und die Precedentien waren gegen ihn. Ein spanischer Gesandter war es, der Herzog von Cellamare, berüchtigten Verschwörungsandenkens, der dem minderjährigen Könige von Frankreich Ludwig XV. sein Beglaubigungsschreiben überreicht hatte. Der Regent sollte die Monarchie vertreten, nicht verschwinden machen, seine Rechte waren nur übertragene, die Würde der Krone sollte stets, wenn und insofern thunlich, gewahrt, ihr Ansehen auch äußerlich respectirt werden. Espartero wollte nicht nachgeben. Sein Selbstvertrauen war gestiegen, da er kurz zuvor die christinische Erhebung des unglücklichen und ritterlichen jungen Generals Leon niedergeschlagen und den demokratischen Aufstand in Barcelona siegreich bewältigt hatte. Er ging so weit, die Vertreibung der Königin Christine aus Frankreich zu verlangen. Die Antwort war, daß dem spanischen Botschafter Olozaga seine Pässe zur Verfügung gestellt wurden, wovon er wohlweislich keinen Gebrauch machte. Salvandy aber wurde, da der ceremonielle Streit nicht zur Erledigung kam, von seiner Regierung abberufen. Der englische Gesandte in Madrid, Aston, hatte, was an ihm lag, ordentlich geschürt. Sein zu großer Eifer wurde, wahrscheinlich weil er zu groß war, von Lord Aberdeen mißbilligt. Auch Palmerston wollte Ponsonby's Hetzen in Constantinopel nicht gutheißen. Dennoch dürfte man schwerlich glauben, daß die englischen Diplomaten im Auslande immer und überall nur auf eigene Faust

Politik machen. Auch in Griechenland begegnen wir demselben Kampfe zwischen englischem und französischem Einflusse. Auch hier macht ein Heißsporn, wie Lyons, den Franzosen viel zu schaffen. Guizot rühmt sich, das Ministerium Maurocordato ohne Rücksicht auf seinen Ursprung und englische Parteirichtung unterstützt zu haben, und erwartet, daß Lord Aberdeen in derselben Weise, nach des ersteren Sturze, das nach Frankreich neigende Ministerium Christides unterstützen werde. Eine constitutionelle Verfassung hält er unter den damaligen Verhältnissen mehr geeignet die Uebelstände des jungen Königreiches zu erschweren als zu beseitigen. Die Ursachen dieser Uebelstände erblickt er hauptsächlich in König Otto's hartnäckiger Unthätigkeit (inertie obstinée), in der Zwietracht der fremden Gesandten und ihrem Streit um Einfluß. Die tiefer liegenden Ursachen, die Thatsache, daß man im Jahre 1830 ein unlebensfähiges Griechenland geschaffen, das, zu schwach um selbstständig und unabhängig von fremden Einflüssen zu existiren, niemals zu geordneten Zuständen im Innern gelangen kann und wird, werden von Guizot übersehen oder doch verschwiegen.

Mit Belgien wünschte Ludwig Philipp sehnlichst eine Zoll- und Handelseinigung zu schließen. Diesmal schwiegen mit feinem Takte Regierung und Presse in England. Mit Recht erwarteten die schlauen Nachbarn jenseits des Canals, daß mächtige Interessen in Frankreich selbst die Opposition übernehmen würden, deren Gewicht England durch eine vorzeitige Initiative nur schwächen könnte, daß das Ausland, besonders Deutschland gegen diese mercantilisch-politische Absorbtion Belgiens durch Frankreich Verwahrung einlegen würde. Guizot verschwendet den reichen Schatz seiner Ueberredungsgabe, um in den schönsten diplomatischen Noten Europa von der Unschädlichkeit des Planes zu überzeugen. Lord Aberdeen hatte gut gesehen und der scharfblickende Fürst Metternich in einer Unterredung mit dem Grafen Flahault unumwunden die Ansicht geäußert, er halte für wahrscheinlich, König Leopold habe es mit der ganzen Zolleinigung nie ernstlich gemeint, sondern den Vorschlag nur deßhalb gemacht, weil er ihn für unausführbar halte, um nichts zu erzwecken, während er sich den Anschein gab, zu allem bereit zu sein, um sich seinem Schwiegervater, der französischen Nation und der französischen Partei in Belgien, wie der belgischen, in ihrem Ueberflusse erstickenden und des Absatzes bedürftigen Industrie gefällig zu zeigen. An die Stelle der Zolleinigung trat, wie Fürst Metternich gerathen, der Handelsvertrag mit Belgien vom 13. December 1845, welcher für eine große Anzahl von Gegenständen den Tarif herabsetzte.

Die Politik Englands, welche Frankreichs ehrgeizige Entwürfe allenthalben durchkreuzte und bekämpfte, nennt Guizot, namentlich mit Bezugnahme auf Spanien, eine retrospective. Hochherzig mag man sie nicht immer finden, aber sie dürfte eher den Namen einer consequenten, traditionellen, durch die Interessen Englands gebotenen, als den einer retrospectiven verdienen, und die Staatsmänner aller Parteien, Tories und Whigs, sind trotz vorübergehender Schwankungen dieser Politik stets treu geblieben.

Groß und zahlreich waren die äußeren Angelegenheiten und Schwierigkeiten, welche die volle Thätigkeit Guizots in Anspruch nahmen. Seine Thätigkeit ist eine wahrhaft Staunen erregende. Seine diplomatischen Noten und Instructionen, seine vertraulichen Briefe an Frankreichs Vertreter im Auslande tragen hie und da etwas doctrinäre Färbung an sich. Im Ganzen sind sie durch Feinheit der Beobachtung, kluge Benützung der Verhältnisse und Personenkenntniß in hohem Grade lehrreich und besonders Jüngern in der diplomatischen Laufbahn zum Studium zu empfehlen. Daß ihre Form von tadelloser Reinheit, daß der Stil elegant und durchsichtig ist, nimmt bei einem Manne, wie Guizot, nicht Wunder. Aber vergessen darf man nicht, daß Guizot selbst ein Neuling in der Diplomatie war, wenn er gleich ein Jahr zuvor als Botschafter in London debutirt hatte. Und derselbe Mann war es, der eigentlich die ganze Last der Regierung in einer der gefahrvollsten Epochen Frankreichs zu tragen hatte. Er war der unermüdete Vorkämpfer gegen die parlamentarische Opposition. Und außerhalb der Parlamentshäuser tobte der wüthendste Parteienkampf nicht nur in einer zügellos entfesselten Presse, sondern auch in Clubs, in Verschwörungen und Straßenunruhen. Nicht um einzelne politische Controversen handelte es sich, sondern die extremen Parteien stellten die Monarchie selbst, die Existenz des Thrones in Frage. Die Massen, von Demagogen aufgewühlt, reizten das Volk gegen die Mittelclassen, gegen die Bourgeoisie, als eine Art moderner Aristokratie, zum Kampfe. Socialistische Probleme sollten durch politische Mittel, auch durch brutale Gewalt verwirklicht werden. Das allgemeine Recht aller Menschen an der politischen Macht Theil zu nehmen, das allgemeine Recht aller Menschen auf sociales Wohlbefinden, die demokratische Einheit und Souverainetät an die Stelle der monarchischen Einheit und Souverainetät gesetzt, die Eifersucht zwischen Volk und Bourgeoisie der Eifersucht zwischen dieser und dem Adel nachfolgend, die Naturwissenschaft und der Cultus der Menschheit dem religiösen Glauben und dem Cultus Gottes substituirt; dieses waren die Ideen, welche die vielnamigsten politischen Parteien und philosophischen Secten, einzelne Schriftsteller wie geheime Associationen, alle sammt und sonders Gegner der bestehenden Regierung, als Grundmaximen aufstellten und mit Feuereifer zu verbreiten bemüht waren. Allen diesen Ideen klebt der radicale Fehler an, daß sie ein Theilchen Wahrheit enthalten, und dieses Theilchen isoliren, aufblasen und bis zu dem Grade übertreiben, daß ein ungeheurer und verabscheuungswürdiger Irrthum daraus hervorgeht. Und unter dem Mantel dieses Wahrheitstheilchens rufen diese machtvollen Irrthümer alle regellosen Interessen und bösen Leidenschaften ins Leben, doppelt mächtig unter einer freien Regierung, weil dann alle Waffen der Freiheit ihnen zu Gebote stehen, um so mächtiger beim Beginne einer freien Regierung, die erst vor kurzem aus einer Revolution hervorgegangen ist. Die Waffen, welche die Regierung gegen solche Gegner anwenden konnte, die gerichtliche Repression und die freie Discussion erwiesen sich ungenügend. Es handelte sich darum, die Revolution in den Geistern zu bekämpfen. In dieser Richtung, meint Guizot, habe die Regierung durch Presse und Lehrbeispiel zu wenig

gewirkt. Auch seien die Zeitgenossen einer Revolution zu sehr im Ideengange derselben befangen, zu schwach oder zu gleichgültig, um die moralischen Ursachen der Revolution zu bekämpfen.

Auf den Herzog von Aumale, der, an der Spitze seines Regimentes aus Africa zurückkehrend, in Paris einzog, fiel aus der dichten Menge ein Schuß, der glücklicher Weise niemanden traf. Die Untersuchung führte auf ein Complot und der Proceß ward dem Pairshofe überwiesen. An die Stelle des etwas lässigen Generalprocurators Frank-Carré ward der talentvolle energische Deputirte Hébert berufen, irren wir nicht, derselbe Hébert, der vor wenigen Wochen in einem anderen Processe, dem der Dreizehn, als Angeklagter figurirte, er, der gefürchtete Generalprocurator Ludwig Philipps als Complottirer vor einem Gerichtshofe des neuen kaiserlichen Frankreich.

Gleichzeitig bemühte sich die Regierung, dem Lande zu zeigen, wie sehr ihr dessen materielle Wohlfahrt am Herzen liege. Sie ergriff die Initiative oder bot die wirksamste Unterstützung bei den zweckmäßigsten Gesetzesvorschlägen. Die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken wurde gesetzlich festgestellt, ein großartiges Eisenbahnnetz für ganz Frankreich dergestalt durchzuführen beschlossen, daß zwei Drittheile der Grundentschädigung den betreffenden Departements und Gemeinden, das letzte Drittel dieser Entschädigung, die Erdarbeiten und Kunstbauten dem Staate zur Last fallen, die Eisenstraße selbst, das Material, die Kosten des Betriebes und der Erhaltung von den concessionirten Gesellschaften übernommen werden sollten. Dagegen wurden die Vorschläge des Deputirten Ganneron, welche die Mehrzahl der Beamten von der Deputirtenkammer ausschlossen, und des Deputirten Ducos, welche eine Erweiterung der Wahlfreiheit bezweckten von der Majorität verworfen. Das allgemeine Stimmrecht, welches Guizot (S. 346 u. ff.) mehr geistreich als eingehend bespricht, ist eine große Täuschung, ein gefügiges Werkzeug in den Händen des jeweiligen und wahren Machthabers; aber zwischen dem allgemeinen Stimmrechte und der Beschränkung des Stimmrechtes, wie sie zur Zeit der Julireigerung stattfand, liegt noch eine sehr weite Kluft. Freilich lag die Befürchtung nahe, in hochaufgeregter Zeit mit Neuerungen zu beginnen, welche zu immer tiefer eingreifenden Aenderungen führen konnten, ohne die unersättliche Demagogie zu befriedigen. Jetzt, nach mehr als zwei Jahrzehnten, nach dem Kataklysmus des Jahres 1848, wird Guizot, auf jene Kämpfe und Sysiphus-Arbeit zurückblickend, wohl einsehen und gestehen müssen, daß seine repressive Politik im Innern, wie er sie selbst nennt, wie sie der Straßenemeute und den Clubbs gegenüber nicht anders sein konnte, doch nur Palliative, keine gründliche Heilung bieten konnte für die tief wurzelnden Uebelstände des Landes, welches durch eine seit Jahrhunderten immer mehr und bis zum Uebermaße gesteigerte Centralisation in seinem innersten Kern angegriffen, aus den Bahnen einer vernünftigen, menschlich edlen Staatsentwicklung herausgeschleudert worden. Mit einer solchen, alles Gemeinde- und corporative Leben verschlingenden Centralisation ist eine wahre, nicht bloß nominelle, scheinbare Repräsentation des Volkes geradezu unvereinbar. Das Flitter-

werk von Senat und Legislativversammlung des imperialistischen Frankreich wird niemanden täuschen, die sogenannte gekrönte Demokratie ist am Ende doch nicht verschieden von Ludwigs XIV. im Monarchen verkörpertem Staate. Eine Centralisation wie die französische ist die Negation des constitutionellen Regiments. Das letztere ist, wenn mit ihm nicht die gesammte Organisation in Staat und Gemeinde in harmonischem Einklange steht, eine große Täuschung oder eine Lüge. Versucht man es dennoch, wenngleich in der ehrlichsten Absicht, durchzuführen, so führt das Experiment früher oder später zu neuen Revolutionen und diese naturgemäß zu neuem Despotismus. An diesem fruchtlosen Experimente scheiterte die achtzehnjährige Regierung Ludwig Philipps, die freieste, beste, welche Frankreich seit Jahrhunderten zu Theil geworden Hoffen wir zum Heile Frankreichs und Europa's, daß die große Lehre dieser achtzehnjährigen Periode nicht ohne Nutzen sein werde. Trotz allen Pompes, mit dem sich das jetzige Regiment umgiebt, trotz aller Siege und Erfolge des schlauen Fürsten, der das Ideal Machiavells verwirklicht, trotz aller Ruhmeserinnerungen des ersten Kaiserreiches fühlt sich Frankreich geistig und sittlich erniedrigt. Das große und reich begabte Volk wird sich aus diesem Zustande der Erniedrigung erheben, aber der Weg zu solcher Erhebung ist mühevoll und langwierig. Erst auf der Grundlage eines frischen, lebenskräftigen Municipallebens kann es zu einem echten öffentlichen Staatsleben gelangen. Nicht im absoluten Regimente, sondern nur im freien Staate bilden sich Charaktere, erhebt und veredelt sich der Volksgeist. Auch wahrhaft bedeutende Staatsmänner gehen allein aus der Schule des öffentlichen Lebens hervor. Wir citiren zum Schlusse die nachfolgende schöne Stelle aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten Guizots. „Groß ist der Unterschied zwischen den Staatsmännern, welche unter einem freiheitlichen Regimente inmitten seiner Anforderungen und Kämpfe herangebildet worden sind, und jenen, welche fern von jedem Schauplatze öffentlicher und hell beleuchteter Thätigkeit, in der Ausübung einer von jeder Controle und Verantwortlichkeit befreiten Macht gelebt haben. Die einen wie die anderen bedürfen, um ihrer Aufgabe zu genügen, einer wahren geistigen Ueberlegenheit. Das politische Leben ist ein schwieriges, selbst an den Höfen, und die schweigsame Macht kann der Geschicklichkeit nicht entbehren. Aber zur Vorsicht und zum Kampfe genöthigt, lernen die Leiter einer freien Regierung die Dinge ansehen, wie sie in Wirklichkeit sind, sie mögen ihnen nun gefallen oder mißfallen, sie lernen sich genaue Rechenschaft von den Bedingungen des Erfolges geben und sich den Prüfungen, welche sie durchzumachen haben, mit Festigkeit unterwerfen. Selbsttäuschungen sind ihnen nicht gestattet und sie können sich selbst eben so wenig schmeicheln als man ihnen schmeichelt. Die Minister der absoluten Gewalt hingegen, überhoben der Nothwendigkeit, alltäglich genauen Beobachtern zu beweisen, daß sie im Rechte sind, und bei jedem Schritte erhitzte Gegner zu bekämpfen, sind nachsichtiger gegen sich selbst, zugänglicher bald für die Hoffnung, bald für die Furcht, und ertragen ungeduldiger Schwierigkeiten und getäuschte Hoffnungen. Die freie Regierung bildet männliche Sitten und Geister, welche streng gegen sich wie gegen andere sind.

Sie braucht unumgänglich Männer, um bestehen zu können. Die absolute Gewalt gestattet und erregt viel mehr Leichtsinn, Laune, Unbeständigkeit und Schwäche und die ausgezeichnetsten Menschen bewahren unter ihren Einflüssen große Ueberreste kindischer Gesinnungen". L. Neumann.

Geschichte der Cultur in Oesterreich.

Von Dr. R. Perkmann.

(Einleitung. Wien 1864. Braumüller.)

Geschichte der Cultur in Oesterreich?! Was mag das so betitelte Werk enthalten? Vielleicht eine Geschichte des Gesammtlebens unserer Vorfahren, oder eine Geschichte der Aufklärung in Oesterreich, oder eine Culturgeschichte in der Behandlungsweise Klemms? Die Beantwortung dieser Fragen erhalten wir in der „Einleitung", aus der wir ersehen, daß der Verfasser seine Aufgabe weiter und tiefer zu erfassen bemüht war, als dies in älteren ähnlichen Werken der Fall ist, daß er den Weg betreten, welchen Buckle in seiner „History of Civilisation" eingeschlagen hat. Die Bedeutung der vornehmlich durch W. Wachsmuth und K. Biedermann zur Geltung gebrachten Wissenschaft der Culturgeschichte im vollsten Maße anerkennend, wünscht Perkmann ihre Methode auch auf die Darstellung unserer Vergangenheit anzuwenden. Denn in Oesterreich findet er „nach geographischen und ethnographischen Gesichtspunkten den reichsten Stoff für den Culturforscher und eine Menge von Anknüpfungspunkten für wissenschaftliche und culturgeschichtliche Vergleichungen". Das Leben der Natur und der Völker Oesterreichs ist aber bisher nur monographisch und nicht „als organisches Ganze mit dem wechselseitigen Ineinandergreifen aller individuellen Theile und in seiner historischen Entwicklung einer einheitlichen Bearbeitung unterzogen worden". Gerade diese letztere Aufgabe will nun der Verfasser in einem größeren Werke lösen, zu welchem die vorliegende „Einleitung" das richtige Verständniß anbahnen soll. In einer geistvollen Abhandlung, „Die Idee der Culturgeschichte" betitelt, findet die Bedeutung dieser Wissenschaft ihre eingehende Würdigung! „An der Hand lebendiger Thatsachen aus allen Sphären des Daseins weist diese Wissenschaft ein stetiges Fortschreiten der Civilisation nach. Sie zeigt, daß keine wahrhafte, reale Idee, wo sie auch immer zuerst in allgemeinen Umrissen aufgedämmert haben mag, vollständig spurlos wieder untergegangen sei; daß kein Project des menschlichen Geistes, wenn es wirklich ein höheres Element in sich trug, ungeachtet der drückendsten Ungunst widerwärtiger Verhältnisse jemals ganz vernichtet werden konnte. Sie verschafft die beruhigende Ueberzeugung, daß alle die Leiden, denen sich die Völker für Wahrheit, Aufklärung, Humanität, Recht und Freiheit unterzogen,

niemals auf die Dauer vergebens gewesen. . . . in ihren civilisatorischen Bewegungen bewährt die bessere Natur der Völker eine wahrhaft dämonische Gewalt. . . . Die Beobachtung der verschiedenen Abstufungen in dem Gange der allgemeinen Weltcultur führt aber mittelbar auch zu einer geläuterten Auffassung der Erscheinungen des individuellen Lebens selbst. Denn in ihrer richtigen Zusammenstellung mit dem Ganzen treten auch die einzelnen Seiten und Glieder je nach ihren Functionen in der wahren Bedeutsamkeit ihrer Leistungen hervor. Selbst das scheinbar Untergeordnete und Vorübergehende gewinnt an Werth und Würde als Mitorgan und Hebel einer ewigen weltgeschichtlichen Bestimmung".

Perkmanns Definition der Culturgeschichte lautet: „Die Culturgeschichte ist die historische Darstellung des gesammten Bildungs- und Entwicklungsprocesses der Menschheit von den ersten Anfängen der Vernunftthätigkeit bis zu dem Grade der Ausbildung, den sie gegenwärtig erreicht hat". Gewiß eine treffende Definition für die allgemeine Culturgeschichte! Wir sagen allgemeine, denn hier muß ein tief eingreifender Unterschied nachgewiesen werden. Die allgemeine Culturgeschichte hat, wie der Verfasser selbst bemerkt, Fragen zu beantworten, welche die Entwicklung der Menschheit als Gattung ins Auge fassen. Ihr Gebiet fällt daher vielfach mit dem der Philosophie der Geschichte zusammen und demnach mehr in den Kreis philosophischer als historischer Wissenschaft. Die eigentliche Culturgeschichte ab.r ist, im Gegensatze zu jener vom Individuellen möglichst abstrahirenden, kosmopolitischen, durchweg concret und national, sie stellt die eigenartige Entwicklung eines bestimmten Volkes dar. Dort — bei der allgemeinen Culturgeschichte — besteht das Hauptgeschäft in der Deduction, Abstraction und Construction, hier in der sorgfältigen Erforschung und Darstellung aller jener Thatsachen, die den Entwicklungsgang einer Volksindividualität gleichsam plastisch nachweisen. Die Idee der allgemeinen Culturgeschichte findet sich schon in Hegels Philosophie der Geschichte, die besondere Culturgeschichte aber hat in Deutschland — abgesehen davon, daß Ranke, Droysen, Duncker, Mommsen u. A. vortreffliche Winke für die Behandlungsweise derselben gegeben — an den Werken W. Wachsmuths, K. Biedermanns (Deutschland im 18. Jahrhundert) und besonders Gustav Freytags (Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 2 Bde., und Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes) treffliche Bearbeitungen aufzuweisen. Es ist keine Frage, daß eine „Geschichte der Cultur in Oesterreich" sich ganz und gar nach den Grundsätzen zu richten haben werde, die für die besondere Culturgeschichte gelten, sie darf sich dabei durch die Voraussetzungen der allgemeinen geschichtsphilosophischen Auffassung nicht beirren lassen. Nur einige Gesichtspunkte werden von der letzteren herüberzunehmen sein, unter anderem die Unterscheidung zweier Factoren des culturgeschichtlichen Werdens, die sich auch in der „Einleitung" findet. Nämlich als ein Factor erscheint das Gegebene, Feste, die natürliche Außenwelt mit ihren fördernden oder hemmenden Einwirkungen auf die Entwicklung der Menschen und Völker, und der dadurch hervorgerufene physische und theilweise auch psychische Charakter derselben; der andere Factor aber ist frei und bestimmbar und

ändert sich in der Zeit, er ist die Energie und Spontaneität der Menschen selbst. Aus diesen Factoren, aus Nothwendigkeit und Freiheit, setzt sich das große Resultat culturgeschichtlicher Entwicklung zusammen. In diesem Gesichtspunkte liegt freilich auch die Berücksichtigung der geographischen Verhältnisse eingeschlossen, der Verfasser der „Einleitung" scheint ihnen aber zu viel Spielraum lassen zu wollen. Hiebei möchten wir ihn auf den Vorgang Dunckers verweisen, der die Einflüsse des Bodens, Klima's u. s. w. auf die Entwicklung der alten Völker gewiß treffend darlegt, diese Seite der Betrachtung aber auf das ihr zukommende Maß beschränkt hat.

Doch mag es erlaubt sein, nach diesen theoretischen Erörterungen die Bedingungen der praktischen Lösung der Aufgabe und die Anforderungen einer österreichischen Culturgeschichte ins Auge zu fassen. Vor allem scheint es geboten, da die Aufgabe jedenfalls ungemein schwierig und umfassend ist — sich klar zu machen was in die „Geschichte der Cultur in Oesterreich" aufzunehmen sei, ob nur eine Geschichte der Entwicklung der deutschösterreichischen Lande, nebst den deutschen Colonieen in den Ländern fremder Zunge oder aber auch die der nichtdeutschen Völker zu geben sei. Die Schwierigkeit des Unternehmens gebietet von vornherein die möglichste Beschränkung auf das Erreichbare, nur so scheint ein Gelingen des Werkes möglich zu werden. Nach dieser Richtung müßte man bei vorliegender Schrift eine größere Klarheit des Entwurfes verlangen. Denn wenn man hört, daß der erste Band das Alterthum bis zu Ende des abendländischen Kaiserthums behandeln wird, so frägt man sich mit Erstaunen, welch' inneren organischen Zusammenhang das Alterthum mit der geschichtlichen Darstellung österreichischen Culturlebens bieten soll. Ward ja doch die Kelten- und selbst die Römerzeit ganz abgetrennt von der späteren Entwicklung durch den Strom germanischer Gefolgschaften, und leitet ja nur ein sehr schwaches Band zurück in die römische Provinzialzeit! Kenner der geschichtlichen Verhältnisse wissen, welche Kluft zwischen dem letzten Aufraffen römischer Sittigung und Ordnung unter Generidus und der Errichtung der karolingischen Mark liegt. Wie abgeschlossen ist doch die römische Welt in Noricum, wie ohne Einfluß auf die Bildungen und Gestaltungen einer späteren Zeit; hinweggeschwemmt sind aber alle römischen Schöpfungen, welche die Entwicklung der späteren hätten mehr oder minder von sich abhängig machen können. Was sollte also dieser erste Band enthalten? Die Geschichte des Colonisationswerkes der Römer? Gewiß eine äußerst dankenswerthe Arbeit. Aber eine Arbeit für sich und nicht der erste Theil einer Geschichte des Culturlebens Oesterreichs. Wir möchten dies dem Herrn Verfasser zu bedenken geben und ihn vor einer Versplitterung seiner ersichtlich so tüchtigen Kräfte warnen. Denn wenn jener erste Band nicht wissenschaftlich in der Art des Büdinger'schen Werkes über österreichische Geschichte gearbeitet ist, so ist er unnöthig; werden aber alle Quellen in jener sorgsamen Weise, welche die trefflichen Arbeiten Prof. Aschbachs und E. Böckings auszeichnen, herangezogen, so werden wir ihn mit Vergnügen begrüßen, er wird aber mehr Zeit und Kraft in Anspruch nehmen, als sich mit dem

großen Plane des Werkes verträgt, keinesfalls aber den Ueberblick erleichtern. Als interessantes Bild mag zu Eingang des Werkes Perkmanns eine Darstellung der Verhältnisse der Römerzeit, ihrer Verkehrsstraßen und Bauten wohl ganz passend sein, die volle Kraft und Geduld des Verfassers aber sollte billig dem Mittelalter und der neuen Zeit zugewendet werden. Genug Aufgaben erwarten ihn hier, deren Lösung ihm den vollen Dank der Wissenschaft sichert, genug Fragen, deren Beantwortung auch für Gegenwart und Zukunft lehrreich sein wird. Denn eine Culturgeschichte Oesterreichs wird das Heraufwachsen der verschiedenen Stämme in ihrer Abhängigkeit von den Gegebenheiten der Natur und der historischen Verhältnisse zu schildern haben, sie wird ein getreues und allseitiges Bild geben müssen von dem Werden, wie von dem jeweiligen Sein. Vor allem aber hat sie die Eigenartigkeit in der Entwicklung der Volksseele und deren eigenthümliche Aeußerungen geschichtlich zu erklären. Sie wird Fragen von tief eingreifendster Bedeutung zu beantworten haben, wie die nach der eigenthümlichen Stellung Oesterreichs und seiner Cultur zu Deutschland vor und nach der Reformation, nach dem Gange und den Erfolgen des deutschen Colonisationswerkes wie nach dem geschichtlichen Werden unserer heutigen Institutionen und der gegenwärtigen Volkscharaktere; aber auch Fragen wie die Rückwirkung der großen Bewegungen des Staatenlebens und der Errungenschaften des menschlichen Geistes auf die Entwicklung des Individuums u. s. w.

Sehen wir nun zu, wie sich der Verfasser der „Einleitung" zu diesen Forderungen verhält, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir ihn völlig im Besitze des richtigen Verständnisses seiner Aufgabe finden, müssen aber zugleich bemerken, daß er in der Ausführung von seinen eigenen Sätzen abweicht. Denn wir wenigstens können nicht absehen, was eine vergleichende Darstellung der hydrographischen und orographischen Verhältnisse, der horizontalen und verticalen Gliederung u. s. w. der außereuropäischen Continente (S. 43 bis 68), die nichts bringt, was man nicht bei Ritter, v. Roon, Guyot lesen könnte, was ferner eine ähnliche Schilderung Europa's und allgemeine geschichtliche Umrisse der Entwicklung der europäischen Nationen u. s. f. mit der „Geschichte der Cultur in Oesterreich" zu thun haben mögen. Der Verfasser hat so trefflich über das Organische einer culturhistorischen Darstellung gesprochen: wie Eines in das Andere greifen, Eines das Andere erklären müsse; in der Praxis aber geht er wieder auf jenes von ihm selbst verurtheilte Aneinanderleimen verschiedener Materien zurück und macht Anläufe, die ihn weit von seinem Stoffe abführen, den Leser ermüden, der Wissenschaft aber schließlich nichts neues bringen.

Was wir jedoch hier bemängelt, soll den Verfasser nicht abschrecken, die von ihm mit Geist und Verständniß betretene Bahn weiter zu verfolgen, sondern wir wünschen ihn dadurch nur zum Hinauswerfen des unnützen polyhistorischen Ballastes, der sein Talent mehr drückt als fördert, zu veranlassen.

Dr Adalbert Horawitz.

Die Capitularien im Langobardenreiche.

Von Dr. Alfred Boretius.

(Halle 1864.)

II. Diese Abhandlung, die ihrem Titel nach nur für einen engen Kreis von Fachgelehrten bestimmt scheint, erweckt allgemeines Interesse durch die nahe Beziehung, in welcher sie zur Herausgabe der „Monumenta Germaniæ" steht. Eine kurze Anzeige derselben in diesen Blättern dürfte um so mehr gerechtfertigt sein, als diese sich schon früher einmal mit den berechtigten Wünschen und Anforderungen beschäftigten, die in Bezug auf die Leitung dieses Nationalunternehmens in der wissenschaftlichen Welt immer lauter und lauter werden und auf deren theilweise Erfüllung das Erscheinen jener Abhandlung hoffentlich nicht ohne allen Einfluß bleiben wird.

Die Ausgabe der fränkischen Capitularien, mit welcher Pertz im dritten Bande der Monumenta die Sammlung der Leges eröffnete, hat in den nahezu dreißig Jahren, die seit ihrem Erscheinen verflossen sind, zwar vereinzelte, aber doch wesentliche Berichtigungen erfahren. Der Umstand, daß dieser Band des Werkes, wie so mancher andere desselben seit langem vergriffen ist, und daß sich auch sonst das Bedürfniß einer billigen Handausgabe der Leges herausgestellt hatte, ließ eine baldige Edition der Capitularien erwarten, die in jeder Hinsicht auf dem Standpunkte der heutigen Forschung stünde. Es mußte daher allgemein befremden, als Pertz in der Vorrede zum jüngst erschienenen dritten Bande der Leges ankündigte, daß die projectirte Wiederausgabe der Capitularien sich auf Einfügung der seit ihrer ersten Edition neu aufgefundenen Stücke beschränken könne.

Da tritt denn nun zur rechten Stunde Boretius in Berlin mit einer einschneidenden Kritik der Pertz'schen Capitularienausgabe hervor, einer Kritik, die sich zwar nur auf eine Gruppe von Capitularien beschränkt, aber in der That dem ganzen Werke den Krieg erklärt. Der Verfasser hatte nach dem Tode Merkels für die Monumenta die Bearbeitung des liber legis Langobardorum übernommen. Da in dieser Gesetzescompilation des 11. Jahrhunderts auch die Capitularien aus fränkischer Zeit Aufnahme gefunden haben, war es für jene Arbeit nöthig auf die ursprüngliche Gestalt derselben zurückzugehen und die von Pertz hingestellten Resultate einer eingehenden Ueberprüfung zu unterziehen, deren Ergebnisse in der eben erwähnten Abhandlung vorliegen. Getreu seinem Ausgangspunkte behandelt der Verfasser nur jene Gesetze und Verordnungen, die im Langobardenreiche nachweislich in Anwendung kamen, die also von den fränkischen Herrschern nach Eroberung Italiens entweder für das ganze fränkische Reich oder speciell für die Langobarden erlassen wurden.

In Anbetracht des gewaltigen Gegners, dem Boretius den kritischen Fehdehandschuh hinwirft, ist seine Arbeit eine epochemachende zu nennen. Abgesehen von einigen Ausnahmen, war bisher die rechtsgeschichtliche Forschung — und wie konnte

sie es anders — gewohnt, das in der Pertz'schen Ausgabe gebotene Material als etwas unumstößliches hinzunehmen und auf den dort gegebenen Grundlagen im Gefühle berechtigter Sicherheit weiter zu bauen. Diese ruhige Zuversicht hat uns Boretius benommen. So manches Geleise, in dem sich die Untersuchung herkömmlich bewegte, erweist sich jetzt nachträglich als falsch. So manche gang und gäbe gewordene Ansicht wird aufgegeben werden müssen, da der Boden, auf dem sie fußte, zum mindesten schwankend geworden. Die eben so scharfsinnigen als gründlichen Untersuchungen des Verfassers bringen so zu sagen eine Revolution unter den Pertz'schen Capitularien hervor. Auf die Einzelheiten der Polemik kann hier um so weniger eingegangen werden, als Boretius stets von Vergleichung der Handschriften ausgeht und die innere Kritik nur zur Ergänzung und Bestätigung der äußeren benützt. Um die Bedeutung der Abhandlung zu charakterisiren, dürfte die beispielsweise Angabe einzelner Resultate genügen.

Für eine große Anzahl von Capitularien hat der Verfasser den eigentlichen Charakter schärfer als bisher ins Licht gestellt oder im Gegensatz zu unrichtigen Pertz'schen Annahmen erst aufgedeckt. So wird unter anderem der für die Verfassungsgeschichte so wichtige Gegensatz von capitula ad legis addenda, die gleich den Volksrechten Gesetzeskraft haben sollten, von capitula missorum, Instructionen, die den Königsboten mitgegeben wurden, und capitula per se scribenda, Verordnungen, die zu keiner von beiden Classen gehörten und an die der Thronfolger nicht von vornherein gebunden sein sollte, durchweg scharf festgehalten und werden viele Capitularien, deren Natur in dieser Beziehung bisher nicht beachtet wurde, der einen oder der anderen Kategorie zugetheilt. Ein Stück, das Pertz als eine Ermahnung Kaiser Karls des Großen publicirte, wird bei Boretius zur Predigt eines geistlichen Sendboten. Das Capitulare von 803, welches man allgemein als Zusatz zum salischen Volksrechte betrachtet, will Boretius als allgemeines Reichsgesetz behandelt wissen, nebenbei gesagt, eine von den wenigen Behauptungen, die mir im hohen Grade zweifelhaft scheinen. So manches Capitulare wird von fremden Zusätzen gereinigt oder in eine Reihe ursprünglicher Bestandtheile zerlegt, und der Nachweis geliefert, daß diese erst durch die Hand der Abschreiber oder gar erst in der Pertz'schen Ausgabe zu Einer Verordnung zusammengeflossen sind. Bestimmungen, welche Pertz als besondere authentische Recensionen für Langobardien neben den angeblich entsprechenden Reichsgesetzen abdruckte, werden als bloße handschriftliche Varianten der letzteren nachgewiesen.

Die chronologische Anordnung der Capitularien erleidet durchgreifende Aenderungen. Ein Gesetz Lothars vom Jahre 825 wird zu einer interimistischen Verordnung Karls des Großen vom Jahre 781. Ein langobardisches Capitulare von 803 wird ins Jahr 787 hinaufgerückt. Einer Verordnung Ludwigs II. von 856 wird der Platz einer Gesandteninstruction neben einem Gesetze von 832 angewiesen. Besonders reichhaltig ist die Rubrik der Pseudocapitularien, unter welchen der Verfasser zwar unechte, aber nicht absichtlich gefälschte Stücke versteht. Da steht z. B. bei Pertz ein Capitulare Lothars I. von 832, aus Pavia datirt, gewöhnlich

die zweite Paveser-Verordnung genannt, welche aus den heterogensten Bestimmungen früherer Gesetze besteht, die buntscheckig aufeinander folgen Nach Boretius löst sich das Räthsel in höchst einfacher Weise. Der Schreiber des Codex Chiesanus, in welchem uns jenes Monstrecapitular erhalten ist, hatte die Abschrift einer Capitulariensammlung zu Ende gebracht; da kam ihm nachträglich ein anderer Capitulariencodex, der von St. Paul in Kärnten, in die Hände. Er vergleicht, findet darin einzelne Bestimmungen verschiedener Capitularien, die ihm in der eben beendigten Abschrift noch fehlen und trägt diese dann der Reihe nach in sein Manuscript ein, nachdem er dem ganzen Nachtrag den Titel: „item et alia capitula" vorgesetzt hatte. Als Curiosum sei schließlich noch erwähnt, daß eine Stelle aus Cicero's „de legibus", und zwar in der Form, wie sie der heilige Augustin in seinem Buche vom Staate Gottes citirt, bei Pertz, durch einen kleinen Schreibfehler entstellt (S. 371), als Capitularienfragment abgedruckt ist.

Die Kritik des Verfassers hält sich durchweg in ruhigem und objectivem Tone; in taktvoller Weise pflegt er bei seinen Berichtigungen dem Leser nur den zwingenden Schluß nahe zu legen, anstatt selbst das absprechende Endurtheil zu fällen. Die Rücksichten, welche die Controverse dem berühmten Herausgeber der „Monumenta Germaniæ" zu tragen hat, wurden nie außer Acht gelassen. Mag auch Boretius in einigen Consequenzen seiner negativen Richtung zu weit gehen, mögen einige seiner positiven Resultate sich als unhaltbar erweisen, so hat er doch dem Dictator der deutschen Geschichtsforschung gegenüber den unumstößlichen Beweis geliefert, daß eine Wiederausgabe der Capitularien eine vollständige Um- und Durcharbeitung des vorliegenden Materials zur nothwendigen Voraussetzung hat. Bis diese verbesserte Auflage erscheint, wird man bei jeder eingehenden Benützung der Capitularien die besprochene Abhandlung berücksichtigen müssen und nur bedauern, daß eine Arbeit, wie die von Boretius, nur für eine Gruppe von Capitularien vorliegt. Die praktische Brauchbarkeit seines Buches hätte der Verfasser um ein merkliches gefördert, wenn er zum Schlusse eine nach der Pertz'schen Ausgabe geordnete Uebersicht seiner Berichtigungen und Beiträge angefügt hätte.

Ad. Beers allgemeine Geschichte des Welthandels.

(Dritte Abtheilung. A. u. d. T. Geschichte des Welthandels im 19. Jahrhundert. Erster Band. Wien 1864, W. Braumüller.)

Habent sua fata libelli. Als im Jahre 1860 der erste Band von Beers „Allgemeiner Geschichte des Welthandels" erschien, umfaßte derselbe das Alterthum und das sogenannte Mittelalter in der Form eines allerdings über die Grenzen der bloß in die Hände der Schüler gehörenden Skizze hinausreichenden Lehrbuches, und man konnte erwarten, mit dem zweiten Bande das Werk abgeschlossen zu

sehen. Der zweite Band erschien im Jahre 1862, aber er hatte bereits die Gestalt eines Handbuches für weitere Kreise angenommen und brach mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ab, um dem ungleich wichtigsten neunzehnten eine gesonderte Darstellung zu widmen.

Eben tritt nun diese an das Licht der Oeffentlichkeit, und sie ist zu einer Monographie herangewachsen, welche zum ersten Male den massenhaften Stoff zu sammeln und einer eingehenden Verarbeitung zu unterziehen bestrebt, jedoch eben deßhalb nicht im Stande ist, in einem einzigen Bande ihre Aufgabe zu lösen, so daß mindestens noch ein weiterer dazu gehört, derselben vollständig gerecht zu werden.

Wahrlich, nicht zum Nachtheile des Buches hat diese stufenweise Erweiterung gedient; die Geschichte des Welthandels im 19. Jahrhundert füllt wirklich eine Lücke in der Litteratur aus und gereicht insbesondere der vaterländischen Wissenschaft in hervorragender Weise zur Ehre.

Der vorliegende Band enthält vorerst einen allgemeinen Theil, welcher die ökonomischen Systeme, die wichtigsten Industriezweige und den durch die Ausdehnung und Großartigkeit erst wahrhaft zum Welthandel erwachsenen Verkehr sammt den Mitteln seiner Förderung und den neu geschaffenen Geldmächten bespricht. Nicht auf dem Felde einseitiger Theorie, sondern mit geschichtlichen Thatsachen tritt Beer als siegreicher Kämpe des Freihandels auf, dessen endlichen Sieg er als ein berechtigtes Corollar der Entwicklung unseres Jahrhunderts erklärt. Wie in keiner früheren Zeit, hat sich ja die Kluft zwischen Theorie und Praxis allmälig ausgefüllt und der unversöhnliche Gegensatz, welcher sonst die Ansichten der Vertreter beider Richtungen kennzeichnete, hat im Laufe der letzten Decennien einer Annäherung den Platz geräumt, deren Früchte eben beiden Theilen zugutekommen. Die nationalökonomischen Systeme haben nicht bloß innerhalb der Schule um die Herrschaft gekämpft. Hauptsächlich darin, daß auch unter den philosophischen, träumerischen Deutschen die Beschäftigung mit wirthschaftlichen Fragen und Problemen in weitesten Kreisen um sich griff, sucht Beer das unläugbare Verdienst der Wirksamkeit Lists. Fortschritte des Handels im Großen und im Einzelnen können jetzt nur mit tüchtigem Wissen Hand in Hand gehen.

Die Geschichte der hervorragendsten Industriezweige bespricht selbstverständlich in erster Linie die industrie textile. Bei aller Wichtigkeit derselben dürfte es doch kaum gerechtfertigt sein, daß selbst die Montanindustrie allzu stiefväterlich bedacht wird und von sonstigen Manufacturzweigen nur noch die Glasfabrication mit kurzen Worten erwähnt ist. Eben für eine Geschichte des Welthandels haben z. B. die Nahrungsstoffe eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Gegen Tooke und mit Soetbeer erklärt sich Beer für die Ueberzeugung, daß die namhaft gesteigerte Goldproduction auch einen directen Einfluß auf gewisse Preissteigerungen geübt habe. Doch will er nur ein geringes Maß dieses Einflusses in Betreff der Werthrelation beider Edelmetalle zu einander anerkennen. Wenn auch die Ziffer scheinbar dafür spricht, scheint bei dieser Behauptung der

allgemeine rasche Silberabfluß und das lebhafte Hindrängen zur Goldwährung nicht genugsam gewürdigt worden zu sein.

Sehr inhaltreich und bedeutungsschwer ist der Abschnitt über die Bank- und Creditinstitute. Namentlich wird in treffender Weise die Wichtigkeit der Mobilisirung des Credites durch jene Gesellschaften gewürdigt, welche für das capitalbesitzende Publicum die Sorge der nutzbringenden Capitalverwendung übernehmen. Den Crédit mobilier der Brüder Pereire und die Töchteranstalten in Deutschland und Oesterreich verurtheilt Beer in voller Uebereinstimmung mit Wirths Ausspruch strenge, aber nicht ungerecht, und erkennt zwar die unbedingte Nothwendigkeit der Gründung von Gesellschaften zur Hebung des Credites in capitalbedürftigen Ländern an, billigt jedoch keinen der bisher eingeschlagenen Wege.

Von dem speciellen Theile der Handelsgeschichte des 19. Jahrhunderts bringt der vorliegende Band nur den Abschnitt über Großbritannien und seine Colonieen, woran sich ein anderer über Central-Asien, China und Japan reiht.

Diese beiden Abschnitte enthalten eine seltene Fülle statistischen Materials, welches durchgehends den besten, verläßlichsten Quellen entnommen wurde. Wenn man bedenkt, daß der Export heimischer Erzeugnisse des vereinigten Königreiches vom Jahre 1805 bis zum Jahre 1862 von 37 auf 126 Mill. Pfd. St. stieg, so ist es gewiß, daß kein anderer europäischer Staat im Laufe dieses halben Jahrhunderts einen so riesigen Aufschwung aller materiellen Beziehungen erfahren hat, als Großbritannien. Faßt man hiebei den Verbrauch solcher Artikel in das Auge, welche nicht unmittelbar zu den ersten Lebensbedürfnissen gehören, so zeigt sich, daß im Königreich der Consum von Thee für den Kopf sich fast verdoppelte und mit seinem größten Quantum auf die mittleren Classen fiel, daß der Kaffeeconsum, welcher im Beginne des Jahrhunderts nur ein Zehntheil des Theeconsums betrug, sich gleichzeitig über die Hälfte des letzteren erhob, daß der Verbrauch von Zucker für den Kopf von 18 auf 34 Pfd. sich erhöhte u. s. w.

Das brittische Colonialsystem umspannt den Erdkreis, und ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte und Statistik desselben wird Oesterreichs Litteratur demnächst in dem statistisch-commerciellen Theil des Novara-Werkes geliefert. Durch freundliche Mittheilung in die Lage gesetzt, von einem Capitel desselben (über die Insel Ceylon) Einsicht zu nehmen, kann Verfasser gegenwärtiger Zeilen nur die vollste Anerkennung für den Fleiß und die Umsicht aussprechen, womit die Daten gesammelt wurden, und auf die Gediegenheit der Darstellung aufmerksam machen, in welcher K. v. Scherzer neuerdings seine Meisterhaftigkeit erprobt hat.

Die sehr interessanten Thatsachen über die Erschließung China's und Japans für den Weltverkehr haben bereits auch in der „Wochenschrift" eine nähere Beleuchtung erfahren, weßhalb es genügen möge, mit der Versicherung zu schließen, daß die Litteratur der Handelsgeschichte durch das Werk Beers nach jeder Richtung eine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Dr. Adolf Ficker.

• (Aus Tirol.) Von Prof. Flir wird nächstens außer den schon angekündigten „Briefen aus Frankfurt und Wien" auch eine Tragödie: „Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums" veröffentlicht werden. Wir lernen darin den geistreichen Verfasser der Briefe von einer neuen Seite kennen.

Die Vereine für christliche Kunst in Bozen und Meran werden fortan eine gemeinschaftliche Vereinsschrift ausgeben. Wie man hört, haben sie eine Beschreibung der Diöcese Trient zum Hauptinhalte derselben bestimmt. Wir freuen uns, daß Trient nun ein ähnliches Werk erhalten soll, wie die Diöcese Brixen es in der trefflichen Beschreibung von Georg Tinkhauser besitzt.

In Höttingen bei Innsbruck sind wieder mehrere Anticaglien ausgegraben worden, die durch ihre Beschaffenheit auf vorrömischen Ursprung deuten. Die Vorstehung des Ferdinandeums hat weitere Nachforschungen eingeleitet, die vermuthlich erfreuliche Resultate liefern werden.

Die tirolische Glaubenseinheitslitteratur ist neuerdings durch eine Dorfgeschichte des bekannten Novellenschreibers Johann Schöpf vermehrt worden, welche den die Tendenz sattsam bezeichnenden Titel führt: „Die Glaubenseinheit in Tirol" und ein Gegenstück zu Steubs „Schwarzem Gaste" bildet.

• (Die Heilpflanze Deryas.) Dr. August v. Heinzmann hat in der zu Maros-Vasarhely abgehaltenen Versammlung der Naturforscher und Aerzte einen längeren Vortrag über den Fundort, so wie über die physiographischen und pharmakologischen Eigenschaften dieser Pflanze gehalten. Als ehemaliger Regimentsarzt in türkischen Diensten hatte der Vortragende namentlich im Jahre 1859, als die Pest in Africa in der Gegend von Benghasi ausgebrochen war, Gelegenheit gehabt, als Pestcommissarius Erfahrungen in der Regentschaft Tripolis und in der Wüste Barca zu sammeln und namentlich von den Arabern die ans Wunderbare grenzenden Heilwirkungen rühmen zu hören, die sie mit dem Kraute der Pflanze „Deryas" bei der Behandlung innerer und äußerer Uebel erzielen zu können versicherten.

Die vorzugsweise in dürrem, steinigem, von Ockergehalt roth gefärbtem Boden vorkommende Pflanze erreicht eine Höhe von 2 bis 3 Fuß, hat eine lange, dicke, ästige, von außen dunkelbraune Wurzel, einen hellgrünen, der Länge nach gestreiften, mit kurzen weißen Haaren besetzten Stengel, fußbreite Blätter, goldgelbe Blüthendolden und weißröthliche, elliptisch geformte Früchte. Regierungsrath Prof. Schroff glaubt in der Deryas die von den Alten sehr geschätzte Tapsia Sylphion zu erkennen.

Nach der Ansicht des Dr. Heinzmann wäre die Wirksamkeit der Deryas oder Dryas vorzugsweise in dem Harzgehalte der Wurzelrinde zu suchen. Die frische Wurzel habe einen so scharfen Geruch, daß den mit dem Abschälen ihrer Rinde beschäftigten Leuten Gesicht und Hände anschwellen und die ganze, mit Pusteln bedeckte Hautoberfläche unerträglich juckt. Ein Bad im Absud der Wurzel erregt enorme Anschwellungen. Von dem Samen der Pflanze behaupten die Araber, er sei ein starkes Gift, dessen Genuß selbst Kameelen den Tod bringen könne.

Heinzmann rühmt vorzugsweise die Wirkungen der Pflanze bei Wunden, syphilitischen und anderen Geschwüren und sonstigen äußeren veralteten Schäden und Hautleiden. Der Heiltrieb werde in wahrhaft bewundernswerther Weise angeregt. Er bediente sich dabei einer aus der Pflanze bereiteten Tinctur und ist erbötig, Aerzten und Apothekern von dem von ihm mitgebrachten Vorrath der Pflanze Partieen zu weiteren Versuchen zu überlassen.

• Ueber die Verhandlungen der sechsten Plenarversammlung der historischen Commission bei der k. baierischen Akademie der Wissenschaften, welche vom 28. September bis 4. October in München abgehalten wurden,

entnehmen wir der „Baierischen Zeitung" folgenden Bericht: Von den auswärtigen Mitgliedern nahmen außer dem Vorsitzenden Prof. Ranke aus Berlin an den Verhandlungen Antheil: Archivvicedirector Ritter v. Arneth aus Wien, Hofrath Häusser aus Heidelberg, Prof. Hegel aus Erlangen, Dr. Lappenberg aus Hamburg, Oberstudienrath v. Stälin aus Stuttgart, Geheimrath Pertz aus Berlin, Prof. Waitz aus Göttingen, Prof. Wegele aus Würzburg und Prof. Weizsäcker aus Erlangen; von den einheimischen Mitgliedern: Prof. Cornelius, Stiftspropst v. Döllinger, Bibliothekar Föringer, Staatsrath v. Maurer, General v. Spruner und der Secretär der Commission, Professor Giesebrecht.

Außer einem Hefte: „Nachrichten der historischen Commission, Jahrg. 5, Stück 1" (Beilage zu v. Sybels Historischer Zeitschrift, Bd. 10) sind im verflossenen Jahre von den durch die Commission herausgegebenen Schriften in den Buchhandel gekommen:

Quellen und Erörterungen zur baierischen und deutschen Geschichte, Bd. 3, Abth. 2, Bd. 9, Abth. 1 und 2 [1].

S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich II., Bd. 2. (Vollendet von H. Pabst.)

K. Hegel, Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 2 und 3.

Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. 4.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Erste Lieferung, enthaltend: Geschichte des allgemeinen Staatsrechts und der Politik, von J. C. Bluntschli, und Geschichte der Mineralogie, von F. v. Kobell.

Mit Unterstützung der Commission ist herausgegeben: J. G. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Bd. 2.

Im Druck vollendet wurde die Geschichte der Land- und Forstwirthschaftslehre, von K. Fraas; sie wird mit der Geschichte der Geographie, von O. Peschel, welche sich unter der Presse befindet, die zweite Lieferung der Geschichte der Wissenschaften bilden. Von Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reiches ist der zweite, abschließende Band im Druck nahezu beendet und wird in wenigen Wochen dem Publicum übergeben werden.

Für die Herausgabe der ersten Bände der Reichstagsacten haben noch größere Reisen in Italien und Deutschland ausgeführt und die archivalischen Nachforschungen weiter fortgesetzt werden müssen, so daß der Druck eine Verzögerung erlitt. Indessen ist durch die Mühewaltung des Herausgebers Prof. Weizsäcker und seiner Hülfsarbeiter (Dr. K. Menzel, Dr. J. Reber und Reichsarchivpracticant A. Schäffler) das Material jetzt so weit bearbeitet, daß der erste Band der Presse übergeben werden kann. Auch der Druck der Hanse'schen Recesse von 1354 bis 1436, die unter Oberleitung des Dr Lappenberg von Prof. Junghans in Kiel bearbeitet sind, wird, nachdem mit der Buchhandlung C. A. Schwetschke u. Sohn in Braunschweig eine erwünschte Vereinbarung wegen des Verlages getroffen ist, alsbald seinen Anfang nehmen. Von der Sammlung der historischen Lieder ist nach den Mittheilungen des Herausgebers, Cabinetsrathes von Liliencron in Meiningen, der erste Band bereits unter der Presse; den Verlag dieses Werkes hat die Buchhandlung F. C. W. Vogel in Leipzig übernommen.

Für die unter Prof. Hegels Leitung veranstaltete Sammlung der oberdeutschen Stadtchroniken sind die Arbeiten ununterbrochen fortgesetzt worden. Zunächst werden zwei Bände Augsburger Chroniken, für welche besonders Dr. Frensdorff thätig gewesen ist, herausgegeben werden. Zugleich wird ein vierter Band der Nürnberger Chroniken unter Mithülfe des Dr. v. Kern vorbereitet und auch die Bearbeitung der Münchener Chroniken ist von dem Hülfsarbeiter Dr. K. Schröder in Angriff genommen worden. Die

[1] Das Werk ist hiemit abgeschlossen.

Edition der Lübecker Chroniken, welche unter Oberleitung des Dr. Lappenberg Prof. Mantels in Lübeck besorgt, ist so weit vorgeschritten, daß jetzt der Druck des ersten Bandes zu beginnen hat.

Von den Jahrbüchern des deutschen Reiches lagen zwei Abtheilungen in der Handschrift vor: Die Einleitung in die karolingische Geschichte, von Dr. E. Bonnell, und die Geschichte Karls des Großen bis 781, von Dr. S. Abel. Andere Abtheilungen des Unternehmens sind inzwischen mehr oder weniger der Vollendung entgegengerückt, so daß sich in nicht langer Zeit die bereits erfolgten Publicationen mindestens bis zum Schluß der Periode der salischen Kaiser werden vervollständigen lassen.

Der gewaltige Stoff, der für die Herausgabe der wittelsbachischen Correspondenz früher angesammelt, ist auch in diesem Jahre durch die Herausgeber, Prof. Cornelius, Reichsarchivdirector Löher, Dr. Kluckhohn und ihre Mitarbeiter Dr. v. Druffel, Fr. Kirchner, Dr. Ritter und Dr. Rohling sehr vermehrt worden; die größte Ausbeute gaben abermals die hiesigen Archive, doch wurden auch mehrere Reisen unternommen, um das an anderen Orten befindliche Material herbeizuziehen. Noch haben nicht alle zur Erschöpfung des Stoffes erforderlichen Nachforschungen in den Archiven ausgeführt werden können, doch ist man auch in der Bearbeitung und Sichtung des angesammelten Materials erheblich vorgeschritten und einige Partieen sind fast vollendet. Die wichtige Correspondenz Kurfürst Friedrichs III. von der Pfalz wird von Dr. Kluckhohn nächstens in zwei Bänden herausgegeben werden. Director Löher hofft die gesammte Correspondenz Herzog Albrechts V. von Baiern in wenige Bände zusammendrängen und in einiger Zeit publiciren zu können. Auch Prof. Cornelius stellt in Aussicht, der nächsten Plenarversammlung vielleicht zwei Bände des ihm übertragenen Antheiles, der pfälzischen und baierischen Correspondenz des 17. Jahrhunderts, in der Handschrift vorzulegen.

Auf Anregung des höchstseligen Königs hat die Commission den Bearbeitungen der Pfälzer Geschichten schon seit längerer Zeit besondere Aufmerksamkeit zu widmen gehabt. So sind auch die archivalischen Forschungen des Pfarrers Lehmann in Nußdorf für die Geschichte des Herzogthums Zweibrücken im verflossenen Jahre unterstützt worden, und die Commission hat auch diesmal die Förderung derselben sich angelegen sein lassen.

Die von J. Grimm beantragten und persönlich geleiteten Unternehmungen haben leider durch den Tod des großen Meisters manche Störungen erfahren. Indessen ist es der Commission gelungen, für den Schlußband der Weisthümer die Mitwirkung des Dr. R. Schröder in Bonn, welcher bereits früher Grimm bei der Bearbeitung des vierten Bandes unterstützte, zu gewinnen. Dr. Schröder legte der Versammlung den Plan für die Beendigung des Werkes vor; die Beurtheilung desselben und die weitere Oberleitung dieses Unternehmens wurde dem Staatsrathe v. Maurer übergeben. Die dem Dr. H. Holland übertragene Zusammenstellung des historischen Inhaltes der mittelhochdeutschen Dichtungen lag jetzt in der Handschrift fast vollendet vor, und man beschloß, ein Gutachten des Prof. W. Wackernagel darüber einzuholen, in welcher Weise dieses Material zu einer Publication zu verwerthen sei. Dagegen zeigte sich die von Prof. Hofmann hierselbst übernommene Herausgabe der reichen Supplemente zum baierischen Wörterbuche, welche sich in Schmellers Nachlaß finden, zum Bedauern der Commission nicht so gefördert, wie sie erwarten durfte; die Hemmnisse, welche dieses Unternehmen bisher erfahren hat, werden hoffentlich nun beseitigt sein.

Von den durch den höchstseligen König ausgesetzten Preisen sollten drei in diesem Jahre zur Vertheilung kommen. Aber zwei hatten gar keinen, der dritte nur einen Bewerber gefunden, und die sehr umfängliche Arbeit desselben mit dem Titel: „Der Cardinal, Kurfürst und Erzbischof von Magdeburg und Mainz, Markgraf Albrecht von Brandenburg und seine Zeit", entsprach nach dem Urtheile der Preisrichter (Hofrath Häusser rof. Droysen, Vorsitzender und Secretär) nicht den in dem Preisausschreiben

gestellten Forderungen; es konnte ihr deßhalb der Preis von 1000 fl. für die nach Inhalt und Form vorzüglichste Lebensbeschreibung eines berühmten Deutschen nicht zuerkannt werden [1].

In der nächsten Plenarsitzung werden folgende von dem höchseligen Könige ausgesetzte Preise zur Vertheilung kommen:

1. Ein Preis von 10.000 fl. für ein gelehrtes Handbuch deutscher Geschichte von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zum 19. Jahrhundert (Einlieferungszeit für die Arbeiten bis zum 1. Jänner 1865);

2. ein Preis von 2000 fl. für ein Handbuch deutscher Alterthümer bis auf die Zeit Karls des Großen (Einlieferungszeit bis zum 1. Juni 1865).

Die Preisrichter wurden bestellt und werden ihre Namen bei der Preisvertheilung bekannt gemacht werden [2].

Wenn sich die Commission auch vorzugsweise mit der Fortführung und Vollendung der von dem höchstseligen Könige angeordneten Arbeiten beschäftigte, glaubte sie dennoch auch Anträge auf neue Unternehmungen in Berathung ziehen zu dürfen. Ein solcher ging von dem Stiftspropste von Döllinger aus und richtete sich auf die Herausgabe einer deutschen Geschichte in allgemein verständlich abgefaßten und chronologisch geordneten Biographieen der hervorragendsten Persönlichkeiten unseres Volkes. Der Plan, wie er vom Antragsteller entwickelt wurde, erregte das allgemeine Interesse, und die Commission setzte einen Ausschuß hiesiger Mitglieder nieder, um die Ausführung des Unternehmens weiter vorzubereiten. Zugleich brachte der Vorsitzende einen bereits früher von ihm gestellten Antrag auf die Herausgabe eines größeren Werkes biographischen Inhaltes, Lebensbeschreibungen aller namhaften Deutschen in lexikalischer Reihenfolge umfassend, in Anregung. Die Commission glaubte, daß beide Werke, verschieden an Umfang und in der Behandlung, nebeneinander ein bedeutendes Interesse darbieten würden, und beauftragte Prof. Wegele einen ausgeführteren Plan zu dem biographischen Lexikon der nächsten Plenarsitzung vorzulegen.

Vertrauen zu diesen neuen Unternehmungen konnte die Commission um so mehr fassen, als ihr im Laufe der Verhandlungen ein Schreiben aus dem königlichen Cabinete zuging, welches von Allerhöchster Stelle nicht nur die Mittel zur Vollendung der auf Anregung oder mit Genehmigung des höchstseligen Königs begonnenen Unternehmungen, sondern auch den Fortbestand der Commission mit der bisherigen Aufgabe und einer entsprechenden Dotation aus der königlichen Cabinetscasse in Aussicht stellte. Eine Deputation, bestehend aus dem Vorsitzenden, Geheimrath Pertz, und dem Secretär, welche den Dank der Commission für diese huldreichen Eröffnungen auszudrücken beauftragt war, wurde von Sr. Majestät dem Könige in der gnädigsten Weise empfangen und erhielt aufs neue Beweise von der lebhaften Theilnahme, die Se. Majestät den Arbeiten der historischen Commission zu widmen geruhen.

So trennten sich die zur Plenarsitzung versammelten Mitglieder in der Ueberzeugung, daß die der Nation und der Wissenschaft gleich förderliche Stiftung Maximilians II. durch König Ludwig II. gesichert und gleichsam zum zweiten Male begründet, daß alle noch obwaltenden Schwierigkeiten ohne Gefahr für den Bestand derselben zu beseitigen seien und die Arbeiten der Commission in dem Geiste freier und unbefangener deutscher Wissenschaft, in dem sie begonnen, weiteren Fortgang haben werden.

S. Die Wahrheit kann warten. — Nacht und Morgen in der Heilkunst. Zwei Vorträge von Dr. P. Kadner. Bautzen 1864, bei Schmaler und Pech. Der

[1] Man bittet die Arbeit in dem Secretariat der k. Akademie der Wissenschaften wieder in Empfang zu nehmen.

[2] Die Arbeiten sind rechtzeitig bei dem Secretariat der historischen Commission einzusenden.

Verfasser verficht die von ihm gewählte und in einer besonderen Heilanstalt in Dresden geübte diätetische Heilmethode mit Eifer und wirft den Gegnern absichtliches Ignoriren von deren Nutzen und Erfolgen vor. Die Acten über diese junge Methode sind nicht geschlossen, ja kaum die Streitfrage darüber eröffnet, und daher die hitzige Vertheidigung ihres Champions immerhin recht lesenswerth, auch wenn man nicht zu seinen Jüngern zählt.

L. (Vom französischen Büchermarkt.) Der Librairie internationale kann man nicht allzuhäufig nachsagen, daß sie mit ihren Publicationen der Litteratur einen wirklichen Dienst geleistet hat, im letzten Jahre hat sie sogar ihren jungen Credit durch eine Reihe von Romanen, welche besser ohne jede Angabe eines Verlagsortes erschienen wären, ernstlich erschüttert. Das soll uns indeß nicht ungerecht machen, wenn Herr Lacroix einmal wieder ein wirklich werthvolles Buch der Oeffentlichkeit übergiebt, und für ein solches halten wir die soeben erschienenen: „Etudes sur l'Allemagne. De l'esprit français et de l'esprit allemand. Par Ch. Dollfuss." (Paris 1864.) Es ist eine Sammlung von Abhandlungen, welche der als gediegener Kenner der deutschen Litteratur und Philosophie schon längst geschätzte Verfasser (theilweise in gemeinsamer Arbeit mit A. Nefftzer, dem gelehrten Redacteur des „Temps") zuerst in der „Revue germanique" veröffentlicht hat. Diese Studien, von denen wir nur sagen können, daß sie bis auf einige unerhebliche Mißverständnisse und Irrthümer den französischen Leser mit sicherer, kundiger Hand in die hervorragendsten Gebiete unserer Litteratur einführen, handeln von dem Geiste der französischen und der deutschen Nation, dann von Lessing, Goethe, Basedow, Pestalozzi, Fellenberg, Schopenhauer, Bunsen und Lenau. Wir können uns nicht versagen, als Probe des tiefen Verständnisses, welches der Verfasser für seinen Gegenstand mitbringt, folgende Parallele der deutschen und französischen Sprache mitzutheilen (S. 12):

„Die französische Sprache ist die Sprache der Klarheit und der Populärmachung (vulgarisation). Die Klarheit ist auch eine Form der Geselligkeit. Eine durchsichtige und zugleich feste Hülle des Gedankens, gestattet sie diesem nicht, sich zu verbergen oder zusammenzubrechen. Andererseits trennt sie nicht, sondern vereinigt. Die französische Sprache ist noch mehr für das Wort, als für die Feder geschaffen, weil das Wort das Leben selbst ist. Geschmeidig, rasch und klar, findet sie sich vortrefflich in alle Wendungen der Unterhaltung, entwickelt sich in derselben und lebt recht eigentlich von der Schärfe des menschlichen Geistes. Sie ist weniger im Dienste des Einzelnen und mehr im Dienste aller Welt. Sie läßt ein Volk erkennen, dessen tiefster Instinct die Geselligkeit ist und welches unter dem bisweilen übertriebenen Drucke dieses herrschenden Bedürfnisses zuletzt die Individuen und Gruppen in einem Grade einander nähert, daß es ihre persönliche Existenz durch eine alles verschlingende Centralisation der Geister und Interessen in Gefahr bringt. Eine elektrische, mittheilsame Nation, von welcher einer unserer Historiker mit tiefem Sinne sagen konnte: Das sittliche Genie Frankreichs läßt sich in einem Worte zusammenfassen, in der Propaganda.

Die deutsche Sprache hat einen ganz anderen Charakter. Die vollkommene Genauigkeit und durchsichtige Klarheit des Französischen gehen ihr ab. In dichten, verschwommenen Falten umhüllt sie den Gedanken und besitzt eine Menge unbestimmter Ausdrücke, welche dem Geiste die gefährliche Möglichkeit des „etwa", des „nahezu" lassen. Mit einem fast unvergleichlichen Reichthum, der ihr in der Poesie bewundernswerthe Dienste leistet, vermag sie nicht sich zu beschränken und zeigt sich stets geneigt,

fremden Sprachen und namentlich der französischen, Worte zu entleihen, deren sie gar nicht bedürfte. Sie gleicht jenen chemischen Substanzen, welche viele und leichte Verwandtschaften haben und sich ohne die geringste Schwierigkeit zersetzen, um wieder neue Verbindungen einzugehen. Sie ist flüssig und unzusammenhängend. Ihr Festigkeit zu geben und einen Stil aus ihr zu meißeln, ist nicht leicht und vielleicht nur Lessing und Goethe vollkommen geglückt. Doch hat noch in unseren Tagen Deutschland einige siegreiche Ausnahmen auftreten sehen. Leopold Ranke und Varnhagen v. Ense sind echte Prosaiker und zeigen durch ihr Beispiel, daß man trotz des Widerstandes oder vielleicht trotz der Nachgiebigkeit der Sprache nicht unrettbar verurtheilt ist, schlecht zu schreiben, wenn man in deutscher Sprache schreibt. In diesen unendlichen Hülfsmitteln und Gebrechen ist sie gleichsam die erste und tiefste Offenbarung des germanischen Geistes, seiner Fähigkeit zu concipiren und seiner Unfähigkeit zu realisiren (hier muß der Uebersetzer selbst den Tadel des französischen Schriftstellers bewähren). Sie hat alles, nur nicht die Form."

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 5. October 1864.

Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog-Curator übersendet mit Handschreiben vom 17. September d. J. ein Prachtexemplar des aus Anlaß der Säcularstiftungsfeier des St. Stephans-Ordens aufgelegten Gedenkbuches, welches Höchstdemselben von dem Ordenskanzler, Herrn Grafen Hermann Zichy, mit der Bestimmung für die Akademie der Wissenschaften übergeben wurde.

Der Präsident der Classe, Herr v. Karajan, theilt die betrübende Nachricht von dem am 20. August d. J. erfolgten Tode des correspondirenden Mitgliedes im Inlande, Herrn Rudolf Kink, gewesenen k. k. Statthaltereirathes in Triest, mit.

Der Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer sind eingesendet worden:

1. Von dem löbl. Landesausschuß des Herzogthums Salzburg 19 Stücke salzburgischer Weisthümer im Original zur Benützung.

6. Von der Gesellschaft für salzburgische Landeskunde 5 salzburgische Rechtsdenkmäler, nebst dem Verzeichniß der im Linzer Museum Francisco-Carolinum befindlichen salzburgischen Landthaidingen.

3. Von dem Stifte Wilhering ein Panthaidingsbuch im Original zur Benützung.

4. Von dem Stifte Seitenstetten Abschriften von zwei Panthaidingen.

Ferner werden der Classe vorgelegt:

a. Von Herrn Joseph Bianchi die Fortsetzung und der Schluß des 2. Bandes der „Documenta historiæ forojuliensis" (zum Abdruck im „Archiv").

b. Von Herrn Hönisch eine Abschrift des „Rationarium ducatus Styriæ sub Ottocaro rege Bohemiæ a. 1265 et 1267 editum".

Das wirkliche Mitglied Herr k. Rath v. Meiller liest:

„Ueber die Diöcesangrenzregulirung Ludwigs des Deutschen im Jahre 829 zwischen dem Erzbisthume Salzburg und dem Bisthume Passau". — Ein historisch-topographischer Excurs.

Der Verfasser weist zunächst auf die bemerkenswerthe Thatsache hin, daß bis zum Jahre 1782 in dem sonst ganz zur bischöflichen Diöcese Passau zuständigen Erzherzogthume Oesterreich der südöstlichste Theil des V. U. W. W. in einem Umfange von beiläufig 21 Quadratmeilen der Erzdiöcese Salzburg angehörte, deren Gebiet hier die Wasserscheide der hohen Grenzgebirge gegen Steiermark, Hartberg, Möselberg, Wechsel, Umschuß, Sonnwendstein und Semmering überschritt, eine bei Diöcesangrenzen, welche sich in älteren Zeiten aus nahe liegenden Gründen vorzugsweise natürlichen Grenzen anschlossen, um so auffallendere Erscheinung, als der jenseitig gelegene Bezirk verhältnißmäßig von sehr geringem Umfange war.

Es wird sodann gezeigt, daß sich das factische Bestehen dieses Verhältnisses bis zum Jahre 1030 zurück urkundlich nachweisen lasse, ohne daß uns jedoch aus dieser Zeit über den Rechtstitel der unmittelbaren kirchlichen Unterordnung dieses Theiles von Oesterreich zur Diöcese Salzburg ein bestimmtes urkundliches Zeugniß vorliege.

Diesen Rechtstitel enthalte nun die Urkunde König Ludwigs des Deutschen vom 18. November 829, kraft welcher derselbe die „parrochia ultra montes Comagenos“ zwischen den beiden Diöcesen Salzburg und Passau theilte. Obwohl nun diese Urkunde, deren Inhalt wir nur aus einem Passauer Copialbuche des 13. Jahrhunderts kennen, da ihr Original gegenwärtig nicht mehr vorliegt, schon durch Aventin und Hund mitgetheilt wurde, sei eine nähere Erläuterung derselben vom topographischen Standpunkte aus, so viel dem Verfasser bekannt, seither noch nicht veröffentlicht worden. Diese wird nun in eingehender Erörterung zu geben versucht und das Resultat derselben an zwei anderen, in topographischer Hinsicht bisher ebenfalls nicht genügend erklärten Urkunden des 9. Jahrhunderts, nämlich der Urkunde König Karlmanns ddo. Rantesdorf, 28. Juni 878 für das Kloster Kremsmünster, und der König Ludwigs des Deutschen ddo. Mattighofen 20. November 861 für das Erzbisthum Salzburg erprobt.

Das Ergebniß des vorliegenden historisch-topographischen Excurses wird schließlich in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

1. In der Urkunde König Ludwigs ddo. 18. November 829 über die kirchliche Zuweisung, respective Theilung der parrochia ultra montes Comagenos wurde der Lauf des Schwarza-Flusses (Schwarza-Leitha) von seinem Ursprunge in der comagenischen Gebirgskette bei dem heutigen Dorfe Rohr im Gebirge bis zu seiner Einmündung (als Leitha-Fluß) in die Raab bei der heutigen Stadt Raab als die Scheidungslinie für beide Diöcesen innerhalb des Landstriches ultra montes Comagenos festgesetzt.

2. Bei der Einschreibung dieser Urkunde und der Urkunde König Karlmanns ddo. 28. Juni 878 in Passauer Copialbücher fand eine — wohl absichtliche, für Passau vortheilhafte — Aenderung des Namens „Suarza“ in „Spraza“ statt.

3. Die in den Urkunden König Ludwigs ddo. Mattighofen, 20. November 861 und Karlmanns ddo. Rantesdorf, 28. Juni 878 erwähnte, heutzutage verschollene Oertlichkeit „Beninwang“ lag am rechten Ufer der Schwarza, ungefähr am Platze der heutigen Stadt Wiener-Neustadt.

Herr Director Diemer legt vor: „Die Geschichte des ägyptischen Joseph nach der Vorauer-Handschrift.“

Die Geschichte des ägyptischen Joseph bildet einen wesentlichen Theil der altdeutschen „Genesis“ des 11. Jahrhunderts, welche bereits aus der Wiener und der späteren Millstätter Handschrift bekannt und herausgegeben ist, Herr Diemer übergiebt somit hier kein neues Werk, sondern nur eine Ausgabe des Vorauer Textes der genannten Dichtung.

Die Gründe, welche den Herausgeber bestimmten, selben zu veröffentlichen, bestehen darin:

1. Ist es bei einem so alten und für die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur so ungemein wichtigen Denkmale unbedingt nöthig, daß davon alle Handschriften gedruckt werden;

2. ergab sich bei genauerer Untersuchung, daß die hier vorliegenee Bearbeitung höchst wahrscheinlich die älteste ist, somit bei einer künftigen Herstellung des Textes nicht entbehrt werden kann;

3. enthält selbe so viele und wichtige Abweichungen von der Wiener Handschrift und insbesondere in Bezug auf die Laut- und Flexionslehre, daß eine bloße Angabe der abweichenden Lesarten, wie solche von achtbarer Seite verlangt wurde, wohl fast zwei Drittel des Raumes des vollständigen Abdruckes eingenommen und doch kein übersichtliches, richtiges Bild des Textes geliefert haben würde.

Wegen dieser Eigenthümlichkeit der Vorauer Handschrift und weil die Geschichte Josephs gewissermaßen ein selbstständiges Ganzes bildet, entschloß sich der Herausgeber zu einer vollständigen Ausgabe und eingehenden Bearbeitung derselben, so daß er offenbare Schreibfehler verbesserte, ausgelassene Worte oder Zeilen ergänzte, die Interpunction hinzufügte, unklare Stellen oder seltene Erscheinungen der Lexikographie und der Grammatik erläuterte, kurz das Verständniß und die Lecture des Denkmals möglichst zu erleichtern suchte.

Er legt nun den ersten Theil dieser Arbeit, nämlich den Text nebst den wesentlichen Lesarten der Wiener Handschrift vor; der zweite, Einleitung und Anmerkungen enthaltend, wird nächstens folgen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 6. October 1864.

Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog-Curator übersendet mit Handschreiben vom 17. September d. J. ein Prachtexemplar des aus Anlaß der Säcularstiftungsfeier des St. Stephans-Ordens aufgelegten Gedenkbuches, welches Höchstdemselben von dem Ordenskanzler Herrn Grafen Hermann Zichy mit der Bestimmung für die Akademie der Wissenschaften übergeben wurde.

Das hohe k. k. Staatsministerium übermittelt mit Zuschrift vom 30. August d. J. ein Stück einer von dem Statthalter von Galizien, Herrn Grafen Mensdorff, eingesendeten leichten, tuchartigen Substanz, von welcher eine überschwemmt gewesene Wiese der Gemeinde Horucko auf 20 Joch überdeckt gefunden wurde.

Dasselbe hohe Ministerium sendet mit Zuschrift vom 2. September die graphischen Uebersichtstabellen über die im Bereiche von Nieder-Oesterreich am Donaustrome und am Marchflusse in den Jahren 1862/63 und 1863/64, so wie über die während der Winterperiode 1863/64 an der Donau im Gebiete von Ober-Oesterreich beobachteten Eisverhältnisse.

Herr Prof. Dr. R. Seligmann hinterlegt ein versiegeltes Schreiben zur Sicherung seiner Priorität.

Herr Dr. K. Tormay in Pest übersendet eine Abhandlung über „die Meteorations- und sanitätischen Verhältnisse in der Stadt Pest im Jahre 1863" zur Einsichtnahme.

Herr Director K. Jelinek dankt mit Schreiben vom 10. August für seine Wahl zum correspondirenden Mitgliede der Akademie.

Herr Graf Franz v. Marenzi übersendet eine Druckschrift, betitelt: „Zwölf Fragmente über Geologie", mit dem Ersuchen um deren Beurtheilung.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath Haidinger berichtet über einen neu von Herrn Prof. W. H. Miller, Secretär für das Ausland der Royal Society in London, in der Ilias Homers aufgefundenen Beleg für ein gleichzeitiges Herabfallen von zwei Meteoreisenmassen in Troja. Die Stelle findet sich im Beginne des 15. Gesanges. Zeus droht Here und erinnert sie daran, daß er sie einst „mit zwei Amboßen an den Füßen" in Aether und Wolken lange Zeit zur Strafe schwebend gehalten, bis er sie erlöst, aber „die Amboße nach Troja hinabgeworfen", zum Andenken für künftige Zeiten. Die letzten beiden Verse nun waren in neueren Auflagen, auch in der Voß'schen Uebersetzung ausgelassen. Eustathius, aus dem 12. Jahrhundert, Erzbischof von Salonich, setzt hinzu, daß die „Ciceroni" der damaligen Zeit noch diese Amboße zeigen, und dieselben als vom Himmel herabgefallen ansehen.

Haidinger schließt sich vollständig der Ansicht Millers an, daß hier ein wirklicher Fall von Meteoreisen, und zwar von zwei Massen zugleich vorliege, wie etwa bei Braunau in Böhmen am 14. Juli 1847, oder wie man es bei den in der Nähe von Cranbourne, Victoria in Australien aufgefundenen Blöcken von 30 und von 120 Ctr. voraussetzen muß.

Haidinger nimmt Veranlassung, den im Jahre 405 vor unserer Zeitrechnung herabgefallenen großen Stein von Aegos Potamos in Erinnerung zu bringen, und die Stelle im Kosmos, in welcher Humboldt vor zwanzig Jahren die Hoffnung aussprach, daß man diesen Meteorstein doch noch auffinden möchte.

Herr Director Fenzl legt eine Abhandlung vor: „Beitrag zur Entwicklungsgeschichte getheilter und gefiederter Blattformen", von Dr. M. Wretschko, Gymnasiallehrer in Laibach.

Es ist eine durch Beobachtungen leicht festzustellende Thatsache, daß die gelappten, gespaltenen, getheilten und zerschnittenen Blattformen durch Uebergänge, die oft an einer und derselben Pflanze gefunden werden, mit einander verbunden sind und entwicklungsgeschichtlich zu einer Grundform gehören. Die Morphologie bietet aber auch kein sicheres Unterscheidungsmerkmal zwischen einem zerschnittenen und zusammengesetzten Blatte, indem viele Blattformen von manchen Botanikern als fiederschnittig, von anderen als gefiedert angesehen werden. Es schien dem Verfasser daher nicht überflüssig zu sein, die ganze Entwicklung einer größeren Anzahl von zerschnittenen und als gefiedert geltenden Blättern gründlich durchzugehen und zu untersuchen, ob durch die Entwicklungsgeschichte eine schärfere Begriffsbestimmung für jede dieser Formen aufgefunden werden kann oder nicht.

Der Verfasser ist zu dem Zwecke auf die ersten Jugendzustände dieser Blätter zurückgegangen und hat die auf die Periode der Anlage sich beziehenden Beobachtungen von Schleiden, Schacht, Nägeli, Griesebach 2c., wiewohl nur im Allgemeinen, bestätigt gefunden. Jedes wie immer getheilte und zusammengesetzte Blatt geht von einer einfachen Form — einer warzenartigen Erhebung an der Axe — aus, die oft im Wachsthume schon nach sehr kurzer Zeit begrenzt wird, um zu dem späteren Blattgrunde sich umzugestalten (wohin auch die breiteren Scheiden der Umbelliferen gehören), in anderen Fällen aber fortwächst, so daß alle Blatttheile daraus hervorsprossen, während dort die Bildung der weiteren Glieder von einer Zellpartie aus geschieht, die am oberen Rande jener sogenannten „Primordiallamina" liegt. Die Entstehung der Segmente, die, alsbald schwachen Serraturen an der Axialportion des Blattes vergleichbar, vor der Bildung irgend eines Gefäßbündels auftreten, ist, ganz unabhängig von dem erwähnten Verhältnisse, bald basipetal, bald basifugal, ein Umstand, der schon seit längerer Zeit bekannt war, dessen Zusammenhang mit der weiteren Blattentwicklung jedoch bisher, wie es scheint, zu wenig gewürdigt wurde. Es wird nämlich dadurch ein Gegensatz ausgesprochen, der durch die ganze folgende Wachsthumszeit sich nicht verwischt.

Die Wachsthumsverhältnisse in der Zeit nach der Anlage der Glieder hat der Verfasser theils aus der Vergleichung verschieden großer Blätter eines Triebes zu eruiren gesucht, theils aus möglichst genauen und umfassenden Auxanometermessungen an einem und demselben Blatte. Es zeigte sich in dieser Beziehung z. B. am Blatte von Sambucus nigra, dessen Segmente durchaus in der Richtung von oben nach unten angelegt werden, daß alsbald, nachdem es die bestimmte Form angenommen hat, die größte Flächenausdehnung in den mittleren Gliedern begann. Daselbst verblieb auch das Maximum der Streckung, so lange das Blatt sich vergrößerte, und war die relative Längenzunahme durch diese ganze Zeit in keinem Spreitentheile so groß, als im zweiten Internodium und im mittleren Seitenabschnitte. Während dieses Blatt in seinem vollkommen entwickelten Zustande von einem gefiederten durch kein verläßliches Merkmal sich unterscheidet, zeigt sich in seiner Wachsthumsweise eine völlige Uebereinstimmung mit der offenbar zerschnittenen und daher einfachen Form an Chelidonium majus. Auch da ist die Bildung der Segmente und aller seichteren Einschnitte an ihnen basipetal und befindet sich die überwiegende Streckung durch die ganze Extensionszeit an der nämlichen Stelle, und zwar in dem oberen Theile der Mittelrippe und den dort entspringenden Segmenten.

Das Uebereinstimmende in beiden Formen liegt also in der basipetalen Entstehung der Segmente, der zufolge der Terminalabschnitt der älteste ist und in dem allmäligen Nachlassen der Streckung gegen einen mehr oder weniger der Basis laminæ genäherten Punkt hin; Umstände, welche für die Verwandtschaft dieser Entwicklung mit der mancher einfachen und ungetheilten Blätter deutlich sprechen.

Eine große Anzahl von Blättern hingegen, wie die von Juglans regia, Spiræa Aruncus, Ailanthus glandulosa, Robinia Pseudoacacia und der Umbelliferen ꝛc., befolgt ein anderes Entwicklungsgesetz. Die Blattaxe wie die Foliola wachsen in der Art nacheinander, daß die Endblättchen und Endzipfel nicht nur zuletzt entstehen, die Blattglieder also basifugal zum Vorschein kommen, sondern auch die Beschleunigung der Längenstreckung an ihnen von unten nach oben fortschreitet, während die Wachsthumsthätigkeit meist in den unteren Gliedern früher als in den oberen aufhört. Hier giebt es sonach einen Zeitraum, wo das Maximum der Ausdehnung im untersten Internodium, einen zweiten, wo es im folgenden ꝛc. sich befindet und am spätesten sich in den obersten Theilen zeigt. Während die Blättchen junger Blätter von Sambucus sich vom obersten und größten an aufzurollen anfangen, geschieht das Gleiche bei Juglans vom untersten an, das alle übrigen damals noch an Größe übertrifft.

Die Reihenfolge von gleichartigen, nach einander sich abwickelnden Processen aber, wie sie bei den Blattformen dieses zweiten Typus statthat, muß als ein wesentliches Merkmal eines zusammengesetzten Organes angesehen werden und so sich verhaltende Blätter hätten naturgemäß als zusammengesetzte, und zwar als gefiederte zu gelten; eine Begriffsbestimmung, von welcher auch der Systematiker um so eher Gebrauch machen kann, als aus der Vergleichung der im verschiedenen Alter stehenden Blätter eines Triebes ihr Entwicklungsgesetz sich ermitteln läßt.

Das correspondirende Mitglied Herr Carl Fritsch, Vicedirector der k. k. Centralanstalt für Meteorologie, legt eine Abhandlung vor unter dem Titel: „Ergebnisse mehrjähriger Beobachtungen über die periodischen Erscheinungen in der Flora und Fauna Wiens und eines Theiles der niederösterreichischen Alpen.

Dieselbe enthält für 866 Arten Thiere, größtentheils Insecten, die normalen Zeiten der ersten und letzten Erscheinung, auf einzelne Tage genau, sowohl für die erste als zweite Periode des Vorkommens, so weit sich eine solche constatiren läßt. Unter der Gesammtzahl der beobachteten Art sind begriffen: 50 Vögel, 9 Reptilien, 373 Käfer, 47 Schnabelkerfe, 24 Schrecken, 22 Netzflügler, 168 Schmetterlinge, 66 Hautflügler, oder Immen, 92 Fliegen, 6 Spinnen, 3 Krustenthiere und 6 Weichthiere.

Ein besonderer Abschnitt macht für einen großen Theil der beobachteten Arten die Abhängigkeit der normalen Zeiten des Erscheinens von den Temperaturverhältnissen ersichtlich.

Der zweite Theil der Abhandlung enthält für 1133 Arten Pflanzen auf einzelne Tage genau die normalen Zeiten für die ersten Blüthen, die größte gleichzeitige Blüthenentfaltung und die ersten reifen Früchte, nicht nur für die Flora der Ebene und der nächsten Berghöhen, sondern auch der n. ö. Alpen, insbesondere des Schneeberges und der Raxalpe.

Für einen Theil der beobachteten Arten ist die Abhängigkeit der Zeit der Blüthe und Fruchtreife von der Exposition gegen die Weltgegend, dem Insolationsgrade und der Seehöhe ersichtlich.

Bei diesem mühevollen Unternehmen gedenkt der Verfasser dankbar der Unterstützung mehrerer Freunde, unter welchen insbesondere die Herren A. U. Burkhardt, Julius Finger, Dr. Franz Löw, Dr. Siegfried Reissek und Dr. Bruno Wohlmann als Theilnehmer an den Beobachtungen hervorzuheben sind. Ein besonderes Verdienst haben sich auch die Herren Dr. Franz Egger, Dr. Joseph Giraud, Dr. Gustav Mayer, Alois Rogenhofer und Dr. Ludwig Schinner durch Determinirung der Insecten erworben. Das größte Verdienst gebührt der vortrefflichen Flora von A. Neilreich, der Fauna von Dr. L. Redtenbacher, Friedrich Brauer u. A. Die größte moralische Unterstützung verdankt der Verfasser A. Quetelet in Brüssel und unter den Wiener Freunden dem Dr. A. Pokorny und A. Tomaschek.

Die eingesendeten Reiseberichte vom 31. Juli und 16. August zusammenfassend, gab Herr Prof. Peters eine gedrängte Beschreibung der geologischen Verhältnisse der mittleren und der südlichen Dobrudscha.

Die Sandsteine und Mergel der Kreideformation, welche das Waldgebirge von Babadagh bilden, sind von einem dreifachen Wall umrandet, der zu innerst aus einem hornblendereichen Granit, dann aus Quarzporphyr und in seiner äußeren Zone aus grünen Schiefern und massigen Grünsteinen besteht. Seine größte Höhe, ungefähr 1500 Fuß über dem Meere, erreicht er in dem Granitgipfel Sakar-Bair beim Dorfe Atmatscha, im dichtesten Waldrevier des Landes, wo auch die wenig gestörten Kreideschichten eine beträchtliche Massen- und Höhenentwicklung erreichen. Die Grünsteine und Schiefer setzen unter den jüngeren Gebilden bis in die südliche Dobrudscha fort und bilden zusammen mit der Kreideformation den 652 Fuß hohen Bergstock Allah-Bair, welcher die 300 bis 500 Fuß hohen Plattformen des ehemaligen Weidelandes im Süden völlig beherrscht. Letztere zeigen vier einzelne Formationen, von denen die unterste, ein zum Theil dichter, zum Theil mergelig-poröser Kalkstein, durch zahlreiche Versteinerungen als oberer Jura, zumeist den brachiopodenreichen Schichten von Stramberg in Mähren und „der Zone des Diceras arietinum" entsprechend, charakterisirt wird. Es ist dies die schon früher erwähnte Schichte von Tschernawoda, deren weite Verbreitung entlang des rechten Donauufers (bis Rustschuk) zu dem Schlusse berechtigt, daß sie das Grundgebirge des ganzen nördlichen Bulgarien bis an die Vorberge des Balkan ausmache.

Darüber erscheinen nördlich von Küstendsche und bei Medschidje im Kara-Su-Thale wieder Kreidegebilde, aber merkwürdiger Weise nicht die Schichten von Babadagh, sondern Baculitenthon und weiße Feuersteinkreide.

Bei Küstendsche und Kanara, so wie an den Gehängen des Kara-Su-Thales werden dieselben von miocenen Kalksteinbänken bedeckt, auf denen stellenweise Ablagerungen der miocenen Süßwasserstufe ruhen.

Die Decke des Ganzen bildet eine mächtige, sowohl gegen die Donau als auch gegen das Meer steil abgebrochene Lehmablagerung, welche dem Löß der mittleren und oberen Donauländer entspricht.

Ein Ausflug nach dem Yalpuk-See in Bessarabien hat Herrn Peters in den Stand gesetzt, darzuthun, daß Herr Capitain Spratt bei seiner Beweisführung für die einstige Existenz eines riesigen Süßwassersee's an der Stelle des schwarzen Meeres und seiner Umgebung zwei verschiedene Gebilde, miocene und jungdiluviale Lehmmassen, zusammengefaßt habe, daß demnach die Annahme eines solchen See's in den Ablagerungen der untersten Donauländer keine Stütze finde. Dagegen sei die Ansicht Spratts über die sehr junge Entstehung des schwarzen Meeres in seiner gegenwärtigen Gestaltung vollkommen gerechtfertigt und ergebe sich die letztere aus einer Reihe von Verwerfungen, welche den jetzigen Meeresgrund von der Masse des bulgarischen Festlandes loslösten.

In mineralogischer Beziehung bemerkenswerth ist eine eigenthümliche Umwandlung der Feuersteine der weißen Kreide in ein grünlich-graues mürbes Silicat, auf welches wegen der prägnanten Formen des ursprünglichen Minerals der Ausdruck Pseudomorphose Anwendung findet.

Außerdem gedenkt Herr Peters noch einiger Vegetationsverhältnisse, der raschen Zunahme des Feldbaues und mancher Ueberreste antiker und mittelalterlicher Cultur, von denen namentlich die Ruinen der ehemaligen Seefeste bei Jenissala ein geologisches Interesse darbieten, indem sie einen Maßstab geben zur Beurtheilung der überaus bedeutenden Anschwemmung durch den Literalstrom und der beständigen Zunahme des Festlandes im Bereiche der Donaumündungen und der nordwestlichen Zuflüsse des schwarzen Meeres.

Einen besonderen Nachdruck legt Prof. Peters auf die Baumaterialien in diesem Lande, deren Natur und Verbreitung früher kennen zu lernen für die Constructionen an der Rhede von Sulina und im Hafen von Küstendsche von großer Wichtigkeit gewesen wäre. Doch können die Resultate der von der k. Akademie veranlaßten Untersuchung, die für dies Jahr auf die Dobrudscha beschränkt blieb, durch die Veröffentlichung einer geologischen Karte und durch besondere Beachtung der praktisch wichtigen Gegenstände in den zugehörigen Abhandlungen auf die weitere Ausführung jener Bauten förderlich einwirken. — Leider fehlt jeglicher fossile Brennstoff (in erreichbaren Tiefen) in der Dobrudscha und voraussichtlich auch im östlichen Bulgarien.

Im Interesse der österreichischen Industrie empfiehlt der Vortragende ein eifriges Studium der natürlichen Hülfsquellen und der Bedürfnisse der bulgarischen Länder, damit unser Handel nicht völlig von diesem Absatzgebiete verdrängt werde, wo der brittische Waarenverkehr durch die Anlage zweier Eisenbahnen und andere günstige Umstände einen überaus großen Vorsprung gewonnen hat.

Herr Dr. August Vogl überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Phytohistologische Beiträge. II. Die Blattschläuche der Sarracenia purpurea Lin."

Die Blätter der Sarracenia purpurea Lin., einer an sumpfigen Orten in fast ganz Nord-America einheimischen Pflanze, sind gedrungen dütenförmig, stark gebogen und aufgeblasen. Jedes Blatt zeigt ein hohl entwickeltes Mittelstück, den eigentlichen Schlauch, der einerseits nach abwärts sich in einen verschieden langen Stiel verschmälert, andererseits an seinem oberen Ende einen flächenförmig entwickelten Anhang von herzförmiger Gestalt, den sogenannten Deckel, trägt. Auf der Mitte der Innen- oder Bauchseite des Schlauchstückes erhebt sich ein senkrechter glattrandiger Kamm oder Flügel: der Schlauch selbst geht auf der Rückenseite in den Deckel über, auf der Bauchseite endet er mit einem nach außen umgerollten knorpeligen, glänzenden, gelb oder roth gefärbten Saume.

Die Außenfläche des Blattes wird von einer Epidermis gebildet, welche neben zahlreichen Spaltöffnungen, eigenthümlichen Drüsen und vereinzelten warzigen Haaren aus im oberen Theile buchtig-, im unteren polygonaltafelförmigen Zellen besteht, welche durchaus Stärkmehlkörnchen führen und von einer starken Cuticula überzogen sind.

Die Innenfläche des Blattes zeigt eine äußerst auffallende Structur. Von der Spitze des Deckels bis zum blinden Grunde des Schlauches herab zeigt nämlich die

Oberhaut hier nicht weniger als vier verschiedene Structurverhältnisse, die sich zum Theile schon dem unbewaffneten Auge durch ein differentes äußeres Ansehen zu erkennen geben.

Die Innenfläche des Deckels ist glänzend, mit zerstreut stehenden großen, schwach sichelförmig gebogenen und mit ihrer Spitze nach abwärts sehenden gefalteten Haaren versehen; sie wird von buchtig-tafelförmigen, Amylum führenden Zellen zusammengesetzt und enthält neben zahlreichen Spaltöffnungen dieselben Drüsen, die auch auf der ganzen Blattaußenfläche vorkommen. Diese Drüsen sind etwa flaschenförmig, mit kugligem, aus acht oder sechszehn Zellchen gebildetem Hauptkörper, der in den zunächst unter der Epidermis folgenden Parenchymschichten eingebettet ist, und einem aus sechs Zellen gebildeten, in der Ebene der Oberhautzellen liegenden halsartigen Theile. Der Inhalt der Drüsenzellchen ist eine braune, in Aetzkali zum Theile lösliche Masse. Die Cuticula, welche auf der Innenfläche des Deckels stark entwickelt ist, bildet, indem sie sich in die Tiefe senkt, um jede Drüse eine Hülle.

Der oberste Theil der Schlauchinnenfläche, äußerlich als eine matte haarlose Zone kenntlich, wird von einer Epidermis gebildet, welche das Aussehen eines Ziegeldaches hat. Die einzelnen Theile derselben sind, von der Fläche gesehen, abgerundet fünfeckig, mit kurzer stumpfer Spitze, welche nach abwärts gerichtet ist und die Basis der nächst unteren Zelle deckt. Ein System feiner, schwach bogenförmiger Linien, die von der Basis jeder Zelle zu ihrer Spitze verlaufen, geben diesen merkwürdigen Oberhautzellen ein äußerst zierliches Aussehen. Sie enthalten kein Amylum. Zwischen ihnen liegen zahlreiche Drüsen der eben beschriebenen Art, aber keine Spaltöffnungen, die überhaupt auf der ganzen Innenfläche des eigentlichen Schlauches vermißt werden.

An die ziegeldachförmige Oberhaut folgt zunächst nach abwärts eine durch starken Glanz und grüne Farbe sogleich auffallende Zone, deren Epidermis, wie jene der Deckelinnenseite, aus buchtigen Amylum führenden Zellen besteht, keine Haare, wohl aber zahlreiche Drüsen enthält. Die Cuticula ist hier besonders stark entwickelt.

Durch eine horizontal verlaufende, unregelmäßig buchtige Linie ist diese Partie von einer abermals matten Fläche getrennt, welche nach abwärts den noch übrigen Theil der Schlauchinnenfläche einnimmt und sich durch eine bräunliche Färbung, so wie durch die Anwesenheit langer, gerader, nadelförmiger, mit ihrer Spitze nach abwärts gerichteter Haare und kleinen hügeligen Erhebungen schon dem unbewaffneten Auge kenntlich macht. Ihre Epidermis besteht aus zwei übereinander liegenden Schichten, wovon die äußere aus polygonalen dünnwandigen, die tiefere aus buchtig-tafelförmigen Zellen zusammengesetzt wird. Weder Spaltöffnungen noch Drüsen kommen in dieser Oberhaut vor, die auch dadurch merkwürdig ist, daß ihr, mit Ausnahme der hügeligen Stellen, eine Cuticula ganz fehlt. Ihre Zellen enthalten kein Amylum. Alles spricht dafür, daß diese Epidermis die Absonderung der wässerigen Flüssigkeit, womit die Sarraceniaschläuche in ihrem Vaterlande mehr weniger gefüllt sind, vermittelt, während als Organe der Secretion einer süßen honigartigen Masse, welche an diesen Schläuchen ebenfalls beobachtet wird, höchst wahrscheinlich die beschriebenen Drüsen fungiren.

Das zwischen den beiden Epidermalplatten befindliche Parenchym der Blätter ist ein schwammförmiges, gebildet aus großen unregelmäßig-sternförmigen Zellen, welche neben Chorophyll Amylum führen und große Räume zwischen sich lassen, die im Schlauche regelmäßige, mit den das Gewebe durchziehenden Gefäßbündeln wechselnde weite Canäle, im Deckel und Kamme dagegen unregelmäßige Lücken bilden.

Herr Dr. L. Ditscheiner legt die von ihm im k. k. physikalischen Institute ausgeführte „Bestimmung der Wellenlängen der Fraunhofer'schen Linien des Sonnenspectrums" vor.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Schillers „Räuber“ in der französischen Revolution.

Es ist eine ziemlich bekannte, aber wenig erörterte Sache, daß Schiller während der französischen Revolution von der zweiten Nationalversammlung, der Assemblée legislative, das französische Bürgerrecht erhalten hat. Ich habe diesen Gegenstand in einer längeren Abhandlung erörtert und dieselbe ist in den „Deutschen Jahrbüchern“ von Oppenheim (Septemberheft 1864) veröffentlicht worden. Darin zeigte ich, wie Schiller durch seine „Räuber“, welche in einer französischen Uebersetzung zahlreiche Aufführungen in den Jahren 1792 bis 1794 nicht nur in Paris, sondern auch in anderen Städten Frankreichs erlebt haben, für das ganze französische Volk populär und vor allem der Nationalvertretung in jener Zeit bekannt wurde. Ich bewies darin, wie die Girondisten diese Popularität des deutschen Dichters benützten und, in der Absicht, auch außer den Grenzen Frankreichs der Revolution Theilnahme und Unterstützung zu erwerben, ihn nebst anderen hervorragenden Geistern jener Zeit, wie Thomas Payne, Campe, Pestalozzi, Klopstock u. A., mit der Ertheilung des französischen Bürgerrechtes auszeichneten.

Ich hielt es bei der Beschreibung und Erörterung dieser Verhältnisse nicht für nothwendig und auch nicht für passend, weiter auf die „Räuber“ unseres Dichters und ihre Schicksale in Frankreich einzugehen, als es eben für die Erörterung der Gründe nöthig war, die jenes Bürgerrecht veranlaßten. Dennoch aber erschien es mir ganz interessant und für die Litteratur der Werke Schillers von Wichtigkeit, die französische Uebersetzung und Bearbeitung der „Räuber“ und die Persönlichkeit des Uebersetzers selbst etwas genauer zu durchforschen, als es bisher geschah, die vorhandenen Exemplare der Bearbeitung aus dem Staube der Bibliotheken hervorzusuchen und wirklich zu lesen. Uebersetzung und Bearbeitung, eben so wie die französische Kritik, die sich an diese anlehnt, bieten einen interessanten Beitrag für den Beweis, nicht allein der tiefen Verschiedenheit des Geistes des Originaldichters und des Uebersetzers seiner Werke, sondern auch jener des Geschmackes und der Auffassung des ganzen deutschen und französischen Volkes

Mehrere Jahre vor der Revolution, im Jahre 1786, erschien in Paris eine Uebersetzung der „Räuber“ Schillers unter dem Titel: „Robert, le chef des brigands, imité de l'allemand“. Es war weder der Name des deutschen Dichters genannt, dem das Stück nachgemacht, noch der des französischen Schriftstellers, der es eben nachgemacht hatte. Es kümmerte sich auch niemand darum, da das Stück von der Bühne, der es überreicht worden, zurückgewiesen wurde. Als die

Nationalversammlung im Jahre 1790 die Theaterfreiheit decretirte und nebst der Freiheit der Theatererrichtung auch die Freiheit des Repertoires damit gewonnen war, griffen fast durchwegs alle bedeutenderen Bühnen nach dem Schauspiel und der Tragödie und ließen sowohl den Harlekin als die nationale Komödie fallen. Die Zeiten hatten sich schnell geändert; in den ernsten Stürmen der Revolution begrub man die Leichtigkeit des Geistes, die Heiterkeit des Gemüthes und die Frivolität des Geschmackes, die zu Ludwigs XV. Zeiten öffentlich und unter dem sittenreinen Ludwig XVI. im Geheimen reiche Nahrung gefunden. In dieser Bewegung griff das Theater du Marais nach dem vergessenen Schauspiele „Robert, chef des brigands“ und brachte es vom Jahre 1791 an nach einander in zahlreichen Vorstellungen auf die Bühne. Der ausgezeichnete Heldenspieler Baptiste, der die Rolle Roberts darstellte, der Stoff dieses Stückes und der Freiheitssinn, der dasselbe durchglühte, sicherten der Direction der Bühne alle Tage ein volles Haus und reichen Beifall. Die Kritik tadelte auf das bitterste den poetischen Werth des Stückes und erklärte, daß, wenn man auch Geist und Phantasie dem Dichter nicht absprechen könne, doch diese Arbeit jedes Geschmackes bar sei. Das Gute, das das Stück aufzuweisen habe, danke es allein dem französischen Bearbeiter, der die Furchtbarkeit der Handlung gemildert, die Charaktere des Stückes besser gegliedert und die Scenirung in eine verständlichere Ordnung gebracht habe. In dieser Kritik nannte der „Moniteur“ den Originaldichter, und Schillers Name wanderte in die übrigen Zeitungen und unter das Volk. „Robert, der Chef der Räuber, blieb trotz dieser Kritik populär. Nach dem Uebersetzer frug aber noch immer niemand und doch hatte er so große Verdienste sich um das Stück erworben, wie die französische Kritik behauptete.

Das Schauspiel beginnt beinahe mit der Mitte des Stückes unseres Dichters. Der alte Moor ist schon todt, oder besser schon bei Seite geschafft, sein erstgeborner Sohn schon Räuberhauptmann — man hört erst im 2. Act, daß er zufällig unter eine Banditenhorde fiel und in der ersten Verlegenheit sich zu ihrem Hauptmanne wählen ließ — der zweitgeborne Sohn des alten Grafen, Moriz, hat bereits die Zügel der Herrschaft ergriffen und um Amalie, die Sophie de Northal heißt, standhaft seit längerer Zeit gefreit. Amalie aber blieb bisher ihrer Liebe zu Karl, der in einen Robert umgewandelt worden, treu und setzte allen Werbungen des verrätherischen Bruders ein entschiedenes Nein entgegen. Moriz erzählt dies alles am Anfang des Stückes seinem Vertrauten Raimund, dem Hermann Schillers, und beredet ihn, als alter Soldat verkleidet, die Nachricht von Roberts Tod an Sophie zu bringen. Raimund willigt ein, nach unterschiedlichen Seufzern und wenig ehrenhaften Titeln für Moriz, natürlich abseits gesprochen und mit der Klage: „Hélas! Le sort des faibles est donc d'être sans cesse le complice ou l'esclave du puissant“, kehrt er sich der Thüre zu, um seine Maske zu holen. Moriz ermuthigt ihn noch und beweist, daß er gar nicht so schlecht sei, als er glaube. „Mein Vater starb und ich stieg auf den Thron! Daß er eigentlich nicht todt war und im Sarge wieder zu sich kam, das war ein Unglück, aber keines

Menschen Schuld! Ich ließ ihn in einen Thurm werfen und dort ist er wirklich gestorben!“ Da tritt ein Gerichtsofficier auf und zeigt dem Landesherrn an, daß es gut wäre, das Schloß zu befestigen, da in der Nähe eine furchtbare Räuberbande hause. Sie hat den Grafen von Marburg schon ermordet nach dem Urtheilsspruch: „Henker Deines Volkes! Das ist der Preis Deiner Unterdrückung!“ An dem Dolch in seiner Brust war ein Blatt Papier befestigt mit den Worten: „Arrêt de mort contre Adolphe comte de Marbourg pour cause d'oppression, par le tribunal sanguinaire“. Diese Kunde erschüttert den Tyrannen Moriz nicht wenig, er giebt Befehl, die Burg zu befestigen und verspricht, die Steuern und Robot abzuschaffen, „Ich verspreche alles! alles!“ ruft er aus und läßt den Vorhang darüber fallen.

Der zweite Act zeigt uns die Räuber im Vollgefühl ihrer gerechten That gegen den Grafen von Marburg und im Bewußtsein ihrer Aufgabe. „Ich habe dieses Tribunal wieder belebt“, erklärt Robert, „welches schon unseren Urahnen bekannt und von Karl dem Großen gegründet worden war. Für jede gute That setze ich 100 Ducaten aus“. „Ich nehme sie“, sagt Ratzmann, der einzige, der nebst Roller seinen Originalnamen bewahrt hat, „ich nehme sie unter der Bedingung, daß sie keiner verschmäht“. Da meldet sich ein junger deutscher Edelmann, Rosinsky, Sohn eines Grafen Berthold, dem Robert schon manchen Dienst erwiesen, und bittet um Aufnahme unter die ehrenwerthe Genossenschaft. Da er den Warnungen Roberts nicht nachgiebt, bewilligt man seine Bitte. Unterdessen hat man einen Bauer gesucht und auch schon gefunden, der nun Nachricht geben soll, über Land und Leute und den Namen des Gebietes, auf dem die Räuber sich befinden. Siehe da! der alte Bauer war einst Gärtner im Schlosse und wurde von dem jetzigen Regenten davongejagt. Er erzählt die traurige Geschichte des alten Moor und präsentirt Robert nichts weniger, als einen neunjährigen Sohn seiner immer noch geliebten Sophie! Da beschließt Robert, Sophie zu sehen; er heiligt und feit das Land und stürzt mit seinen Räubern ab. Gerade kommt er noch zu rechter Zeit auf dem Schlosse an! Sophie hat die Kunde von seinem Tode soeben erfahren (diese Scene ist genau nach Schiller) und wird den Werbungen Moriz' gegenüber schwankend. Da stürzt Robert herein, die Liebenden erkennen sich, die Räuber folgen nach, befreien Sophien und entführen sie eiligst mit ihrem Hauptmann; denn schon schmettern die Trompeten der Soldaten, die Moriz zu seiner Hülfe herbeigerufen. Die Gefahr, die jetzt die Räuber umgiebt, erhöht ihren Muth. „Erklären wir“, sagt Ratzmann am Anfang des 4. Actes, „erklären wir die Menschenrechte, welche die Natur in Aller Herz gelegt, richten wir dieses Manifest an alle Völker, welche von Tyrannen gebeugt werden, an alle Menschen, die noch fähig der Würde sind, zu sein! „Und“, ruft er auf einer französischen Bühne mit französischer Zunge aus: „Deutschland wird ein freier Staat werden, gegen den Rom und Sparta nur Nonnenklöster waren.“ Doch die Soldaten drängen heran, ein Priester erscheint als Parlamentair (getreu nach Schiller), man jagt ihn davon, stürzt in den Kampf, Schwerter klirren, Flinten knallen, Trommeln wirbeln, der

Vorhang fällt. Im 5. Act hören wir nun, daß von 1000 Dragonern gegen 300 Räuber mehr denn 300 todt und eine Unzahl verwundet worden. Von den Räubern selbst ist nur einer gefallen. Die Nacht bricht ein, Robert spaziert allein vor einem alten Thurme hin und her und gedenkt der Vergangenheit. Da entdeckt er, wie im Schiller'schen Stück durch „den Raben", Raimund, seinen Vater, sieht und hört das Verbrechen seines Bruders. Die That ist scheußlich, die man hier enthüllt sieht, sie muß gerächt werden. Doch Gott hat schon entschieden. Moriz hat sich in der Zeit, als die Räuber seine Burg erstürmten, in den Main gestürzt, und Robert kann die Herrschaft in seinem Staate, glücklich durch die Liebe Sophiens und seines Vaters, antreten. Was aber anfangen in dieser ehrenwerthen Beschäftigung mit den 299 Räubern. Rosinski entscheidet die Zweifel. Im Kampf, mit dem der 4. Act schloß, war er entwichen und hatte dem deutschen Kaiser Nachricht gebracht von den nur edlen Absichten der gefürchteten Bande, unter die er sich bloß als ein Beobachter gemischt. Der Kaiser entläßt den jungen Edelmann mit einem Decret an die Räuber, das ihnen Gnade und Freiheit versichert, wenn sie schwören, dem Staate als ein fliegendes Corps oder als leichte Truppen zu dienen! —

Der dauernde Erfolg, den dieses Stück in Paris erzielte, bestimmte den Bearbeiter der „Räuber" Schillers eine Fortsetzung zu seinem „Robert, chef des brigands" zu schreiben, was ja für ihn ein leichtes war, da die Neugierde am Ende des 5. Actes dieses Stückes immer noch fragen konnte, was wohl mit Robert, Sophie und ihren Kindern und Kindeskindern geschehen sei. Schon in der Mitte des Jahres 1792 zeigte das Theater du Marais ein Schauspiel an unter dem Titel: „Le tribunal redoutable ou la suite de: Robert, chef des brigands". Es kam alsbald zur Aufführung und errang sich einen noch bedeutenderen Erfolg als das erste Stück. Die Zeiten waren für dieses Schauspiel überaus günstig. König Ludwig XVI. war am 10. August 1792 abgesetzt und das Königthum als abgeschafft erklärt, ein Nationalconvent einberufen worden. Worte von Freiheit und Gleichheit, Reden über die Tyrannen und das Glück der Völker waren an der Tagesordnung mehr denn je und fanden überall ein begeistertes Publicum und reichen Beifall.

Da ging das „Tribunal redoutable" über die Bühne. Robert, der souveraine Graf von Moldar, klagt seinem Vertrauten Forban, der jetzt den Charakter Rollers trägt, schwere Gewissensbisse. Sophie ist todt, seine Kinder, bis auf ein noch ganz kleines, sind gestorben; „Was soll mich noch glücklich machen!" ruft er aus. Forban weist seine Hoffnungen auf das Volk hin, das ihn so liebt und das so glücklich unter seiner Herrschaft ist, das selbst so gut und edel und würdig eines solchen Fürsten ist. „Ach ja", seufzt Robert, „das Volk! das ist das Volk, und dennoch verleumdet man es". „Zehn Jahre", fährt Forban fort, „hast Du regiert, und während Dein Volk so glücklich ist, herrscht im übrigen Deutschland nur Elend und Tyrannei. O, ich könnte viel erzählen, würdig dieser Menge Erdrücker, die auf Deutschland lasten. Ich, Republicaner, bin nur glücklich unter Deinen Gesetzen!"

Da tritt das Tribunal zusammen, das Robert aus seinen ehemaligen Genossen in seinem Lande gebildet hat. Es hat den Grafen von Marburg vor kurzem als Tyrannen gerichtet und ermordet. Es handelt sich jetzt um das Schicksal seines Sohnes Adolf. „Die Hand“, sagt Melbach, in dem die Natur des Schiller'schen Schweizer steckt, „die Hand, die den Vater straft, soll den Sohn beschützen“. Da drängt sich eine Deputation der Bürger von Marburg herein und bietet Robert die Herrschaft über sie an. Wenn die Tyrannen, erklären die Abgesandten, die Geisel der Länder sind, so sind die gerechten Herrscher ihre Wohlthat. Robert frägt nach dem Sohne des gerichteten Grafen. — Er ist ermordet! — „Wer hat es gethan?“ ruft er empört aus. „Ihr selbst, um die Herrschaft zu gewinnen“, antwortet zögernd der Sprecher der Deputation. Ein Unbekannter hat diese Kunde im Lande verbreitet, selbst gewagt, an einzelne Mitglieder des Tribunals dieselbe Verleumdung zu berichten. Erzürnt schwört Robert den Mörder zu entdecken und beruft unter die Eiche am Grabe seines Vaters das Gericht. Ehe dieses eröffnet wird, bekommen wir im 2. Act Kunde von dem Schicksal Adolfs. Seine Unterthanen haben ihn verjagt und flüchtig vor ihnen, hält er sich in einer Höhle verborgen, in der ein alter Bauer lebt, den Robert beschützt und ernährt. Hier hat er sich zwei Bildsäulen errichtet, der Rache und seinem ermordeten Vater ist die eine geweiht, der Dankbarkeit und seinem Wohlthäter Robert die andere. Nach dieser Höhle eilt Robert, um vielleicht über Adolfs Geschick etwas genaueres zu erfahren. Adolf entdeckt sich jetzt seinem Wohlthäter und wird von Robert aufgefordert, am Abend vor dem Tribunal zu erscheinen. Kaum hat sich Robert entfernt; so tritt der im Main vor langer Zeit ertrunken geglaubte Moriz wieder auf. Er hat sich damals gerettet und in dem Kampf um die Burg Adolfs und seines Vaters die Frau Adolfs geraubt, dann verführt und nahe dem Versteck Adolfs eingesperrt. Er ist es, der die Nachricht durch seinen Genossen Edmund verbreiten ließ, daß Robert den unglücklichen Adolf ermordet, der diesem selbst jetzt sagt, daß Robert seine Herrschaft angetreten und seine Gattin verführt habe, und der durch Briefe dem vertrautesten Freunde Roberts, Molbach, noch vor dem Zusammentritte des Tribunals ein Rendezvous gegeben, um ihm den Mörder Adolfs zu entdecken. Adolf, empört aber das, was er gehört, stürzt racheschnaubend in den Wald. Hieher, an den Schluß des 2. Actes, hat der Dichter jene furchtbare Scene aus Schillers „Räuber“ gelegt, in der Franz das jüngste Gericht und seine endliche Strafe schildert. Es paßt nun freilich nicht im geringsten, aber es macht Effect, nur leider wird dieser wieder, wenigstens für einen deutschen Geschmack, sehr ins Lächerliche gezogen dadurch, daß nach Anhören all' der Schrecken des jüngsten Gerichtes Edmund fragend ausruft: „Comment! Tel est le tableau qu'on nous fait du jour des vengeances“. Was in den „Räubern“ Schillers uns aufs tiefste erschüttert, was der wildeste Ausbruch der zerstörten Phantasie eines Verbrechers, hier sinkt es zur Farce eines Komödianten herab, ist lächerlich und wirkt lächerlich. Noch nach 70 Jahren möchten wir Protest erheben, gegen diese Entstellung des Geistes Schillers, da gerade in dieser Scene den Dichter der rauschendste

Beifall lohnte und die Kritik die Verlegung dieser Scene aus den „Räubern“ in das „Tribunal redoutable“ lobend anerkannte.

Der 3. Act führt uns den ehemaligen Räuber und jetzigen Gerichtspräsidenten Molbach vor, wie er vor der Grotte, in der Adolf verborgen, lustwandelt und den geheimnißvollen Briefsteller erwartet, der ihm ein schweres Verbrechen entdecken soll Dieser tritt auch alsbald, nachdem man das gehört, auf. Es ist Moriz' Genosse, Edmund. Er beschuldigt Robert, den Mord Adolfs befohlen und dessen Frau verführt zu haben Zur Bekräftigung der Anklage wird diese nun auch aus dem geheimen Versteck hervorgeführt und Molbach erkennt in ihr seine Schwester. „Tiens“, ruft er aus, „de Hambourg! c'est le lieu de ma naissance“, denn Julia erzählte ihm, daß sie von Hamburg sei. Nun aber, nachdem er gehört, daß Robert so vieler Verbrechen wirklich schuldig, daß seine eigene Schwester selbst der Gegenstand der Sünde des Heuchlers, nun schwört er, furchtbare Rache an ihm zu nehmen. Im 4. Act steht er mit seiner Schwester am Grabe des alten Moor, vor welchem das Gericht über Adolfs Mörder gehalten werden soll. Ein Grabstein kennzeichnet den Ort. Er trägt die Denkschrift: „Il ne fut heureux que du bonheur de son peuple. 1587“. Molbach verbirgt hinter dem Stein seine Schwester, denn er hört schon die Schritte der furchtbaren Richter. Nach einem langen Gespräch über die Tugenden der Fürsten mit Robert selbst, bei welchem dieser einmal ausruft: „Hélas! qu'ils sont rares les souverains dont la mort fait couler les pleurs du pauvre“, beschwört Molbach seinen, trotz der Verbrechen doch noch geliebten Herrn und Fürsten, das Gericht nicht zu berufen. Es ist vergebens! Schon nahen sie alle mit feierlichen Schritten und Ferbach eröffnet die Sitzung mit einer Lobrede auf Robert. „Point d'eloges“, ruft ihm jetzt Molbach finster zu, „la louange est le poison des souverains“. Robert wird in der That von seinem eigenen Gericht des Mordes angeklagt, zum Tod verurtheilt und Molbach zum Executor des Todesurtheiles ernannt. Dieser aber, um sein trauriges Recht auf diese Würde erst zu erhärten und den läugnenden Robert seiner Verbrechen noch sicherer zu überführen, schleppt nun seine Schwester vor das Gericht, damit sie bekenne und selbst als Klägerin gegen Robert auftrete. „Nein“, sagt Julia, als sie Robert sieht, „das ist nicht mein Verführer und nicht der Mörder meines Gatten“. Das Gericht staunt, ist empört über Molbachs Verleumdung und dieser fordert zerknirscht und beschämt selbst strenges Gericht über sich und seine That. Doch ehe noch eine weitere Entscheidung gefällt werden kann, dringt wilder Lärm an die Ohren der Richter — der Aufstand ist losgebrochen, den Moriz mit seinen Genossen gegen Roberts Herrschaft lange schon berathen und endlich zur Ausführung gebracht hat. Noch von den Straßenkämpfen erhitzt, dringt am Anfang des 5. Actes Adolf auf die Bühne. Er sucht den Verführer seines Weibes, den Räuber seiner Krone und seines Vermögens, er sucht den Fürsten von Moldar; er sieht ihn, er zückt sein Schwert gegen den von ihm abgewendeten Robert, er will es ihm in den Rücken stoßen, da kehrt dieser sich um und Adolf erkennt in ihm seinen Wohlthäter und Beschützer. Nun klärt sich das Dunkel. Moriz hat unter

dem Namen seines Bruders Julia geraubt und verführt, hat die Verschwörung im Lande angezettelt, um Robert vom Thron zu stürzen und die betrügerischen Briefe an das Tribunal und an Molbach geschrieben. Im Aufstand besiegt, hat der Elende sich am Ende des 5. Actes das Leben genommen. Adolf stürzt seiner wiedergefundenen Gattin in die Arme, empfängt von Robert sein Reich zurück und soll dessen Herrschaft mit ihm theilen. „Geben wir Deutschland das neue Beispiel", ruft Robert aus, „geben wir ihm das Beispiel von zwei Souverainen, welche mit Begierde das Glück ihrer Völker machen!"

Ein solches Stück, so reich ausgestattet mit Worten der Freiheitsliebe und des Tyrannenhasses mußte kurz nach dem Sturze Ludwigs XVI. ungeheures Aufsehen erregen. Während der Zeit der Schreckensherrschaft aber, wo selbst der Name eines Fürsten verpönt war, mußte eine Lobrede auf einen solchen, wenn auch republicanisch gesinnten und freisinnigen Regenten Gefahr bringen. Und der Verfasser des „Tribunal redoutable" entging derselben nicht. Man denuncirte ihn — es war gerade nach den Septembermorden — und behauptete, daß er in diesem Stück seine Zeitgenossen und besonders die Partei des Palais Royal, die Anhänger des Prinzen Orleans habe kennzeichnen wollen. In einer Zeit, in der ein Verdacht schon das Verbrechen, das Verbrechen das Urtheil und das Urtheil auch gleich die Execution ist, wie dies unter dem Ministerium Danton und der Herrschaft Robespierre's der Fall war, in einer solchen Zeit war ein Verdacht, wie der oben erwähnte, sehr bedenklich. Desto mehr muß man die Haltung des bisher unbekannten Verfassers jener beiden Räuberstücke bewundern.

Im October 1792 erschienen beide Theater im Druck mit dem Namen des Verfassers: Lamartellière. Das Stück „Le tribunal redoutable" hatte folgende Ankündigung als Vorrede: „Diesem Stück wurde die Ehre zu Theil, denuncirt zu werden. . . . Welche Gefahr dies auch für mich haben könnte in einer Zeit, in der man so wenig das Verbrechen und den Verdacht unterscheidet . . . so erkläre ich doch, daß ich erwarte, was auch kommen kann, und werde von heute an immer zu Hause bleiben, weil es mein Charakter ist, nichts zu fürchten, und in meinen Grundsätzen liegt, nichts schlechtes zu thun". — Die Revolutionsgeschichte jener Zeit hat zahlreiche Beispiele aufbewahrt von dem Muth zu sterben, nachdem einmal das Todesurtheil gesprochen, aber nur wenige von solch' männlichem Trotze, den Gewalthabern jener Tage so verwegen ins Gesicht geschleudert. Sie verdienen bekannt zu werden, mehr vielleicht als die Verbrechen jener Zeit. Wer war nun dieser merkwürdige Mann?

Lamartellière, der bisher unbekannte Schriftsteller, der französische Bearbeiter der deutschen „Räuber", war selbst ein guter Deutscher. Er war 1761 im Elsaß geboren, wo seine Familie, die den Namen Schwingenhammer (Schwing den Hammer) führte, seit langem einige erbliche Magistratsämter bekleidete. Unser Dichter hatte, als er in Paris seinen dauernden Wohnsitz aufschlug, seinen schwerfälligen deutschen Namen übersetzt und in La Martellière umgewandelt. Während seiner Studienzeit in Stuttgart, wohin 1775 der Herzog Karl von Württemberg die

Karls-Akademie von der Solitude, deren Mitglied Schiller damals war, verlegt hatte, lernte Lamartellière den jungen deutschen Dichter kennen und hat ihm bis ans Ende seines Lebens ein getreues Andenken bewahrt. Das nun erklärt wohl zumeist das Erscheinen der „Räuber“ auf französischer Erde mitten in einer Zeit, die nur das französische Nationalgefühl belebte und die große Nation gebar. Lamartellière führte während der Herrschaft des Conventes ein stilles, der Poesie ergebenes Leben, und wurde erst von dem Directorium aus seiner Einsamkeit wieder hervorgezogen. Man trug ihm die Präsidentschaft der Centralcommission von Aix la Chapelle an und später die Stelle eines Agenten der Künste und Monumente in Belgien, Er lehnte beide Würden ab, weil man in der ersten Gesetzwidrigkeiten, in der zweiten geradezu Räubereien an den Kunstsammlungen Belgiens von ihm forderte. Erst während der Restauration trat er als außerordentlicher Steuercontrolor in Staatsdienste und wurde später als solcher mit 2400 Fr. pensionirt. Er starb im Jahre 1830. Mehrere seiner Originalkomödien und Schauspiele: „Les trois Amants“, „Le Testament“, „Gustave en Dalecarlie“ u. a. wurden auf den Pariser Bühnen aufgeführt, konnten sich aber keinen dauernden Beifall erwerben. Sein Stil war stets nachlässig, seine Charaktere schlecht und inconsequent gezeichnet, seine Scenirung unwahrscheinlich und holperig. Im Jahre 1799 wurde im Theater français nach langen Ankündigungen „Kabale und Liebe“ von Schiller in einer Uebersetzung Lamartellière's unter dem Titel: „L'amour et l'intrigue“ aufgeführt und ausgepfiffen. Im Jahre 1829 brachte er gleichfalls auf diesem Theater den Schiller'schen „Fiesco“ unter dem Titel: „Fieske et Doria ou Gênes sauvée“ zur Aufführung und errang damit einen dauernden Beifall, bis das Gouvernement, einer boshaften Intrigue gegen den Dichter nachgebend, die Aufführung untersagte und der „Fiesco“ von Ancelot an seine Stelle trat. Trotz dieser Mißgeschicke ließ sich Lamartellière in seiner Verehrung für Schiller nicht stören, fuhr in seiner Uebersetzungsarbeit fort und gab unter dem Titel: „Théâtres de Schiller“ (2 vol. in 8.) noch einmal „Kabale und Liebe“ und „Fiesco“ heraus, mit Hinzufügung einer Uebersetzung des „Don Carlos“ und des „Abällino“ von Zschokke. In seinen letzten Jahren arbeitete er an einer großen Geschichte der Verschwörungen, die jedoch nie im Druck erschienen ist. Wie die „Räuber“ von Schiller seine poetische Laufbahn eröffneten, so schloß sie auch ein Werk desselben Dichters. Nach der Uebersetzung des „Fiesco“ gehörte die ganze Thätigkeit dieses Schriftstellers dem genannten historischen Werke.

Schiller wußte wohl nichts von dem getreuen Verehrer, den er in Paris hatte, aber die deutsche Nation kann ihm immer ein Andenken bewahren.

Dr. Karl Richter.

Die Lehre von den Steuern.

Esquiron de Parieu: Traité des impôts considérés sous le rapport historique économique et politique en France et à l'étranger.

(Vol. 5. Paris 1864. Guillaumin u. Comp.)

Ein Nachtrag.

Während des Druckes unserer Recension über die vier ersten Bände des Werkes Parieu's ist uns der fünfte und letzte Band desselben zugekommen. Er enthält zwar nur Ergänzungen und Nachträge, aber wir würden glauben, unsere Pflicht gegen den berühmten Fachmann nicht vollständig erfüllt zu haben, wenn wir nicht wenigstens derjenigen Partien jenes Bandes erwähnten, welche die von uns hervorgehobenen Unvollkommenheiten und Lücken des Werkes zu entschuldigen und auszugleichen bestimmt sind oder welche neue und wichtige Thatsachen der Steuergesetzgebung mittheilen.

In ersterer Beziehung bemerkt der Verfasser, er habe nur eine Theorie und Geschichte der Steuern, nicht aber der historischen Veranlassungen, durch welche sie hervorgerufen wurden, schreiben wollen. Das System, das er befolgt habe, sei vielleicht kein theoretisch folgerechtes, allein nicht Schwäche oder Vermischung der Principien, sondern aufmerksames Hinhorchen auf die Lehren der Geschichte habe ihn zu dem Eklekticismus, dem er huldige, hingeführt. Wenn er hie und da mit seinem Urtheile zurückhaltend gewesen, so habe er auf Leser gerechnet, welche selbst in den feinen Schattirungen seiner Arbeit das Lob und den Tadel zu unterscheiden und den Grund, warum dies und jenes mit Stillschweigen übergangen werde, zu erklären verständen, er verkenne übrigens nicht, daß in jeder Wissenschaft die Wahrheit von solchem Belange sei, daß selbst das Stillschweigen, zu welchem die Klugheit nöthige, Entschuldigung bedürfe. Die Thatsachen, die man aus seinem Buche lernen könne, seien: Das allmälige Anwachsen der Steuern an Umfang und Höhe, ihr Zusammenhang mit den politischen Einrichtungen und mehr noch mit der geistigen und materiellen Entwicklung der Völker, die allmälige Zunahme der Gleichheit vor dem Gesetze, der Anerkennung, daß zur Festsetzung der Steuern und Steuerstrafen die Zustimmung der Volksvertretungen erforderlich sei, der regelmäßigen Einhebung, der Strenge der Controlen und der Verminderung der Erhebungskosten, die Beschränkung der Monopole, das Aufhören der Naturalwirthschaft, die wachsende Gleichförmigkeit in den Steuersystemen unter den einzelnen Staaten, das Bestreben, die Abgaben immer mehr dem Einkommen der Steuerpflichtigen anzupassen. Als anzustrebendes Ziel stelle sein Buch hin: die Vermehrung der dem Einkommen proportionellen directen und der auf den Reichen lastenden indirecten und die Verminderung der auf den Armen liegenden indirecten, so wie der unproportionirten directen Abgaben.

Ueber diese Ziele, ihre Unerreichbarkeit und ihre theilweise Unzweckmäßigkeit haben wir im Verlauf unserer Darstellung schon gesprochen. Es muß von Rechts-

wegen eine große Anzahl Abgaben geben, die Gerichts-, die Post- und Telegraphen-, die Weg- und Brückenmauth-, die Hafengebühren, die Verleihungstaxen die Prüfungs- und Schulgelder, kurz alle, die wir unter dem Namen der Entgelte begriffen haben, die durchaus nicht dem Vermögen der Steuerpflichtigen, sondern die den Diensten des Staates proportionell sind, und ebenso fordert der Standpunkt der Gerechtigkeit, daß jeder ohne Ausnahme, der überhaupt ein freies Einkommen besitzt, neben der durch die Größe des letzteren bedingten Steuerquote einen für Alle gleichen Betrag für die durch den Staat ihm gewordene Sicherung seines Lebens, seiner Freiheit und seiner Erwerbsfähigkeit entrichte. Die Erfahrung lehrt aller Orten den Bestand jener Entgelte und die Nothwendigkeit der diesen allgemeinen Beitrag ersetzenden Verzehrungssteuern. Gegen Theorie und Erfahrung und gegen die durch die Bedürfnisse der Staaten unvermeidlich gewordene Nothwendigkeit streiten nun jene, welche ausschließend dem Vermögen oder Einkommen proportionell directe Steuern und bloß auf den Genüssen der Reichen lastende indirecte der Steuergesetzgebung als Ziel setzen. Was Billigkeit und Menschlichkeit fordern, ist bloß, daß die neben diesen Steuern noch bestehenden Entgelte nicht das volle, durch die Staatsauslagen für die betreffenden Dienste geforderte Maß erreichen, und daß die Verzehrungssteuern nicht Gegenstände des unentbehrlichsten und allgemeinsten Verbrauches treffen und nicht so hoch bemessen werden, daß sie selbst das zum Lebensunterhalte nothwendige Einkommen angreifen.

Bei der Wichtigkeit, welche nach dem Vorausgeschickten für die Theorie der öffentlichen Abgaben die Verzehrungs- und die Einkommensteuern haben, fassen wir aus dem reichen Schatze von Nachträgen, welche der fünfte Band Parieu's enthält, zwei diese Fragen betreffende heraus, die Aufhebung der städtischen Octrois in Belgien und die dort bestehenden Communaleinkommensteuern und die Einführung der Einkommensteuer vom beweglichen Vermögen in Italien.

Das Einkommen der Gemeinden in Belgien floß bis 1861 aus zwei Hauptquellen, der Einkommensteuer (cotisation personelle) in den Land- und dem Octroi in den Stadtgemeinden. Erstere ist eine uralte Abgabe, welche der Staat oft zu regeln und der allgemeinen Steuergesetzgebung anzunähern versuchte, die aber durch den Widerstand der Gemeinde- und Provinzialvertretungen stets im alten Geleise erhalten wurde. Sie ist eine Art auf dem Vermögen und Einkommen beruhender Classensteuer, ihr unterliegt jeder, der eine bestimmte Zeit (in der Regel 3 Monate) in der Gemeinde sich aufhält, die Einkommen unter einem gewissen Minimum sind steuerfrei; die Höhe dieses Minimums, die Art der Ermittlung der Steuergrundlage und das Steuerausmaß wechselt von Gemeinde zu Gemeinde. In der Regel wird das Einkommen aus bloß persönlicher Thätigkeit mit der Hälfte des Einkommens aus dem Besitz angenommen. Wer sich beschwert hält, hat den Recurs an die Provinzialvertretung frei. Die Steuer ist unbeliebt, es wird sehr über mehrfache Besteuerung desselben Vermögens, über Willkür und Parteilichkeit in der Abschätzung geklagt. Aber noch stärker waren die Beschwerden gegen das Octroi (die Verzehrungssteuer bei der Einfuhr gewisser Verbrauchs-

gegenstände über die Steuerlinie), das in 78 Gemeinden eingeführt war. Es vertheuere ungemein, hieß es, den Lebensunterhalt in den besteuerten Orten, beenge den Absatz der Umgebung nach denselben und schade durch die Controlen bei der Durchfuhr durch diese Orte und der Hinterlegung in denselben sogar dem allgemeinen Verkehre des ganzen Landes.

Wiederholt kamen Anträge auf Abhülfe vor die gesetzgebenden Körper, aber sie scheiterten an der Schwierigkeit, auf anderem Wege die Bedürfnisse der Gemeinden zu decken. Endlich kam das Gesetz vom 18. Juli 1860 zu Stande. Das Octroi wurde gänzlich abgeschafft und den Gemeinden ein Mittel gegeben, auch die Einkommensteuer möglichst zu beseitigen, und der Zauberspruch, durch welchen alles dieses gelang, war — daß der Staat den Gemeinden die Gelder zur Bestreitung der bis dahin durch jene Abgaben bestrittenen Ausgaben überwies, indem er theils einen Theil seiner bestehenden Einnahmen, theils den Ertrag einiger Steuererhöhungen diesem Zwecke widmete. Aus 40 pCt. der Roheinnahmen des Postgefälles, 75 pCt. der Kaffeezölle, 34 pCt. des Reinertrages der Zucker- und der um den Durchschnittsbetrag der Octroisätze erhöhten Wein-, Weingeist-, Bier- und Essigaccisen wurde ein Gemeindefond gebildet, der unter die 2538 Gemeinden des Königreiches je nach dem Ertrage der Haus-, der Personal- und der Erwerbsteuer vertheilt werden sollte, die Gemeinden, die bis dahin ein Octroi bezogen hatten, erhielten aber vorweg einen dem Reinertrag ihres Octroi im Jahre 1859 gleichen Antheil. Ueber die Verwendung des den Gemeinden zukommenden Antheiles am Gemeindefonde wurden einige beschränkende Regeln gegeben.

Im Jahre 1861 war der Belauf des Gemeindefondes 15¼ Mill. Fr. Hievon erhielten die Octroigemeinden 12 Mill., einen so reichlichen Ertrag, daß 11 derselben unter die allgemeine Regel zurückkehrten, d. i. ihre nach der allgemeinen Norm entfallenden Antheile am Gemeindefond den Ertrag ihres Octroi im Jahre 1859 erreichten oder überschritten. In den Landgemeinden konnte die cotisation personelle um 850.000 Fr., etwa 25 pCt. des Gesammtbetrages, vermindert und die Ausgabe für den Schulunterricht um mehr als 1,800.000 Fr., 28 pCt. des früheren Betrages, erhöht werden. Die folgenden Jahre gaben noch günstigere Ergebnisse und nur höchst unbedeutende Aenderungen des Gesetzes vom 18. Juli 1860 wurden beliebt. Alle Einwendungen, welche man gegen den kühnen Schritt erhoben hatte, scheinen durch den Erfolg widerlegt. Bereits ist in Holland im Werke, dem Beispiele Belgiens nachzufolgen, und selbst in Frankreich erhoben sich gelegentlich der Debatte über den Staatsvoranschlag für 1864 mehrere Stimmen in gleicher Richtung: Die Octrois — gegenwärtig in 1510 Gemeinden mit dem Jahresertrage von 141 Mill. Fr. erhoben — sollten aufhören, an ihrer statt die Gemeinden die Personal- und Wohnungs-, die Erwerb-, die Fenster- und Thor- und die Pferde- und Wagensteuer des Staates erhalten, und letzterer durch Erhöhung der Getränkesteuer um den Durchschnittssatz der Octrois entschädigt werden. Parieu zählt weitläufig alle Gründe für und gegen den Vorschlag auf, aber endet mit dem Hegel'schen Satz: „Das Bestehende sei allerorts vernünftig und die beste der Welten".

Wir unsererseits gestehen offen, uns mit dem Vorgang in Belgien vom Standpunkte der Wissenschaft aus nicht einverstanden erklären zu können, so günstig auch sein finanzieller Erfolg gewesen und so vieles in dem kleinen, dicht bevölkerten Lande, wo der Gegensatz zwischen der städtischen und der ländlichen Bevölkerung sich vielfach ausgeglichen hat, zu seinen Gunsten sprechen mag. Er besteuert das flache Land zu Gunsten der Städte, giebt der schlechten Finanzwirthschaft der letzteren, welche zu den Octrois nöthigte, eine Prämie, verleitet, da er Mittel schafft, die nicht aus der Selbstbesteuerung der Gemeindeglieder hervorgehen, zu leichtsinnigen Ausgaben, schwächt die Selbstständigkeit und das Selbstgefühl der Gemeinden und fehlt endlich gegen die Thatsache, daß die städtischen Gemeinden wegen der größeren Wohlhabenheit der Bewohner und des höheren Taglohnes der arbeitenden Classe allerdings eine höhere Verzehrungssteuer und eine solche auf Gegenstände, die auf dem flachen Lande unversteuert sind, ertragen. Die Octrois sind allerdings dem Verkehre lästig und auch die großen Einhebungskosten sprechen gegen sie, aber das zu ihrer Aufhebung in Belgien benützte Mittel scheint uns gefährlicher als sie selbst. —

In jedem der einzelnen Theile des jetzigen Königreiches Italien bestanden andere Steuern auf Grund und Boden und auf das Einkommen aus dem beweglichen Eigenthum und der persönlichen Erwerbsthätigkeit. Ihre Parificirung war durch die Gerechtigkeit und die einfachsten Verwaltungsgrundsätze geboten. Für die Grund- und Gebäudesteuern sollte sie durch den am 29. Mai 1863 den Kammern vorgelegten Gesetzentwurf erfolgen, an die Stelle der anderen hier genannten Abgaben trat durch das Gesetz vom 26. Jänner 1864 eine Einkommensteuer auf das bewegliche Vermögen. Die letztere ist ihren Grundlagen nach als die vorzüglichste unter allen gegenwärtig bestehenden Schöpfungen auf diesem Gebiete zu bezeichnen, und wenn man die treffliche Begründung des Finanzministers Sella, so wie die Erörterungen über dieselbe in den gesetzgebenden Körpern liest, so muß man — so vieles und wohlbegründetes man auch gegen das neue Königreich einzuwenden haben mag — den Ernst anerkennen, mit welchem Italien den ehrenvollen Platz wieder zu gewinnen strebt, den seine Finanzmänner und Volkswirthschaftslehrer in früheren Jahrhunderten in der Praxis und in der Wissenschaft eingenommen hatten. Die Steuer umfaßt das Einkommen aus Capitalien, Renten, Gewerbsetablissements, Besoldungen, Pensionen, Honoraren u. dgl., kurz aus allem, was nicht zum Grundbesitze gehört. Auch das Einkommen aus Staatspapieren ist steuerpflichtig. Befreit sind die diplomatischen und Consularagenten fremder Regierungen, letztere jedoch nur, wenn sie auch fremder Nationalität sind und weder Handel noch Industrie treiben, Militärs mit weniger als Officiersrang für ihre Bezüge aus der Staatscasse, Arme und solche Frauen und Minderjährige, die in ihrer Familie leben und nicht 250 Fr. Einkommen besitzen.

Die Steuer ist eine Repartitionssteuer. Sie soll 30 Mill. Fr. tragen und diese Summe wird auf die einzelnen Provinzen nach Maß der Grund- und Gebäudesteuer, der Bevölkerung, der Gehalte, Pensionen, Dividenden der Industrie-

gesellschaften, der Zoll- und Seegebühren, des Ertrages der Post und des Telegraphen und der Gebühren und Stempeln, der Länge der Eisenbahnen und der Reichs- und Provinzialstraßen, also nach allen Elementen vertheilt, von denen der Wohlstand einer Gegend abhängt. Das Contingent der Provinz wird nach den gleichen Maßstäben auf die Steuerbezirke umgelegt, jede Gemeinde von wenigstens 6000 Einwohnern sammt ihrer Umgebung oder wo sich keine so bevölkerten Mittelpunkte befinden, die Vereinigung mehrerer Gemeinden bis zu einer gleichen Bevölkerungszahl bildet einen Steuerbezirk. Das Contingent des Bezirkes wird auf die einzelnen Steuerpflichtigen auf folgende Weise aufgetheilt:

Jeder hat sein Einkommen selbst zu erklären, wer die Erklärung unterläßt, dessen Einkommen erheben die Organe der Finanzverwaltung von Amtswegen. Die Strafe der unrichtigen Erklärung ist das Doppelte der Steuer von dem verschwiegenen Einkommen. Auch ist die Wirksamkeit der Rechtsklage gegen den Capitalschuldner von dem Beweise abhängig gemacht, daß der Gläubiger das Einkommen aus dem Capital richtig einbekannt habe. Die Einkommenausweise werden von einer aus der Mitte der Steuerpflichtigen theils gewählten, theils ernannten Commission geprüft und festgestellt. Das Einkommen aus Capitalien allein wird in vollem Betrage, jenes aus Capitalien in Verbindung mit persönlicher Thätigkeit mit $^6/_8$, jenes aus der persönlichen Thätigkeit allein mit $^5/_8$ seines Betrages eingestellt. Die hienach verfaßten Listen stehen durch einige Wochen allgemein zur Einsicht offen und jedem ist gegen jede Post, betreffe sie ihn selbst oder Andere, die Berufung an die Provinzialcommission frei. Diese entscheidet in letzter Instanz und weist die Bezirkscommission zur Bemessung der dem Steuercontingent und der Einkommensumme des Bezirkes entsprechenden Steuer der einzelnen Pflichtigen an.

Erst das Einkommen von 500 Fr. und mehr zahlt die volle Quote. Das Einkommen unter 250 Fr. zahlt nur 2 Fr. und wenn die Steuerquote des Bezirkes 4 pCt. des Gesammteinkommens nicht erreicht, sogar nur 1 Fr. Das Einkommen von 250 bis 500 Fr. zahlt in Abstufungen zwischen 2 Fr. und der vollen Quote, so daß jede Abstufung um 1 Fr. mehr zahlt, als die nächst vorhergehende[1]. Nie darf die Steuerquote 10 pCt. des Einkommens überschreiten.

Man sieht, es ist alles berücksichtigt: der nöthige Abzug für den Lebensunterhalt, der Abzug für die Assecuranz der Erwerbsunfähigkeit bei dem Einkommen aus der persönlichen Thätigkeit, die Rechtsfolgen des unrichtigen Einkommenbekenntnisses, die hinreichenden Motive für die Steuercommissionen, bei Prüfung der Bekenntnisse mit Unparteilichkeit und Strenge vorzugehen. Auch die streitige Frage über die Besteuerung der Interessen der Staatsschuld ist im richtigen Sinne gelöst.

Dr. C. F. H.

---

[1] Ist z. B. die volle Steuerquote 5 pCt., so zahlt alles Einkommen von 250 bis 300 Fr. 2 Fr., von 300 bis 400 Fr. 3 Fr., von 400 bis 500 Fr. 4 Fr.

Die Einheit der Mythologieen.

Julius Braun. Naturgeschichte der Sage. Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel.
(Erster Band. München 1864. Bruckmann, 8., IV und 444 S.)

H. T. Jeder Gebildete weiß wohl aus eigener Erfahrung, wie zeitraubend und mühevoll das Studium der Mythologie ist. Bei jedem Volke muß man, wie es scheint, immer wieder von neuem anfangen, dem Gedächtnisse wird überall eine Unmasse von Namen und Symbolen aufgeladen und obendrein empfängt unser ästhetisches Gefühl durch die Verworrenheit der Beziehungen, durch die Rohheit der erzählten Thatsachen und durch die vermeinte Zwecklosigkeit des Ganzen eine Reihe der empfindlichsten Beleidigungen. Nur dort gestaltet sich die Sache etwas angenehmer, wo die Mythologie zur Kunst in ein engeres Verhältniß getreten ist und wo in Folge dessen das Anwidernde des Stoffes durch die Schönheit der Form gemildert und verdeckt wird. Aber selbst in diesem Falle drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, wie es denn nur möglich sei, daß ein vernünftiger Mensch von „gesundem" Verstande je das tolle und aberwitzige Zeug habe für bare Münze aufnehmen können, das uns z. B. in den Mythologieen des Alterthums aufgetischt wird? Vertieft man sich aber einmal in diese Betrachtungen, so gelangt man bald an das viel wichtigere und schwierigere Problem, wie denn die Völker zu ihren Sagenkreisen gekommen sind? Die Versuche zur Lösung sind bekanntlich schon sehr alt: griechische und römische Schriftsteller haben bereits die Behauptung aufgestellt, daß die Götter nur Personificationen der Naturkräfte seien. Neuere Gelehrte haben diesen Gedanken ihren Forschungen zum Grunde gelegt, dem Verhältnisse von Personen und Erzählungen der Sage zu gewissen Erscheinungen und Veränderungen der Natur nachgespürt und so eine Symbolik der Mythologie geschaffen. Wenn wir aber auch zugeben wollten, daß diese Zurückführungen in vielen Fällen das Richtige getroffen haben, so bleiben doch noch unzählige Geschichten übrig, die den reinen Charakter der Erfindung an sich zu tragen scheinen. Die Heiraten und Zeugungen der Götter, ihre Feindschaften und Streitigkeiten, ihre Handlungen und Verwandlungen, ihre bald verliebten und bald boshaften Beziehungen zu einzelnen Menschen lassen nur selten eine physikalische Erklärung zu und müßten auf Rechnung der spielenden Phantasie müssiger Köpfe gesetzt werden. Diese hätten aber auch sicher nicht ganz Neues, noch nie Dagewesenes ersonnen und erdichtet, sondern nur verschiedene fremdartige Gegenstände in eine ungeheuerliche Verbindung gebracht oder rein menschliche Verhältnisse und Zustände auf die Götter übertragen.

So annehmbar diese Hypothese erscheinen mag, so darf doch nicht übersehen werden, daß sie eine große Lücke unausgefüllt läßt. Jede Mythologie besteht nämlich aus zwei wesentlich verschiedenen Theilen: aus der Kosmogonie, der Lehre von der Entstehung der Welt, und der Theologie, der Götterlehre. Die erstere beruht

auf Speculation; wir finden da überall Begriffe von Urgeist und Urstoff, von Raum und Zeit, von Oberwelt und Unterwelt, von Himmel und Erde, Sonne und Mond u s. w. Es wird zwar von Entstehen und Erzeugen des Einen aus dem Andern gesprochen, doch kann von einer eigentlichen Personification noch keine Rede sein. Unmittelbar an diese Urgottheiten schließen sich die abenteuerlichen Geschichten der jüngeren Götter, denen gewiß menschliche Gestalten zu Grunde liegen, deren Kräfte und Leidenschaften, Handlungen und Schicksale ins Großartige und Unheimliche verzerrt wurden. So verschieden diese beiden Theile, die kosmische Speculation und die menschliche Sagengeschichte, ihrem Wesen und Ursprunge nach sind, so zeigen sie sich doch in allen Mythologieen enge verknüpft und verbunden; eben derselbe Gott, von dessen menschlichen Neigungen und Schwächen die mannigfachsten Anekdoten circuliren, wird als der Träger dieser oder jener umfassenden kosmischen Idee betrachtet und verehrt. Diese Thatsache, welche sich in den Mythologieen aller Völker unzählige Male wiederholt, kann aus der Annahme bloßer Personificirung der Naturkräfte und Andichtung sinnloser Fabeln nicht hinreichend erklärt werden, und wir müssen vielmehr den Ursprung der Religionen in einer anderen, den historischen Umständen entsprechenderen Weise ableiten.

Die neueste Hypothese, die mit einleuchtenden Gründen aufgestellt wurde, ist folgende: nachdem die Menschen zu allgemeineren Begriffen gekommen waren, fühlten sie das Bedürfniß und den Drang, das „Warum“ und „Woher“ ihres eigenen und des gesammten sie umgebenden Daseins zu beantworten. Das Resultat ihres Sinnens war eine mehr oder weniger entwickelte Kosmogonie; die in derselben agirenden Kräfte waren vorerst bloße abstracte Gedanken. Auf dieser Höhe hielt sich das Heidenthum nicht lange; vom Standpunkte der reineren geistigen Begriffe sank es herab zur groben sinnlichen Anschauung, zu den Bildern. Die Veranlassung hiezu wurde geboten durch die Verehrung, welche ein untergegangenes Königshaus in der Erinnerung des Volkes genoß, die einzelnen Glieder dieser durch Tugenden und Verbrechen ausgezeichneten Dynastie wurden im Verlaufe der Zeit immer höher und heiliger gehalten und endlich vollständig in Götter verwandelt. Diesen jüngeren Gestalten theilte man nun die einzelnen kosmischen Ideen zu, so daß auf diesem Wege die beiden anfänglich getrennten Theile der Mythologie allmälig verschmolzen.

Es frägt sich nun, was wir mit dieser Hypothese gewonnen haben; denn nur dann darf sie sich unseres Beifalles erfreuen, wenn sie die Schwierigkeiten leichter denn alle übrigen löst. Die Vortheile, welche sie uns bietet, sind folgende:

1. Erscheint es doch viel vernunftgemäßer, eine vergötterte Person als den Vertreter einer Naturkraft zu denken, als wie umgekehrt, einer kosmischen Idee Hände und Füße, Kopf und Leib anzudichten und sie zum Menschen zu machen;

2. finden wir bei vielen Völkern die Erzählung, daß ihre Götter nur durch die Besiegung eines älteren Göttergeschlechtes zur Herrschaft gelangt seien. Man hat sich nun früher vergebliche Mühe gemacht, diese Geschichten zu deuten, während sich jetzt die einfache Erklärung aufdrängt, daß in dem Kampfe der älteren und jüngeren Gottheiten sich eine verblaßte Erinnerung von dem Conflicte zwischen

den ehemals allein verehrten kosmischen Ideen und den sie verdrängenden neuen Gestaltungen erhalten habe;

3. daß die Götter einerseits zwar die Natur repräsentiren, andererseits aber ihren menschlichen Charakter bewahren, geboren und erzogen werden, Frauen und Kinder haben und sogar umgebracht und begraben werden können, läßt sich eben so sehr nur durch unsere Hypothese erklären, wie die Thatsache, daß in allen Mythologieen die Götter eine geschlossene Familie bilden, in der sich eine erschütternde und grausenhafte Tragödie abspielt.

Schon in dem bisher Gesagten haben wir mehrmals Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß die verschiedenen heidnischen Sagenkreise manche verwandte und nahezu ganz gleiche Momente aufweisen. Dies führt uns nun auf die Frage, ob nicht die Mythologieen aller Völker von einer einzigen Urreligion abzuleiten seien? Nehmen wir das Gegentheil an, so müßte der menschliche Geist in jedem Volke seine Arbeit von vorne angefangen haben; während die Sprache, die Schrift, die Kunst und alle übrigen Kenntnisse und Wissenschaften von einem gemeinsamen Stamme oder doch von sehr wenigen Centren aus in alle Zweige der Menschheit sich verbreiteten, so müßten die höchst wunderbaren und verwickelten Erzählungen der Göttergeschichte hundertmal erfunden worden sein. Das ist höchst unwahrscheinlich, um so mehr als die einzelnen Sagen die Kennzeichen der Verwandtschaft offen an sich haben. Wie oft begegnen wir denselben Geschichten, nur die Namen sind verändert; wie leicht erkennen wir in dieser Götterfigur die Persönlichkeit eines scheinbar fremden Sagenkreises, nur daß ein oder der andere kleine Charakterzug fehlt und dafür ein neuer hinzugekommen ist.

Daß die einzelnen Mythologieen in einem nahen Verhältniß zu einander stünden, wurde schon in sehr alter Zeit beobachtet; die neuere Wissenschaft hat das Factum zwar ebenfalls anerkannt, dennoch aber die entschiedenen Consequenzen von sich fernzuhalten gesucht und die Mythologie in mehrere Kreise gebannt, wie den ägyptischen, den vorderasiatischen, den indischen, den griechisch-römischen, den nordischen Sagencyklus u. s. w., die zwar manche Analogieen und Berührungspunkte nicht verkennen lassen, aber doch selbstständig und unabhängig neben einander existiren sollen. Selbst Röth, der das oben entwickelte Gesetz von den beiden Bestandtheilen aller Mythologieen aufgestellt und fixirt hat, will neben dem ägyptischen noch den arischen Vorstellungskreis als eine zweite Hauptquelle der Sagenbildung betrachten. Einige erleuchtete und vorurtheilsfreie Männer haben zwar schon den Gedanken der vollständigen Einheit ausgesprochen, ihre Gegner konnten aber stets die Einrede erheben, es sei ein bloßes Hirngespinnst, dem es an einer reellen Basis, an der Möglichkeit des stricten Nachweises fehle. Sicher ist es deßhalb eine bedeutende und folgenschwere That, die in dem Entwicklungsgange der allgemeinen Religionswissenschaft als epochemachend bezeichnet werden muß, daß Julius Braun in dem Werke, dessen Titel wir an die Spitze unseres Aufsatzes gestellt haben, zum ersten Male jenen Nachweis liefert und damit eine Sache, die bisher bloß a priori und ihrer größeren oder geringeren Wahrschein-

lichkeit nach, erörtert werden konnte, nun in das Gebiet der Wirklichkeit übersetzt und einer unbefangenen Würdigung zugänglich gemacht hat.

Die Aufgabe selbst ist eine ungeheure; handelt es sich doch darum, „einen Ordnungsplan aufzustellen für das ganze unermeßliche Chaos der menschlichen Ideenwelt in allen Sagen, Systemen und Religionen von Island bis Aethiopien, Indien und Mexico hinüber" (S. 1). „Es sind etwa 1500 Götter und Heroen, Göttinnen und Heroenfrauen, die zu sortiren und auf dem Wege nüchterner Vergleichung historisch auf wenige Grundformen zurückzuführen waren. Da auf jede der Figuren im Durchschnitt 8 bis 10 Merkmale kommen, die erwogen werden mußten — manche haben viele hundert — so sind es im Ganzen etwa 14.000 Merkmale, d. h. eben so viele Fragen, die an das gegenwärtige System zu richten waren und die jeder wieder daran richten darf" (S. 3).

In der „Einleitung" bespricht der Verfasser vorzüglich sein Verhältniß zu den bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Mythologie. Ihm ist „der ganze menschliche Culturbereich nur eine einzige Zeichnung, die an allen Enden dieselben Figuren wiederholt, dieselben Arabesken fortsetzt. Dieses Gemälde ist aber derzeit noch aufgelöst, wie ein sogenanntes Geduldspiel, und liegt ein Theil davon auf dem Tisch der Sanskritgelehrten, ein anderer bei den germanischen und nordischen Gelehrten, wieder einer bei den Aegyptologen, wieder einer bei den Bibelerklärern &c., während das zumeist durchwühlte und größte Geschiebe von den classischen Philologen verwahrt wird. Die Tische hat man auseinander gerückt, hat künstlich Abgründe dazwischen geschaffen (namentlich zwischen „„Arischem"" und „„Semitischem"") und nun vermeint eine jede Partei, ohne Rücksicht auf die tausend und aber tausend Fäden, die an den Rändern abreißen und nur jenseits ihre Fortsetzung finden, aus den Trümmern des jeweiligen Bruchtheiles das ursprüngliche Ganze wieder herstellen zu können. Mit hartem Zwang und unsäglicher Willkür, in ewigem Kampf mit den Quellen selbst, die jeden Augenblick der Verdorbenheit, des Mißverstandes, der Fälschung geziehen werden, kommt denn heraus, was jetzt an griechischen, nordischen Mythologieen und unzähligen Einzelstudien auf indischem, hellenischem, germanischem Boden in unseren Bibliotheken steht. Niemand wird verkennen, daß sie ein Chaos von Widersprüchen sind, wo immer ein System das andere wieder ausschließt. Einigung ist auch im Kleinsten nicht erzielt, und jede Aussicht, eine solche auf zünftigem Wege zu erreichen, gegenwärtig entfernter als je. Es kann nicht anders sein" (S. 4 u. 5). Vielmehr läßt sich die Wahrheit nur erreichen durch die Gesammtheit, durch die Vollständigkeit des Ueberblickes und eine alles erschöpfende Einzelkenntniß. „Das Ganze ist wie ein ungeheurer Berg der verschiedenartigsten Münzen von großentheils entstelltem und unscheinbar gewordenem Gepräge. Wenn man diese Masse unter 16 Zünfte vertheilt, dann kann es sich treffen, daß in jedem Theile dasselbe Münzstück nur ein einziges Mal vorkommt, schadhaft und unbestimmbar. Wenn wir aber Herr sind über den ganzen Vorrath, dann wird dieselbe Münze sich nicht ein-, sondern sechszehnmal und öfter finden und wir werden im Stande sein, das schadhafte Gepräge der einen durch

das besser erhaltene der anderen zu ergänzen. Wir sollten meinen, diese Methode könne einleuchten". So ist z. B. „die Edda eine einzige Kette von Räthseln und mit allem Fleiß und allem Scharfsinn wird nicht ein einziges davon gelöst, wenn man über der Edda allein brütet. Wer aber zur Vergleichung alle ägyptischen, chaldäischen, phönikischen, parsischen, armenischen, sabischen, rabbinischen, moslimischen Traditionen anwenden kann, für den hat die Edda kein Räthsel mehr, denn in diesen Traditionen ist die ganze Edda schon enthalten. Dieselben Mittel aber reichen aus, auch die Veden und Puranen, Avesta und Schahname, Genesis und Sanchuniathon, Hesiod und Homer zu verstehen" (S. 6). Das letzte Ziel des ganzen Werkes ist demnach eine Geistesgeschichte der Menschheit, welche, fern von Speculation und Scrupelwesen, nichts sein soll, als ein vom gesunden Menschenverstand geordnetes Erfahrungswissen; seine Methode ist deßhalb eine rein naturwissenschaftliche und darum trägt es auch den Titel: „Naturgeschichte der Sage" (S. 11).

Das älteste Culturland der Welt ist Aegypten, speciell das Delta (S. 13); dort wurde in uralter Zeit ein kosmisches System ausgesonnen, dessen wichtigstes Moment die Vierfaltigkeit, Tetraktys ist (S. 19). Die einzige und erste Gottheit, deren Name unaussprechlich war, offenbarte sich als Urgeist, Urstoff, Urzeit und Urraum. Der Urgeist, Amun Kneph, in der Schlange und dem Weltstrom Okeanos symbolisirt (S. 19 bis 21), entwickelt sich in drei Stufen: 1. als dunkler Urhauch, Amun, als innenweltliche Intelligenz, Pan, Khem, Eros, Logos und 3. als das Urfeuer, Phtah, Hephästos (S. 21 bis 29). Die Weltstoffgöttin ist Neith, aus welcher der Himmel, Pe, und die Erde, Anuke, sich ausgeschieden haben (S. 29 u. 30). Der Urzeitgott ist Sebek (S. 31), aus dessen Verbindung mit der Urraumgöttin Pacht das sich selbst drehende glänzende Weltei hervorging. Pacht ist als außerweltlicher Urraum die Göttin der kosmischen Geburten, Ilithyia, Mylitta, innenweltlich aber entweder Tagraum, Sate, oder die Unterwelt, Hathor, in allen drei Formen aber Weltordnungs- und Schicksalsgöttin (S. 31 bis 39 u. 78). Zu beachten sind noch der Sonnengott Re, der dreimal große Thot oder Hermes und der Mondgott Joh oder der zweimal große Hermes (S. 39 bis 47). Hiemit sind die kosmischen Mächte erschöpft und wir kommen an das vergötterte Königshaus, dessen Persönlichkeiten „Agathodämon" (Uranos), Nut (Rhea), Seb oder Keb (Kronos), Osiris und Isis, Seth oder Typhon, Nephthys, Leto (der einmal große), Tat oder Hermes, Horus, Anath, Anubis sind (S. 47 bis 84). Alle diese sterblichen Wesen wurden zur Göttlichkeit erhoben und mit den kosmischen Kräften identificirt. „In dieser Höhe haben sie theilweise sich erhalten (vergl. Zeus, Ormuzd, Mithra, Odin ꝛc.), theils sind sie auf fremdem Boden trotz der bereits genossenen Unsterblichkeit wieder herabgestiegen und haben sich als Menschen in die menschliche Sagengeschichte eingereiht". Diese allmälige Weiterschiebung der Sage von Aegypten aus muß nun genau verfolgt werden, denn die Mythologieen aller Völker sind nur ein Abklatsch der ägyptischen. Es ist ja ein „Grundsatz der menschlichen Geistesnatur, nie etwas neu zu erfinden, so lange man copiren kann"

(S. 8). Die obige „Reihe der ägyptischen Patriarchen oder Götterregenten ist es nun, die uns wieder begegnet, und zwar großentheils noch mit denselben Namen in der Urgeschichte eines jeden Culturvolkes. Nur ist ein ägyptischer Patriarch auf fremdem Boden auseinander gegangen in so viele neue Figuren, als er daheim schon verschiedene Namen oder Auffassungen hatte. Es wird begreiflich sein, daß andere Figuren aus dem ägyptischen Namen des Nilgottes (Ocham, Achem), andere aus seinem semitischen Namen (Nahar, Nahal, Nil) sich entwickeln konnten. Sollte die neue und fremde Figur nicht mehr die sämmtlichen Merkmale des ägyptischen Urbildes festhalten, so braucht es nur ein Zusammenfassen von mehreren jener Losschälungen, um den ganzen ursprünglichen Begriff wieder zu sehen. Wir erkennen die Bruchstücke ägyptischer Patriarchen in den hebräischen Patriarchen der Genesis, in den persischen des Avesta und Schahname, den indischen der Veden und Puranen. Sie begegnen uns wieder bei Sanchuniathon und Hesiod, im Homer wie in der Edda. Es ist die ägyptische Patriarchengeschichte, welche bruchstückweise oder an einem und demselben Platze unter verschiedenen Namen oft mehrfach übereinander gegipfelt wiederkehrt in der Urgeschichte von Kreta und Troja, Jolkos, Athen, Eleusis, Thespiä, Theben, Orchomenos, Kalydon, zu Megara und Sikyon, Korinth, Argos, Sparta, Lykosura, in Latium und Rom, bei den Kelten und Germanen. Sie wurde nach Griechenland herübergeschoben und nach dem Naturgesetz der Sage angeknüpft an alle neuen Locale durch kanaanitische Wanderung, und war lange vorher durch ägyptische Wanderung schon hinübergetragen nach Chaldäa, dort, wo der ganze Boden Mesopotamiens ohnedies in hundert und aber hundert Anzeichen auf eine Grundlage ägyptischer Cultur zu schließen zwingt. Wir finden die ägyptische Göttergeschichte in den Ursagen Babels und Ninive's, und da von Babylon aus das ganze übrige Asien bestimmt ist, auch in der Urgeschichte von Tyrus und Sidon, wie in jener von Kaschmir und Ajodja wieder. Sie wiederholt sich auf Java und der Insel Bali und wandert über Neu-Seeland und Otaheiti, wo überall ihre Reste noch vorliegen, nach Mexico und Peru“ (S. 2).

Der vorliegende erste Band beschäftigt sich nun vorzugsweise mit den vorderasiatischen und griechischen Götterfiguren, während die übrigen im zweiten Bande besprochen werden sollen. Nachdem der Verfasser (S. 85 bis 103) die Wanderung der Cultur von Aegypten nach Chaldäa in ganz allgemeiner Weise festgestellt hat, beginnt er mit der Erörterung der einzelnen mythologischen Gestalten. Die Methode hiebei ist die, daß von den Grundformen, Agathodämon — Osiris — Kronos — Typhon für die männliche, und Ilithyia — Rhea für die weibliche Götterwelt ausgegangen und zunächst in Beschränkung auf den semitisch-hellenischen Vorstellungskreis die einzelnen sagengeschichtlichen Gestaltungen abgeleitet werden (S. 104).

Agathodämon ist der ägyptische Urkönig des goldenen Zeitalters, der von Kronos gestürzt und entmannt, in der Verehrung des Volkes aber zum Helios, Uranos und Okeanos erhoben und mit Amun-Kneph, dem Urgeiste, identificirt wurde. Aus ihm entwickelten sich die bedeutendsten und größten Götter: Uranos,

Ormuzd, Zeus, Hermes; die Mehrzahl der Namen knüpft sich an das ägyptische „Ocham, Okeanos", wie Ogenos, Genius, Ogyges, Gyges, Agenor, Ganymedes; Oannes, Janus; Cham, Jima, Haoma, Achäus, Acheleus, Kadmus; Charma, Hermes, Harmonia u. s w (S. 105 bis 240) Die Kronos-Formen, zu denen unter anderen Bel, Melkarth, Saturnus, Herakles, Prometheus, Zoroaster u. s. w. zählen, werden S. 241 bis 348 abgehandelt. Endlich folgen die Verwandlungen des Typhon, des Sohnes der Rhea, der seinen Bruder Osiris ermordete und zerstückte, wofür ihn dessen Gemalin Isis (blendete und) tödtete. Auf ihn wurde alles Feindliche und Zerstörende in der Natur übertragen, obwohl er selbst bei dem großen Kampfe der Götter unentbehrlich ist, da von ihm, ja sogar von seinen Gebeinen der Sieg abhängt. Seine Formen sind z. B. Moloch, Kain, Hephaistos, Orpheus, Amphiaraus, Teiresias, Pan u s. f.; der erste Band bricht S. 444 mit den halb verwischten Gestaltungen eines Feuergottes in Phoroneus und Porphyrion ab, und überläßt die Darstellungen des Typhon- als Sturm-, Wüsten- und Meeresgottes, so wie seinen Niederschlag in sagengeschichtlichen Persönlichkeiten der griechischen Welt, Jason, Perseus, Oedipus, Pelops, Bellerophon, Achilleus, Diomedes rc. dem zweiten Bande, dessen Erscheinen wir in kurzer Zeit zu begrüßen hoffen.

In den Vergleichungen und Beziehungen selbst zeigt sich der Verfasser als einen Mann von erstaunlicher Belesenheit und einer Elasticität des Geistes und Schnelligkeit der Phantasie, die ihn auch in den scheinbar fremdesten und entferntesten Gestalten Verwandtschaften und Aehnlichkeiten entdecken läßt. Von der Idee der unbedingten Einheit ausgehend, betrachtet er sich als den Ordner, dessen Pflicht es sei, „jedes vom Stammbaum der menschlichen Ideen abgefallene Blatt wieder an den richtigen Zweig des richtigen Astes zu setzen"; er übersieht aber, daß es nothwendig ist, die einzelnen Blätter vorher genau zu besehen, wie und was sie denn seien. Wir leben, Gott sei Dank, seit anderthalb Jahrtausenden nicht mehr im Heidenthume und kennen es also nur aus Berichten — bevor wir nun daran gehen dürfen, das Stoffliche eines Berichtes zu verwerthen und da oder dorthin zu stellen, müssen wir wohl erst fragen, was wir denn für eine Quelle vor uns haben, eine reine oder eine getrübte und abgeleitete oder etwa gar eine ganz falsche. Wenn der Verfasser den „Zunftgelehrten" vorwirft, nach ihnen sei „Alles, was man nicht brauchen könne, gefälscht und unterschoben", so muß man dieser ungerechten Behauptung mit Kraft entgegentreten und ihm antworten: nicht weil es unbrauchbar ist, ist es falsch, sondern umgekehrt, weil es falsch und unterschoben ist, ist es unbrauchbar! Herr Braun hat Recht, wenn er der bisherigen Wissenschaft einen zu engen Gesichtskreis vorwirft; ob aber der Standpunkt ein höherer oder niederer sei, so sind nichts desto weniger die hermetischen Schriften keine altägyptischen Urkunden, ist Pythagoras nicht der Verfasser des orphischen Gedichtes, wie dessen Fragmente uns vorliegen, ist der Talmud keine Quelle zur Correctur der Genesis, und Jamblichus kein Schriftsteller, der uns über die alten Geheimnisse des Pyramidenlandes als Gewährsmann dienen dürfte. Möge der Verfasser

in Zukunft behutsamer sein und nicht mit aller Gewalt und wie mit Absicht die kritische Wissenschaft vor den Kopf stoßen. Er selbst wird zugestehen müssen, daß sie sogar in ihrer Beschränkung nicht ganz am unrechten Platze sei. Denn wenn auch die verschiedenen Mythologieen nur Bruchstücke und Plagiate einer einzigen heidnischen Urreligion sind, so frägt es sich erst noch, warum denn diese eine Religion bei den einzelnen Völkern so weit auseinander gegangen sei? Auch zugegeben, daß Zeus und Vischnu, Ormuzd und Wodan, Mithra und Hermes u. s. w. nur Umformungen des ägyptischen Agathodämon sind, so ist es erst die Aufgabe der „Specialgelehrten" nachzuweisen, welche Elemente in dem individuellen Charakter der Nationen, in den geographischen Verhältnissen und in den wirklichen historischen Vorgängen die Bildung gerade dieser oder jener Form und keiner anderen ermöglicht und veranlaßt haben. Diese Mahnung können wir uns um so weniger enthalten dem Verfasser zuzurufen, als wir gerade sein unbestreitbares Verdienst auf das entschiedenste betonen. Denn die Aussicht, welche uns sein Werk eröffnet, ist eine wahrhaft großartige: das Wesen und der ganze Charakter des Heidenthums erscheinen in einem neuen gefälligeren Lichte, und das gräuliche Chaos, welches bis auf unsere Tage Mythologie genannt wurde, ordnet sich, wie die Welt der Pflanzen und Steine, in ein strenges, allgemeines und leicht faßliches System.

Ein philosophischer Roman[1].

R. Z. „Der deutsche Roman ist im Allgemeinen nicht so spannend und effectvoll, wie der französische, bietet nicht einen solchen Reichthum interessanter, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Charaktere und Situationen, wie der englische, und wird in mancher Beziehung, z. B. in Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung, auch von dem schwedischen und dänischen übertroffen, besitzt aber daneben auch Lichtseiten und Vorzüge, in denen er durchschnittlich den Romanen der übrigen Nationen überlegen ist. Er trägt mehr als diese das Gepräge eines wirklich einheitlichen, in sich abgerundeten Kunstwerkes; er hat sich mehr als der Roman seiner Rivalen einerseits von den Extravaganzen und Bizarrerien, andererseits von den Flachheiten und Trivialitäten frei zu erhalten gewußt; er wurzelt zugleich in einem tieferen Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit, er tritt entschiedener und wirksamer für die Interessen des Guten, Wahren und Schönen ein, mit einem Wort, er ist gewichtvoller durch seinen idealen Gehalt."

Diese allgemeine Charakteristik des deutschen Romanes, die selbst einem solchen entlehnt ist, erklärt vollkommen das Schicksal desselben gegenüber seinen Neben-

[1] Hausse und Baisse. Ein Roman aus der Gegenwart. Von Adolf Zeising. Berlin 1864. Janke. 3 Bände.

buhlern. Er ist gerade so beschaffen, wie er von einem „Volke von Denkern" als schreibendem ausgehen kann, ohne eben immer auf ein solches als lesendes zu treffen. Es gehört schon eine gewisse specifische Begabung dazu, um entweder an der reinen Kunstform oder an dem idealen Gehalt um ihrer- und um seinerwillen Gefallen zu finden. Die englischen und französischen Romanschriftsteller stehen ihrem Lesepublicum näher, weil sie den rein ästhetischen oder den idealen Forderungen ferner stehen. Der deutsche Romandichter befriedigt in seinen Schöpfungen entweder seinen Geschmack oder sein Herz, der ausländische Romanschreiber meist nur seinen Verleger. Jener ist nothwendig exclusiv, selbst inmitten seiner eigenen Nation, dieser verbreitet sich kosmopolitisch über die ganze unterhaltungsbedürftige Lesewelt.

Kein Zweifel, daß der deutsche Roman von seinen Mitwerbern Manches zu lernen hat. Seine Einheitlichkeit macht ihn oft eintönig, seine Durchsichtigkeit langweilig, seine Planmäßigkeit leblos. Der ideale Gehalt tritt nicht selten mit einer Vollwichtigkeit auf, daß das bunt gemalte Gefäß darüber in Trümmer geht. Er könnte von seinem französischen Collegen etwas Leichtigkeit, von seinem englischen Naturwahrheit, von seinem schwedischen sogar etwas mehr Alltäglichkeit annehmen, ohne darüber sein Kunst- oder didaktisches Interesse zu verlernen. Er hat so edles Metall, daß er etwas Kupfer vertragen kann, wenn seine Gold- und Silbermünzen landläufig werden sollen. Die Fehler der anderen können bei ihm zu Tugenden werden, wenn, was seine Tugend ausmacht, mitunter sein Fehler wird.

Der Roman, dem obige Schilderung des deutschen Romanes entstammt, ist zugleich ein Musterstück dieser seiner Gattung. Das Streben nach einer einheitlichen, in sich abgeschlossenen Kunstform ist in ihm unverkennbar und zugleich tritt der ideale Gehalt, welchen der Verfasser auszuprägen sich bemüht, mit einer Entschiedenheit hervor, welche dem Kunstwerk bisweilen Schaden, aber dem Künstler als Charakter jedesmal Ehre bringt. Es war eine glückliche Idee „Hausse und Baisse", das Auf- und Niederschwanken des Börsenlebens zum Symbol des steten Wechsels alles Werthlosen und Scheinhaften zu nehmen, in dem nur das wahrhaft Echte und Gediegene unabänderlich besteht. Der Materialismus, der im Vergänglichen des Stoffes das Wesen, der Idealismus, der im Geist, der am Ewigen und Unvergänglichen Theil hat, das wahrhaft Werthvolle und Bleibende erblickt, treten einander als die das Leben der Gegenwart beherrschenden Gegensätze in der Berührung einer reichen Kaufmannsfamilie mit einem jungen charaktervollen Advocaten gegenüber. Wo die Gefahr sehr nahe lag, letzteren, seinen offenbaren Liebling, in ein abstractes Tugendideal verduften zu lassen, ist der Verfasser derselben glücklich ausgewichen. Sein Paul Leonhard ist kein Romanheld von gewöhnlichem Schlage, sondern ein echter und rechter natürlicher Mensch, der seinen Grundsätzen Alles, auch die Geliebte zum Opfer zu bringen bereit ist, ohne davon Aufhebens zu machen, der aber über seiner Beschäftigung mit dem Uebersinnlichen den gegebenen Boden nicht unter den Füßen verliert, und, als die Katastrophe herannaht, den glänzendsten Beweis liefert, daß der philosophisch geschulte und geklärte Geist dort, wo

alle Hülfsmittel der Geschichte und Erfahrung uns verlassen, in den verwickeltsten Verhältnissen noch Leuchte und Retter zu werden vermag. Trotz der offenbaren Ueberlegenheit, welche der Verfasser auf diese Weise dem Idealismus einräumt, ist er jedoch weit entfernt, den Materialismus, oder wie er lieber sich ausdrücken mag, den Realismus, gering anzuschlagen. An der großartigen social-ökonomischen Anlage, mit welcher die Personen des Romanes ihre Thätigkeit beschließen, haben die „luftigen" Ideen des einen, ohne die nicht der erste Strich eines Schattenrisses vorhanden, und die „materiellen" Mittel des anderen Theiles, ohne welche mit allen Ideen kein Backstein in Bewegung gekommen wäre, ihren verhältnißmäßigen Antheil. „Gedanke und Realisation, Plan und Ausführung, Geist und Materie gehören zusammen, wie Mann und Weib". Ihr Streit ist nur ein „Wettstreit" in der gegenseitigen Anerkennung. Ihre Reibung ist ihnen zum Heil! In ihr entwickeln sie ihre höchsten Kräfte. Sie sind, wie entgegengesetzte Größen, die bei einer völligen Ausgleichung zu Null herabsinken würden.

Niemand wird diesen Gesinnungen, von welchen sich der Verfasser durchdrungen zeigt, die Anerkennung ihres „idealen Gehaltes" versagen. Von dieser Seite her wurzelt sein Buch, wie es der deutsche Roman nach seiner Schilderung thun soll, in einem tiefen Fond von Intelligenz, Gemüth und Sittlichkeit und tritt entschieden und hoffentlich auch wirksam für die Interessen des Wahren, Guten und Schönen ein. Aber die Wucht des ernsten Kernes droht zuweilen die heitere Schale zu sprengen; der philosophische Roman vergißt mitunter Roman, um ganz philosophisch zu sein. In der schwerlöthigen Kritik des Hegel'schen Paragraphen, die der Verfasser seinem ersten Bande einverleibt, und die kaum von allen Lesern so geduldig getragen und so anstandslos begriffen werden wird, wie es von der Gesellschaft des Finanzrathes und der Geliebten des Kritikers geschieht, ist es Zeising passirt, den Salon mit dem Hörsaal zu verwechseln. Das eigentlich Spannende der Verwicklung beginnt erst im zweiten Band und gipfelt, von etlichen unwahrscheinlichen Charakteren, wie Dietrich und Karpinski, abgesehen, in der Gerichtsscene des dritten. Hier ist dem Verfasser ein dramatischer Effect gelungen, der den Beweis liefert, daß der deutsche Roman, wenn es die Kunstform erfordert, in diesem Punkt dem französischen nichts nachgiebt. Im Ganzen scheidet der Leser von dem Roman mit dem Gefühl, daß, so lange noch solche Bücher geschrieben werden, der Idealismus im deutschen Volk aller Einrede zum Trotz nicht ausgestorben sein kann.

• (Deutscher Geschichtsverein zu Prag.) Von den Mittheilungen dieses Vereines ist eben das Octoberheft ausgegeben worden. Der erste Aufsatz dieses Heftes: „Die Studienordnung des Rectors M. Peter Codicilus von Ticlechowa für Böhmen, Mähren und Schlesien", mitgetheilt vom k. k. Gymnasiallehrer H. Karl Werner, ist ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der früheren Bestrebungen der Universität Prag

für Reformen im Studienwesen, für Hebung des Unterrichtes und der Erziehung, namentlich der Jugendbildung. Das Original dieser Studienordnung erschien 1586 in lateinischer Sprache und ist eine von großer Gründlichkeit, Sachkenntniß und Liebe zur Sache zeugende Arbeit. Ein kleinerer Aufsatz vom Vereinsschriftführer Herrn Dr. A. Wiechowsky hat das Privilegium der Strumpfwirkerinnung in der Prager Altstadt zum Gegenstande. Unter den Miscellen findet man eine Schilderung der Tracht der Deutschen in den Dörfern bei Pilsen von Prof. A. Thurnwald, einen Beitrag zur Geschichte der Mineralkohle in Böhmen u. s. w. Die litterarische Beilage enthält mehrere kritische Besprechungen geschichtlicher Werke.

* (Jungmanns Wörterbuch) soll, wie die „N. L." vernehmen, in einer neuen Auflage im Verlage der Buchhandlung Fr. Tempsky erscheinen. Der Buchhändler J. Kober wollte schon vor zwei Jahren an die Herausgabe dieses aus dem Buchhandel verschwundenen Werkes schreiten, zerwarf sich aber mit den Erben Jungmanns, die keine Aenderungen und Vervollständigungen im Wörterbuche vornehmen lassen wollten. Eine neue Redaction wäre dem Werke wohl nothwendig, wenn man die Bereicherung der böhmischen Sprache in den letzten 25 Jahren in Anschlag bringt.

D. Ideen zur Reform der Gymnasien in Ungarn. Unter Mitwirkung mehrerer Collegen verfaßt von Dr. Mansuet Riedl. Pest 1864, Robert Lampels Buchhandlung. Die kleine Schrift ist dadurch entstanden, daß von Seite der k. k. Statthalterei auch der Lehrkörper des k. Obergymnasiums in Pest aufgefordert wurde, auf die bevorstehende definitive Regelung der ungarischen Mittelschulen bezügliche Anträge einzureichen, daß aber die Lehrer der Anstalt die anberaumte Zeit für eine gründliche Erörterung und Behandlung des Gegenstandes viel zu kurz fanden und sich entschlossen, ihre aus fortgesetzten Besprechungen hervorgegangenen Vorschläge der h. Behörde erst nachträglich vorzulegen. Diese Vorlage ist es, welche jetzt veröffentlicht und allen Fachmännern und „Freunden des wahren Fortschrittes" zur Berücksichtigung empfohlen wird.

In der Einleitung wird auf die eigenthümlichen Verhältnisse Ungarns hingewiesen, welche der Schule eine besondere Bedeutung geben und besondere Aufgaben stellen. In Ungarn brechen sich die „flüssigen Principien" der westeuropäischen Cultur an Zuständen, die einerseits noch unverkennbare Spuren des Orients an sich tragen, andererseits auf den „starren Anschauungen" des Mittelalters beruhen. Diese Zustände lassen sich nicht conserviren — das Element der modernen Bildung ist schon überall eingedrungen — aber eben so wenig ist der „nationale Factor" zu vernichten. Nationalität und europäische Bildung sind gegeben und berechtigt, ihr Conflict muß überwunden werden, und hiezu kann und muß die Schule — deren Boden in gewisser Beziehung ein neutraler ist — wesentlich, ja am wesentlichsten beitragen. Die unvermittelt und unverstanden eindringenden modernen Ideen sind gefährlich; die Schule muß ihre Abklärung bewirken. Außerdem ist der Charakter der ungarischen Cultur, während das Land noch immer vorzugsweise „Agriculturland" ist, vorwiegend „humanistisch, ideell, speculativ". Die Schule hat also, um die Einseitigkeit dieses Charakters aufzuheben und um die nationalökonomische Entwicklung des Landes zu ermöglichen, die „realen Elemente" in die ungarische Cultur und „dadurch" auch in die ungarische Litteratur einzuführen.

Ueber diese allgemeinen Betrachtungen ist kaum etwas zu bemerken, als daß sie allgemein bleiben. Denn auch der zweite, allerdings ergänzende Abschnitt, der die Geschichte der ungarischen Mittelschulen seit 1848 zum Gegenstande hat, kann demjenigen, der die Schulzustände des Landes nicht schon kennt, nur ein schwach umrissenes und undeutliches Bild derselben gewähren. Wir erfahren, wenn wir es noch nicht wissen, daß es in Ungarn immer noch „Freunde und Verehrer" der vormärzlichen Schule giebt — die durch das „Quæ maribus" und die Alleinherrschaft des Memorirens charakterisirt

wird — daß die neue Ordnung, die mit der Durchführung des Organisationsentwurfes eintrat, aus verschiedenen Gründen keine festen Wurzeln fassen konnte, und daß in Folge der 1861 eingetretenen Reaction, welche die „Fremden" vertrieb, eine aus „vorwiegend der Ordensgeistlichkeit angehörigen Fachmännern" gebildete Commission einen neuen Organisationsentwurf ausarbeitete, welcher, „den Thun'schen Organisationsentwurf zu sehr perhorrescirend und in allzu lebhafter Reminiscenz früher bestandener Institutionen", im Wesentlichen zu diesen zurückgriff, da er aber wegen der „Kürze der Zeit" der Allerhöchsten Beschlußfassung nicht unterbreitet werden konnte, durch einen provisorischen Entwurf, der jetzt eingeführt ist, ersetzt wurde. Nach der Ansicht der Verfasser „soll dieser Entwurf zwischen dem Thun'schen Systeme und dem Ofner Entwurfe die Mitte halten, scheint aber die Mängel beider zu vereinigen".

In den folgenden Abschnitten gehen die Verfasser auf einzelne Unterrichts- und Einrichtungsfragen näher ein. Die Kritik, welcher einzelne Bestimmungen des Thun'schen wie des Ofner Entwurfes unterworfen werden, hat keine Spur einer nationalen Färbung und wäre auch von jedem anderen als dem ungarischen Standpunkte möglich gewesen. Unsere Uebereinstimmung mit solchen kritischen Bemerkungen, wie der, welche sich auf die im Ofner Entwurfe vorgezeichnete Einführung der Civilarchitektur und landwirthschaftlichen Buchführung neben der Lectüre der h. Väter bezieht, versteht sich von selbst. Dagegen haben wir ausdrücklich zu erklären, daß wir mit dem, was hinsichtlich der Maturitätsprüfungen, der Versetzungsprüfungen und der theilweisen Wiedereinführung der Classenlehrer (nämlich vom Untergymnasium) gesagt und vorgeschlagen wird, übereinstimmen. In Bezug auf die Behandlung des geographischen und geschichtlichen Unterrichtes finden wir die Kritik des Organisationsentwurfes ungenügend. Da aber eine Anzeige nicht der Art ist, um unsere eigenen Ansichten zu entwickeln, so wollen wir nur noch bemerken, daß die Verfasser für „Realgymnasien" sind. Uebrigens empfehlen wir die Schrift — die zwar nicht den „ungarischen", aber den allgemein österreichischen Charakter entschieden an sich trägt — mit den Verfassern den Fachmännern zur Berücksichtigung und Lectüre.

---

* Der Historienmaler Georg Bleibtreu in Berlin hat ein großes Schlachtengemälde: „Sieg der Oesterreicher am Königshügel" vollendet, welches durch den Farbendruck veröffentlicht werden soll. Man rühmt daran die Wahrheit der Darstellung und die lebendige Auffassung der Hauptpersonen, besonders des Generals Grafen Gondrecourt, in außerordentlicher Weise.

* Seit einigen Tagen hat der Verein zur Beförderung der bildenden Künste in Wien die Modelle zu den acht Standbildern ausgestellt, mit denen er die Elisabeth-Brücke zu schmücken beabsichtigt. Im Einvernehmen mit dem Gemeinderathe fiel die Wahl auf nachfolgende acht historisch berühmte Männer: Herzog Heinrich II., Jasomirgott (ausgeführt von Melnitzky), Herzog Leopold VII. (von Preleuthner), Herzog Rudolf IV. (von Joseph Gasser), Graf Niclas Salm (von Feßler), Rüdiger Graf v. Starhemberg (v. Purkatshofer), Leopold Graf Kollonitsch (von Pilz), Johann Fischer v. Erlach (von Cesar) und Joseph Freiherr v. Sonnenfels (v. Hans Gasser). Die künstlerische Ausführung der Statuen soll in Stein geschehen. Wir beschränken uns vorläufig zu constatiren, daß die Mehrzahl der Standbilder den allgemeinen Erwartungen nicht entsprachen und in den Tagesblättern einen zum Theile sehr herben Tadel hervorriefen. In der That gehören die Standbilder der Grafen Salm und Starhemberg und des Fischer v. Erlach zu den schwächsten Leistungen der Wiener Plastik und es

ließe sich eine Ausführung dieser Modelle kaum rechtfertigen, aber so schlimm steht es doch nicht mit den Leistungen der übrigen Künstler, daß sie gleich jenen der ersteren gänzlich zu verwerfen sind. Sie verdienen eine gerechtere Würdigung, wenn sie auch nicht plastische Werke in großem Stile repräsentiren.

• Wie wir vernehmen, haben Se. Majestät der König Ludwig I. die Abmodellirung in Gips der berühmten Statue „Venus von Knidos", so wie anderer Kunstwerke der Glyptothek für die kaiserlich französische Regierung, so wie für deutsche Kunstsammlungen gestattet. Beim Transporte derselben in einen Saal der neuen Pinakothek, wo der Abguß stattfindet, hat eine Statue eine leichte Beschädigung erlitten, die übrigens sogleich gebessert werden konnte.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Während die populäre Beschreibung der Reise der Fregatte „Novara" sich einer in stetem Wachsen begriffenen Verbreitung und ungeschwächten Theilnahme, wie sie keinem anderen Werke ähnlichen Umfanges und Inhaltes zu Theil ward, erfreut, nehmen jetzt auch nach längerer Pause die wissenschaftlichen Publicationen der Gelehrten der Novara-Expedition einen rüstigen Fortgang. Vor uns liegen in zwei starken, von der k. k. Staatsdruckerei in gewohnter Weise trefflich ausgestatteten Quartbänden die ersten Bände des geologischen und statistisch-commerciellen Theiles. Beide Werke dürften in diesen Blättern eine eingehende Besprechung erfahren, hier sei nur ihr Inhalt kurz angegeben. Der von Dr. v. Hochstetter bearbeitete erste Band des geologischen Theiles enthält die Geologie Neu-Seelands, eine wissenschaftliche Ergänzung des im vorigen Jahre erschienenen geologisch-topographischen Atlasses und der allgemein gehaltenen Beschreibung dieser Insel. Zu besonderer Zierde gereichen ihm die zahlreichen Holzschnitte, Karten, Ansichten in Farbendruck und Photographie. — Ein größeres Publicum als diese rein wissenschaftliche Arbeit dürften die von Dr. K. v. Scherzer veröffentlichten statistisch-commerciellen Ergebnisse der Novara-Reise finden. In ihnen sind die Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt, welche der Verfasser über die Handelsverhältnisse und wirthschaftlichen Zustände, über Productionskraft, Bodenerzeugnisse, über Waaren- und Schifffahrtsbewegung der von ihm sowohl als Mitglied der Novara-Expedition als früher besuchten Länder sammelte, um den österreichischen Kaufmann und Industriellen einestheils mit den nothwendigsten Bedingungen bekannt zu machen, um größere überseeische Unternehmungen mit Aussicht auf Erfolg einleiten zu können, andererseits mit der Wichtigkeit der Naturerzeugnisse der besuchten Länder für den vaterländischen Handel und Schiffsverkehr und den Aussichten für den Absatz österreichischer Producte und Fabricate bekannt zu machen. — Hier sei auch einer kleinen statistischen Arbeit gedacht: „Die Bevölkerung des Königreiches Böhmen, in ihren wichtigsten statistischen Verhältnissen dargestellt von Dr. Ad. Ficker, k. k. Ministerialsecretär", ein Seitenstück zu dem in der Perthes'schen Sammlung kartographisch-statistischer Handbücher erschienenen sehr gesuchten Arbeit über die Bevölkerung Oesterreichs.

Gehen wir jetzt zu den ausländischen Neuigkeiten über, so freuen wir uns, einer Erscheinung erwähnen zu können, die sich durch den Namen, den sie trägt, und durch ihren Inhalt viele Freunde erwerben wird. Es ist der erste Band der kleineren Schriften Jakob Grimms; eine Sammlung der akademischen Reden, Abhandlungen allgemeinen Inhalts und biographischen Arbeiten, welche, von Jakob Grimm in den letzten Jahren seines Lebens bereits beabsichtigt, wir seinem Neffen und K. Müllenhoff verdanken. Obgleich die meisten dieser Aufsätze bereits gedruckt sind, so waren sie doch,

zerstreut als Einzelabdrücke in Zeitungen und größeren Werken, zum Theile so schwer zugänglich, daß ihre Sammlung sich als ein wirkliches Verdienst erweisen wird. Aus dem Inhalt des ersten Bandes heben wir hervor, die aus Justi's hessischem Gelehrtenlexikon entnommene Selbstbiographie, die im Jahre 1838 gedruckte Darstellung: „Ueber meine Entlassung“, ferner die Reden: über den Ursprung der Sprache, auf Schiller, auf Wilhelm Grimm, über das Alter, welche in späteren Jahren erschienen sind, und die Benecke und Savigny gewidmeten Abhandlungen, welche früheren Jahren entstammen. Da vielfach eine Biographie der Gebrüder Grimm erwartet wird, so sei hier aus der Note Hermann Grimms zu der Selbstbiographie Jakobs mitgetheilt, daß: „eine umfassende Darstellung seines Lebens für den Augenblick noch unmöglich erscheint, da zu viele Verhältnisse nicht mit der Offenheit besprochen werden könnten, deren es zu einer solchen Arbeit bedürfte“.

Auch die nachstehenden Novitäten: „Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen und kleinere Aufsätze vermischten Inhalts“, von Dr. C. v. Baer in St. Petersburg, und „Zur deutschen Litteraturgeschichte“, von J. W. Schaefer sind Sammelbände, theils gehaltener Vorträge, theils kleinerer in Zeitschriften zerstreut gewesener Abhandlungen.

Von einem anonymen Herausgeber erhalten wir eine Sammlung schwäbischer Volkslieder, jedoch ohne litterarhistorische und sprachliche Erläuterungen, obgleich auf S. 1 auf solche verwiesen wird.

Ein trauriges Stück deutscher Geschichte, die Ueberlassung deutscher Soldaten an England in den Jahren 1775 bis 1783, bietet Fr. Kapp in einer auf namentlich englischen Archiven entnommenen Documenten beruhenden quellenmäßigen Darstellung, der er den tendenziösen Titel: „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach America“ gegeben hat. Im Anhang finden sich viele Actenstücke, Briefe, Berechnungen ꝛc. in wörtlichem Abdruck.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Von dem mit großer Gunst vom Publicum aufgenommenen Werke des Herrn F. Feuillet de Conches: „Louis XVI., Marie-Antoinette et Madame Elisabeth, lettres et documents inédits“ ist jetzt der zweite Band erschienen und die beiden letzten Bände sind für die nächsten vier Monate in Aussicht gestellt. Das Ganze wird etwa tausend Briefe von Mitgliedern der französischen Königsfamilie und anderen hervorragenden Persönlichkeiten in dem Zeitraum von 1770 bis 1794 umfassen. Der Verfasser hat bekanntlich sein Material in den wichtigsten Archiven Europa's gesammelt und begleitet die von ihm veröffentlichte Correspondenz mit Commentaren. Zum Schluß beabsichtigt er ein Resumé und jene historischen Folgerungen und Urtheile zu geben, zu welchen die Veröffentlichung so vieler und unbekannter Documente Gelegenheit bietet.

Die „Conférences du R. P. Félix“ (Predigten, welche dieser berühmte Kanzelredner in der Notre Dame-Kirche in Paris hält und alljährlich in einem Bande herausgiebt) sind schon bis zum 7. Bande gediehen, der den Specialtitel: „Jésus-Christ et la critique nouvelle“ führt.

Ein praktisches Nachschlagebuch ist: „Nouveau dictionnaire complet des communes de la France, de l'Algérie et des autres colonies Françaises, par Gindre de Mancy“. Administrative Eintheilung, Bevölkerung nach der letzten Zählung, Schlösser, Postämter und deren Entfernung von Paris, Eisenbahnstationen, Telegraphenbureaux u. s. w. — alles dies findet sich in gedrängter alphabetischer Uebersicht

in dem vorliegenden Bande. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß für Oesterreich auch ein solches Werk in ähnlich compacter Form, welche eine Anschaffung für weitere Kreise ermöglicht, zusammengestellt werden möchte.

Die von der außerordentlich thätigen Verlagsfirma Garnier publicirte „Bibliothèque amusante“, die im Ganzen etwa zwölf Bände in eben so eleganter als solider Ausstattung umfassen wird, ist bereits beim dritten Bande angelangt. Der erste Band enthält die Romane der Mad. de Lafayette, der zweite die Werke der Damen de Fontaines und de Tencin. Band drei bis sieben sollen die Hauptwerke Lesage's bringen. Dieselbe Verlagsfirma edirt in ganz ähnlicher Ausstattung eine kritische Ausgabe der französischen Classiker unter dem Titel: „Chefs d'oeuvre de la littérature française“. Mehrere Bände einer von Moland besorgten Ausgabe Molière's sind in der erwähnten Ausgabe schon erschienen.

Jules Laborde, der Verfasser mehrerer archäologischen und kunsthistorischen Schriften, arbeitete seit längerer Zeit an einem größeren Werke, mit welchem er jetzt an die Oeffentlichkeit tritt. Es heißt: „Histoire des arts industriels au moyen-âge et à l'époque de la renaissance“ und besteht aus vier Bänden und zwei Atlassen. In den bereits erschienenen zwei ersten Bänden ist von der Sculptur in ihrer Anwendung auf Ornamentik und Goldschmiedkunst und von der Kunstschlosserei die Rede. Die zwei letzten Bände werden die Handschriftenmalerei, die Glasmalerei, die Emaillekunst, Mosaik, Uhrmacherkunst u. s. w. behandeln. Die Abbildungen liegen bereits vollendet vor und bilden ein Album, das sowohl durch den Reichthum an merkwürdigen Stücken, den es bietet, als auch durch die Ausführung (Lithographie, Photolithographie und Chromolithographie) für jeden Kunstkenner und Industriellen von hohem Interesse ist.

Ueber die Geschichte der Baukunst in Frankreich erschien ein Handbuch von L. Chateau: „Histoire et caractères de l'architecture en France depuis l'époque Druidique jusqu'à nos jours“. Es ist dies ein starker Kleinoctavband mit Holzschnitten im Text, der ursprünglich zum Schulunterricht oder zum Compendium bei Vorlesungen bestimmt scheint und weniger Ansprüche auf Neuheit und Originalität des Gebotenen als vielmehr auf Klarheit der Darstellung und Genauigkeit in der Benützung der Quellen macht.

In der französischen Belletristik hält die massenhafte Productivität gleichen Schritt mit der Unbedeutendheit der Producte. Selbst die in der Meinung der Lesewelt bisher bevorzugten Namen nützen sich allmälig ab und gehen in der allgemeinen Gleichgültigkeit unter. Von den hervorragenderen Romanen erwähnen wir: „Le secret du bonheur, par E. Feydeau“, „Les Dames de Pique, par X. de Montépin“, der Schluß einer Romanserie von 15 Bänden, deren Anfang: „L'affaire du Pont de Neuilly“, schon vor zwei Jahren erschien, „La Chute d'un petit, par H. de Kock“, „Le père La Trompette, par le Marquis de Foudras“, „Le Montouero, par G. Aimard“, „Les uns et les autres, par Méry“, „Mademoiselle Cléopatre, par A. Houssaye. Auch die „Croisières de l'Alabama“ von dem oft genannten Südstaatenhelden Capitain Semmes gehören eigentlich unter die romantische Rubrik. Die Raubzüge dieses von den französischen und englischen Sympathieen so hoch getragenen Corsaren, der eine ausgezeichnete Geschicklichkeit entwickelte, wehrlose Handels- und Passagierschiffe zu kapern und zu verbrennen, sind hier mit aller Genauigkeit geschildert bis zu dem Augenblicke, wo der „Kearsarge“ dem Corsaren das Handwerk legte, zur Entrüstung der oben erwähnten Culturvölker. Nach dem Buche des Capitains Semmes sind der politischen Ueberzeugung und dem Privatvortheile dieses Herrn etwa hundert wehrlose Schiffe — sämmtlich Privateigenthum, das mit Zuhülfenahme aller möglichen Mittel, auch mit Aufhissen falscher Flaggen von der „Alabama“ gekapert wurde — zum Opfer gefallen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 12. October 1864.

Die Commission für Herausgabe österreichischer Weisthümer erhält eingesandt: Mittheilungen des hochw. Herrn Johann Faigl, Chorherrn zu St. Florian, über Panthaidingen der Wachau.

Dann werden der Classe vorgelegt:

a. von Herrn Dr. K. H. Freiherrn Roth v. Schreckenstein, Vorstand des fürstlich Fürstenberg'schen Hauptarchivs zu Donau-Eschingen, ein Aufsatz zum Abdruck: „Wie kam die Stadt Villingen von Fürstenberg an Oesterreich? Nach archivalischen Quellen untersucht und dargestellt".

b. Von Herrn Dr. E. Roesler, seine Abhandlung: „Ueber die Sprache der Geten und Dacier".

Herr Dr. Pfizmaier legt für die Denkschriften folgende Abhandlung vor: „Die ergänzte japanische Sage".

Nebst dem Werke, welches der Verfasser seinen Abhandlungen über japanische Theogonie und die ersten Beherrscher Japans zu Grunde legte, findet sich in der k. k. Hofbibliothek ein anderes, auf denselben Gegenstand bezügliches Werk: Kami-jo-no masagoto, „die richtigen Worte der Göttergeschlechter", das zu Owari im ersten Jahre des Zeitraumes Kuan-sei (1789) durch Moto-wori-no nobu-taka, einen als Autorität vielfach genannten Alterthumsforscher, herausgegeben wurde.

Dieses Werk, durchgängig in chinesischer Tsao-Schrift und Fira-ka-na geschrieben, stützt sich vorzugsweise auf das classische Furu-koto-bumi, die „Erzählung der alten Begebenheiten", während das früher benützte Kami-jo-no maki-no asi-kabi (die gereihten Schilfknospen der Göttergeschlechter) die alten Urkunden und Ueberlieferungen sammelt. Es enthält daher eine Menge Nachrichten, welche in dem zuletzt erwähnten Werke fehlen, und liefert namentlich manche Beiträge zur Kenntniß des auf den ursprünglichen Landesglauben gegründeten Gottesdienstes der Japaner. Von den einzelnen Abschnitten, in welche dasselbe getheilt ist, stimmen einige mit den alten Ueberlieferungen insofern überein, als sie die nämlichen Begebenheiten, aber mit Abweichungen, Zusätzen und Ergänzungen, wieder erzählen. Bei einer durchaus verschiedenen Schreibweise zeigt es häufig auch eine verschiedene Mundart.

Durch die Benützung dieses Werkes entstand die gegenwärtige Abhandlung des Verfassers, die er unter dem Titel: „Die ergänzte japanische Sage" hiemit veröffentlicht. Um seiner Arbeit nebst dem ethnographischen und culturhistorischen Interesse, das sie besitzt, auch Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht zu verleihen, hat er die Tsao- und Fira-ka-na-Schrift des japanischen Textes, deren Zeichen größtentheils von ihm erst entziffert wurden, in das die Vieldeutigkeit ausschließende Kata-ka-na umgewandelt und ist übrigens bei der Sonderung und Erklärung der Zeichenverbindungen wie in seiner Abhandlung über die Theogonie der Japaner vorgegangen.

Herr Dr. Friedrich Müller legt die beiden nachstehenden Abhandlungen vor:

1. Beiträge zur Kenntniß der neupersischen Dialecte. Nr. 3. Zaza-Dialect der Kurdensprache.

2. Armeniaca. I.

Die erste Abhandlung schließt sich an zwei vorhergehende an, und behandelt den Zaza-Dialect nach den von Peter Lerch in St. Petersburg herausgegebenen Texten so-

wohl mit Rücksicht auf das Kurmandschi als die anderen verwandten neueren und älteren Idiome. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen: Laut- und Formenlehre.

Die zweite Abhandlung behandelt mehrere Punkte der armenischen Grammatik und Etymologie, und zwar das Suffix **ava**, die Worte **astovads, kughb, arriuds** und **dsukn.**

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 13. October 1864.

Herr Prof. Simony, anknüpfend an einen am 21. Juli d. J. gehaltenen Vortrag über verschiedene Quellen des Dachsteingebirges, besprach diesmal die Temperaturverhältnisse und Wassermengen der Quellenleitungen im Hallstädter Salzberge. Die ersteren zeigen sich bei den meisten Quellen nahezu constant; im Mai 1851 und im September d. J. erwiesen die höchstgelegenen derselben (3800 bis 3900 Fuß Meereshöhe) durchgängig eine Wärme von 2·9 bis 3·2 Grad R., die tiefer gelegenen 3·4 bis 3·6 Grad R.; nur wenige seichter verlaufende Gewässer zeigen Schwankungen zwischen 3·0 bis 4·8 Grad R. Während der Leitung in die tieferen Etagen des Bergwerkes steigt die Temperatur um einige Zehntelgrade, erhebt sich aber selbst in den tiefstgelegenen Wehren nach voller Sättigung und nach längerem Verweilen der fertigen Sohle in den sogenannten Einschlagwerken nicht über 5 Grad R. Viel tiefer steht die Temperatur in den Wehren, wo durch beständiges Ablaufen der gesättigten Sohle und entsprechenden Zufluß von süßem Wasser der Auslaugungsproceß ununterbrochen fortdauert. So erleidet in der Ehrmann-Wehre die Temperatur des zufließenden Süßwassers in Folge des wärmebindenden Auflösungsprocesses zuerst eine Depression von 3·25 auf 2·85 Grad, welche sich nach stattgefundener Sättigung auf 3·05 Grad mindert.

Lehrreiche Verhältnisse bieten die Schwankungen der Wassermenge in den verschiedenen Quellenleitungen. von denen 15 regelmäßig fortgesetzten Messungen unterworfen sind. Der Vortragende veranschaulichte durch ein graphisches Tableau die verschiedenen Oscillationen, welche die einzelnen Quellen im Jahresverlaufe aufweisen. Aus den amtlichen Aufzeichnungen der wöchentlichen Quantitäten ergiebt sich, daß die Wassermenge des ganzen Quellencomplexes im Winter weniger als die Hälfte der sommerlichen Menge beträgt. Die erstere stellte sich zur letzteren für das Jahr 1863 wie 100 : 280, für das laufende Jahr wie 100 : 230. Das einwochentliche Maximum betrug im vorigen Jahre das Vierfache, im heurigen das Viereinhalbfache des einwochentlichen Maximums. Bei den einzelnen Quellen steigt jedoch dieser Unterschied auf das Zehn- und Mehrfache.

Die Uebereinstimmung dieser Verhältnisse mit den an anderen Quellen des Salzkammergutes gemachten Beobachtungen mag nun immerhin die Annahme rechtfertigen, daß die Mehrzahl der in der höheren Region entspringenden Kalkalpenquellen ähnlichen großen Oscillationen ihrer Wassermenge im Jahresverlaufe unterworfen sei.

Schließlich das Dreiquellenproject der Wasserversorgung Wiens berührend, durch dessen nun in Angriff genommene Ausführung den Bewohnern der österreichischen Metropole jedenfalls das reinste und gesündeste aller in Vorschlag gebrachten Wässer zugeführt werden wird, betonte der Vortragende das Wünschenswerthe möglichst genauer und zahlreicher fortgesetzter Messungen, durch welche nicht nur die wirkliche Leistungsfähigkeit der Quellentrias für die verschiedenen Jahreszeiten zweifellos festgestellt, sondern auch, namentlich in Verbindung mit gleichzeitigen meteorologischen Beobachtungen in der Quellengegend manches höchst lehrreiche Resultat für die Wissenschaft gewonnen würde.

Herr Dr. Gustav C. Laube legte den ersten Theil einer Abhandlung über die Petrefacten der St. Cassianer-Gebilde vor, welche den Titel führt: „Fauna der Schich-

ten von St. Cassian". Nachdem die über diesen Gegenstand vorhandene Litteratur bereits vor zwanzig Jahren ihren Abschluß gefunden hatte, war bei dem mächtigen Fortschritte der Wissenschaft einerseits, so wie durch die zahlreichen Fehler andererseits, welche sich bei der Bearbeitung dieser Fauna durch Münster und Klipstein eingeschlichen hatten, eine Neubearbeitung derselben dringend nothwendig geworden.

Der k. k. geologischen Reichsanstalt gebührt das Verdienst, für die Befriedigung dieses Wunsches dadurch zuerst Sorge getragen zu haben, daß dieselbe mit vielem Eifer ein reiches Material, wie es wohl in keiner Sammlung wieder gefunden werden möchte, anhäufte, welches dem Verfasser von der Direction des genannten Institutes mit der zuvorkommendsten Liberalität zur Benützung übergeben ward, und auf welches gestützt, derselbe die vorliegende Arbeit zu fertigen im Stande war.

Da sich nun in der oben erwähnten Bearbeitung der Petrefacten von St. Cassian durch Münster und Klipstein, neben irrthümlichen Classificirungen vieler Species, namentlich eine unmäßige Zersplitterung der einzelnen Arten dem Forscher entgegenstellt, die ihm das Studium derselben sehr erschwert und selbst unzugänglich macht, mußte der nächste Zweck der Arbeit eine gewissenhafte Kritik und Wiedervereinigung der zusammengehörigen Formen sein: denn erst nach Beseitigung des oben beregten Hindernisses ist es möglich, neue noch unbekannte Formen an den Tag zu fördern. So dürfte nun die Zahl der Arten, welche die vorliegende Bearbeitung wieder giebt, trotz mancherlei neu hinzugefügten weit unter der von Münster und Klipstein angegebenen zurückbleiben.

Da der Stoff bei seinem großen Umfang eine Gesammtpublication nicht möglich macht, hat Herr Laube deren Bearbeitung vorläufig in drei Abtheilungen gebracht. Die erste umfaßt die Spongitarien, Corallen und Radiarier, die zweite soll die Brachiopoden und Bivalven, die dritte die Gasteropoden und Cephalopoden bringen.

Das erste Heft liegt eben vor. Es enthält die Bearbeitung von 36 Spongitarien, 41 Korallen, 9 Crinoiden und 29 Echiniden, zusammen 115 Species, wovon 33 bisher noch nicht bekannt waren.

Nachdem das Gebiet der Spongitarien bis in die neueste Zeit fast ganz brach lag, und die Korallen nur von wenigen Gelehrten bearbeitet wurden, erscheint es natürlich, als auch hier das Studium dieser Classen vieles neue zu Tage förderte; einmal machte sich die Aufstellung einzelner neuer Genera in beiden Classen nothwendig, das anderemal ergab sich, daß viele Geschlechter, deren erstes Auftreten man in die jurassische Periode setzt, bereits in diesem Terrain ihre Vertreter haben.

Ein günstiger Fund gestattete es weiter, genaue Details über den bis jetzt nicht mit Sicherheit gekannten Encriniten der St. Cassianer Formation, welcher früher fälschlich mit Encrinus liliiformis Schltm. identificirt wurde, mittheilen zu können, woraus sich ergiebt, daß diese Form eine neue, von allen bis jetzt gekannten Muschelkalkencriniten wesentlich verschiedene Species sei.

Bei den Echiniden ließ sich die unverhältnißmäßig große Anzahl der Species um ein bedeutendes reduciren, doch gelang es nicht, die zu den bekannt gewordenen Testen gehörigen Radiolen nachweisen zu können.

Schließlich sprach Herr Dr. Laube dem Herrn Hofrath Haidinger, Director Dr. Hörnes und Bergrath Franz Ritter v. Hauer für die ihm von ihrer Seite zu Theil gewordene thätige Unterstützung bei Bearbeitung des vorliegenden Werkes, in gleicher Weise Herrn Conservator Prof. Dr. Oppel zu München und anderen gelehrten Fachmännern seinen wärmsten Dank aus.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. Julius Wiesner, Docent am k. k. polytechnischen Institute, legte eine mikroskopische Untersuchung der Maiskolbenblätter (Lischen) und der Maisfaserproducte vor.

Diese Arbeit, welche durch die neue Maisfaserindustrie hervorgerufen wurde, enthält eine Darlegung der histologischen Verhältnisse der Maislische, so wie der Oberhaut und des Gefäßbündels der anderen oberirdischen Organe des Mais, ferner eine mikroskopische Prüfung der Schäffer'schen Maispapiere aus dem vorigen Jahrhundert, der vor etwa acht Jahren von M. Diamant dargestellten Papiere und sämmtlicher Auer'scher Maisfaserproducte. — Die mikroskopische Beobachtung hat bestätigt, daß die wegen ihrer ungenügenden Eigenschaften zu keiner industriellen Bedeutung gelangten Papiere von Schäffer und Diamant aus dem gesammten Maisstroh, die vorzüglichen Papiere von Auer hingegen bloß aus den Lischen erzeugt wurden. Der Vortheil der Lischen gegenüber dem ganzen Stroh liegt in den histologischen Verhältnissen der Maispflanze. Die Bastfaser des Halmes ist zwar fester und dauerhafter als die der Lischen, aber ihre Abtrennung vom umgebenden Gewebe ist mit weitaus größeren Schwierigkeiten verbunden, und dann zeichnet sich die Lische im Vergleiche zum anderen Maisstroh durch auffallenden Reichthum an Bastzellen aus. Hieran anknüpfend erwähnt der Vortragende, daß allerdings die heutige Methode der Papierfabrication aus Lischen Herrn Hofrath v. Auer zu danken sei, nicht aber diese Erfindung im Allgemeinen. Es stellt sich nämlich aus einem Briefwechsel von Plancus und Schäffer heraus, daß bereits im 17. Jahrhundert zu Rimini in Italien eine Papierfabrik bestand, welche Lischen verarbeitete.

Die Maispapiere verdanken ihre vortrefflichen Eigenschaften dem Reichthum an unverletzten Bastzellen. Die Nachtheile dieser Papiere bestehen in den unzerlegten Gewebsstücken, welche in Form von Schüppchen an deren Oberfläche auftreten und die Gleichförmigkeit des Papieres beeinträchtigen, sodann in einem auffallenden Reichthum an jenen bekannten, in geringer Menge in allen Papieren auftretenden schwarzen Punkten, die, wie der Vortragende fand, eingetrocknete Pilzgruppen sind, die in dem Papierkörper liegen.

Die Maisgespinnste enthalten nicht unbedeutende Mengen von Gefäßen, deren Sprödigkeit den Werth dieser Waare sehr vermindert. Der bei der Maisfasergewinnung als Nebenproduct sich abscheidende sogenannte Nahrungsstoff besteht größtentheils aus Cellulose.

Zum Schlusse besprach Dr. Wiesner die in vieler Beziehung merkwürdigen histologischen Verhältnisse der Maislische und hob die auffallende Polymorphie der Oberhautzellen und das localisirte Auftreten von Kieselsäure in der Epidermis, nämlich die Beschränkung dieser Substanz auf besondere, zwergartig gebliebene Zellen derselben, hervor.

Wird einer Commission zugewiesen.

Die in der Sitzung vom 6. October d. J. vorgelegte Abhandlung: „Beitrag zur Entwicklungsgeschichte getheilter und gefiederter Blattformen", von Herrn Dr. M. Wretschko wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Verbesserungen.

S. 1230 Zeile 1 von unten statt „bie" lies „biete".
„ 1286 „ 24 „ oben „ „14 fl." lies „7 fl."
„ 1288 „ 6 „ „ „ „betrug" lies „betrugen".
„ 1360 „ 4 „ „ „ „ür" lies „für".
„ 1363 „ 13 „ „ ist der Zwischensatz: „wenngleich in der Form einer Communalabgabe" wegzulassen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

1441

Oesterreichische Geschichte im Zeitalter der Babenberger.

Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Dr. **H. Brisberg** [1].

I

Mancher unserer Leser mag sich bei dieser Ueberschrift noch einer Abhandlung [2] erinnern, in welcher Dr. Max Büdinger eine Uebersicht der österreichischen Geschichte im 9. und 10. Jahrhundert gegeben, und begreifen, daß wir das Folgende jener vorausgegangenen Darstellung angereiht zu sehen wünschen. „Man weiß", hatte Büdinger gesagt, „wie es um die ältesten Zeiten der österreichischen Geschichte steht: halb Wahres und völlig Unwahres wurde, besonders seit dem 16. Jahrhundert darüber vorgetragen und von den Nachfolgern so lange wiederholt, bis es durch die Ueberlieferung einer Reihe von Generationen eine mythische Wahrheit erlangte, deren es sich in den meisten Kreisen bis auf diesen Tag erfreut. Die altväterisch trockene und zugleich rationalistiich leichtfertige Art unserer Historiographen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bezeichnet in den meisten Punkten auch die bisher herrschende Anschauung". Wir können auch unserer Darstellung nur dieselben Worte voransenden. Büdinger selbst hat, seitdem er jenes Wort geschrieben, ein Werk geliefert, in dem er „jenes halb Wahre oder völlig Unwahre" eifrig fortschaffen half und „die Resultate streng wissenschaftlicher Forschungen in das Leben" einführte. Seine österreichische Geschichte, deren erster, bis nun allein erschienener Band bis etwa in die Mitte des 11. Jahrhunderts reicht, begleitet uns somit ein halbes Jahrhundert noch auf unserem Wege, und wir hoffen, daß sein neuer Beruf den verdienstvollen Verfasser nicht abhalten wird, was er begonnen, rüstig zu Ende zu führen. Seine Darstellung würde sodann die einzige sein, in welche die Ergebnisse der letzten Forschungen aufgegangen sind, da Feils bekannte Arbeit (vor des Freiherrn v. Czoernig Ethnographie des österreichischen Kaiserstaates, 1. Band) doch nur gewisse Ziele im Auge hatte, und da der Tod den edlen Chabert gehindert, in einer babenbergischen Rechtsgeschichte die schönen Hoffnungen zu erfüllen, zu denen die Erstlinge eines ganz der Wissenschaft geweihten Lebens berechtigt.

Man kann nicht sagen, daß es unseren Vorfahren an Interesse fehlte für die Geschichte dieser entlegenen Zeit. Wer jetzt noch in eine der stillen Kloster-

[1] Der vorstehende Aufsatz wurde uns bereits im Monate Juli d. J. eingesandt. Wir glauben, diese Bemerkung dem Herrn Verfasser schuldig zu sein, um ihn vor dem Vorwurfe zu sichern, daß er neuere inzwischen veröffentlichte Forschungen nicht berücksichtigt hat. D. Red.

[2] Zeitschr. f. d. Gymnasien. 1855.

bibliotheken unseres Landes tritt, bemerkt sofort die lange Reihe vergilbter und bestaubter Folianten und Quartanten, die wie Fremdlinge einer anderen Zeit in unsere leichtbeschwingten broschürenreichen Tage blicken. Das sind unsere Pez, Bessel, Hueber, Hanthaler, Link, Calles, Rauch und wie sie alle heißen, die, von dem Feuereifer ihrer westlichen Ordensbrüder — Benedictiner und Jesuiten — angefacht, der Geschichte ihrer Heimat oder ihrer Klöster, deren Gründung meist in die Zeit der Babenberger fiel, ihre besten Kräfte widmeten. Man kann auch nicht sagen, daß nicht im Einzelnen den Genannten ein kritischer Versuch wohl gelungen sei; aber zu bestimmten Regeln gelangten sie doch nie und immer fehlte der kritische Apparat — gute Ausgaben von Quellenschriften und Regestenwerke — ohne die ein sicheres Vorwärtsschreiten kaum zu denken ist. Der Windhauch der neueren Kritik mußte auch diese Theile des historischen Gebäudes reinigend durchziehen, das Morsche stürzen und nur das Festbegründete übrig lassen. Dieser Windhauch kam von Deutschland aus, als in die durch ein patriotisches Unternehmen hervorgerufenen „Monumenta Germaniæ“ auch die specifisch österreichischen Quellen aufgenommen wurden, und als die aus einer trefflichen Schule hervorgegangenen Jünger in mannigfachen Darstellungen deutscher Geschichte auch die babenbergischen Verhältnisse besprachen. Neben diesem Einflusse von außen her darf man aber auch einen einheimischen Namen nicht vergessen, an den sich die Erschließung des urkundlichen Apparates knüpft. Wir nennen von dorther in erster Linie W. Wattenbach, hier vor allen A. v. Meiller.

Hatte jener — einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Monumenta Germaniæ“ — im 11. Bande dieser Sammlung zum ersten Male die österreichischen Annalen nach ihrem genealogischen Zusammenhange geordnet und auf das sorgfältigste herausgegeben, hatte er zugleich zwei Gruppen nachgewiesen, die sich um Melk und um Salzburg schließen, so hatte v. Meiller in den Regesten (zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg, 1850) denselben Weg betreten, durch den Böhmer der deutschen Geschichte bei allen Mängeln so wesentlich gedient. Wie unendlich hoch die 1851 erschienenen „Annales Austriæ“ Wattenbachs über alles bis dahin für die Kritik österreichischer Quellen Geleistete sich erheben, hat der früh verstorbene Stoegmann in einer recht fleißigen Abhandlung [1] dargethan, in welcher zugleich das Verhältniß Wattenbachs zu den früheren Ausgaben im Einzelnen nachgewiesen wird. Durch Wattenbachs und Meillers Arbeiten wurde anderen überhaupt erst Bahn gebrochen. Schon das „Notizenblatt“ der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien von 1851 brachte Nachträge zu Meillers Regesten von Bielsky. Meiller war selbst einer von denen, welche die von ihm gesammelten Urkunden sofort zur Aufhellung der babenbergischen Geschichte benützten. Die trefflichen Noten im Anhange zu seinen Regesten sprechen dafür.

Diese Leistungen der folgenden Zeit wollen wir ins Auge fassen, und, um ein trockenes Bücherverzeichniß zu vermeiden, wollen wir die einzelnen Untersuchungen

[1] Archiv f. K. ö. G., 19.

an eine geschichtliche Entwicklung knüpfen, an welcher sich diese Ruhepunkte wie die Knoten an dem rothen Faden finden mögen.

Es giebt eine Urkunde Kaiser Otto's II. vom 21. Juli 976 für das Kloster Meten, in der ein Markgraf Luitpald als Bittender erscheint. Daß dies Leopold I. von der Ostmark sei, daran ist nicht zu zweifeln. Darum ist schon Waitz [1] der Ansicht entgegengetreten, daß die Ostmark jenem Markgrafen, wie man früher angenommen, zwischen 983 und 985 oder gar schon 925 bis 935 nach des fabelhaften Ruedeger v. Bechelaren Tode sei übertragen worden. Unabhängig von Waitz gelangte durch jene Urkunde v. Meiller zu demselben Ergebnisse, das er auch in den politischen Verhältnissen Deutschlands begründet und angedeutet fand. Der Sturz Herzog Heinrichs von Baiern (979) zog auch seinen Verwandten, den bisherigen Grafen der Ostmark, Burchard, in dessen Verderben. Dagegen sehen wir die entschiedenen Anhänger des Kaisers von diesem glänzend belohnt. So erhielt der Babenberger Graf Berthold die Mark Nordgau gegen Böhmen: sollte Leopold, dessen Bruder, allein leer ausgegangen sein? Jene Urkunde für das Kloster Metten lehrt das Gegentheil. Dieselbe Ansicht vertritt Prof. A. Jäger in dem ersten seiner „Beiträge zur österreichischen Geschichte" in der „Zeitschr. f. österr. Gymnas." 1854.

Man ist gewohnt, das Haus, dem Berchthold und Luitpold angehörten, als das der Babenberger zu bezeichnen und sie somit an jenes edle Geschlecht zu knüpfen, dessen Haupt Adalbert im Kampfe mit den Konradinern unterlag und auf König Ludwig des Kindes Befehl vor seiner eigenen Burg enthauptet wurde. Diese Annahme der Continuität des babenbergischen Hauses knüpft an eine Stelle des Otto von Freisingen, der selbst zu den Nachkommen dieses Geschlechtes gehört, an der es heißt: „Ex hujus Adalberti" — nämlich des älteren Babenbergers — „sanguine Albertus qui postmodum marchiam orientalem romano imperio adiecit originem duxisse traditur". Ich finde nicht, daß man in jüngerer Zeit dieser Ansicht widersprochen hätte [2], obgleich der genealogische Zusammenhang bis zur Stunde nicht hergestellt werden konnte.

Wir haben im Folgenden nur den östlichen Zweig des babenbergischen Hauses zu betrachten. Der westliche — im Nordgau — erlosch 1057 und setzte sich nur noch in weiblichen Seitenlinien als Markgrafen von Vohburg, Kambe u. s. w. fort. Leopolds Sohn Ernst begründete des Hauses herzogliche Macht in Schwaben. Aber auch diese Linie erlosch nach des unglücklichen sagenberühmten Herzogs Ernst Untergang mit dessen Bruder Hermann 1038. Nur vorübergehend fiel noch einmal dieses Herzogthum an den letzten Nordgauer Otto von Schweinfurt (1048 bis 1057). Größere und dauerndere Macht war dem östlichen Zweige des Hauses vorbehalten.

[1] Band 1, Abtheil. 1 der Jahrb. des deutschen R. unter Heinrich I., S. 176

[2] Vgl. Büdinger, Giesebrecht (Jahrb. d. d. R. 2. Bd. S. 137) und Hirsch (Jahrb. d. d. R. unter Heinrich II., Bd. 1, S. 17).

Zwei Momente waren es wohl zunächst, die diese Macht begründeten, die reichen Allode, die das Reich von den deutschen Kaisern für seine fränkischen Besitzungen eintauschte oder um seiner Verdienste willen erhielt, und diese Verdienste selbst, die sich das Haus um das Reich, vor allem in den Kriegen mit den Ungarn sammelte. Es war nur billig, wenn man den Sohn in jenem Amte beließ, das der Vater mit vielem Ruhme bekleidet hatte, und man bemerkte nicht, wie man so den Grund zu einer Landeshoheit legte, die auf diesem südlichen Boden so früh als irgendwo zur Reife kam. In einer jener Urkunden, welche die allodiale Macht der Babenberger begründete, in einer Urkunde des Jahres 996, erscheint zuerst der Name „Ostirrichi“; Diemer verbreitete sich in den „Oesterr. Blättern für Litt und Kunst“, 1845, über das älteste Vorkommen dieses Namens.

Für die älteste Geschichte der Babenberger und namentlich für die Ungarnkriege mangelt es fast ganz an einheimischen Berichten. Denn nur von geringem Belange ist die „Passio S. Colomanni“, der um 1012 in Oesterreich nördlich von der Donau den Märtyrertod erlitt, die der Abt Erchenfried von Melk (gest. 1163) mit Benützung einer älteren, wahrscheinlich gleichzeitigen Darstellung niederschrieb. Sie ist von Waitz im 6. Bande der „Mon. Germ.“ neuerdings herausgegeben worden.

Bei diesem Mangel einheimischer Berichte sind die Quellenangaben der außerösterreichischen Geschichtswerke jener Zeit um so sorgfältiger zu sammeln, und war natürlich die Veröffentlichung dieser Quellen durch die „Monumenta Germaniæ“ eine Förderung, die auch der vaterländischen Geschichtspflege zu statten kam. Wir wollen hier nicht alle die Quellen namhaft machen, in denen, wie in Thietmar von Merseburg, der selbst den Babenbergern verwandt war, in Cosmas von Prag u. A. gelegentlich auch der österreichischen Babenberger gedacht wird. Wir verweisen den, der hierüber Belehrung wünscht, auf Wattenbachs Buch „Deutschlands Geschichtsquellen“ und auf Potthasts „Bibliotheca historica medii ævi“ hin, obgleich dies letztere an sich mit bewundernswerthem Fleiße angelegte bibliographische Werk leider in den Oesterreich betreffenden Dingen nicht vollständig genug ist. Wir werden dafür noch Belege geben. Nur einer Quelle für die Ungarnzüge müssen wir hier noch gedenken. Es sind dies die „Annales Altahenses. Eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts“ (mit Nachträgen in der „Litt. Ztg.“, 1841), eine in Verlust gerathene Quelle, von der sich aber noch Spuren in späteren baierischen Geschichtswerken (besonders Staindel) erhalten, und die Wilh. Giesebrecht, diesen Spuren folgend, mit eben so großem Fleiße als Scharfsinn wieder hergestellt (Berlin 1841). Diese neu geschaffene Quelle gab zu erneuerter Durchforschung jener Ungarnkriege Anlaß in einer Dissertation von Strehlke: „De Heinrici III. imperatoris bellis Hungaricis. Berolini 1856“ und deren Hauptergebnisse liegen sowohl Büdingers als W. Giesebrechts [1] jüngsten Darstellungen zu

[1] Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 3. Band, 1. Hälfte.

Grunde. Strehlke hat überdies einen auf diese Verhältnisse Bezug nehmenden Brief des Abtes Berno von Reichenau an König Heinrich III. mitgetheilt.

Von diesen „Annales Altahenses“ aus gelangte M. Thausing in Pfeiffers „Germania“ zu noch anderen überraschenden Ergebnissen. Hatte nämlich schon W. Giesebrecht im Allgemeinen angedeutet, daß Heinrichs III. Züge gegen Ungarn, in denen wie nie zuvor die deutsche Macht sich gegen den Osten hin entfaltete, die Zeit gewesen, in der die köstliche Frucht des Nibelungenliedes ihrer Vollendung entgegenreifte, hatten frühere Untersuchungen des Ritter v. Spaun, Holtzmanns und Zarnke's die Entstehung dieser Dichtung in Oesterreich außer Zweifel gesetzt, so stand durch Thausings Untersuchungen unwiderleglich fest, daß jenes Lied in vielem ein Abglanz jener Kriege sei. Die Leser dieser „Wochenschrift“ haben auch die erneuerten Ausführungen desselben Verfassers (Nr. 2 ff. dieses Jahrganges) in angenehmer Erinnerung. War dies Resultat gewonnen, so trat Thausing nunmehr mit einer Hypothese über die Person des Dichters hervor; es waren metrische Gründe — Identität der Kürnberger Weise und der Nibelungenstrophe — die ihn veranlaßten, jenen Kürnberg selbst als den Dichter zu bezeichnen. Und weil hier von dem, was für dies heimatliche große Lied geschah, die Rede ist, so wollen wir auch des Versprochenen gedenken. Scheffel kündigt in seinem letzten Werke: „Frau Aventiure“ einen Nibelungenroman an, in dem er in seiner Weise für den in der Klage erwähnten Dichter des lateinischen Gedichtes, das Urbild in einem Konrad, an Bischof Pilgrims von Passau Hofe, nachweisen und dies lateinische Gedicht mit den anderen bekannten Fälschungen dieses Kirchenfürsten in Verbindung bringen will. Es konnte dem aufmerksamen Leser des Nibelungenliedes nicht entgehen, daß dem Nibelungendichter die Ostmark in zwei politisch gesonderte Theile zerfiel, deren Grenze sich in der Nähe Mauterns verlief. Es entspricht dies auch ganz wohl den wirklichen Verhältnissen, wie sie die Ungarnkriege hervorgerufen, nur daß die Grenze eine andere war. Denn neuere Untersuchungen lehrten, daß jener Landstrich, der von der Fischa, Leitha, March, Thaya und einer von der Fischa-Mündung nordwärts bis Tracht in Mähren reichenden Grenzlinie umschlossen, in jenen glücklichen Kämpfen war erobert worden, nicht mit dem älteren Oesterreich vereinigt wurde, sondern dieser alten Mark gegenüber eine sogenannte Neumark bildete. Diese Neumark kam an des Markgrafen Adalbert tapferen Sohn Leopold, der indeß schon nach wenigen Tagen starb (1043). Nach ihm erscheint ein gewisser Siegfried, dessen Herkunft unbekannt ist, im Besitze jener Mark, aber nach ihm tritt Adalbert als Markgraf der vereinigten Marken ein. Den Zeitpunkt der Vereinigung setzte Büdinger 1048 oder zuvor an; Thausing dagegen zeigt in einer Abhandlung, die demnächst in den „Deutschen Forschungen“ erscheinen wird, daß die Vereinigung erst 1063 als vollzogen nachzuweisen sei, daß sie wahrscheinlich 1058 stattgefunden, und daß dem später zu erwähnenden Privilegium Heinricianum aus diesem Jahre wahrscheinlich ebenso wie dem maius eine echte Kaiserurkunde zu Grunde lag, in der dem Babenberger Ernst ein bedeutender Allodialbesitz in

der Neumark zugewiesen worden sei. Die Uebergabe der Mark habe wahrscheinlich zugleich mit jener Schenkung stattgefunden.

Was die „Annales Altahenses“ für die erste, das ist die „Vita Altmanni“ für die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts. Wir treten mit ihr in die Geschichte des Investiturstreites in seiner Anwendung auf Oesterreich. Die Quelle ist um so schätzbarer, je unvollständiger wir sonst über die Regierung Ernsts und die zweiundzwanzigjährige Leopolds III. unterrichtet sind. Die „Vita Altmanni“ führt uns nämlich das Leben jenes Bischofs von Passau vor, der in unseren Gegenden der eifrigste Verfechter der Hildebrand'schen Reformen war und ein neues erfrischendes Element in die älteren Klöster unseres Landes trug, andere begründen half. Doch hievon später. Die „Vita Altmanni“ und die ebenfalls für diesen Streit, so weit er in Betracht kommt, wichtigen „Gesta archiepiscoporum Salisburgensium“ hat Wattenbach im 11. und 12. Bande der „Monumenta Germaniæ“ neu herausgegeben. Leider konnten sich auf diese Ausgaben noch nicht die beiden Bearbeitungen von Altmanns Leben von Th. Wiedemann (Augsburg 1851) und von J. Stülz (in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien, historisch-philosophische Classe, 1853) stützen, von denen die letztere den Vorzug verdient, aber keine so recht den Anforderungen der gegenwärtigen Kritik entspricht. Darum sieht man sich genöthigt, auch für diese Zeit bisweilen nach den Bearbeitungen von Gregors und Heinrichs IV. Leben — namentlich nach Stenzels „Geschichte der fränkischen Kaiser“ — zu greifen. Dagegen ist Gfrörers umfassendes Werk „Gregor VII. und sein Zeitalter“ auch für unseren Zweck reich an kühnen Hypothesen.

Ueberraschend sind die Ergebnisse einer Untersuchung, welche Diemer in den kleinen Beiträgen zur älteren deutschen Sprache und Litteratur (6., 7. und namentlich 18. Bd. d. Sitzungsb. d. phil.-hist. Cl. d. k. Akad. d. W. zu Wien) niedergelegt und welche sich auf eine damals in Oesterreich lebende Dichterfamilie, die Incluse Ava und ihre beiden Söhne Hartmann und Heinrich bezog. Ava dichtete das Leben Jesu, Hartmann, wahrscheinlich der Abt des Klosters Göttweih, die Rede vom h. Glauben — nach Diemer auch die Bücher Mosis und die dem Leben Jesu angefügten Verse über den Antichrist und den jüngsten Tag — Heinrich, der begabteste, versuchte sich außer der Litanei, einem Lobgesang auf die h. Jungfrau und einer Umdichtung der Schöpfung, des „Anegengi“ im politischen Gedichte. So greifen seine beiden Dichtungen — unter Abt Erchenfried von Göttweih 1090 bis 1120 geschrieben — „Vom gemeinen Leben und von des Todes Gehugde“ und „Das Pfaffenleben“ betitelt, tief in das frische Leben jener Zeit. Diemer hat zuerst die richtigen Beziehungen dieser Gedichte zum Investiturstreite erkannt, er hat es ziemlich wahrscheinlich gemacht, daß der Theil von des Todes Gehugde auf Heinrichs V. Benehmen gegen seinen Vater Heinrich IV. hinweist und bestimmt gewesen, dem jungen Kaiser in die Hände gespielt zu werden. Eben darum und weil es, so wie die aus der Vorauer Handschrift schon 1849 von Diemer mitgetheilten „Deutschen Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts“ Gedichte

sind, die in Oesterreich zu jener Zeit entstanden, haben wir hier einen Gegenstand genannt, der eigentlich der Litteraturgeschichte angehört. Aber das Vorkommen zahlreicher Dichtungen in Oesterreich, die vielen politischen und culturgeschichtlichen Beziehungen in denselben lassen uns den trockenen Bericht der einen oder anderen Thatsache in mittelalterlichen Chroniken verschmerzen.

Am 8. August 1091 [1] starb Altmann von Passau. Altmann hatte seine Jugend an der tüchtigen Domschule zu Paderborn zugebracht und schloß wahrscheinlich schon dort mit zwei anderen deutschen Jünglingen innige, bis in den Tod dauernde Freundschaft. Dies waren Adalbero [2], aus dem Geschlechte der Grafen von Wels und Lambach, und Gebhart, angeblich aus dem der Grafen von Helfenstein in Schwaben. Eines Tages saßen die Freunde an einem Brunnen und verzehrten ihr Brot. Im freundschaftlichen Wechselgespräche tauschten sie unter sich die Ueberzeugung aus, daß jeder von ihnen Bischof und Stifter eines Klosters sein werde. Altmann sah sich zum Bischof von Passau berufen, wo er ein Kloster stiften wolle, in dem er bis zum jüngsten Tage seine Ruhestätte finden werde. Adalbero nahm für sich die Kirche Wirzburg in Anspruch, Gebhard aber sagte, daß ihm eine höhere Würde bestimmt sei, der erzbischöfliche Stuhl zu Salzburg. Die jugendlichen Träume erfüllten sich. Gebhard wurde Kanzler Heinrichs IV. und 1060 zum Erzbischof von Salzburg erhoben. Das Kloster, welches er stiftete, war Admont; Gebhards Schwester war mit Wernher v. Reichersberg vermählt. Nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes verwandelte Wernher sein Schloß Reichersberg [3] am Inn in ein Kloster für regulirte Chorherrn des h. Augustin (um 1084), Adalbero wurde, wie er gehofft, Bischof von Würzburg, ohne aber in den kirchlich-politischen Stürmen der Zeit in den ruhigen Besitz dieser Würde zu gelangen.

Von Heinrich IV., der ihn gefangen genommen, edelmüthig entlassen, zieht sich Adalbero nach Lambach zurück. Hier hatte sein Vater Arnold II., Graf von Wels und Lambach, nach dem Tode seines Sohnes Gottfried sein Stammschloß in ein Kloster verwandelt. Adalbero, der hier seine Tage beschloß, vollendete seines Vaters Stiftung durch Einführung der Benedictiner-Mönche an Stelle des entarteten weltlichen Clerus. Von Lambach wahrscheinlich kamen die Benedictiner-Mönche, welche am Tage des Ordensstifters 1090 in Melk [4], der ältesten, ursprünglich für Chorherren bestimmten Stiftung der Babenberger, ihren Einzug hielten. Auch Altmann sah seine Hoffnungen in Erfüllung gehen; nur waren auch ihm, dem standhaften Vertreter der päpstlichen Ideen in Süd-Deutschland, harte

[1] Nicht 1090, wie bei Stülz a. a. O. steht.

[2] Ueber den man die Vita Adalberonis episcopi Wirziburgensis, um 1205 von einem Mönche des Klosters Lambach, vergleichen mag. Diese für Oesterreich wichtige Quelle ist bei Pertz M G. S. 12 von Wattenbach am besten veröffentlicht.

[3] Codex traditionum monasterii Reichersbergensis (Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1).

[4] Keiblinger, Geschichte des Benedictiner-Stiftes Melk. Vgl. Büdinger 1., 466.

Prüfungen nicht erspart. Um 1076 errichtete er als Bischof von Passau das Stift St. Nikolaus zu Passau [1]. Aber weit bedeutender für die Geschichte Oesterreichs sind die zum großen Theile von ihm angeregten Reformen der schon bestehenden Klöster St. Florian [2], Kremsmünster [3], St. Pölten und vor allem die von ihm ausgegangene Stiftung von Göttweih [4], die 1072 begonnen, aber durch die Ungunst der Zeitverhältnisse unterbrochen, erst 1083 vollendet wurde. In St. Florian, St. Pölten, Göttweih zogen Chorherren St. Augustins, in Kremsmünster Mönche aus dem Kloster Goizze (sic) ein. Aber Altmanns Stiftung Göttweih gerieth nach seinem Tode in Verfall. Da rieth ein frommer Priester aus Schottland, der bei dem Kloster als Eingeschlossener lebte, dasselbe zu reformiren. Mit Zustimmung des Papstes ging man an das Werk. 1094 zog Hartmann aus dem Kloster St. Blasien im Schwarzwalde in Göttweih ein, um hier die strengere Ordensregel des h. Benedictus einzuführen. Aus Hartmanns Schule gingen tüchtige Aebte anderer Klöster hervor. Waren viele Stiftungen theils von privaten Personen ausgegangen, theils gar nicht auf babenbergischem Gebiete gelegen, so ist Kloster Neuburg [5] so recht eine babenbergische Stiftung, ausgegangen von Leopold III. (IV.), der 1133 an die Stelle der früher eingesetzten Säcularkanoniker Augustiner Chorherren einführte. Bis dahin hatte man in Oesterreich nur den Benedictiner-Orden und die Regel St. Augustins, das sogenannte „schwarze Leben" und die „Regler" kennen gelernt. Leopolds in Paris gebildeter Sohn Otto lernte nun die Cistercienser kennen. Begeistert für den Orden, trat er mit fünfzehn anderen Jünglingen in das Kloster Morimund ein und veranlaßte die Einführung des „grauen Lebens" auch in dem 1135 gestifteten Kloster zu Sattelbach oder, wie man es bald danach nannte, Heiligenkreuz [6] Der neue Orden fand in Oesterreich freudige Aufnahme. Vor allem ist Zwettl (1139) und Wilhering (1146) zu nennen In Oesterreich ob der Enns entstand 1142 Baumgartenberg. Otto verdankt auch das Nonnenkloster Erlach und das Kanonikatcollegium zu Waldhausen seine Entstehung (1142 und 1147). 1144 wurde Altenburg gegründet. In Wien stiftete Heinrich um 1158 das Kloster zu Ehren Mariens, das er den aus Regensburg berufenen schottischen Mönchen übertrug. Um diese Zeit soll auch Graf Eckbert von Pernegg und sein Sohn Ulrich das „weiße Leben der Prämonstratenser in Geras und das Nonnen-

[1] Cod traditionum monast. S. Nicolai prope Patavium (Urkundenbuch des Landes ob der Enns, 1. Band).

[2] Stülz, Geschichte des regulirten Chorherrenstiftes St. Florian. Linz 1835. 8.

[3] Hagen, Geschichte des Klosters Kremsmünster und Urkundenbuch zur Geschichte von Kremsmünster.

[4] Karlin, das Saalbuch des Benedictiner-Stiftes Göttweih, 8. Bd., 2. Abth. der Fontes rerum aust.

[5] Fischer, Cod. tradit. Cl. Neob., 1851, 4. Bd., 2. Abth. der fontes l. c. und Zeibig, Urkundenbuch des Stiftes Klosterneuburg. 1857, 10. Bd. der fontes.

[6] Weiß, Urkundenbuch von Heiligenkreuz, 11. Bd. — 1300 (Fortsetzung im 16. Bande) der fontes. Knoll, das Stift Heiligenkreuz. Wien 1834.

dann Männerkloster Pernegg gegründet haben. Den Abschluß dieser Reihe bildete das 1206 gestiftete Cistercienserkloster Lilienfeld, Leopolds VI. (VII.) Stiftung und Ruhestätte. Die Bettelorden, denen es an Grundbesitz gebrach und die in Städten sich niederließen, haben die hohe culturgeschichtliche Bedeutung der älteren Orden nicht erreicht und kommen daher hier füglich nicht mehr in Betracht. Aber die unendliche Wichtigkeit der genannten Klöster für die keimende Cultur unseres Vaterlandes wird aus den ihren einstigen Güterbesitz betreffenden Aufzeichnungen und aus den verschiedenen Klostergeschichten ersichtlich [1].

La Réforme sociale en France.

Par M. F. Le Play.

(2 Bände. Paris. Verlag von H. Plon.)

Der kaiserlich französische Staatsrath und Generalcommissär für die Universalausstellungen von 1855 und 1862, Herr Le Play, hat unter obigem Titel ein Werk herausgegeben, dessen Wichtigkeit unverkennbar ist. Es ist, wie uns der Verfasser erzählt, die Frucht dreißigjähriger Studien und Beobachtungen, so wie bedeutender Vorarbeiten, wovon die wichtigeren unter dem Titel: „Les ouvriers européens“ und „Les ouvriers des deux mondes“ erschienen sind. Wenn ein solcher Mann Vorschläge zu socialen Reformen macht, so darf sie der Denker nicht unbeachtet lassen. Kein Staatsmann, kein Moralist wird sociale Reform mit socialistischer Umwälzung verwechseln, und daß Manches, sagen wir nur Vieles, faul in der Gesellschaft ist, das giebt Jeder unbedenklich zu. Auch sind praktische oder wenigstens rationelle Vorschläge leicht von utopistischen Träumereien zu unterscheiden, da — von allen übrigen Merkmalen abgesehen — der Praktiker den Weg des allmäligen Fortschrittes wählt, der Träumer aber seine Ideen mit einem Schlag zu realisiren wünscht. Es ist dies der bekannte Gegensatz von Reform und Revolution.

Daß aber Herr Le Play nur Reformen will, das lesen wir nicht bloß auf dem Titelblatte seines Werkes, sondern an hundert Stellen desselben. Es konnte auch gar nicht anders sein. Die beiden Hauptgebrechen der französischen Gesellschaft sind nämlich, nach dem Verfasser, ein schroffer Antagonismus zwischen den verschiedenen Classen und Ständen und eine große Unsicherheit des Bestehenden. Solche Gebrechen können nicht mit einem Schlage geheilt werden, sind sie doch eben das Resultat der so häufig dort vorkommenden plötzlichen und radicalen Aenderungen, die das Staatsschiff in einer Nacht von einem politischen Pol

[1] Man vgl. noch M. Fischer, einstige Klöster und Ortschaften im Lande unter der Enns, aus dem Klosterneuburger Archiv zusammengetragen, Archiv 2., 1848.

zum anderen werfen, möge darob alles drunter und drüber gehen. In der Politik aber ist, so viel ich weiß, die Homöopathie noch nicht als probat anerkannt worden; auf diesem Felde vertreibt man noch am besten die Hitze durch allmäliges Abkühlen und die Kälte durch allmäliges Wärmen.

Es versteht sich von selbst, daß der Verfasser sich nicht begnügt hat, die socialen Gebrechen Frankreichs kurz zu bezeichnen: er hat vielmehr nach ihren Ursachen geforscht und ihre Folgen ziemlich weit verfolgt. Jeder Arzt muß mit der Diagnose beginnen, und wenn diese richtig ist, so behaupten viele, sei die Krankheit schon halb geheilt. Leider ist aber eine halbe Gesundheit keine Gesundheit. Es ist nicht genug, wenn ich weiß, wo der verlorne Gegenstand ist — z. B. auf Meeresgrund — ich muß seiner auch habhaft werden können. Wer aber kann uns die verlorne Unschuld zurückbringen! Herr Le Play möchte es wohl, er sieht aber ein, daß schwer auf Erfolg zu rechnen ist, er begnügt sich daher, zu reformiren, d. h. die eingerissenen Laster und Mißbräuche zu bekämpfen. Er tritt dabei zu gleicher Zeit als Moralist und als Staatsmann auf, indem er einerseits die nachtheiligen Folgen der gerügten Uebel nachweist, und andererseits, indem er die zu wünschenden Verbesserungen in den Gesetzen und socialen Gebräuchen auseinandersetzt.

Wir werden nur wenig bei den von niemand bestrittenen Moralprincipien verweilen, unsere Aufmerksamkeit besonders den wichtigen gesetzlichen Reformen, die der Verfasser vorschlägt, zuwenden.

I. Da Herr Le Play, als gläubiger Katholik, einen großen Theil der herrschenden Uebel dem immer mehr um sich greifenden Skepticismus zuschreibt, so wünscht er vor allem, diesem entgegen zu treten. Mit einer bloßen Predigt, das fühlt er wohl, kommt er nicht weit, er verlangt also Einrichtungen, die die Gesellschaft nach dem gewünschten Ziele hindrängen. Diese Einrichtungen lassen sich in dem Satz: „Trennung von Staat und Kirche" resumiren. Der Gedankengang des Verfassers ist dabei folgender; in jeder Staatskirche, besonders wenn Religionseinheit besteht, strebt die Geistlichkeit bald nach weltlicher Herrschaft, verfolgt Andersgläubige und im unbestrittenen Besitz ihrer Macht widersteht sie dann kaum mehr dem in ihrer eigenen Mitte einreißenden Sittenverderbniß. Dann aber tritt in der Gesellschaft eine Reaction dagegen ein, die in Frankreich bis zu den Gräueln von 1793 ging. Nur mit Mühe lenkte Frankreich wieder in eine bessere Bahn ein. Der Verfasser verlangt daher völlige Religionsfreiheit und verspricht sich vom Nebeneinandersein von Geistlichen verschiedener Confessionen ein gegenseitig heilsames Einwirken. Für diese Ansicht lassen sich aus der Geschichte eine Menge Belege beibringen.

Die Trennung von Staat und Kirche hat in Frankreich viele Anhänger, aber auch mächtige Gegner, jedenfalls aber gehören diese Anhänger der liberalen Partei an. Was eine andere Grundlage der Le Play'schen Reformen betrifft, da ist das Verhältniß gerade umgekehrt. Herr Le Play ist ein entschiedener Gegner des französischen Erbgesetzes, das den Kindern (mit unbedeutenden Ausnahmen) ein gleiches

Anrecht auf die Erbschaft giebt und dabei das letztwillige Bestimmungsrecht des Vaters (nicht der Seitenverwandten) beschränkt. Auf folgende Weise stellt Herr Le Play die beiden Erbrechtsysteme einander gegenüber (Bd. 1, S. 104):

„Im ersten Falle bieten die Arbeitselemente (oder -Mittel) eine große Stetigkeit dar. Jedes Familienhaupt ist bemüht, durch seine Thätigkeit und Voraussicht das von ihm gegründete oder von seinem Vater überkommene Landgut oder Gewerbe oder Handelsetablissement zu erhalten und zu vergrößern. Um seine Habe mit seinem Namen unter den besten Bedingungen dem folgenden Geschlechte zu überliefern, umgiebt er sich — wenn Gott sein Lager segnet — mit einer zahlreichen Kinderschaar. Wenn dann die Altersschwäche ihren Einfluß fühlbar zu machen beginnt, so sucht er unter seinen Kindern dasjenige aus, welches durch seinen Charakter und seine Fähigkeiten am würdigsten scheint, ihm in der Leitung der Arbeit zugesellt zu werden. Mit Hülfe seiner und seines so erwählten Genossen Ersparnisse sichert er so viel als möglich das Los der anderen Kinder, indem er ihnen eine, ihrem Geschmack und ihrer Lage entsprechende Stellung verschafft. Von den Söhnen werden die einen, nachdem sie ausgelernt haben, vom Vater mit den zur Anschaffung der Arbeitsinstrumente nöthigen Geldmitteln versehen und ihnen zur Niederlassung in der Nachbarschaft verholfen, die anderen treten in die Armee oder in die Marine, noch andere gehen in die Colonieen und gründen dort neue Familien, die sich, wie die väterliche, auf Tugend und Arbeitsamkeit stützen. Die Töchter bleiben im elterlichen Hause bis zu ihrer Heirat; diejenigen, welche sich nicht verehelichen, so wie die ledig bleibenden Söhne bleiben um das Familienhaupt geschaart. Wenn dieser das Zeitliche segnet, so folgt ihm das Kind, das er sich in der Leitung (der Familie und des Geschäftes) zugesellt und führt das Haus weiter fort, so daß der Trauerfall bloß die Gefühle, aber nicht die Interessen der Zurückbleibenden berührt.“

„Im zweiten Falle leiden nothwendiger Weise die Arbeitselemente eine stetige Unterbrechung. Der Vater kann nicht mehr das von ihm gegründete Etablissement erhalten, weil seine Kinder vom Gesetz das Recht erhalten haben, die Fetzen desselben unter sich zu vertheilen. Dieses Einmengen der Gesetze in das Privatleben hat je nach der socialen Stellung der Familie verschiedene Folgen, die ich in Capitel 4 darstellen werde. Gewöhnlich geht das Streben des Vaters dahin, sich für sein Alter von seinem Geschäft unabhängige Existenzmittel zu verschaffen. Wenn die Haare bleichen, so verkauft er sein Gut (?), seine Werkstätte oder seine Kundschaft, um das erworbene Vermögen und seine unfreiwillige Unthätigkeit, meist in der Zerstreuung des Stadtlebens, zu genießen. Im Bewußtsein, daß durch diese frühzeitige Zurruhesetzung die Quelle des Familienwohlstandes bald versiegt sein wird, kann der Vater die standesgemäße Ausstattung seiner Kinder nur durch die Beschränkung ihrer Zahl sichern und sieht sich zu einer systematischen Unfruchtbarkeit verurtheilt. Die Kinder verfolgen meist andere Laufbahnen als der Vater, dessen Name und Gewerbe nicht mehr zusammen auf die Nachkommen übergehen. Keines derselben findet auf seiner Lebensbahn die Stütze des Hauses,

dem es entstammt. Die Gatten haben im Alter einerseits ihre Eltern zu Grabe getragen, andererseits alle ihre Kinder vom heimischen Herd wegziehen gesehen: sie sind daher verurtheilt, im einsamen Hause zu sterben. Die Zurruhesetzung des Vaters hatte die Ueberlieferungen der Arbeit und des Eigenthums plötzlich abgebrochen, bald vernichtet der Tod auch die der Familie."

Ich habe so wörtlich als möglich übersetzt, da es mir beiläufig darum zu thun war, auch den Stil des Herrn Le Play dem Leser vorzuführen. Was die Gedanken selbst betrifft, so haben sie vor der Hand wenig Aussicht, in Frankreich Auf- und Annahme zu finden. Außer einigen Adelsfamilien und einzelnen streng systematischen Denkern ist fast niemand in Frankreich für die Begünstigung eines Kindes zum — wirklichen oder scheinbaren — Nachtheil der übrigen, selbst auch dann nicht, wenn diese Begünstigung nicht als Erstgeburtsrecht dargestellt wird. So weit geht zwar Herr Le Play nicht, er läßt dem Vater das Recht, seinen Erben zu bestimmen, aber, wie gesagt, auch dieses würde allgemeinen Widerspruch finden [1]. Uebrigens, wenn sich Vieles für dies System sagen läßt, so läßt sich auch Manches dagegen vorbringen, der Raum erlaubt uns aber nicht näher darauf einzugehen; nehmen wir daher den Vortrag der Le Play'schen Ansichten wieder auf.

Mit dem ungetheilt vererbten Besitz steht das System der Famille-souche (Stamm- oder Haupt- [wörtlich Wurzel-] Familie) in der engsten Verbindung. Man erräth, daß der Erbe des Besitzes zugleich — so weit es die Gesetze erlauben — die Autorität des Vaters überkommt. Um ihn gruppiren sich die unverheirateten Familienglieder, wie die Zweige um den Stamm, in ihm verehren sie das Andenken ihrer Voreltern, den Fortpflanzer ihres Namens. Es ist die patriarchalische Einrichtung in ihrer ganzen Stärke. Ich verkenne nicht, daß man in einer solchen Familie die alten Ueberlieferungen treu und eisern bewahren wird; aber alle Ueberlieferungen sind nicht gleich gut und ein zu starres Festhalten an denselben hemmt jeden Fortschritt. Man darf nicht vergessen, daß der Mensch kein vollkommenes Wesen ist, daß alle seine Laster eine gute Seite und alle seine Tugenden eine schlimme haben, oder wie der Franzose sagt: on a les défauts de ses qualités, oder les qualités de ses défauts. Es handelt sich also darum, zu wählen zwischen einer Gruppe von Tugenden und Fehlern und der anderen.

Herr Le Play scheint ebenfalls dieser Ansicht zu sein, wie dies aus dem Capitel hervorgeht, in dem er die Idee der Famille-souche auf die verschiedenen Arbeitsformen anwendet. Er stellt dabei unter anderen folgende Sätze auf:

„Die Arbeit ist die Hauptstütze der moralischen Ordnung; aber der Reichthum, obgleich er die Frucht der Arbeit ist, wird oft die Klippe, woran diese Ordnung scheitert."

[1] Indessen zählt auch in der liberalen Partei das freie Bestimmungsrecht wenige — aber sehr bedeutende Anhänger.

„Die Gewerbe tragen weniger als die Künste und Wissenschaften zur Erhöhung der geistigen Kraft bei, sie bewahren die Menschen aber auch besser gegen das moralische Verderbniß."

„Unter den Gewerben sind die kleinen (Handwerke) weniger als die großen (Fabriken) geeignet, die Productionsmethoden zu vervollkommnen, aber sie sichern besser die Moralität und die Unabhängigkeit der Familie."

„Die Landwirthschaft, wie sie die Famille-souche übt, ist das Gewerbe, dessen Interesse am genauesten mit dem allgemeinen Besten zusammenfällt."

„Das Fabriksgewerbe, wenn es von der Freiheit der Testirung und von dem Patronagesystem (Beschützung der Aermeren durch die Reicheren) begleitet ist, erhöht die Kraft einer Nation, ohne diese beiden Hülfsinstitutionen schwächt sie dieselbe, indem sie den Pauperismus schafft."

„Der Kleinhandel, verbunden mit Sparsamkeit bildet unabhängige Familien: der Großhandel bringt, mit Hülfe des Credits, die Nationen in Berührung und entwickelt ihre Fähigkeiten."

Es ließe sich an diesen und anderen Sätzen des Verfassers, besonders aber an deren Entwicklung und Begründung manches aussetzen, desto mehr aber, glaube ich, wird man seiner Ansicht im Capitel des Vereinswesens sein. Er erkennt zwar die ganze Macht der Association an, verwahrt sich aber mit Recht gegen jegliche Uebertreibung. Was das Individuum allein bewältigen kann, dazu braucht er keinen Verein und in der Regel macht Einer seine Sache besser als Viele. Nicht bloß, weil, wo viele Köpfe sind, da giebt es viele Sinne, sondern weil beim Einzelnen die moralische wie die materielle Verantwortlichkeit viel stärker wirkt.

II. In dem bisher Vorgetragenen, etwa dem Inhalt des ersten Theiles des Werkes, wird Herr Le Play von Vielen hie und da als Reactionär angesehen werden, im Folgenden, das etwa dem zweiten Bande entspricht, erscheint er als wirklich und fast durchaus liberaler Mann. Er bestrebt sich darin, mehrere weitgreifende Aenderungen in den französischen Verwaltungsnormen zu motiviren und, obgleich wirklicher Staatsrath, scheut er sich nicht, das Bestehende — wenngleich mit gemäßigtem Tone, aber ohne Rückhalt — da zu tadeln, wo er es gemeinschädlich findet. Sein Ideal ist eine Regierung, die möglichst wenig regiert, und ein Volk, wo sich jeder, so oft es geht, auf seine eigenen Kräfte zu stützen sucht. Das findet er freilich in Frankreich eben nicht, desto mehr aber zum Theile in Deutschland, in größerem Maße noch in England, dessen Einrichtungen er einigemale an Ort und Stelle studirt hat und in seinem Werke bis ins Einzelne gehend beschreibt. Aber was hilft's?

„Frankreich", sagt er, „ist unter allen Ländern dasjenige, welches am wenigsten geneigt ist, gutes Beispiel zu befolgen. Wir kennen wenig oder durchstreifen rasch fremde Gegenden und finden nur selten in Büchern und Zeitschriften die Mittel, unsere in diesem Punkte vernachlässigte Erziehung zu ergänzen. Wir gefallen uns darin, die wenig begründete Ansicht zu hegen, daß die fremden Völker

uns in allem bewundern. . . . Man geht sogar so weit, in der Geneigtheit, gute Beispiele zu befolgen, einen Mangel an Patriotismus zu sehen; man braucht nur dieses wenig erleuchtete Gefühl wach zu rufen, um bei uns die öffentliche Meinung gegen die heilsamsten Reformen in Harnisch zu setzen." Es gehört wirklich Muth dazu, so zu sprechen.

Es fehlt indessen den Gegnern der liberalen Institutionen nicht an Argumenten. Sie sagen: „Die englischen Freiheiten passen nicht für das französische Temperament". Herr Le Play läßt sich aber damit nicht aus dem Sattel heben. Ueberhaupt schwört er nicht auf den allein selig machenden Glauben an die Nationalität. „Eine Race", sagt er, „ist nicht mehr als die andere irgend einer mängelvollen Regierungsform anheimgegeben oder an schädliche Gesetze gebunden. Zu Gunsten des allmächtigen Raceneinflusses könnte man allenfalls Scheingründe bei Völkerschaften finden, die fern von einander, in gegenseitiger Unkenntniß und in ganz verschiedenen moralischen und physischen Verhältnissen sich entwickelt haben; allein wie sollte man dergleichen von den westlichen Europäern behaupten können, von Nationen, die das Christenthum in nahe Berührung gebracht, die in einen engen Raum zusammengedrängt wohnen, die seit längerer Zeit durch Eroberungen, durch Auswanderung, Handel und gemeinschaftliche Unternehmungen aller Art sich vermischt haben. . . " Frankreich kann sich daher die Tugenden aller seiner Nachbarn aneignen, es fehlt ihm dazu nichts, als der ernste, feste Wille; es fehlt ihm dazu aber auch, wer hätte es gedacht, der Geist der Toleranz.

Die Toleranz ist wirklich eine schwere Tugend, und daß sie in ihrer Reinheit seltener ist, als mancher denkt, kann ohne Weiteres zugegeben werden. Sie ist sehr leicht mit Indifferentismus zu verwechseln, unterscheidet sich aber doch wesentlich von letzterem. Jeder Umstand, der die Gleichgültigkeit schwächt oder verdrängt, weckt in gleichem Verhältniß die Intoleranz. Die gegenseitige Duldung ist keine dem Menschen angeborne Eigenschaft, es ist eine durch lang fortgesetzte Uebung erworbene. Herr Le Play gründet sich hierauf, um vollständige Preßfreiheit zu verlangen. „Freilich", sagt der Herr Staatsrath, „kann diese Freiheit anfänglich für die Personen und für den öffentlichen Frieden einiges Nachtheilige haben und der daraus zu entstehende moralische Fortschritt wird erst mit der Zeit eintreten; aber Frankreich muß diese Probe aushalten, wenn es nicht gegen die anderen Nationen zurückstehen und bald auf die unterste Stufe unter denselben sinken soll. Was die Ausführung betrifft, so gebietet wohl die Vorsicht, dazu nur auf eine Weise zu schreiten, die den öffentlichen Frieden nicht stört: aber es scheint, daß in dieser Hinsicht die Verhältnisse sich nie günstiger als eben jetzt gestalten können."

Der Verfasser verweilt lange bei diesem Gedanken, den er glänzend und überzeugend entwickelt. Es möchte nicht ohne Interesse sein, noch Einzelnes anzuführen (Bd. 2, S. 226):

„Die Gesellschaften und die Regierungen, welche den Ausdruck des Gedankens beschränken, indem sie die öffentlichen Versammlungen verbieten und die Presse reglementiren, wiegen sich gewöhnlich in eine falsche Sicherheit ein. Sie bemerken

nicht, daß dieser Zwang nicht bloß eine ungemeine Angriffskraft den geheimen Versammlungen und Publicationen verleiht, sondern auch noch den Hang zur Kritik stärkt, der sich im Privatleben entwickelt, dabei die speciellen Propaganden belebt, die zu üben manche ein Interesse haben. Nichts bleibt jetzt mehr verschwiegen, trotz aller Beschränkungen; den westlichen Europäern ist die Oeffentlichkeit ein materielles sowohl als geistiges Bedürfniß geworden, und gewöhnlich weiß man gerade das am besten, was die Obrigkeit ein Interesse zu haben glaubt, zu verheimlichen. . . . Man hat auch mit Recht die Bemerkung gemacht, daß die verbotene Publicität sich besser eignet als die reguläre, Irrthümer und Verläumdungen zu verbreiten. . . ."

Ferner: „Wenn man sich gar zu sehr von der Furcht vor den Uebeln, welche die Freiheit des Wortes oder der Schrift mit sich führt, einnehmen läßt, so vergißt man, daß diese Uebel von den damit verbundenen Vortheilen überwogen werden. Die Vermischung des Guten und Schädlichen, wodurch sich die menschliche Natur charakterisirt, findet sich auch in den von ihm geschaffenen Institutionen wieder; letztere sind vollkommen gerechtfertigt, wenn sie entschieden mehr Vor- als Nächtheile bringen. Man würde jede gesellschaftliche Ordnung unmöglich machen, wenn man jede Einrichtung verdammen wollte, die allenfalls etwas zur Sittenverderbniß beitragen könnte. So konnte man die Religion und den Besitz bekämpfen, indem man die Uebel hervorhob, welche intolerante Priester oder sittenlose Reiche verursacht haben. Kaum könnten die Verhältnisse der nächsten Blutsverwandtschaft einer solchen Kritik entgehen; auch hier könnte nämlich ein Sophist auf die schlechte Behandlung so vieler Kinder sich stützen, um selbst die mütterliche Liebe zu verdächtigen. Die Schriftsteller, welche eine solche Kritik zu üben pflegen, müßten aus derselben, wenn sie consequent wären, nicht so sehr die Nothwendigkeit einer neuen Revolution, als die der Vernichtung des Menschengeschlechtes folgern. Was aber diejenigen betrifft, welche bloß die von der Freiheit der Rede und der Schrift herrührenden Uebel sich vergegenwärtigen und die Freiheit unterdrücken wollen, um Umwälzungen zu verhüten, diese gehören im Grunde zur selben Schule und zeigen sich nicht verständiger, als jene radicalen Kritiker."

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die von Herrn Le Play so bündig bewiesene Nothwendigkeit der Preßfreiheit so bald an den maßgebenden Stellen in Frankreich anerkannt werden wird, und wahrscheinlich wird seine scharfe Kritik der Bureaukratie kein besseres Los haben. Mit Recht eifert der Verfasser für Selfgovernment und Decentralisation. Wie viel aber in dieser Hinsicht noch in Frankreich zu wünschen übrig bleibt, davon hat man kaum einen Begriff in Deutschland. Nie ist irgend ein deutscher Staat so centralisirt gewesen, wie jetzt noch Frankreich ist; selbst Preußen nicht. Dies hat zum Theil historische — übrigens bekannte — Ursachen, zum Theil liegt dies insofern im Volkscharakter, daß dieser gern bis ans Extrem geht. Der Franzose hat eine besondere Neigung, ein Princip bis in seine entferntesten Consequenzen zu verfolgen. Es ist an den Ufern der Seine und der Loire nur Wenigen gegeben, die Autorität und die Freiheit im Gleichgewicht

zu erhalten, entweder wird die eine oder die andere auf die Spitze getrieben. Dann liebt man auch sehr die Symmetrie und macht zuweilen hier ein Reglement, bloß weil dort eines besteht.

Endlich aber fühlen sich doch viele von der Last des Reglements erdrückt und sehnen sich nach Erlösung oder Erleichterung; der Kaiser selbst hat in feierlicher Weise sich kürzlich in einem offenen Briefe dagegen erklärt Aber sonderbarer Weise ist die bezügliche Reform durch einen anscheinend unwesentlichen Umstand aufgehalten worden. Man bediente sich nämlich des Wortes centralisation statt tutelle administrative (administrative Bevormundung). Im Jahre 1852 wollte nämlich der damalige Präsident der Republik der Nation eine Befriedigung geben und sein Decret vom 25. März decentralisirte, d. h. überwies den Präfecten eine Menge Entscheidungen, die bisher vom Minister ausgingen. Damit war man aber doch nicht befriedigt, denn man hätte gerne die Befugnisse der Gemeindeobrigkeit erweitert gesehen. Dies ist nun endlich im erwähnten kaiserlichen Briefe in nahe Aussicht gestellt worden. So weit, wie Herr Le Play wünscht, wird wohl nicht gegangen werden, mit einem Male wäre es auch zu viel, es wäre keine Reform mehr, sondern eine wirkliche Revolution.

Der Raum erlaubt nicht, näher auf die vorgeschlagene Gemeindeverwaltung einzugehen; ein Umstand mag jedoch hervorgehoben werden, weil er ein besonderes Interesse hat. In vielen Ländern, namentlich in Deutschland und England hat man den großen Nutzen der Gemeinheitstheilungen eingesehen und die gesetzlichen Bestimmungen befördern deren Ausführung. In Frankreich wurden die Gemeinheiten nach 1789 freigegeben; man fiel damals darüber her — ein Extrem — und jeder wollte „Theil am Kuchen" haben. Die Regierung glaubte dann dem Unfug steuern zu müssen und — entgegengesetztes Extrem — verbot alle und jegliche Theilung. Da diese Bestimmung bloß provisorische Geltung haben sollte, so besteht sie noch; nur die permanent sein sollenden Einrichtungen pflegt man an der Seine gerne zu ändern. Wie dem auch sei, Herr Le Play ist ebenfalls für regelmäßige, motivirte Gemeinheitstheilungen, aber gewisse Vorurtheile stellen sich denselben entgegen. Herr Le Play rügt sie sehr scharf und mit Recht. „In dieser Hinsicht, wie in vielen anderen — sagt er — hat sich Frankreich bisher mit Worten begnügt und den Schein für das Wesen genommen; es schmeichelt sich, England vorangeeilt zu sein, weil es Namen und Costume abgeschafft, die jenes mit Ehrfurcht bewahrt, aber . . ."

Gehen wir jetzt mit einem Sprung zu den Conclusionen des Werkes und stellen nach denselben die Hauptbedingungen der Reform in Frankreich nach Herrn Le Play auf:

A. Seitens der Gesetzgebung:

vollständige Religionsfreiheit und Trennung von Staat und Kirche;

das Recht, letztwillige Bestimmungen nach freiem Ermessen zu machen, Substitutionen oder Majorate aufzustellen;

Verantwortlichkeit des Verführers der Verführten und der Frucht des unehelichen Umganges gegenüber (in Frankreich gilt bekanntlich der Satz: La recherche de la paternité n'est pas admise);

Theilbarkeit der Gemeindegüter, Zusammenlegung der Parcellen u. s. w.;

Freiheit der Arbeit, Ausschließung jeden Monopols;

Trennung des Unterrichtswesens vom Staate;

Freiheit der Presse;

Gemeindeordnung mit großer Freiheit für die Städte und minderer für die Landkirchspiele, die gruppenweise zu einer Bezirksgemeinde zusammenzuziehen sind;

Möglichste Decentralisation der Provinzial- und höheren Behörden.

B. Von den Privaten oder Bürgern müßten folgende Reformen ausgehen:

den Skepticismus durch Glauben ersetzen und bei jeder Gelegenheit die Achtung der Andersgläubigen bewähren;

einem Haupterben das erworbene Besitzthum und das väterliche Haus ungeschmälert überliefern und anderweitig für die anderen Kinder sorgen:

Einrichtungen treffen, welche es ermöglichen, daß jede Familie Eigenthümerin ihres Wohnhauses werde;

die öffentliche Meinung gegen aus eigennützigen Nebenabsichten eingegangene Heiraten stimmen;

die Frau von jeder außerhalb des Hauses zu verrichtenden Arbeit befreien, die väterliche Autorität erhöhen rc.;

bei den kleinen Landeigenthümern die Abrundung der Güter befördern, die großen Besitzer veranlassen, auf dem Lande zu leben;

die Vereine und Corporationen auf solche Unternehmungen beschränken, welche die Kraft eines Einzelnen übersteigen;

den Pauperismus durch Sparcassen, Patronageverhältnisse u. dgl. bekämpfen.

Wir haben natürlich diese Sätze ungemein abgekürzt, denn es handelte sich hauptsächlich bloß darum, dem Leser klar zu machen, in welcher Richtung sich die Reformbestrebungen Frankreichs bewegen. Wie viele Franzosen noch die Ansichten des Herrn Le Play theilen, dies läßt sich natürlich nicht bestimmen; vielleicht sind die Anhänger des ganzen Systems nicht sehr zahlreich, aber einzelne Sätze, und zwar in ziemlich großer Zahl, haben auch viele von denen auf ihre Fahne geschrieben, die sonst Herrn Le Play nicht zu den Ihrigen rechnen.

Welches auch das Urtheil des Lesers über das besprochene System sei, er wird nicht umhin können zuzugeben, daß dasselbe eine eigenthümliche Mischung von Autorität und Freiheit darstellt. Vielleicht ist keiner der Züge, aus denen es besteht, neu, jedenfalls aber ist das aus denselben zusammengestellte Gesammtbild noch nicht dagewesen. Können die Ideen realisirt werden? Nicht leicht. Ist es wünschenswerth? Diese Frage kann nur jeder für sich selbst beantworten, für viele derselben würde sich wohl eine Majorität bei der Abstimmung finden.

Dr. M. Block.

Deutsche Erzähler.

Brachvogels „Historische Novellen". — „Leichtes Blut" von August Diezmann. — „Hoffnungen in Peru" und „Reiseskizzen und Novellen" von Ernst Freiherrn v. Bibra. — „Auf deutscher Erde". — Romanbibliotheken. Gerstäcker, Möllhausen, Julius v. Wickede. — Th. Scheibe.

I.

Den Schneeflocken, bevor sie zergehen, ein Zeugniß über ihre ästhetische Gestaltung ausstellen wollen, wäre nahezu dem Unternehmen gleich, über Werth und Gestalt der ebenfalls zum Winter sich einfindenden Erzählungslitteratur genaue Rechenschaft zu geben. Sie ist, wie Schneeflocken, zum größten Theile zergangen, bevor sie besprochen ist. Und das ist denn auch schon eine Kritik. So gut wenigstens darf man von der Welt denken, um annehmen zu können, daß nicht so ganz und so rasch in Vergessenheit untergehen würde, was irgend einen ästhetischen Kern hätte.

Der Umstand, daß sich in Deutschland höchst selten eine poetische oder schriftstellerische Eigenthümlichkeit gerade den Roman zu ihrem Ausdruck wählt, mag sowohl die quantitative Fülle als die qualitative Leere der deutschen Romane verschulden. Bei einer Uebersicht wird man daher mit Vorliebe zu jenen Erscheinungen greifen, die durch die Wahl des Stoffes oder den Namen des Autors einen besonderen dichterischen Charakter voraussetzen lassen.

Das ist z. B. mit Brachvogel der Fall. Seit er mit dem Quasi-Trauerspiel „Narciß" so viel Glück machte, schien es sein Beruf oder besser seine Specialität werden zu wollen, die kleinen Zwischenscenen großer geschichtlicher Ereignisse in pikanter Weise festzuhalten. In seinen folgenden Dramen und größeren Romanen sah man den Versuch, aber nicht das Gelingen. Vielleicht war der Rahmen zu großartig, mochte man denken und mit mehr Vertrauen das gleiche Streben in historischen Novellen verfolgt sehen. Unter diesem Titel sind denn auch in der That wieder zwei Bände der kleineren Arbeiten Brachvogels erschienen. Der dritte und der vierte Band der „Historischen Novellen" enthalten fünf Erzählungen, deren erste „Harolds letzte Fahrt" betitelt ist. Man erräth ohne Mühe, daß damit der Name Lord Byrons „poetisch" umschrieben wurde

Und es ist denn auch die Begegnung des berühmten Dichters mit der Gräfin Guiccioli in Venedig, das Anknüpfen seines intimen Verhältnisses zu ihr, die noch außer ihrem alternden Gemahl ihren Vater und ihren Bruder, die Grafen Gamba, um sich hatte, was den Inhalt der Novelle bildet. Die Gräfin Guiccioli lebt bekanntlich noch, und zwar gegenwärtig in Paris, und es war gerade in letzter Zeit stark die Rede davon, daß sie eine beträchtliche Anzahl bisher verborgen gehaltener Dichtungen Lord Byrons, worunter sogar ein Gesang zu dem unvollendeten „Don Juan", der Oeffentlichkeit übergeben wolle

Seltsamer Geschmack eines Schriftstellers, zur Heldin einer Novelle eine noch lebende Person zu machen, welche dem Verfasser überall, von der Rolle, die er

sie überhaupt spielen, bis herab zu jedem Worte, das er sie sprechen läßt, controlirend nachgehen und ihn ad absurdum führen könnte! Wie, wenn es der Gräfin einfiele, gegen ihr eigenes Benehmen in dieser Novelle, und beträfe es auch nur ein Erröthen am unrechten Platze, zu protestiren, zu behaupten, daß sie weder so nichtssagend sich dargestellt, noch so gemeinplätzlich geredet hätte! Wie, wenn sie sich auch nur gegen die nichts weniger als edelmännisch feine Sprache empörte, die ihrem Vater untergelegt wird, der hier gleich bei der ersten harmlosen Veranlassung seinem Schwiegersohn mit dem Zaunpfahl zu verstehen giebt, daß er — zu viele Jahre hat. Ach, wir drücken uns noch zu euphemistisch aus! Der alte Gamba sagt mit der Einfachheit eines Sackträgers: „Ihr Alter, Graf, läßt Sie schärfer urtheilen, als billig ist". Und diese Zurechtweisung in ordinärer Form erfolgt, weil der scharfsinnige Graf schon die Art der ersten Annäherung des Lords auffallend fand. Die Gräfin könnte, wie bemerkt, gegen sich selbst, gegen ihr ideales Spiegelbild in der vorliegenden Novelle, fast feindlich auftreten und die wahre Poesie würde dann ohne Zweifel mehr auf der Seite des Lebens als auf der des Gedichtes wahrgenommen werden. Byron und Shelley aber sind todt, ihre Vertheidigung gegen die novellistische Abspiegelung müßte der Leser übernehmen, der mit ihren Werken und aus zahlreichen Memoiren auch mit den charakteristischen Zügen ihrer Persönlichkeiten vertraut ist. Daß namentlich Shelley so geistlos gesprochen hätte, wird Herrn Brachvogel niemand glauben. Heißt es nicht überhaupt der Illusion zu viel zumuthen, wenn sie dem Dichter die intime Vertrautheit mit einem Verhältniß glauben soll, welches durch die Betheiligung noch lebender Personen eine gewisse Gegenwart hat, während er in keiner Weise anzugeben vermag, wie er zur Kenntniß der Einzelnheiten gelangt ist. Man wird nicht umhin können, in der Wahl eines solchen Vorwurfes, bei welchem in jedem Augenblicke die Wirklichkeit mit dem Dichter in Streit treten und den Sieg behalten kann, etwas Lächerliches zu finden. Nur ein Kleinstädter kann daran Anstoß nehmen, wenn der Romanschreiber seine Erfindung in eine Straße, in ein Haus verlegt, wo sich das Erzählte notorisch nicht ereignete. Allein etwas anderes ist es, wenn in noch lebende Personen ein psychologischer Proceß hineingedichtet wird, der niemals oder nicht in solcher Art in ihnen stattfand, und alle Welt müßte in Gelächter ausbrechen, wenn die Heldin einer Novelle plötzlich aus dem Buche ins Leben springen und dem Dichter zurufen würde: „Ich bin nicht so dumm, als ich bei Dir ausschaue".

Von den übrigen Novellen dürfte „Der Commandant von Oldeslohe", obgleich dem Inhalt nach kaum mehr als eine Anekdote, am meisten ansprechen. Je weniger künstlerischen Werth der Vortrag hat, um so mehr würde es die Bedeutung des Vorgetragenen erhöhen, wenn es als wirkliches Geschehniß zu betrachten wäre, was die Bemerkung in der Vorrede, daß der Beitrag auf streng historische Treue Anspruch macht, nur vermuthen läßt. Es ist von dem Jahr die Rede, als die „Sonne von Austerlitz" bereits unterzugehen begann, vom Jahre 1813. Im Frühjahr hatten sich die französischen Heere auf die Hansestädte geworfen und die

Dänen, mit den Franzosen im Bunde, sendeten diesen Verstärkung, sogar aus dem deutschen Schleswig-Holstein. Oldeslohe, der südlichste Punkt von Holstein, hatte eine ganz deutsche Besatzung unter dem Commando des ebenfalls deutschen Horsen. Dennoch kam aus Kopenhagen Befehl, daß er mit seiner deutschen Truppe zur Unterstützung der Franzosen gegen das deutsche Hamburg aufbreche. Er hieß die Mannschaften sich zum Ausmarsch sammeln, ritt an der Spitze, und ließ, als man aus dem Thore des Städtchens gezogen war, auf einem Wiesenplan Halt machen. Hier las er den Soldaten den dänischen Regierungsbefehl zum Ausmarsch vor, dann sagte er ihnen, daß sie nun wissen, was sie zu thun hätten — aber daß auch er wisse, was er zu thun hätte. Und nach diesen Worten schoß er sich gelassen eine Kugel durch das Hirn. — Was der Geschichte noch mehr Relief giebt, ist, daß nach diesem Vorgang der erste Hauptmann im Namen des Officiercorps erklärt hätte, daß jeder von ihnen, den der König jetzt zum Commandeur von Oldeslohe machen sollte, sich wie Horsen an der Spitze der Truppen erschießen würde, um diese braven Leute nicht zu Davoust zu führen. Auf Anordnung eines anwesenden dänischen Präsidenten wäre hierauf die Garnison zur Stadt zurückgekehrt, um nie mehr auszurücken.

Wenn diese Begebenheit Anspruch erheben darf, als historisches Factum zu gelten, wie der Verfasser zu verstehen giebt, so hätte sie längst verdient, allgemein bekannt zu werden, durch ihren eigenen Gehalt wirkend in schmuckloser Einfachheit, nicht behangen mit den oft phrasenhaften Arabesken novellistischer Zubereitung.

Es würde ohne Dutzendschriftsteller keine Dutzendleser und in mancher kleinen Stadt sogar kein Dutzend Leser geben. Schwer wäre zu entscheiden, ob diese jene oder umgekehrt erzeugen. Nun ist es zwar bei einiger Gewandtheit eine ziemlich leichte Sache, für Leute zu schreiben, die sich mit Lesen nur rasch die Zeit vertreiben wollen, denn das erreicht man bei solchen Leuten am besten durch Bücher, welche hinwieder rasch von der Zeit vertrieben werden. Allein, dann muß man sorgsam bedacht sein, durch seine Arbeiten nicht an Meisterwerke zu mahnen, welche die Zeit nicht vertreibt, die vielmehr etwas Unvergängliches an sich haben, und dabei von so allgemeiner Wirkung sind, daß sie eben auch den Dutzendlesern bekannt geworden sein müssen. Es ist darum zu fürchten, daß die letzteren, während sie an der Novelle „Dschem-Ramad, der Unstäte", ein ungetrübtes Vergnügen nach ihrer Art finden können, bei den uns noch zur Erwähnung übrig bleibenden Novellen einiges Mißbehagen empfinden werden. Denn erinnert „Jean Fort de Maicennay", worin die Geschichte der Jungfrau von Orleans behandelt wird, an ein dramatisches Meisterwerk, so ruft „David Rizzio" nicht nur ebenfalls den dramatischen Schiller, sondern sogar einen unerreichten Meister der „historischen Novelle", Walter Scott, ins Gedächtniß.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß A. E. Brachvogel, der „Narziß" schwerlich ohne einige Bekanntschaft mit den Schriften und dem Lebenston der geistreichsten Männer aus der geistreichsten Zeit des vorigen Jahrhunderts hätte schreiben können, in seinen folgenden Arbeiten den Esprit jener Männer gänzlich

verläßt oder gänzlich von ihm verlassen ist. Da findet man nicht die mindeste Spur von den einschneidenden Bemerkungen, mit welchen jene Schriftsteller um sich warfen, von den überraschenden Blitzen, in welchen lang gesammelte Erkenntnisse sich schnell, kurz, blendend aussprechen. Und muß es dem Verfasser des „Trödler", „Benoni" und anderer höchst ungünstig aufgenommener Romane zu negativem Lob angerechnet werden, daß er nicht die französische Frivolität in Behandlung socialer Verhältnisse walten ließ, so ist doch nimmermehr zu erklären, wie er aus dem Studium der Encyklopädisten heraus in eine entgegengesetzte, fast spießbürgerliche Weltauffassung verfallen konnte, die sich nicht nur in seinen Darstellungen modernen Lebens, sondern selbst zuweilen im Vortrag seiner historischen Novellen spiegelt, so daß man glauben könnte, Jeanne d'Arc hätte in ihren freien Stunden Strümpfe gestrickt und Maria Stuart für talentvolle Jünglinge, die sich ästhetisch produciren wollten, Thee mit Butterbrot gegeben. Das ist nicht die Schuld der Charakteristik, sondern die des Vortrages, eines nicht ansprechenden Erzählungstones, welcher weit entfernt ist von der für historische Novellen so nothwendigen epischen Unmittelbarkeit, wie sie, um von den Waverley-Novellen nicht zu sprechen, selbst der weniger und vielleicht zu wenig gewürdigte James erreichte und unter den Deutschen Alexis, Spindler, Laube. Hieronymus Lorm.

S. Normaliennachschlagebuch für Lehrer und Directoren der österreichischen öffentlichen Gymnasien. Von P. Timotheus Matauschek. Dritte Auflage. Prag 1864. Karl Bellmanns Verlag. Wer die Zustände der österreichischen Gymnasien genauer kennt, der wird gestehen, daß dieselben eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit dem älteren Civil- und Strafrechte haben, an dessen Paragraphenreihe sich die endlose Folge nachträglicher Hofdecrete knüpfte und den Studirenden zur Verzweiflung brachte, denn hatte er das Gesetz glücklich gelernt, so blieb noch jener Nachtrag, der von dem Gesetze wenig übrig ließ und das meiste wieder behob. Ebenso steht es mit dem 1849 veröffentlichten Organisationsentwurfe für Gymnasien. Nachträge ohne Zahl und spätere Einzelerlässe haben an ihm in dem Maße gerüttelt, daß er eben nur in den allgemeinsten Umrissen noch Anwendung findet. Je größer aber das Chaos, um desto erwünschter ist ein gutes Repertoir, in welchem der Lehrer für alle Fragen Aufschluß findet. Eine solche Arbeit hat der Director des Gymnasiums in Braunau, P. Th. Matauschek, schon 1857 mit seinem Normaliennachschlagebuch geliefert und dasselbe fand so allgemeine Anerkennung, daß dermal bereits die dritte Auflage desselben nothwendig wurde. Dieselbe ist aufs fleißigste umgearbeitet und bis zur neuesten Zeit fortgeführt, es sind in derselben die allgemeinen Bestimmungen, die Erlässe der Gubernien und Länderstellen, die speciellen Verfügungen für einzelne Lehranstalten, die Formulare der Kataloge, amtlichen Eingaben und Nachweisungen und überhaupt alles und jedes aufgenommen, was dem Schulmanne im weiteren oder engeren Kreise zu wissen nöthig ist. Ein detaillirtes, klar angelegtes Repertorium erhöht noch die Nützlichkeit des Buches.

• Ueber einen Theil unserer österreichischen Alpen hat ein Engländer, Churchill in London, ein Werk publicirt, das unter dem Titel: „Dolomit monts" die Studien

vieler Jahre über jene interessante Gebirgsgruppe und deren Bewohner in anziehender Weise darbietet. Mit Beginn des nächsten Jahres erscheint im Druck und Verlag von J. Kleinmayr in Klagenfurt eine deutsche Uebersetzung desselben von dem bekannten Kryptogamenkenner Herrn Zwanziger.

* Herr Dr. Franz Palacký hat soeben, wie wir dem „Nár." entnehmen, eine neue Abtheilung seiner „Geschichte Böhmens" vollendet.

* Die böhmische Litteratur entbehrte bisher einer vollständigen Sammlung der Schriften des Magisters Johannes Huß, der auch in sprachlicher und litterarischer Beziehung für die Böhmen die Bedeutung eines Reformators hat. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, an dies verdienstliche Werk der Herausgabe jener Schriften zu schreiten, und der Firma Tempsky gebührt das Verdienst, die betreffende Lücke in der böhmischen Litteratur ausgefüllt zu haben. Der gewiegte, ja der beste Kenner der älteren böhmischen Litteratur, Herr Archivar K. J. Erben, hat sich der Aufgabe unterzogen, die Schriften des böhmischen Reformators nach den ältesten bekannten Quellen zusammenzustellen und im Originaltexte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Soeben wurde nun das erste Heft dieser Schriften unter dem Titel: „Mistra Jana Husi sebrané spisy české" herausgegeben, das die ersten 35 Capitel des Werkes „Erläuterung des Glaubens" enthält. Das vollständige Werk wird drei Bände umfassen, von denen der zweite die Postille, der dritte die übrigen kleineren Schriften, Briefe und Lieder Hussens enthalten wird. Die Ausstattung ist wie bei allen Werken des Tempsky'schen Verlages eine sehr gefällige.

* Herr Johann Török, Redacteur des „P. Hirnök", hat aus den hinterlassenen ungedruckten Schriften des Grafen Stephan Széchenyi eine Broschüre zusammengestellt, die soeben unter dem Titel: „Die Fundamentalgesetze und staatsrechtliche Entwicklung Ungarns bis 1848" erschienen ist. Der verewigte Autor skizzirt darin, wie wir dem Vorwort entnehmen, mit Vermeidung jeder detaillirten Auseinandersetzung von der Entwicklung des avitischen ungarischen Staatsrechtes die hervorragendsten Momente in historischem Zusammenhang.

* Die Bibliothek des polytechnischen Institutes in Prag, die durch die Ernennung des Herrn Dr. Schmidt zum Custos einen selbstständigen Leiter erhielt, dem auch Herr Prof. Balling seine bisherigen Functionen bei derselben abtrat, wird schon im nächsten Monate der Benützung der Hörer des Institutes übergeben werden können. Dieselbe zählt nach der neuesten Numerirung nahe an 8000 Werke, die alle einschlägigen technischen Wissenschaften und ihre Zweige umfassen. Vornehmlich sind aber in der Bibliothek die Mathematik und Baukunst durch zahlreiche und mitunter prachtvolle Werke vertreten.

S. Illustrirter Kalender für 1865. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. Weber, 20. Jahrgang. Dies von der Redaction der „Leipziger illustrirten Zeitung" herausgegebene Jahrbuch hat sich längst Bahn gebrochen und findet in starker Auflage allenthalben Verbreitung und Anerkennung. Sein Zweck ist der einer fortlaufenden Chronik der Ereignisse in allen Gebieten des Völkerlebens, der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Dieser Vorwurf wird auch mit dem jüngsten Jahrgange durch den gut geordneten, reichlichen Inhalt wieder vollkommen erreicht, der Kalender findet sich als erwünschte Gabe in den Händen aller Classen. Wenn wir daher an dem Kalender eine Ausstellung machen, so geschieht dies durch den Wunsch, das gute Buch in jeder Hinsicht allen Anforderungen entsprechend zu finden. Eine solche kann aber in mehreren Partieen des statistischen Kalenders geschehen. Die Bevölkerungsangaben, besonders jene

der Städte, möchten wir nicht vertreten, insbesondere für die österreichische Monarchie sind dieselben nur approximirt und dabei auf die verschiedene Entwicklung der einzelnen Städte keine Rücksicht genommen. Manche Unrichtigkeiten finden sich in den Angaben über Unterrichtsanstalten, namentlich bei den Fachschulen; die Handelslehranstalten in Prag und Wien sind Akademien, jene in Graz fehlt, das polytechnische Institut in Wien ist kaum richtig unter die gemischten Fachwissenschaften gereiht und neben die Gewerbeschule der Jägerzeile gestellt; letztere gehört als niedere Gewerbeschule nicht hieher oder es müßten die sechs ähnlichen Schulen Wiens aufgezählt werden. Sehr unvollständig sind die österreichischen Militärlehranstalten. Der höhere Artilleriecurs besteht in Weißkirchen, der Geniecurs in Znaim, das Militärlehrerinstitut in Neustadt, Liebenau liegt in Steiermark, nicht in Böhmen, die chirurgischen Lehranstalten in Innsbruck und Olmütz fehlen, ebenso die landwirthschaftlichen Lehranstalten in Neu-Aigen, Graz, Brünn, Baierdorf, Laibach, die Forstschulen in Leoben, Weißwasser. Unangenehm fällt endlich in der Todtenschau der fast durchgängige Mangel an Geburtsdaten auf, welcher doch aus dem Taschenbuche der gräflichen und freiherrlichen Häuser, aus Pierer oder anderen Nachschlagebüchern leicht hätte behoben werden können. Je besser sonst das Buch, um so bedauerlicher sind solche Lücken.

G. Eine große Freude werden die Gläubigen der Zukunftsmusik an den von Peter Lohmann sehr energisch gesprochenen Worten „Ueber die dramatische Dichtung mit Musik" (Leipzig, H. Matthes, 2. Auflage) haben, und den vorangestellten Satz: „Alle wahrhafte dramatische Poesie kann in Musik gesetzt und somit gesungen werden", natürlich von Herzen unterschreiben. Aber es scheint uns, auch die Gegner dieser Richtung sind nicht so weit von der Anerkennung dieses Satzes entfernt, als der Verfasser meint, besonders wenn man bedenkt, daß sie in den Ansichten über die Natur der dramatischen Poesie mit ihm einverstanden sein müssen. Wer möchte aus ihr das lyrische Element hinwegläugnen oder verbannt sehen, wer hätte nicht, anfragend bei den ersten Mustern, den Chor der griechischen Tragödie, die musikalische Begleitung derselben berechtigt gefunden, und wer weiß nicht, daß man seither öfter versucht hat, das Drama auf diesen Standpunkt zurückzuführen? Fast möchten wir nun sagen: Tant de bruit d'une omelette! Es handelt sich eben nur darum, zum so und so vielten Male den Unterschied zwischen Schauspiel und Oper festzustellen, nachzuweisen, wie und woher die Oper nothwendig sich entwickelt, zu fragen, ob wir es denn doch nicht mit zwei Elementen zu thun haben. Daß die dramatische Poesie in Musik gesetzt werden kann, nun ja, das ist durch die Oper bewiesen; nicht, daß sie es muß. Es wäre umgekehrt zu erforschen gewesen, ob die Oper alle jene Elemente verträgt, die der uns bekannten Form des recitirenden Drama's eigen sind. Lohmann scheint zu wenig die Bedeutung der Vocalmusik gegenüber der Instrumentalmusik auf die Wagschale gelegt zu haben; er hat sich entgehen lassen, daß die menschliche Stimme an und für sich Gesang und ihr Rhythmus ganz geeignet ist, alle Empfindungen auszudrücken. Und handelt es sich um Anderes?

Wir haben, offen gesagt, vermuthet, der Verfasser werde die Frage auf ein anderes Terrain hinüberspielen, das in letzter Zeit streitende Parteien gesehen hat. Man fragt sich nämlich: ob nicht die musikalische Einbegleitung in die dramatische Handlung, wie sie bis heute dem Publicum geboten wird, wegzufallen habe? Da hätte es unseres Erachtens Resultate gegeben, die ganz aus den Voraussetzungen Lohmanns von der idealen Natur der dramatischen Poesie hervorgegangen wären, und er hätte sicher sein können, daß wir uns mit ihm zu einem Kampfe auf Leben und Tod um die Rettung der musikalischen Begleitung vereinigt haben würden. Denn hier tritt die ideale Natur des Objects energisch in den Vordergrund; wir verlangen als Zuschauer ein Etwas, das uns aus der Prosa des Alltagslebens hinüberleitet in die Atmosphäre der Kunst, und das leistet am besten die Musik; wir verlangen diese, um die musikalische Empfindung zu

haben und damit werden wir auch für das Drama das haben, was Lohmann für dasselbe vindicirt.

Diese Auslassungen mögen übrigens bezeugen, in welch' hohem Grade das Büchlein anregend ist und wie sehr wir sonst, namentlich was die Definition des idealen Drama's betrifft, des Verfassers Wort für ein beachtenswerthes halten. Wenn wir auch im Kernpunkte der Frage nicht mit ihm gehen können, wollen wir ihm doch den Wunsch: „Möchte vorderhand das hier Gesagte ernstlich erwogen bleiben!" gerne nachsprechen.

S. B. Einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der Litteratur und Cultur Deutschlands im 17. Jahrhundert liefert Julius Otto Opel in einer Monographie über Valentin Weigel (Leipzig 1864, Weigel). Die Schrift ist die Frucht der Studien des Verfassers über die Zeit des dreißigjährigen Krieges. In dem Bestreben, die geistige Atmosphäre dieser großen Umwälzungsperiode zu bestimmen, begegnete dem Verfasser der Name Weigels als Bezeichnung einer Partei, welche vorzugsweise die Gedanken der Zukunft in Bezug auf Glaubens- und Gewissensfreiheit auszusprechen schien: „Zum ersten Male wurde von Weigel der Gedanke der Weiterbildung der Reformation ausgesprochen und der Kampf gegen die Schranken begonnen, in welche auch das bürgerliche Leben durch das starre Kirchenthum eingeengt war". Wenn es auch des Verfassers Absicht vor allem war, die Bedeutung V. Weigels in dieser Richtung hervortreten zu lassen, so konnte er sich doch eines ausführlicheren Eingehens auf Weigels Schriftstellerthum, Philosophie und Persönlichkeit nicht entschlagen. Er bietet uns daher ein monographisches Ganzes, dessen Mittelpunkt eine verdienstvolle Darstellung der theologisch-philosophischen Anschauungen Weigels bildet, die namentlich für den Historiker der Philosophie von hohem Interesse ist. Weigels Bedeutung für die Philosophie ist nach des Verfassers Untersuchungen folgende: Er hat die Aufgabe der modernen Philosophie nicht allein auf ihren verschiedenen Gebieten bereits bezeichnet, sondern auch auf einigen derselben in einer, den Gang der philosophischen Forschung merkwürdig vorahnenden Weise Untersuchungen angestellt. Wenn er sich den höchsten metaphysischen Problemen weniger oft zuwendet, als J. Böhme, so hat er dagegen vor diesem die Continuität des philosophischen Bewußtseins voraus, welche bei Böhme gar zu oft durch poetisirende und allegorisirende Nebelbilder unterbrochen wird. Wenn er an Tiefe der Anschauung und Energie des Denkens Böhme auch zuweilen nachsteht, so übertrifft er ihn dagegen weit an durchdringender Schärfe des Denkens und sicher fortschreitender Methode. In der Metaphysik hat er die der freien Speculation hinderliche, positiv dogmatische Formel bei Seite gesetzt und sich mit vollem Bewußtsein auf einen Boden gestellt, der von dogmatischer Ueberlieferung gänzlich befreit ist.

S. Das Sparcassenwesen in Deutschland. Herausgegeben vom Centralverein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Classen. 2 Bände, Berlin 1863 bis 1864, Verlag von Otto Janke. Der Centralverein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Classen hat sich durch den Umstand, daß das treffliche Buch von Malchus: „Die Sparcassen in Europa" völlig veraltet ist, während dieser Zweig der socialen Selbsthülfe in den letzten Jahrzehnten eine vordem ungeahnte Entwicklung und Wichtigkeit gewonnen hat, entschlossen, ein übersichtliches Werk über die deutschen Sparcassen der Gegenwart zu veranlassen. Es wurde zu diesem Behufe ein großes Material „über die bezüglichen Acte der Gesetzgebung, die Statuten der einzelnen Anstalten, historische und statistische Materialien und Berichte der Sparcassenverwaltungen angesammelt, dasselbe einer genauen Sichtung unterworfen, zahlreiche und jahrelange Berathungen im Schooße des Vereines über den Gegenstand gepflogen, Correspondenzen mit den Verwaltungen der Sparcassen unterhalten 2c." Bei solch' gründlichem Vorgehen war eine gute, um-

fassende Arbeit zu gewärtigen, deren erster Band, redigirt von E. Schmid, im verflossenen Jahre, und der zweite, von H. und K. Brämer, soeben erschienen ist.

Wie stellt sich nun die wirkliche Leistung heraus. Wir stehen nicht an zu erklären, daß uns, so weit das Buch von Oesterreich handelt, keine so leichtfertige, ungenaue und mangelhafte Arbeit vorgekommen ist. Die Zahl der österreichischen Sparcassen in dem 1863 erschienenen Buche, von welchem man somit erwarten kann, nach den „jahrelangen Berathungen" die Daten bis 1862 aufgenommen zu finden, führt in der Monarchie 77 Sparcassen auf, rechnet aber dabei ganz unbefangen noch die 13 lombardischen Anstalten ein, so daß also nur 65 erübrigen, während die Zahl solcher Institute mit Ende 1862 127, also fast das Doppelte betrug. Diese Sparcassen werden in nachfolgender Art auf die Kronländer vertheilt, wobei wir in der Parenthese die wirkliche Ziffer vom Ende des Jahres 1862 beifügen: Unter-Oesterreich 5 (14), Ober-Oesterreich 1 (10), Salzburg — (1), Steiermark 2 (11), Kärnten, Krain, Küstenland je 1, wie richtig ist, Tirol 6 (8), Böhmen 2 (30), Mähren 2 (7), Schlesien 1 (3), Galizien 1 (3), Dalmatien 2 und Venedig 1 (gut), Lombardei 13 (wovon nur 1 in Mantua verblieben ist), ungarische Länder 29 (33). Wer sich der Mühe des Nachzählens unterzieht, findet demnach, daß der Centralverein sogar nur 68 Sparcassen mit Einschluß der 12 nicht mehr zu Oesterreich gehörigen lombardischen kennt. Und nicht in den Ziffern allein finden wir solche Skurrilität. Abgesehen von jenem Nichtwissen der Territorialveränderung durch den Vertrag von Villafranca, wird auf S. 94 die Sparcasse zu Reichenberg ganz ernsthaft als einzige Sparcasse Schlesiens behandelt. Wir beneiden den Centralverein wahrlich nicht um sein „genau gesichtetes" Material, das als jüngste Erscheinung über Oesterreich Redens schaale Statistik vom Jahre 1854, aber nichts von Stubenrauchs Vereinswesen 1857, vom statistischen Handbüchlein 1861, den großen Tafeln zur Statistik, von den Arbeiten des Statistikers Dr. Brachelli zc. kennt. Wir glaubten zur Ehre der deutschen Litteratur die Zeit lang vorüber, in welcher Oesterreich bei Compendien die Rolle Aschenbrödels spielte. Die Arbeit des Centralvereines für das Wohl der arbeitenden Classen aber hat uns gelehrt, daß ähnliche unverantwortliche Buchmacherei — wir wollen hoffen, vereinzelt — noch immer zu finden ist.

---

* Das in letzterer Zeit hochgespannte Interesse an den Kunstschätzen der Burg Karlstein in Böhmen hat neuerdings dadurch Nahrung erhalten, daß Dr. Wysek, wie wir in der „Prager Zeitung" lesen, theils unter dem Maueranwurf, theils unter neueren Wandgemälden, mehrere alte hochwichtige Malereien des 14. Jahrhunderts entdeckt hat.

* Die Aufdeckung von Wandmalereien in der romanischen St. Georgs-Kirche zu Prag scheint von hoher kunstgeschichtlicher Bedeutung zu sein. Vorerst fand man nur alte Gemälde in der Ludmilla-Capelle; in jüngster Zeit hat sich aber diese Entdeckung auch auf die übrigen Räume der Kirche erstreckt. Wir lesen hierüber wenigstens in einem Prager Blatte Folgendes: „Nicht nur die Wölbung über dem Hochaltare, sondern auch die Seitenwände bis zum eigentlichen Schiff der Kirche sind mit alterthümlichen Malereien bedeckt, die ganz den Stil und die Ausführung mit den Malereien in der Ludmilla-Capelle gemein haben und gleich diesen in einer wenig kunstsinnigen Zeit übertüncht wurden. Durch kundige Hand ist nun der größte Theil dieser neu entdeckten Ueberbleibsel der heimischen Kunst wieder aufgedeckt worden, und hoffentlich wird es nicht lange dauern, wo auch diese Malereien im ursprünglichen Glanze Bewunderung erregen werden. Bisher kann man nur wenige Darstellungen unterscheiden, doch bemerkt man schon jetzt die Gestalten des h. Georg und der h. Scholastika, und es leidet keinen Zweifel, daß hier einzelne Scenen aus dem Leben dieser Heiligen bildlich dargestellt

wurden. Auch einige lateinische Inschriften sind zum Theile aufgedeckt, so wie eine große lateinische Inschrift sich an dem ganzen Saume des Gewölbes hinzieht, die die Aufzählung der ersten Gründer der Georgs-Kirche zum Gegenstande hat. Gleich bei dem ersten Anblicke dieser neu aufgedeckten Malereien drängt sich dem Beobachter fast die Ueberzeugung auf, daß auch die Seitenwände des Schiffes mit alterthümlichen bildlichen Darstellungen bedeckt sein müssen, wie es bei der Ludmilla-Capelle und nun beim Hochaltare der Fall war. Wir glauben nur dem allgemeinen Wunsche Ausdruck zu geben, wenn wir auf die baldige Inangriffnahme der betreffenden Arbeiten zur gänzlichen Restaurirung des Innern dieser ältesten Basilika Böhmens hinweisen."

• Die Lehrer des technischen Institutes zu Krakau, die Herren Ladislaus Łuszczkiewicz und Ladislaus Rzwadowski, haben dem „Czas" zufolge die alterthümlichen, mit einer Kalkschichte überdeckten Wandgemälde in den Corridors der dortigen Katharinen-Kirche zu enthüllen sich bestrebt, was ihnen zum Theile gelungen ist. Beim Eingang in die Kirche und Sakristei ist ein Papst auf dem Throne in riesiger Gestalt zu sehen.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 19. October 1864.

Es wird der Classe vorgelegt ein Aufsatz zum Abdruck von Herrn Tauschinski: „Der Begriff. Eine logische Untersuchung".

Herr Dr. Pfizmaier liest: „Die Auslegungen Taira-no Owo-fira's".

Die Sagengeschichte der Japaner enthält eine bedeutende Anzahl auffallender, nahezu unbegreiflicher Dinge. über welche in der Abhandlung: „Die Theogonie der Japaner" nur die unentbehrlichsten Aufklärungen gegeben wurden.

Das zum genaueren Verständniß Nothwendige findet sich in den Auslegungen (dem Commentare) Taira-no Owo-fira's, Herausgebers der mit dem Sammelnamen Kami-jo-no maki-no afi-fabi belegten alten Urkunden.

Dieser ausführliche, seiner Form wegen (er ist in Fira-ka-na mit Tsao und in einer durch langen Periodenbau gekennzeichneten Sprache geschrieben) bisher unzugängliche Commentar bietet nebst den sachlichen Erklärungen noch vieles Denkwürdige über die Sitten und gottesdienstlichen Gebräuche der alten Japaner, selbst über Geographie und Ortsverhältnisse, endlich auch manche Erläuterungen philologischen Inhalts.

Der Verfasser, der vorerst den auf die Kosmogonie der Japaner bezüglichen Theil der genannten Auslegungen in dieser Abhandlung bearbeitet hat, veröffentlicht dieselbe als einen Beitrag sowohl zur Kenntniß des Gegenstandes, als der hier in einer neuen Anwendung vorkommenden ganz eigenthümlichen Gelehrtensprache der Japaner.

Das correspondirende Mitglied Herr Prof. Sickel legt vor: „Beiträge zur Diplomatik IV.", eine Fortsetzung der am 20. Juli eingereichten Abhandlung über die Mundbriefe, Immunitäten und Privilegien der Karolinger.

Diese Fortsetzung handelt ausschließlich von den bischöflichen, päpstlichen und königlichen Klosterprivilegien bis 840. Im ersten Abschnitt legt der Verfasser die Entwicklung des Verhältnisses zwischen den Bischöfen und Klöstern in der ältesten fränkischen

Kirche dar und zeigt, daß die von den Bischöfen ertheilten und zumeist von den Königen bestätigten Privilegien nicht Exemtionen sind, sondern nur Garantien gegen die Mißbräuche der Episcopalgewalt gewähren, und daß sie vorzüglich die Besitzverhältnisse der Klöster und die Abtswahlen regeln. Im zweiten Abschnitte werden die von 750 bis 814 nachweisbaren Privilegienformeln und die ihnen entsprechenden Urkunden besprochen, welche noch inhaltlich und stilistisch denen der Merovinger-Zeit gleichkommen. Unter Ludwig dem Frommen dagegen werden, wie im dritten Abschnitte dargethan wird, die Privilegien des alten Inhaltes bedeutungslos und verschwinden nach und nach, indem die Beziehungen zwischen dem Episcopat und den Abteien durch weltliche und kanonische Gesetze geregelt sind, und an ihre Stelle treten nun zumeist Urkunden, welche die innere Einrichtung der Klöster und das Verhältniß zwischen den Aebten und Mönchen betreffen. Der letzte Abschnitt ist den Fulder Privilegien, speciell dem von P. Zacharias auf Bitten des Bonifacius ertheilten, gewidmet. Die seit Jahrhunderten streitige Frage über die Echtheit dieser Urkunden sucht der Verfasser dadurch zur Entscheidung zu bringen, daß er einerseits von neuem die von früheren Diplomatikern und Historikern vorgebrachten Gründe eingehender Prüfung unterwirft, andererseits zwei bisher nicht beachtete Momente zu Gunsten der Bulle des Zacharias geltend macht. Diese Bulle stimmt nämlich wörtlich überein mit einer Privilegienformel der als Liber diurnus pontificum bekannten officiellen Formelsammlung der päpstlichen Curie. Und daß nun der betreffende Wortlaut einerseits in Fulda schon vor 800 in einem noch erhaltenen Schriftstücke vorliegt, andererseits in den zwei bis ins 9. Jahrhundert zurückreichenden Handschriften der päpstlichen Formeln, desgleichen auch in den aus dem 8. Jahrhundert datirten und in Abschriften des 9. Jahrhunderts erhaltenen Bullen für S. Denis nachweisbar ist, schließt sowohl die Möglichkeit aus, daß die Fulder Bullen erst in der Folgezeit mit Hülfe päpstlicher Formeln geschmiedet, als auch die Möglichkeit, daß diese Fassung schon vor 800 in Fulda als Fälschung entstanden und erst von dort nach Rom gekommen sei: diese Fassung kann unter den obwaltenden Umständen nur in Rom, und zwar um die Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden sein und kann nur in echten Bullen von dort nach Fulda und ebenso nach S. Denis gekommen sein. Des weiteren zeigt der Verfasser, daß, wenn auch die Ertheilung solcher Urkunden durch den Papst und die vollständige Exemtion des Fulder Klosters von aller Episcopalgewalt bis dahin innerhalb der fränkischen Kirche unerhört war, analoge Fälle doch in des Bonifacius Heimat bereits vielfach vorlagen und ihm Anlaß gegeben haben mögen, auch seiner Stiftung in Deutschland eine Sonderstellung, wie sie die Bulle des Zacharias bezeugt, zu verschaffen.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 20. October 1864.

Herr A. v. Gyra zu Kleczuvka in Mähren übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Die exacte Entwicklung des Naturganzen nach dem Principe der Aequivalenz der relativen Bewegungen".

Herr Dr. Boué überreicht eine „methodisch-chronologisch zusammengestellte Bibliographie der künstlichen Mineralienerzeugung".

Diese vielseitig interessanten Untersuchungen gehören fast gänzlich unserem Jahrhundert an, denn unter 971 Abhandlungen wurden nur 55 vom Jahre 1721 bis 1799 veröffentlicht, 734 erschienen seit 1815.

Werke über diesen Gegenstand giebt es nur ungefähr ein halbes Dutzend, unter welchen ein einziges über die Erzeugung auf mehreren Wegen Aufschluß zu geben sich bestrebt.

Nach einer Aufzählung dieser Werke und der hauptsächlichsten allgemeinen Abhandlungen in der Zahl von 57, nennt der Verfasser 31 Abhandlungen oder Notizen über nasse, 33 über elektro-chemische Erzeugung und 117 über Erzeugung auf trockenem Wege. Dann folgt die Aufzählung von 90 Abhandlungen über verschiedenartige Krystallbildungen, über ihre Formen, ihre Veränderungen, ihre physikalischen Eigenthümlichkeiten in mehreren Richtungen u. s. w. Den Schluß bildet die alphabetische Aufzählung der 260 bis jetzt künstlich erzeugten Mineralien mit 456 bis 500 Citaten.

An diesen Katalog schließen sich 109 Analysen der erzeugten Mineralien, dann die Erzeugung einiger Gebirgsarten, die Nachahmung einiger ihrer Structuren, ihrer Verwitterung, Zerstörung u. s. w, die Nachahmung der Erzgänge, die Bildung der Braun- und Schwarzkohlen, gewisser kalkiger und kieseliger Petrificirungen u. s. w., in allem über 100 Referate.

Auf diesem für den Mineralogen und Geologen ebensowohl als für den Chemiker und Physiker interessanten Gebiete haben die Franzosen und besonders die Pariser Schule am meisten geleistet, nach ihnen aber kommen zunächst die Deutschen, welche besonders bezüglich der Erzeugung auf trockenem Wege schon lange schätzbare Beobachtungen gemacht haben.

Aus anderen Nationen haben nur sehr wenig Gelehrte diesen Gegenstand beleuchtet, obgleich die Engländer einige wichtige Abhandlungen über Versuche auf trockenem Wege geliefert haben.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke legt eine Arbeit des Herrn Dr. B. Rosow aus Petersburg vor. Sie enthält die Fortsetzung früherer Untersuchungen über die Folgen der Sehnervendurchschneidung. Früher hatte man geglaubt, daß nach derselben die sich in der Netzhaut ausbreitenden Sehnervenfasern stets in verhältnißmäßig kurzer Zeit der fettigen Degeneration anheimfallen. Dr. Rosow zeigt, daß dies nur in Folge der Zerstörung der Netzhautgefäße oder heftiger Entzündung geschieht. Wenn beide vermieden werden, so stellt sich nur ein sehr langsam fortschreitender Schwund der Sehnervenfasern ein. Noch nach 187 Tagen fanden sich gut erhaltene Fasern, wenn auch in geringer Anzahl, vor. In einem anderen Falle fand sich nach 142 Tagen noch eine sehr beträchtliche Menge derselben. Die übrigen histologischen Elemente der Netzhaut waren sämmtlich vollkommen gut erhalten.

Herr Director Dr. E. Fenzl liest seinen Bericht über die von dem hohen k. k. Staatsministerium eingesendete filzartige Substanz, welche 20 Joch einer überschwemmt gewesenen Wiese bei Horucko in Galizien überzog.

Laut einer von dem Herrn Privatdocenten Dr. H. W. Reichardt bereits am 4. October d. J. in der ersten Sitzung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien gemachten Mittheilung über denselben Gegenstand erwies sich diese Substanz als eine filzartige Verschlingung von Fäden der Cladophora viadrina Kützings, welche confervenartige Alge, in manchen Sommern in Unmassen sich vermehrend, auf überschwemmten Stellen nach dem Ablauf der Gewässer und Verdunstung derselben mehrere Linien hoch zusammensinkend, zurückbleibt und, von der Sonne gebleicht, solche Stellen tuchähnlich überzieht. Das massenhafte Auftreten dieser Alge ist schon seit Jahren unter der Bezeichnung „Oderhaut" in den Niederungen um Breslau bekannt und wurde bereits in den dreißiger Jahren in Mähren auf den von der March überschwemmten Wiesen bei Straßnitz beobachtet. — Ganz ähnliche papierartige Hautmassen bilden unter denselben Verhältnissen Rhizoclonium aponinum (Kützing) und Oedogonium capillare (Ehrenberg), unter dem Namen „Meteorpapier" bekannt.

Herr Prof. Dr. F. v. Hochstetter giebt einen vorläufigen Bericht über die Resultate der von ihm im Auftrage der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe unternommenen Nachforschungen nach Pfahlbauten in den Seen von Kärnten und Krain. Trotz des für derlei Untersuchungen im verflossenen Sommer äußerst ungünstigen, weil ungewöhnlich hohen Wasserstandes der Seen blieben dieselben doch nicht ohne Erfolg, indem es Dr. Hochstetter gelang, an vier Seen Kärntens, nämlich am Wörther-, Keutschacher-, Rauschelen- und Ossiacher-See Punkte aufzufinden, wo theils Pfahlwerk, theils ausgebaggerte Gegenstände, wie Topfscherben, Haselnüsse, Knochen u. s. w. auf alte Niederlassungen hindeuten. Jedoch nur an einem der von Dr. Hochstetter entdeckten Punkte, am Keutschacher-See unweit Klagenfurt, konnten bis jetzt weitere Untersuchungen angestellt werden. Fast genau in der Mitte dieses See's befindet sich eine bei gewöhnlichem Wasserstand von 4 bis 6 Fuß, derzeit von 10 bis 12 Fuß Wasser bedeckte Untiefe, auf deren Grund zahlreiche Pfahlrudimente sichtbar sind. Mittelst eines Schleppnetzes hatte Prof. Hochstetter in Begleitung von Herrn Dr. A. Hussa aus Klagenfurt halb verkohlte Schalenstücke von Haselnüssen, Stücke gebrannten Lehms, inkrustirte Holzkohlen und zahlreiche Schalentrümmer von Anodonta vom Grunde zwischen den Pfählen aufgefischt. Darauf hin hat Herr T. Ullepitsch, Mitglied des Museumsausschusses in Klagenfurt, im Auftrage des kärntnerischen Geschichtsvereines es unternommen, an derselben Stelle mittelst Baggerschaufeln nachzugraben, und war so glücklich, schon nach kurzer Zeit eine große Menge schwarzer, mit eigenthümlichen Zickzackzeichnungen versehener Topfscherben und halb gebrannter Stücke von Lehm, der zwischen runde Stäbe eingeschmiert gewesen zu sein scheint, ferner eine runde Glimmerschieferplatte, einen Wetzstein und ein Stück von einem Hirschgeweih an den Tag zu bringen. Diese Funde lassen nicht mehr zweifeln, daß man es hier mit Resten einer Niederlassung aus der ältesten Zeit zu thun hat, und Prof. Hochstetter spricht seine Ansicht dahin aus, daß sicher zu erwarten stehe, daß nicht bloß am Keutschacher-See, sondern auch an den anderen erwähnten Seen an den von ihm bezeichneten Punkten durch geeignete Grabungen, zu günstiger Jahreszeit angestellt, wirkliche Pfahlbauten mit allen denselben eigenthümlichen Geräthschaften und Gegenständen aus der sogenannten Stein- und Bronzezeit, wie an den Schweizer Seen, aufgedeckt würden. Prof. Hochstetter erwähnt in dieser Beziehung noch, daß in der That schon früher sowohl in Kärnten, als auch in Krain Stein- und Bronzealterthümer aufgefunden worden seien, und daß namentlich gerade im verflossenen Sommer bei Heidach im Glanthale (Kärnten), wie Herr v. Gallenstein, Secretär des Geschichtsvereines in Klagenfurt, berichtet, ein äußerst interessanter Fund von schwarzthönernen Geschirren und einer größeren Anzahl ausgezeichnet schön erhaltener keltischer Bronzegegenstände (Schale, Sichel, Schabmesser, Meißeln, Haarspangen u. s. w.) gemacht wurde. Ebenso hat Herr Bahnamtsverwalter Gurniz vor sieben Jahren im Laibacher Morast, der in früheren Jahrhunderten ein See gewesen, beim Ausstechen eines Abzuggrabens Instrumente aus Hirschhorn, einen in der Moorschichte steckenden Kahn, einen sogenannten „Einbäumler", und einen angebohrten Stein entdeckt, so daß es von höchstem Interesse wäre, diesen Punkt, wo so alte Gegenstände aufgefunden worden, wieder aufzudecken.

Dagegen bezeichnet Dr. Hochstetter die von öffentlichen Blättern gebrachten Nachrichten von am weißen See (Kärnten) und am Zirknitzer-See (Krain) angeblich vorhandenen Pfahlbauten als unrichtig. Die vermeintlichen Pfahlbauten am weißen See bestehen aus gegen 8000 dünnen Pfählen, welche in Gruppen von 20 bis 60 Stück dem Ufer entlang in einer Tiefe von 10 bis 15 Fuß stecken und bis 3 oder 4 Fuß unter die Wasseroberfläche reichen. Diese Pfähle sind jüngeren Datums und rühren von der Forellenfischerei her, welche im weißen See noch bis ins 17. Jahrhundert in großem Schwunge war. Zu den „muthmaßlichen Pfahlbauten im Zirknitzer-See" (Blätter aus

Krain vom 9. Juli) aber gab eine Bemerkung und Abbildung des alten krainerischen Chronisten Valvasor (1689) Veranlassung, der in der „Ehre des Herzogthums Krains" (Band 1, S. 636) von „überbliebenen Stämpeln und Pfählen" in der südöstlichen Bucht des Zirknitzer-See's spricht. Prof. Hochstetter in Begleitung des Herrn Reichsrathes K. Deschmann aus Laibach überzeugte sich an Ort und Stelle, daß die schon von Valvasor gegebene Erklärung, „daß vormals daselbst eine Brucken über den See gegangen", die richtige war.

Weitere an den Seen Kärntens und Krains gemachte Beobachtungen, die Resultate der Tiefmessungen der Seen u. s. w. behält sich Prof. Hochstetter für eine spätere Mittheilung vor.

Herr Dr. L. Ditscheiner legt die krystallographischen Bestimmungen einiger von Herrn Prof. Schrötter zuerst dargestellten Platincyanverbindungen vor, über deren Zusammensetzung derselbe das Nähere später mittheilen wird.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 5. October 1864.

Vorsitzender Herr Präsidentstellvertreter Prof. Dr. Eduard Fenzl.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr J. Erber, welcher über die Amphibien des österreichischen Kaiserstaates sprach. Besonderes Interesse gewann dieser Vortrag durch Vorzeigung beinahe sämmtlicher Arten in lebenden Exemplaren.

Herr G. Künstler sprach über die von ihm am Heuberg und Hellenstein beobachtete Beschädigung des Laubholzes durch eine Heuschrecke (Pezotettix alpina Koll.), von welcher er auch die Eier erhielt, ferner theilte er die durch Herrn Erber ihm bekannt gewordenen Verwüstungen der Laubwälder um Mehadia und Orsova durch eine verwandte Art (Pezotettix mendax F.), so wie der Eichenwälder durch einen Käfer (Luperus xanthopus Duft.) mit.

In Bezug auf die Hessenfliege (Cecidomyia destructor Gay) bemerkte der Herr Vortragende, daß ihr Auftreten in Nieder-Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn und Krain nachgewiesen sei und wiederholte die bereits ausgesprochene Ansicht, daß die Gegenmittel mit möglichster Energie angewendet werden sollten, und daß es höchst wünschenswerth wäre, wenn auch die Regierung dieser Calamität die nöthige Aufmerksamkeit schenken möchte.

Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über die Mannaflechte Sphærothallia esculenta Nees (Parmelia exulenta Spr.). Veranlassung zu diesem Vortrage gab die freundliche Uebersendung einer Partie dieser Flechte durch Herrn Hofrath Haidinger an die Gesellschaft mit dem Wunsche, daß sie in einer der nächsten Sitzungen vorgelegt werden möge. Die durch Herrn Hofrath Haidinger der Gesellschaft zugekommenen Exemplare stammen von dem letzten Falle bei Karput nächst Diarbekir und gelangten durch die gütige Vermittlung Sr. Excellenz des Herrn Internuntius in Constantinopel, Baron Prokesch v. Osten, nach Wien. Der zum Vortrage veranlassende Fall der Mannaflechte war der zweite um Karput beobachtete, da nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Theodor Kotschy im Jahre 1841 sich dieselbe Erscheinung um Karput zeigte.

Ferner zeigte Dr. H. W. Reichardt Watten von Clabophora viadrina Kg. vor, welche ihm von der k. k. meteorologischen Centralanstalt durch gütige Vermittlung des Herrn Vicedirectors Fritsch eingesendet worden waren.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld gab aphoristische Mittheilungen verschiedener Insectenmetamorphosen. Aus einem Auswuchse auf Trifolium pratense zog er merkwürdiger Weise zwei verschiedene Rüsselkäfer: Tychius polylineata und Apion varipes, von denen der letztere als Einmiether angesprochen werden dürfte, wohl der erste Fall bei Rüsselkäfern.

Eine weitere Beachtung, die einer ferneren Aufmerksamkeit werth wäre, ist, wenn man so sagen darf, ein Wachsen der Insecteneier, wovon dem Vorredner drei Fälle bisher bekannt wurden. Von Aryopus hemisphæricus legte Herr Georg Ritter v. Frauenfeld die Larve vor, die in Clematis recta in den Blättern minirt. Bei dieser Gelegenheit zeigte er auch eine Copie eines sehr seltenen Werkes von Hammerschmidt vor, wo sich diese Verwandlung jedoch auf Clematis odorata findet, welche Pflanze aber von dem Käfer wohl nur als Surrogat für die obige wild wachsende Art gewählt war. Schließlich theilte Herr Ritter v. Frauenfeld einen von Herrn Chr. Brittinger eingesendeten Beitrag zur Flora von Ober-Oesterreich mit, in welchem die in letzter Zeit gemachten Funde aufgeführt werden.

Ungarische Akademie. (Sitzung der belletristischen und philologischen Classe vom 17. October.) Es wurden die Gutachten der betreffenden Berichterstatter über zwei vom Herrn Andreas Pásztory aus Philippopel eingesendete Werke, nämlich über eine die Verwandtschaft der ungarischen und türkischen Sprache erörternde Abhandlung und über ein französisch-ungarisches Wörterbuch; ferner über eine vom Herrn Márki ausgeführte Uebersetzung der Briefe von Horaz vorgelesen. Die ausführlichen und hinlänglich motivirten Gutachten sprachen sich für keine der erwähnten Arbeiten günstig aus und empfahlen keine derselben zur Herausgabe. Schließlich hielt Herr Budenz einen Vortrag über die türkischen Wörter, welche in der Sprache der Tscheremissen Eingang gefunden haben. — Nach der am 10. October abgehaltenen Sitzung bemerkte der provisorische Secretär, Herr Anton Csengery, daß es wünschenswerth wäre, daß die akademischen Vorträge sich auf Gegenstände, welche in der ungarischen Litteratur noch nicht besprochen wurden, und auf Fragen, welche jeweilig eben von der gelehrten Welt ventilirt werden, beziehen mögen. Um dies zu erreichen, brachte er die Einführung von Vorberathungen der einzelnen Abtheilungen, in welchen die zu haltenden Vorträge anzumelden und über die Zulässigkeit derselben zu entscheiden wäre, in Antrag.

(Sitzung der philosophischen, historischen und rechtswissenschaftlichen Classen vom 22. October.) Herr Cyrill Horváth hielt einen philosophischen Vortrag, in welchem er in kurzen Umrissen die Philosophie des Mittelalters und die Anfänge der neueren Philosophie darstellte und dabei die Arbeiten des einheimischen Philosophen Johann Csere kritisch beleuchtete. Csere war, nach seiner Darstellung, kein selbstständiger Denker, doch wußte er das, was Descartes und andere Philosophen des 17. Jahrhunderts feststellten, sich anzueignen und in unsere Litteratur zu übertragen, so daß seine philosophischen Werke es verdienen, von der Akademie neu herausgegeben zu werden. — Hierauf hielt Herr Julius Kautz einen Vortrag über die nationalökonomische Bedeutung der Zunahme des Dampfmaschinenbetriebes in der vaterländischen Production und Verkehrsindustrie, wobei er die Zahlenergebnisse der im Jahre 1863 vorgenommenen amtlichen Aufnahme zu Grunde legte. Aus seinen Betrachtungen zog er den Schluß, daß Ungarn, trotz der vielen Hemmnisse, die seiner natürlichen Entwicklung in den Weg traten, im Laufe der letztverflossenen anderthalb Jahrzehnte doch in vielen Beziehungen fortgeschritten sei, unzweifelbare Beweise seiner großen Entwicklungsfähigkeit gegeben und in der Einführung

der neuen Culturmittel, so wie auch in der Würdigung der Bedürfnisse einer neuen Zeit Verständniß und Takt bewiesen habe, so daß der Ausspruch eines Wiener Schriftstellers, wonach die Ungarn keiner Entwicklung fähig wären, weil ihnen noch das Nomadenthum im Blute steckt, höchst ungerechtfertigt erscheint, und auch der Ausspruch eines der ersten Nationalökonomen unserer Zeit: „Es giebt Völker, die mit den neuen Culturgütern nichts anzufangen wissen und darum stationär bleiben", — auf Ungarn gewiß keine Anwendung finden könne. — Schließlich las Herr Csengery noch einen vom Herrn Johann Erdélyi eingesendeten Vortrag vor: „Ueber die Philosophie in Ungarn unter der Regierung des Königs Mathias Corvinus". Herr Erdélyi schildert darin die geistigen Bestrebungen, welche vom König Mathias angeregt und mit großem Aufwand befördert wurden, und durch welche Ungarn für die bald darauf eingetretene große reformatorische Bewegung vorbereitet wurde. Nachdem er jedoch alles, was wir von der geistigen Thätigkeit des Königs und der Männer, die an seinem Hofe lebten, wissen, hervorgehoben, kommt er zu dem Schlusse, daß von einem bestimmten philosophischen System, welches am Hofe des Königs Mathias Corvinus geherrscht hätte, keine Rede sein könne. Es waren eben nur freigeistige Regungen und Bestrebungen, sich von dem herkömmlichen mittelalterlichen Scholasticismus loszuwinden, ohne dafür etwas neues hinstellen zu können.

* Gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. (Sitzung vom 17. October.) Nachdem Herr Dr. Jireček über die von ihm beabsichtigte Herausgabe eines „Codex juris Bohemici" und den von ihm eingehaltenen Plan Mittheilung gemacht, las Herr Prof. Gindely, nach einer Einleitung in czechischer Sprache, einen Abriß aus dem in der Arbeit befindlichen zweiten Theil seines Werkes über Kaiser Rudolf II. in deutscher Sprache. Der Abriß handelt über die Bestrebungen des Erzherzogs Leopold von Steiermark zur Erlangung des böhmischen Thrones mittelst des Einfalles der Passauer im Jahre 1611. Die Quellen, welche dem Herrn Prof. Gindely zu Gebote standen, eröffnen für die Vaterlandsgeschichte jener Zeit einen neuen Standpunkt. Es ergiebt sich, daß Kaiser Rudolf II. sich mit Erzherzog Leopold verbunden hatte, um die Macht der böhmischen Stände zu brechen, die absolute Herrschergewalt in Böhmen zu erlangen und dann die ihm von seinem Bruder Mathias entrungenen Provinzen wieder zu gewinnen, während es dem Erzherzog Leopold lediglich darum zu thun war, König von Böhmen zu werden.

* Deutsch-historischer Verein für Böhmen. (Sitzung vom 20. October.) Herr Theumer berichtete über das ihm zum Referat übergebene Manuscript des Herrn Urban v. Urbanstätt: „Gelehrte und sonst berühmte Männer der Stadt Eger". Dieses Manuscript enthält verschiedene historische Notizen aus dem 13. Jahrhundert bis auf die Gegenwart, welche aber größtentheils bloß für eine Detailgeschichte Egers Werth und Bedeutung haben. Wie der Herr Referent meint, möge der Herr Verfasser ersucht werden, die verschiedenen für die Arbeit benützten Urkunden genau anzugeben und dann das Manuscript als Material für eine Geschichte der Stadt Eger dem Vereine zu überlassen. — Von Herrn Stelzig in Schönlinde ist ein Schreiben eingelaufen, das verschiedene Beiträge für den Verein aus dem Gebiete der Volkslieder, Sprüche, Prophezeiungen und Aberglauben in Aussicht stellt. Dem Briefe lagen als erste Ausbeute zwei Lieder bei: „Der Bauer und die Bergleute" (Sing- und Fastnachtsspiel) und ein „Preußen-Lied", das in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken den Abzug der Preußen von Prag vor 120 Jahren besingt. Die Section beschloß das erste Lied dem Redacteur der „Mittheilungen" zu eventueller Benützung zu übergeben.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Oesterreichische Geschichte im Zeitalter der Babenberger.

Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Dr. H. Breisberg.

II

Kehren wir zu der historischen Reihenfolge der Begebenheiten zurück. Leopold III. (IV.) hatte seinen Uebertritt zu Heinrich V. sich theuer bezahlen lassen. Durch die Vermälung mit Heinrichs Schwester und Friedrich von Staufens Wittwe Agnes trat er mit zwei Häusern in verwandtschaftliche Verbindung, von denen das eine im Besitze der deutschen Krone war, die dereinst auf das andere übergehen sollte. Als mit Heinrich V. der Mannsstamm des fränkischen Kaiserhauses erlosch, war daher Leopold, der Markgraf des kleinen Oesterreich, doch bedeutend genug, daß man ihn unter den Bewerbern um die deutsche Krone nannte, eine Ehre, die sich freilich Leopold in richtiger Erwägung seiner Macht verbat. Ueber diese Vorgänge bei Lothars Kaiserwahl handelt die neuerdings von Wattenbach bei Pertz, M. G., S. S. 12, herausgegebene Quellenschrift: „Narratio de electione Lotharii etc.“ Mit Mustergültigkeit, namentlich mit großer Durchsichtigkeit hat Jaffé in seinen Darstellungen der Geschichte Lothars und seines Nachfolgers den Streit der Welfen und Hohenstaufen geschildert, der zur Verleihung des Herzogthums Baiern an Leopolds IV.[1] Sohn Leopold V. führte. Für diesen Streit, bis zu seiner Beendigung, so weit er Oesterreich betraf, mit der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume, lieferte Otto, der Bischof von Freisingen, das trefflichste in seinen beiden Geschichtswerken, der Weltchronik in acht Büchern bis auf seine Zeit (bis 1146) und den sich daranschließenden zwei Büchern über die Thaten seines kaiserlichen Verwandten Friedrichs I. Leider fehlt bis jetzt die von Seiten der „Monumenta Germaniæ“ zugesagte Ausgabe und eine entsprechende Uebersetzung. Noch immer ist daher für diesen Schriftsteller die erste von Cuspinian 1515 zu Straßburg besorgte Ausgabe zugleich die beste Ausgezeichnete Vorarbeiten lieferte

[1] Ich kann hier bezüglich der beiden oben angeführten Leopolde folgende Bemerkung nicht unterdrücken. Man pflegt den Sohn Leopolds des Heiligen, d. i. des vierten oder dritten dieses Namens, Leopold „den Freigiebigen“ zu nennen. Wir legen auf diese Beinamen, die nachweislich meist einer späteren Zeit angehören, natürlich kein Gewicht. Dennoch gebührt, läßt man einmal diese Namen gewähren, der Beiname „Freigiebiger“ dem Markgrafen Leopold dem Heiligen. Die „Ann. Admunt. a. 1136“, d. i. zu dem Jahre, in welchem Leopold der Heilige starb (nicht 1137, wie einige Handbücher geben), sagen: „Luipoldus marchio largus obiit“ (Annal. Gotwicenses). Noch die „Tabulæ Claustr. Neob.“ haben: „Leupold der milt“; das ist nicht etwa gleich pius, welches Enenkel vielmehr durch „guet“ übersetzt.

Wilmans in dem 10. und 11. Bande des Pertz'schen „Archivs" [1]. Außerdem wurde in jüngster Zeit der Babenberger Otto von Freisingen auch zu wiederholten Malen in Monographieen [2] behandelt. Als mißlungen darf man Wiedemanns Darstellung (Passau 1849) betrachten. Trefflich und des Beginnes würdig fortgesetzt wurde Otto's Werk durch Radevicus, den Kanonikus von Freisingen, bis 1160 und dann von einem Anonymus bis 1170.

Wir übergehen hier vorerst absichtlich die auf Oesterreichs Erhebung zum Herzogthume Bezug nehmenden Untersuchungen, um sie unten im Zusammenhange mit anderen Erörterungen zu erwähnen.

Was Otto von Freisingen für Oesterreichs Geschichte in der Mitte, ist Ansbert für die letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts. Sein „Bericht über den Kreuzzug von einem österreichischen Geistlichen, Namens Ansbert, der dabei war", ist von Gerlach, dem Abte des Prämonstratenserklosters Mühlhausen in Böhmen, in seinen als Fortsetzung des nur bis 1167 reichenden Vincentius eingeschoben worden. Nicht einmal der Name „Ansbert", der von späterer Hand herrührt, steht fest. Ueber den Werth dieser Quelle verbreiteten sich zwei Abhandlungen in der „Zeitschrift für österr. Gymnasien". Die eine derselben ist betitelt: Dr. A. Jäger, „Ueber die Gründe der Gefangennehmung des Königs Richard von England durch den Herzog Leopold VI. von Oesterreich" (7. Jahrgang, 1856), die andere: Dr. M. Büdinger, „Ueber Ansberts Bericht u. s. w." (10. Jahrgang, 1859). Beide Abhandlungen gelangen über die Glaubwürdigkeit Ansberts zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Es ist nämlich seit jeher aufgefallen, daß Ansberts Bericht in zwei Theile von ganz ungleichem Charakter zerfällt; der erste, die Geschichte des Zuges bis zur Ankunft vor Tripolis und Akkon umfassend, in breiten Zügen in der Weise eines Tagebuches angelegt, der zweite nicht ausschließlich auf den Kreuzzug beschränkt, sondern die verschiedensten Begebenheiten in knapper Form vereinigend. Bezüglich des ersten Theiles nun steht allenthalben fest, daß Ansbert eine höchst schätzbare Quelle sei, die in einem gewissen innigen Zusammenhange mit Tageno's, des Domdechanten der Passauer Kirche, Berichte über denselben Kreuzzug stehe. Büdinger erklärt diesen Zusammenhang — nämlich vom 15. Jänner 1190 an, das wörtliche Uebereinstimmen Beider dadurch, daß er annimmt, Ansbert und Tageno hätten sich von diesem Tage an ihre Aufzeichnungen mitgetheilt, dieselben seien, seit man auf türkisches Gebiet kam, in nähere Verbindung getreten, und Ansbert, dessen gewandte Feder sich in seinem ganzen Werke hinlänglich bekunde, sei als die ursprüngliche Quelle vom 16. Mai bis zur Ankunft in Se-

[1] Otto's von Freisingen Verhältniß zu den Wittelsbachern, im Pertz'schen Archiv, 11 Bd., und über die Chronik Otto's von Freisingen, 10. Bd., zur Geschichte der Handschriften, 11 Bd. Auch sonst sind mancherlei Beiträge zu Otto von Freisingen in Pertz' Archiv enthalten; unter andern von W. v. Goethe, die Beschreibung einer Handschrift der Chronik. In Schillers Memoiren (Band 3 der ersten Abtheilung) findet man eine deutsche Uebersetzung Otto's.

[2] So Huber in einer von der Ludwig Max-Universität gekrönten Preisschrift. Andere siehe bei Potthast.

leucia zu betrachten. Bis hieher stimmt auch Prof. Jägers Abhandlung für den großen Werth Ansberts als Berichterstatter. Aber Jäger läugnet diesen Werth für die zweite Hälfte dieser Quelle. Er hält dafür, dieser Theil sei wahrscheinlich erst im 13. Jahrhundert verfaßt worden. Der gelehrte Herr Verfasser gelangte daher auch bezüglich des Hauptzieles seiner Arbeit zu dem Satze, daß nicht, wie man bis dahin angenommen, eine gröbliche Beleidigung Leopolds im h. Lande durch Richard Löwenherz stattgefunden, sondern bloße Gefälligkeit gegen den Kaiser Heinrich VI., um den Preis des Herzogthumes Steiermark, ihn bewogen, den wegen der sicilianischen Angelegenheiten dem Kaiser feindseligen Richard gefangen zu nehmen. Schon vor Jäger hatte O. Abel und wohl mit Recht den Grund des Zerwürfnisses nach Sicilien verlegt (in seiner trefflichen Geschichte Philipps von Staufen). Jägers Ansicht wurde mit Entschiedenheit von Lohmeyer in dem Anhange zur „Dissertatio de Richardo I. Angl. rege“, 1857, bekämpft; mit Anerkennung der ihr eigenthümlichen unläugbaren Vorzüge von Wallnöfer in dem 1861 veröffentlichten Programme des katholischen Gymnasiums zu Teschen. Wallnöfer fixirt zuerst den Zeitraum, den Leopold VI. in Palästina zugebracht, er findet in den gleichzeitigen Quellen die Beschimpfung des Herzogs durch den König ausdrücklich hervorgehoben und dehnt somit den hohen Werth, welcher dem Ansbert eigen sei, auch auf dessen zweiten Theil aus. Man sieht, wie die Frage nach dem wirklichen Vorhandensein eines Zerwürfnisses sich mehr oder minder darum drehte, welchen Glauben man in dem einen und anderen Falle Ansbert beizulegen geneigt war. Wie nun aber, wenn unabhängig von dieser Vorfrage nach Ansberts Glaubwürdigkeit in diesem Theile der Beweis geliefert werden könnte, daß allerdings zwischen Leopold und Richard Zerwürfnisse bestanden, die den ersteren noch näher berührten, als die dem Kaiser gebührende Vasallenpflicht? Man wird uns verzeihen, wenn wir hier in Kürze unsere Ansicht über die Frage aussprechen. Wir glauben dieselbe auf eben denselben Ansbert stützen zu dürfen, weil er an der Stelle, von der wir Gebrauch machen wollen und die — unseres Wissens — bisher unbeachtet geblieben ist, factische Verhältnisse berührt, deren Voraussetzungen durch anderweitige Berichte bestätigt werden. Ansbert spricht von Richards Gefangennehmung bei Wien. Dann fährt er fort: „Da also der Herzog von Oesterreich mehrere triftige Gründe gegen ihn hatte, hielt er den ihm von der Vorsehung überlieferten mit Recht fest, behandelte ihn aber unverdientermaßen ehrenvoll und ließ ihn zu Dürrenstein an der Donau in Gewahrsam halten. Einer dieser Gründe war, daß er ihn bei der Belagerung von Akkon beschimpft hatte, „ferner, weil er den Fürsten von Cypern, Isaak, und dessen Gemalin [1], seine „Blutsverwandten, gefangen genommen, endlich weil Richard im Verdachte stand, „den Konrad, seinen (d. i. des Herzogs) Vetter (filium amite sue) aus dem Wege „geräumt zu haben“. Die factischen Verhältnisse sind, wie gesagt, ganz unzweifelhaft richtig. Denn Richard hatte auf der Fahrt nach Jerusalem die Insel Cypern

[1] Muß wohl „Tochter“ heißen, siehe unten.

erobert und den Beherrscher derselben mit seiner Gemahlin gefangen genommen, und hielt sie noch zur Zeit seiner eigenen Gefangenschaft fest. Isaak war nun der Sohn einer Tochter jenes Isaak, der von seinem Vater Kaiser Johannes Comnenus zu Gunsten seines jüngeren Bruders Manuel in der Thronfolge war zurückgesetzt worden. Heinrich Jasomirgott aber war mit einer Nichte, und zwar einer Brudertochter Manuels, also auch jenes Isaaks vermählt, wenn nicht Isaak selbst dieser Bruder eben, dessen Tochter Theodora aber die Gemahlin des ersten österreichischen Herzogs ist. Auch die Beziehungen Konrads zu Leopold sind ganz richtig angegeben. Konrad von Tyrus war der Sohn des Grafen Wilhelm von Montferrat; Wilhelm aber war mit Jutta, einer Tochter Leopolds des Heiligen, also mit einer Vatersschwester Leopolds vermählt. Konrad war in Wahrheit für Leopold der filius amite sue. Dieser Konrad wurde am 28. April 1192 plötzlich durch Assassinenhand ermordet und Richard wurde allgemein — wenn auch gewiß mit Unrecht — beschuldigt, den Mörder gedungen zu haben. Dies steht aus den Quellen fest, ohne daß wir auf den Brief des „Alten vom Berge“ an Herzog Leopold, den wir für eine bloße Stilübung halten möchten, ein Gewicht legen. Aber das ist nun sicher: Leopold wurde persönlich von Richard beleidigt durch die theils wahre, theils vermeintliche Handlungsweise Richards gegen Leopolds Verwandte, mag nun außerdem die berüchtigte Beschimpfung stattgefunden haben oder nicht. Sehr bezeichnend und ebenfalls bisher unbeachtet geblieben ist nun das Verhalten Leopolds zum Kaiser in dieser Angelegenheit. „Der Kaiser — heißt es in dem am 14. Februar 1193 über Richards Auslieferung abgeschlossenen Vertrage — wird den König „von England so lange gefangen halten, bis der König von Cypern und dessen „Tochter, die in Gefangenschaft des Königs sind, restituirt werden. Wenn aber der „König von Cypern und seine Tochter von der Gefangenschaft gegen irgend ein „Lösegeld befreit werden, so soll der Kaiser den König von England so lange ge„fangen halten, bis dies Lösegeld vollkommen zurückgestellt ist“. Darauf hin geht auch der viel erwähnte Brief des Königs von Frankreich, in welchem es heißt: „Ihr erinnert Euch wohl noch, daß Richard den Markgrafen Konrad von Tyrus, der bis an sein Lebensende eine Säule der Christenheit gewesen, ohne irgend einen Grund, ihn, Euren und unseren sehr theuren Anverwandten ermorden ließ durch Assassinenhand“. Auf dem Reichstage zu Speier werden dem Richard wieder die Beschimpfung des österreichischen Banners und jene dem Isaak und Konrad zugefügte Unbillen erwähnt, und Richard macht sich bei seiner Befreiung anheischig, „den Kaiser Isaak und dessen Tochter ohne Lösegeld dem Herzoge von Oesterreich, „ihrem nahen Verwandten, zu überliefern“. Es zieht sich also überall der rothe Faden dieser doppelten Beleidigung des Herzogs von Seiten Richards hindurch. Daß aber Leopold den englischen König um den Preis des Herzogthumes Steiermark gefangen genommen, ist darum unstatthaft, weil kurz nach Ottokars des letzten Traungauers Tode, schon am 24. Mai 1192, der österreichische Herzog mit Steiermark belehnt wurde, während Richard erst am 9. October 1192 Syrien verläßt, und es damals noch gar nicht zu erwarten stand, daß er durch Oesterreich

kommen, werde. Ansberts Bericht wurde zuerst von Dobrowsky aus dem sogenannten Strahovier Codex veröffentlicht, neuerdings von Hippolyt Tauschinski und Mathias Pangerl zugleich mit den in derselben Handschrift befindlichen Vincentius und Gerlach als Codex Strahoviensis im 5. Bande, 1. Abtheilung, der „Fontes rerum Austriac.“ [1]. Vincenz und Gerlach sind jetzt im 17. Bande der „M. G.“ vortrefflich veröffentlicht (von Wattenbach).

Was — im Zusammenhange des eben besprochenen Gegenstandes — die Erwerbung Steiermarks durch die Babenberger betrifft, so wurden zwar in jüngster Zeit Zweifel an der bisherigen Annahme, daß Steiermark durch seinen ersten Herzog an Leopold wäre vererbt worden, angeregt, aber diese so wichtige Frage noch nicht gelöst. Die beiden Uebertragungsurkunden, eine kürzere und eine längere, das minus und vielleicht das maius der steierischen Geschichte, theilte v. Meiller mit betreffenden Bemerkungen in den babenbergischen Regesten mit; Zweifel finden sich bei O. Lorenz, „Oesterreichische Geschichte“ und bei A. Huber in dessen Anzeige von Berchtolds Buch über die Landeshoheit in Oesterreich (im Jahrgang 1861 der „Oesterr. Blätter für Litteratur und Kunst“).

Für die österreichische Geschichte im 13. Jahrhundert ist Hermann v. Altaich († 1275), dessen Annalen von 1137 bis 1273 reichen, einer der wichtigsten Schriftsteller — bei Böhmer in den Fontes 2. und in den M. G., 17. Band, von Jaffé mitgetheilt. Jaffé scheidet Epiloge und Fortsetzung übersichtlich vom eigentlichen Werke aus. Jaffé hat am angeführten Orte unter dem Titel: „Annales Altahenses et historiæ“ überhaupt eine größere Anzahl Altaich betreffender Schriftstücke veröffentlicht. Einiges, was von Hermann selbst stammt, hat schon früher Chmel im 1. Bande des „Archivs für Kunde österreichischer Geschichte“ mitgetheilt Wichtig für den Mongolensturm und die Abwehr dieser Feinde durch den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren, ist des Roger, eines Domherrn von Warasdin: „Carmen miserabile super destructione regni Hungariæ temporibus Belæ IV. per Tartaros facta 1242“, bei Endlicher: „Rerum Hungaricarum monumenta Arpadiana“, auf welches gestützt Schammel gegenüber früheren Forschern zu dem Resultate gelangte, daß Friedrich der Streitbare, weit entfernt davon, die Mongolen abzuwehren, vielmehr den Mongolensturm zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten suchte. Dies Streben gelang ihm, obgleich es mittelbar seinen Untergang herbeirief (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1857). Weiterhin hat derselbe die damit im Zusammenhange stehende Erzählung über die Niederlage der Mongolen bei Olmütz in ihrer ganzen Nichtigkeit bloßgelegt (Sitzungsberichte der k. Akad. d. Wissensch. zu Wien, phil.-hist. Classe 1860). Endlich sei es gestattet, an die von Palacký im 5. Bande, 2. Abth., der Abhandlung der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften mitgetheilten Beweise zu erinnern,

[1] Ich komme hier auf Potthasts sonst ausgezeichnete Bibliographie zurück. Es fehlen bei Ansbert unter den Erläuterungsschriften die von uns im Texte angeführten gänzlich, abgesehen von der erst seit Potthasts Bibliotheca erschienenen Ausgabe des Ansbert.

daß die „Chronica acephala Friderici Bellicosi etc.“ eines gewissen Pernold, gleich anderen einst von Hanthaler in den „Fastis Campililiensibus“ (1747) mitgetheilten Quellen Fälschungen sind, und es mag diese Erinnerung um so weniger ganz überflüssig sein, als sich trotz alledem noch so mancher Bericht über die Babenberger in Büchern erhält, der sich nur auf diese unlauteren Quellen zurückführen läßt, so z. B. die Verlegung der Residenz auf den Kahleuberg, viele genealogische Verhältnisse u. s. f.

Lessings „Nathan der Weise“.

Die Idee und die Charaktere der Dichtung, dargestellt von **Kuno Fischer**.

(Stuttgart 1864.)

Angezeigt von Dr. **Karl Sigmund Barach**.

Was uns der durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie rühmlich bekannte Verfasser in der vorliegenden Schrift über Lessings „Nathan“ bietet, könnte man vielleicht als eine Exegese der das dichterische Kunstwerk belebenden Idee bezeichnen. Aber es ist mehr als der bloße Versuch den Grundgedanken des Kunstwerkes herauszustellen und zu erklären, was den Inhalt der vorliegenden Schrift ausmacht. Denn der abstracte Logos der Grundidee des „Nathan“, den der Verfasser im Interesse und im Bewußtsein seines tiefen religiös-philosophischen Inhaltes entwickelt, bewegt sich ihm fort bis zur ganz erfüllten und concreten Reproduction der einzelnen dramatischen Charaktere; indem er die Idee des „Nathan“ erklärt, zeigt er uns dieselbe im Spiegel der Charaktere. Der Verfasser, dem es, wie allen bedeutenden Kritikern, gegeben ist, zum zweiten Male den unmittelbaren Orakelspruch zu vernehmen, der an die großen Schöpfer des Schönen erging, vollzieht in seiner Erklärung eine nochmalige Schöpfung des gegebenen Werkes. Wenn eine solche Art der Kritik, die zugleich Reproduction ist, nur unter der Voraussetzung einer zugleich erfolgenden reineren Verklärung des ganzen Gedankengehaltes des Kunstwerkes möglich ist, so könnte man die vorliegende Schrift eine kritische Palingenesie des „Nathan“ nennen. Wir glauben den Lesern dieser Blätter damit den besten Dienst zu erweisen, wenn wir hier den Inhalt und Gedankengang dieser Schrift, die unter die vollendetsten Erzeugnisse der modernen kritischen Litteratur gehört, so treu als möglich reproduciren und sie selbst für sich sprechen lassen.

Gleich im Eingange macht der Verfasser darauf aufmerksam, wie sehr, bei der allgemeinen Anerkennung des „Nathan“, die Urtheile im Einzelnen über den Werth dieser Dichtung getheilt sind. „Die Einen verwerfen den „Nathan“ als Kunstwerk, als Drama; die Andern verwerfen ihn um des religiösen Motivs willen,

das ihm zu Grunde liegt. Kaum wird eine andere unter den großen Dichtungen so viele Gegner zählen als diese". Bei der großen Masse von Vorurtheilen, von denen diese Dichtung belagert ist, hält es der Verfasser für gerathen, so wenig als möglich die Urtheile anderer, so unbefangen und tief als möglich die Sache selbst auf sich wirken zu lassen, um zu erfahren, was sie ist. Aus dieser unmittelbaren Hingabe an das Werk selbst erwächst dem Philosophen eine durch Urtheile Anderer ungetrübte, auf sicherer Reflexion beruhende Analyse des „Nathan". Das erste Capitel, „Entstehung", stellt nach einigen einleitenden Bemerkungen, die von des Verfassers tief eindringendem Blicke in die Litteraturbestrebungen des vorigen Jahrhunderts Zeugniß geben, den genauen Zusammenhang dar, in welchem Lessings poetische Thaten mit seinen kritischen stehen. Auf die „Litteraturbriefe" folgt die „Minna von Barnhelm", auf die „Dramaturgie" „Emilia Galotti", auf den „Antigötze" „Nathan der Weise". Doch würde man nicht zutreffend urtheilen, wenn man den „Nathan" nur aus dem „Antigötze" erklären wollte. Die Motive zu der Dichtung liegen dem Verfasser tiefer; der theologische Streit hat sie nicht **erzeugt**, sondern nur **geweckt**. Im Anfange der Wolfenbüttler Zeit war Lessing bereits mit dem Werke beschäftigt; gleich nach der Rückkehr aus Italien wollte er es vollenden. In dem Streit mit Götze kam erst der Zeitpunkt, wo sich Lessing ganz gestimmt und ganz frei fühlte, das lange bedachte Werk zu vollenden. Der äußere Druck, den er in seinem Streit mit Götze erfährt, verwandelt den Bibliothekar wieder in den dramatischen Dichter, läßt ihn das Theater, seine „alte Kanzel" wieder betreten. So hat die Polemik den „Nathan" entbinden helfen, hat ihn aber nicht erzeugt. „Lessing war mit den Gestalten seiner Dichtung innerlich lange vertraut, er hatte im Stillen mit ihnen gelebt . . Seinem „Nathan" gegenüber konnte ihm zu Muthe sein, wie Goethe, als er die Zueignung seines „Faust" schrieb: „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten, die früh sich einst dem ernsten Blick gezeigt".

Das eigentliche Motiv der Dichtung ist eine **Idee**. Aus dieser ist sie hervorgegangen, aus dieser will sie erklärt werden in ihrem ganzen Umfange. „Alle Charaktere des Stückes", sagt der Verfasser, „haben zu dieser Idee ein bestimmtes Verhältniß und haben genau so viel Licht, als sie diese Idee in sich darstellen, und so viel Schatten, als sie nicht davon durchdrungen sind". Nicht aus der Handlung, sondern aus der Idee wollen daher die Charaktere des Stückes erklärt sein. „Lessing kannte", bemerkt der Verfasser, „diesen Mangel seines „Nathan", denn er war mit Aristoteles ganz darin einverstanden, daß im eigentlichen Drama die Handlung die Hauptsache ausmache. Deßhalb bezeichnete er sehr gut den „Nathan" nicht als eigentliches Drama, sondern als **dramatisches Gedicht**". In dem Stücke selbst ist diese Idee in symbolischer Form: **in der Fabel von den drei Ringen** ausgesprochen. „Diese Fabel hat Lessing", wie der Verfasser sehr fein bemerkt, „mit künstlerischer Absicht auch in Rücksicht des äußeren Umfanges in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt". Fischer liefert dann den Inhalt

der Erzählung nach Boccaccio und knüpft daran eine lehrreiche Vergleichung zwischen der Behandlung desselben Stoffes bei dem italienischen und dem deutschen Dichter: Bei dem ersteren ist der Ring nichts weiter als ein Schatz, er berechtigt nur zur Herrschaft, bei Lessing hat der Ring eine höhere Bedeutung, er hat eine herzgewinnende, darum auch eine herzveredelnde Kraft, „er hat die Wunderkraft, beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm, wer in dieser Zuversicht ihn trägt". Aus dieser Differenz entwickelt der Verfasser die Idee, die die Aufgabe und das Thema des „Nathan" bestimmt. „Liebe erntet man nur, wenn man sie säet. Wer die meiste Liebe empfängt, weil er die meiste gegeben, der besitzt unzweifelhaft den echten Ring". Aber alle drei streiten. Sie hassen sich gegenseitig. So lange dieser Streit dauert, der selbstsüchtige, unduldsame, so lange ist die echte Liebe bei keinem, der echte Ring im Verborgenen. Wenn aber die Kraft des echten Ringes zu wirken beginnt? So ist einer der Geliebteste; und ist einer der Geliebteste, so ist die Liebe auch bei den anderen, und der Streit, der gehässige, geschlichtet Um aber der Geliebteste zu sein, muß er sich die Liebe der anderen erworben, ihre Herzen bezwungen haben. Dies konnte er aber nur durch eigene Herzensläuterung, durch Selbstverläugnung. „So lange also der Streit dauert, ist er nicht zu entscheiden, und so bald er entschieden werden kann, ist kein Streit mehr. Die Sache hat sich selbst gerichtet. Es ist nicht der Ring, auf den es ankommt, sondern das Herz, die Lauterkeit der Gesinnung, die der Weisheit conforme Liebe; es ist die Selbstüberwindung, die darum weise ist, weil sie weise macht".

„Was in der Fabel erscheint wie am Ziele der Zeiten, die Wiedervereinigung der Menschheit, nachdem sie geläutert aus ihren Religionen hervorgegangen, will die Dichtung gleichsam vorwegnehmen und uns vergegenwärtigen in dem kleinen Umfange einer Familie, in welcher geläuterte Charaktere der drei einander feindlichen Religionen sich nach langer Trennung zusammenfinden. Es mußte also eine Geschichte erfunden werden, die eine solche Vereinigung von Jude, Christ und Muselman herbeiführt. Diese Geschichte ist, wie Lessing sich ausdrückt, die interessante Episode, die er zu der Fabel von den Ringen ersonnen". Indem der Verfasser daran geht, die Geschichte, die Lessing für seinen Zweck erfindet, zu erzählen, führt er uns zunächst auf den historischen Schauplatz der Handlung Hier bemerkt er treffend, daß Lessing in der Geschichte der Kreuzzüge einen doppelt günstigen Zeitpunkt für den Zweck der Dichtung gewählt. Eine gewöhnliche Folge der überaus heftigen Anspannung der Glaubensleidenschaften ist ihre Erschlaffung: eine bequeme Toleranz, welche die Glaubensverschiedenheiten zu neutralisiren anfängt, tritt an die Stelle der erregtesten Intoleranz. Die Kreuzzüge wirkten auf die Glaubensleidenschaften entzündend, — abstumpfend, reinigend. Man kann von dieser großen Tragödie sagen, daß sie für den Glauben eine Katharsis im Sinne des Aristoteles war. Namentlich die Zeit des vierten Kreuzzuges, in welche Lessing seine Geschichte verlegt, giebt schon bedeutsame Zeichen, daß mit den Glaubensleidenschaften auch die Glaubensinteressen abnehmen. „Es ist die Zeit, in welcher

auf der mohammedanischen und jüdischen Seite die Bildung so hoch steht, daß ihre Philosophen die Lehrer der christlichen Theologen in Rücksicht des Aristoteles werden können, und die christliche Bildung sehr bald diesem Einflusse nachgiebt und gehorcht. Ein Templer geht zu Saladin über, ein christlicher König schlägt einen Muselman zum Ritter, selbst eine Verschwägerung ist im Werke zwischen Saladin und Richard Löwenherz."

Bevor wir mit Fischer zur Darstellung und Beurtheilung der Charaktere schreiten, wollen wir noch bemerken, daß es ein ganz anderer Gesichtspunkt als der herkömmlicher Kritik ist, den er dabei für sich gewählt hat und von dem aus er die über das Stück verbreiteten Vorstellungen für unklar erklärt. Fischer verwahrt sich vor allem gegen die übliche Einreihung der Personen des Stückes nach ihrem Glaubensbekenntnisse und schützt den Dichter vor dem landläufigen Vorwurfe, als hätte er in dem Stücke selbst das Christenthum angenscheinlich vernachlässigt und ihm nur Repräsentanten von zweifelhaftem Werthe zuerkannt. Es handelt sich in dem Gedichte nicht um bestimmte Religionen und theologische Lehrbegriffe, sondern um den Unterschied des Echten und Unechten in der Religion überhaupt. Es läßt sich eine Reihe von sittlichen Abstufungen, von Charakteren der verschiedensten Art vorstellen, in denen das Echte, der echte Grundzug der Religion, die Selbstverläugnung, immer reiner aus dem Unechten, aus der Selbstsucht, sich hervorarbeitet bis zur leuchtenden Höhe seiner wirklichen Reife. Von diesem Gesichtspunkte versucht Fischer die Charaktere zu erkennen. Es ist derselbe Gesichtspunkt, den der Dichter so schön in den Worten Recha's ausspricht: „so viel tröstender war mir der Glaube, daß Ergebenheit in Gott von unserem Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt".

Von einem kundigen Führer geleitet, betreten wir nun die Galerie der einzelnen Charaktere, an deren Schilderung der Führer eine meisterhafte Gabe erprobt, die Gabe zu erklären, die Wahrheit, die sich oft in den künstlerischen Gestalten selbst hinter den dichten Falten ihrer Erscheinung verbirgt, aufzudecken. Es ist des Philosophen beste Eigenschaft, das Dunkle und Zweifelhafte zu beleuchten und in uns jenes Verständniß zu wecken, das uns befähigt, das Wesen durch die Erscheinung wie durch einen durchsichtigen Schleier zu erblicken. Fischers System, die Charaktere auseinander zu halten, um jeden derselben als selbstständige Erscheinung ins Auge zu fassen, spricht eben für die Methode des scharf sondernden Philosophen, der sich ins Klare herauszuarbeiten trachtet und den das unentschiedene Zwielicht des halben Verständnisses beunruhigt. Eine Reproduction, wie der Verfasser sie hier bietet, ist in solcher Vollendung wahrhaft selten. Wir genießen die Dichtung, vom kritischen Geiste erhellt, doppelt, und der edle moralische Eindruck, den sie beabsichtigt, wird am edelsten aufgenommen in der Weise, wie es der Verfasser versucht das dramatische Lehrgedicht auf uns wirken zu lassen. Jedes Charakterbild, das uns der Verfasser vorführt, zeigt von neuem die tiefe innige Harmonie, die sich zwischen ihm und der Dichtung gebildet hat.

Die Darstellung der einzelnen Charaktere eröffnet die Figur des Patriarchen. Der Patriarch repräsentirt das vollkommene Gegentheil des wahrhaft Religiösen, das Gegentheil der von Selbstsucht freien, der Weisheit conformen Liebe. Einen solchen Charakter braucht die Dichtung als ein vollkommenes Abbild des unecht Religiösen, das in einer solchen Reihe von Abstufungen des Echten und Unechten in der Religion nicht fehlen darf. Der Contrast hebt das Echte selbst deutlicher hervor. In dieser Hinsicht ist der Egoismus beim Patriarchen Kern, die Religion Schale. Statt der Selbstverläugnung ist in ihm die Selbstsucht in der ganzen Breite ihrer Begier, der Glaubensegoismus mit seinem Dünkel und Hochmuth. „Leute von solcher Verfassung reden nicht bloß unwahr, sie sind unwahr, und das ist bei weitem das Schlimmste. Hier ist das unecht Religiöse ohne einen Funken des echten. Der Typus dieser Form ist der Patriarch". „Dieser Patriarch hat nicht die mindeste Anlage zu einem Märtyrer. Er wird sich wohl hüten, sich jemals preiszugeben. Auch seine Intoleranz und sein Fanatismus reichen nur so weit, als seine Selbstsucht".

Der Typus der gewöhnlichen, sehr verbreiteten Form des Glaubens, der kindischen, unmündigen, ordinären Form der Frömmigkeit ist Daja. In ihrer Art ist sie ganz wahr und aufrichtig, sie handelt so gut sie es versteht. Der Sinn für das Echte im Menschen ist ihr nicht aufgegangen. In ihrem Gemüth kommt die Selbstverläugnung nicht über die Schranken der Eitelkeit und des Unverstandes hinaus. So ist ihr Glaube wie ihre Liebe zur Hälfte Selbstliebe. „Was hier dem Herzen fehlt, ist weniger der gute Wille, als jene Bildung, ohne welche auch der beste Wille unrichtig und verblendet handelt. Es ist nicht die der Weisheit, sondern dem Wahn conforme Liebe".

Der Patriarch und Daja sind ordinäre Typen. Der Tempelherr ist eine seltene Natur. Er hat einen Zug, den er mit seinem Dichter theilt und der, so einfach er ist, dem Menschenkenner höchst selten unter Menschen begegnet: er ist ganz wahr, er will nur scheinen, was er innerlich ist. „Die großen menschlichen Züge, welche den Orden gewaltig gemacht haben, entsprechen ganz seinen persönlichen Neigungen: der Heldenmuth, die Todesverachtung, die Weltentsagung". Letztere nimmt der Verfasser als ein Grundmoment im Charakter des Tempelherrn. „Die frühe Weltentsagung macht ihn ernst, abgeschlossen, unzugänglich". Mit feinem psychologischen Urtheil und strenger Consequenz weiß der Verfasser uns alle anderen Eigenschaften des Tempelherrn als Resultat jener frühen Weltentsagung erscheinen zu lassen, die im Vereinsamten auch zur Weltverachtung werden kann. Wir halten die treffenden psychologischen Beziehungen, welche der Verfasser im Charakter des Tempelherrn wahrnimmt, für eben so richtig aufgefaßt als geistvoll durchgeführt und zum Ausdruck gebracht. „Nathans Auge durchschaut den Tempelherrn, erkennt in ihm den Edelmuth, der bis zur Selbstverläugnung geht, verdunkelt durch den Stolz, der sich leicht bis zur Selbstüberhebung steigert. Die Rüge Nathans über den unberechtigten Tugendstolz bringt den Tempelherrn zur vorwurfsvollen Bemerkung über den Glaubensstolz, dessen größte Schuld die

Juden tragen. Das beredte Wort, aus erregtem Gefühl hervorgegangen, läßt zum ersten Male den ganzen Reichthum an Gefühlen erkennen, die der edle Tempelherr in seiner Brust verbirgt. Die Scheidewand fällt, Nathan und der Tempelherr erkennen sich in derselben Gesinnung einer geläuterten, vom Glaubensfanatismus freien Menschheit.

Die Selbstverläugnung des Tempelherrn kämpft noch mit den Wallungen der Leidenschaft. Seine Selbstüberhebung streitet mit seiner Selbstverläugnung. Nehmen wir der Selbstverläugnung diese Schranke, setzen wir an ihre Stelle ihr äußerstes Gegentheil, die Selbstverkleinerung, „die am liebsten ganz ins Unscheinbare sich verlieren möchte", so erhalten wir einen Charakter der demüthigsten Art, „einen der Geringen, die sich selbst nicht klein, nicht gering genug sein können". Ein Charakter dieser Art, unentbehrlich für die Dichtung, ist der Klosterbruder. Er hat ein reines Gefühl für echten Menschenwerth. Ihm gilt in der Religion, Hingebung, Mitleid, Barmherzigkeit, Liebe als Hauptsache. In diesem Sinne ist der Klosterbruder ein echter Christ. Indessen, so echt und rein die Frömmigkeit des Klosterbruders ist, doch hat sie etwas Gedrücktes. Er ist auf der Flucht vor der Welt. Seine Sehnsucht geht nach der Einsiedlerhütte auf dem Tabor. Die Welt ist ihm unheimlich, weil ihn das Handeln ängstet; er fürchtet die beste That, weil sie so leicht schlimme Folgen haben kann. Um das Böse nicht zu thun, nimmt er sich vor dem Guten in Acht. „Das ist die Weltentsagung, welche die Welt nicht überwindet. Und hier ist der Mangel an dem der ehrliche Bonafides leidet".

Den Derwisch bezeichnet Fischer als den glücklichen Typus einer vollkommen unverkünstelten, unerzwungenen, ja naiven Weltentsagung, in der die Seele ihr volles Kraftgefühl und das Bewußtsein der Freiheit empfindet. In dieser Form wird sie nur im Orient geboren. Er ist auch Schatzmeister des Sultans. Tag für Tag muß er die finanzministerielle Noth durchmachen, Geld beschaffen, welches der Freigebigkeit und dem Wohlthun doch nicht genug wird. Die Rechnung stimmt nicht und sein Herz heißt die Wohlthat seines Herrn doch gut. „So sind in unserem Derwisch Kopf und Herz jetzt im offenen Zwiespalt. Er sehnt sich nach dem Derwisch zurück, der nichts als Derwisch war". Interessant ist die Zusammenstellung der verschiedenen Arten der Weltentsagung in den Charakteren des Tempelherrn, des Klosterbruders und des Derwischs: „Darin, so verschieden sie sind, vergleichen sich die drei Charaktere, daß sie die Probe echter Weltentsagung nicht bestehen, daß ihre Selbstverläugnung in der Weltentfremdung befangen bleibt, daß sie die dem Menschenleben abgewendete Einsamkeit begierig aufsuchen". Der Tempelherr fühlt sich gern melancholisch; „mach mir die Palmen nicht verhaßt, worunter ich so gerne wandle!" sagt er zu Daja. Der Klosterbruder verlangt des Tags wohl hundertmal auf Tabor. Und der Derwisch ruft voller Sehnsucht: „Am Ganges, am Ganges, nur gibts Menschen!" „Diese Menschenliebe, die noch auf der Flucht vor der Welt ist —, bemerkt treffend der Verfasser — wächst mit der Entfernung, gerade umgekehrt als in der Körperwelt die Anziehung, die mit der

Entfernung abnimmt". Sie wird erst frei in der Wüste; mitten unter Menschen wird sie verstimmt, so verstimmt, daß sie leicht in ihr Gegentheil umschlagen könnte. Das ist, was der menschenkundige Nathan bei seinem Freunde fürchtet:

Al Hafi, mache, daß du bald
In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte
Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
Zu sein verlernen.

Die Selbstverläugnung, die nicht an die Ufer des Ganges flüchtet, sondern auf der Höhe der Welt steht, unter ihr das menschliche Treiben, diese königliche Form der Selbstverläugnung hat ihren Typus in dem herrlichen Saladin. Die Vorurtheile und Befangenheiten der Menschen sind nicht für ihn. Er gönnt jedem seine Weise. Die Fülle des Lebens ist ihm nicht drückend, sondern erquicklich. Er hat das Talent echter Toleranz, neidloser Duldung. Die große Scene zwischen dem Sultan und Nathan, diese Perle der dramatischen Litteratur, bildet auch in Fischers Darstellung die brillanteste Partie. Da es ihm zunächst darum zu thun ist, den Charakter Saladins ins helle Licht zu setzen, so schildert er die Wirkung der Erzählung auf die Seele Saladins. Der in seiner weiblichen Art so eigenthümliche Charakter Sittahs ist wohl noch nie so wie von Fischer in seinen feinen Zügen aufgefaßt und dargestellt worden. „Eine Menge weiblicher Züge, die sich kaum bemerkbar machen, spielen in ihre Motive hinein; sie handelt so, daß sie unter einem Hauptinteresse der edelsten Art einige kleine Nebeninteressen mitbefriedigt. In dieser Klugheit besteht ihre List. Und es gehört zu ihrer Befriedigung, mit einiger List zu handeln". Zum Schlusse des Capitels über Saladin und Sittah macht Fischer noch eine, den Charakter des Saladin vervollständigende Bemerkung: „Nicht der sittlich feste Grundsatz, sondern Neigungen sind es, die auf seine Handlungen bestimmend wirken". Darin besteht sein Mangel. „Eine Natur, die auf Neigungen beruht, sie seien noch so großartig, ist nie so sicher, daß sie nicht in Augenblicken sich selbst entfremdet werden könnte".

In Nathan steht der Charakter vor uns, auf den die andern wie in einer Stufenleiter hinweisen. In ihm vereinigen sich die herrlichen Eigenschaften der früher angeführten Personen zur wahren Charaktergröße. Mit ihm sind wir auf der Höhe der Dichtung angelangt. Die Aufopferungsfähigkeit des Tempelherrn, seine Freiheit vom Glaubensdünkel, die Demuth des Klosterbruders, die Weltentsagung des Derwischs, die Freigebigkeit und Großheit des Saladin vereinigen sich in ihm unter der Herrschaft der Einsicht und Weisheit. Für die Größe und sittliche Hoheit dieses Charakters liefert die Dichtung selbst die Belege. Alles fühlt sich von Nathan mächtig angezogen. „Wir müssen Freunde sein", sagt der Tempelherr; „sei mein Freund" bittet der Sultan. „Ihr seid ein Christ, bei Gott! Ihr seid ein Christ", ruft der Klosterbruder. Ihn allein möchte Al Hafi an den Ganges mitnehmen. Daja bewundert ihn: „Wer zweifelt, Nathan, daß ihr nicht die Ehrlichkeit, die Großmuth selber seid?" Dieser Nathan besitzt die Kraft des echten Ringes, die herzgewinnende Kraft. Mit der Duldung und Liebe

verbindet sich in Nathan die erziehende Einsicht; diese Duldung ist nicht Sache der Neigung, sie ist innerster Wille, hohe sittliche Bildung. Diese Bildung ist die Frucht gereifter Lebenserfahrung. Nathans Sentenzen sind erlebte Wahrheiten, die aus dem Herzen kommen; wenn es eine Weisheit giebt, die herzlicher Art ist, so ist es die Weisheit Nathans. Es ist in ihr der Ton, dem man glaubt. Zu dem was er ist, hat Nathan sich selbst erzogen; er hat den Kampf der Selbstverläugnung bestanden und ihre schwersten Folgen liegen hinter ihm. Er ist aus den Prüfungen des Lebens geläutert hervorgegangen. Die Christen haben ihm sein Weib und seine hoffnungsvollen Söhne getödtet. Seine Rache war, daß er sich eines Christenkindes erbarmte. Er hat nie von dieser That gesprochen. Die Versuchung des Glaubenshasses war für ihn die stärkste. Er hat sie überwunden. Fortan konnte er nicht anders, als milde und duldsam denken. — Die Frage, warum Lessing diesen edlen Menschen gerade zum Juden gemacht hat, will Fischer nicht aus persönlichen Beziehungen zur litterarischen Sippe beantwortet wissen. Die Annahme, beim Patriarchen habe Lessing offenbar an seinen Feind, den Pastor Götze, beim Nathan an seinen Freund Moses Mendelsohn gedacht, läßt Fischer mit Recht nicht gelten. Dafür bietet er eine andere, tiefere Lösung: Die Religion des Juden ist unduldsam, stolz und unterdrückt. Kann aus diesen Bedingungen Duldung hervorgehen? Nein! Haß und Rachegefühl entzünden, das dämonisch und in niedrigen Naturen bestialisch wüthet, daß es das Pfund Fleisch vom Herzen des Feindes losreißen möchte. Auf diesem Wege kommt es zu einem Shylock. Wenn aber eine große Seele diese Leidenschaften, die in ihrer niedrigsten und häßlichsten Ungestalt einen Shylock bilden, überwältigt, wenn sie ihrem Glauben, der zugleich der stolzeste und der unterdrückteste ist, die Duldung abringt, so kommt es zu einem Nathan. „Diese Duldung hat den schwersten Kampf bestanden. Was wäre auch die Duldung, wenn sie nicht geduldet und gelitten hätte?" „Mit dieser Duldung wird er freilich nicht mehr diesen Glauben repräsentiren. Er repräsentirt das Judenthum nicht, aber er ist ein Jude und bleibt einer. Nicht weil das Judenthum die Religion der Duldung, sondern weil es das Gegentheil ist — darum ist Nathan ein Jude".

Zum Schlusse noch das Wesentlichste aus der Darstellung und Beurtheilung des Charakters der Recha. Recha's Schwärmerei bezeichnet Fischer als den aufrichtigen Ausdruck ihrer Selbstverläugnung und Hingebung, findet aber doch zugleich darin einen Phantasiegenuß, der die Selbstverläugnung entkräftet. Ihr Engelglaube ist die Schwärmerei ihrer Dankbarkeit. Aber gerade in diesem Glauben wird die Dankbarkeit wirkungslos. „Bewähren kann sich die Selbstverläugnung, wie die Dankbarkeit, nur in der Menschenliebe".

Deutsche Erzähler.

Brachvogels „Historische Novellen". — „Leichtes Blut" von August Diezmann. — „Hoffnungen in Peru" und „Reiseskizzen und Novellen" von Ernst Freiherrn v. Bibra. — „Auf deutscher Erde". — Romanbibliotheken. Gerstäcker, Möllhausen, Julius v. Wickede. — Th. Scheibe.

II.

Es giebt Romane, die in ihrer Art auf den belletristischen Schreibtischen Deutschlands wild wachsen. Zu erkennen sind sie nicht etwa daran, daß sie allzugewöhnliche Erlebnisse enthielten, denn es wäre schon ein Verdienst, wenn sie Erlebtes, Leben überhaupt zum Inhalt hätten; zu erkennen sind sie daran, daß sie allzugewöhnliche Romane enthalten, aus denen sie entstanden sind, wie Welle aus Welle. In dieser unerquicklichen Flut läßt man, wie oben gesagt, seine Wahl gerne von irgend einer Voraussetzung leiten, die etwas ungewöhnliches verspricht, und wie bei Brachvogels „historischen Novellen" knüpft sie sich bei August Diezmann an den Namen des Autors.

Denn August Diezmann hat liebenswürdige Erinnerungen aus der litterarischen Glanzepoche Weimars veröffentlicht; in Form und Geist geben sie Bürgschaft für seine Bildung. Das ist freilich noch nicht Bürgschaft für die Erfindungsgabe und die bewegliche Einbildungskraft, welche einen Roman genußreich machen, allein in dieser Beziehung leistet der Roman durch andere Umstände Garantie. August Diezmann ist der Uebersetzer einer langen Reihe der gelesensten Romane des Auslandes, die durch die in ihnen waltende glänzende Phantasie seine eigene befruchtet haben müssen, wenn nur ein Keim davon in ihm noch vorhanden ist.

Ja, auch in Rücksicht auf die in Romanen so viel für das Interesse des Lesers entscheidende Kenntniß der großen Welt, der verschiedenen Stände und Lebensformen, sollte man diesem Namen Vertrauen schenken, wenn er auch, so weit es die Wirklichkeit angeht, einen Gelehrten bezeichnen dürfte, der niemals aus seinem Bibliothekzimmer herausgekommen wäre. Die erwähnte litterarische Beschäftigung müßte bei dem Fleiße, mit dem sie A. Diezmann von jeher betrieb, in dem Bibliothekzimmer zurückgelassen haben, was er auf Weg und Steg selbst aufzusuchen nicht vermocht hatte. Wenn jemals eine Vermittlung die Unmittelbarkeit ersetzen konnte, so müßte es hier der Fall gewesen sein. Und was besonders die Vertrautheit mit der vornehmen und eleganten Welt betrifft, so sollte sie dem Verdeutscher so vieler französischen Romane auch noch mittelst einer anderen Beschäftigung und zwar in seiner Eigenschaft als Redacteur einer „Modenzeitung" angeflogen sein. Ein so reiches Interesse knüpft sich an August Diezmanns eben erschienenen Original-Roman „Leichtes Blut" — bevor man ihn liest.

Mit den vorstehenden kleinen Variationen über den Namen des Verfassers ist dem Leser beinahe mehr erzählt worden, als von dem dreibändigen Roman selbst zu erzählen übrig bliebe, auch wenn man den Kern der Handlung mittheilen wollte. Noch kürzer könnte das Urtheil lauten, wenn dem Kritiker, seine Meinung

auf Beweise zu stützen, so willig erlassen wäre, wie dem Abonnenten der Leihbibliothek. Man brauchte dann nur einfach und herzhaft in das Verdict des letzteren einzustimmen: der Roman ist langweilig.

Leider ist damit nichts bewiesen, nicht einmal dieser Ausspruch selbst. Es giebt kindliche Gemüther, welchen Alles Unterhaltung gewähren kann, sogar „Leichtes Blut". Und obgleich zu bezweifeln ist, daß Jemand selbst welches in dem Grade hätte, um den vorliegenden Roman unterhaltend zu finden, so bleibt doch Langeweile immer nur als eine subjective Wirkung anzusehen, welche selbst dort, wo sie von Jedem ohne Ausnahme empfunden würde, sich noch immer nicht als eine absolut nothwendige beweisen ließe.

Daß aber Jeder, der mit den obenerwähnten Voraussetzungen, wie sie der Name des Autors erweckt, an das Buch geht, eine furchtbare Enttäuschung erleidet, ist unbedingt wahr. Selbst der am meisten durch jene Voraussetzungen Bestochene wäre nicht im Stande die Erfindung des Romans mit irgend einer zu vergleichen, die ihn jemals durch geschickte Combinationen gefesselt hielt, oder aus den drei Bänden eine Situation, einen Charakter oder auch nur einzelne Gedanken herauszuholen, welche den Reiz der Neuheit oder auch nur der Lebenswahrheit besäßen. Das sind Bilder einer Dorfheimat, wie sie in den Erinnerungen eines Greises an seine Kindheit dämmernd aufsteigen mögen, um in dem Augenblick, da sie zu Papier gebracht werden, weil keine schöpferische Phantasie dazu mitwirkt, den letzten Farbenglanz der Wirklichkeit zu verlieren. Das ist eine vornehme und elegante Welt, wie ein Magister in seiner Dachstube sich sie nach unwahren und dadurch bereits komisch gewordenen Traditionen ausmalt.

„Ich heiße Ulrich Lenz und bin fast genau in der Mitte des lieben deutschen Vaterlandes geboren". So beginnt der Roman, und vielleicht zum ersten Male hat sich eine sonst so richtige Bemerkung Jean Pauls in seiner Aesthetik nicht bewährt, daß ein Autor unbewußt und unwillkürlich mehr plastische Bestimmtheit des Vortrages gewinnt, wenn er in der ersten Person erzählt. Ulrich Lenz erlebt eine Kindheit, die man von Anderssen, eine Dorfgeschichte, die man von Immermann, eine studentische Jugend, die man von Gustav Freitag, endlich Beziehungen zu zwei reifen, in Liebessachen nicht gerade naiven Frauen, die man vom jungen Alexander Dumas dargestellt haben möchte. Die Unzulänglichkeit des Verfassers zeigt sich schon darin, daß diese so verschiedenartigen Lebenswendungen sämmtlich in dem breiten behäbigen Ton erzählt sind, der keine Spur von Leben hat und wie aus alten, verschollenen Büchern herausklingt.

Selbst das naive Gemüth eines eingefleischten Romanlesers fühlt sich augenblicklich enttäuscht, wenn die Form der Autobiographie, wie sie hier gewählt ist, sich selbst untreu wird, wenn nämlich Vorgänge mitgetheilt werden, bei welchen der Erzähler nicht anwesend war und von denen auch nicht gesagt ist, wie sie zu seiner Kenntniß gelangten, und noch obendrein mit der Genauigkeit, um daß er den Leser von jeder Wechselrede und Geberde dabei unterrichten kann. Indessen

würde man diese äußerliche Ungeschicklichkeit der inneren Wahrheit zu Gute halten Diese fehlt hier an allen Ecken und Enden.

Und das ist gerade der Uebelstand, welcher typisch geworden ist für deutsche Romane, in so fern sie das moderne Culturleben abzuspiegeln gedenken. Deutschland besitzt vortreffliche Erzähler im historischen Roman, von denen schon oben einige genannt sind; ebenso wächst den verschiedenen Dorfgeschichtenschreibern bei der Berührung eines bestimmten localen Bodens Kraft der Wahrheit zu. Für die Welt aber, welche den civilisirten Menschen zunächst umgiebt, sind die deutschen Erzähler, die ihr gerecht zu werden wissen, bald genannt, und man dürfte den Namen Hoefer, Spielhagen, Paul Heyse, Wilhelm Raabe (Corvinus), Moriz Hartmann kaum noch einige hinzufügen können. Der auserlesenen und folglich wenig umfangreichen Production, die durch diese Namen vertreten wird, steht die Fülle der Romane gegenüber, welche den ungesättigten Bedarf zu decken bestimmt ist. Soll auch von dieser Waare kritisch Rechenschaft gegeben werden, so kann man es dem Referenten nicht verargen, wenn er bei einem Exemplar davon, welches allerdings an sich nicht verlockend ist für eine dauernde Betrachtung, länger verweilt, denn als Muster der Gattung erspart es, allseitig beleuchtet, nach unzähligen seinesgleichen zu sehen.

Nicht umsonst also will der Referent seufzend aber gewissenhaft den beschwerlichen Leseweg zurückgelegt haben, auf welchem nicht die Abgründe allein es waren, welche gegähnt haben; er will die Genugthuung dafür haben, die jedem Reisenden wird, er will Anderen mittheilen, was er an schauerlichen Dingen erlebte. Indessen fordern Raum sowohl als Mitleid eine Beschränkung auf dasjenige, was den Mangel an innerer Wahrheit, das Hauptgebrechen deutscher Romane, zu erhärten geeignet und genügend ist.

Ulrich Lenz lernt einen Bauer kennen, der die Marotte hat, seinen Kindern eine städtische Bildung mit Hülfe verschiedener Lehrer angedeihen zu lassen, was eigentlich nicht tadelnswerth wäre, wenn es sich nicht mit dem Eigensinn verbinden würde, die durch solche Erziehung ihrem Stande entfremdeten Kinder dennoch zur Beibehaltung des Standes zu zwingen. Sie sollen gebildete Bauern sein: es ist nur Bauernstolz, was den Vater veranlaßt, ihnen Kenntnisse aller Art zu vermitteln; er will nur zeigen, daß er auch dies bezahlen kann. Das erste Opfer dieser Verkehrtheit wird die Tochter. Sie spielt den Flügel und ist auch sonst sehr „gebildet"; sie spricht wie ein Buch — leider wie ein schlechtes. Das genirt den Ulrich Lenz natürlich nicht, ist er doch selbst in einem solchen zu Hause; er besucht sie fleißig und nährt ein zärtliches Verhältniß mit ihr, dem nur die ausgesprochene Erklärung fehlt. Ehe diese erfolgt, hat der Vater dem Mädchen einen Bräutigam gefunden, einen reichen Bauerssohn der rohesten Sorte. Das bereits mit feinen Lebensformen vertraute Mädchen stößt den Bewerber mit Abscheu zurück und wird darob vom Vater, in Gegenwart des Freundes Lenz, hart angelassen. Das Mädchen, in Machtlosigkeit und äußerster Verzweiflung, schweigt, scheint sich aber etwas bedenkliches vorzusetzen. Freund Lenz jedoch, der Held des Mäd-

chens und des Buches, schweigt auch. Obgleich mit dem Alten auf recht gutem Fuß, schweigt er, der beredte Städter, er schweigt wie der berühmte Papagei, der vieler Sprachen mächtig war und sich dennoch braten ließ, weil er im passenden Augenblicke zu sagen vergaß, was ihn hätte retten können Erst nachdem das Mädchen auf der Bahre liegt, setzt der Held dem weinenden Vater die begangene Tollheit auseinander.

Und das findet der Verfasser so selbstverständlich, daß er nicht ein Wort verliert, um zu erklären, warum der charmante und charmirende Herr Lenz nicht lieber das Mädchen, dem er so lange schön that, selbst entführt, als es der Angst und dem Entsetzen zu überlassen, in welchem die Unglückliche nach der Abreise des hülflosen „Freundes" zurückbleibt. Und für diesen Helden sollen wir uns drei Bände lang interessiren.

Der Verfasser läßt ihn freilich viel Glück bei den Weibern haben, obgleich seine Redeweise, wenn er galant oder gar „geistreich" sein will (in diesem Falle hilft er sich jedoch meistens mit Citaten aus Shakspeare, Göthe und Schiller), dem Leser die Vorstellung erweckt, ein Schulmeister spiele den Bonvivant. Eine verheiratete Frau geht ihrem Manne durch und bereist mit Ulrich Lenz die Schweiz, was nicht nur Gelegenheit giebt, aus Naturschilderungen und Gebirgssagen einen ganzen Band zu machen, sondern sogar Gelegenheit, die arme Frau den Hals brechen zu lassen. Der entfernte Ehemann ist gar nicht böse über das Durchgehen seiner Frau, aber sehr über ihren schrecklichen Tod. Diese Nachsicht gehört aber wieder zu der inneren Wahrheit des Romans.

Der Held heiratet zuletzt eine Frau, deren Verhältnisse mit einer Criminalgeschichte verflochten sind, aus der man wieder ein Pröbchen von der in dem Roman herrschenden Lebenswahrheit schöpfen kann. Doch braucht man den Leser nicht mit der Mittheilung zu behelligen, weil die Frau selbst in dieser Beziehung eine ganz wunderbare Creatur ist. Wittwe eines alten Mannes, beschließt sie, sich für ihre unglückliche Ehe an allen Männern zu rächen, sie zu Grunde zu richten, zu ruiniren. Das ist nicht etwa im französischen Sinne gemeint, sie hat nicht im entferntesten die Idee, auf Kosten ihrer Tugend große Vermögen mit ihnen durchzubringen. Sie versammelt eine zahlreiche Gesellschaft von Herren um sich, um ihnen mittelst platonischer Koketterie — die Herzen zu brechen! Dazu sind die Herren unserer Zeit gerade angethan. Von dem widerlichen Eindruck, den diese steifleinene Frivolität macht, soll gar nicht die Rede sein. Allein gerade an dieser Wachsfigur will die Tendenz des Romans zum Vorschein kommen, daß die Sitte nicht schon Sittlichkeit sei. Diese Tendenz hat bereits einmal die Welt entzückt, da war aber noch eine Kleinigkeit dabei: die Genialität der Sand. Hier erledigt sich der Gedanke nach langweiligen Discussionen zuletzt, wie schon der Titel andeutet, physiologisch. Die freiere Weltanschauung ist ein Ergebniß des — „Leichten Blutes".

Der Roman ist in einem logisch gebildeten Stil geschrieben und enthält einige gute Bemerkungen, die sich aber nicht auf das Leben, sondern auf die

Litteratur beziehen. Und ist mit dieser Auseinandersetzung der Gehalt der meisten deutschen Romane bezeichnet, so hat man Ursache sich zu freuen, daß endlich Gustav Freitag wieder einen wirklichen deutschen Roman zu geben verspricht.

Einstweilen ist doch dafür gesorgt, daß auch ohne eine genügende Anzahl ausgesprochener Talente für die bezeichnete Kunstgattung die Leser deutscher Unterhaltungsschriften nicht zu verzweifeln brauchen. Der Reiseroman, wie ihn Friedrich Gerstäcker zuerst bei uns wirksam machte, hat sich zu einem überaus fruchtbaren Genre entwickelt. Costenoble's Verlagshandlung in Jena und Leipzig hat in dem Betrieb dieser in Geographie gesetzten Dichtungen ihre Specialität, wozu wohl der große buchhändlerische Erfolg Gerstäckers den Anstoß gab. Von diesem sind wieder zwei längst anerkannte Romane „Im Busch" und „Die Sträflinge" in neuen wohlfeilen (Volks-) Ausgaben erschienen und sie können jedem angestrengten Kopf, der sich geistig erholen will, jeder Phantasie, die sich gerne, ohne auf die Interessen des Herzens zu verzichten, durch ein Panorama führen läßt, neuerdings gewissenhaft empfohlen werden. In diesem Genre von Romanen ersetzt der originelle Naturstoff das originelle künstlerische Talent, indem er zu seiner Bewältigung bloß die schriftstellerische Geschicklichkeit in Anspruch nimmt.

Unter den Mitstrebenden Gerstäckers ist Ernst Freiherr v. Bibra schon öfter genannt worden. Man möchte vermuthen, daß dieser Schriftsteller sich seines Talentes zu spät bewußt geworden, erst als er an die Beschreibung seiner Reise in Südamerica ging und nicht mehr Zeit war, die versäumten Studien zur geschmackvollen Ausbildung des Talentes nachzuholen. Jetzt fehlt den Erfindungen in seinen südamericanischen Romanen das richtige Maß, dem Humor, der allerdings ursprünglich in ihm vorhanden ist, die richtige Stelle und Verwerthung; subjective Launen durchbrechen den Vortrag und zerstören zuweilen seinen eigenen Bau. Ein ferneres Unglück für den Verfasser scheint es zu sein, daß ihm das germanische Museum in Nürnberg die ältesten schriftlichen Quellen zur Geschichte des deutschen Gaunerthums in die Hände spielte. Wiederholt mußten sich die Leser durch seine Kenntniß von diesen Dingen schlagen, womit auch sein dreibändiger Roman „Hoffnungen in Peru" wieder reichlich gespickt ist. Zudem handelt es sich hier um eine der abgebrauchtesten Grundlagen für Erzählungen, um eine Millionenerbschaft, welche einer Familie von gewissem Namen zufallen soll, worauf denn Alle, die diesen Namen in irgend einer Schreibart führen, mit ihren Forderungen nicht zurückhalten. Dennoch wird an der oft von behäbigem Geplauder begleiteten Erzählung Jeder ein harmloses Vergnügen finden, der überhaupt einem solchen zugänglich ist.

Kaum lag dieser Roman vor und schon ließ der fast allzu fruchtbare Verfasser gleich vier Bände „Reiseskizzen und Novellen" erscheinen, in welchen sich die zwei Elemente seines Schaffens, südamericanische Erinnerungen und deutsches Fabuliren, bisher innig verschmolzen, zu gesonderten Producten scheiden. Den Novellen wird man, besonders wo sie humoristisch anklingen, den Vorzug geben.

Zu den geo-ethnographischen Romanen gehört auch „Auf fremder Erde" von Ali Kambanj, welchen Schriftsteller malayischen Namens Gerstäcker persönlich zur Abfassung seines Werkes veranlaßte. Das theilt der letztere in einem Vorwort mit, welches mit der Versicherung, wie vorzüglich die Schilderungen kleindeutschen Lebens in Australien sind und wie spannend und trefflich das Ganze geschrieben ist, eine wahrheitsgetreue Kritik bildet.

Auch Balduin Möllhausen gehört dieser Richtung an und sein „Mormonenmädchen" ist bereits zur Ehre einer Volksausgabe gelangt und bildet einen Theil der von Costenoble herausgegebenen „deutschen Romanbibliothek". Diese umschließt auch noch ein anderes Surrogat für den eigentlichen künstlerischen Roman: die soldatischen Erzählungen. Julius v. Wickede, anerkannt einer der besten Vertreter militärischer Belletristik, lieferte dieser Bibliothek den „deutschen Landsknecht neuester Zeit". Er erzählt aus den Feldzügen von 1848 und 1849 in Schleswig-Holstein, aus Brasilien, Californien und der Belagerung von Sebastopol, aus Italien und endlich aus dem Dienst der conföderirten Armee der Südstaaten von Nordamerica.

Während wir also aus ästhetischen Gesichtspunkten constatiren müssen, daß es keine deutschen Romane giebt, erscheinen in Deutschland ganze Romanbibliotheken in einer Unmasse von Bänden. Die Möglichkeit erklärt der angegebene Inhalt und man wird solche Ersatzmittel ohne kritisches Bedenken gelten lassen können, weil sie, im geraden Gegentheil zu culinarischen Surrogaten, durch den gesunden Naturstoff für den mangelnden Kunstbetrieb schadlos halten. Leider muß aus Oesterreich Mißrathenes zu den modernen Romanbibliotheken hinzutreten. Aus der litt. art. Anstalt von Zamarski und Dittmarsch herausgegeben, liegt uns ein Roman, „Polen und Maria Theresia", von Th. Scheibe, vor. Eine nicht ganz gemeine Phantasie hätte hier durch das Hinzutreten von Bildungselementen brauchbar gemacht werden können; um nicht von sonstigen Vulgaritäten des Schriftstellers zu sprechen. — Wir glaubten der Roman wäre in einem sonderbaren Dialekt absichtlich geschrieben worden, bis wir entdeckten, daß er nichts weiter ist als die Anhäufung unabsichtlicher, haarsträubender Sprach- und Sinnfehler

Hieronymus Lorm.

Unger und Kotschy, die Insel Cypern.

(Wien 1864.)

Besprochen von **Oskar Schmidt.**

Kaum zwei Jahre sind verflossen, seitdem Prof. Unger die Ergebnisse seiner jonisch-griechischen Reise veröffentlicht und schon wieder liegt eine ähnliche Reisefrucht vor, welche der Naturforscher von Fach und der Laie mit gleichem Interesse lesen wird. Unter den naturwissenschaftlichen Laien müssen aber noch der Antiquar

und Philolog ganz speciell auf das Werk hingewiesen werden, da für sie die reichste Belehrung über die Eigenthümlichkeiten und die Bedeutung der Insel der Aphrodite geboten wird.

Zum Reisen gehört ein eigenes Talent und ganz besonders im Orient die Gabe, seine Individualität der fremden Art anzupassen. Herr Kotschy ist ein solches Reisegenie, ein so leidenschaftlicher Forschungsreisender, wie ihn der ungastliche, räthselvolle Boden Africa's und die Gebirge Klein-Asiens verlangen; ihm ist am wohlsten zu Pferde oder unter dem Zelt; einem Salon der Hauptstadt zieht er die Verhandlung mit schlauen Arabern über sicheres Geleit vor. Wie aber Prof. Unger reist, kann Referent am besten beurtheilen, da er auf den jonischen Inseln und erst noch kürzlich in Dalmatien sein Begleiter war. Mir steht daher, indem ich das neue Buch lese, mein verehrter College gar lebendig vor Augen, wie er die natürlichen Verhältnisse der zu durchforschenden Gegend einer allseitigen Prüfung unterzieht, nicht etwa bloß Pflanzen sammelt, sondern den Hammer des Geognosten eben so eifrig braucht, Versteinerungen aus den Felsen bricht und die charakteristischen Thiere einheimst, wie er dann die Cultur, die vergangene und die gegenwärtige, aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes ableitet und den Menschen in den Stadien seiner Geschichte verfolgt. Immer hat er den Stift zur Hand, Landschaften, charakteristische Pflanzenformen, Costüme, Geräthe u. dgl. aufzunehmen; und so vermag er schließlich sein Reiseobject so zu durchdringen und nach allen Richtungen auszubeuten, daß er ein höchst anschauliches, lichtvolles Bild entwirft. Wir erfahren von Cypern, wie die großartige Natur, durch Reichthum und Lage der Mittelpunkt eines höchst entwickelten Städtelebens, Handels- und Völkerverkehrs, zwar nicht gänzlich hat gebrochen werden können, aber „alle Versuche, welche der Westen früher oder später machte, um diese zauberische Insel wieder auf die Bahn europäischer Cultur zu bringen, sind an der aus den Steppen Mittel-Asiens hereingebrochenen Barbarei gescheitert, und so schaltet und waltet der Halbmond über die Grabeshügel der Könige, über Städteruinen, über verschüttete Säulenhallen von Tempeln und Palästen, als wären es Geröllbänke, die ein tosender Waldstrom bei seinen Ueberflutungen dort und da zurückließ".

An der Bearbeitung des Werkes, so weit es uns hier interessirt, hat Kotschy den geringeren Antheil Von ihm ist das Vegetationsbild (S. 116 bis 150), in welchem, nach allgemeiner Schilderung der Mediterranflora, dem Pflanzencharakter Cyperns seine eigenthümliche Stellung angewiesen wird. Es zeigt sich darin der Kenner, der die Anschauungen von drei Welttheilen in sich verarbeitet hat. Nur für den Fachmann ist das lange Verzeichniß der auf Cypern gefundenen Pflanzen (S. 150 bis 173 Unger, S. 173 bis 393 Kotschy). Auch das Verzeichniß der bisher beobachteten Thiere ist von Kotschy.

Aus den aus Ungers Feder geflossenen und mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit anmuthig und poetisch geschriebenen Abschnitten können wir nur Weniges hervorheben. Da ist gleich die „geologische Skizze von Cypern" ein solches Meisterstück, wie der Länder- und Völkerschilderer den Grund zu seinem Gemälde

zu legen hat. Wir erfahren, wie die Insel aus dem Meere sich emporgerungen haben mag, wie sie wahrscheinlich noch in neuerer geologischer Periode mit dem benachbarten Festlande zusammenhing, so daß Pflanzen und Thiere einwandern konnten, wie aber doch jener Zusammenhang zeitig genug unterbrochen wurde, um die Pflanzenwelt als eine Inselflora zu beschränken. Aus dieser geognostischen Beschreibung geht der landschaftliche Charakter der einzelnen Inseltheile nach Form und Vegetation hervor, sie giebt den Schlüssel über Anlage der uralten Städte; sie zeigt, von welchem Einfluß das vortreffliche Baumaterial auf die Städteentwicklung sein mußte. Solche Untersuchungen bilden die einzig mögliche, bis jetzt leider allzu sehr vernachlässigte Grundlage der antiquarischen Forschung, des Verständnisses der Classiker und des Alterthums überhaupt; und mir ist niemand bekannt, der so geschickt wie Unger die Anknüpfungspunkte in allverständlicher Weise herauszufinden wüßte.

Ich kann nur aufzählen, daß nun reiche Beobachtungen über Meteorologie und Klima, so wie über die Quellen und Flüsse folgen. Eines der interessantesten Capitel ist das über „wichtige Arzenei- und Handelsgewächse". Am berühmtesten ist die Kopherpflanze, von welcher die einst Kittion genannte Insel den späteren Namen empfing und welche das schon in den ältesten Zeiten gesuchte Laudanum liefert. Es wird noch jetzt, wie zu Herodots Zeiten, von den Bärten der Ziegen eingesammelt, an welche sich die harzige Substanz anhängt, eine Ausscheidung der kretischen Cistrose. Unger giebt über das bisher ganz unklare Verhältniß nicht bloß einen historisch-kritischen Nachweis, sondern auch eine genaue mikroskopische und chemische Untersuchung. Hieran reiht sich diejenige einer anderen Species, des Amber- oder Storaxharzes, über dessen Mutterpflanze man ebenfalls ganz im Unklaren war. Wir lernen außer dem Styrax officinalis, dem schon nach Plinius' Angabe den Storax liefernden einheimischen Strauch, einen ungleich interessanteren Baum, Liquidambar orientalis, kennen, den man ohne Zweifel von Syrien aus nach Cypern, der Ambergewinnung wegen, verpflanzte. Leider scheint er nur noch in wenigen Exemplaren auf der Insel zu sein. Die harzige Substanz — der Storax — ist in den Zellen gewisser Schichten der Rinde enthalten. Einer ähnlichen eingehenden Beiprechung wird ein drittes Räucher- und Arzneimittel, der Mastix, und die ihn liefernde Pistazienart unterzogen.

Es folgt eine Schilderung der Agriculturverhältnisse, des Feld- und Gartenbaues, der Wein- und Oelcultur. Das Resultat fällt für die Gegenwart, wie wir wissen, nicht tröstlich aus, zumal zur Indolenz der Bevölkerung die häufigen Heuschreckenverwüstungen kommen. Dieser Geißel ist wieder ein eigenes Capitel gewidmet. Nicht die berüchtigte Wanderheuschrecke, sondern mehrere kleinere Arten haben sich heimisch gemacht; denn erst mit dem Verfall der Cultur sind diese Verheerungen häufiger geworden.

Ein Naturforscheridyll ist die Beschreibung des Aufenthaltes in dem Gebirgsdorfe Prodromo mit dem Ausfluge nach dem Kloster Troodilissa; höchst reichhaltig

endlich die historisch-topographische Beschreibung vorzüglicher Kirchen, Klöster und Städte.

Wir erwähnen noch, daß das Werk mit vielen Holzschnitten, theils Landschaften, theils merkwürdige Ruinen und Alterthümer darstellend, geziert ist

P. Johann Nepomuk Ehrlich.

Am 23. October 1864 starb zu Prag Johann Nepomuk Ehrlich, Priester des Piaristen-Ordens, Doctor der Theologie und Philosophie, Mitglied des philosophischen Doctorencollegiums an der Wiener Universität, ordentlicher Professor der Fundamentaltheologie an der theologischen und der Religionswissenschaft an der philosophischen Facultät, fürsterzbischöflicher Notar, a. o. Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, emeritirter ordentlicher Professor der Moraltheologie an den Universitäten zu Graz und Prag, Inhaber der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, in den Jahren 1854 und 1859 Decan, 1855 und 1860 Prodecan des theologischen Professoren-, 1861 Decan des theologischen Doctorencollegiums an der Universität zu Prag, 1864 k. k. auswärtiger Unterrichtsrath.

Die zahlreichen Schüler, Anhänger und Freunde des nur zu früh Dahingegangenen, die den seltenen Charakter schätzen lernten, hat die Nachricht seines Todes gewiß schmerzlich berührt. Darum hoffe ich ihnen eine willkommene Gabe zu spenden, wenn ich eine kurze, wahrheitsgetreue Schilderung seines Lebens und Wirkens als ein Denkmal der Liebe und Anerkennung des Ordens, dem der Verstorbene angehörte, auf das Grab des Freundes und vormaligen Collegen niederlege und mich glücklich schätze, wenn darin das Bild des edlen Menschenfreundes, des weisen und milden Lehrers, des in der Entsagung wahre Befriedigung findenden Ordensmannes nicht verkannt wird.

Johann Nepomuk Ehrlich war am 21. Februar 1810 zu Wien geboren. Seine Eltern, christlich fromme Eheleute nach altem Schrot und Korn, erzogen den Sohn in der Furcht des Herrn.

Im zwölften Jahre seines Alters hatte er das Unglück, den Vater zu verlieren. Da er jedoch schon in der Elementarschule eine ungemein gute Begabung gezeigt und von dem Wunsche beseelt war, dem Orden der frommen Schulen einst anzugehören; so wendeten seine Angehörigen alles daran, um den talentvollen Jüngling die Gymnasialstudien beginnen zu lassen, die er denn auch in sechs Jahren ohne Schwierigkeit am Schotten-Gymnasium ehrenvoll zurücklegte. Mit richtiger Schätzung des eigenen Charakters blieb er dem früh gehegten Wunsche treu, suchte geziemend um die Aufnahme in den Piaristenorden österreichischer Provinz an und erlangte dieselbe auch.

Das Noviziat trat er zu Horn in Oesterreich am 28. October 1827 an. Nach dessen Vollendung oblag er den philosophischen Studien zu Krems durch zwei Jahre und hierauf den theologischen durch vier Jahre öffentlich an der Universität zu Wien mit ausgezeichnetem Erfolge, während er zugleich im Löwenburg'schen Convicte das Amt eines Präfecten und Correpetitors der Zöglinge zur größten Zufriedenheit der Oberen versah und unermüdet an seiner eigenen wissenschaftlichen Ausbildung arbeitete.

Denn kaum ein Jahr, nachdem er die Priesterweihe erhalten (22. Juli 1834), erlangte er auch die Doctorswürde der philosophischen Facultät an der Alma mater zu Wien und wurde Mitglied des Doctorencollegiums, worauf er mit Beibehaltung seiner

Stelle im Convicte sich zur Ablegung der Lehramtsprüfung für Philosophie vorbereitete und 1837 die Lehrkanzel derselben an der philosophischen Lehranstalt zu Krems erhielt.

Die Erfolge, welche hier Ehrlich als Lehrer eines Gegenstandes erzielte, der damals in Oesterreich eben nicht in der Blüthe stand, und zwar bei einem noch so jungen Auditorium, gehören sicherlich zu den besten, die hierin vorkommen können, und weckten nicht nur den Eifer strebsamer Köpfe unter dem jüngeren Klerus für Gewinnung tieferer Einsicht, sondern bei fast allen Schülern die Liebe zu strengem, consequentem Denken und überhaupt den Sinn für das ewig Wahre, Gute und Schöne. Besonders wußte er seine Vorträge über Geschichte der Philosophie interessant und zugleich populär zu machen, ohne der Würde der Wissenschaft auch nur das geringste zu vergeben. Dafür wurde ihm die Liebe und Verehrung seiner Schüler in hohem Grade zu Theil und sein Einfluß auf die studirende Jugend trug im Vereine mit den Leistungen seiner Collegen, worunter besonders Joseph Siebinger, als Professor der lateinischen Philologie und der Weltgeschichte nicht ungenannt bleiben darf, nicht wenig dazu bei, der kleinen Lehranstalt einen wohlbegründeten Ruf zu verschaffen, den auch die Wirren des verhängnißvollen Jahres 1848 kaum zu erschüttern vermochten.

Inzwischen hatte sich Ehrlich durch tiefeingehende Studien befähigt, mit Werken hervorzutreten, welche die Aufmerksamkeit bewährter Fachmänner, ja hoher Kirchenfürsten erregten und ihm einen bedeutenden Platz unter den religiös-philosophischen Schriftstellern des katholischen Deutschland sicherten.

Es erschienen nacheinander: „Die Religionen des Orients", „Ontologie", „Teleologie", „Die neuesten Vorschläge zur Reform der philosophischen Ethik und empirischen Psychologie in vier Aphorismen besprochen", „Randglossen zu Fröbels Politik", „Religionslehre", 1. Theil, „Leitfaden für Vorlesungen über die allgemeine Einleitung in die theologische Wissenschaft und die Theorie der Religion und Offenbarung", als 1. Theil der Fundamentaltheologie, „Leitfaden für Vorlesungen über die Offenbarung Gottes als Thatsache der Geschichte", 2. Theil der „Fundamentaltheologie" (1860), 2. Heft (1862), „Ueber das christliche Princip der Gesellschaft, 14 Vorlesungen", „Apologetische Ergänzungen zur Fundamentaltheologie", 1. Heft (1863), „Apologetische Ergänzungen zur Fundamentaltheologie", 2. Heft (1864).

Wie verschieden nun auch diese Werke beurtheilt werden mögen, so glaube ich nur das Einzige hierüber bemerken zu sollen, daß die von ihm gebrachten Ansichten ihm ganz eigen sind und keineswegs Variationen fremder Grundsätze vorstellen. Die lichtvolle Klarheit seiner Darstellung, die geschickte Anordnung, die wohlthuende Wärme, die neben dem hohen sittlichen Ernste, von dem sein ganzes Wesen durchdrungen war, sich in seinen Schriften überall geltend machen, werden auch die Gegner seiner Grundgedanken nicht in Abrede stellen wollen.

In der Uebergangsperiode der Jahre 1849 und 1850, wo die Vereinigung der philosophischen Anstalt zu Krems mit dem dortigen Gymnasium bewerkstelligt wurde, fungirte er in letzterem Jahre auch als Professor der Religionswissenschaft im siebenten und achten Jahrgange. Im nämlichen Jahre erlebte er die doppelte Freude, in Anerkennung der Verdienstlichkeit seiner Schriften von Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I. die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und von der Universität zu Tübingen aus gleicher Ursache das Doctordiplom der Theologie zu erhalten. Im nächsten Jahre (1851) wurde er für die theologische Lehrkanzel der Moral nach Graz berufen, wo er zwei Jahre lehrte und sich auch hier allgemeine Achtung und Anerkennung erwarb. Das Jahr 1853 führte ihn an die theologische Facultät der Universität zu Prag, wo er zuerst als Professor der Moral, dann der Fundamentaltheologie in rastlosem Berufseifer für die Bildung der klericalen Jugend und die Förderung religiösen Sinnes mit Wort und Schrift zu wirken fortfuhr, bis sein ohnedies nicht starker, durch mannig-

faches Siechthum abgeschwächter Körper den stürmischen Angriffen der Wassersucht unterlag.

Dem Leichenbegängnisse, welches am 26. October um 9 Uhr Morgens mit großer Feierlichkeit stattfand, wohnten sehr zahlreiche Theilnehmer aus allen Ständen, besonders aber aus dem geistlichen Stande bei. Die Einsegnung der Leiche nahm, nach dem Wunsche des Verstorbenen, der hochw. P. Dworsky, Rector des Piaristen-Collegiums zu Prag, in der Salvator-Kirche vor, woselbst auch das solenne Traueramt von Sr. Hochw. dem Herrn Domcustos Dr. Würfel gehalten wurde, während Se. Eminenz der Herr Cardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg für die Seele des Abgeschiedenen eine stille Messe las.

Wohl ihm, der sein Tagewerk auf Erden im Sinne seines Schöpfers vollbracht hat! Heil ihm, zu dessen Lobe sich über seiner Gruft Aller Stimmen vereinigen. Den Verstorbenen ehrt gewiß auch in hohem Grade die Aeußerung Sr. Eminenz, daß er mit Ehrlichs Tode nicht nur einen ausgezeichneten Theologen, Priester, Professor und Jugendbildner verloren habe, sondern auch einen treuen Freund und oft bewährten Rathgeber.

Ehrlich war ein gediegener Charakter, und was sein Eigenname in der Sprache bedeutet, das war er durch und durch in seiner Seele. Aufrichtig, uneigennützig und mit Wenigem zufrieden, hielt er, obschon fein fühlend und mit ästhetischem Blicke begabt, so viel wie nichts auf äußeren Prunk und Luxus. Stets freundlich und höflich im Umgange und von feinen ungezwungenen Manieren, nahm er für sich ein. Seine Schüler insbesondere, die ihn zu gleicher Zeit ehrten, liebten und fürchteten, waren stets für ihn begeistert.

In freundschaftlichem Cirkel waren heitere Wechselreden und gebildete Scherze ihm keineswegs fremd, und wie er es verstand, durch geistreiche Einfälle und attisches Salz dem Frohsinne Schwung zu geben, wird allen unvergeßlich bleiben, die je davon genossen.

Mit welcher Liebe er an seinem Orden hing, wissen seine Ordensbrüder. Machten ihm doch unter allen Auszeichnungen, die er später erhielt, keine eine größere Freude, als diejenigen, welche ihm die Liebe und das Vertrauen seiner Brüder und Vorstände verliehen. Ein bleibendes Denkmal seiner innigen Zuneigung aber besitzt der Orden an seinen „Briefen eines Piaristen an seine Ordensbrüder" (1848), in welche er die ganze Fülle seiner Liebe und Einsicht ausströmen ließ.

Augustinus Schwetz.

—l— Das neueste Heft der „Germania" von Fr. Pfeiffer enthält zwar nicht viele, aber durchwegs sehr interessante Beiträge. Der Herausgeber selbst theilt aus einer Wiener Handschrift der deutschen Bearbeitung der Korner'schen Chronik, die der Einleitung zufolge unstreitig von Korner selbst gemacht ist, eine Auswahl kleiner, sowohl durch ihre (niederdeutsche) Sprache als ihren Inhalt höchst anziehender Erzählungen mit, ein Gebiet, das ja recht eigentlich die Domaine des Niederdeutschen ist. Holtzmann und Max Rieger besprechen das Hildebrands-Lied; der erstere erörtert die wichtige Frage, ob die uns erhaltene Handschrift, wie man annahm, aus dem Gedächtniß oder nach einer Vorlage geschrieben ist und woher diese gestammt habe, der zweite bespricht einzelne Stellen vielfach im Widerspruch mit der herrschenden Ansicht. Feodor Bech theilt aus einer Zeitzer Handschrift eine bisher unbekannte Fassung der Sage von „Karl und Elegart" ihrem Inhalte nach mit. Der Abschnitt „Litteratur" bringt interessante Recensionen von Möbius, Bech und Bechstein.

B. Šembera's Karte von Mähren (Mapa země Moravské) mit den angrenzenden Theilen von Schlesien, Böhmen, Oesterreich und Ungarn. Wien. 4 Blätter in Kupfer gestochen, von 38 Zoll Länge und 30 Zoll Breite.

Wenigen Ländern Oesterreichs ist in der letzten Zeit vom Standpunkte wissenschaftlicher Geographie so viel Aufmerksamkeit gewidmet worden als der Markgrafschaft Mähren, jenem Lande, in welchem die geographischen Gegensätze der horizontalen und verticalen Gliederung in einander übergehen und daher keine prägnanten Formationen von Hochgebirge und Tiefland enthalten. Rühmlich bekannt ist die auf Grund der Katastralvermessung von dem k. k. Generalstabe entworfene „General- und Specialkarte von Mähren". Die auf Veranlassung des Werner-Vereines von Prof. Kořistka vorgenommenen Höhenmessungen und die damit verknüpfte geologische Durchforschung Mährens sind in Specialwerken veröffentlicht und haben ihre graphische Darstellung in Kořistka's geologischer und Höhenschichtenkarte, so wie die Bevölkerungsverhältnisse in dessen Bevölkerungskarte erhalten.

Auf Grundlage dieser gediegenen Arbeiten hat nun Prof. Šembera seine vor kurzem erschienene Orts- und Sprachenkarte Mährens und eines beträchtlichen Theiles der angrenzenden Länder entworfen, welche den seltenen Vorzug: Wissenschaftlichkeit und praktische Brauchbarkeit in sich vereinigt. Auf derselben ist nebst den allgemeinen Mappenattributen die politische, gerichtliche und kirchliche Eintheilung des Landes durch Bezeichnung der politischen Bezirke-, der Untersuchungsgerichts- und der Diöcesangrenzen, so wie der Scheidegrenze der slavischen und deutschen Sprache, dann der slavischen Dialekte und Nebendialekte ersichtlich gemacht, welche letztere auf Grund mehrjähriger, von dem Verfasser unternommener Bereisungen mit aller Genauigkeit verzeichnet erscheint und um so interessanter ist, als sie zugleich die Scheidelinie der verschiedenen in Mähren wohnenden Volksstämme der Horaken, Hanaken, Lachen, Wallachen und Slovaken von Ortschaft zu Ortschaft darstellt. Weiter ist auf der Karte die höchst merkwürdige europäische Wasserscheide, die Anlehnung des mährischen Plateau's an das böhmische, die Formation des Gesenkes und die Durchbruchsebene der March mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ausgezeichnet.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Prof. Šembera durch Feststellung der richtigen Form der slavischen Ortsnamen, welche in den bisherigen Karten und Beschreibungen von Mähren und Schlesien oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurden. Zu diesem Ende ging der Verfasser das Diplomatar Mährens und jene der Nachbarländer, so wie die mährische Landtafel mit großem Fleiße durch, excerpirte daraus sämmtliche Ortsbenennungen, verglich sie mit den auf der Bereisung des Landes gesammelten volksüblichen Namen und brachte die so gesichtete topographische Terminologie (im Ganzen über 10.500 Namen) auf die Karte, eine Arbeit, deren Mühsamkeit und hohen Werth für Sprachforschung und Landeskunde nur der Eingeweihte zu würdigen versteht.

Mit umfassenden, historisch-topographischen Kenntnissen ausgestattet, verzeichnete Prof. Šembera ferner alle alten Schlösser und Burgruinen (von denen namentlich viele in den früheren Karten fehlen), alle Wahlstätten und die in neuester Zeit entdeckten zahlreichen heidnischen Opferplätze. Wird noch erwogen, daß nebst alledem auch die Sitze der Behörden, die Archipresbyterate, Decanate und Pfarren (sowohl die katholischen als evangelischen), die Klöster, Filialkirchen, Synagogen, Postexpeditionen, Eisen- und Steinkohlengruben nebst vielen industriellen Unternehmungen (alles nach dem Stande des Jahres 1863) angegeben sind, so ist es unbestritten, daß Šembera's Karte zu den ausgezeichnetsten Mappenwerken gehört, die irgend ein Land der Monarchie aufweisen kann. Der Schrift- und Terrainstich macht den dabei betheiligten Künstlern Szotyori, Kiß, Rotter und Steingruber volle Ehre.

F. N. Unter dem Titel: „Zur Reform der Consulate" ist kürzlich eine kleine, höchst beachtenswerthe Broschüre aus der Feder des Herrn Alfred v. Lindheim im Verlage von Carl Gerolds Sohn erschienen. Der Herr Verfasser hat bekanntlich zu den wenigen österreichischen Besuchern der im Jahre 1863 zu Constantinopel abgehaltenen Industrie- und Agriculturausstellung gehört und ist der vom niederösterreichischen Gewerbvereine ergangenen öffentlichen Aufforderung nachgekommen, indem er das Resultat seiner eingehenden Studien dem Vereine in einem ausführlichen Berichte vorlegte. Der Bericht wurde seinerzeit von der Specialbeurtheilungscommission des genannten Vereines als so vorzüglich erkannt, daß dem Herrn v. Lindheim in der Generalversammlung vom 19. Mai d. J. dafür die silberne Medaille verliehen wurde. Als Separatabdruck aus dieser im 7. und 8. Hefte der Vereinszeitung erschienenen Preisschrift nun hat der Verfasser seine Eingangs erwähnten Vorschläge „Zur Reform der Consulate" veröffentlicht; er schildert mit vieler Wärme die große Wichtigkeit des Consulatwesens und weist aus praktischen Fällen und mit Hülfe statistischer Ziffern die geringe Pflege jenes Institutes von Seite Oesterreichs nach. Seiner Ansicht zufolge sollte ein vorwiegendes Augenmerk auf die specielle, in einer Fachschule zu leitende Heranbildung solcher Consulatsbeamten gerichtet werden, die mit den Interessen des Handels und der Industrie theoretisch und praktisch vertraut zu machen und recht eigentlich als Vertreter der materiellen Interessen zu bestellen wären. Gleichzeitig mit dem Zurücktreten des diplomatischen und dem Hervorkehren des kaufmännischen Berufes sei eine bestimmte Organisation sowohl in Bezug auf die oberste Leitung, als in Bezug auf die gehörige örtliche Vertheilung der verschiedenen Consulatsämter unerläßlich. Bei der Bedeutung jeder handelspolitischen Frage für die Zukunft unseres Vaterlandes empfehlen wir die vorliegende Schrift den Kaufleuten, Industriellen und allen Gebildeten.

H. Erzlagerstätten im Banat und in Serbien. Von Bernhard Cotta. Wien 1864, bei Braumüller. Der Verfasser weist in dieser Schrift nach, daß die Erzlagerstätten des Banat mit einigen in Serbien und Ungarn einer über 40 Meilen langen, aus Süd nach Nord gerichteten Zone angehören und daß sie in dieser Zone überall am Contact eruptiver Gesteine auftreten, welche offenbar eine eben so lange, aber nicht überall sichtbar zusammenhängende Zerspaltung ausfüllen. Das ist jedenfalls ein sehr großartiges geologisches Phänomen. Alle diese Lagerstätten enthalten als Erze vorherrschend Schwefelkies, Kupferkies, Bleiglanz, Blende oder Magneteisenerz und deren Zersetzungs- und Umwandlungsproducte. Von diesen Erzen treten aber an jedem einzelnen Orte vorzugsweise nur zwei oder drei mit einander verbunden und mit anderen Mineralien und Erzen zusammen auf, dergestalt, daß der locale Charakter der Lagerstätten ein sehr ungleicher ist. Sie bilden sämmtlich unregelmäßige, sogenannte stockförmige Massen oder Imprägnationen, nirgends regelmäßige Lager oder Gänge.

Dergleichen merkwürdige Lagerstätten liegen in einer Hauptzone hinter einander bei Rudnik, Kuczaina und Golubac in Serbien, bei Neu-Moldava, Szászka, Csiklova, Oravicza, Dognacska, Moravicza und Petric im Banat, so wie bei Milova und Rézbánya in Ungarn. In einer einige Meilen östlicheren Nebenzone liegen dagegen dergleichen bei Maidanpek und Rudna-clava in Serbien, so wie bei Ljupkova in der Militärgrenze. Diese alle sind mehr oder weniger eingehend beschrieben und mit einander verglichen.

Außer dem localen Interesse, welches sich an das Vorkommen dieser Erzlagerstätten knüpft, gewährt die Schrift aber auch noch ein allgemeines geologisches. Der Verfasser zeigt nämlich, daß die eruptiven Gesteine, welche in diesen langen Zerspaltungen hie und da hervortreten, und welche er gemeinsam Banatite nennt, unter sich sowohl mineralogisch als chemisch sehr verschieden zusammengesetzt sind, dabei auch sehr ungleiche Textur haben, während sie doch entschieden alle zusammen einer Haupteruption, höchstens mit untergeordneten Zwischenstadien, angehören; einer Eruption, die nach Ablagerung der Jura-

formation, wahrscheinlich sogar nach Ablagerung der Kreidebildungen stattfand, indem sie diese durchsetzte, und an den Grenzen oft stark veränderte. Die Veränderungen bestehen in Störungen der Lagerungsverhältnisse, in Umwandlung des dichten Kalksteines in krystallinisch-körnigen Marmor und in Granitfelsbildungen als echten Contactmassen, durch Verbindung von Silicaten mit Kalkerde entstanden.

Zu diesen echten und ursprünglichen Contacterscheinungen und Contactbildungen kommen nun aber noch die secundären, welche aus den Erzlagerstätten bestehen.

Aus der ungleichen Natur der geologisch entschieden zusammengehörigen Banatite ergiebt sich recht deutlich, daß die Verschiedenheit der eruptiven Gesteine unabhängig von der Zeit ihrer Entstehung ist; daß durch dieselbe Eruption sehr ungleiche Gesteine gebildet werden können, und ebenso durch Eruptionen in sehr ungleichen geologischen Zeiträumen fast ganz gleiche Gesteine. Es ergiebt sich daraus ferner, daß dieselbe Eruptivmasse Uebergänge bildet zwischen basischen und saueren Gesteinen (Basiten und Aciditen), dergestalt, daß eine scharfe Grenze zwischen beiden nicht gezogen werden kann. Alle diese Banater Eruptivgesteine sind durchaus plutonischer Natur, sie sind nirgends mit echt vulcanischen Erscheinungen verbunden, und es ist deßhalb leicht möglich, daß sie während ihrer Eruptionszeit die damalige Oberfläche überhaupt nicht erreichten, sondern nur in der Tiefe der Zerspaltungen erstarrten und erst später durch theilweise Zerstörung und Abschwemmung ihrer Decke freigelegt wurden.

Das ganze Phänomen dieser 40 Meilen langen Eruptionsspalte mit den mancherlei Contactbildungen, zu denen in zweiter Reihe auch eine Zone von unregelmäßigen Erzlagerstätten gehört, ist jedenfalls sehr merkwürdig und verdient allgemeine Beachtung.

H. T. „Fr. Wilhelm Joseph v. Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München", so betitelt sich eine von Alexander Jung in Leipzig bei F. Fleischer 1864 herausgegebene Schrift von 98 Seiten. Sie ist voll der überschwänglichsten Lobreden für Schelling, selbst in seiner letzten, etwas anrüchigen Periode zu Berlin. Eingeleitet wird das Buch mit einem Plaidoyer für die „Göttlichkeit" Jean Pauls, beschlossen, wenigstens im philosophischen Theile, mit einer Anempfehlung Franz v. Baaders. Die meist subjective Haltung giebt der Schrift trotz aller sonstigen Mängel jedoch Wärme und Leben, und obwohl die Unterredung selbst höchst unbedeutend ausfällt, verdient das Büchlein gleichwohl gelesen zu werden, um so mehr, als darin der Versuch gemacht wird, die verschiedenen Wandlungen Schellings genetisch eine aus der andern zu entwickeln.

S. B. Dr. Friedrich Ueberweg, Professor zu Königsberg, veröffentlicht soeben die erste Abtheilung des zweiten Theiles seines „Grundrisses der Geschichte der Philosophie von Thales bis auf die Gegenwart", welche die patristische Periode enthält. Nach denselben Grundsätzen, wie der 1836 erschienene Grundriß der griechisch-römischen Philosophie, ist auch die vorliegende Geschichte der patristischen Philosophie ausgearbeitet und empfiehlt sich durch übersichtliche Anordnung des Materiales, Klarheit der Darstellung und reichhaltige Angabe der Litteratur als ein zweckmäßiges Hand- und Hülfsbuch für Lehrende und Lernende. Die größte Schwierigkeit, die sich jedem Bearbeiter der Geschichte der Philosophie der Kirchenväter aufdrängt, die Abgrenzung des philosophischen Stoffes gegen den theologischen, hat der Verfasser mit vielem Glück und Geschick überwunden und mit richtigem Maß von dem Dogmengeschichtlichen und Positivtheologischen nur so viel in seine Darstellung aufgenommen, als für das wissenschaftliche Verständniß des Ursprunges und der Bedeutung der philosophischen Gedanken erforderlich war. Die patristische Periode, als die Zeit der Genesis der christlichen Lehre, reicht nach dem Verfasser bis exclusive auf Scotus Erigena herab und zerlegt sich in zwei Abschnitte, welche sich durch das Concil zu Nicäa gegen einander abgrenzen, nämlich die Zeit der

Genesis der Fundamentaldogmen, in welcher die philosophische Speculation mit der theologischen in untrennbarer Verflechtung steht, und die Zeit der Fortbildung der kirchlichen Lehre auf Grund der bereits feststehenden Fundamentaldogmen, in welcher die Philosophie als ein bei der Dogmenbildung mitwirkender Factor sich von der dogmatischen Lehre selbst abzuzweigen beginnt.

---

* Dr. F. Ilwolf führte in der „Grazer Tagespost" vor kurzer Zeit den interessanten Nachweis, daß der steiermärkische Künstler Hans Niesenberger aus Graz an drei Denkmalen deutscher Baukunst, an den Domen zu Straßburg, Freiburg und Mailand im 15. Jahrhundert hervorragend thätig war. Im Jahre 1471 leitete er den Ausbau des Chores an der Ostseite des Domes zu Straßburg, 1480 folgte er einem Rufe als Baumeister für den Münster zu Freiburg und 1482 ging er nach Mailand, um dort über Auftrag des Herzogs v. Mailand den Dom zu vollenden.

* Unter der mannigfachen praktischen Verwendung der Photographie dürfte ein neues, von dem Redacteur des illustrirten Kunstjournals „Die Dioskuren", Dr. Max Schaßler, im Verein mit dem Hofphotographen A. Schwendy begründetes Unternehmen einen bedeutenden Rang einnehmen. Dasselbe trägt den Titel: „Pantheon, photographische Portraitgalerie berühmter Persönlichkeiten der Gegenwart und nächsten Vergangenheit" und soll, nach Serien geschieden, in monatlichen Albums erscheinen, von denen jedes circa fünf — nach den uns vorliegenden Proben zu urtheilen — vorzügliche Portraits von circa 1½ Zoll Kopfhöhe nebst besonderem biographischen Text enthalten wird. Der Preis des Albums ist als ein überaus mäßiger zu betrachten. In dieser Weise werden monatlich sieben Serien erscheinen, nämlich: 1. Album der Fürsten und Feldherren, 2. Album der Staatsmänner und Juristen, 3. Album der Theologen und Kanzelredner, 4. Album der Gelehrten, Dichter und Schriftsteller, 5. Album der Mediciner und Naturhistoriker, 6. Album der bildenden Künstler, und zwar: a. Maler, b. Bildhauer, c. Architekten, Techniker und graphische Künstler, 7. Album der Musiker und dramatischen Künstler, und zwar: a. Componisten und Virtuosen, b. Sänger und Sängerinnen, c. dramatische Künstler und Künstlerinnen. Um dem Publicum eine Vorstellung von der Qualität und Ausstattung dieses umfangreichen Sammelwerkes zu gewähren, hat der Herausgeber beschlossen, zunächst ein Probealbum von circa 12 Portraits mit Text herauszugeben, welche aus allen Serien entnommen sind. Zwei uns vorliegende Proben solcher Portraits — das eine nach einem Kupferstiche, das andere nach dem Leben — sind so vorzüglich, daß wir das Unternehmen und insbesondere zunächst das Probealbum aufs wärmste empfehlen können.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Endlich einmal ist die Stille, welche seit langer Zeit den deutschen Büchermarkt drückt, durch ein „litterarisches Ereigniß" unterbrochen worden, denn als ein solches dürfen wir wohl das Erscheinen des oft verheißenen und mit so großer Spannung erwarteten neuen Freytag'schen Romanes: „Die verlorene Handschrift" bezeichnen, dessen erste zwei Bände in diesen Tagen die Presse verlassen haben. Das Fehlen des den Schluß bildenden dritten Bandes, den Leser mitten in der spannendsten Entwicklung nöthigend, einstweilen seiner Ungeduld Zügel anzulegen,

läßt auch vorläufig eine erschöpfende Besprechung noch nicht zu, doch werden wir in der nächsten Nummer der „Wochenschrift" bereits ausführlicher auf den Inhalt dieser ersten zwei Bände zurückkommen und nur so viel sei uns hier, eine frühere Mittheilung widerrufend, zu erwähnen gestattet, daß der Roman nicht in früherer Zeit, sondern in unseren Tagen spielt. Auch ihm könnte das Motto vorgedruckt sein, welches „Soll und Haben" trägt: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei der Arbeit", denn führte uns dieses in die Stätten bürgerlicher Thätigkeit, den Werth und die Poesie tüchtiger beruflicher Arbeit zeigend, so entrollt der neue Roman vor unseren Blicken ein Bild des wissenschaftlichen Lebens der Nation, eine Apologie der Geistesarbeit, und somit ein schönes Gegenstück zu „Soll und Haben" bildend.

Unter den übrigen uns vorliegenden Neuigkeiten entstammen einige dem inländischen Buchhandel, so von schönwissenschaftlichen Erzeugnissen zwei weitere Bände von Halms Werken, der siebente, welcher neue Gedichte, und der achte, welcher die dramatischen Arbeiten „Iphigenie in Delphi", „Vor hundert Jahren" und „Wildfeuer" enthält. Von den Dramen „Iphigenie" und „Wildfeuer", so wie von dem erzählenden Gedichte „Charfreitag" hat die Verlagshandlung gleichzeitig Separatausgaben in Miniaturformat veranstaltet. Eine neue Uebersetzung der Werke Byrons hat Otto Gildemeister in Bremen unternommen und soeben die beiden ersten Bände erscheinen lassen. Sie enthalten: „Der Gyaur", „Die Braut von Abydos", „Der Corsar", „Lara", „Die Belagerung Korinths", „Parisina", „Der Gefangene von Chillon", „Mazeppa", „Beppo", „Die Insel", „Harolds Pilgerfahrt". Der Umfang der Uebersetzung ist auf 6 Bände angesetzt; sie werden sämmtliche Werke Byrons enthalten, mit alleiniger Ausnahme der „unreifen Jugendgedichte, ephemeren Schwänke und derjenigen polemischen Reimereien, deren Pointen nur die Zeitgenossen verstehen konnten". Ein, wie uns dünkt, gerechtfertigtes Verfahren, denn so wenig diese Dichtungen einer kritischen Originalausgabe fehlen dürfen, so sehr sind sie in einer deutschen Uebersetzung entbehrlich.

Die Aufzählung der historischen Erscheinungen können wir gleichfalls mit einer inländischen Arbeit beginnen, es ist: „M. Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III.", die erste größere Monographie über Ferdinand III. und die denkwürdige Zeit seiner Regierung. In den Text eingewoben finden sich vielfach Auszüge und wörtliche Abdrücke der zahlreichen vom Verfasser benützten handschriftlichen Quellen, die ihm besonders das k. Hof- und Staatsarchiv, das ehemalige deutsche Reichsarchiv, das Mainzer Archiv, das k. k. Kriegsarchiv und das Archiv der niederösterreichischen Landstände darboten.

Von Ranke's „Geschichte Englands im 16. und 17. Jahrhundert" erschien der 5. Band. Die historische Classe der k. Akademie der Wissenschaften in München hat beschlossen, die Abhandlungen ihrer Mitglieder, statt sie wie bisher den Sitzungsberichten der Akademie einzuverleiben, jedes Jahr gesammelt vorzulegen, und soeben den 1. Band dieses neuen Unternehmens unter dem Titel: „Münchener historisches Jahrbuch" erscheinen lassen. In ihm finden sich Arbeiten der sechs Münchner Historiker: Löher, Cornelius, Giesebrecht, Riehl, Roth, Döllinger. Die Abhandlung Döllingers: „Das Kaiserthum Karls des Großen und seiner Nachfolger", neben der Löhers die umfangreichste der Sammlung hat bereits größere Aufmerksamkeit auf das Unternehmen gezogen. Ferner haben wir anzuführen einen zweiten Band von Pallmanns „Geschichte der Völkerwanderung", welcher auch den Titel führt: „Der Sturz des weströmischen Reiches durch die deutschen Söldner" und schließlich zweier preußischen historischen Werke; eine „Populäre Geschichte Preußens", von William Pierson, und: „Tagebuch Dieterich Sigismunds v. Bach aus den Jahren 1674 bis 1683. Beitrag zur Geschichte des großen Kurfürsten, herausgegeben von Gustav v. Kessel". D. S. v. Bach war Reisemarschall

und als solcher stets Begleiter des großen Kurfürsten, so daß seine genauen täglichen Aufzeichnungen viel interessantes zur Specialgeschichte seiner Zeit enthalten mögen. — Im Anschluß sei hier noch eine rechtsgeschichtliche Monographie genannt: „Geschichte der Gerichtsverfassung und des Processes in der Mark Brandenburg vom 10. bis zum Ablauf des 15. Jahrhunderts", von Dr. F. J. Kühns.

Eine dankenswerthe Ergänzung der zahlreichen Sprüchwörtersammlungen bietet ein hübsches kleines Büchlein, mit dem wir unseren Bericht schließen: „Deutsche Inschriften an Haus und Geräth". Betrachtet man den Reichthum an echt deutscher Sinnigkeit und Humor, welchen diese wenigen Blätter aufweisen, so wird man wohl mit dem Verfasser bedauern, daß die schöne Sitte, Haus und Geräth mit einem guten Spruch zu schmücken, fast ganz verloren gegangen ist, oder trauernd fragen, ob denn unserem Volk wirklich so viel an Witz und Sinnigkeit inne ist, als seinen Vorfahren.

P. (Vom englischen Büchermarkt.) Zum Andenken an die Vermählung des Prinzen von Wales wurde ein Prachtwerk veröffentlicht, welches folgenden Titel führt: „A memorial of the mariage of H. R. H. Albert Edward Prince of Wales and H. R. H. Alexandra Princess of Denmark, by W. N. Russell, the various events and bridal gifts illustrated by G. Dudley". Dieser äußerlich sehr glänzend ausgestattete Folioband leidet in Bezug auf die künstlerische Ausführung der abgebildeten Ereignisse der Vermählung an einer Steifheit und Trockenheit, die viele ähnliche Ausflüsse englischer Loyalität und Industrie kennzeichnet, ganz abgesehen davon, daß der englische Tondruck, wenn er nicht durch glänzende Farben gehoben wird, sich ziemlich ledern und unerquicklich darstellt. Eine bessere Wirkung machen die photolithographisch aufgenommenen Brautgeschenke. Man weiß da wenigstens, daß man eine getreue Abbildung vor sich hat und sieht edle Metalle und Steine in hübschen Farben wiedergegeben. Für eine solche Gelegenheit hätte übrigens die so viel gerühmte englische Arbeit schon etwas besseres leisten können. Man hat nur in der Abbildung lebloser Gegenstände durch Photographie und Farbendruck in den letzten zwei Jahrzehnten Fortschritte gemacht, im übrigen ist man künstlerisch gegen die Stahlsticharbeiten der dreißiger Jahre empfindlich zurückgeblieben.

Ein anderer neuer Folioband führt den Titel: „The farm homesteads of England. A collection of plans of English homesteads existing in different parts of the country, carefully selected from the most approved specimens of farm architecture, by J. Bailey Denton". Es ist dies eine ziemlich luxuriös ausgestattete Beschreibung der wichtigsten englischen Farms, und Großgrundbesitzer und Architekten mögen darin manchen nützlichen Wink finden. Das Ganze erschien in Lieferungen und ist den Grundbesitzern Englands gewidmet.

Von der schon seit vielen Jahren herauskommenden Jahreschronik „Annual Register" liegt der Band vor, welcher die Geschichte des Jahres 1863 enthält. Die public events at home and abroad werden darin in der gewöhnlichen Weise geschildert, zuerst English history, dann Foreign history, hierauf ein Ueberblick der Litteratur, die wichtigsten Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, ein Nekrolog und die hervorragendsten Processe, an welchen das verflossene Jahr bei weitem keine so zahlreiche und schauerliche Auswahl bot, wie das glückliche Jahr 1864. In der Politik schwingt sich der Chronist des „Annual Register" bei der Erwähnung der schleswig-holstein'schen Angelegenheit bis zu der für einen Engländer immerhin sehr anerkennenswerthen Beobachtung empor, daß den Schleswig-Holsteinern die dänische Herrschaft nicht ganz angenehm war. Man hatte sich in England speciell bei diesem Falle eben so stark abgewöhnt

die Wünsche der Bevölkerung in Anrechnung zu bringen, wie man bei jedem anderen Volke (vorausgesetzt, daß es nicht unter englischem Scepter steht) diese Wünsche als maßgebend darzustellen liebt.

Schließlich erwähnen wir noch ein litterarisches Curiosum, dasselbe heißt: „The Slang dictionary or the vulgar words, street phrases and fast expressions of high and low Society, many with their etymology and a few with their history traced". Wer Auskunft sucht über alle jene in der guten Sprache nicht recipirten Ausdrücke, welche man in England so häufig hört, der hat hier eine Sammlung von 10.000 englischen Wörtern, die den strengen Grammatiker in der beigefügten Bedeutung eigentlich nichts angehen. Das Buch erschien in etwas anderer Form zum ersten Male vor fünf Jahren und brachte damals nur 3000 Slangausdrücke. Es machte Glück, wurde rasch vergriffen und, um 2000 Wörter vermehrt, zum zweiten Male gedruckt. Die gegenwärtige Ausgabe hat ihr Volumen noch einmal verdoppelt und bildet schon einen ganz stattlichen Band. Die englische Kritik findet übrigens immer noch Auslassungen genug, und meint, daß eine folgende Ausgabe mancherlei zu berücksichtigen haben werde, das in der gegenwärtigen übergangen wurde.

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 8. November 1864.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger im Vorsitz.

Derselbe eröffnet die Sitzung mit einer Ansprache, in welcher er eine geschichtliche Darstellung der Schicksale und Entwicklungen der k. k. geologischen Reichsanstalt von ihrer Gründung am 15. November 1849 bis zum heutigen Tage giebt.

Herr Director Dr. Moriz Hörnes legt die dritte Doppellieferung des zweiten Bandes seines Werkes: „Die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien" vor, welches die Beschreibung und naturgetreue Abbildung von 85 Bivalvenarten, die 8 Familien und 16 Gattungen angehören, enthält.

Herr Karl Ritter v. Hauer besprach die bei der k. k. Saline in Hall mit der Steinkohlenfeuerung erzielten Resultate, aus welchen hervorgeht, daß man, Dank der dortigen rationellen Feuerungseinrichtungen und sorgfältiger Betriebsleitung, eine Leistungsfähigkeit der Kohle erzielte, welche ihrem im Laboratorium bei Versuchen im Kleinen ermittelten Heizeffecte ganz nahe kommen.

Herr k. k. Bergrath Franz Foetterle legte das Werk: „Die Erzlagerstätten im Banat und in Serbien", von B. v. Cotta, vor.

Noch legt Herr Director Haidinger mehrere Mittheilungen vor: Nachrichten von Herrn F. Freiherrn v. Richthofen, Bericht über die geologische Aufnahme von Canada von Sir William Logan, Mittheilung von Herrn Prof. L. H. Jeitteles über Torflageralterthümer von Olmütz, das Montanhandbuch von Herrn J. B. Kraus, die Bivalven der Gosaugebilde der nordöstlichen Alpen von Dr. K. Zittel, Abhandlung aus den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften.

---

* Böhmisches Museum. (Sitzung vom 22. October). Herr Prof. Zap referirte über seine Besichtigung der gothischen Kirche in Laun. Herr Prof. Wocel theilte mit, daß Herr Kaš das romanische Portal der St. Lazarus-Capelle in der Neustadt Prags der archäologischen Abtheilung des Museums geschenkt habe. Der Conservator des Czaslauer Kreises, Herr Benesch, hielt eine interessante Vorlesung über den bekannten unterirdischen heidnischen Götzentempel in Skalsko. Hierauf folgten Berichte der einzelnen Correspondenten der Section über verschiedene alterthümliche Funde, so wie die Mittheilung des Herrn Prof. Wocel, daß die unermüdliche Förderin der archäologischen Section, die Engländerin Frau Hay-Kerr, derselben eine große Anzahl archäologischer Schriften und chinesischer Manuscripte zukommen ließ.

* Historischer Verein für Krain (Sitzung vom 13. October.) Herr Jelloutscheg verlas eine Abhandlung über die vormalige und gegenwärtige kirchliche Eintheilung des Landes Krain und der Laibacher Diöcese. Seit dem Jahre 810 übte das Patriarchat von Aquileja seine Jurisdiction über Krain aus, das Erzbisthum Görz (1752) trat theilweise an dessen Stelle, und nur ein verhältnißmäßig kleiner, im nachmaligen Adelsberger und Laibacher Kreise gelegener Theil Inner- und Ober-Krains gehörte zum Laibacher Bisthume, wogegen auch noch überdies ein großer Theil des Adelsberger Kreises zum Triester Bisthume gehörte.

Herr Pfarrer Elze gab aus Anlaß seiner mehrjährigen Forschungen im landschaftlichen Archive gewonnene „historische Miscellen über Stadt und Land".

Herr Deschmann, welcher der Versammlung beiwohnte, überraschte dieselbe durch einen freien Vortrag über die in neuester Zeit so viel besprochenen Pfahlbauten und ihre angeblichen Spuren in Krain. Indem er von einer allgemeinen Erörterung ausging, in welcher er besonders eine bezügliche Stelle Herodots und Morlots Werk über Pfahlbauten in der Schweiz hervorhob, überging er auf Dr. Hochstetters wissenschaftliche Mission zur Untersuchung der insbesondere von Hitzinger in den Blättern aus Krain angedeuteten Spuren von Pfahlbauten in Krain. Eine genaue Untersuchung der Stelle im Zirknitzer See, wo Pfahlbauten vermuthet wurden, genannt: „bei der alten Brücke" (Valvasor) eigentlich jetzt die Wiese „Zamostnica", ergab, daß die vorhandenen Pfähle einer Brücke angehörten, die, natürlich in längst historischer Zeit, über ein Rinnsal im See führte. Valvasors Zeichnung dieser Stelle zeigt sich übrigens bei Vergleichung mit der Wirklichkeit ganz verfehlt. Ueberdies ist auch das Seegebiet für Pfahlbauten nicht geeignet. Thatsächlich erweitert sich das Inundationsgebiet immer mehr und eben jene Parcelle, wo die Brücke (an der Mühle „Malenšek") gestanden, ist heuer, wo der See noch gar nicht abgelaufen, trocken geworden.

Uebrigens wies Herr Deschmann auf die im hiesigen Museum befindlichen Gegenstände aus dem Steinzeitalter hin, Pfeile aus Feuerstein, Beile, Kugeln aus Bernstein, auf die durch Herrn Bahnamtsdirector Gurnigg (1859) auf dem Laibacher Moor gefundenen Instrumente aus Hirschhorn, so wie auf Kähne in der Torfmasse. Unstreitig war der Laibacher Moor ein Seeboden, es wären hier die Gegenden von Plešivca, Beuke und Kostajnovca nach Pfahlbauten zu untersuchen, obwohl hier der nämliche Umstand, wie beim Veldeser See stattfindet, es wäre nämlich nicht begreiflich, warum Anwohner des See's sich nicht auf der Insel selbst niedergelassen haben sollten. Die eigenthümlichen Verhältnisse des Wocheiner See's, seine steilen Ufer und seine bedeutende Tiefe (30 Klafter) waren ungünstig für solche Ansiedlungen, daher sich Nachforschungen nach Pfahlbauten wohl auf den Laibacher Moor beschränken müssen.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Zur Cultur- und Sittengeschichte Roms.

(Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 2 Bände. Leipzig 1864.)

I.

Das höchste Ziel der Geschichtschreibung wird es immer bleiben, den Culturproceß der Menschheit darzustellen. Unsere Zeit hat es sich namentlich zur Aufgabe gestellt, nicht bloß bei der Schilderung kriegerischer Ereignisse, politisch wichtiger Begebenheiten, diplomatischer Verhandlungen stehen zu bleiben, sondern alle Culturcinrichtungen und die mannigfachen Factoren des Völkerlebens einer eingehenden Schilderung zu unterziehen und die Geschichtswissenschaft auf einen höheren Standpunkt zu erheben, als sie bisher eingenommen hat. Man schenkt den jeweiligen Lebens- und Geschäftszuständen größere Beachtung, man wendet den wirthschaftlichen Verhältnissen, worauf das sociale Leben eines Volkes beruht, den Sitten, Gebräuchen, dem häuslichen Leben nicht bloß der höheren Classen, sondern selbst der niederen Volksschichten ein intensiveres Studium zu. Auf diese Weise erweitert sich die Geschichte, welche bisher bei Höfen und Cabinetten, Kriegen und Schlachten fast ausschließlich verweilte, zur Culturgeschichte.

Noch sind es verhältnißmäßig wenige Werke, welche wir auf diesem Gebiete aufzuweisen haben. Unter ihnen nimmt die Arbeit Friedländers eine hervorragende Stellung ein. Mit einer eminenten Gelehrsamkeit verbindet der Verfasser die Gabe klarer, durchsichtiger Darstellung, mit einer genauen Kenntniß der gesammten Litteratur der damaligen Zeit künstlerischen Sinn und Geschmack, wodurch es ihm möglich wird, die oft dürftigen, lückenhaften Notizen zu einem lebensvollen Ganzen zu verknüpfen und ein interessantes farbiges Bild des Thuns und Treibens in den beiden ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit zu liefern. Der Inhalt des ersten Bandes zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste schildert Rom mit seinen öffentlichen Anlagen und Kunstwerken, der zweite den römischen Hof und dessen Einfluß auf das gesellschaftliche Leben der Stadt, vorzugsweise die hervorragende Stellung der Freigelassenen im ersten Jahrhundert. Im dritten und vierten Abschnitte lernen wir die Standesunterschiede und die gesellschaftlichen Zustände, zunächst die Clientel, kennen. Der letzte endlich beschäftigt sich mit den Frauen. Im zweiten Bande giebt uns Friedländer eine ausführliche Schilderung der Bühnen und der Schauspiele der Römer.

Rom zählte im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei anderthalb Millionen Einwohner; Die meisten Völkerschaften des großen Reiches waren hier vertreten. Die Masseneinwanderung aus den Provinzen begann in den letzten Zeiten der Republik, und treffend nannte ein griechischer Lobredner die Stadt „ein Compendium der Welt“. Die in großer Anzahl zuströmenden Fremden machten das Gemisch noch bunter. „Hier schwirrten hundert Sprachen, hier drängten sich die Formen und Farben aller Racen, die Trachten aller Völker durcheinander. Mohrensclaven führten Elephanten aus den kaiserlichen Zwingern vorüber; dort sprengte ein Trupp blonder Flamländer von der kaiserlichen Leibwache in glänzender Rüstung. Hier trugen Aegypter mit kahlgeschorenen Köpfen in linnenen Talaren die große Isis in Procession. Hinter einem griechischen Gelehrten ging ein junger Hindu mit Bücherrollen beladen. Orientalische Fürstensöhne in hohen Mützen und weiten bunten Gewändern schritten mit ihrem Gefolge in schweigsamem Ernst durch die Menge, und tätowirte Wilde aus Britannien bestaunten die Wunder der neuen Welt, die sie umringten“. Bettler und Glücksritter wanderten nach Rom, wo die Getreidespenden wenigstens vor dem Verhungern schützten, und die Vornehmen und Reichen konnten nirgends nach ihren Neigungen und Lüsten besser leben, als in der kaiserlichen Hauptstadt. Die Mehrzahl der freien Bevölkerung wurde entweder ganz oder theilweise auf Staatskosten erhalten. Nur die mittlere Classe mußte den Aufenthalt in Rom theuer bezahlen. Die Preise der Wohnungen, der Lebensmittel standen in keinem Verhältnisse zu denen in den übrigen Städten Italiens. Auch erforderte die Sitte einen größeren Aufwand, der oft die Kräfte des Mittelbegüterten überstieg. Eine glänzende Armuth war allgemein verbreitet, Bankerotte an der Tagesordnung.

Die Stadt wurde oft von Theuerungen heimgesucht, welche trotz der angestrengtesten Fürsorge von Seiten der Regierung nicht abzuwenden waren. Die ungesunde Lage der Stadt hatte bei der großen Bevölkerung Epidemien zur Folge, welche bisweilen in erschreckend kurzen Zwischenräumen zahllose Opfer hinrafften. Bei der Seuche im Herbst des Jahres 65 waren den Angaben zufolge 30.000 Bestattungen vorgenommen worden. Die größte Epidemie des alten Rom brach unter Commodus 187 bis 189 aus; es sollen oft 2000 Menschen täglich gestorben sein.

Auf das Leben der höheren Stände mußte der Natur der Sache nach der Hof einen großen Einfluß ausüben; dies war bei dem schrankenlosen Despotismus kaum anders möglich. Und da man das Beispiel Roms auch in den anderen Provinzialstädten nachzuahmen suchte, so konnte man füglich behaupten, daß der Erdkreis sich nach seinem Beherrscher richte. Die Sparsamkeit und Einfachheit einzelner kaiserlicher Hofhaltungen, die geistigen Interessen der Kaiser, der ausschweifendste Luxus wurden von den beiden höheren Ständen, den Senatoren und Rittern, auf das pünktlichste nachgeahmt. Nero's Leidenschaft für die Rhetorik beim Antritte seiner Regierung brachte eine große Nachfrage nach Lehrern der Redekunst, welche die Hauptstadt bald überschwemmten, hervor; ähnliche Wirkungen

hatte seine spätere Vorliebe für Musik zur Folge. Während der Regierungszeit Marc Aurels verlegte man sich mit beharrlichem Eifer auf Philosophie und rohe Menschen kauften Bibliotheken, um die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich zu lenken.

Die wichtigsten Hof- und Hausämter waren in dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit fast ausschließlich mit Freigelassenen besetzt. Hauptsächlich griechischer oder orientalischer Abstammung, wurden sie zur Bedienung und zur Führung der Geschäfte verwendet. Der Grieche besaß durchschnittlich eine höhere und feinere Bildung, Anmuth, Erfindungsgabe, Rede- und Geschäftsgewandtheit. An dem Aegypter rühmte man Geist und Scharfsinn, den schlagfertigen und beißenden Witz, wozu eine tüchtige Portion Frechheit und Insolenz, Aufgeblasenheit und Unverschämtheit sich hinzugesellte. Die Schicksale dieser Freigelassenen, ehe sie ins kaiserliche Haus gelangten und sich durch Talent und Geschick bisweilen zu Beherrschern ihrer Herren emporschwangen, waren nur zu oft wunderlicher Art. Besonders seit Caligula übten sie einen großen Einfluß auf die Geschicke des Weltreiches aus; unter Claudius und Nero besaßen sie eine große Macht. Sie mißbrauchten und beuteten ihre Stellung auf vielfältige Weise aus, entschieden über Aemter und Statthalterschaften, ließen Todes- und Verbannungsurtheile selbst gegen Ritter und Senatoren vollstrecken. Freilich verminderte sich die Sicherheit ihrer Stellung je höher sie stiegen. Ihr Reichthum erregte auch die Begierde der Kaiser, ihm verdankten sie eine Hauptquelle ihrer Macht; an Mitteln und Gelegenheit Geld zu erwerben, fehlte es ihnen ohnehin nicht.

Die Freigelassenen wurden anfangs nur in den niedrigeren Verwaltungsämtern verwendet; nur selten und ausnahmsweise bekleideten sie in der Verwaltung hohe Aemter. Außer jenen Freigelassenen, welche durch Bekleidung wichtiger Hofämter einen bedeutenden Einfluß am Hofe ausübten, spielten auch Hofschauspieler und Hoftänzer keine unwichtige Rolle. Namentlich die Pantomimen erfreuten sich der höchsten Gunst. Unter den übrigen Hofdienern gelangten manchmal zu einflußreichen Stellungen die Pagen und Lieblingsknaben. Von freigelassenen Frauen werden uns mehrere erwähnt, welche zu Macht und Einfluß gelangten; eine eigentliche Maitressenregierung hat es in Rom nicht gegeben.

Unter „Freunden" der Kaiser bezeichnete man jene Persönlichkeiten, welche regelmäßig zu den Berathungen und zum geselligen Kreise herangezogen wurden. Auf Reisen und Feldzügen befanden sie sich regelmäßig im Gefolge der Imperatoren und wurden auch „Begleiter" genannt. Die Freunde zerfielen in drei Classen. Die beiden ersten bestanden aus Männern, die durch Geburt, Amt oder Vermögen eine hervorragende Stellung einnahmen, die dritte Classe machten jene aus, welche durch ihre geselligen oder litterarischen Talente von den Kaisern herangezogen wurden: Gelehrte, Philosophen, Dichter oder Künstler. Die besondere Vorliebe der Herrscher für die eine oder andere Richtung war natürlich entscheidend. Auch Spaßmacher und Possenreißer waren oft so glücklich zu den „Freunden" zu gehören. Ihre Stellung war nicht immer eine rosige; nur zu oft mit Beschwerden

und Gefahren allerlei Art verknüpft. Der Unwille und die Mißgunst der Fürsten waren rasch erregt, da der Verläumdung und der Intrigue Thür und Thor geöffnet war. Die Freunde der ersten Classe hatten das besondere Vorrecht, dem Kaiser an jedem Morgen ihre Aufwartung machen zu dürfen. Die Senatoren erschienen einzeln oder in corpore. Die Ritter wurden schon seltener empfangen, hin und wieder wurde der dritte Stand mit dieser Gunst beglückt. Der allgemeine Empfang fand an Feiertagen statt; besonders festlich am ersten Jänner. Die Kaiserinnen nahmen nur selten an derartigen Empfangsfeierlichkeiten Antheil. Die Besucher mußten sich oft eine Untersuchung gefallen lassen, ob sie Waffen bei sich trügen; besonders streng verfuhr man in dieser Beziehung unter dem ängstlichen Claudius, und nur mit großer Mühe konnte die Zustimmung des Kaisers erwirkt werden, daß Frauen, unerwachsene Knaben und Mädchen nicht betastet wurden.

Die Erbschleicherei war in Rom ein ausgebildetes Gewerbe, welches sehr oft viel abwarf. Es waren nicht bloß Glücksritter und Speculanten, welche sich damit beschäftigten, auch etwas bessere Naturen waren nicht abgeneigt, jahrelang dies Ziel zu verfolgen und die Bemühungen der Herren, welche im geschäftigen Müssiggange von einer Thür zur anderen liefen, sich überall und jedermann gefällig erwiesen, scheinen nur zu oft von Erfolg gekrönt worden zu sein. Daß dies Gewerbe blühte und blühen konnte, lag in der Kinder- und Ehelosigkeit der höheren Stände damaliger Tage. Der Verfall der Ehe ist immer ein Zeichen verrotteter socialer Zustände. Die Erbschleicherei wurde zur Kunst, welche mit allerlei raffinirten Mitteln betrieben wurde, und schon unter August unterschied man Anfänger und Virtuosen.

Der öffentliche gesellige Verkehr hat mit dem modernen italienischen sehr viel Aehnlichkeit. Die Sitte, an öffentlichen Orten zur Unterhaltung und zu Geschäften zusammenzukommen, war allgemein. Auf dem grünen Boden des Marsfeldes tummelte sich eine unzählbare Menschenmenge in Leibesübungen; man ritt, fuhr, schlug Ball und Reifen, maß sich in Waffen und im Ringkampfe, schwamm in den gelben Fluten der Tiber. In den späteren Tagesstunden fand man sich auf den öffentlichen Spaziergängen zwischen Buxhecken oder im Schatten von Lorbeer- und Platanengängen oder in den Säulenhallen, die mit Statuen, Bildern, kostbaren Teppichen reich geschmückt waren. Endlich nach Beendigung der Tagesgeschäfte, unmittelbar vor der Hauptmahlzeit, versammelte die Sitte des täglichen Badens viele Tausende in den hohen, weiten, von königlicher Pracht strahlenden Sälen und Hallen der Thermen.

Die geselligen Zusammenkünfte geladener Gäste fanden fast nur bei Gastmählern statt, wobei allerdings Unterhaltungen allerlei Art geboten wurden. „Bei ausgelassenen Festen tanzten üppige Andalusierinnen ihre verrufenen Tänze nach dem Takte der Castagnetten und Flöten, beim Schall unzüchtiger Gesänge trieben Possenreißer und Narren ihre Zoten, führten Mimen Scenen auf, die nicht einmal für Sclaven ehrbarer Herren anständig waren". Wo der Anstand mehr beobachtet wurde, traten Pantomimen auf, wurden Scenen aus Lust- und Trauerspielen

aufgeführt, besonders aus der neueren Komödie. Am allgemeinsten waren Vorlesungen und musikalische Unterhaltungen aller Art, Chöre wie Einzelgesang, Lyra- und Flötenspiel, oft zur Beschwerde der Gäste. Ganz ohne Musik, Declamationen und Vorlesungen wurden auch frugale und bescheidene Mahlzeiten selten begangen; auch war es nicht selten, daß der Hausherr selbstverfaßte Schriften oder Gedichte vortrug! Den Gesprächsstoff bei derartigen Gastmählern bildete der Klatsch. Man sprach über Alles und Jedes. Es gab Leute, welche alles wußten, selbst dasjenige, was in den innersten Gemächern eines Hauses vorging. Die Tagespolitik wurde nur in behutsamer Weise berührt. Man vermied es absichtlich, dies Thema anzuschlagen, der Despotismus machte einen freien Meinungsaustausch über öffentliche Verhältnisse unmöglich, die Zeit war längst vorüber, wo man denken durfte, was man wollte, und sagen, was man denkt. Bei dem ausgebildeten Spionirwesen konnte das unbedeutendste Wort, welches dem Sprechenden unwillkürlich entschlüpfte, auf die Anklagebank führen, „auch das Gedächtniß selbst", sagt Tacitus, „hätten wir mit der Sprache verloren, wenn es in der Macht gestanden hätte zu vergessen, wie zu schweigen. „Das Unwesen der geheimen Polizei stand in üppigster Blüthe. Das „Spitzelwesen" erlangte eine hohe Ausbildung; die Wände schienen Ohren zu haben. Die Kaiser verschmähten es nicht, sich über die kleinsten Kleinigkeiten berichten zu lassen. Ein reicher Mann konnte kein Geheimniß haben. „Schweigen seine Sclaven", sagt Juvenal, „so reden seine Pferde und Hunde, seine Thürpfosten und Marmorwände, er schließe die Fenster, verstopfe die Spalten und lösche das Licht; niemand schlafe in seiner Nähe und doch weiß vor Tagesanbruch der nächste Schenkwirth, was er um die Zeit des zweiten Tagesschreis gethan hat".

Hinsichtlich der Scandalsucht stand die damalige Zeit in keiner Weise hinter der unsrigen zurück. Die Verhältnisse zwischen Männern und Frauen bildeten natürlich das Hauptthema, über welches an öffentlichen Orten und in Privatcirkeln vielfach hin und her gesprochen wurde. Die Stadtgespräche gabelten alles auf, was sich gerade zufällig ereignete, man braucht nur die kleinen Anzeigen, die Stadtchroniken unserer Zeitungen durchzulesen, um zu wissen, worüber sich die Menge Roms erging. Hatte man keinen Gesprächsstoff, so füllte das Wetter die Lücke aus. Der römische Stutzer wußte eben so gut über die geringfügigsten Ereignisse Bescheid, wie der des 19. Jahrhunderts. Die Schilderung des römischen Stutzers dürfte auch für die Gegenwart im wesentlichen zutreffend sein. „Einer, der seine Locken in kunstvoller Ordnung trägt, der stets nach Balsam und Zimmtöl duftet, der die Melodieen alexandrinischer und spanischer Tänze summt, der seine glatten Arme tänzerartig bewegt, der den ganzen Tag zwischen den Sesseln der Frauen sitzt und immer in irgend ein Ohr flüstert, der Briefchen schreibt und die Briefchen anderer liest, der sich vor der Berührung mit dem Ellbogen seines Nachbars in Acht nimmt, der weiß in welches Mädchen einer verliebt ist, der von einem Gastmahl zum andern läuft, der den Stammbaum des edelsten Renners im Circus auswendig weiß". So Martial über den römischen Stutzer. A. B.

Oesterreichische Geschichte im Zeitalter der Babenberger.

Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Dr. H. Zeisberg.

III

Allein die hier versuchte Zusammenstellung dessen, was die historische Forschung unserer Zeit innerhalb eines räumlich und zeitlich begrenzten Rahmen geleistet, würde man unvollständig nennen müssen, wenn dieselbe die innere Entwicklung unbeachtet ließe. Diese innere Entwicklung wird entweder durch die äußere bedingt oder sie bedingt die äußere. Diese entfaltet sich im Rechte, jene in der Kunst Eine geschichtliche Darstellung ohne jenes wäre unverständlich, ohne diese unvollständig; sie ist vielmehr der Punkt, in dem sich beide begegnen, in dem sich das Schöne und das Wahre versöhnen. Umgestaltungen, welche die Auffassung dieser beiden Gebiete in der Forschung erfahren, wirken nothwendig auch auf das umgestaltend ein, was von beiden die Ursache oder die Folge ist, und eine geschichtliche Darstellung, die es sich erließe, nach den auf anderen Gebieten des Wissens gewonnenen Ergebnissen ihre eigenen zu verbessern, würde sich des belebenden Zusammenhanges mit dem ganzen nach Widerspruchslosigkeit ringenden menschlichen Wissen begeben.

Diese allgemeinen Sätze finden denn auch hier ihre besondere Bestätigung und ermöglichen, den noch übrigen Stoff passend zu gruppiren. Die eine dieser Gruppen bildet die sog. Privilegienfrage. Bei den wichtigen Verdiensten, welche die Babenberger in dem ihnen anvertrauten östlichen Grenzlande um Kaiser und Reich sich erwarben, konnte es denselben bald an kaiserlichen Gnadenbriefen nicht mehr fehlen. Es gab, als man um 1180 an ihre Zusammenstellung schritt, deren eilf, wie aus der an ihrer Rückseite angebrachten Registrirung zu ersehen ist [1]; wir kennen aber außerdem auch solche Gnadenbriefe, die sich nicht unter jenen eilf bezeichneten befinden. Es sind dies die Urkunde Heinrichs IV. für Markgraf Ernst (1058), in welcher die wörtlich eingerückten Privilegien der Kaiser Julius und Nero bestätigt und neue verliehen werden, die beiden aus Anlaß der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume (17. September 1156) von Kaiser Friedrich I. dem österreichischen Herzog Heinrich Jasomirgott ertheilten Privilegien, nach der Anzahl der enthaltenen Bestimmungen maius und minus genannt, die Bestätigungen des maius durch König Heinrich VII. (mit Hinzufügung zweier neuen Vorrechte) von 1228 und durch Kaiser Friedrich II. von 1245, eine Bestätigung des minus durch den Kaiser von demselben Jahre und endlich (1283) eine Bestätigung der Urkunden des maius durch König Rudolf von Habsburg. Nun ist der Inhalt von maius und minus, die angeblich an einem Tage aus einem und demselben Anlasse entstanden, so widerspruchsvoll, das angeblich julische und neronische Privileg aber so abenteuerlich, daß schon früh Bedenken gegen deren Echtheit rege wurden, und daß die dadurch veranlaßten Untersuchungen zu der nun wohl allgemein durchgedrungenen Ueberzeugung ihrer Unechtheit führten. Noch nicht dieselbe Ueberein-

[1] Zugleich ersieht man, daß die zweite und fünfte Urkunde verloren gegangen sind.

stimmung herrscht über die Frage nach der Zeit ihrer Entstehung, obgleich man sich nach Hubers wiederholter Beweisführung zu der schon von Wattenbach ausgeführten und vor diesem von Böhmer angedeuteten Ansicht hinzuneigen scheint, daß die Entstehung in die Zeit Rudolfs des Stifters falle. Es ist natürlich nicht meine Absicht, die verschiedenen Phasen anzudeuten, in welche der Privilegienstreit eingetreten; wer sich aber sowohl hievon, so wie von der mächtigen Umgestaltung, welche durch die Entscheidung der Frage in diesem Sinne nicht nur in der österreichischen, sondern in der ganzen deutschen Rechtsgeschichte, in deren organischer Entwicklung überall das majus eine störende Anomalie gewesen, Kenntniß verschaffen will, lese Berchtolds Buch über „Die Landeshoheit Oesterreichs nach den echten und unechten Freiheitsbriefen", München 1862, seit dessen Erscheinen noch Thausings oben berührte Abhandlung als ein neuer Beitrag zur Lösung dieser Frage zu nennen ist. Die Echtheit des minus wird, seitdem Prof. Ficker in der trefflichen Abhandlung: „Ueber die Echtheit des kleineren österreichischen Freiheitsbriefes" (Sitzungsber. d. k. Ak. 23. Bd.) dieselbe erwiesen, nun auch von jener Seite zugegeben, die den Zweifel an derselben angeregt. Ficker hat in derselben Abhandlung zugleich die auf das minus begründeten Ansprüche der letzten Babenbergerinnen eingehend beleuchtet und Huber dessen Darstellung neuerdings gegen Berchtold in der Anzeige dieses Buches festgehalten. Außer der Hauptfrage wurden aber, wie es bei derartigen Untersuchungen nie fehlen kann, auch viele andere Punkte der österreichischen Geschichte jener Zeit in ein überraschendes Licht gestellt. Ich erinnere nur an einen Punkt: an die bisher vielfach verbreitete Ansicht, daß im Jahre 1156 das Land ob und unter der Enns zu einem Herzogthume verbunden worden sei, während das jetzt zum Lande ob der Enns uneigentlich gerechnete Gebiet nördlich von der Donau theils auch später noch zu Baiern, theils schon früher zu Oesterreich gezählt wurde, das Land südlich von der Donau aber und westlich von der Enns zu Steiermark und Baiern gehörte.

Die bisher betrachtete Gruppe faßte jene Untersuchungen ins Auge, welche über die allmälige Entwicklung der Landeshoheit Licht verbreiten: und wie nun dem Landesfürsten die drei Stände: Adel, Bürgerthum und Bauernstand gegenüberstehen, so lassen sich die folgenden Untersuchungen um die Begriffe Landrecht, Stadtrecht, Weisthum gruppiren.

Was zunächst den Adel Oesterreichs in der babenbergischen Zeit betrifft, so fehlt es auch in jüngerer Zeit nicht an einzelnen genealogischen Versuchen; wir nennen hier außer schon angezogenen Untersuchungen nur „Die Sarchili und Scharsach im Hause Playen-Beilstein", von Koch-Sternfeld (Archiv f. K. ö. G. 1.), „Die Dynastenzweige zu Moosbach und Wenz", von demselben (a. a. O.), „Beiträge zur Genealogie der Dynasten von Tannberg bei Lambach", von Wirmsberger (a. a. O. 24.) und die beiden Abhandlungen v. Meillers im 8. Bande der Denkschriften der k. Akad. über die Herren von Kindberg, und Stülz' im 12. Bd. über die Herren und Grafen von Schaunberg, abgesehen von den bei Pritz in der Geschichte des Landes ob der Enns, von Chmel, Hormayr, Kurz, Pritz,

Stülz u. A. in besonderen Werken und Zeitschriften niedergelegten Untersuchungen, bezüglich deren man nun Krones, „Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe“, Innsbruck 1863, vergleichen mag.

Genealogisch-topographisch sind die „Beiträge zur Geschichte von Münzbach und Windhaag im einstigen Machviertel“ (Archiv 15. Bd.) und die „Geschichte von Enns“ (in der Zeitschr. d. oberösterr. Museums), beide von Pritz, Oberleitners „Geschichte der Stadt Enns im Mittelalter“ (Archiv 27. Bd.), die auf Grund einer älteren Abhandlung in Hormayrs Archiv erneuerte Abhandlung Keiblingers über die Burg Aggstein (im 7. Bde. des Alterthumsvereines in Wien), Zahn, „Die Veste Sachsengang und ihre Besitzer“ (Archiv 28.) u. A. Schöne Erwartungen knüpfen sich in dieser Hinsicht an das Inslebentreten des historisch-topographischen Vereines für Oesterreich unter der Enns, zu dessen Entstehen Chmel und v. Meiller freilich schon vor Jahren die erste Anregung gaben. Für die Ethnographie jener Zeit ist des Freiherrn v. Czoernig berühmtes Werk zu nennen, dem die darin aufgenommene babenbergische Culturgeschichte des unermüdlichen, der Forschung zu früh entrissenen Feil zur nicht geringen Zierde gereicht. Ein besonderer Abschnitt dieser Darstellung handelt über die ersten Keime des Ständewesens in Oesterreich.

Für das Land- und die österreichischen Stadtrechte hat wieder Herr v. Meiller das wesentliche Verdienst, im 10. Bde. des Arch. f. K. ö. G. neue, bedeutend correctere und zugänglichere Ausgaben geliefert zu haben, als bis dahin. Außer den schon früher bekannten Stadtrechten und Satzungen hat v. Meiller an jenem Orte ein bis dahin ganz unbekanntes Stadtrecht für Wien vom 1. Juni 1244, das Landrecht aber sowohl in seiner von ihm für älter (vor 1246?) gehaltenen Form bei Ludewig mit hinzutretenden Verbesserungen aus einer Linzer Handschrift des 15. Jahrhunderts, als auch in der von ihm um 1280 (?) angesetzten, bei Senkenberg gedruckten, von ihm aber aus einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts der Wiener Hofbibliothek mitgetheilten jüngeren Form aufgenommen. Ueber die Entstehungszeit dieses, die Rechte des Landesherrn und seiner Ministerialen bestimmenden Schriftstückes sind, ähnlich wie über die Zeit der Privilegienfälschung die Meinungen getheilt und noch viel weniger zu einem allseitig anerkannten Ergebnisse gelangt. Ich kann auch hier die früher aufgestellten Ansichten übergehen und bezüglich derselben z. B. auf Zöpfl, der die Entstehung in das 14. Jahrhundert versetzt, auf die fleißige Zusammenstellung v. Ziegelauers verweisen, der in seiner Abhandlung „Ueber die Entstehungszeit des sogenannten ältesten österreichischen Landrechtes“ für jenen Zeitpunkt den „des Ringens des monarchischen Principes mit der Adelsübermacht“ betrachtet, d. i. die Jahre 1287 bis 1295, eine Zeit, in der es für den Adel in Oesterreich nahe lag, die hergebrachten Rechte und Gewohnheiten zu sammeln und aufzuzeichnen. Ziegelauer will einen oppositionellen Geist wider den Landesherrn aus diesem Landrechte herausfühlen, gerade so, wie sich derselbe Geist der Unzufriedenheit in den Gedichten des in jener Zeit lebenden Helbling erkennen lasse, den v. Karajan mit trefflichen Erläuterungen versehen herausgab.

Ziegelauer glaubt auch den Grund jener Unzufriedenheit zu erkennen; sie sei, wie auch Helbling andeute, in der Abschaffung der Land- und in der Einführung der Hoftaidinge (Tage) zu suchen, und da nun 1287 die letzte Spur eines altherkömmlichen Landthaidinges zu finden, 1295 aber der Uebergang der Ministerialen zum offenen Aufruhr eingetreten sei, so sei hiemit auch die beiderseitige Zeitgrenze gewonnen. Aber noch in demselben (21.) Bande der Sitzungsberichte der k. Akad. wies v. Meiller diese Ansicht scharf zurück. Meiller vermißt — und dies war der Grundmangel von Ziegelauers Arbeit — die Unterscheidung der beiden Landrechte, des älteren und des jüngeren, wie sie v. Meiller bezeichnet und (s. o.) edirt hat. Aber auch Helbling sei mißverstanden; nicht darüber klage er, daß es keine Landtaidinge mehr gebe, sondern über die Kosten der zu Wien abgehaltenen Hoftaidinge, die neben jenen überflüssig wären. Auch habe es nachweislich nach 1287 noch Landtaidinge gegeben. Auch den oppositionellen Geist der beiden Denkmäler läßt v. Meiller nicht gelten, der indeß seine *positive* Ansicht über die Entstehungszeit unseres Wissens bisher nirgends kundgegeben. Das letzte Wort in dieser Sache hat Siegel (35. Bd. d. Sitzungsb.) gesprochen. Mit musterhafter Klarheit scheidet auch er zunächst zwischen zwei Rechtsdenkmälern, die er aber nicht wie Meiller als zwei Recensionen derselben Arbeit — eine ältere und eine jüngere — sondern als zwei, wenigstens formell, zum Theile auch materiell verschiedene Arbeiten, nämlich als eine Sammlung des Gewohnheitsrechtes unter einem Herzoge Leopold von Oesterreich und als den Entwurf einer allerdings auf jener Sammlung beruhenden Landesordnung betrachtet wissen will. Die gesetzgebende Thätigkeit geht, wie Siegel darthut, hier weder von dem Landesherrn, noch von seinen Ministerialen aus, sondern von dem Könige. Dieser König kann nur Friedrich II. sein; denn nur in herzogsloser Zeit wurde die dem Landesherrn zufallende richterliche Gewalt dem Könige ledig. Es könnte hier etwa an König Rudolf gedacht werden, mit dessen bezüglich des Burgenbaues am 3. December 1276 erlassenen Bestimmungen aber die des Landrechtes in grellem Widerspruche stehen. Es bleibt also nur die Zeit übrig, in der Friedrich der Streitbare mit Kaiser Friedrich im Kampfe lag, d. i. die Zeit von Ende des Jahres 1236 bis in den Sommer 1237, in der Kaiser Friedrich selbst in Oesterreich verweilte. Wie damals die Steiermärker kamen, um sich ihre alten Rechte bestätigen zu lassen, so wird ein gleiches auch in Oesterreich stattgefunden haben. Dazu bedurfte es einer Vorlage, wie sie Steiermark schon längst besaß, die österreichischen Ministerialen aber erst jetzt erhalten sollten. Jene Vorlage war, nach Siegel, das kürzere der beiden Stücke, das man darum nach Herzog Leopold benannte, weil man Friedrichs Regierung absichtlich ignorirte. Man muß gestehen, daß von allen vorgebrachten Ansichten diese bis jetzt die befriedigendste ist, wie sich denn auch die Zustände, welche das Landrecht voraussetzt, in der schönen „Mähre von den Gäuhühnern" von Stricker spiegeln, welche Pfeiffer in der „Germ." veröffentlicht und Siegel bereits benützt hat.

Vieles, wo nicht alles erübrigt aber noch auf dem Gebiete der babenbergischen Stadtrechte zu thun. Hier sind schätzbare Monographieen von Würth über Wiener-

Neustadt, die kurzen Einleitungen Gaupps (in dessen deutschen Stadtrechten des Mittelalters) zu den Stadtrechten von Wien und Enns, die neben der Städteentwicklung im Allgemeinen oder auf anderen Gebieten auch für die Erkenntniß des österreichischen Städtewesens förderlichen Forschungen von Gengler, Stenzel, Arnold, Tomaschek u. A., die für die Fortbildung der babenbergischen Rechte wichtigen älteren Stadtrechte von Brünn und das erst im 14. Jahrhundert entstandene „Brünner Schöffenbuch“ mit der vortrefflichen Einleitung des unglücklichen E. Rößler, das Ofner Stadtrecht — auch von babenbergischen Rechtsätzen durchdrungen — von Michnay und Lichner u. A. zu nennen. Das betreffende Material hat dann in einer, die gesammten jetzigen Kronländer (mit Einschluß der Lombardei) umfassenden Sammlung Bischoff (Oesterreichische Stadtrechte und Privilegien, Wien 1857) geordnet und besonders dem Wiener Stadtrechte eingehendere Aufmerksamkeit geschenkt. Mittheilungen und Untersuchungen von Stark, Siegel, Sandhaas und Lorenz beziehen sich zum Theile auf die weitere Entwicklung dieses Wiener Rechtes. Ueberhaupt ist Wien so recht eine Schöpfung der Babenberger, nach Hormayrs nicht unpassendem Ausdrucke: „die Stadt der Kreuzzüge“, schon im 13. Jahrhundert als die schönste deutsche Stadt nach Köln gepriesen. Im Nibelungenliede genannt, wird es von Heinrich Jasomirgott und dessen gelehrtem Bruder Bischof Otto für das römische Faviana gehalten. Aber nicht nur schon in früherer Zeit hat man diese Identität in Zweifel gezogen, sondern seitdem Eduard Böcking in seiner Ausgabe der „Notitia dignitatum“ anstatt der bisherigen Leseart „Fasiana“ in Ufernoricum die richtige „Faviana“ wieder herstellte, ist dessen Verschiedenheit von dem aus Vindobona in Pannonien emporblühenden Wien von Blumberg, Glück, Büdinger, zuletzt Aschbach festgehalten, von Tauschinski aber bekämpft worden. Außer den für Wiens älteste Geschichte maßgebenden Arbeiten Hormayrs, Schimmers, Feils, Karajans u. A. verdient besonders der von Zappert entdeckte, dem Beginne des 12. Jahrhunderts angehörige älteste Plan der Stadt Beachtung [1].

Zum Schlusse dessen, was über die Rechtsentwicklung sich sagen läßt, sind die bäuerlichen Zustände von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Die Quelle ihrer Erkenntniß sind die Weisthümer, deren Veröffentlichung für Oesterreich die kaiserliche Akademie mit Wärme und Ernst soeben in Angriff nimmt. Allein die Zeit der Aufzeichnung dieser Rechtsdenkmäler fällt durchaus in eine spätere Zeit und es muß die eben so nothwendige als schwierige Aufgabe der Zukunft vorbehalten werden, wie viel von diesem zum Theile uralten Gewohnheitsrechte für die babenbergische Zeit als bereits bestehend, wenn auch ungesatzt, betrachtet werden darf.

Ich bezeichnete oben als zweite der Gruppen des inneren Volkslebens die Kunst; Wissenschaften — außer der historischen, und selbst diese kann man nur sehr uneigentlich so bezeichnen — kommen für diese Zeit gar nicht in Betracht.

[1] Sehr lehrreich für Viennensia, insoweit sie hier in Betracht kommen, ist der Katalog von Feils Bibliothek.

Was nun die Dichtkunst betrifft, so hat auch hier die Forschung viele für die Geschichte keineswegs gleichgültige Errungenschaften zu nennen. Ueber das Nibelungenlied, über die von Diemer als kleine Beiträge bezeichneten Dichtungen sprachen wir bereits. Maßman stellte wohl auch einmal die Ansicht auf, das deutsche Gedicht vom Eraclius sei ein Werk Otto's von Freisingen, aber diese Ansicht drang nicht durch. Eine ähnliche Uebersicht der Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts, wie sie Diemer für Oesterreich gegeben, lieferte Weinhold für Steiermark (13. Jahrhundert) in einem anziehenden Vortrage. Besonders wichtig für die Geschichte der Babenberger ist ein Blick auf die Entwicklung des Minnegesanges für welche umgekehrt die Geschichte der Babenberger eben so wichtig ist. Reinmar von Hagenau oder der Alte, Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter (ein Rheinländer), diese drei Typen des Beginnes, der Blüthe, des Sinkens der Minnedichtung gehören, wenn auch nicht durch Geburt, so doch mit dem besten Theile ihres Schaffens Oesterreich an. Sie sind zugleich die Vertreter der höfischen Lyrik im engeren Sinne gegenüber des fast ausschließlich Oesterreich angehörigen, nach Wackernagels Vorgange sogenannten volksmäßigen Hofgesanges dessen Hauptträger Nidhart ist, und dessen Pflege an dem Hofe des letzten Babenbergers mit der Idyllendichtung am Hofe der Ptolemäer, des Augustus und späterer Fürsten eine gewisse Verwandtschaft hat. Nimmt man hinzu, daß auch Ulrich von Liechtenstein in Dichtung und Wahrheit dieser Richtung angehört, so wird man es gerechtfertigt finden, wenn wir hier an die Tändeleien des in Schäferpoesie schwelgenden Lebens späterer Höfe erinnern. Es liegt aber auf der Hand, daß die Aufhellung dieser zum Theile schwer verständlichen Dichtungen einen ganz wesentlichen Beitrag zur Zeitgeschichte liefert, und daß darum die bezüglichen Forschungen wenigstens in ihren Hauptzügen hier nicht übergangen werden dürfen.

Außer von der Hagens den Ausgangspunkt späterer Forschungen bildenden Sammlung nennen wir für Walther von der Vogelweide Lachmanns und Haupts, für Nidhart Benecke's und Haupts Ausgaben, für den ersten auch Simrocks treffliche Uebersetzung, so wie die, wenn auch schon ältere, dennoch noch immer werthvolle Abhandlung Uhlands über den ihm selbst so verwandten Dichter, eine zweite in Pfeiffers „Germania" (1860) von dem Herausgeber, und eine dritte von Karajan (Sitzungsber der k. Akad., 8. Bd); für Liechtenstein die von Karajans Anmerkungen begleitete Ausgabe Lachmanns. An diese Hauptgestalten schließen sich die meisten anderen Dichter an, so der Minnesinger von Stadeck in Steiermark, den Weinhold beleuchtet, der Tanhauser, der Bruder Wernher, beide bei von der Hagen und beide wichtig für die Geschichte des letzten Babenbergers, u. A. Hieher gehört auch das epische Gedicht von Maier Helmbrecht, Wernhers des Gärtners, den, so wie Nidhart, Pfeiffer neuerdings für Oesterreich vindicirt. Maier Helmbrecht und das culturgeschichtliche Ergebniß von Nidharts Gedichten wurde von Gustav Freytag zu einem der anmuthigsten seiner „Neuen Bilder" u. s. f. verwerthet. Das erste Gedicht wurde von Bergmann in den „Wiener Jahrbüchern" (1839) und in „Haupts Zeitschrift", 4. Bd., vier poetische Erzählungen —

darunter eine Fabel — Herrands von Wildon, eines steierischen Dichters aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, von demselben Bergmann, Bruchstücke von des Enenkels Welt- und des steierischen Ottakar Reimchronik, jene von Karl Roth (1854), diese von Schacht (Aus und über Ottakars Reimchronik, von Sch, Mainz 1821, vgl. auch Jacobi, De Ottocari chronico Aust., Vratislav. 1839) mitgetheilt; aber Enenkels viel wichtigeres Hauptwerk, „Das Fürstenbuch", ist immer noch nur in zwei schlechten Ausgaben zugänglich und der von Böhmer gehegte Wunsch nach einer neuen Ausgabe Ottakars, der auch für die letzten Schicksale der babenbergischen Familie bedeutend ist, noch immer unbefriedigt gelassen.

In späteren Tagen wurden dem Nidhart viele Gedichte untergeschoben, ein Schicksal, das er mit Stricker, einem anderen österreichischen Dichter derselben Zeit gemein hat, der sich auf epischem und didaktischem Gebiete versucht hat, am tüchtigsten aber gerade dort ist, wo diese Gebiete sich berühren — in der Fabel. Aus der Menge der unter Strickers Namen laufenden größeren und kleineren Gedichte, welche zum Theile noch ungedruckt, zum Theile bei Hahn (Kleinere Gedichte von Stricker, Quedlinburg 1839), bei Benecke, Docen in den Miscell. u. A. mitgetheilt sind (vgl. auch oben), die ihm angehörigen auszuscheiden, ist eine noch der Zukunft anheimfallende Arbeit. Man wird hier auch daran erinnern dürfen, daß die Nibelungenklage, Biterolf, Dietleib und Kudrun in gegenwärtiger Gestalt in Steiermark entstanden sind, und daß auch (in Diemers kleineren Beiträgen, 2. Thl., 11. Bd. d. Sitzungsber.) in „der aventiure krône" Heinrichs von Türlein, eines kärntnerischen Dichters, eine auf Oesterreichs Sittengeschichte — Ausfälle gegen die österreichische Weise zu turniren — (aus der Zeit vor 1240), so wie auch eine auf Leopold VII. Bezug nehmende Stelle des von H. Rückert herausgegebenen „Welschen Gastes" in Betracht kommt, kleinerer beiläufiger Bemerkungen nicht zu gedenken. Ein mythischer Abglanz dieser sangesfrohen Zeit ist der dramatisirte „Krieg von Warturg", den von der Hagen in seine Sammlung aufgenommen, Koberstein (Naumburg 1823), Lucas (Königsberg 1858) und Hermann v. Plötz (Weimar 1851) beleuchteten. Von den in Oesterreich zu findenden Resten der Vagantenpoesie im Archiv f. K. ö. G., 6. Bd, S. 316, ein ergötzliches Bruchstück aus einer Melker Handschrift des 13. Jahrhunderts und Büdinger, „Reste der Vagantenpoesie in Oesterreich", Sitzungsber. 13.

Es sei schließlich gegönnt, einen Blick auf die Leistungen der österreichischen Kunstgeschichte der letzten Jahre zu werfen. Auch hier ist für eine künftige Darstellung, die sich nicht bloß des Einzelnen erfreut, sondern den Zusammenhang in all' diesen Kunstbestrebungen aufzuweisen sucht, ansehnlicher Stoff gehäuft. Das Prachtwerk v. G. Heider, R. v. Eitelberger und Hieser, „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates" (Stuttgart 1856 ff., 1. und 2. Bd.), welches ältere und unvollendet gebliebene Vorgängerinnen von Fürst Lichnowsky und von Ernst und Oetscher (letztere beschränkten sich auf das Erzherzogthum) weit hinter sich ließ, die Publicationen der k. k. Centralcommission — sowohl die „Mittheilungen" als die „Jahrbücher" — und die „Mittheilungen des Alterthums-

vereines in Wien" enthalten eine Reihe zum Theile vortrefflicher Monographieen, in denen insbesondere auch die historische Seite stets mit Liebe behandelt ist. Mit zu dem Besten zählt auch hier Feils Einleitung zu Heiders „Beschreibung von Heiligenkreuz" (1. Band der M. Kunstd. d. ö. Kaiserst.), die sich über die Geschichte des Cistercienserordens in Oesterreich verbreitet. Lilienfeld, Zwettl, Wels, Wiener-Neustadt — nur zum Theile mehr der babenbergischen Zeit und romanischen Bauperiode angehörig — so wie überhaupt die mittelalterlichen Kunstdenkmäler im Kreise ob dem Wiener Walde fanden an dem Freiherrn v. Sacken den kunstverständigen Darsteller (theils a. a. O., theils in dem Jahrb. d. Cent. C. 1856, 1857), während Karl Haas die mittelalterlichen Kunstdenkmäler Steiermarks beschrieb. Eine treffliche Monographie lieferte G. Heider in der „Kirche zu Schöngrabern" (Wien 1834), wiederholte Beschreibungen des sogenannten Verduner Altars in Klosterneuburg Arneth in Camesina's Prachtwerk „Das Niello Antipendium zu Kloster Neuburg" (Wien 1844) und Heider im 2. Bande des oben erwähnten Werkes. Auch die ältesten Bildnisse der Babenberger in Klosterneuburg und Heiligenkreuz (Glasgemälde) zogen bereits Zapperts (im Archiv von Hormayr), dann Feils (in Schmidls Umgebungen Wiens) Aufmerksamkeit auf sich; Camesina hat sie im Jahrb. d. C. C. 1857 u. 1859 eingehend besprochen. Endlich haben Schnaase, Kugler, Lübke, Springer u. A. m. in ihren Werken auf Oesterreich vergleichungsweise eingehendere Rücksicht genommen.

Wir schließen diese Uebersicht, nicht als ob hiemit auch die Vorarbeiten einer künftigen Geschichte der Babenberger vollständig angegeben wären, sondern weil es unsere Absicht war, zu zeigen, nicht wo die Forschung angelangt sein sollte, sondern wo sie wirklich angelangt ist. Der geistvolle Roscher nennt irgendwo sieben Hauptseiten des Lebens, welche man, um das ganze in allen seinen Theilen zu erkennen, vorerst erforscht haben müsse — Sprache, Religion, Kunst, Wissenschaft, Recht, Staat und Wirthschaft. Wenn wir mehrere dieser Glieder unbesprochen ließen, so geschah es, weil es noch allzu sehr an Vorarbeiten auf diesen Gebieten mangelt. Die Forschung hat hier noch ein weites Feld vor sich. Sie muß das Sonnenlicht des Lebens in seine sieben Farben theilen, muß diese einzeln erkennen und erklären, wie aus ihnen allen die ewig sprudelnde Quelle des Lichtes geworden.

Neue Romane.

(„Die verlorne Handschrift". Roman in fünf Büchern von Gustav Freytag. 3 Bde., Leipzig, S. Hirzel. — „Altermann Ryke". Eine Geschichte aus dem Jahre 1806 von Edmund Höfer. 4 Bde. Berlin, O. Janke. — „Von Geschlecht zu Geschlecht". Roman von Fanny Lewald. 3 Bde. Ebendaselbst.)

Mit berechtigter Spannung nimmt man den neuen Roman Freytags in die Hand. Sein „Soll und Haben" hatte einen Erfolg erlebt, wie seit langer Zeit

kein Roman in deutscher Sprache; neun Jahre sind seit dem Erscheinen jener Dichtung vergangen, der Verfasser war während derselben nicht müssig, aber seine in dieser Zeit erschienenen Werke: „Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit", „Die Fabier", „Die Technik des Drama's", zeigten ihn uns in Studien vertieft, welche ihn theils von jenem Wege abführen, theils ihm wenigstens keine Muße lassen mußten, auf demselben fortzuschreiten. Der Zusammenhang zwischen jenen und dieser neuesten Arbeit wird dem Leser der „verlorenen Handschrift" allerdings bald klar. Aber jener erste Erfolg war, wie gesagt, so groß, daß jeder neue Roman Freytags außerordentlichen Erwartungen und Anforderungen begegnen muß. Einem zweiten Werke gegenüber ist das Publicum gewöhnlich ungerecht, es benützt das erste gelungene als Maßstab, und fragt selten darnach, ob nicht die Natur des Neuen einen ganz anderen Modus der Abschätzung bedinge. Und so zweifeln wir auch nicht, daß der zweite Roman Freytags vielfach als ein Rückschritt des Verfassers betrachtet werden wird. Hat der Dichter doch fast eben so viele Feinde seinem Bundesgenossen Schmidt als Freunde sich selbst zu verdanken, und die ersteren werden begierig jede schwache Stelle an dem neuen Werke aufdecken, um sich noch nachträglich an dem gestürzten litterarischen Großinquisitor zu rächen. In Wahrheit liegt es aber an dem weniger populären Stoffe, wenn „Die verlorene Handschrift" weniger Glück macht, als „Soll und Haben"; der unbefangene Beurtheiler wird nicht umhin können, das erstgenannte als ein ungleich gereifteres Werk anzuerkennen. So werden wir — um dies Eine vorauszuschicken — auch diesmal nicht selten an Boz, und zwar an dessen liebenswürdigste Seiten erinnert, aber nur durch die unläugbare Geistesverwandtschaft beider Autoren: aus den Fesseln der Nachahmung des Britten hat sich der Deutsche jetzt vollkommen befreit.

Schmidts höchst einseitiges Dictum, der Romandichter müsse das Volk bei der Arbeit aufsuchen, steht diesmal nicht auf dem Titelblatte, aber treu blieb Freytag diesem Grundsatze, wenn auch in anderem Sinne, als der Litterarhistoriker ihn gemeint haben mag. Es ist die Welt der gelehrten Arbeit, in die uns der Dichter einführt, und wir stehen nicht an, das eine That zu nennen, für welche ihm die Welt aufrichtig dankbar sein muß. Er trägt damit eine Schuld der ganzen Zunft ab. Denn so sehr die Werthschätzung der Wissenschaft und ihrer Priester heutzutage in jedermanns Munde ist, so wenig aufrichtig wird sie im Durchschnitt gemeint, und daran sind gewiß zum großen Theile die Roman- und Komödienschreiber Schuld, welche von dem Gelehrten nur die Schwächen kennen, ihn nur als komische Figur zu verwenden wissen, dem selbstgenügsamen Dünkel der Halb- und Ungebildeten fortwährend neue Nahrung zuführen. Und diese Schuld abzutragen war auch gerade Freytag vorzüglich berufen, mit seiner genauen Kenntniß jener eigenthümlichen kleinen Welt, mit seiner feinen Empfindung für das Echte in derselben und mit dem glücklichen Humor, welcher die wunderliche Außenseite wahrhaft und heiter schildern kann, ohne zu verzerren und zu verletzen.

Wie sehr er mit dieser Arbeit einem Bedürfnisse seines Herzens genügte, zeigt uns die Betrachtung, als dem Helden der Erzählung, dem Professor der

Philologie Felix Werner, „das Herz vor Freude pocht über den festen Bedacht", mit welchem seine junge Frau in das Verständniß seiner Thätigkeit einzudringen sucht. „Denn es ist das Los des Gelehrten, daß Wenige mit herzlichem Antheil Mühe, Kampf und Verdienst seines Schaffens betrachten. Der Welt gilt er für einen harten Baugehülfen. Was er mit ausdauernder Kraft gebildet, das wird sofort als Baustein verwandt zu dem unermeßlichen Hause der Wissenschaft, an welchem das Geschlecht der Erde seit Jahrtausenden arbeitet. Hundert andere stellen sich darauf, um die eigene Arbeit zu fördern, tausend neue Werkstücke werden darübergewälzt, nicht Viele sind, welche darnach fragen, wer den einzelnen Pfeiler gemeißelt und noch seltener drückt dem Arbeiter ein Fremder darum die Hand. Dem leichten Werke des Dichters winkt noch lange grüßend zu, wer einmal darin heiteres Lächeln gefunden hat oder gehobene Stimmung. Der Gelehrte wird nur selten und fast zufällig durch einzelne Werke ein werther Freund und Vertrauter seiner Leser. Er stellt nicht der Phantasie lockende Bilder, er schmeichelt nicht zuvorkommend dem sehnsuchtsvollen Gemüthe, er fordert strengen Ernst und nüchterne Sammlung vom Leser, und dieselbe Strenge und Nüchternheit wird ihm selbst zu Theil bei jedem Urtheil über seine Leistung. Auch wo er Ehrfurcht einflößt, bleibt er ein Fremder. Und doch ist er kein Steinmetz, der unförmliche Massen nach verständigen Maßen zurechtschlägt, auch er schafft mit inneren Kämpfen, mit seinem besten Herzblut, zuweilen unter schwerem Leid, oft mit beglückender Freudigkeit. Auch ihm erblüht, was er seiner Zeit darbringt, aus den tiefsten Wurzeln seines Lebens. Und deßhalb ist dem Gelehrten die Seele, welche das Wackere seiner Arbeit herzlich empfindet und nicht nur nach dem letzten Gewinn der Wissenschaft fragt, sondern nach dem innern Kampf des Schaffenden, ein kostbarer Fund, ein seltenes Glück".

Wo anders könnte dieser Roman spielen, als in einer jener kleinen deutschen Städte, welchen eine Universität Leben, Bedeutung, Charakter giebt? Und sie ist mit einer Anschaulichkeit geschildert, daß man sich sofort in ihr zu Hause fühlt. Von ihren nichtakademischen Bewohnern lernen wir nur wenige kennen, vor allem zwei würdige Bürger und Hausherren, die durch Nachbarschaft, Verschiedenheit der Charaktere und Neigungen und concurrirende Beschäftigung zu unvergänglicher Feindschaft verurtheilt sind, und denen auch der Kummer nicht erspart ist, ihre Kinder der Familentradition untreu werden zu sehen. Um so zahlreichere Bekanntschaften machen wir an der Universität und in deren Umgebung, lauter lebensvolle Gestalten, wie der wackere Werner selbst, der zerstreute und unbeholfene Philosoph Raschke, der hinterhältige Philolog Struwelius, der lange Consistorialrath, der Magister Knips mit seiner bedenklichen Kunstfertigkeit im Nachahmen alter Handschriften u. s. w. Und eine alte Handschrift, echte und unechte Bruchstücke eines Palimpsestes sind es, welche Glück und Unglück in diesen Kreis bringen, dem Professor eine treffliche Lebensgefährtin zuführen, ihn mit seinem Collegen Struwelius verfeinden und am Schlusse des zweiten Bandes (der letzte ist noch nicht erschienen) Wirren viel ernsterer Art scheinen heraufbeschwören zu wollen. Auch das

studentische Treiben liefert manches hübsche Bild, jugendliche Schwärmerei für die schöne Professorsfrau, Reibereien unter den Verbindungen, Commers und Schlägerei neben den wissenschaftlichen Debatten, feierlichen Acten und geselligen Zusammenkünften der Lehrer. Daß die Lieblingsfigur Freytags, der moderne Mercutio, nicht mangelt, versteht sich von selbst, doch ist ihm keine Hauptrolle übertragen, sondern nur die Aufgabe, einen erfrischenden Hauch in die dumpfe Atmosphäre an einem kleinen Hofe zu bringen, der zu der Musenstadt ein Gegenstück auf der einen Seite stellt, wie auf der anderen das prächtige Idyll auf dem Gute Rossau. Nichts von alledem ist nach dem Hörensagen gezeichnet, es sind kleine Abschnitte aus den Kreisen welche das deutsche Leben der Gegenwart bilden, aber diese in so typischer Weise wiedergegeben, daß eine spätere Zeit ein durchaus treues Bild heutiger Zustände aus diesem Roman schöpfen kann. Mit herzlichem Antheil begleitet der Leser die Träger der Geschichte auf ihren Wegen.

Wir müssen, um ein halbes Jahrhundert zurückgehen, um uns von Höfer die Schicksale einer Patrizierfamilie in einer kleinen Handelsstadt Niedersachsens erzählen zu lassen. In der Zeit und auf dem Boden ist Höfer ganz vorzüglich heimisch. Wenn er diese kleinen Hafenstädte mit den alten engen Giebelhäusern und deren etwas steifen und philisterhaften, aber auch kernigen Bewohnern schildert, so meint man, er müsse selbst noch die letzten Zeiten der Hansa erlebt und mindestens als Senator in einer jener winzigen Republiken fungirt haben. Aber diese Vorliebe und diese Virtuosität haben auch ihre gefährliche Seite. Wenn er uns jetzt schon die Gärten mit schnurgeraden Rabatten preist gegenüber den Anlagen in englischem Geschmack, so kann man das schwerlich anders als eine Schrulle nennen, und die breite Behaglichkeit, mit welcher die städtischen Angelegenheiten einer Provinzstadt im Jahre 1806 auseinander gesetzt werden, dürfte ihm innerhalb des Lesepublicums wohl kaum neue Freunde gewinnen. Der Schriftsteller so gut wie der bildende Künstler, welcher sich auf ein ganz kleines Terrain beschränkt, wird allerdings auf diesem leicht Meister werden, aber auch bald, ohne es zu wissen, sich selbst copiren. Manche Weitschweifigkeiten abgerechnet ist übrigens „Altermann Ryke" eine verdienstliche und anziehende Arbeit, der Titelheld, ein prächtiger, liebenswürdiger Mensch, mit einer Portion Weisheit ausgestattet, welche beinahe schon über das natürliche Maß hinausgeht. Die Verblendung und Kopflosigkeit auf der einen Seite und die sittliche Haltlosigkeit auf der anderen, welche die Katastrophe von 1806 in Preußen herbeiführten, treten dem Leser leibhaft vor Augen und daneben das ehrenfeste Bürgerthum, welches die Wiedergeburt des Staates möglich machte. Bis zu der Periode des Aufraffens der Volkskraft geleitet der Erzähler uns nicht; wir erblicken sie aber in der Perspective, in dem Siege des durch persönliche und allgemeine Fährlichkeiten nicht aus dem Gleichgewicht gebrachten Altermanns über militärischen und bureaukratischen Hochmuth, Verrätherei und verzagtes Spießbürgerthum.

Noch um 10 bis 15 Jahre weiter zurück, in die Zeit, welche die Schöpfungen Friedrichs II. verkommen und von Unkraut aller Art überwuchern ließ, führt

uns der Roman von Fanny Lewald „Von Geschlecht zu Geschlecht", dessen vorliegende drei Bände nur die erste einer Reihe von Abtheilungen zu bilden scheinen. Die ersten Schwankungen, welche als Wirkungen des allmälig sich fortpflanzenden Erdbebens in Frankreich auch den Boden des östlichen Deutschland ergriffen, erschüttern hier eine Welt, in welcher französische Frivolität und französische Aufklärerei den seltsamen Bund mit Hang zum Mysticismus und dem starren Festhalten an überlebten Formen eingegangen waren. Sich selbst von der Beobachtung der Sittengesetze lossprechend, nehmen die herrschenden Classen um so eifersüchtiger ihre Privilegien wahr, wogegen im Bürgerthum das Bewußtsein moralischer Kraft und wachsender Bedeutung größeres Selbstgefühl und vermehrte Ansprüche erzeugen. Aus den Conflicten dieser zwei einander entgegengesetzten Strömungen geht das altadelige Geschlecht, welches den Mittelpunkt der Handlung bildet, mit Schuld überhäuft hervor, welche wohl an dem späteren Geschlechte gerächt werden soll Ein treues Bild jener Zeit zu liefern, ist aber die Verfasserin schon wegen ihrer sehr entschiedenen Parteinahme für das bürgerliche Element und noch mehr für die unterdrückten Juden gegenüber den Edelleuten außer Stande. Alles Licht fällt auf die eine, aller Schatten auf die andere Seite, und die Absicht verstimmt. Auch will die philosophische Ausdrucksweise so wenig in den Mund des Freiherrn v. Arten, eines Landedelmannes unter Friedrich Wilhelm II. passen, wie die stellenweis hervortretende ängstliche Nachahmung der Goethe'schen Prosa zu dem der Erzählerin natürlichen, keineswegs correcten Stil. Wichtiger ist ein Fehler, welcher für das Gebäude, dessen Fundament die vorliegende Abtheilung sein soll, gefährlich werden kann. Der legitime und ein illegitimer, verstoßener Sohn des Freiherrn werden, wie es den Anschein hat, einander als persönliche und politische Feinde gegenübertreten; der letztere verläßt vorläufig den Schauplatz voll Haß gegen diejenigen, welche ihm die Liebe seines Vaters geraubt haben, um derentwillen er als Namen- und Heimatloser hinausgestoßen wurde. Aber die rechtmäßige Gattin des Freiherrn würde, wie sie in dem Roman geschildert wird, ganz gewiß alles aufgeboten haben, diesen Knaben kein Unrecht erleiden zu lassen, an ihm vielmehr das Unrecht und Unheil, dem seine Mutter erlag, zu sühnen, wenn schon der Vater, dessen Herz einst an dem Kinde der Liebe hing, es so gänzlich vergessen sollte. Uebrigens beweist die Verfasserin viel psychologischen Scharfblick, die Figuren des Freiherrn, eines Emigrantenpaares und einige andere zeugen wieder dafür, daß Fanny Lewald in der That in ihrem Berufe arbeitet. Die vielen Breiten werden echte Romanleser nicht in Verlegenheit setzen.

B. B.

Zwölf Fragmente über Geologie.

Von Franz Grafen v. Marenzi.

(Zweite vermehrte Auflage. — 1864.)

Klar und treu spiegelt die ruhige Wasserfläche die umgebende Landschaft wieder, nur die eigene Farbe verändert den Ton des Gemäldes. Zerrissen ist das Bild, welches uns der unruhige Bach wiedergiebt; kaum finden wir in dem verworrenen schwankenden Wiederschein die Umrisse des Urbildes.

Leicht erkennen wir im Gespräche des Laien, des Dilettanten, wer sein Lehrer gewesen; er giebt das Gehörte nur mit der individuellen Färbung wieder und wie ein Echo klingt uns der Name dieses oder jenes Autors oder Lehrbuches entgegen. Doch das Bild verliert an Harmonie, die ganze Lehre wird zerstückelt, so bald jener seine eigene Kraft hinzusetzen will, sich nicht mehr mit der gleichen Wiedergabe des Empfangenen begnügend. Es ist vergeblich. Der Zusammenhang ist zwar gesprengt; die Theile verläugnen indeß nicht, welcher Schule sie entsprungen.

Was wir Wissenschaft nennen, hat zweierlei Charakter. Ein Theil gelangt zu unumstößlicher Wahrheit durch Thatsachen und zwingende Beweise, der andere, minder exacte Theil bringt es nur zur Wahrscheinlichkeit, seine Lehren sind nicht zwingend und es spielt nicht bloß der Verstand, sondern auch das Gemüth eine Rolle, so sehr man das letztere auch negiren mag. Der Laie wagt sich nicht leicht auf das erstere Gebiet, er fühlt sich mehr auf dem letzteren heimisch. Wir besitzen daher eine Reihe von Schriften, die nicht von Fachmännern herrühren: so auf vielen Gebieten der Philosophie. Auch die Astronomie hat ihr Departement; daher die Abhandlungen über die vermuthlichen Eigenschaften der Planeten u. s. w. Die geologische Wissenschaft hat — ihre Geogenie. — Solche Schriften belehren uns über den Eindruck, welchen die verschiedenen „Ansichten" außerhalb des Kreises der Fachmänner hervorrufen und haben daher in solcher Beziehung für die letzteren ein Interesse, ohne eine Kritik herauszufordern, und so denkt wohl auch der Verfasser, indem er sagt: „seine Feder habe jetzt, wie früher, jeder Kritik die Spitze abgebrochen, indem sie treu bei ihren Freunden, den Laien, verblieb".

Nicht wenige Schriften sind erschienen, die sich über die Entstehung der Erde oder des Weltganzen verbreiten. Viele davon bleiben im wesentlichen bei der Schule und geben dasjenige, was uns die Bücher der Gegenwart über die Ideen Kants und Laplace's mittheilen, wenig verändert wieder. Dies und jenes behagt Manchem weniger, dann legt er sich die Dinge auch anders zurecht und malt sich das Ganze nach seiner Art aus. Der eine hegt eine Vorliebe für Lärm und Gewaltthaten, dann giebt es viele furchtbare Katastrophen; der andere liebt mehr die Stille, dann giebt es ruhige Entwicklung. Die letzteren Schriftsteller sind heute die selteneren.

„Die Erde entstand aus der Aequatorialschichte der Sonnenatmosphäre, ebenso die übrigen Planeten, Asteroiden, Monde, Kometen und Aeroliten. Die Bewegung

der anfänglich feuerflüssigen Erde im kalten Weltraume ist die Veranlassung des allmäligen Wärme= und des Volumenverlustes der Erde, welche erstere nicht zu allen Zeiten gleichmäßig war. Durch die Ungleichheit der zusammensetzenden Materialien, so wie durch die Verschiedenheit des Verhaltens und der Zusammenziehung beim Wärmeverluste entstanden Hohlräume, Klüfte und Risse. Es erfolgten Einstürze der oberen Schichten auf die unteren und das feuerflüssige Innere der Erde Diese Stürze sind der einfache Proceß, welcher alle Niveauunterschiede auf der Erdoberfläche und im Meeresgrunde erzeugte, sie sind auch das Princip für die Thätigkeit der Vulcane und Erdbeben. Dieser Einsturzproceß ist jetzt schon so gut wie abgeschlossen; er war in der vorhistorischen Zeit am stärksten, niemals jedoch gleichzeitig so allgemein, um die Schöpfung der organischen Gebilde gänzlich zu zerstören und daher wiederholte Schöpfungen zu bedingen."

So die Geogenie unseres Schriftchens in aller Kürze. Der Fragmente sind indessen zwölf, und je höher ihre Nummer, desto mehr dringen sie — auf dem exacten Boden vorwärts, keineswegs sanft. Die jetzigen Mittel und Methoden der Erfahrungsgeologie und mit ihnen eine Reihe der wichtigsten Thatsachen fallen mit einem Ruck zu Boden, ein neuer Weg soll geebnet werden

„Die Petrefactenkunde ist in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht geeignet, eine Alterseintheilung jener Steinschichten unserer Erdoberfläche zu erlauben, in welchen dieselben gefunden werden, und so ist auch eine Alterseintheilung der Gebirge um so weniger möglich, als selbe nicht durch regelmäßige Hebung, sondern in Bezug auf den jetzigen Bestand durch chronologisch ganz chaotische Einstürze erfolgt sind". — „Sind schon wenige allgemeine Bemerkungen für jeden Unbefangenen genügend, um alle bisherigen geologischen Hypothesen als im höchsten Grade gewagt und als unverläßlich erscheinen zu lassen, welche auf der Lehre einer Alterskette der Petrefacten begründet waren, so sind noch andere besondere Verhältnisse in der Wissenschaft vorhanden, durch welche die gänzliche Unhaltbarkeit der jetzigen geologischen Systeme und namentlich die Eintheilung der Gebilde nach den angenommenen Altersformationen gänzlich verworfen werden [1]. Diese Verhältnisse liegen in den gemachten Wahrnehmungen der Petrefactenkunde selbst, welche es nicht in Abrede stellen kann, daß viele gleiche generische Formen wirklich in allen bis jetzt bekannten Schichten getroffen werden. Ein Beispiel sind die Nautilen, die Ammoniten, die Echiniden, Stellaiden (?), Encriniten ꝛc., die Palmen, Fucoideen, Coniferen und vorzüglich aber die einst so räthselhaften Trilobiten, welche für die ältesten lebenden Geschöpfe der Thierwelt gehalten werden und welche nun als noch lebend nachgewiesen sein sollen."

Daraus dürften wohl alle Paläontologen entnehmen, daß höchst wichtige Thatsachen ihnen entgingen, und daß sie sich bisher vergeblich bemühten, der Geologie einen Dienst zu leisten; ihr Weg führt nicht zum Ziele, wohl aber ein ganz anderer, denn „das aufmerksamste Studium der jetzigen Formen der Erd-

[1] Offenbar ein kleiner Stilfehler.

oberfläche tritt an die Stelle der Petrefactenkunde, um uns Aufschlüsse über das relative Alter der Bildungen unserer Erdoberfläche zu geben, und empfiehlt sich daher allen Freunden der Geologie".

Nicht allein der Paläontologie ergeht es schlimm vor dem Richterstuhl der „Zwölf Fragmente", auch die chemische und physikalische Geologie erringt keine Anerkennung wegen ihrer „kleinlichen Experimente des Laboratoriums"; ebenso noch manche andere Lehre, deren jede energisch zurückgewiesen wird. Die fortschreitende Entwicklung der Organismen — ist eine Unmöglichkeit, denn die Natur verändert nur die unorganische, erhält aber die lebende Schöpfung. Die allmäligen Hebungen und Senkungen der Continente und größerer Landstriche — finden nicht statt und haben niemals stattgefunden. Eiszeit — konnte es bis jetzt noch keine gegeben haben, weil diese dem Gesetze des allmälig fortschreitenden Wärmeverlustes der Erde widerspricht u. s. w.

Ein schlimmes, sehr schlimmes Zeugniß für die ganze Litteratur, auf der die Schrift fußt! In all' den Büchern und Schriften muß der jetzigen Geogenie ein übertriebener Werth beigelegt, es muß das Thatsächliche vom Hypothetischen zu wenig gesondert, die Begründung des als richtig Erkannten mag eine sehr mangelhafte, der Gang der geologischen Forschung muß wenig sicher dargestellt sein; denn sonst wäre es kaum möglich, daß in einer Schrift, wie in der vorliegenden, der Werth der gegenwärtigen Geologie in Frage gestellt und ihre Methode in so scharfer Weise vor einem Laienpublicum preisgegeben würde. Ist doch die Absicht eine ganz anerkennenswerthe, denn wer wird dem entgegen sein, wenn der Verfasser sagt: „Schließlich sei uns der Wunsch erlaubt, daß die erhabene und edle Wissenschaft der Geologie mit Hülfe genauer und umfangreicher Beobachtungen der Natur und durch Anwendung der feststehenden wissenschaftlichen Sätze recht bald von allen ihr noch anklebenden Erzählungen, Widersprüchen und Irrthümern befreit werde, damit ihr Tempel rein und glänzend dastehe, wie jener Uraniens, in dessen Räume niemand mehr tritt, als wahrhafte Jünger und hoffende Anbeter der unendlichen Schöpfung!" —k.

B. Topographisches Postlexikon von Oesterreich unter der Enns. Bearbeitet im Postcursbureau des k. k. Ministeriums für Handel und Volkswirthschaft. (Wien 1864, k. k. Hof- und Staatsdruckerei.)

Mit der neuen Ausgabe dieses schätzbaren Werkes hat das Postcursbureau im k. k. Handelsministerium einem wahren Bedürfnisse der Geschäftswelt entsprochen. Die Vorzüge dieser Arbeit sind von der ersten Auflage her zu bekannt, als daß wir sie neuerdings hervorzuheben brauchen. Die Vollständigkeit des Ortsverzeichnisses ist daraus ersichtlich, daß der 305 Seiten starke Band nahezu 20.000 Ortsnamen umfaßt, was nur dadurch begreiflich wird, daß jede unter besonderer topographischer Bezeichnung vorkommende Häusergruppe, ja selbst einzelne Häuser, Mühlen, Fabriken u. s. w. aufgenommen erscheinen. Schon aus der großen Zahl der Ortsbenennungen kann man auf

die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit eines Werkes, wie das vorliegende, schließen, um wie viel größer erscheint aber diese noch, wenn man erwägt, wie häufig sich eine und dieselbe Ortsbezeichnung in einem Lande von so mäßigem Umfange, wie Nieder-Oesterreich, wiederholt. So kommt z. B. der Ortsname Neustift 44mal, Pichl 50mal, Stein 65mal, Lehen 75mal, Leiten 78mal, Graben 87mal, Reith 102mal, Oed 104mal und Grub sogar 126mal vor. Anderer Orte, wie Haag, Hofstatt, Hub, Kogel, Moos, Ort, Weg und ähnlicher, welche ebenfalls häufig vorkommen, nicht zu gedenken. Daraus kann man beiläufig ermessen, wie lange ein Brief herumirren mag, der z. B. nur die Adresse trägt: Oed oder Grub in Nieder-Oesterreich.

Das vorliegende Werk hat wohl zunächst nur die Bestimmung, als Handbuch für die Postverwaltung zu dienen, allein da es bei jeder Ortschaft außer dem Postamt, zu welchem diese gehört, auch den politischen, beziehungsweise den Gerichtsbezirk und die Ortsgemeinde angiebt, so empfiehlt es sich für den Bedarf der verschiedensten Geschäftskreise. Man muß daher lebhaft wünschen, daß auch die schon früher herausgegebenen die westliche Hälfte des Reiches umfassenden Theile so bald als möglich in neuer Auflage erscheinen möchten und daß man sich von untergeordneten Bedenken nicht abhalten lasse, die östlichen Kronländer Oesterreichs in gleicher Weise zu bearbeiten. Wenn irgendwo, so erscheint hier das Bessere als der Feind des Guten. Es ist in der That die höchste Zeit, daß man endlich einmal ein Verzeichniß aller Ortsnamen der österreichischen Monarchie in einem Werke zusammengestellt finde, wie es andere Staaten schon längst besitzen.

Dem Postcursbureau stehen zur Lösung dieser Aufgabe bewährte Kräfte zur Verfügung und die Mittel zur Deckung der Druckkosten wird bei entsprechendem Betrieb der Absatz des Werkes selbst liefern. Als einen Fortschritt in der letzteren Richtung begrüßen wir das zweckmäßigere Format der neuen Auflage; soll aber das Buch die wünschenswerthe Verbreitung und lohnenden Absatz finden, so muß es nicht bloß in der schwer zugänglichen Weise durch die k. k. Postanstalten, sondern auch im Verschleiße der Staatsdruckerei und in jeder Buchhandlung bezogen werden können. Bis jetzt ist das Werk dem Buchhandel so gut wie unbekannt geblieben.

φ. Im Laufe dieses Jahres sind von dem emsigen Prof. Šembera zwei Werke erschienen, durch welche mehrere ethnographische Fragen ihre endgültige Lösung erhalten. das erste ist die „Sprachenkarte von Mähren" (Mapa země Moravské. Ve Vídni 1863), das Resultat einer mehr als zwanzigjährigen sehr sorgfältigen Arbeit, die in diesem Blatte bereits umständlich besprochen wurde. Das zweite ist eine „czecho-slavische Dialektologie (Zakladové dialectologie československé. Ve Vídni 1864). In dieser Schrift zeigt der Verfasser, wie die über ein mehr als achtzig Meilen langes Gelände ausgebreitete czecho-slavische Sprache in verschiedene Dialekte und Mundarten zerfällt, indem er die Eigenthümlichkeiten dieser angiebt. Nach einer historischen Einleitung, in welcher die uralte Dialektverschiedenheit des Czecho-slavischen festgestellt wird, werden die Kennzeichen und Grenzen des Czechischen, Mährischen und Slovakischen als der Dialekte und dann die ihrer verschiedenen Mundarten angegeben. Als praktische Belege sind in dieser Auseinandersetzung ein Mährchen und ein Lied in den sämmtlichen Sprachen, dann den Mundarten des czechischen, mährischen und slovakischen Dialektes der czecho-slavischen Sprache durchgeführt und mehrere längere Erzählungen in verschiedenen Mundarten beigegeben. Das Buch erschien mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften. Der Verfasser weist in der Vorrede mit warmer Anerkennung auf die außerordentlichen Verdienste und Resultate der deutschen Sprachwissenschaft hin, und will mit seinem Buche zwei Richtungen entgegenwirken, nämlich der formalistischen Willkür czechischer Grammatiker, welche manche Sprachformen nicht gelten lassen wollen, weil sie angeblich in der Volkssprache nicht vorkommen, und der materialistischen Ueberwucherung unter den Slovaken, die am liebsten jedes Dorfpatois zu einer eigenthümlichen Schrift-

sprache verwandeln möchte. Beide Werke sind durch die Gediegenheit, in welcher sie hergestellt wurden, eine Zierde der böhmischen Litteratur.

H. Z. Ein ungemein wichtiges und lange erwartetes Buch ist in diesen Tagen zu Lemberg erschienen. Es sind dies Bielowski's „Monumenta Poloniæ historica. Tomus I.“ Indem wir uns eine eingehende Besprechung für demnächst vorbehalten, theilen wir für heute nur die reiche Inhaltsangabe des Bandes mit. Den eigentlichen polnischen Quellen gehen die Zeugnisse über Slaven bei Jordanes, den Byzantinern, das angelsächsische Reiselied, der baierische Geograph aus dem 9. Jahrhundert, Others und Wulfstans Reisebericht und die Stelle in König Alfreds Beschreibung Germaniens voraus. Die zweite Abtheilung giebt die speciell auf Polen bezüglichen Berichte, das Stück des Constantinus Porphyrogenitus, den Brief des Rabbi Chasdaja Ibn Isaak an den König der Chazaren und dessen Antwort, die verschiedenen Quellen zur Geschichte der Heiligen Cyrill und Methud, eine Stelle Widukinds, die vielbestrittene Stiftungsurkunde von Prag (des Krakauer Sprengels wegen), die Vitæ S. Adalberti (die anonyme, die Bruno's und die des Canaparius), den auch von Giesebrecht in der Kaisergeschichte mitgetheilten interessanten Brief Bruno's von Querfurt an den König Heinrich um 1008 und dessen Passion. Dann folgen Auszüge aus Thietmar, aus der Vita Romualds von Peter Damiani, das Epitaph des Boleslav Chrobry, der Brief Mathildens, der Tochter Herzog Hermanns von Schwaben, an Mieczyslav II. von Polen um 1027, die Gründungsgeschichte des Klosters Brauweiler bei Köln, verschiedene Schenkungsurkunden, päpstliche Bullen und Briefe anderer Personen, alte Verzeichnisse des Schatzes und der Bibliothek bei dem Krakauer Capitel, endlich die ganze, leider wieder nach Gallus genannte Polenchronik, die auch bei Endlicher stehende polnisch-ungarische Chronik, des Nestor Letopis, das Testament Wladimir Monomachs und dessen Brief an Oleg. Den Urtext der russischen, hebräischen und angelsächsischen Berichte begleiten polnische Uebersetzungen und allen Quellen sind Einleitungen und Commentare beigefügt. Die Ausstattung, so wie der Druck des aus dem Ossolinski'schen Institute, dem eben der gelehrte Herausgeber vorsteht, hervorgegangenen Werkes sind sehr gefällig. Die beigefügten Facsimile hat das bewährte photo-lithographische Institut der Brüder Burchard in Berlin auf das sorgfältigste besorgt.

* Denkmal für die Brüder Grimm. Die germanistische Section der diesjährigen Philologenversammlung in Hannover war in ihren Sitzungen besonders thätig. Den Vorsitz in denselben führte Prof. Wilhelm Müller aus Göttingen, Herausgeber des vortrefflichen mittelhochdeutschen Wörterbuches, das nun an seinem Abschluß angelangt ist; Schriftführer waren J. Petters aus Leitmeritz und Dr. Franz Roth, Archivsecretär aus Frankfurt a. M. Schon auf der Zusammenkunft in Meißen hatte die Section beschlossen, Einleitungen zu einem Denkmal für Jakob Grimm zu treffen; doch ließ man unentschieden, ob dasselbe in einer nützlichen Stiftung zum Besten der vaterländischen Wissenschaft oder in einem Standbilde bestehen solle. Letzteres müßte, nach der Ansicht vieler, ein Doppelstandbild sein, da man Wilhelm Grimm, den vorzüglichen Mitarbeiter an den Kinder- und Hausmährchen, den Forscher der deutschen Heldensage, vor den Augen des Volkes nicht von seinem Bruder trennen dürfte. In Hannover wurde zur Weiterführung der Angelegenheit zunächst eine Commission von sieben Mitgliedern der Versammlung ernannt: Bartsch in Rostock, Classen in Hamburg, Creizenach in Frankfurt, Grotefend in Hannover, W. Müller in Göttingen, Pfeiffer in Wien und Rudolf v. Raumer in Erlangen.

A. H. Die nordamericanische Sclavenfrage von V. A. Huber. (Nr. 2 der „Socialen Fragen“, Nordhausen 1864). Zu den Werken, die in Folge des großen

americanischen Bürgerkrieges erschienen, um dem deutschen Publicum die Kenntniß americanischer Zustände zu vermitteln, zu den Büchern von Douai, Neumann, Gloß u. A. bildet vorliegende Schrift aus der Feder des berühmten Socialpolitikers und Philanthropen eine willkommene Ergänzung. Das Material des Huber'schen Vortrages ist meist den Werken von Olmsteds Journey's and Explorations in the Cotton Kingdom", 2 vol., 1861, dem „Journal of a Residence on a Georgian Plantation by A. Kemble", 1863 und „The Slave Power by Cairnes", 1863, entlehnt, die anziehenden Reflexionen darüber sind im abolitionistischen Sinne gehalten. Die Tendenz des Schriftchens aber ist nicht bloß darin zu suchen, eine klare Darstellung der Sclaverei der Südstaaten und ihrer Bedeutung für die gesammten gesellschaftlichen Verhältnisse der Union zu geben, sondern auch in dem Bestreben, einer gewissen modernen Sympathie für die Sclavenhalterstaaten entgegen zu treten. Diese Sympathie für die Südstaaten ist, wie bekannt, vorzugsweise in England zu Hause. Dort „sind es mit wenig Ausnahmen die herrschenden Classen, sowohl der Land-, als der Geld- und leider sogar der Kirchenaristokratie; aber diese Haltung läßt sich dort wenigstens aus praktischen Gründen erklären und überhaupt wird deutsches Rechtsgefühl hoffentlich sein Maß und Gewicht nie in England suchen! Aber auch bei uns finden sich, wenn auch schwächer und mit allerlei Verhüllungen, aber auch ohne allen praktischen Beruf, ähnliche Sympathieen in einem bedeutenden Theile der sogenannten conservativen und leider auch der speciell religiösen, christlichen Zeitströmung, zumal in den höheren aristokratischen Classen und bei ihren Wortführern in der Presse". Huber bemüht sich im Folgenden die ganze Scheußlichkeit der südstaatlichen Sclavenverhältnisse zu zeichnen, und was er an einzelnen Zügen (z. B. im Anhange) bringt, bestätigt, ja überbietet wohl noch die Angaben von Beechers „Uncle Toms Hut". Wer für die viehische Gemeinheit dieses schmachvollen Systems der Sclavenzüchtung (im buchstäblichen Sinne zu fassen!) und Sclavenausnützung (vor allem der Millionen Feldsclaven, deren Behandlung durch die overseers (Aufseher) eine schlechtere ist, als die des gemeinsten Hausthieres bei dem rohesten und dümmsten Bauer Europa's) nicht die volle sittliche Entrüstung und Verdammung hat, mit dem sollte man eigentlich kein Wort weiter verlieren. Was Huber an Sachlichem bringt, all' die kurzen Angaben über den bildungsfähigen Charakter der Negerrace, die Lebensweise in den Südstaaten, mit ihren Pflanzern, ihrem Lynchgesetze, der öffentlichen Peitschanstalten, der frevelhaften Duellmanie, mit ihrer völligen Verwahrlosung des Kirchen-, Schul-, Kunst- und Armenwesens, der Hospitäler, Gefängnisse, Polizei, der Gerichte, Straßen, Eisenbahnen, Gasthöfe, der größeren und kleineren industriellen Unternehmungen bis zum Handwerke, ist äußerst instructiv und dankenswerth. Nicht minder aber auch die Charakterisirung der volkswirthschaftlichen Zustände des Südens. Und hier wird auf die rasche Erschöpfung auch des besten Bodens und die daraus hervorgehende unbedingte Nothwendigkeit der Uebertragung des Betriebes auf immer neue Grundstücke mit fast gänzlicher Vernachlässigung und Ertragslosigkeit der älteren aufmerksam gemacht. Nur ein Beispiel statt vieler für das volkswirthschaftliche Verhältniß der Süd- zu den Nordstaaten. Virginien hat über 26½ Mill. Acres, davon 10¼ Mill. angebaut mit einem Werthe von 8 Doll. pr. Acre. Pennsylvanien hat 15 Mill. Acres, davon 8¾ Mill. angebaut mit einem Werthe von 25 Doll. per Acre. Huber erhofft den Sieg der Nordstaaten als der Vertreter der Cultur, von denen er nicht zweifelt, daß nach ihrem Siege ihr Capital und ihre freie Arbeit die Südstaaten überschwemmen und dort gesunde Zustände herbeiführen werde.

F. N. Von A. Mosers „Zeitschrift für Capital und Rente", auf deren erstes und zweites Heft seiner Zeit die verehrten Leser aufmerksam gemacht wurden (siehe Wochenschrift 1864, Nr. 3, S. 184 und Nr. 35, S. 1114), ist eben das dritte Heft ausgegeben worden. Dasselbe enthält im „Allgemeinen Theile" die Fortsetzung der

sogenannten Restantenlisten und deren Vervollständigung bis auf die jüngste Zeit, so daß nunmehr eine bis zum ersten Mai 1864 richtiggestellte Uebersicht der verlosten, aber zur Einlösung nicht präsentirten öffentlichen Creditpapiere von zwanzig deutschen und drei außerdeutschen Staaten vorliegt. Im zweiten Theile unter der Rubrik „Abhandlungen" finden wir einen — noch nicht ganz vollendeten — Artikel über „Die Berechnung der österreichischen Effecten, bei ihrem Ein- und Verkauf und bei ihrer Einlösung".

Das große Chaos, das unter den österreichischen Staatsobligationen herrscht, dazu die mannigfachen Formen der Privateffecten, das bedingt wirklich für jeden Nichtbörsianer einen verläßlichen Führer, wenn man sich bei Einlösung fälliger Coupons oder bei dem Ein- und Verkauf von Werthpapieren nicht blindlings einem Wechsler anvertrauen will. Diesen Führer bietet nun die vorliegende Darstellung, die in der klarsten Weise und mit rühmenswerthem Fleiße dasjenige gesetzliche und statistische Materiale umfaßt, auf dessen Grundlage die Praxis sich bewegt. Nicht nur dem Ausländer, sondern auch vielen österreichischen Capitalisten ist damit ein anerkennenswerther Dienst erwiesen.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Während die musikgeschichtliche Litteratur reich ist an guten biogragraphischen Arbeiten nicht nur über die Meister ersten Ranges, wie Beethoven und Mozart, sondern auch über Namen minderer Bedeutung, fehlte es ihr bisher gänzlich an einer irgend genügenden Biographie Franz Schuberts. Mag dieser Mangel auch zum Theile darin begründet sein, daß Schuberts ruhiges und in gewöhnlichen Geleisen sich bewegendes äußeres Leben ohne besonders hervorragenden Einfluß auf seine geistige Thätigkeit war, so wird man ihm doch gerne abgeholfen sehen. Die eben erschienene Arbeit des Herrn Dr. v. Kreißle hat dies, gestützt auf ein mit großem Fleiß gesammeltes, verhältnißmäßig fast reiches Material in so vollständiger Weise gethan, daß späteren Arbeiten kaum irgend Wesentliches vorbehalten sein dürfte. Als Beilage enthält der gegen 600 Seiten starke Band ein genaues Verzeichniß sämmtlicher bis jetzt bekannten Schubert'schen Compositionen; auch ein Portrait, nach einer Skizze Kupelwiesers photographirt, ist beigegeben. Weit umfangreicher noch als dies einem der am hellsten leuchtenden Sterne am musikalischen Himmel, dessen allgemeine Anerkennung und Verehrung sich immer mehr ausbreitet, gewordene litterarische Denkmal ist eine andere biographische Arbeit, welche einem einst viel genannten und gefeierten, jetzt aber fast ganz vergessenen Namen zu neuen Ehren verhelfen und sein Andenken von ihm mit Unrecht nachgesagten Vorwürfen befreien soll. Sie betitelt sich: „Joh. Friedr. Reichardt. Sein Leben und seine Werke", von H. M. Schletterer. Wir glauben, daß der Verfasser seinen Zweck besser erreicht haben würde, wenn er seinem Werk etwas engere Grenzen gezogen hätte. Denn ein sehr großes Publicum darf eine Biographie, deren erster Band bereits über 600 Seiten stark ist, nicht erwarten. — Reißmanns „Geschichte der Musik" ist mit dem eben erschienenen dritten Bande vollendet worden, er umfaßt die musikalische Geschichte ungefähr von Mitte des 17. Jahrhunderts bis auf unsere Tage.

Die historisch-politische Litteratur ist durch folgende Novitäten vertreten. H. von Treitschke, früher in Leipzig, jetzt in Freiburg Professor der Geschichte, giebt unter dem Titel: „Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte", eine Sammlung zum Theile schon früher gedruckter Essais. Die einzelnen Ab-

handlungen heißen: Das deutsche Ordensland Preußen, Milton, Fichte und die nationale Idee, Hans v. Gagern, Karl August v. Wangenheim, Ludwig Uhland, Lord Byron und der Radicalismus, F. C. Dahlmann, Bundesstaat und Einheitsstaat, die Freiheit. Abermals eine Kritik der Parteien, diesmal von liberaler Seite, erschien von dem Berliner Publicisten C. Walcker unter dem Titel: „Kritik der Parteien in Deutschland vom Standpunkte des Gneist'schen englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes". Von Fr. Rödinger in Stuttgart erschien: „Die Gesetze der Bewegung im Staatsleben und der Kreislauf der Idee", eine staatswissenschaftliche und rechtsphilosophische Abhandlung, die aber auch in ihrem letzten Capitel: der Zustand Deutschlands und die Rettung Deutschlands, den Boden der wissenschaftlichen theoretischen Untersuchung verlassend, auch die politischen Tagesfragen in den Kreis ihrer Besprechung hereinzieht.

Eine kleine Broschüre von Karl G. W. Schiller in Braunschweig: „Lessing im Fragmentenstreit nach Form und Inhalt seiner Polemik gewürdigt", kündigt ein größeres Werk des Verfassers: „Kritische Beleuchtung der Litteratur des Fragmentenstreites", dem sie entnommen ist, an.

Eine neue Sammlung Gedichte von Emanuel Geibel: „Gedichte und Denkblätter", bildet die hervorragendste Erscheinung der schönen Litteratur aus der vergangenen Woche. Die Cotta'sche Buchhandlung, aus deren Verlag sie hervorgegangen ist, versendet gleichzeitig die erste Lieferung einer Holzschnittausgabe der bekannten Illustrationen von C. Seibertz zu Goethe's Faust. Erfreulicher wäre es gewesen, endlich einmal zu erfahren, daß die löbliche Cotta'sche Buchhandlung die ihr noch gegönnte Frist des alleinigen Privilegiums der Schiller und Goethe'schen Werke zur Veranstaltung einer kritischen, Goethe's und Schillers, der deutschen Litteratur und ihrer selbst würdigen Ausgabe zu verwenden beabsichtige.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 2. November 1864.

Herr Dr. Pfizmaier legt zwei Abhandlungen vor:

I. „Die Theogonie der Japaner. Zweite Abtheilung."

Diese zweite Abtheilung besteht gleich der ersten aus einer Reihe in Japan erschienener alter Urkunden und enthält den Schluß der aus dieser Quelle über den Gegenstand vorhandenen Nachrichten.

In dem hier ausgearbeiteten Theile finden sich die seit dem Ableben des Gottes I-za-nagi auf ungewöhnlichem Wege entstandenen Gottheiten, unter welchen auch des Stammvaters der jetzigen Allgebieter von Japan (Sume-ra Mikoto oder Mi-kado genannt) ausführlich gedacht wird.

Es wird nämlich angenommen, daß diese Allgebieter ihren Ursprung in gerader Linie von der Gottheit der Sonne ableiten. Diese Voraussetzung wird durch die hier zusammengestellten Nachrichten insofern bestätigt, als der den langen Namen Masa-ka a-katsu-katsi-faja-fi-ame-no osi-fo-mimi-no Mikoto führende Stammvater des Hauses zwar

nicht der eigentliche Sohn der Sonnengottheit, aber aus den Edelsteinen ihres Haarknotens durch den Gott Su-sa-no wo-no Mikoto hervorgebracht und von ihr an Kindesstatt angenommen wurde.

Die hier vorkommenden Erzählungen enden mit dem Auszuge des Gottes Su-sa-no wo in die Unterwelt, nach welcher Zeit der Gott Owo-na-mudzi das japanische Reich aufbaute.

II. „Die Beherrscher Japans in dem Sagenzeitalter".

Diese Arbeit, in Rücksicht auf Form und Bedeutung mit der „Theogonie der Japaner" übereinstimmend, behandelt den sagenhaften Zeitraum von der Gründung des japanischen Reiches bis zu der Einsetzung des ersten geschichtlichen Allgebieters Iware-biko-no Mikoto (660 v. Chr.). In diesem hinsichtlich seiner Dauer ganz unbestimmten Zeitraume hatte Japan vier göttliche Beherrscher, deren Namen Owo-na-mudzi, Fiko-fo-fo-ni-ni-gi, Fiko-fo-fo-de-mi und U-gaja-fuki-ajezu.

Die erste Abtheilung dieser Abhandlung enthält die Zeiten des Gottes Owo-na-mudzi, der, in der japanischen Sage vorzüglich berühmt, unter den sieben verschiedenen Namen Owo-kuni-nusi, Kuni-tsukuri-owo-na-mudzi, Asi-wara-no siko-wo, Ja-tsi-foko, Owo-kuni-tama, Utsusi-kuni-tama, die sämmtlich eine bestimmte Bedeutung haben, vorkommt.

Owo-na-mudzi, der das japanische Reich gründete und als Wohlthäter der Menschen verehrt wird, verzichtete zuletzt auf die Herrschaft zu Gunsten Fiko-fo-fo-ni-ni-gi-no Mikoto's, der seinerseits ein Sohn Masa-ka a-katsu-katsi-faja-fi-ame-no osi-fo-mimi-no Mikoto's, Pflegesohnes der Sonnengottheit.

Die zweite Abtheilung enthält die Erzählungen von den Söhnen Fiko-fo-fo-ni-ni-gi-no Mikoto's, deren Namen Fo-suseri-no Mikoto und Fiko-fo-fo-de-mi-no Mikoto. Von diesen Söhnen gelangte der letztere, welcher der jüngere, zur Herrschaft und hinterließ einen Sohn, Namens U-gaja-fuki-ajezu-no Mikoto.

Der Sohn U-gaja-fuki-ajezu-no Mikoto's ist Iware-biko-no Mikoto, insgemein mit chinesischer Wortbezeichnung Zin-mu genannt, von dem die heutigen Allgebieter Japans in ununterbrochener Reihenfolge abstammen.

Herr Prof. Mussafia legt vor:

„Ueber die Quelle des altfranzösischen Dolopathos."

In der Einleitung zum Dolopathos, einer Version der „Sieben weisen Meister", sagt Herbert, er habe sein Werk aus dem Lateinischen des Johannes de Alta Silva übersetzt. Man nahm nun an, die „Historia septem sapientum", wovon einige Handschriften und alte Drucke vorhanden, wäre das Werk des Johannes und die zahlreichen Abweichungen des Dolopathos wären auf Rechnung des Herbert zu setzen. In dem Werke des letzteren erblickten demnach Viele weniger eine Uebersetzung, als eine vieles Eigenthümliche enthaltende Umarbeitung. Allerdings nicht ohne Widerspruch; wie denn Montaiglon, der Herausgeber des Dolopathos, zwei lateinische Schriften annahm: die vorhandene Historia eines unbekannten Verfassers und das verlorene Werk des Johannes, dem Herbert folgte. Letztere Ansicht findet in vorliegender Abhandlung, welche den Streit zu endgültiger Entscheidung bringen dürfte, ihre volle Bestätigung. Das Werk des Mönches von Alta Silva fand sich nämlich in einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek aus dem 15. Jahrhundert. Dasselbe ist von der Historia durchaus verschieden und mit dem Dolopathos vollkommen übereinstimmend; ein genauer Vergleich, wovon Proben mitgetheilt werden, zeigte aufs deutlichste, daß Herbert bloß ein getreuer, wenn auch recht geschickter Uebersetzer war. Am Schlusse wird die Handschrift beschrieben und über drei andere darin enthaltene sagenhafte Erzählungen kurz berichtet.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 3. November 1864.

Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor:

„Le Ghiandole acinose dello Stomaco", von Herrn Dr. Ruggero Cobelli;

„Intorno ai sussidj meccanici meglio acconci a determinare con precisione il numero delle pulsazioni cardiache nei conigli", von den Herren G. P. Vlacovich und M. Ritter v. Vintschgau;

„Studien über den Phonautographen von Scott", von Herrn F. Lippich, Assistenten im physikalischen Institute zu Prag.

Vorstehende Abhandlungen werden einer Commission zugewiesen.

Herr Alex. W. Lamberg, k. k. Telegraphenamtsleiter zu Wels, hinterlegt ein versiegeltes Schreiben mit der Aufschrift: „Der Uebertrager als Strommesser", zur Sicherung seiner Priorität.

Herr Prof. Kner erstattet Bericht über seine im Auftrage der k. Akademie während der Ferien unternommene Bereisung der Seen Ober-Oesterreichs, um etwa daselbst vorkommende Pfahlbauüberreste aufzufinden. Er besuchte zu diesem Behufe früher einige bereits aufgedeckte Pfahlbauten, wie namentlich jene am Starnberger-See in Baiern, bei Wangen am Bodensee, das an derartigen Funden reiche Museum in Zürich und den besonders wichtigen Bau bei Robenhausen am Pfäffikon-See. Erst hierauf wendete er sich seiner Aufgabe zu und besuchte im Ganzen zehn verschiedene Seen. Die ungünstige Witterung des verflossenen Sommers veranlaßte aller Orten nicht nur einen ungewöhnlich hohen Wasserstand, sondern auch eine beinahe fortwährende Trübung des Wassers, zwei Umstände, die voraussehen ließen, daß sie theils der Auffindung von Pfahlbauten, theils selbst im günstigen Falle den dann vorzunehmenden Arbeiten höchst hinderlich sein mußten. Prof. Kner konnte sich daher in der That nur darauf beschränken, jene Localitäten zu ermitteln, wo möglicherweise Pfahlbauten bestehen können, und jene, die jede solche Möglichkeit ausschließen. — Unter den von ihm besuchten Seen hebt er folgende hervor. Zunächst den Seekirchner- oder Wallersee, den er als in hohem Grade ähnlich mit dem Pfäffikon-See bezeichnet, und in dessen Torfmoore, in welches er ausläuft, er einen Pfahlbau vermuthet. Als minder hoffnungsreich wird der Wolfgang-See angegeben, woselbst nur nahe bei Strobl sich eine Untersuchung zu günstigerer Zeit vielleicht lohnen möchte. — Jedenfalls interessante Ausbeute dürfte hingegen der Attersee versprechen, indem die Verhältnisse der Insel Litzelsberg völlig an jene der Roseninsel im Starnberger-See Baierns erinnern und diese Insel ebenfalls bereits in sehr früher Zeit bewohnt war, so daß unter den vielen Hunderten von Pfählen, die sie umkränzen, wahrscheinlich auch sehr alte, mindestens der Bronzezeit angehörige sich vorfinden dürften. Zuletzt wird eine merkwürdige Localität im Mondsee besprochen, an welcher viele Hunderte von scheinbaren Pfählen anfänglich die Hoffnung erregten, als liege hier ein Pfahlbau vor. Bei näherer Untersuchung stellte sich jedoch das überraschende Resultat heraus, daß an dieser Stelle einst mächtige Eichen wurzelten und somit hier damals Festland sein mußte. Da übrigens nachweisbar im Laufe der letzteren Jahrhunderte der See sich in engere Grenzen erst zurückzog, so bleibt für diese Erscheinung keine andere Deutung, als die Annahme einer Niveauveränderung des jetzigen Seebodens, die in längstvergangener Zeit statthaben mußte. Ganz dieselbe Erscheinung wiederholt sich übrigens auch in dem nahegelegenen See bei Zell am Moos, nur sind von den daselbst im Seegrunde wurzelnden Eichen auch noch die Strünke der mächtigen Stämme selbst erhalten, während im Mondsee nur die ausgedehnten Wurzelstöcke allein noch vorhanden sind. Zwischen diesen wurden allerdings auch zugespitzte Pfähle ausgezogen, deren Befestigungsweise und Beschaffenheit des Holzes aber auf eine viel jüngere Zeit hinweisen, als jene war, zu der an dieser Stelle so mächtige Eichen wurzelten.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke legt eine Arbeit des Herrn Med. Cand. Schenk über die Entwicklung des Gehörorgans der Batrachier vor. Es wird darin nachgewiesen, daß sich das Gehörbläschen nicht durch Einstülpung von außen bildet, sondern unter der Oberfläche in seiner ganzen Ausdehnung aus einer tieferen Zellenschicht entsteht. Dies Resultat wurde sichergestellt durch Untersuchung von Durchschnitten, die nach Dr. Strickers Methode angefertigt waren.

Herr Dr. Theodor Kotschy bespricht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeit über 105 Pflanzenarten, die in Gondokoro am weißen Nil durch den verstorbenen Herrn Provicar Ignaz Knoblecher gesammelt wurden und erwähnt die davon im unteren Nilthale allgemein vorkommenden, die im Nilthale bisher nicht gekannten und die ganz neuen Pflanzen.

Herr Prof. Stefan überreicht eine Abhandlung: „Ein Versuch über die Natur des unpolarisirten Lichtes und die Doppelbrechung des Quarzes in der Richtung der optischen Axe".

Während die Natur der Lichtschwingungen in einem polarisirten Strahle durch dessen Definition als eines geradlinig, elliptisch oder circular polarisirten Strahles bestimmt ist, ist dies nicht der Fall mit den Schwingungen in einem unpolarisirten Strahle. Diese können lineare oder elliptische sein, aus dem Verhalten des unpolarisirten Lichtes können wir nur schließen, daß in dem einen Fall die Richtungen der Schwingungsgeraden, im anderen Falle die Richtungen der Axen der Schwingungsellipsen sehr rasch hinter einander sich ändern. Es können aber in einem solchen Strahle auch lineare Schwingungen mit elliptischen und circularen abwechseln. Welcher von diesen Fällen statthabe, läßt sich durch folgendes Experiment entscheiden: Man theile ein Bündel unpolarisirten homogenen Lichtes in zwei, drehe in dem einen der Bündel die Schwingungen um einen rechten Winkel und bringe denselben einen Gangunterschied von einer ungeraden Anzahl halber Wellenlängen bei. Wenn die beiden Bündel nun zur Interferenz gebracht, kein schwächeres Licht geben als vorher, so enthalten sie geradlinige Schwingungen, schwächen sich die beiden Bündel, so enthalten sie elliptische, löschen sie sich aus, so enthalten sie kreisförmige Schwingungen.

Dieser Versuch wurde auf folgende Weise ausgeführt. In einem vier Prismen enthaltenden Spectralapparate wurde jene Hälfte des Objectives des Collimators oder des Beobachtungsfernrohres, welche gegen die Kanten der Prismen gerichtet ist, mit einer senkrecht zur Axe geschnittenen Quarzplatte bedeckt und die Interferenz des durch diese Platte und des frei gehenden Lichtes im Spectrum beobachtet. Eine 5 Millimeter dicke Platte gab zwischen den Fraunhofer'schen Linien B und H 3200 Interferenzstreifen. Als die Platte senkrecht gegen die einfallenden Strahlen gestellt wurde, verschwanden die Streifen in der Nähe der Linie C, vor und hinter C erschienen sie grau und wurden gegen den blauen Theil des Spectrums hin immer schwärzer. Diese Platte dreht die Schwingungen der Strahlen von der Linie C um einen rechten Winkel; da hier die Interferenzstreifen fehlen, so sind die interferirenden Schwingungen geradlinige.

Es treten aber dunkle Streifen auch bei der Linie C wieder auf, sobald die Platte etwas gedreht, oder elliptisch polarisirtes Licht in den Apparat geschickt wird. Circular polarisirtes giebt vollständig schwarze Streifen. Geht man von links zu rechts circular polarisirtem Licht über, so verschieben sich die Interferenzstreifen so, daß daraus folgt: in einer links drehenden Platte pflanzt sich links circulares Licht schneller fort als rechts circulares. Die beobachtete Größe der Verschiebung stimmt mit der aus Fresnel's Theorie der Drehung der Polarisationsebene im Quarz berechneten überein.

Um größere Verschiebungen zu erhalten, wurde noch die eine Hälfte des Objectivs mit einer links drehenden, die andere Hälfte mit einer rechts drehenden Platte bedeckt, und auch durch diesen Versuch die Fresnel'sche Theorie bestätigt gefunden.

Solche Interferenzversuche wurden mit Platten bis zu 11 Millimeter Dicke gemacht. Die Anzahl der Interferenzstreifen, welche eine solche Platte liefert, ist bei 7000. Den letzten entspricht ein Gangunterschied von 15.000 Wellenlängen. Da die Interferenzlinien immer schwarz erscheinen, so folgt daraus, daß die Schwingungen in einem unpolarisirten Strahle über lange Strecken hin einerlei Richtung bewahren. Es besteht also ein unpolarisirter Strahl aus auf einander folgenden linear polarisirten Stücken von wechselnder Polarisationsrichtung. Solche Stücke, welche Schwingungen von einerlei Richtung enthalten, betragen nachweisbar viele Tausende von Wellenlängen, können auch meilenlang sein.

Ferner überreicht Herr Prof. Stefan noch eine Note: „Ueber Nebenringe am Newton'schen Farbenglase".

Sieht man schief gegen das Newton'sche Farbenglas, so ist das ins Auge kommende Licht immer theilweise polarisirt. Betrachtet man dasselbe durch eine Turmalinplatte oder ein Nicol'sches Prisma, stellt dieses so, daß das Farbenglas dunkel erscheint und bringt dann zwischen Farbenglas und Nicol eine parallel zur Axe geschliffene Quarzplatte so, daß die optische Axe der Platte gegen den Hauptschnitt des Nicols unter 45 Grad geneigt ist, so sieht man am Farbenglase eine Reihe von Nebenringen, die zu demselben Centrum gehören, wie die Newton'schen, von diesen aber um so entfernter sind, je dicker die eingeschobene Quarzplatte ist. Dieses Ringsystem besteht aus einem mittleren schwarzen Ringe, an den sich auf beiden Seiten farbige anschließen.

Jeder der Strahlen, die von der Vorder- oder Hinterfläche der im Farbenglase eingeschlossenen Luftschicht kommen, wird in der Quarzplatte in zwei Theile zerlegt, den ordentlichen und außerordentlichen. Letzterer wird in der Quarzplatte gegen ersteren verzögert. Dadurch wird der durch die Luftschicht entstandene Gangunterschied zwischen dem ordentlichen Theile des von der Hinterfläche und dem außerordentlichen Theile des von der Vorderfläche der Luftschicht kommenden Strahles verringert. Diese Theile der Strahlen geben die secundäre Interferenzerscheinung, welche, weil durch Strahlen von geringem Gangunterschied erzeugt, so dem freien Auge sichtbar wird.

Eine solche Herabminderung des Gangunterschiedes der vom Farbenglase reflectirten Strahlen durch ein die Pupille zum Theil verdeckendes Glimmerblatt ist auch die Ursache der secundären Halbkreise, welche bei dieser Beobachtungsweise am Newton'schen Glase gesehen werden und die Gegenstand eines früheren Berichtes waren.

Die in der Sitzung vom 6. October d. J. vorgelegte Abhandlung des Herrn Dr. August Vogl: „Phytohistologische Beiträge". II. Die Blätter der Sarracenia purpurea Lin., wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte, und jene des Herrn Dr. Gust. Laube: „Die Fauna der Schichten von St. Cassian. Ein Beitrag zur Paläontologie der alpinen Trias". I. Abtheilung (vorgelegt am 13. October 1864) zum Abdrucke in den Denkschriften der Classe bestimmt.

Auszug aus dem Protokolle

der 10. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 28. Juli 1864 abgehalten wurde.

Se. Excellenz der Herr Finanzminister hat mit dem Schreiben vom 11. April d. J., Nr. 1718, die Centralcommission eingeladen, von den räumlichen Verhältnissen und Stilformen im Innern des Prinz Eugen-Palastes in der Himmelpfortgasse (dem

jetzigen Amtsgebäude des Finanzministeriums) Einsicht und Act zu nehmen, indem die Restaurirung des interessantesten Theiles dieses Baues beabsichtigt werde.

Dieser Einladung entsprechend wurden von Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten sofort die beiden Mitglieder dieser Commission, und zwar der k. Rath A. Camesina als Conservator der Stadt Wien und der k. k. Prof. E. Rösner als Architekt abgeordnet, um die besagten Räumlichkeiten in Augenschein zu nehmen, worauf dieser Letztere über mündlich erstatteten Bericht ersucht wurde, einen Restaurationsvorschlag bezüglich des früher zu Amtslocalitäten abgetheilten und verbauten großen Saales, dessen Decke mit schönen Fresken geschmückt ist, zu entwerfen, um denselben Sr. Excellenz dem Herrn Finanzminister zur Ausführung zu empfehlen.

Dieses von Prof. Rösner ausgearbeitete Project besteht aus zwei Blättern, deren eines die genauen Ausmaße des Saales, die Zeichnung des Fußbodens und die Decoration der Wände darstellt, um als Grundlage des Kostenüberschlages zu dienen, das andere aber die perspectivische Ansicht der projectirten Restaurirung des Saales liefert.

Der vorliegende Entwurf wurde mit strenger Beobachtung der noch vorhandenen Detailformen des Prinz Eugen-Palastes und des gleichzeitig entstandenen k. k. Belvedereschlosses, dann mit Hinzunahme einiger passender Motive aus den Kaiserzimmern des Stiftes Klosterneuburg und aus dem k. k. Jagdschlosse Schloßhof zusammengestellt.

Der kleinere, bereits frei gewordene Saal steht zu jenem großen Saale im Verhältniß eines Credenzraumes und bedürfte einer zwar stilgemäßen, aber nur einfachen Ausstattung. Außerdem sind noch die Decken dreier anderen Säle verhüllt.

Die Centralcommission beschließt vorläufig bloß die Ausstattung des erwähnten, in den Vorlagen illustrirten Saales zum Gegenstande ihres Vorschlages zu machen und die Ausführung dieser Restaurirung nach dem vorliegenden Projecte Sr. Excellenz dem Herrn Finanzminister um so dringender zu empfehlen, als das noch Vorhandene dem Schönsten und Reichsten angehört, was aus der Stilperiode des 17. und des Anfanges des 18. Jahrhunderts erhalten blieb und als die verschiedenen Richtungen der Bauthätigkeit jener Zeit gerade jetzt in Wien so häufig und mit Vorliebe in Anwendung gebracht werden, so daß durch jene Restaurirung nicht nur das künstlerische Schaffen neu belebt, sondern auch die gewerbliche Geschicklichkeit zu neuem Aufschwunge befruchtet würde.

Auf ein vom k. k. Staatsministerium mitgetheiltes Ansuchen der k. k. Baudirection in Klagenfurt, um Betheilung mit den seit 1860 erschienenen Publicationen der Centralcommission wird eingegangen und beschlossen, dem k. k. Staatsministerium die gewünschten Hefte zur Verfügung zu stellen.

Das Anerbieten des Correspondenten Herrn Dr. Kenner, eine Besprechung des bei Stadelhof in Tirol gemachten Fundes aus dem Bronzezeitalter und einen Aufsatz über den Fund römischer Inschriften in Cilli — beide für die „Mittheilungen" zu liefern, wird angenommen.

Das k. k. Statthaltereipräsidium zu Innsbruck theilt mit, daß nach den gepflogenen Erhebungen die dringenden und nothwendigen Arbeiten zur Conservirung des k. k. Stammschlosses Tirol bei Meran einen Kostenaufwand von bloß 540 fl. erfordern würden.

Es wird beschlossen, sich an Se. Excellenz den Herrn Finanzminister zu wenden, damit diese Kosten noch für das laufende Jahr flüssig gemacht und die erwähnten unaufschiebbaren Reparaturen, bestehend in Vorkehrungen gegen das Unterspülen der Felswand, auf welcher das Schloß steht, dann in einigen Herstellungen am Dache und an den Fenstern, sofort ausgeführt werden.

Hiemit wurde die Sitzung geschlossen.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 2. November 1864.

Vorsitzender Herr Director Moriz Hörnes.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld las eine Zuschrift des hohen k. k. Handelsministeriums, in welcher der Geschäftsleitung mitgetheilt wird, daß in Bezug auf ein von der Gesellschaft gestelltes Ansuchen die politischen Landesbehörden aufgefordert wurden, ein wachsames Auge auf Verwüstungen von Culturen durch Insecten zu haben und bedeutendere Fälle zur Kenntniß der Gesellschaft zu bringen.

Sodann machte Herr Ritter v. Frauenfeld bekannt, daß statutenmäßig in der Versammlung am 7. December folgende Neuwahlen vorzunehmen seien:

a. die Wahl des Herrn Präsidenten, dessen dreijährige Functionszeit mit Ende dieses Jahres erlischt:

b. die Wahl der sechs Herren Vicepräsidenten für das Jahr 1865;

c. die Wahl des zweiten Secretärs, dessen fünfjährige Functionszeit ebenfalls mit Schluß dieses Jahres zu Ende geht.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Erber, welcher in sehr anregender Form die Lebensweise der Tarantel schilderte und den Vortrag durch Vorzeigung des lebenden Thieres anziehender machte.

Herr Dr. J. Schiner legte vor: eine von Herrn Prof. Mik eingesendete Abhandlung, dipterologische Beiträge enthaltend. Der Herr Vortragende benützte diese Gelegenheit, um einige einleitende Bemerkungen zu machen. Sie betreffen hauptsächlich die Durchforschung Oesterreichs in Bezug auf die Dipteren. Der rühmlich bekannte Verfasser der „Diptera austriaca" zeigte, wie viel in dieser Richtung noch zu leisten wäre, ersuchte die Herren Entomologen, ihm Materiale einzusenden und versprach, über die neuen Funde in den Verhandlungen der Gesellschaft genau Protokoll zu führen.

Herr Dr. H. W. Reichardt zeigte, anknüpfend an seinen in der letzten Versammlung gehaltenen Vortrag über das massenhafte Vorkommen von Cladophora viadrina Kg. in Galizien, ein mehrere Quadratschuh großes Stück der von dieser Alge gebildeten filzähnlichen Substanz vor. Ferner sprach er über den Zusammenhang von zwei Schimmelpilzen, nämlich von Aspergillus glaucus und Eurotium herbariarum.

Herr Gustav Künstler lieferte einige neuere Daten über die in diesem Sommer beobachteten Verwüstungen durch Insecten. Sie sind folgende: Herr Aurel Scherfel zu Felka in Ungarn berichtete, daß in der dortigen Gegend ein Dipteron auf der Gerste verwüstend auftrat; Pezzotettix alpina trat um Grailich bei Tüffer in Süd-Steiermark verheerend auf; Bostrichus curoideus richtete in den Wäldern des Arvaer Comitates bedeutenden Schaden an.

Herr Knapp berichtete, daß er Plantago coronopus in einem einzigen Exemplare auf dem ehemaligen Glacis Wiens in Gruben nächst der Schottenbastei fand.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte folgende zwei eingesendete Manuscripte vor:

a. „Beschreibungen einiger neuen Käfer", von L. W. Schaufuß;

b. „Beiträge zur Naturgeschichte der Gyrinen", von Oberst v. Malinovsky.

Schließlich machte der Herr Vorsitzende das Resultat der in dieser Versammlung vorgenommenen Wahl von fünf Ausschußräthen bekannt. Es wurden gewählt die Herren: J. v. Bergenstamm, G. v. Haimhoffen, Dr. G. Mayr, A. v. Pelzeln, Dr. R. Rauscher.

* Ungarische Akademie. (Sitzung der historischen, rechtswissenschaftlichen und philosophischen Classen am 7. November.) Herr Henßelmann las den ersten Abschnitt eines Vortrages vor, in welchem er über die Reise einen Bericht abstattet, die er in Gesellschaft der Herren Römer und Schulz im vorigen Sommer im Szathmárer Comitat unternahm, um die daselbst zahlreich vorhandenen mittelalterlichen Kirchenbauten zu untersuchen. Hierauf hielt Herr Römer einen Vortrag über die bei Ofen aufgedeckten römischen Gräber.

Am 23. Februar 1823 erhielt Dr. Guido Schenzel, Director der Ofner Realschule, die amtliche Anzeige, daß man bei der Ziegelbrennerei des Herrn Drasche in der Nähe des Ofner Stadtmeierhofes ein altes Grab entdeckt habe. Der Stadthauptmann hatte sogleich nach erhaltener Nachricht einen Wächter an die Stelle abgeschickt und die vorgefundenen Gegenstände in Verwahrung genommen. Die Herren Römer und Érdi begaben sich sodann in Begleitung des Herrn Oberbürgermeisters und Stadthauptmannes an Ort und Stelle. Das Grab bestand aus Steinplatten, die mit einer einige Klafter mächtigen Lehmschichte bedeckt waren. Die obere Platte war in der Quere, die beiden Seitenplatten, so wie auch die untere waren der Länge nach entzwei geborsten. Dieses konnte nur durch einen Druck von oben veranlaßt worden sein. Im Grabe selbst befanden sich zwei Beingerippe und neben denselben lagen viele interessante Gegenstände: Krüge, Knöpfe, Spangen, Münzen u. s. w. Besonders die Münzen sind sehr interessant. Es waren im Ganzen 34 Stück, davon sind 32 silberne und 2 bronzene. Alle diese Münzen stammen von zwanzig verschiedenen römischen Kaisern aus den Jahren 96 bis 304 nach Christi Geburt. Sie scheinen eine kleine Münzsammlung des Verstorbenen gewesen zu sein. Noch interessanter ist der eiserne Feldstuhl, welcher neben dem Grabe gefunden wurde. Solche Stühle werden selbst in Pompeji nur selten gefunden. Alle diese Gegenstände befinden sich jetzt im Nationalmuseum. Herr Römer drückte dem Herrn Oberbürgermeister und Oberstadthauptmann öffentlich seinen Dank aus für die geeigneten Vorkehrungen, welche sie zur Rettung des Fundes bei Zeiten getroffen haben. — In früheren Zeiten wurden unweit der oben bezeichneten Stelle schon mehrere römische Gräber entdeckt. Vor kurzem hat man auch in Budakeß ein paar römische Gräber aufgefunden. Die Stelle des alten Acincum bei Alt-Ofen aber birgt viele Schätze unter der Erde, zu deren Bloßlegung nichts anderes als die nöthigen Geldmittel erforderlich wären. Herr Römer erwähnte auch des Fundes, welcher in Bakony-Szombathely sich ereignete. Man fand daselbst an einer Stelle gegen 3000 silberne Münzstücke, die zusammen 18 Pfund wiegen. Er wurde mit der Reinigung und Sichtung derselben beauftragt.

* Deutsch-historischer Verein für Böhmen. (Sitzung vom 4. November.) Der Obmann der Section theilte mit, daß der Ausschuß beschlossen habe, zur Vermehrung der historischen Materialien über Karl IV. eine Chronik des Heinrich Truchseß von Dissenhofen, der ein Freund Kaiser Karls IV. war, herauszugeben. Hierauf referirte Herr Dr. Wiechowsky über verschiedene Manuscripte, welche Herr Director Weeber aus dem Nachlasse Anton Kohls dem Vereine überschickt hat. Es befinden sich darunter 22 Briefe von Agenten der Stadt Schlaggenwald aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dann eine Arbeit Kohls, betitelt: „Ein englischer Kreuzfahrer gegen König Georg von Podĕbrad" und endlich ein Manuscript über die Reformation der „freien Bergstadt Joachimsthal". Wie der Referent meint, dürfte sich von den vorliegenden Materialien Vieles für die „Mittheilungen" benützen lassen, und er trage daher darauf an, die Arbeiten dem Redacteur Herrn Schmalfuß zur Benützung zu übergeben, welchem Antrage die Section auch beitrat.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. **Druckerei der k. Wiener Zeitung.**

Zur Geschichte des Mikroskopes.

Von Dr. **Julius Wiesner.**

Es ist eine feststehende Thatsache, daß der Werth einer Erfindung erst nach ihrem Erfolge bemessen wird. Große, in der Folge ganze Gebiete des Wissens umgestaltende Erfindungen können lange selbst der einfachsten Beachtung entzogen bleiben. Erst wenn ihr Nutzen offenkundiger wird, indem er entweder auf dem Boden des praktischen Lebens auftritt, oder sich in der Lösung großer und populärer Fragen der Forschung kundgiebt, dann erst entwickelt sich ein Interesse für solche Erfindungen, deren absoluter Werth mit ihrem Erfolge nicht gestiegen ist, sondern fest bestimmt war in dem Momente, als sie gemacht wurden. — Ich leite diese geschichtlichen Mittheilungen über das Mikroskop mit dieser Bemerkung ein, nicht um das Schicksal solcher Erfindungen zu beklagen, sondern um hinzuweisen, wie wenig Interesse sich an Erfindungen als solche knüpft, und wie es sich auf diese Weise leicht erklärt, warum wir so häufig die Anfänge ihrer Geschichte in tiefes Dunkel gehüllt finden.

Fernrohr und Mikroskop, diese beiden Instrumente, an die sich wohl die größten Entdeckungen knüpfen, die der rastlose Forschergeist des Menschen erzielte, repräsentiren wohl am besten die Erfindungen, deren wir gedachten. Diese beiden Instrumente auf ihren Ausgangspunkt, auf das erste Vergrößerungsglas zurückzuführen, ist geradezu unmöglich. Der Geschichtsforscher auf diesem Gebiete wird allerdings die Fäden der Erfindungsgeschichte tief hinab ins Alterthum verfolgen können, aber noch bevor sie enden, entfallen sie seiner Hand.

Seneca spricht von der vergrößernden Kraft hohler, mit Wasser gefüllter Glaskugeln; im Plinius lesen wir, daß sich Nero zur Schärfung seines Gesichtes eines hohlgeschliffenen Smaragdes bediente, und in den Werken des Aristophanes findet sich eine Stelle, an der von einem Glase die Rede ist, welches ein von den durchgehenden Sonnenstrahlen getroffenes Papier in Brand setzte. Wenn an dieser Stelle auch nicht von der vergrößernden Wirkung dieses Brennglases gesprochen wird, so kann man doch ohneweiters annehmen, daß diese Eigenschaft der Linse Aristophanes und seinen Zeitgenossen nicht unbekannt war. Hier nun, also etwa 500 Jahre v. Chr., endet die Reihe der positiven Kenntnisse über die Geschichte der Vergrößerungsgläser und der bloßen Vermuthung wird nun ihr Recht eingeräumt. Man wird unwillkürlich gedrängt, die vielgestaltigen Producte der uralten Steinschleiferkunst ins Auge zu fassen. Mehrere Antiquitätensammlungen

bieten dem Geschichtsforscher Stoff zur Untersuchung. Sie enthalten nicht nur helle, durchsichtige Edelsteine mit ebenen, sondern auch verschieden gekrümmten Flächen. Es finden sich darunter Formen von Sammel- und Zerstreuungslinsen, deren vergrößernde Kraft zum mindesten jenen geschickten und ausdauernden Künstlern nicht unbekannt geblieben sein konnte, welche diese Formen aus den harten Beryllen und Bergkrystallen hervorbrachten. Nach Lippert sind diese alten Convex- und Concavlinsen mehr als 3000 Jahre alt. — Sind nun diese alten Denkmale der Kunst mehr als zum Prunke bestimmt gewesene Edelsteine, sind sie vielleicht auch Denkmale der praktischen Optik? Man kann sich wohl nicht entschlagen, diese Frage zu bejahen, wenn man das Urtheil eines Mannes, wie Priestley, vernimmt, welches dahin lautet, daß die sphärischen und linsenförmig gestalteten Edelsteine unserer Antiquitätensammlungen wohl nur zum Zwecke der Vergrößerung angefertigt wurden, oder wenn man an einen im Jahre 1852 von dem berühmten Brewster in der British Association gehaltenen Vortrag denkt, in welchem er an einem von Layard in den Ruinen von Ninive aufgefundenen planconvex geschliffenen Bergkrystall die Eigenthümlichkeiten der Linsen, Brennweite und Vergrößerung demonstrirte. Es ist mithin nur wenig zu bezweifeln, daß schon vor Jahrtausenden Vergrößerungsgläser bekannt waren; größeren Zweifeln unterliegt es hingegen, ob man schon damals die vergrößernde Wirkung praktisch zu verwerthen verstand.

So dunkel der Ursprung der Linsen ist, so dunkel ist noch oder blieb wenigstens bis auf die neueste Zeit der Ursprung jener Erfindungen, welche auf dem Gebrauch der Linse basiren, der Ursprung der Brillen, Fernröhre und zusammengesetzten Mikroskope. Ueber den Erfinder der Brillen ist man bis auf den heutigen Tag nicht ins Reine gekommen. Gewiß ist es, daß der berühmte Forscher des 13. Jahrhunderts Roger Baco in der Kunst bewandert war, eine Art von Augengläsern anzufertigen. In seinem „opus majus“ spricht Baco nämlich von Vergrößerungsgläsern, deren sich alte Leute und Personen von schwachem Gesichte mit Vortheil bedienen können. So wahrscheinlich es nun vorkommen mag, daß diese Stelle des „opus majus“ auf die Kenntniß der „Brille“ — d. i. eines Instrumentes, welches aus Linsen von großer Brennweite besteht — hinweist, so zweifelhaft wird dies durch andere Stellen dieses Werkes, welche darauf hindeuten, daß Baco sich nicht im Besitze von Brillen, sondern von Loupen befand. Indeß scheint nicht lange nach Baco's Tode die Erfindung der Brille, zu der er durch seine forschende Thätigkeit gewiß nicht wenig beigetragen hat, gemacht worden zu sein. Es wurde nämlich von Leopoldo del Migliore in der Kirche Santa Maria Maggiore zu Florenz eine Grabschrift aufgefunden, welche sagt, daß der hierselbst im Jahre 1317 verstorbene Salvinio d'Armato die Brille erfand. Es ist hiedurch allerdings nicht bewiesen, sondern bloß wahrscheinlich gemacht worden, daß die Erfindung am Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts gemacht wurde. Unmöglich ist es indeß keineswegs, daß das Datum der Erfindung noch weiter nach rückwärts zu rücken ist Aber jedenfalls darf man sich nicht durch das in der Kirche San Francesco di Prato von Candi da Cigoli († 1613) gemalte Bild

irreführen lassen, welches den alten Simeon, der das Christuskind auf den Armen hält, mit einer Brille auf der Nase darstellt. Dieser unzweifelhafte Anachronismus bekundet wohl nur die große Verbreitung der Brille im 16. Jahrhundert.

Lange Zeit hindurch blieb sowohl die Erfindung des Fernrohrs als die des zusammengesetzten Mikroskopes unaufgeklärt. Italien und Holland, jedes dieser Länder wollte die Heimat dieser epochemachenden Erfindungen sein. Erst in neuerer Zeit gelang es zwei holländischen Gelehrten, van Swinden und Harting, nach mühevollen kritischen Untersuchungen und auf mannigfaltigen Umwegen die wahren Ausgangspunkte beider Erfindungen zu entdecken.

Van Swindens Auffindung, daß weder Galilei, noch die beiden Janssen, sondern Metius in Alkmaar und Lippershei in Middelburg beinahe gleichzeitig (1608) die ersten Fernröhre construirten, ist bereits allgemeiner bekannt, weßwegen ich mit Umgehung der Geschichte des Fernrohres gleich auf jene des zusammengesetzten Mikroskopes eingehe. Ich stütze mich hiebei zum großen Theile auf die historischen Darlegungen Hartings, der in seinem großen Werke über das Mikroskop sich nicht nur als bewunderungswürdiger Forscher auf dem großen Gebiete der Mikroskopie, sondern auch als gründlicher Historiker gezeigt hat.

In dem im Jahre 1848 von J. Quekett in London herausgegebenen bekannten Werk über das Mikroskop wird das Gebiet der Geschichte dieser Erfindung als ein sehr unsicheres bezeichnet. Die Italiener Fontana und Galilei, die Holländer Cornelius Drebbel, Hans und Zacharias Janssen werden als die Erfinder bezeichnet. Die Ansprüche der Genannten auf die Erfindung sind in kurzem folgende.

Fontana gab im Jahre 1646 in Neapel ein Werk unter dem Titel: „Novæ coelestium terrestriumque observationes“ heraus, worin er angiebt, im Jahre 1618 das Mikroskop erfunden zu haben. Er begründet seine Behauptung bloß durch folgendes Zeugniß: „Ego Hieronymus Sirsalis soc. Jesu S. T. P. in collegio Neapolitano testatum volo me circiter annum 1625 Francisci Fontanæ vidisse Microscopium ab ipso mira arte compositum. . . .“

In der von Viviani geschriebenen Biographie Galilei's wird angeführt: dieser große Mann habe das Teleskop erfunden, welche Erfindung ihn auch auf jene des Mikroskopes führte; im Jahre 1612 habe er ein von ihm selbst angefertigtes Instrument an den König Kasimir von Polen gesendet. Libri berichtigt den Viviani dahin, daß Galilei nicht an Kasimir, sondern an König Sigismund von Polen das Mikroskop schickte.

Die Ansprüche Drebbels anlangend, berichtet Huygens (1728), daß derselbe im Anfange des 17. Jahrhunderts zu London als königlicher Mathematiker lebte, daß im Jahre 1621 viele Personen bei ihm Mikroskope gesehen haben und daß in London die Meinung verbreitet ist, Drebbel sei nicht nur der Verfertiger, sondern auch der Erfinder des Compositums. Ferner fand Abbé Rezzi, Bibliothekar im Palast Corsini, in der Bibliothek des Cardinals Berberini (nachmaligem Papst Urban VIII.) zehn auf das Mikroskop bezügliche Briefe aus den Jahren 1622 bis 1624 auf, aus welchen hervorgeht, daß ein gewisser Jakob Kuffler aus Köln,

Schwiegersohn des Cornelius Drebbel, im Jahre 1622 mit von Drebbel verfertigten Mikroskopen nach Rom kam, woselbst man (Kuffler starb bald nach seiner Ankunft in Rom) lange nichts mit den Instrumenten anzufangen wußte; erst Galilei, der 1624 nach Rom kam, zeigte den Gebrauch des Mikroskopes, dessen Leistungen allgemeine Bewunderung erregten.

Die Ansprüche von Janssen und Sohn, Brillenschleifern zu Middelburg, sind in einem Documente, welches in Bezug auf unsere Frage von höchster Wichtigkeit ist, ausgesprochen. Es ist dies eine Schrift von Pierre Borel (Petrus Borellus), Leibarzt Ludwigs XIV., welcher auf die Bitte des ihm nicht verwandten holländischen Gesandten am Pariser Hofe, Willem Boreel (Baron von Vroendyke, geb. 1591 zu Middelburg), Hollands Recht auf die Erfindung vertheidigte.

Fontana's Ansprüche sind keiner Beachtung werth, indem niemand anderer als er selbst das Recht der Erfindung für sich in Anspruch nimmt. Das in seinem Werke beigebrachte Zeugniß beweist im günstigsten Falle, daß er ein Mikroskop selbst verfertigte.

Auch Galilei kann nicht als der Erfinder bezeichnet werden. Nur seine Bewunderer wollten diese Ehre für ihn in Anspruch nehmen. Sein Biograph Viviani bezeichnet ihn auch als den Erfinder des Teleskopes. Dieses Instrument hat Galilei nun gewiß nicht erfunden, sondern lernte es erwiesenermaßen erst nach 1608 kennen, und wurde gewiß von selbst dahin geleitet, sein Teleskop durch Verschiebung der Linsen auf nahe Gegenstände einstellbar zu machen und es so in ein Teleskop-Mikroskop umzuformen. Wahrscheinlich ein solches Instrument, das sich aus jedem Fernrohre machen läßt, hat Galilei an den König Sigismund gesendet. Nun geht aber aus den oben erwähnten, von Abbé Rezzi aufgefundenen Briefen hervor, daß das zusammengesetzte Mikroskop im Jahre 1624 in Rom noch so unbekannt war, daß niemand damit umzugehen verstand. Erst Galilei zeigte den Gebrauch des Instrumentes. Dieser war aber im Jahre 1611 in Rom, um seine Entdeckungen bekannt zu machen. Aber trotz eines ausgebreiteten Verkehres mit allen Gelehrten Roms erwähnte er nicht mit einem Worte des zusammengesetzten Mikroskopes. Dies und noch einige andere Umstände, deren ich hier nicht weiter erwähnen kann, bewogen Rezzi, es in der voll Gerechtigkeitsliebe geschriebenen Schrift: „Sulla invenzione del Microscopio“ (Rom 1852) auszusprechen, daß nicht seine Landsleute Fontana und Galilei das Compositum erfunden haben konnten, sondern daß Holland der Boden der Erfindung sein müsse.

Die Frage um die Erfindung war nun in enge Grenzen eingeschlossen, es galt bloß zu entscheiden, ob Drebbel oder die beiden Janssen die Erfinder sind. Der königliche Mathematiker Drebbel galt Vielen als ein hochgelehrter Mann, doch kennzeichnen ihn seine Schriften anders; es spricht aus ihnen keine besondere Tiefe des Denkens, vielmehr Unklarheit und Mysticismus. Hat nun Keppler selbst trotz einer genauen Kenntniß des Teleskopes, seiner Theorie und Anwendung, und trotz großer Vertrautheit mit den Gesetzen, welchen das Licht beim Durchgang durch Linsen folgt, in seiner 1611 erschienenen Dioptrik kein Wort von der

Möglichkeit der Herstellung eines Mikroskopes gesprochen, so läßt sich wohl nicht annehmen, daß Drebbel, der so tief unter seinem Zeitgenossen Keppler stand, auf theoretischem Wege auf die Erfindung gelangte. Höchst wahrscheinlich hat auch bei der Erfindung des zusammengesetzten Mikroskopes, wie bei den meisten anderen, der Zufall die Hauptrolle gespielt. Was ist nun berechtigter: anzunehmen, daß ein Theoretiker oder ein Brillenschleifer, der fort und fort mit Glaslinsen zu thun hat, durch Zufall die vergrößernde Kraft der Linsencombinationen entdeckte? Die Wahrscheinlichkeit spricht für den Brillenschleifer, und für diesen nicht nur mehr als für den Theoretiker, sondern auch mehr als für die oft genannten spielenden Kinder, welche Fernrohr und Mikroskop erfunden haben sollen. Am meisten berechtigt scheint mir die Annahme Hartings, daß die Brillenschleifer die in Arbeit befindlichen Glaslinsen nicht mit freiem Auge prüften, sondern die Glätte und Reinheit des Schliffes durch Glaslinsen erprobten, und bei dieser Gelegenheit die Vergrößerungskraft der Linsencombinationen entdeckten.

Läßt man nun diesen Ideengang, der so sehr für die beiden Janssen spricht, ganz bei Seite und vergleicht bloß die oben angegebenen Ansprüche Drebbels mit jenen der beiden Janssen, so muß man sich für die letzteren entscheiden. Aus den von Rezzi aufgefundenen Briefen geht bloß hervor, daß Drebbel Mikroskope verfertigte; die Annahme, daß selber auch die zusammengesetzten Mikroskope erfand, stützt sich nach Huygens bloß auf eine in London verbreitet gewesene Meinung. Das Recht der beiden Janssen auf die Erfindung geht aus dem oben citirten Briefe des Willem Boreel hervor, der dem Drebbel ebenso wie dem jüngeren Janssen befreundet war, und dessen Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterliegt. Brewster spricht sich in seiner Schrift: „Treatise on the Microscop" gegen Drebbel und für Janssen, den er fälschlich Janß nennt, aus, indem er angiebt, der Erstere habe im Jahre 1617 ein von Janssen verfertigtes Mikroskop erhalten und später selbst Mikroskope construirt, die er als seine Erfindung ausgab. Auch Quekett neigt sich in seinem oben genannten Werke zu dieser Ansicht hin, indem er sagt: „man sei heute wenigstens in England der Meinung, daß dem Zacharias Janssen die Erfindung zugeschrieben werden müsse". Die heutige Meinung in London nähert sich allerdings mehr der Wahrheit, als die vor etwa einem Jahrhundert daselbst verbreitet gewesene, ohne jedoch die richtige zu sein. Diese Meinung kann sich wohl nur auf die in der Schrift des Borellus enthaltenen Mittheilungen stützen, die gewiß mannigfaltigen und unbewußten Veränderungen unterworfen waren, als sie von Mund zu Munde gingen.

Ueber das Jahr der Erfindung ist man bis auf den heutigen Tag im Unklaren geblieben. Es ist wahrscheinlich, daß schon vor 1605 die Erfindung gemacht wurde. In diesem Jahre war nämlich Prinz Moriz in Zeeland und hier mochte er das erste Mikroskop zum Geschenk erhalten haben. Durch ein Zeugniß, welches der Sohn des Zacharias Janssen auf behördlich an ihn gestellte Fragen abgab und welches dahin lautete, daß die Erfindung des Teleskopes (offenbare Verwechslung mit Mikroskop, wahrscheinlich dadurch hervorgerufen, daß man Mikroskope

damals auch Mikroteleskope nannte) im Jahre 1590 geschah, wird dieses Jahr als Zeit der Erfindung wahrscheinlich gemacht, aber auch nicht mehr als wahrscheinlich, da das genannte Zeugniß erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts abgegeben wurde.

Döllinger: „Die Papstfabeln“.

Wenn wir unter anderen namhaften Arbeiten des berühmten Autors gerade die im Titel angezeigte besonders hervorheben, so geschieht es vornehmlich deßhalb, weil wir in derselben dem ausgezeichneten Forscher auf seinem eigensten Gebiete begegnen, auf einem Terrain, das er vollkommen und mit größter Sicherheit beherrscht. Hier gelangt Döllingers Gelehrsamkeit in ihrem ganzen ungeheuren Umfange zur vollsten Geltung und der Verfasser zur wohlberechneten Anwendung aller jener glänzenden Eigenschaften, welche ihn zum bedeutendsten kritischen Forscher in der Kirchengeschichte machen. Dem gebildeten Leser ist Döllingers Thätigkeit in ihren ersten Anfängen längst bekannt, nachdem der Ruhm dieses Namens, in der Gelehrtenrepublik Deutschlands seit Jahrzehnten ein weit verbreiteter, weit über die Grenzen Deutschlands gedrungen ist. Was Döllinger für Hebung der deutschen Geschichtswissenschaft gethan, wie groß sein Antheil an den Bestrebungen der letzten Zeit, welch' maßgebenden Einfluß Döllinger auf die Entschließungen des unvergeßlichen Königs Max II. geübt, könnte auf dem uns zugewiesenen engen Raume dieser Blätter nicht hinreichend gewürdigt werden. Wir verweilen darum bei dieser seiner letzten Arbeit, um an ihr den Kernpunkt seiner Eigenthümlichkeit näher zu bezeichnen. Döllinger hat sich darin — wie wir das an ihm gewohnt sind — die höchste Aufgabe gestellt und wird derselben, um es vorweg zu bekennen, in hohem Maße gerecht. Das feine Talent der dialektischen Beweisführung, die Klarheit der Auseinandersetzung machen diese Leistung Döllingers zu einer der bedeutendsten auf dem weiten Gebiete historischer Kritik. Dem entsprechend wählt der Verfasser eine passende Kürze im Ausdrucke und eine zugleich klare und anziehende Schreibart. Dabei tritt uns vor allem das Verhältniß des in dem Werke Gebotenen zum herrschenden Bedürfnisse klar vor Augen.

Die vielen Erdichtungen, welche, der historischen Wahrheit zum Hohne, sich in die Geschichte der Päpste eingeschlichen, von nachfolgenden Geschlechtern gläubig aufgenommen, ja noch vermehrt und erweitert, zum Theile bis herauf in unsere Zeit gedrungen und mitunter von Autoritäten der Wissenschaft beglaubigt wurden, aus dem Kreise der Wahrheit zu bannen, da wo sie als entehrende Capitel durch den Leichtsinn vorhergehender Schriftsteller einen Platz erhielten, zu tilgen, war längst ein Postulat der strengen Wissenschaft und ihrer Pfleger geworden.

Sei es, daß man sich unter den Historikern die Aufgabe nicht würdig und groß genug dachte, sei es, daß namentlich die Historiker im protestantischen Deutschland nicht den Beruf in sich fühlten; genug so viel, daß man einer Aufhellung und kritischen Beleuchtung dunkler Partieen in der Geschichte der Päpste bis jetzt aus dem Wege ging. Was speciell die Erdichtungen angeht, so waren sie freilich in jüngster Zeit nicht mehr als lautere historische Wahrheit angesehen, dafür machte sich ein Indifferentismus geltend, der eben so verwerflich als der Glaube an die Richtigkeit der Fabeln war, weil es nicht die Kritik gewesen, welche die falschen Vorstellungen beseitigt hatte. Seit langer Zeit hat sich das Quantum, wie der Umfang der Papstfabeln nicht gemehrt; trotzdem ist ihre Entstehung in Verbindung mit ihren Wandlungen und ihr Verhältniß zu den historisch beglaubigten Thatsachen nie eingehend behandelt worden.

Es scheint mir darum eine glückliche Idee, daß Döllinger sie zu einem Cyklus vereinigt und so die Papstfabeln des Mittelalters, die sich auch der Zeit nach unschwer an einander reihen lassen, in ihrer Gänze zu einem Objecte des kritischen Angriffes macht. Dem Verfasser liegt der Grund der Einheitsform für sein Werk auch darin, daß „alle diese Fabeln und Erdichtungen, wie verschieden auch die Anlässe zu denselben waren, und wie absichtlich oder unabsichtlich sie entstanden sein mögen, doch einen großen, zuweilen entscheidenden Einfluß auf die ganze Anschauungsweise des Mittelalters, auf die damalige Geschichtschreibung und Poesie, auf Theologie und Rechtslehre geübt haben". Mit diesen kritischen Streifzügen im Gebiete der mittelalterlichen Papstgeschichte hat der Verfasser nicht bloß sich selbst für die Geschichte des Papstthums, welche er uns in freudige Aussicht stellt, sondern auch uns das Terrain gesäubert und uns für das nachfolgende größere Werk, welches ohnehin die vorliegenden schätzenswerthen Ergebnisse nicht hätte aufnehmen können, trefflich vorbereitet. Mit der Veröffentlichung der Papstfabeln stellt sich Döllinger gleichsam als kluger Gärtner dar, der zuvor das Unkraut jätet und die Schlingpflanzen beseitigt, bevor er zur Anpflanzung der Beete schreitet. Wir wollen auf eine der Beweisführungen näher eingehen und bringen hiebei in Erinnerung, daß Döllingers Widerlegung der Sage von der Päpstin Johanna in diesen Blättern (Jahrg. 1863, Nr. 43) gleich nach dem Erscheinen des Werkes eingehend gewürdigt wurde.

Constantinus und Silvester.

„Wenn die Menge der Zeugnisse eine Angabe glaubhaft machen könnte, so würde es keine gewissere unumstößlichere Thatsache geben, als daß Kaiser Constantin mehr als zwanzig Jahre vor seinem Tode zu Rom vom Papste Silvester getauft und damit zugleich vom Aussatze befreit worden sei". Indeß ist die historische Wahrheit, daß Constantin nicht in Rom, sondern auf einem Schlosse in Nikomedien, nicht vom Papste, sondern vom arianischen Bischofe Eusebius und nicht gleich bei seiner Abkehr vom Heidenthume, sondern erst am Ende des Lebens

getauft worden sei. Allein wie hätte der wundergläubige Sinn des Mittelalters, der Jahrhunderte hindurch sich an phantastischem Mährchenzauber erquickte, nicht ein solches Weltereigniß, wie die Taufe des Kaisers, ausschmücken sollen? Ist etwas natürlicher, als daß die Zeit, die nur an Helden mit Abenteuern, der ausschweifendsten Phantasie entnommen, Gefallen fand, das größte Weltereigniß der ersten christlichen Zeit in seinen ungeheuren Consequenzen nicht als bloßes Factum von vorübergehender Bedeutung ansah, sondern ihm alles Schöne andichtete, was die gläubige Seele ausdenken kann, und an den Ort versetzte, wohin ihr Sehnen gerichtet war, nach Rom? Rom war dem Bewußtsein und der Auffassungsweise des Mittelalters, wo das Papstthum mit seiner Glorie residirte und von wo die abendländische Christenheit regiert wurde — der einzig mögliche Ort dieses Vorganges. Wer anders, als das Oberhaupt der Kirche hätte den Weg des Heiles zeigen können? Daß der Sohn der heiligen Helena, der fromme Constantin, der Gründer des christlichen Römerreiches, sein Leben lang freiwillig ungetauft geblieben sei, auf die Sacramente verzichtet, im Grunde also nicht einmal den Namen eines Christen verdient habe: das konnte man sich gar nicht denken. Man hatte zudem schon früher ein Baptisterium gefunden, welches Constantins Namen trug, daher eine Veranlassung mehr zur Entstehung, ein monumentales Zeugniß für die Wahrheit des geglaubten Ereignisses den späteren Geschlechtern.

Um nun die Taufe des Kaisers zu Rom zu beglaubigen, ward die Legende Silvesters erdichtet. Sie ist uns in griechischem Text erhalten, der sich als eine Uebersetzung aus dem Lateinischen erweist und somit seinen wahrscheinlichen Ursprung hat. In dem ganzen Document findet sich auch nicht Ein historischer Zug. Kennern der deutschen Litteratur des Mittelalters brauchen wir nur den Namen Konrad von Würzburg zu nennen, um ihnen auch die Legende „Silvester" ins Gedächtniß zurückzurufen. Eben so bietet die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts herstammende, in unseren Tagen durch Maßmann bekannt gewordene „Kaiserchronik" die Legende Silvesters. Das erwähnte Gedicht liefert bekanntlich nicht Geschichte, sondern Dichtung und die Legende hat darin einen wohlverdienten Platz inne. Da die Kaiserchronik bis ins späte Mittelalter einer Menge von Prosachroniken zu Grunde gelegt wurde, so ist dieselbe auch mit eine Ursache geworden, für die ungeheure Verbreitung dieser Papstfabel. „Constantin ist zuerst ein Feind der Christen, läßt viele derselben, ja seine eigene Gemahlin, da sie den Götzen nicht opfern wollen, hinrichten, so daß Silvester sich nach dem Gebirge Soracte flüchtet. Der Kaiser, mit dem Aussatz behaftet, soll, um zu genesen, sich in einem mit frischem Knabenblute gefüllten Teiche baden, aber durch die Thränen der Mütter dieser Knaben erweicht, verzichtet er auf das grausame Heilmittel und wendet sich, durch eine himmlische Vision belehrt, an Silvester, der ihn durch die christliche Taufe von der Krankheit heilt, worauf ganz Rom, Senat und Volk, an Christus glaubt. Eingeflochten sind noch zwei Episoden, die eine von der großen Schlange unter dem tarpejischen Hügel, die mit ihrem Gifthauche Tausende tödtet, bis Silvester die Pforten ihrer Höhle verschließt, und dann eine lange, durch Helena ver-

anlaßte, für Silvester siegreiche Disputation mit den Juden". Wie lebhaft auch die Zeugnisse des 4. Jahrhunderts (Historia tripartita, die Chronik des Hieronymus und die Chronik Isidors) dagegen sprechen, gelang es dem Verfasser dennoch, seiner Fabel Eingang zu verschaffen. Wiewohl Döllinger zugiebt, daß die Legende in der Zeit des Gelasius (492 bis 496) oder gleich nach derselben abgefaßt sein mag, kann er die dem Gelasius zugeschriebene, auf die Legende bezügliche Stelle in dessen Decretal dennoch nicht für echt halten und erklärt das Ganze für einen Zusatz späterer Zeit. Diese Zusätze geschahen mit einer Absichtlichkeit und Gewaltsamkeit, welche verräth, daß die Legende Silvesters, als das die stärksten Zweifel erregende Stück, gestützt und beglaubigt werden sollte. Die klarsten Beweisgründe schließt der Verfasser als harmonisch in einander greifende Glieder einer Kette zusammen, führt uns an derselben zur Schlußfolgerung und constatirt endlich die Thatsache: Da alle Chroniken der Päpste seit dem „Liber Pontificalis" die römische Taufe Constantins berichteten, da Martinus Polonus mit seiner Vorliebe für das Phantastische und Verzerrte das ganze Fabelgewebe der „Gesta Silvestri" in sein Normalwerk aufnahm, so behauptete sich die Fabel in unbestrittener Herrschaft durch das Mittelalter, bis mit dem Wiedererwachen hellenischer Sprach- und Litteraturkenntniß und kritisch-historischen Sinnes die zwei hervorragendsten Geister ihrer Zeit, Aeneas Silvius und Nikolaus v. Cusa die Wahrheit erkannten. Gleichwohl bedurfte es noch zweier Jahrhunderte, bis die mächtigen, die Fabel stützenden Autoritäten gefallen waren.

Aus dem reichen Inhalte des Papstfabelbuches von Döllinger sei nur noch die Schenkung Constantins (S. 61 bis 106) hervorgehoben. Wir müssen auf eine Analyse dieser Abhandlung, der in jeder Richtung bedeutendsten Arbeit in dem vortrefflichen Buche, verzichten und wollen hierüber unseren Lesern nur Einiges andeuten. Die Schenkungen, schon durch die Quelle, welche sie uns überliefert, verdächtig, werden durch die ungeheure Menge derselben und auch dadurch, daß sie sämmtlich dem einen Kaiser zugeschrieben sind, vollständig zur Fabel, da dieselbe Quelle von allen folgenden Kaisern auch nicht eine einzige Schenkung mehr zu berichten weiß. Bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts ist keine Spur zu entdecken von jener nachmals so berühmt gewordenen Schenkung, kraft welcher Constantin dem Silvester für seine Heilung eine Anzahl der umfassendsten kirchlichen und staatlichen Rechte, dem römischen Klerus viele Ehrenvorzüge ertheilt und dazu dem Papste Rom und Italien übergiebt. Die noch jüngst von Richter (Kirchenrecht, 5. Aufl., S. 77) ausgesprochene Ansicht, daß die Fabel in Griechenland entstanden sei, weiß der Verfasser gründlich zu widerlegen. Seine Beweise dagegen sind theils politischer, kirchlicher und historischer Art, theils, durch philologische Untersuchung, sprachlicher Natur. „Mit überwiegender Wahrscheinlichkeit läßt sich nämlich der Zeitpunkt, in welchem die Schenkung erdichtet wurde, in die Jahre verlegen, welche, seit die Macht des Longobardenreiches zu sinken begann, also seit 752 etwa bis zum Jahre 777, wo Papst Hadrian zuerst der Schenkung erwähnt, verflossen". Der Papst wollte ein großes, das ganze Italien umfassendes Reich

unter päpstlicher Herrschaft und brauchte so die Dichtung als Beweis in der Rechtsfrage über den Besitz Italiens. „So ward also in Rom ein Document geschmiedet, welches diese Form Italiens als die normale, schon von dem ersten christlichen Kaiser gewollte darstellte. Ob dies vor der Schenkung Pipins oder nach derselben geschah, läßt sich wohl nicht entscheiden, jedenfalls aber vor der Gründung des fränkischen Königreiches Italien, also vor 774". Döllinger führt sodann die einzelnen Artikel Punkt für Punkt auf —, bespricht deren Inhalt und begleitet das gefälschte Document auf seinem ganzen Wege durch die Geschichte. Fränkische Prälaten hielten sie für echt, die Folgezeit verstand auch die Erweiterung und Uebertragung der Schenkung recht gut, und da man Corsica als Geschenk annahm, so folgerte man etwas kühn auch Rechte des Papstes auf die Inseln überhaupt, so z. B. auf Irland. Wiewohl schon um 1105 die Mönche in Rom die historische Wahrheit der Schenkung läugneten, fand sie doch Aufnahme in die späteren Rechtsbücher. Interessant bleibt es immerhin, daß Hildebrand (Gregor VII.) sich niemals auf diese Schenkung berufen mochte. Gregor IX. zog aus der Schenkung Constantins ein Präcedenz, indem er dem kühnen Gegner des Papstthums, Friedrich II vorhielt: Constantin habe mit den Insignien Rom mit seinem ducatus und das imperium der Sorge der Päpste überlassen. Darauf haben diese, ohne von der Substanz der Jurisdiction etwas zu vermindern, das Tribunal des Kaiserthums errichtet, es auf die Deutschen übertragen und pflegen die Gewalt des Schwertes den Kaisern in der Krönung zu bewilligen. Damit war bereits gesagt, daß die kaiserliche Autorität nur durch die Päpste geschaffen sei, durch diese nach Gutdünken beschränkt oder erweitert werden könne. Aber noch weiter ging Gregors Nachfolger, Innocenz IV. Es ist ein Irrthum, erklärt Innocenz im Jahre 1245, daß Constantin dem römischen Stuhle zuerst weltliche Gewalt gegeben habe; vielmehr hat Christus selbst dem Petrus und dessen Nachfolgern beide Gewalten, die priesterliche und die königliche übergeben. Constantin hat also nur eine unrechtmäßig besessene Gewalt in die Hände der legitimen Besitzerin, der Kirche, niedergelegt und sie von dieser zurückerhalten.

Solcher Art waren die Consequenzen der Schenkung Constantins, der Döllinger ein bloß fictives Dasein zuerkennt, was bis zur Evidenz in dem besprochenen Werke nachgewiesen ist. Dr. R—.

Zur Cultur- und Sittengeschichte Roms.

(Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 2 Bände. Leipzig 1864.)

II.

Wer kennt nicht Knigge's „Umgang mit Menschen"? Auch in Rom gaben Schriftsteller Anweisungen, wie man sich zu benehmen habe, und Plutarch hat sich namentlich viel über die Kunst verbreitet, wie man ein Gespräch durch geschickte Fragen zu leiten habe. Auch darüber gab man Regeln, wie ein geistig belebtes Gastmahl zu veranstalten sei. Musikalische und theatralische Aufführungen füllten die Abende aus und gaben dem Gespräche, an dem sich besonders Frauen lebhaft betheiligten, eine bestimmte Richtung.

Höchst interessant sind die Partieen über die Frauen damaliger Tage, über ihre Erziehung und Bildung. Wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen. Der Mädchenstand der Römerinnen war kurz. Die römische Kinderstube weicht nicht viel von der unserigen ab. Die Mädchen lernten weibliche Arbeiten, namentlich Spinnen und Weben. Den wissenschaftlichen Unterricht erhielten die besseren Stände im Hause, die ärmeren wurden in die Schule geschickt. Hauptsächlich war es das Studium der Muttersprache und des Griechischen, wozu man Anleitung erhielt; auf die Ausbildung in der Musik und im Tanz legte man großen Werth. Das heutige Klavier vertraten damals Saiteninstrumente, besonders die Laute. In der Regel vermählte sich die Römerin zwischen dem 13. und 17. Jahre. Die Verlobung fand oft schon statt, wenn die für einander Bestimmten die Kinderstube noch nicht verlassen hatten. Mittelspersonen spielten keine kleine Rolle. Die Vermählungen wurden meist unter Festlichkeiten allerlei Art begangen; jene, welche sie vermeiden wollten, flüchteten sich in die Stille des ländlichen Aufenthaltes.

Die Frau nahm im Hause eine selbstständige Stellung ein. In der Kaiserzeit bestand das alte römische Familienrecht nicht mehr, welches dem Hausherrn die unbedingte Gewalt über die Angehörigen verlieh. Die Frauen besaßen das vollste Eigenthumsrecht an ihrem eingebrachten Vermögen. Reiche Frauen hatten ihre eigenen Geschäftsführer, welche oft mehr als dies waren. Die begüterte Gattin führte das Scepter im Hause, der Pantoffel war bei Griechen und Römern das Symbol der Herrschaft der Frau über den Mann. Nicht minder selbstständig war die Römerin in der Gesellschaft. Schon unter der Republik war die Frau von der Geselligkeit und Oeffentlichkeit nicht ausgeschlossen. Die Schranken, welche die Sitte zog, fielen, nachdem die alte Sittenstrenge einer freieren, lockeren Lebensauffassung gewichen war. Ueber die sittlichen Zustände sind uns nur ungünstige Berichte überliefert; man eiferte allgemein über die Zuchtlosigkeit der Frauen. Diese Klagen wurden im letzten Jahrhundert der Republik besonders laut und ziehen sich durch die Kaiserzeit. „Wer nicht", klagt Seneca, „sich durch eine Liebschaft

bemerklich macht, nicht mit einer verheirateten Frau in einem dauernden Verhältniß steht, ist bei den Frauen in Verachtung und wird für einen Mägdeliebhaber gehalten". „Es giebt Frauen", hebt er an einem anderen Orte hervor, „die ihre Jahre nicht nach Consuln, sondern nach ihren Männern zählten", und Juvenal meint, „es gäbe Frauen, die es zu acht Männern in fünf Jahren brächten". Die Wirklichkeit mußte arge Beispiele dieser Art bieten, wenn der Philosoph und Dichter sich in derartigen Schilderungen begegnen. Hauptstädte waren von jeher der Mittelpunkt arger Unsittlichkeit, und Rom macht eben hierin keine Ausnahme.

Das Schauspiel zog die Römerinnen sehr an. Man wollte sehen und gesehen werden und entfaltete allen erdenklichen Luxus, um die Augen der Männerwelt auf sich zu ziehen Man wollte mehr scheinen, und dies Streben wurde dadurch unterstützt, daß alles zu miethen war; Kleider bis auf die Fingerringe, eine alte Wärterin und eine blonde Zofe. Die männliche Jugend suchte das Theater als den geeignetsten Ort auf, um Liebesverhältnisse anzuknüpfen. Man erwies zu diesem Behufe der schönen Nachbarin allerlei Dienste, man legte ihr ein Kissen zurecht, schaffte die Fußbank herbei, fächelte ihr Luft zu und schützte sie gegen etwaige Belästigungen Anderer. Ovid ertheilt hierüber in seinem berüchtigten Buche die nöthige Unterweisung, der Erfolg scheint nicht ausgeblieben zu sein.

Die große Masse ergötzte sich im Theater an der Posse voll unzweideutiger Unzüchtigkeit, die feine Welt liebte den pantomimischen Tanz, „wo in der Darstellung der meist schlüpfrigen Gegenstände das Aeußerste für erlaubt galt und der raffinirteste Sinnenkitzel aufgeboten ward, um auch erschlaffte und übersättigte Nerven zu reizen". Das Interesse der Frauen blieb nicht auf das Schauspiel beschränkt, es erstreckte sich auch auf die Künstler; am beliebtesten waren die Fechter- und Pantomimentänzer.

Ehrgeizige Frauen hatten genugsam Gelegenheit, eine hervorragende Rolle zu spielen. Sie betheiligten sich an der Politik und strebten nach Macht und Einfluß. Auch dem litterarischen Treiben blieben sie nicht fremd. Gelehrte Weiber waren damals, wie heute, die Plage der Gesellschaft. Die Sucht, ihr Wissen zur Schau zu tragen, machte sie den Männern lästig. Sie huldigten der Mode, ihre Bildung dadurch zu beweisen, daß sie griechisch sprachen, Verse machten, griechische oder lateinische, sich in kritische Erörterungen über die Vortrefflichkeit der verschiedenen Dichter vertieften, die Ausdrücke ihrer minder gebildeten Freundinnen corrigirten oder die grammatikalischen Fehler ihrer Gatten rügten. Martial und Juvenal gießen über diese gelehrten Weiber ihren ganzen Spott aus. Die Beschäftigung mit der Philosophie scheint in Rom unter den Frauen der höheren Stände weiter verbreitet gewesen zu sein; einige verbanden damit das Studium der Astronomie und Mathematik. „Tiefere Naturen mochten wohl in den Lehren der Weisen Trost im Unglück suchen und finden, doch bei der Mehrzahl blieben auch diese Beschäftigungen bloße Tändelei. Zu Epiktets Zeit lasen die Frauen in Rom mit Vorliebe Platons Republik, weil hier die Aufhebung der Ehe und die Weibergemeinschaft

in einer größeren Ausdehnung für die Grundbedingung des idealen Staates erklärt wird; sie meinten darin eine Entschuldigung für eigene Fehltritte zu finden".

Es ist unmöglich den reichhaltigen Stoff des vorliegenden Werkes zu erschöpfen, wir wollen hier am Schlusse dieser Anzeige noch den ersten Abschnitt des zweiten Bandes im Auszuge wiedergeben, der jedenfalls zu den interessantesten gehört Er behandelt die „Reisen" zur Zeit der Kaiser. Man reiste im ersten Jahrhundert der christlichen Aera viel, mehr als später vor Erfindung der Eisenbahn. In der That waren aber auch alle Anstalten getroffen, um das Reisen so angenehm als nur möglich zu machen. Das Straßensystem war ein großartiges und erregt die gerechte Bewunderung der Nachwelt, welche nur die Ueberbleibsel dieser Riesenbauten zu betrachten Gelegenheit hat. Eine solche ununterbrochene und vollkommene Communication haben erst die Eisenbahnen in der modernen Zeit bewerkstelligt, und auch diese nur in Europa, während das römische Straßennetz auch Asien und Africa zum großen Theile umspannte. Wegekarten und Stationenverzeichnisse, worauf Entfernungen, Nachtquartiere, Anhaltspunkte u. dgl. m. verzeichnet waren, erleichterten den Verkehr Das Privatfuhrwesen scheint ungemein ausgebildet gewesen zu sein, da sich der Staatspost nur Beamte, Couriere u. s w. bedienen konnten. Mit der Staatspost legte man in der Regel eine geographische Meile in der Stunde zurück, welche Schnelligkeit von dem Privatfuhrwerk allerdings nur selten erzielt werden konnte. Auch Reisen zu Fuß und zu Pferde waren immer häufig.

Personen der höheren Stände reisten in zahlreicher Begleitung mit umfangreichem Reisegepäck, wie in der neueren Zeit die Engländer. Der Luxus, in den letzten Zeiten der Republik schon übertrieben, wurde unter den Kaisern noch überboten Cäsar führte auf seinen Reisen Mosaikfußböden mit sich. Nero hatte 1000 Carossen im Gefolge, die Hufeisen der Maulthiere von Silber, die Maulthiertreiber in rothen Röcken. Das kaiserliche Beispiel wurde von anderen eifrigst nachgeahmt und man wetteiferte an Pracht. Die Reisewägen waren auf das bequemste eingerichtet, man konnte darin lesen und schreiben, auch gab es zum Schlafen eingerichtete Wägen.

An allen Straßen, wo der Reiseverkehr ein lebhafter war, gab es wohl Gasthäuser, doch waren die meisten in der Regel dürftig, da die Reichen durch die sie begleitenden Sclaven in der Lage waren, ihre Bedürfnisse anderweitig zu befriedigen und die Gastwirthe ihnen selten genügen konnten. Gut eingerichtete Wirthshäuser gab es wenig, meist in Handelsestädtn. Das Bild, welches wir von den Gastwirthen Italiens aus früherer Zeit erhalten, ähnelt der Gegenwart ungemein. Die Erpressungen der Zöllner, die Prellerei der Gastwirthe war sprüchwörtlich. Die Sicherheit auf den Straßen war in Italien nie groß gewesen, und alle Maßregeln, welche getroffen wurden, dem Uebel Einhalt zu thun, fruchteten wenig, es war nicht auszurotten.

Die Veranlassungen zum Reisen waren mannigfacher Art Die Ortsveränderungen, welche Beamte und Soldaten vielfach vornehmen mußten, abgerechnet, führten Geschäfte und Gewerbe eine große Anzahl Provinzialen nach Rom, wo

Glücksritter aller Art massenhaft zusammenströmten. Auch der Verkehr unter den verschiedenen Provinzen war ein recht lebhafter. Der strebsame Kaufmann war fortwährend unterwegs. Der römische Handel hatte eine bis dahin ungeahnte Ausdehnung erhalten, seit Aegypten dem römischen Reiche einverleibt worden war, wodurch der Weg nach Indien geöffnet wurde. Ein französischer Gelehrter hat uns in jüngster Zeit eine höchst interessante Arbeit über die römisch-asiatischen Handelsbeziehungen geliefert und gezeigt, daß der Verkehr weit bedeutender war, als man bisher angenommen hat. Wir kommen auf dieses gelehrte Werk Reinauds ausführlich zurück. Nicht bloß Griechen und Aegypter betheiligten sich, wie man bisher angenommen hat, ausschließlich an dem gewinnbringenden Verkehr mit Indien, die römischen Kaufleute waren ebenfalls eifrigst bemüht, den kolossalen Gewinn einzuheimsen. Italische Producte wurden nach Indien geführt. Große Karawanen zogen nach Aethiopien und dem Troglodytenlande. In Arabien ließen sich Römer nieder, knüpften Handelsbeziehungen mit dem östlichen Africa an. Zur Zeit Nero's kamen Bewohner Italiens bis zur Bernsteinküste. Selbst nach China drangen römische und griechische Kaufleute vor. Nach chinesischen Berichten kam eine Gesandtschaft von dem Kaiser Antun, König von Ta-tsin (Marcus Antonius) an den Kaiser Hiouanti im Jahre 166 und brachte Elephantenzähne, Hörner des Nashorns und Schildkrötenschalen als Geschenk. (Vergl. die erwähnte Abhandlung Reinauds, welche Friedländer nicht gekannt zu haben scheint.)

Auch an wissenschaftlichen Reisen fehlte es nicht. Daß Geographen, Kunst- und Alterthumsforscher, Naturforscher und Aerzte fremde Länder aufsuchten, versteht sich bei dem stets regen Bedürfnisse, sich durch unmittelbare Anschauung zu belehren, von selbst. Die lernbegierige Jugend verließ auf kürzere oder längere Zeit das elterliche Haus, um an den Centren der Kunst und Wissenschaft bessern Unterricht zu erhalten. Die Schulen Roms, Alexandriens und Athens waren die besuchtesten, außerdem waren noch als Studiensitze berühmt: Mediolanum, Karthago, Tarsus, Smyrna u. s. w. Rhetoren und Sophisten reisten von Ort zu Ort, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, und gelangten auf diese Weise zu Ruhm und Reichthum; Gaukler und Charlatane machten sich durch Reisen schnell bekannt Künstler und Virtuosen liebten damals wie heute Ortsveränderungen, „ganze Colonieen, Züge, Schwärme, Völker, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern zogen, dahin, wo man ihrer bedurfte". Feste und Schauspiele übten eine große Anziehungskraft aus und wurden von nah und fern stark besucht. Gesundheits- und Erholungsreisen waren häufig. Die Aerzte empfahlen bei beginnenden Brustkrankheiten und bei Blutauswurf Seereisen und Veränderungen des Klima's. Die Badeorte waren stark frequentirt.

Das Interesse der Römer an der Natur war ein von dem modernen ganz verschiedenes. „Das antike Naturgefühl", sagt der Verfasser sehr treffend, „unterscheidet sich von dem modernen am meisten durch seinen religiösen Charakter. Bedeutende Naturerscheinungen ergriffen die Gemüther der Alten mit einer ganz

anderen Macht, als die der Neueren, sie fanden sich hier einem göttlichen oder dämonischen Walten gegenübergestellt, und zu Staunen und Bewunderung gesellte sich immer religiöse Verehrung. In der Einsamkeit und Stille der Natur, wo man sich der Gottheit näher, von ihrem Walten unmittelbar berührt und ihres Schutzes bedürftiger fühlte, regten sich religiöse Empfindungen öfter und stärker, als in dem Lärm der Städte, und vor dämmernden Grotten, alten Bäumen, eingehegten Hügeln verweilte der Wanderer oft in unwillkürlicher Andacht". Noch ein anderes Moment übte eine große Anziehungskraft aus, die Berühmtheit, welche mancher Ort der Litteratur und namentlich der Poesie verdankte. Die Schilderungen vermehrten die Zahl der Besucher.

Die Naturschönheit der Meeresufer zog die Römer ungemein an; schöne Gegenden und Strandgegenden sind häufig synonyme Ausdrücke. Zahlreiche Villen und Paläste umsäumten die Meeresgebiete. Die Lustorte und Bäder an der Westküste Italiens waren deßhalb viel gesucht. Die Ufer der Seen und Flüsse waren nicht minder beliebt. Die Römer hatten eine besondere Vorliebe für weite heitere Aussichten und erbauten ihre Villen deßhalb auf hohen Punkten, welche weite und mannigfaltige Aussichten beherrschten. Für die Schönheit des Hochgebirges hatte der Römer ein geringes Verständniß. Hierin liegt der Grund, weßhalb, um Humboldts Worte anzuführen: „von dem ewigen Schnee der Alpen, wenn sie sich am Abend oder am frühen Morgen röthen, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur der schweizerischen Landschaft keine Schilderung aus dem Alterthum auf uns gekommen ist". Die Vorliebe der modernen Zeit für die Ersteigung hoher Gipfel theilten die Römer ebenfalls nicht.

Der letzte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Schauspiele, wir müssen es uns versagen, darauf einzugehen, und empfehlen schließlich das interessante Buch, welches niemand ohne vielseitigen Genuß und mannigfache Belehrung aus den Händen legen wird. A. B.

Die Architektur des neuen Wien.

I.

K. W. Nicht gering waren die Erwartungen, welche man bei dem Beginne der Stadterweiterung an den Aufschwung der Baukunst geknüpft hat. Abgesehen von dem socialen Bedürfnisse einer Vermehrung der Wohnungen, drängten die Bewegungen des großstädtischen Lebens zur Aufführung verschiedener Gebäude; Ehrgeiz und Localpatriotismus bestimmten Private wie Corporationen Bauplätze auf der Ringstraße zu erwerben und erweckten eine fast fieberhafte Baulust. Aber auch vom künstlerischen Standpunkte aus fühlte man das Bedürfniß eines ener-

gischen Vorwärtsschreitens. Paris, Berlin, München und andere Städte zweiten Ranges besaßen schon längst eine Reihe hervorragender Neubauten, welche das Bestreben kundgeben, die Architektur in neue Bahnen zu lenken und ihr den ersten Rang unter den bildenden Künsten wieder zu erobern. Wie konnte Wien inmitten dieses Umschwunges zurückbleiben? Wenn unsere Stadt, die Metropole des verjüngten Kaiserstaates, die erste Stadt Deutschlands bleiben, wenn ihr geistiger wie materieller Aufschwung eine Wahrheit sein sollte, so mußte sich dies auch in ihrer Architektur, dem natürlichen Zeugen ihrer Entwicklung, ausprägen.

Sieben Jahre sind seit dem Beginne der Stadterweiterung verflossen und das neue Wien gewinnt Gestalt und Leben. Wälle und Stadtgraben sind beseitigt, ein Theil der Ringstraße ist umgeben von kolossalen Häusergruppen und den Architekten war Gelegenheit gegeben, ihre künstlerische Gestaltungskraft in mannigfaltigen, wenn auch nicht vielen sehr bedeutenden Aufgaben zu erproben. Es scheint uns daher nicht ohne Interesse zu sein, sich einerseits darüber Rechenschaft zu geben, wie diese Aufgaben gelöst wurden, andererseits aber zugleich einen Blick auf die zunächst zur Ausführung bestimmten Bauten zu werfen. Wir sind indeß hiebei weit entfernt zu glauben, daß sich mit dem Gebotenen ein erschöpfendes Urtheil begründen lasse Dies bleibt dem Zeitpunkte vorbehalten, wenn die Frage des Ausbaues der kaiserlichen Hofburg gelöst, die Parlamentshäuser und Museen, die Universität und das Stadthaus vollendet sein werden.

Die Architektur des neuen Wien trifft genau zu mit der ganzen künstlerischen Bewegung der letzten Jahrzehnte, sie ist ein Bild rastlosen Drängens nach Verschiedenheit der Formen, ohne daß uns klar ist, wohin dieses ziellose Streben führen soll. Befreit von dem drückenden Zwange und der untergeordneten Stellung der Baukunst in früheren Jahren, gingen unsere Künstler mit Ernst und Eifer an das Studium der verschiedenen Stilgattungen, sie suchten genau die Bedürfnisse der Kirche, des Palastes und Wohnhauses ins Auge zu fassen, aber zu einer einheitlichen Lösung ihrer besonderen Aufgaben vermochten sie sich nicht zu erheben. So entstanden, wenigstens in Bezug auf die bürgerliche Architektur, eine Reihe von Bauwerken, welche zum Theil mit Geist und Geschmack ausgeführt wurden und mit dem Aufwande gelungener Einzelnheiten die Eintönigkeit der Aufgaben schonungsvoll den profanen Blicken der Menge entzogen, aber höhere Ansprüche doch nicht befriedigten. Noch eine andere Erscheinung trat auf diesem Gebiete störend auf: der Mangel des Stilgefühles für die Durchbildung des Ornamentes bei vielen unserer Architekten und hierin zeigte sich so recht auch der Mangel einer S c h u l e.

Zwei Momente dürfen allerdings nicht übersehen werden, welche auf die Leistungsfähigkeit unserer Architekten hemmend einwirkten: der Stadterweiterungsplan und die Anforderungen der Bauherren. Bei Feststellung des Stadterweiterungsplanes waren vorwiegend die Rücksichten auf die Gewinnung möglichst zahlreicher Bauplätze; daher der Mangel an eigentlichen Plätzen, daher die Häusermassen der Ringstraße, welche dicht an einander gedrängt, eine lebendige, abwech-

selnde Gruppirung der Bauwerke nicht gestatteten und die Architekten dazu zwangen, ihren Werken durch oft bizarre Hülfsmittel Geltung zu verschaffen Die Kostspieligkeit der Bauplätze dagegen bestimmte die Bauherren, die künstlerische Form der Wohnhäuser dem Zinserträgnisse unterzuordnen; daher die schwindelnd hohen Häuser mit den schmalen Pfeilern und dem beliebten Palliativ von Halbstöcken, welche in den meisten Fällen auf die Entwicklung der Façade ungünstig wirken und nur dort glücklich gelöst wurden, wo dem Zinshause die Anlage und der Reichthum eines Palastes gegeben werden konnte Beide Momente legten den Grund zu einer Architektur, die wenigstens auf dem Gebiete des bürgerlichen Wohnhauses strengere Anforderungen unbefriedigt läßt.

Wenn wir die Stilfrage speciell untersuchen, so zeigt sich, daß man nur auf einem Gebiete sich rasch zurechtfand, nämlich auf jenem der Kirchenbaukunst. Hier feierte die Gothik den entschiedensten Triumph. So gelungen auch die Ausführung der Altlerchenfelder Kirche war, so sehr hier das Schwere und Ernste des romanischen Stiles durch die Anwendung italienischer Formen gemildert erscheint, so fand diese Bauweise doch keine Nachahmung Mehr einem dunklen romantischen Gefühle als einer klaren Erkenntniß der Kunstprincipien folgend, wandte man sich der Gothik zu, und nebst dem erwachten und gepflegten Restaurationsfieber für mittelalterliche Kirchenbauten hatte darauf unzweifelhaft auch der glänzende Erfolg der Concurrenz für die Votivkirche großen Einfluß geübt. Nicht zu übersehen ist für die Erklärung dieser Erscheinung noch der Umstand, daß neben Ferstl ein zweiter bedeutender Künstler, Friedrich Schmidt, für die Gothik einstand, welcher durch eine einzige Leistung das viel verbreitete Vorurtheil gegen die Gothik in Bezug auf den Kostenpunkt besiegte. Schmidt zeigte an der Lazzaristenkirche, daß die Anwendung dieses Stiles geradezu nicht riesige Geldmittel in Anspruch zu nehmen braucht. Die praktische Folge dieses Uebergewichtes zweier hervorragender Talente war, daß man für Kirchenbauten fast stillschweigend den gothischen Stil als Grundsatz angenommen hat, wie dies sowohl die noch in der Ausführung begriffenen als auch die neu projectirten Werke bezeugen. Allerdings frägt sich noch, ob dieser durchgreifende Erfolg ein dauernder sein und ob nicht eine Reaction gegen diese exclusive Richtung eintreten wird. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß zu der Zeit, als die Gothik sich in Europa ausbreitete, die Baukunst das volle Uebergewicht unter den Künsten hatte und Bildnerei wie Malerei ihr vollständig dienstbar waren. Heute stehen die Plastik und Malerei gleichberechtigt und selbstständig neben der Architektur, und diese fordern ihren Antheil auf einem so wichtigen Gebiete, wie jenem der Kirchenbaukunst. Was diesen aber und speciell der Malerei die Gothik ihrem ganzen Systeme nach zu bieten vermag, ist so wenig und so untergeordneter Natur, daß sie damit nicht zufrieden sein können, wenn sie nicht ihre selbstständige Gestaltungskraft verläugnen und ihre berechtigte Einwirkung auf die höchsten Schöpfungen der Kunst gefährdet sehen wollen.

So gewaltig die Anstrengungen und so günstig die Verhältnisse für die gothische Bauweise waren, so reichte ihr Einfluß — zwei bis drei Bauten abge-

rechnet — nicht über den Kirchenbau hinaus, und gewiß nicht ohne Ursache. Auf dem Gebiete der Profanarchitektur steht dieser Stil zum Theil im Widerspruche mit den Bedürfnissen und Ansprüchen unserer Zeit, mit dem ganzen Entwicklungsgange der Kunst, seit den Tagen der Mediceer; auf diesem Gebiete traten daher auch jene Künstler in ihre Rechte, die wir als Vertreter der Renaissance kennen und unter denen wir in erster Linie van der Nüll und Hansen nennen. In den Grenzen der Renaissance verläugnete jedoch Wien abermals nicht seine geographische Lage, das ist seine Hinneigung zu den Formen des italienischen Palazzo, welcher schon im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hier eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Die Zukunft wird uns zeigen, ob diese Traditionen von dauerndem Einflusse sind und ob sie unsere monumentale Profanarchitektur in eine bestimmte Richtung hineinzudrängen vermögen. Bis zur Stunde schwanken noch die Anschauungen der Künstler und der Geschmack des Publicums. Es fehlt nicht an Vertretern der französischen Renaissance wie des Barockstiles, und zwei unserer Architekten faßten eine so zärtliche Neigung für den neunapoleonischen Hofstil, daß sie ihn an zwei ganz nahe der Hofburg gelegenen Bauten in Anwendung brachten. Dieses Hervordrängen der künstlerischen Individualitäten muß früher gezügelt werden, bevor an die Durchführung einer einheitlichen künstlerischen Idee auch auf dem Gebiete des Palastes und des bürgerlichen Wohnhauses gedacht werden kann, und dies wird möglich werden, wenn unsere Künstler an die Lösung bedeutender Aufgaben schreiten und ein überwiegend schöpferisches Talent mit zwingender Kraft dem wüsten Treiben des Eklekticismus entgegentritt, der heute mit der Prätension eines berechtigten Factors fast auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst sich Geltung zu verschaffen sucht.

Wird diese Erkenntniß schon in nächster Zeit Wurzel fassen? Oder ist so ohnmächtig die Baukunst unserer Tage, daß ihr keine schöpferische Kraft innewohne? Wenn hochgespannte Erwartungen in den letztverflossenen Jahren nicht in Erfüllung gingen, so wäre es gefehlt, daraus auch einen Schluß auf die Zukunft zu ziehen. Bisher haben wir geerntet, was unsere Vorfahren in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf dem Gebiete der Baukunst gesäet haben; die Frucht der künstlerischen Dürre, welche keinen wahrhaft monumentalen Bau ermöglicht hat. Wohin wir immer blicken, erhält jede Bauepoche erst dann ihren bestimmten Ausdruck, wenn sie den gesammten Bildungsproceß ihrer Zeit bewältigt, wenn sie alle jene Aufgaben gelöst hat, die über das wohnliche Bedürfniß hinaus große Ideen zu verkörpern bestimmt sind. Nun ist es aber bekannt, daß eine Reihe solcher Bauten bei uns noch der Zukunft angehören. Es wird nicht ohne bedeutenden Einfluß für unsere Architektur sein, welche Gestalt die Universität, die Parlamentshäuser, Museen und das Stadthaus annehmen werden. Die Principien, welche dort zur Entscheidung kommen, sind tief eingreifend für unsere gesammten Kunstzustände, und deßhalb erfordern diese Fragen auch das eifrigste Studium und die eingehendste Erörterung aller gebildeten Kreise. Wohl drängt sich die Besorgniß auf, ob wir denn nicht schon zu weit mit unserer Stadterweiterung vorgeschritten sind, ob noch Raum

und Bedürfniß für die Zukunftsarchitektur vorhanden sein wird; aber die Anzeichen sind vorhanden, daß der volle Ausbau der Stadt unter günstigen Verhältnissen nicht das Werk eines, sondern vielleicht zweier Decennien werden wird.

Handbuch der Geographie und Statistik des deutschen Bundes.

Von Prof. Dr. H. F. Brachelli.

(Leipzig 1861 bis 1864. Verlag von Hinrichs.)

S. Mit der eben ausgegebenen 8. Lieferung ist der vierte Band des Handbuches der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände von Stein-Hörschelmann, dermal in der siebenten Auflage von Dr. Wappäus unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten herausgegeben, abgeschlossen. Diesen Band hat der Professor der Statistik am Wiener Polytechnicum, Dr. Hugo Franz Brachelli, gearbeitet, er umfaßt den deutschen Bund mit Einschluß der nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs und Preußens und besteht aus zwei starken Abtheilungen, deren erste auf 43 Druckbogen Deutschland im Allgemeinen und Oesterreich, die zweite mit 73 Druckbogen Preußen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten enthält. Die „Oesterr. Wochenschrift" hat die einzelnen Hefte des Werkes bei ihrem Erscheinen angezeigt, jetzt aber, wo dasselbe vollendet vorliegt, scheint ein näheres Eingehen auf dasselbe angezeigt, sowohl seines Inhaltes wegen, als weil es eine heimische litterarische Kraft ist, welche diese Partie des großen, in weiten Kreisen verbreiteten Handbuches zu Stande gebracht hat.

Die Zeit, in der Brachelli's Handbuch entstanden ist, war einem derlei umfassenden Unternehmen wenig günstig. Erschütterungen von außen haben im Süden und Norden an dem Ländercomplexe gerüttelt und das Innere der Staaten hat fast allenthalben wichtige Um- und Neugestaltungen erfahren, so daß der Verfasser während seiner Arbeit vielfach von Neuem überholt wurde und das eben mit Mühe Geschriebene veraltet sah. Dem ließ sich freilich nicht abhelfen und das Buch müßte, will es sich solchem Schicksale nicht aussetzen, noch jetzt und für lange Zeit ungeschrieben bleiben, denn unausgesetzt und mächtig schreitet die Entwicklung in allen socialen Richtungen vor und ein Resultat derselben sind stets neue Erscheinungen auf dem Felde der Statistik. Der Verfasser entschloß sich daher, in seinem Buche zu geben, was durch gewissenhafte Benützung seines reichen statistischen Materials eben vorlag, und wo sich durch spätere neue Erscheinungen Aenderungen nothwendig zeigten, sind dieselben in Nachträgen gebracht, welche sowohl am Ende der ersten wie der zweiten Abtheilung beigefügt sind. Dem Fluß der Darstellung geschieht dadurch unläugbar Schaden, aber das Buch ist eben keines, welches im Contexte

gelesen wird, sondern ein Nachschlagebuch zur Belehrung über alle staatlichen Einrichtungen, volkswirthschaftlichen Zustände und örtlichen Merkwürdigkeiten Deutschlands und hiebei wird der Leser ohne Frage vorziehen, die vollkommene Aufklärung nach den jüngsten Erhebungen zu finden, auch wenn er an zwei bis drei Stellen nachschlagen muß. Zudem erleichtern gut angelegte, detaillirte Repertorien das Auffinden.

Was den Inhalt selbst betrifft, so verdient der Bienenfleiß des Autors im Zusammentragen seines Materials volle Anerkennung. Wer immer mit Statistik sich beschäftigt, der weiß, wie schwer besonders bezüglich der kleineren deutschen Staaten gute Mittheilungen zu erlangen sind. Denn die gedruckten Quellen geben wenig Ausbeute und sind zudem nur mit Mühe zu erlangen. Dr. Brachelli schlug daher den mühevollen Weg ein, fast allenthalben die Staatsbehörden und deren Vorstände direct um Mittheilung authentischer amtlicher Nachweisungen und die Beantwortung bestimmter, oft in das größte Detail eingehender statistischer Fragen zu ersuchen. Die Bitte hatte fast allenthalben den besten Erfolg, dem Verfasser wurden reichliche und interessante Materialien eingesendet und er war hiedurch in die Lage gesetzt, in seinem Buche wesentlich Neues, bisher nirgends in gleicher Ausführlichkeit Gebrachtes zu liefern. Dies ist namentlich in den Abschnitten über physische und technische Cultur, über Landwirthschaft in allen Richtungen, Bergbau, Industrie und Handel der Fall, ebenso in den Capiteln über Schul- und Studienwesen und über sittliche Cultur, in welch' letzterem bei jedem Staate das Medicinal- und Armenwesen, die Pensions-, Unterstützungs- und Sparanstalten aufgeführt werden. Auch der wichtige Abschnitt über die Finanzen bringt allenthalben die neuesten, sonst so schwer zu gewinnenden Budgets mit allem Detail der Einnahmen und Ausgaben, des Staatshaushaltes und Schuldenetats. Die Reichlichkeit der Topographie endlich, welche bei jedem Staate den Schluß bildet, mag daraus ersehen werden, daß das Register der ersten Abtheilung 44, jenes der zweiten 66 S. umfaßt, deren jede 240 Ortsnamen, also zusammen 26.400 solche enthält. Im Allgemeinen geht die Topographie bis zu den Orten mit 400 Einwohnern herab, wo immer aber ein solcher auch mit weit geringerer Bewohnerzahl durch geschichtliche Erinnerung, örtliche Merkwürdigkeiten oder besondere Eigenthümlichkeiten bemerkenswerth wird, sind auch kleinere Orte aufgenommen und bei jedem alles Interessante, die vorkommenden Gebäude, Anlagen, Behörden, Anstalten, Fabriken, die gewerblichen und industriellen Merkwürdigkeiten erschöpfend behandelt.

Auf diese Art bietet Brachelli's „deutscher Bund" in dem Stein'schen Handbuche mehr, als der Titel sagt, es ist nicht bloß ein Nachschlagebuch, sondern ein Quellenwerk im besten Sinne. Und dem Verfasser wurde auch bereits die Freude zu Theil, daß diese Ansicht über seine Leistung sich an maßgebender Stelle Bahn brach. Von zwei Regierungen ist bereits die Aufforderung an ihn ergangen, Separatabdrücke der Darstellung einzelner Staaten zu veranlassen, welche an den Schulen als Lehrbücher dienen werden; indem Brachelli's Arbeit, obwohl es an Werken über Heimatskunde nicht fehlt, doch alle an präciser Form und Neuheit

wie Reichthum des Gebotenen zurückläßt. Ein solcher Separatabdruck ist über Wunsch des fürstlichen Ministeriums als „Geographie und Statistik der Herzogthümer Schwarzburg" vor kurzem bei Hinrichs in Leipzig erschienen, eine gleiche Darstellung des Großherzogthums Baden, gleichfalls über officielle Aufforderung, ist soeben im Drucke begriffen.

Im Vorworte zur ersten Abtheilung äußert sich der Verfasser: „Das Buch enthält die Darstellung der geographisch-statistischen Verhältnisse und die Topographie unseres großen deutschen Vaterlandes, eine Darstellung von Zuständen, die gewiß jedem Deutschen Interesse einzuflößen berufen ist. Aber auch vom politischen Standpunkte aus, der in unserer Zeit eine so große Rolle spielt, dürfte das Buch geeignet sein, zur Nährung von Gefühlen beizutragen, die sich gegenwärtig in der Brust jedes Deutschen regen. Das Buch enthält die Verfassungen und Verwaltungen der deutschen Staaten und deren Ergebnisse. Die Gesammtheit der verschiedenen politischen Verhältnisse, zu welchen Deutschland im Verlaufe seiner thatenreichen und merkwürdigen Geschichte gelangt ist, drängt sich dem Geiste eines jeden Lesers auf, der ein Werk, wie das vorliegende, aufschlägt. Der Leser ersieht aus der Darstellung der verschiedenen staatlichen Einrichtungen, was bereits zur Verwirklichung der von allen deutschen Stämmen so ersehnten Einigung geschehen und was noch alles zu dieser fehlt; er wird sich der ganzen Summe der Thatsachen bewußt, welche die materielle, geistige und politische Existenz des deutschen Volkes begründen, und darin, neben und mit der sachlichen Belehrung, liegt zum Theil der Werth und die Bedeutung von Büchern, die sich mit der Statistik beschäftigen. Das Streben nach Einigung, nach Kräftigung des deutschen Landes und Volkes wird immer lebhafter: es manifestirt sich bei den Regierungen, wie bei dem Volke. Das kräftigste Band der verschiedenen deutschen Stämme — das lebendige Bewußtsein der Zusammengehörigkeit — bringt in immer weitere Schichten der Nation, es faßt immer kräftiger Wurzel und sucht einem geeinigten Deutschland und der Macht und Stärke desselben dem Auslande gegenüber Geltung zu verschaffen. Ist zur Erkenntniß dieser Idee, zur Verwirklichung derselben wohl eine andere Wissenschaft mehr geeignet, als die Statistik?"

An diesen 1861 geschriebenen Worten würde der Verfasser bei Beendigung seines Buches nichts abzuändern haben, ja das von ihm geschilderte Streben hat in jüngster Zeit durch die denkwürdigen Ereignisse an der deutschen Nordgrenze neuen, verstärkten Impuls erhalten. Je allgemeiner aber dieser gefühlt wird, um desto mehr ist ein Buch am Platze, welches diese Richtung betont, durch klare Darstellung der physischen und socialen Zustände Deutschlands fördert, und wir mögen uns freuen, daß es ein Landsmann ist, der ein so nützliches Werk geliefert hat.

G. Der Professor der englischen Litteratur an der Universität zu Berlin Thomas Solly hat ein Florilegium englischer und americanischer Poesie unter dem Titel: „A Coronal of English Verse“ (Berlin, Haude u. Spener) herausgegeben. Er nennt diese Sammlung nur eine karge Auswahl des Besten, und betont, daß fünf Sechstel der gebrachten Namen dem 19. Jahrhundert angehören. Von früheren Sammlungen hat er die British Lyre, die von Freiligrath und Elze, dann den Golden Treasury benützt. Solly's Sammlung enthält 142 Piecen, darunter zehn americanische. Die Abtheilungen, unter denen sie erscheinen, sind: Leben, Liebe, Nationales und Historisches Natur, Balladen und Erzählendes, dann Humoristisches. Obgleich, wie gesagt, der größte Theil davon der Gegenwart angehört, ist doch bis auf Shakspeare, Dryden, Pope, Young zurückgegriffen und auch noch ein erkleckliches Stück des 18. Jahrhunderts repräsentirt. Wenn wir die einzelnen Namen durchgehen, so finden wir die Matadore der Seeschule: Wordsworth (1770 bis 1850), Coleridge (1772 bis 1834) und Southey (1774 bis 1843); von den Epikern: den Vorgänger Byrons, Moore (1779 bis 1852), Byron selbst und den bedeutendsten Byronisten Shelley (1792 bis 1822); die lyrischen Größen: Hood (1793 bis 1845), die Hemans (1793 bis 1835) und vor Allen A. Tennyson, den „poet laureate“. Auch die Socialpoesie ist nicht zu kurz gekommen. Die americanische Poesie ist durch die Namen: Willis, Longfellow (am stärksten), Bryant, Pinkney, Poe und O. W. Holmes vertreten.

Noch einen Namen finden wir, der auf dem Continente noch wenig bekannt, aber den mitgetheilten Proben nach nicht zu den letzten gereiht werden darf, nämlich den der Dichterin Adelaide Anna Procter, die während des Druckes dieser Sammlung ihre Leier ins Jenseits getragen. Der Herausgeber nennt ihren Verlust einen großen. So viel aus den mitgetheilten Proben zu entnehmen, war sie in der Social- (God's Gifts z. B.) und didaktischen Poesie stark. Klare Conception, scharfe Antithesen, ein wohlthuendes Pathos und über alles der Zauber sanfter Melancholie ausgegossen, das sind ihre Vorzüge, die sie, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt, mit Wenigen gemein, von niemandem aber übertroffen besitzt. Wie reizend ist ihre lyrische Apostrophe an den Spender aller Gaben, das Gedicht „Thankfulness“: wie ergreifend schildert sie das weibliche Herz in „Three evenings in a life“, einer größeren Dichtung in erzählender Form!

Wir glauben zur Abschließung ihrer Charakteristik nicht besseres bringen zu können, als ihr eigenes Bekenntniß aus „A Woman's Answer“:

„I love — what do I not love? earth and air
Find space within my heart, and myriad things
You would not deign to heed, are cherished there,
And vibrate on its very inmost strings.“

J. „Aus drei Jahrhunderten“, eine historische Abhandlung von Dr. A. H. Horawitz ist eine recht fleißige und lesenswerthe Untersuchung über die culturhistorischen Momente, die sich aus der bekannten Biographie des h. Severin von seinem Schüler Eugibbius ergeben. So eingehend aber diese Partie behandelt ist, so flüchtig ist die Besprechung der Lebensbeschreibungen des h. Corbinian und des h. Stephan, Königs von Ungarn. Man fühlt es deutlich heraus, daß der Verfasser sie nur deßhalb aufgenommen hat, um dem etwas hochtrabenden Titel gerecht zu werden. Viel besser wäre es gewesen, wenn er die Vita Severini allein einer eingehenden Würdigung unterzogen hätte. Auch möge er den Rath beherzigen, künftighin seiner eigenen Einsicht mehr zuzutrauen, als der falschen Meinung sonst noch so großer Gelehrten. In der 83. Note schwankt er hin und her, ob er den Ausdruck der Vita (C. 23): „Benedictio S. Johannis“ mit Minnesegen oder Reliquien übersetzen soll: da aber nur zwei ziemlich obscure Forscher, Ritter und Welser, es im letzteren Sinne nehmen, während die berühmten Namen Grimm, Büdinger, Muchar u. s. w. für das erstere einstehen, so fühlte er sein Gewissen

beruhigt und schrieb im Haupttexte (S. 17 unten) getrost: „St. Johannis-Segen". Leider ist aber an der betreffenden Stelle der Vita nicht vom Trinken, sondern von der Einweihung einer Capelle die Rede. Es heißt nämlich im C. 23: Severin hatte bei Passau, in dem Orte Boitro ein Klösterlein (cellula) für einige Mönche gegründet, und da verlangte man für die Kirche Reliquien von Märtyrern. Die Priester gingen zu Severin und baten ihn, er möge sie ausschicken, um solche Heiligthümer herbeizuschaffen; er verweigerte es aber, „da ihnen von selbst die Segnung des h. Johannes gebracht werden würde" (quia ultro eis S. Johannis benedictio deferretur). Bald darauf reist Severin von Passau wieder zurück in sein Kloster bei Fabianis (Wien). Das nächste (24.) Capitel erzählt nun wörtlich, wie folgt: „Als der h. Severin im Kloster zu Favianis das Evangelium gelesen und das Gebet vollendet hatte, erhob er sich und befahl, ihm sogleich ein Schiff herzurichten. Als sich die Leute wunderten, sagte er zu ihnen: „Der Name des Herrn sei gelobt! Es ist unsere Pflicht, den Heiligthümern der seligen Märtyrer entgegen zu gehen." Ohne Verzug wird über die Donau gesetzt, und sie finden am jenseitigen Ufer einen Menschen sitzen, der sie vielfach bittet ihn zu dem Diener Gottes zu führen, zu dem er schon lange seines Rufes wegen zu kommen gewünscht habe. Man zeigte ihm sogleich den Mann Gottes, und er überreichte ihm flehentlich Reliquien des h. Johannes des Täufers (S. Johannis baptistæ reliquias obtulit), die er viele Zeit hindurch bei sich bewahrt hatte. Der Diener Gottes (Severin) empfing sie mit geziemender Ehrfurcht und weihte die Kirche, da der Segen des h. Johannes, wie er geweißsagt hatte, von selbst gebracht worden war, für den Dienst der Priester ein (basilicam, S. Johannis sicut prædixerat ultronea benedictione collata, sacravit officio sacerdotum). Es ist erstaunlich, was man aus diesen beiden Capiteln, deren Sinn doch klar zu Tage liegt, gemacht hat, man lese nur den Muchar, Noricum II., 203 bis 206. Da wird gesprochen von einem Minnesegen, von einer Kirche des h. Johannes bei Favianis, da wird officium sacerdotum übersetzt mit „Assistenz mehrerer Priester" statt mit „Meßopfer" u. s. w. Und solche Fehler schleichen sich fort von einem Buch ins andere, sie werden schließlich traditionell, und kommt ja einem unbefangenen Forscher nach Wahrheit eine Ahnung des wirklichen Sachverhaltes, so werden seine ehrlichen Bedenken durch gewichtige Citate niedergeschlagen. Möge sich also kein Schriftsteller fernerhin beigehen lassen, von einem Minnesegen in Oesterreich im 5. Jahrhundert zu sprechen, nachdem wir offen und entschieden den Irrthum aufgedeckt und berichtigt haben.

—a— Die Verlagshandlung von G. Mayer in Leipzig hat vor einigen Tagen das erste Heft des „Handwörterbuches der Volkswirthschaftslehre" versendet, das unter Mitwirkung vieler Gelehrten und Fachmänner von Dr. H. Rentzsch bearbeitet wird. Das Buch stellt sich, wie der Prospect besagt, die Aufgabe: „Angesichts der großartigen wirthschaftlichen Bewegung unserer Tage, die Grundlehren der Wissenschaft mit den berechtigten Forderungen der praktischen Durchführung zu vereinigen und in einer das Nachschlagen erleichternden Form, in leichtverständlicher Fassung, aber doch auf streng wissenschaftlicher Grundlage ein möglichst ausreichendes Verständniß der volkswirthschaftlichen Begriffe wie der Zeitfragen zu vermitteln". Das „Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre" wird in 10 bis 12 Heften zu 5 Bogen erscheinen und soll bis Mai 1865 vollendet vorliegen. Der Inhalt des ersten Heftes (Ablösung bis Banken) zeugt für den richtigen Takt, mit welchem die Mitarbeiter die gestellte Aufgabe gelöst haben; wir finden da Beiträge von Dr. Emminghaus (Redacteur des Bremer Handelsblattes), Prof. Frühauf (Riga), Präsident Dr. Lette (Berlin), Prof. Dr. Franz Neumann (Wien), Dr. Rentzsch, Prof. Dr. Ad. Wagner (früher in Wien, jetzt in Hamburg) u. A. Wir werden nach Vollendung des Werkes auf dasselbe ausführlicher zurückkommen.

• (Aus dem brittischen Museum.) Die für das brittische Museum bestimmten, bisher im Palast Farnese aufgestellt gewesenen und dem König Franz II. von Neapel abgekauften Statuen sind wohlbehalten an ihrer Stelle eingetroffen. Es sind ihrer neun, darunter: 1. ein Merkur, in Auffassung und Dimensionen fast identisch mit der berühmten Statue im Belvedere des Vaticans. Eine andere Copie ist die Hauptzierde der Galerie im Landsdownehouse; doch ist von den dreien der jetzt im brittischen Museum befindliche Merkur derjenige, welcher am wenigsten gelitten hat, und welchen Visconti zum Beweise benützte, daß die Statue im Vatican nicht, wie vorher angenommen wurde, ein Antinous ist. Alle drei sind ohne Zweifel Nachahmungen irgend eines berühmten Originals. An der Draperie des letzteren Merkur lassen sich noch Spuren von Farbe erkennen. 2. Reiterstatue eines römischen Imperators; der Kopf scheint auf Caligula hinzudeuten, doch ist es fraglich, ob er zum Rumpfe gehört. Der besondere Werth dieser wohlerhaltenen Statue besteht darin, daß sie eine der wenigen Reitergruppen in Marmor ist, welche uns von den Alten überkommen sind; außer der genannten sind es noch die beiden Statuen des Balbi im bourbonischen Museum zu Neapel, und der Torso einer persischen Figur aus dem Mausoleum. 3. Die berühmte Copie des Diadumenos des Polykleitos, einen griechischen Athleten darstellend, der ein Diadem um seine Stirn befestigt. 4. Ein Apollo mit der Lyra, in der gleichen Auffassung, wie die im brittischen Museum befindliche schöne Statue von Kyrene, aber nackt. 6. Eine Heroengestalt, einstweilen noch nicht classificirt, vielleicht einen König der macedonischen Periode, als Gottheit aufgefaßt, darstellend. 7. Satyr, einen Korb mit einem Cupido emporhaltend; aus der römischen Periode und nicht sonderlich fein in der Ausführung; doch ist das Motiv ungewöhnlich und sehr naiv. Die übrigen Statuen sind ein männlicher Torso und eine schlecht restaurirte Gruppe des Merkur und der Herse. — Eine interessante Besprechung der von dem brittischen Museum jetzt erworbenen Statuen, aus der Feder des Prof. Gerhard in Berlin, findet sich in Bunsens großem Werke über die Topographie Roms. Die Statuen bildeten einen Theil der farnesischen Sammlung, deren Rest sich gegenwärtig in dem bourbonischen Museum zu Neapel befindet, und deren größter Theil in den Bädern des Caracalla gefunden worden. Das brittische Museum verdankt diesen Zuwachs hauptsächlich der freundlichen Vermittlung des wohlbekannten americanischen Bildhauers Herrn William Storey in Rom.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) „Les Moralistes pendant l'Empire Romain. Philosophes et poètes par C. Martha". Der Verfasser entwirft in diesem Buche ein Bild der Sitten und moralischen Anschauungen während der römischen Kaiserzeit. Um nicht durch viele Namen den Leser zu verwirren, werden nur Persönlichkeiten beleuchtet, welche nicht als ganz außerordentliche Erscheinungen über die Zeitgenossen hervorragen, sondern vielmehr mitten in den Ideen ihrer Zeit stehen und daher den Charakter der letzteren am besten kennzeichnen. Die verschiedenen Capitel beschäftigen sich mit der Moral in Seneca's Briefen, mit den Stoikern, mit Marc Aurel, mit den griechischen Sophisten, der römischen Gesellschaft, dem religiösen und philosophischen Skepticismus u. s. w.

Die fernste Zeit der französischen Geschichte wird fortwährend in gelehrten Büchern dem Verständniß der Gegenwart näher zu rücken gesucht und jede neue Schrift sieht sich gleich in den Streit über den Werth der Nationalitäten bei der Entwicklung Frankreichs hineingezogen. Das neueste Werk dieser Art heißt: „L'Armorique Bretonne, Celtique, Romaine et chrétienne, par E. Halléguen". Der erste Band enthält: „Armorique Romaine et chrétienne". Ursprünglich wollte der Autor mit „Armo-

rique Celtique et Romaine" beginnen, entschloß sich aber, da die Discussion über die „keltische Frage" in diesem Augenblick allerdings sehr blühend, aber auch sehr verwickelt ist, weniger das keltische Element zu betonen, bis sich die Meinungen und Ansichten geklärt haben und Forschungsresultate vorliegen, mit denen sich eine nicht allzu stark auf Hypothesen beruhende Geschichte schreiben läßt. Der erste Band geht bis zum 9. Jahrhundert. Die Ausstattung des Buches trägt den Stempel der französischen Provinz an sich und läßt viel zu wünschen übrig.

Auch eine neue Geschichte der Medicin haben wir anzuzeigen: „La médecine à travers les siècles — histoire et philosophie par J. M. Guardia". In diesem dicken Bande ist von der ältesten medicinischen Tradition an bis auf die neueste anthropologische Wissenschaft von allen möglichen auf die Heilkunde Bezug nehmenden Dingen die Rede.

Das lange erwartete „Annuaire des deux mondes", welches die politische Geschichte der Jahre 1862 bis 1863 enthält, hat jetzt endlich die Presse verlassen. Es bildet einen starken Großoctavband von mehr als tausend Seiten, eine „Histoire générale des Etats", wie auf dem Titel steht. Bei allen Vorzügen der Darstellung, die sich von Parteilichkeit möglichst fern hält und etwa in dem Geiste der „Revue des deux mondes" gehalten ist, wurde doch der Stoff sehr ungleich behandelt. Große Länder, in welchen die Verhältnisse verwickelt liegen, werden ziemlich kurz abgethan, während andere Partieen des Buches wieder unverhältnißmäßig ausgedehnt erscheinen, weil sie den französischen Anschauungen geläufiger sind.

Dem Gothaer Taschenbuch ist in dem „Almanach de Paris p. 1865" eine Concurrenz erwachsen. Das neue Handbuch bringt etwas mehr und etwas weniger als sein Gothaer Vorbild, das die genealogische Seite stärker betont, während der „Almanach de Paris" nur die herrschenden Dynastien eines jeden Landes und keine weiteren fürstlichen Familien aufführt. Ferner giebt der „Almanach de Paris" bei jedem Lande eine Tabelle der sämmtlichen Herrscher vom Anfange an, den Hofstaat, die Orden, das diplomatische Corps und die fremden Consuln, die Verfassung, die Verwaltung, Minister und obersten Behörden, die hohe Geistlichkeit und die höchsten Militärs, so wie eine Zusammenstellung der wichtigsten statistischen Daten, Eisenbahnen, Creditinstitute u. s. w., und endlich Münzen, Maße und Gewichte. Der Inhalt ist also ziemlich reichhaltig. Ob er dem altaccreditirten Gothaer Almanach in der Concurrenz gefährlich wird, kann erst die Zukunft entscheiden, da wir noch kein Urtheil über die Richtigkeit der Daten haben. Was das Aeußere anbelangt, so ist der Pariser einstweilen dem Gothaer noch nicht ebenbürtig. Er trägt die Spuren der Eile und Hast ziemlich deutlich, man merkt es ihm an der etwas verschobenen und oberflächlichen Toilette an, daß er früh auf dem Markte sein wollte.

Von dem „Dictionnaire de la politique" von Maurice Block erschien die letzte Lieferung. Das Werk liegt nun in zwei starken Bänden vollständig vor und sieht in der Fülle seines aus allen Ländern zusammengetragenen, von tüchtigen Federn herrührenden Materials sehr stattlich aus. Der Herausgeber besitzt das große Verdienst, daß er seine Arbeit energisch anfaßte und rasch beendigte. Wir haben es in Deutschland zu oft erlebt, daß ähnliche Unternehmungen jahrelang sich hinauszogen, um nicht den Werth der raschen Vollendung einer mit so viel Tagesfragen sich beschäftigenden Arbeit doppelt hoch anzuschlagen.

Zum Schluß sei noch das Erscheinen der neuesten Komödie Augiers „Maître Guerin", welche, wie jedes Drama Augiers, in Paris Sensation machte, erwähnt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 9. November 1864.

Der Classe wird zum Abdruck eingesandt: „Die Stellung der Erzbischöfe und des Erzstiftes von Salzburg zu Kirche und Reich unter Kaiser Friedrich I. bis zum Frieden von Venedig (1177), nach den Quellen dargestellt von Wilhelm Schmidt."

Herr Hofrath Phillips liest: „Samson v. Tottington, Abt von St. Edmund Ein Beitrag zur Geschichte des Klosterlebens im 12. Jahrhundert."

Wegen der herrlichen Aussicht, die sich von der Stadt Bury S. Edmunds in Suffolk ringsum auf das gartenmäßig angebaute Land bietet, ist jene öfters als das „englische Montpellier" bezeichnet worden. Hier stand eines der großartigsten Gebäude des mittelalterlichen Englands; zu Ehren des h. Edmund, Königs von Ost-Anglien, welchen der Dänenfürst Inguar im Jahre 870 tödten ließ hatte Canut der Große im Jahre 1020 das Kloster gegründet, welches nach jenem den Namen führt. Leland, welcher dasselbe noch gesehen, ehe es zum großen Theil in Ruinen zerfiel, sagt davon in seinem Itinerarium: „Nie hat die Sonne eine Stadt beschienen, welche lieblicher als S. Edmundsbury belegen, und ein Kloster, das herrlicher als dieses, wenn wir sein Ansehen, seine Ausdehnung oder seine unvergleichliche Pracht uns vor Augen stellen. In der That möchte man sagen, dies Kloster sei selbst eine Stadt, so viele Thore hat es, und eine Kirche, die alles an Pracht übertrifft".

Die Geschichte dieses Klosters nun, zugleich aber auch die Geschichte Englands überhaupt, hat durch die von der Camden Society ausgegangene Veröffentlichung der zuvor nur in wenigen Fragmenten bekannten Chronik des Jocelinus de Brakelonda eine große Bereicherung erfahren. Dieser Jocelinus lebte in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als Mönch in dem gedachten Kloster, und zwar unter den beiden Aebten Hugo und Samson v. Tottington; er hat in seinem Buche einen Theil der Lebensgeschichte des Letzteren in einer anziehenden Weise geschildert. Wir lernen in diesem Abte Samson, dem zehnten in der Reihe der Aebte von S. Edmund, welcher dem Kloster fast dreißig Jahre (März 1182 bis Jänner 1212) verstand, einen äußerst merkwürdigen Mann kennen, von dem man früher kaum mehr als den Namen wußte, einen Mann, der auch schon durch seine näheren Beziehungen zu König Richard Löwenherz ein gewisses Interesse in Anspruch nimmt. Obschon die Herausgabe der Chronik bereits im Jahre 1840 erfolgt war, ist sie in Deutschland nur von Pauli in seiner Geschichte von England benützt, von diesem aber in ihrem ganzen Werthe gewürdigt worden. Jocelinus hat es in der Art, die Personen, die er schildert, mit ihren eigenen Worten redend einzuführen, was seiner naiven Darstellung den Reiz einer großen Lebendigkeit verleiht. Man kann in dieser Hinsicht in der That kaum etwas Unterhaltenderes lesen, als Jocelins Mittheilung der Gespräche, wie sie die Mönche während der Sedisvacanz über die Wahl des neuen Abtes, besonders zur Zeit des üblichen Aderlasses, hielten, so wie die Schilderung des ersten Zusammentreffens Samsons mit König Heinrich II. Jocelin, dem auch die Classiker nicht unbekannt geblieben sind, ist ein scharfer und feiner Beobachter, der zwar die Tugenden seines Abtes, dessen Caplan er sechs Jahre hindurch war, zu würdigen weiß, ohne deßhalb blind für seine Fehler und Schwächen zu sein. Er schildert ihn zunächst seiner äußeren Erscheinung nach dahin: „Samson, 47 Jahre alt als man ihn zum Abte erwählte, war von mittlerer Statur, seine Nase hervorragend, die Lippen stark, die Stirn die eines Cato, die Augen krystallhell und von scharfem, durchdringendem

Blick, sein Gehör fein, die Augenbrauen hoch und buschig, sein Bart war röthlich, sein Haupthaar schwarz, nach vierzehn Jahren war es schneeweiß." Ferner sagt er von ihm, daß eine außerordentliche Mäßigkeit ihn ausgezeichnet habe; nie war er unthätig und seine kräftige Natur ließ es ihn bis in sein Alter stets vorziehen zu gehen und zu reiten, statt zu fahren; die Art der Speise war ihm gleichgültig, und so wie er Lügner, Schwätzer und Trunkenbolde haßte, so tadelte er auch diejenigen Mönche, welche mit Speise und Trank unzufrieden waren. Er war beredt, sprach geläufig Latein, so auch französisch; das eigene angeborne Angelsächsisch sprach er im Dialekt von Norfolk; in diesem predigte er auch und hielt dabei mehr auf den Inhalt als auf den äußeren Schmuck der Worte. Mehr als das contemplative sagte ihm das thätige Leben zu und mehr als gute Mönche galten ihm gute Klosterbeamte: auch lobte er niemand bloß seines Wissens wegen, wenn er sich nicht auch in weltlichen Dingen zu benehmen wußte.

Mit großer Klugheit ausgerüstet, wie zum Regenten geboren, war Samson unter einer großen Zahl von Mönchen der einzige, der nach dem Tode des Abtes Hugo an dessen Stelle gewählt werden konnte, wenn eine Wiederherstellung der unter diesem gänzlich in Verfall gerathenen Ordnung möglich werden sollte; aber die Aufgabe war übermäßig und es war nicht zu verwundern, wenn Samson nach vierzehn Jahren schneeweiß geworden war. Außerdem, daß alle Disciplin sich im Kloster aufgelöst hatte, war dieses mit Schulden überhäuft, welche der vorige Abt und viele der Beamten, die sich zu diesem Zwecke ihre eigenen Siegel hatten anfertigen lassen, contrahirt hatten. Samsons weise Sparsamkeit hat das Kloster von diesen Lasten befreit, aber längere Zeit mußte er es sich gefallen lassen, überall, wo er sich blicken ließ, von den jüdischen Gläubigern mit ihren Schuldbriefen verfolgt zu werden. Es hatten sich diese schon einen völlig freien Eintritt in das Kloster zu verschaffen gewußt, so zwar, daß sie in unruhigen Zeiten auch ihre Weiber und Kinder darin unterbrachten. Die schwersten Sorgen machte aber dem Abte sein Convent selbst, der sich fast jeder Maßregel, die auf Ordnung der Verhältnisse abzielte, widersetzte. Es kam so weit, daß Samson, da die Conventsbeamten sich durchaus nicht auf die Bewirthschaftung der Klostergüter verstanden und manche von ihnen wieder anfingen leichtsinnige Schulden zu machen, die Verwaltung zum großen Theile in seine eigene Hand nahm, wodurch dann wieder neue Unzufriedenheit entstand; hin und wieder drohte diese in offene Rebellion auszubrechen, ja selbst das Leben des Abtes schien gefährdet. Welchen endlichen Ausgang diese Mißhelligkeiten gehabt haben, wissen wir nicht, denn Jocelins Chronik bricht beim Jahre 1202, wahrscheinlich seinem Todesjahre, ab.

Samson kommt aber nicht bloß als Abt in seinem klösterlichen Wirken in Betracht, sondern Jocelin schildert auch seine Verhältnisse mit der ebenfalls etwas aus den Schranken getretenen Ritterschaft von S. Edmund, mit den Bürgern der Stadt Bury S. Edmunds und insbesondere seine Stellung zu König und Reich. In letzterer Beziehung ist nun besonders, wie zuvor angedeutet wurde, sein Verhältniß zu König Richard von Interesse. Samson war diesem mit größter Treue ergeben. Als sich zuerst in England das Gerücht von dessen Gefangennehmung verbreitete, erklärte Samson vor dem versammelten Parlament, er wolle in Verkleidung den König suchen; eine historische Notiz, in welcher zuerst der Gedanke ausgesprochen wird, der sich nachmals in der Sage vom Ritter Blondel abspiegelt. Ebenso trat der Abt von S. Edmund mit größter Entschiedenheit gegen des Königs Bruder Johann auf, der sich schon bei dessen Lebzeiten die Krone aufsetzen wollte, und half in Person mit seinen Vasallen ihn in Windsor belagern. Dann ging Samson nach Deutschland, um seinen König zu besuchen und ihm bedeutende Geschenke darzubringen. Selbstverständlich betheiligte er sich auch in großem Umfange an dem Lösegeld, welches für den König aufgebracht werden mußte; als aber in dem Court of the Exchequer auch von einer Excrustation — wie man es nannte — des Schreines des h. Edmund zu obigem Zwecke die Rede war, widersetzte er sich diesem Beginnen mit

Erfolg. Kaum war Richard aus der Gefangenschaft heimgekehrt, so eilte er nach S. Edmundsbury und Samson hatte die Freude, ihn stattlich zu bewirthen. Von großer Trauer wurde er über seinen Tod erfüllt.

Richards Nachfolger war dem Abte aus begreiflichen Ursachen nicht so hold; indessen kam er bald nach seiner Krönung ebenfalls nach S. Edmund. Sein Benehmen war nicht gerade königlich, statt aller anderen Geschenke, wie seine Vorfahren auf dem Throne sie hier dargebracht hatten, gab er nur eine seidene Decke her, diese hatten aber seine Diener zuvor dem Sacristan entliehen. Zuletzt opferte er noch 13 Pence für eine Messe und damit zog er ab.

Abt Samson erlebte das Jahr 1214 nicht, er starb 1212; sonst hätte er sicher auch an der Versammlung Theil genommen, welche am Tage des h. Edmund (20. November) die englischen Barone in dem Kloster hielten und sich hier gegen Johann verbündeten; es war dies das Vorspiel des Tages von Runnymead und somit tritt die Abtei S. Edmund in einen näheren Zusammenhang mit der Geschichte der Magna Charta.

Die hier angedeuteten Gegenstände sind in der vorliegenden Abhandlung des Näheren erörtert; zum Schlusse werden noch einige Notizen über die endlichen Schicksale der im Jahre 1537 von Heinrich VIII. aufgehobenen Abtei gegeben.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 10. November 1864.

Der Secretär giebt Nachricht von dem am heutigen Tage um halb 2 Uhr Nachmittags erfolgten Ableben des wirklichen Mitgliedes der Akademie, beziehungsweise der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe, des Herrn Prof. Simon Stampfer.

Sämmtliche Anwesende geben ihr Beileid durch Erheben von den Sitzen kund.

Das wirkliche Mitglied Herr W. Haidinger überreicht ein an ihn freundlichst gerichtetes Sendschreiben von Herrn J. F. Julius Schmidt, Director der Sternwarte zu Athen, vom 22. October, „über Feuermeteore, nach Beziehungen der Höhe der Atmosphäre, der Zahl der Meteore, den Detonationen, Stein- und Eisenfällen, Schweifen und Farben derselben".

Herr Schmidt hatte neuerlichst in sorgsamen Beobachtungen, durch drei Jahre in Olmütz (1856 bis 1858) und durch fünf Jahre in Athen (1859 bis 1864), die Höhe der lichtreflectirenden Luftschicht, nach Alhazens „Methode, aus der letzten (respective ersten) Dämmerung am Horizonte die Minimalhöhe der Atmosphäre zu finden", die Verläßlichkeit der Ergebnisse geprüft, über welche die „Astronomischen Nachrichten" das Nähere in einer besonderen Abhandlung von Herrn Schmidt enthalten. Er giebt hier als Abschluß die numerischen Ausdrücke für die Monate des Jahres „die größte Höhe der lichtreflectirenden Luftschicht im Winter (10·34 geographische Meilen), die kleinste im Sommer (7·7 Meilen), übereinstimmend mit den Maximis und Minimis der Barometerstände.

Von 2950 in sorgsamster Weise aus den bisherigen Verzeichnissen und seinen eigenen Beobachtungen gezogenen Ergebnissen bei größeren Feuermeteoren, mit 535 Detonationen, 323 Stein- und Eisenfällen, 575 Schweifen bei 2575 Erscheinungen von weißer, 63 von gelber, 112 von rother und 200 von grüner Farbe ist nun nicht nur eine Jahrestabelle nach Monaten zusammengestellt, sondern auch eine zweite Tabelle in gleicher Weise nach Procentverhältnissen.

Herr Schmidt findet folgende merkwürdige Häufigkeitsverhältnisse:

1. Dem Maximum der Sternschnuppen und Feuerkugeln entspricht das Minimum der Detonationen.

2. Zur Zeit der größten Häufigkeit der Sternschnuppen und Feuerkugeln (August und November) sind die Stein- und Eisenfälle am seltensten.

3. Schweife (Residua der Meteore). Das absolute Maximum fällt auf den August, das Minimum auf den Mai, das Maximum correspondirt mit der größten Fülle der Meteore, das Minimum mit der größten Menge der Steinfälle. Es will scheinen, daß der vollständigste Verbrennungsproceß die häufigsten Schweife und die seltensten Steinfälle bedingt.

4. Für rothe und grüne Farben der Meteore fällt das Maximum auf den Sommer, das Minimum auf den Winter und Frühling.

Die Zeitdauer wäre freilich sehr wichtig anzuführen, aber sie ist so oft unsicher. Schmidt bemerkt: „Es ist nicht zu stark ausgedrückt, wenn ich nach eigener Erfahrung behaupte, daß nur sehr Wenige den richtigen Begriff von der Dauer einer Secunde haben, und noch weniger genau verfahren, wenn sie eine Dauer von 5 bis 10 Secunden anzugeben haben."

Noch sind aus zahlreichen Beobachtungen Daten angeführt über die numerischen Verhältnisse der Farben unter einander, so wie auch über die Verhältnisse der mittleren Dauer der sichtbaren Bewegung in Rücksicht auf die Farben, indem die weißen Meteore die raschesten sind, dann die gelben, die rothen und endlich die grünen.

Herr Director Schmidt ladet zu erneuerten und möglichst vielfach anzustellenden Beobachtungen ein, „um in der Kunde von den Feuermeteoren auf sichere und hypothesenfreie Fortschritte rechnen zu können".

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. L. J. Fitzinger, derzeit Director des zoologischen Gartens zu München, übersendet eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung unter dem Titel: „Revision der bis jetzt bekannt gewordenen Arten der Familie der Borstenthiere oder Schweine (Setigera)".

Die zahlreichen Entdeckungen, welche auf dem Gebiete der Zoologie alljährlich gemacht werden und die hiedurch hervorgerufene bedeutende Vermehrung einer ohnehin sehr reichhaltigen und in den verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Litteratur erheischt von Zeit zu Zeit eine Revision der älteren Arbeiten, damit die Lücken in denselben ausgefüllt, die nöthigen Berichtigungen früherer Irrthümer und unrichtiger Angaben vorgenommen und die neuen Entdeckungen eingeschaltet werden. Es ist dies um so nothwendiger, als man bei einer länger andauernden Vernachlässigung der Zusammenstellung gewonnener Erfahrungen sich zuletzt in ein Chaos verlieren würde, aus welchem sich ohne große Mühe und anstrengenden Fleiß nicht so leicht wieder herauszufinden wäre.

Aus diesem Grunde hat der Verfasser sich zur Aufgabe gestellt, jene Familien unter den Säugethieren, bei welchen eine solche Revision am meisten Noth thut, einer neuerlichen Durchsicht zu unterziehen und dieselben dem dermaligen Stande der Wissenschaft angemessen zu bearbeiten.

Derselbe beginnt mit den Schweinen, denen zunächst die Hirsche und die Antilopen folgen werden.

Bei diesen sind es 7 verschiedene Gattungen mit 19 Arten, welche die vorliegende Arbeit umfaßt; nämlich die Gattung „Sus" mit 9, „Potamochœrus" mit 2, „Porcula" mit 2, „Ptychochœrus" mit 1, „Phacochœrus" mit 2, „Porcus" mit 1 und „Dicotyles" mit 2 Arten.

Unter denselben erscheint „Ptychochœrus plicifrons" als eine erst vor drei Jahren entdeckte und bis jetzt noch nicht in die zoologischen Handbücher aufgenommene, doch

seither nur in domesticirtem Zustande bekannt gewordene Art, die von **Bartlett** und **Gray** bloß mit wenigen Worten sehr unvollständig angedeutet, seither aber noch nicht beschrieben worden ist. Diese Lücke hat **Fitzinger** durch eine nach lebenden Exemplaren entworfene Beschreibung auszufüllen und dabei nachzuweisen gesucht, daß die bisherige Annahme, nach welcher dieses durch seine äußeren Formen so höchst ausgezeichnete Thier aus China oder Japan stammen soll, sicher unrichtig und vielmehr alle Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, Abyssinien als das Vaterland desselben zu betrachten; indem kein Naturforscher oder Reisender, welcher China oder Japan besuchte, von dieser Schweinform Nachricht gibt, noch unter den zahlreichen Thierabbildungen, welche wir von den Chinesen und Japanesen besitzen, irgend eine aufzufinden wäre, welche auch nur entfernt an dieselbe erinnern würde, während andererseits aus einer Stelle in dem Tagebuche des bekannten Naturforschers und Reisenden Dr. Theodor v. **Heuglin** deutlich zu entnehmen ist, daß eine ganz ähnliche, bis jetzt noch nicht beschriebene Form, welche die Abyssinier mit dem Namen „Hassama" bezeichnen, wild in den Thälern des Hochgebirges von Simehn lebt.

Heuglins Notiz ist zwar kurz, aber bezeichnend, indem er sagt: „Diese Art ist etwas kleiner als unser europäisches Wildschwein, stark mit Borsten bedeckt, dunkel schwarzbraun und graugelb gefleckt: der Kopf ist kurz, stumpf, die Ohren sind sehr lang und hängend, das Gewehr immer klein".

Gray betrachtet diese neue Schweinform, so wie **Fitzinger**, für den Repräsentanten einer besonderen Gattung, für welche er den barbarischen Namen „Centuriosus" in Vorschlag brachte und nennt die Species „pleiceps" In unseren zoologischen Gärten, welche sie seit einigen Jahren hier bevölkert, wird sie fälschlich unter der Benennung „Maskenschwein" zur Schau gestellt, ein Name, welcher sich auf die africanische Gattung „Potamochœrus" bezieht.

Dr. **Fitzinger** hat für dieselbe den Namen „Ptychochoerus" oder „Faltenschwein", von Πτύξ, Falte und Χοῖρος, Schwein, und für die Species „plicifrons" gewählt.

Der Charakter dieser neuen Gattung ist folgender:

Vorder- und Hinterfüße vierzehig, Haut gerunzelt, durch tiefe regelmäßige Falten am Leibe in drei Gürtel getheilt und nur sehr spärlich mit dünn stehenden Borstenhaaren bekleidet. Stirne und Nasenrücken von tiefen Falten durchzogen. Schnauze in einen kurzen, beweglichen, sehr breiten und vorne abgestutzten Rüssel verlängert, welcher die Unterlippe überragt. Ohren sehr groß und breit, abgerundet, abgeflacht und schlaff an den Seiten des Kopfes herabhängend. Schwanz nicht sehr kurz und in eine Quaste endigend. Vorder-, Eck- und Backenzähne in beiden Kiefern vorhanden, Backenzähne einfach. Weder Hautlappen, noch warzenartige Erhöhungen an den Wangen. Eckzähne des Oberkiefers nicht die Schnauze durchbohrend. Keine Absonderungsdrüse am Hintertheile des Rückens. Zitzen am Bauche und in den Weichen liegend. Magen einfach.

Zahnformel wie bei der Gattung „Sus": $\frac{6.\ 1-1.\ 7-7.}{6.\ 1-1.\ 7-7.} = 44.$

Herr Prof. Dr. Reuß legte die erste Abtheilung einer Abhandlung: „Zur Fauna des deutschen Oberoligocäns" vor. Im Jahre 1835 hat zuerst Graf **Münster** eine Anzahl von Bryozoen und Foraminiferen aus den oberoligocänen Schichten Nord-Deutschlands im Jahrbuche von **Leonhard** und **Bronn** erwähnt, ohne jedoch in eine Bestimmung oder Beschreibung der Species einzugehen. Später wurde ein kleiner Theil der Bryozoen von **Goldfuß** in seinem Prachtwerke: „Petræfacta Germanica" kurz beschrieben und abgebildet. Eine größere Zahl von Foraminiferen finden wir im Jahrgange 1838 des **Leonhard**'schen Jahrbuches von F. A. **Römer** erläutert; doch sind die Beschreibungen so kurz und die Abbildungen so klein, daß es nur in wenigen Fällen mög-

lich wird, die Species wieder zu erkennen. Die von Philippi 1844 publicirten Beiträge zur Kenntniß der Tertiärversteinerungen des nordwestlichen Deutschlands liefern die Beschreibung und Abbildung mehrerer Bryozoen, Anthozoen und Foraminiferen von Kassel, Dickholz, Freden und Luithorst, welche aber leider ebenfalls in hohem Grade an den gerügten Mängeln leiden. Eine Anzahl von Foraminiferen aus den Sternberger Kuchen wurde ferner von Boll und von Karsten bekannt gemacht.

Die Charakteristik und Abbildung einer größeren Menge dieser Fossilreste enthalten die 1855 in den akademischen Schriften von mir veröffentlichten Beiträge zur Kenntniß der Tertiärschichten des nördlichen und mittleren Deutschlands. Jedoch werden darin vorzugsweise nur die Foraminiferen berücksichtigt und davon 57 Arten von Cassel, Freden, Luithorst, Crefeld, Sternberg und Astrupp beschrieben.

Dagegen beschränkt sich die neueste Arbeit F. A. Römers über die Polyparien des norddeutschen Tertiärgebirges auf die Anthozoen und Bryozoen, von denen zahlreiche oberoligocäne Arten geschildert werden. Manche dieser Arbeit anhaftende Mängel gestatten jedoch nicht, überall mit erwünschtem Erfolge davon Gebrauch zu machen.

Vor längerer Zeit theilte mir Herr Dr. Speyer die von ihm ihm Laufe der Zeit im Ahnegraben bei Kassel, bei Nieder-Kaufungen, Hohenkirchen und Harleshausen gesammelten Bryozoen, Anthozoen und Foraminiferen freundlichst zur Untersuchung mit. Es sollte dadurch eine Ergänzung geliefert werden zu der werthvollen in der Handausgabe begriffenen Monographie des Herrn Dr. Speyer über die Mollusken der Casseler Tertiärbildungen. Das reiche Materiale, das mir seither von anderen oberoligocänen Localitäten zukam, bewog mich jedoch, meine Untersuchungen immer weiter auszudehnen und deren Resultate in einer Monographie der Foraminiferen, Anthozoen und Bryozoen des gesammten deutschen Oberoligocäns zusammenzufassen. Der erste Theil derselben, welcher die Foraminiferen zum Gegenstande hat, ist es, den ich heute vorzulegen mir erlaube.

Das deutsche Oberoligocän, umfassend die Localitäten: Ahnegraben bei Kassel, Nieder-Kaufungen, Hohenkirchen, Harleshausen, Klein Freden, Dickholzen, Luithorst, Bodenburg zwischen Seesen und Hildburghausen, Crefeld, Sternberg, Bünde und Astrupp hat mir bisher 142 Species von Foraminiferen geliefert, von denen jedoch vier in Betreff ihrer Bestimmung noch etwas zweifelhaft sind. Die größte Anzahl derselben, 88 Arten, stammen aus dem Ahnegraben bei Kassel, die geringste — 10 Species — hat bisher Bodenburg geliefert. Nur fünf seltene Arten gehören den kieselschaligen Lituolideen und Uvellideen an; 16 Arten besitzen eine dichte porzellanartige Kalkschale; die überwiegende Mehrzahl — 122 Arten — ist mit poröser kalkiger Schale versehen. Unter ihnen sind besonders die Polymorphinideen, Cristellarideen und Rhabdoideen, von letzteren vorzugsweise die Nodosarideen und Frondicularideen durch zahlreiche Arten vertreten. Durch Formenfülle zeichnen sich die Gattungen Polymorphina und Cristellaria in weiterem Umfange, ferner Nodosaria, Rotalia und, was besonders auffallend ist, die anderwärts so seltene Flabellina aus. Als die an Individuen reichsten Species, welche daher der gesammten Foraminiferenfauna ihren Charakter einprägen, stellten sich heraus: Dentalina globifera, capitata, intermittens und Münsteri, Flabellina oblonga, obliqua, ensiformis und cuneata, Cristellaria gladius und arcuata, Rotalia Römeri, Polystomella subnodosa, Polymorphina anceps, Guttulina problema und semiplana. Sie sind um so eher als charakteristisch für das Oberoligocän zu betrachten, als mit Ausnahme der zwei zuletzt genannten Arten ihr Vorkommen auf dieses geologische Niveau beschränkt zu sein scheint. Ueberhaupt sind 67 Species, also beinahe die Hälfte der Gesammtzahl, bis jetzt außer dem Bereiche des Oberoligocäns noch nicht gefunden worden.

Bis in den mitteloligocänen Septarienthon steigen 47 Arten herab, während sich 42 Arten bis in das Miocän und von diesen 23 Arten bis in das Pliocän erheben,

16 Arten selbst in der jetzigen Schöpfung wiedergefunden werden. Aber alle treten im Oberoligocän nur mehr spärlich auf, sind daher nur als vereinzelte Vorläufer oder Nachzügler ihrer reicheren Entfaltung in einem anderen geologischen Niveau zu betrachten. Im Allgemeinen muß die Foraminiferenfauna der oberoligocänen Epoche eine sehr wohlcharakterisirte genannt werden, welche auch in einer geringen Anzahl von Formen die Erkenntniß des geologischen Niveau's leicht und sicher gestattet. Selbst von den Nachbarfaunen der mitteloligocänen und miocänen Periode läßt sie sich in allen Fällen mit erwünschter Schärfe sondern; ein Beweis, daß die zahlreichen Foraminiferenformen, welche englische Forscher jetzt so häufig zusammenzuziehen belieben, doch einen nicht zu übersehenden geologischen Werth besitzen, mag man sie nun mit dem an sich gleichgültigen Namen von Arten bezeichnen oder nicht.

Die neu entdeckten oder bisher noch nicht hinreichend bekannten Arten sind auf fünf Tafeln abgebildet.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Kner überreicht eine Abhandlung über einige theils neue, theils bisher nur ungenügend bekannte Fische aus den reichhaltigen und schönen Sammlungen der naturhistorischen Expeditionen, welche die Herren Joh. Ces. Godeffroy und Sohn zu Hamburg aus eigenen Mitteln in großartiger Weise ausrüsteten und denen Herr Dr. Ed. Gräffe aus Zürich sich als Naturforscher angeschlossen hat. Alle in dieser Arbeit enthaltenen Arten sind in naturgetreuen Abbildungen dargestellt, die von der Künstlerhand des Herrn Rudolf Schön stammen.

Herr Dr. V. v. Zepharovich übersandte eine Mittheilung über die Anglesitkrystalle aus den Bleibergbauen von Schwarzenbach und Miß in Kärnten, als Ergänzung einer in den Sitzungsberichten der Akademie vom Jahre 1859 erschienenen größeren Arbeit, der Monographie des Bleivitriols von Dr. V. v. Lang. Für diese lagen aus Kärnten nur Krystalle von Bleiberg zur Untersuchung vor. Das Anglesitvorkommen von Schwarzenbach war schon früher bekannt; in Miß, unweit von Schwarzenbach, hat man das Mineral aber erst in neuerer Zeit beobachtet. Die Schwarzenbacher Krystalle können den ausgezeichnetsten von anderen Fundorten würdig angereiht werden; bei wasserklarer Masse und ansehnlichen Dimensionen bieten sie einen bemerkenswerthen Formenreichthum; Flächen, 17 verschiedenen Gestalten angehörig, konnten an ihnen nachgewiesen werden, darunter drei bisher nicht beobachtete: zwei Pyramiden $\frac{1}{3}$ P und $\frac{1}{4}$ P und ein Doma $\frac{1}{3}$ P $\bar{\infty}$. Die neuen Pyramiden erscheinen ebenfalls an den Krystallen von Miß — also Uebereinstimmendes der beiden nachbarlichen Vorkommen bei auffallender Verschiedenheit für den ersten Blick — in dem allgemeinen Typus der Formen. An den beiden beschriebenen Localitäten, wie an den meisten übrigen bekannten, bildet Galenit, mehr weniger zerstört, die Unterlage der Anglesitkrystalle; auch die Begleitung von ochrigem Limonit wird in Schwarzenbach nicht vermißt, während in Miß nette Cerussitkrystalle, zwei Generationen angehörig, vor und nach der Anglesitbildung aufgetreten sind.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr G. Blažek, Assistent am k. k. physikalischen Institute, legt eine Abhandlung „über die partiellen Differentialgleichungen der durch Bewegung von Linien entstandenen Flächen" vor, worin derselbe nachweist, daß Cauchy die Ordnung dieser Gleichungen im Allgemeinen zu hoch angegeben hat. Während nämlich Cauchy behauptet, daß für den Fall, daß die erzeugende Curve mit $(n + 1)$ veränderlichen Parametern behaftet erscheint, die durch sie erzeugte Fläche durch n partielle Differentialgleichungen der $(2n - 1)$ten Ordnung repräsentirt werde, läßt sich leicht zeigen, daß eine solche Fläche durch eine einzige Differentialgleichung der $n$ten Ordnung dargestellt wird.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Ueber Pfahlbauten.

Aus einem Vortrage, gehalten von Prof. Dr. F. v. Hochstetter im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse [1].

Man könnte mit einigem Recht fragen: Sind die Pfahlbauten ein Gegenstand, welcher in den Kreis der Vorträge eines naturwissenschaftlichen Vereines gehört? Sind sie ein naturwissenschaftlicher oder nicht vielmehr ein geschichtlicher Gegenstand? Wären sie bloß letzteres, so müßte jene Frage verneint werden. Allein schon die Thatsache, daß bei den Forschungen über Pfahlbauten nicht allein Alterthumsforscher, sondern auch Naturforscher, und zwar Zoologen, Botaniker und Geologen sehr wesentlich betheiligt sind, beweist, daß der Gegenstand eine doppelte Seite hat. Die Objecte, welche in den Pfahlbauten gefunden werden, sind zum großen Theile der Art, daß sie nur von naturwissenschaftlichen Fachmännern, Zoologen und Botanikern richtig gedeutet und erklärt werden können. Was aber die geologische Seite der Sache betrifft, so möchte ich daran erinnern, daß die Menschengeschichte, die Geschichte der Völker und Staaten, wie sie die Aufgabe des Historikers ist, nur ein letztes, verhältnißmäßig kurzes Capitel der unendlich lange Zeiträume umfassenden Erdgeschichte ist, deren frühere Capitel dem Geologen zufallen. Der Geologe ist also Geschichtsforscher so gut wie der Historiker. Da, wo geschriebenes Wort oder Tradition aufhören, wo für die älteste Menschengeschichte die Schichten der Erde das geheimnißvolle Buch sind, welches die Geschichtsquellen enthält, da muß der Historiker zum Geologen werden, und wo in den Schichten der Erde der Geologe dem Menschen und seinen Erzeugnissen begegnet, da muß der Geologe zum Historiker werden. Gerade auf dieser Grenzscheide zwischen Geologie und Geschichte liegen die Pfahlbauten.

Freilich führen uns dieselben nicht zurück zu den geheimnißvollen Anfängen des Menschengeschlechtes in eine längst vergangene Urzeit, allein sie eröffnen uns wenigstens eine dunkle vorgeschichtliche Periode unseres Vaterlandes, sie enthüllen uns ein Stück aus der Völkergeschichte Mittel-Europa's, von der uns kein geschriebenes und kein erzähltes Wort meldet, deren Inhalt wir nur entziffern können durch Reste, welche wir aus den jüngsten Schichten der Erdoberfläche ausgraben. Darum sind die Pfahlbauten ein Thema, welches für den Geologen nicht weniger Interesse hat, als für den Historiker oder Alterthumsforscher.

[1] Da über den Inhalt dieses Vortrages wesentliche Irrthümer in die Oeffentlichkeit gelangt sind, so dürfte es von doppeltem Interesse sein, auf denselben ausführlich zurückzukommen.
D. R.

Die Entdeckung der „Pfahlbauten" oder Seeniederlassungen ging von der Schweiz und vom Bodensee aus. So alt der Gegenstand, so neu sind die Forschungen darüber. Sie reichen nicht weiter als etwa ein Jahrzehnt zurück. Zwar hat man schon im vorigen Jahrhundert in den Seen der Schweiz Pfahlwerk und alte Töpfe gefunden und längst weiß man von Steinärten und Feuersteinwerkzeugen, den sogenannten „Donnerkeilen", die man am Strand des Bodensee's auflas. Man betrachtete diese Dinge mit Verwunderung, allein man wußte nicht was man daraus machen sollte.

Erst 1854 ging ein neues Licht darüber auf. Im Jänner dieses Jahres fielen die Gewässer des Züricher See's tiefer als seit Jahrhunderten, so daß an den Ufern große Strecken schlammigen Grundes trocken wurden. Zwei Bürger zu Obermeilen am Züricher See wollten diese seltene Gelegenheit benützen und dem See ein Stück Land abgewinnen. Sie errichteten Mauervierecke weit in das offene Seebett hinaus und füllten den ummauerten Raum mit Letten aus, den sie aus dem Seeboden ausgraben ließen. Da fand sich 1½ Fuß unter dem grauen Seeschlamm eine moderige, durch eine große Menge organischen Stoffes schwarz gefärbte Schichte, die Haselnüsse, vermodertes Gras und Laub, daneben aber auch künstlich geformte, länglich zugeschliffene Steine, durchbohrte Knochen, Hirschgeweihe und Topfscherben enthielt. Und zum größten Erstaunen der Arbeiter zeigten sich beim Weitergraben auch Köpfe von dicken Pfählen, welche in großer Anzahl reihenweise im Seeboden stacken. Diese Pfähle waren so weich, daß sie sich von der Schaufel wie Letten durchstechen ließen. Der Lehrer des Ortes meldete die Sache an die antiquarische Gesellschaft in Zürich. Der Präsident dieser Gesellschaft, Dr. F. Keller, kam an Ort und Stelle und erkannte sogleich die außerordentliche Bedeutung des Fundes. Er erklärte die gefundenen Gegenstände für Aexte, Meißel, Hämmer, Pfrieme, Schleifsteine, Kochgeschirre u. s. w. aus uralter Zeit und sprach zuerst den Gedanken aus, daß hier die Urbewohner Helvetiens gewirthschaftet, daß sie hier Wohnungen auf Pfahlwerk im See gehabt haben, daß förmliche Seedörfer auf Pfählen über dem Wasserspiegel bestanden haben müssen.

Das war der Gedanke, welcher zündete. Jetzt wußte man, was und wo man zu suchen hatte; kein Wunder, daß man die Sache fand. Heute, nach zehn Jahren, kennt man durch die erfolgreichen Forschungen zahlreicher Natur- und Alterthumsfreunde, deren Namen ich hier nicht alle aufführen kann, an den Schweizer Seen allein bereits gegen 200 Pfahldörfer, und viele dieser Seen waren in einer längst verschwundenen Periode schon ebenso mit einem Kranze von Ortschaften umgeben, wie heutzutage. Nur lagen die Ortschaften damals in den Seen selbst an seichten Stellen. Im Genfer See hat man nicht weniger als 24 Pfahlbauniederlassungen gefunden, im Neuenburger See sogar 46, im Bieler See 20, im Bodensee 22, im Züricher See 10, und selbst an den kleineren Seen, wie am Pfäffikon-See, Greifen-See, Wallensee, Zuger See, Sempacher See u. s. w. fehlen sie nicht. Allein die Entdeckungen blieben nicht auf die Schweiz und den Bodensee beschränkt; gerade dieses Jahr hat uns eine Reihe höchst merkwür-

diger neuer Funde gebracht. — Im Mai d. J. entdeckte Herr Büsch eine große Pfahlbauanlage mit Steinwerkzeugen in einem Torfmoore, welcher früher ein See war, bei Wismar in Mecklenburg, und fast gleichzeitig brachten die Blätter die Nachricht von Pfahlbauten in den baierischen Seen. Prof. Desor aus Neuenburg war so glücklich an der Roseninsel im Starnberger See die ersten Spuren aufzufinden, die es wahrscheinlich machen, daß diese Insel, auf der sich ein Sommerpalast des Königs von Baiern befindet, eine künstliche Insel ist. Weitere Nachforschungen der Herren Dr. M. Wagner und v. Siebold haben altes Pfahlwerk auch am Chiemsee, am Ammersee und Staffelsee nachgewiesen. — Diese Entdeckungen gaben auch bei uns den Anstoß. Auf Antrag des Präsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften, Freiherrn v. Baumgartner, ließ die k. Akademie im verflossenen Sommer und Herbst die österreichischen Seen nach Pfahlbauten durchforschen, und wie zu erwarten stand, blieben diese Nachforschungen nicht erfolglos. Ein Theil dieser Aufgabe, die Untersuchung der Seen von Kärnten und Krain, war mir zugefallen. Ich war so glücklich, an vier Seen Kärntens, am Wörther-, Keutschacher-, Rauschelen- und Ossiacher-See Punkte nachzuweisen, wo theils Pfahlwerk, theils Gegenstände, die ausgebaggert wurden, wie Topfscherben, Haselnüsse, Kohlen und Knochen, auf alte Niederlassungen hindeuten. Die Fischer an Ort und Stelle kannten recht wohl die Punkte in den Seen, wo die alten Pfähle stehen; aber nach ihrer Meinung hatten einst Einsiedler auf Hütten im See gewohnt, oder wo ein Kloster in der Nähe ist, da sagten die Leute, die Pfähle seien die Ueberreste von Lusthäusern und Pavillons, welche sich die Mönche in den See gebaut, um darin ihre „Jausen" zu nehmen. Jedoch wir dürfen uns durch solche Sagen und Meinungen nicht irre machen lassen. An einem der von mir bezeichneten Punkte, auf einer Untiefe in der Mitte des Keutschacher See's, wo viele alte Pfähle stehen, sind im Auftrage des kärntnerischen Geschichtsvereines seither von Herrn Ullepitsch in Klagenfurt weitere Nachgrabungen veranstaltet worden, und diese haben bereits eine größere Anzahl von Gegenständen: schwarze, mit eigenthümlichen Zickzackzeichnungen versehene Topfscherben, halbgebrannte Stücke von Lehm, die zwischen runde Stäbe eingeschmiert gewesen zu sein scheinen, eine rund bearbeitete Glimmerschieferplatte, einen Wetzstein, ein Stück von einem Hirschgeweih, inkrustirte Holzkohlen u. dgl. zu Tage gefördert. Alles Gegenstände, welche für ein sehr hohes Alter sprechen. Aber nicht ein Stück kam zum Vorschein, welches auf ein modernes Datum hinweisen würde. Und so steht sicher zu erwarten, daß, wenn bei günstigem Wasserstand der kärntnerischen Seen die Nachgrabungen in umfassenderem Maßstabe ausgeführt werden können, die Pfahlbauten, deren Spuren man jetzt nur wahrnimmt, wirklich aufgedeckt und auch bei uns alle jene Gegenstände aus der sogenannten Stein- und Bronzezeit aufgefunden werden, welche in den reichen schweizerischen Sammlungen die Bewunderung aller derer erregen, die sich für die älteste Geschichte der Völker Europa's interessiren.

Uebrigens sind dies nicht die ersten Spuren von Pfahlbauten in Oesterreich.

Schon vor sieben Jahren ist man im Laibacher Morast, der in früheren Jahrhunderten ein See gewesen, beim Ausstechen eines Abzugsgrabens auf einen tief in der Torfschichte steckenden Kahn, einen sogenannten „Einbäumler" gestoßen und hat in der Nähe dieses Kahnes mehrere durchbohrte Hirschhornstücke, einen angebohrten Stein und wie zum Trocknen ausgelegten Hanf entdeckt. Der Kahn war so mürbe, daß er sich wie Torf mit dem Spaten durchstechen ließ, und seine Theile stecken noch heute unberührt im Morast Gewiß wird hier bei weiteren Nachforschungen noch viel Merkwürdiges gefunden werden, so daß es von höchstem Interesse wäre, den Punkt von neuem aufzudecken. Weit bedeutender ist ein zweiter Fund, der im Jahre 1861 am südlichen Ende des Gardasee's bei Peschiera gemacht wurde. Bei Gelegenheit einer Ausbaggerung wurden hier eine Menge sehr schön erhaltener Bronzegegenstände, namentlich Lanzen- und Pfeilspitzen, so wie Pfähle entdeckt. Die meisten der Pfähle waren morsch und mürbe, einige aber zeigten sich hart und fest, und als man sie näher untersuchte, fand man, daß ihr Holz (Eichenholz) schwarz wie Ebenholz geworden war. Mehrere Exemplare dieser Pfähle sind im k. k. Münz- und Antikencabinet aufbewahrt, wo auch die wohlerhaltenen Bronzegegenstände zu sehen sind, welche in dem Pfahlbau gefunden wurden und durch den Hauptmann des österreichischen Geniestabes Herrn J. M. Kosteršitz an das Antikencabinet gelangten. Herr Baron v. Sacken hat im verflossenen Sommer die Localität besucht und bereitet eine besondere Mittheilung an die Akademie der Wissenschaften darüber vor, der wir mit Interesse entgegensehen.

So hat man also schon im Süden und Norden, im Osten und Westen der Alpen, im Rhein-Gebiet und im Donau-Gebiet Pfahlbauten theils aufgedeckt, theils die sicheren Spuren derselben nachgewiesen.

Kehren wir jetzt wieder zurück nach der Schweiz und suchen wir nach den dort gemachten Beobachtungen eine Vorstellung zu gewinnen, wie die eigenthümlichen Niederlassungen, deren Reste die Pfahlbauten sind, beschaffen gewesen sein mögen. Die Pfahlbauten finden sich theils in Seen, theils in Torfmooren an solchen Stellen, wo früher ein See war. Vorzugsweise scheinen für die Anlage der Seedörfer sonnige Seebuchten ausgewählt worden zu sein, deren Grund nicht felsig, sondern sandig oder lehmig ist, und ganz flach in den See abdacht. Einzelne Pfahlrudimente oder auch ganze Pfahlreihen, welche mehr oder weniger hoch aus dem Seeboden hervorragen und bei niedrigem Wasserstand leicht sichtbar werden, sind die einzigen sichtbaren Kennzeichen der ehemaligen Seedörfer. Die Pfähle sind 4 bis 8 Zoll dick, stecken oft 10 Fuß tief im Seeboden und sind je nach der Tiefe des Wassers oft sehr lang. Sie bestehen aus allen möglichen Holzarten, besonders Tannen-, Fichten-, Eichen-, Weiden- und Erlenholz. Die Pfähle stehen so, daß auf darüber gelegten Längen- und Querbalken Hütten gebaut werden konnten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß kleinere und größere Niederlassungen, ja ganze Dörfer auf diese Weise in die Seen gebaut waren. Eine Niederlassung im Murtner See z. B. ist nur 200 Quadratfuß groß, während andere, wie Hauterive am Neuenburger See und Robenhausen am Pfäffikon-See sehr beträchtliche Flächen

einnehmen und mindestens 100.000 Pfähle zählen. Der Boden über den Pfählen scheint durch ein festgestampftes Pflaster aus einem Gemisch von Lehm, Kohle und kleinen Steinen eben und dicht gemacht gewesen zu sein, die Hütten selbst aber theils runde, theils viereckige Gestalt gehabt zu haben. Zwei Hütten, deren Reste Herr Messikommer im Torfmoor Niederwyl bei Frauenfeld aufgedeckt hat, waren länglich viereckig, 27 Fuß lang, 15 Fuß breit. Die Wände waren, so viel sich aus den Resten schließen ließ, aus Stangen gebildet, durch welche Flechtwerk gezogen war, das Dach aber mit Stroh, Schilf oder Rinde gedeckt. Der Wohnraum bestand nur aus einem Gemach, eben so groß als die Hütte. In der Mitte befand sich ein einfaches Gerüste von Steinplatten — der Kochherd, und in den Ecken waren die Lagerstätten, bestehend aus Moos, Stroh, Binsen und Thierfellen. Reihen von Pfählen, welche gegen das Ufer laufen, deuten darauf hin, daß diese Seedörfer durch Brücken mit dem Lande in Verbindung waren, und aus den angebrannten Spitzen vieler Pfähle kann man vermuthen, daß die Bauten wenigstens zum Theile durch Feuer zerstört wurden.

Und nun müssen wir auch den Seegrund zwischen den Pfählen betrachten. Entfernt man mittelst Baggerschaufeln das Gerölle, den Sand oder den Schlamm, welcher in einer mehr oder weniger dicken Schichte die jetzige oberste Schichte des Seebodens bildet, so kommt man auf eine schwarze moderige Schichte, die sogenannte Fundschichte oder Culturschichte, in welcher die Producte und Abfälle der ehemaligen Seebewohner liegen, Alles was diese in den See warfen oder was zufällig in den See fiel und bei der Zerstörung der Dörfer untersank. Erst unter der Culturschichte kommt man auf den alten Seeboden, in welchem die Pfahlspitzen stecken, auf den sog. „Weißgrund" und erst unter diesem liegen die diluvialen Schichten mit Mammuth- und Rhinocerosresten, so daß die Pfahlbauten jedenfalls viel jünger sind, als diese diluvialen Ablagerungen, in welchen man bei Amiens in Frankreich die ersten Spuren des Menschen gefunden haben will.

Wie reich und mannigfaltig die Ausbeute aus dem alten schwarzen Moder ist, das beweisen die großen und höchst merkwürdigen Sammlungen von Pfahlbaualterthümern des Züricher Museums und vieler Privatleute, wie des Oberst Schwab in Biel, des Herrn Messikommer in Robenhausen, des Stiftungsverwalters Ullersberger in Ueberlingen, des Prof. Desor in Genf u. A.; hat doch für die Sammlung des Letzteren der Kaiser der Franzosen 40.000 Fr. angeboten, ohne daß sich der Professor durch diesen Preis veranlaßt gesehen hätte, seine Sammlung herzugeben.

Ueberblicken wir rasch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der gefundenen Gegenstände, so haben wir zunächst aus dem Mineralreiche:

Werkzeuge und Waffen aus Stein: Steinäxte oder Steinbeile, Steinmeißel und Steinhämmer aus den verschiedenartigsten harten und zähen Gesteinen hergestellt und in verschiedener Größe und Form, auch Fruchtquetscher,

Reibsteine, Schleifsteine u. s. w. Der Feuerstein in Form von Feilen, Sägen und Messern oder als Pfeilspitze vertritt die Stelle des Stahles. Auch die Fassungen zu den Sägen, Meißeln und Beilen in Holz oder Hirschhorn sind mitunter erhalten. Die erste Säge war nichts anderes als ein gezackter Feuersteinsplitter von 2 bis 3 Zoll Länge, in eine Handhabe von Eibenholz eingesetzt oder mit Erdpech eingekittet. Die Aexte waren häufig in die Stiele gesteckt, nicht wie jetzt der Stiel in die Axt. Diese Steinwerkzeuge, mit Ausnahme der Feuersteinsägen, unterscheiden sich in nichts wesentlich von den Steinwerkzeugen, welche noch heutzutage bei den Südseeinsulanern im Gebrauch sind.

Geräthschaften aus Thon. Diese sind meist nur Scherben, aber auch aus diesen Scherben lassen sich mannigfache Schlüsse ziehen. Die Gefäße waren aus freier Hand, nicht auf der Töpferscheibe gemacht, daher ist der Leib derselben oft ungleich. Die meisten sind aus gemeinem, ungeschlemmtem Lehm gemacht, der mit Sand und Kohlenstaub vermischt wurde; daher dieses alte Geschirr schwarz, nicht roth aussieht. Die Gefäße wurden am offenen Feuer nur schwach gebrannt und haben keinen Klang. Die Scherben lassen sich leicht zerbröckeln und zeigen nie eine Spur von Glasur. Im Bieler See hat man Töpfe gefunden mit einem Durchmesser von 3 Fuß. Wahrscheinlich dienten solche Geschirre zum Aufbewahren von Getreide, von dürrem Obst u. dgl., oder wenn sie inwendig mit Harz verpicht waren, auch zum Aufbewahren von Flüssigkeiten. Die Form der Verzierungen ist höchst einfach; gerade Linien, Punkte, Zickzacklinien und endlich auch Bogenlinien sind die Elemente, aus welchen mannigfaltige Muster zusammengestellt wurden. Die meisten der Gefäße, mit oder ohne Henkel, haben oben eine weite Oeffnung; langhalsige Gefäße, wie Flaschen, Krüge u. dgl., die unter den römischen Alterthümern so häufig, findet man in den Pfahlbauten äußerst selten. Man unterscheidet Kochhäfen, Vasen, Schüsseln, Trinkschalen und Lampen. Auch sehr zierlich gravirte Spinnwirtel aus Thon hat man gefunden und daraus geschlossen, daß solche mit besonderer Sorgfalt gearbeitete Spinnwirtel wohl der Gegenstand von galanten Geschenken der Pfahlbaubarbaren an schöne Spinnerinnen waren.

Geräthschaften und Waffen aus Metall. Während am Bodensee und in der Ost-Schweiz (Moosseedorf, Wauwyl, Meilen, Robenhausen u. s. w.) fast ausschließlich nur Stein- und Knochengeräth vorkommt, so findet man dagegen in den Seen der westlichen Schweiz, namentlich im Genfer, Neuenburger und Bieler See, ähnlich wie bei Peschiera, neben Steingeräthen auch Gegenstände aus Bronze (Erz), zum Theile auch ausschließlich nur Bronze in großer Menge. Ungefähr die jetzige Grenze der französischen und deutschen Schweiz wird auch als die Grenze der Bronze- und der Steinfundstätten angegeben. Die Bronze ist eine Legirung aus Kupfer und Zinn, die für den Guß sehr geeignet ist, und bei langsamer Abkühlung hart genug wird, um zu schneidenden Instrumenten verarbeitet zu werden. Der Gebrauch der Bronze ging dem des Eisens voran, und so lange die Erfindung des Stahles noch nicht gemacht war, verdiente auch in der That die Bronze wegen ihrer Härte und weil sie den Guß erlaubte, vor dem Eisen den Vorzug. Die

Mehrzahl der gefundenen Gegenstände sind die unter dem Namen „Kelt" oder Streitmeißel, Streitkeil bekannten beilförmigen Werkzeuge, ferner Pfeilspitzen, gerade und sichelförmig gekrümmte Messer, Nähnadeln, Haftnadeln (sog. Fibeln), Haarnadeln mit spiralförmigen Drahtgewinden geziert, Armringe und kleine Schmuckgegenstände der verschiedensten Art. Das Bronzeschwert zeichnet sich stets durch den kurzen Griff aus. Die Bronzemänner scheinen schmälere Hände gehabt zu haben, als ihre Eisen tragenden Besieger. Diese Gegenstände sind häufig mit einer grünen Oxydationskruste überzogen, welche der Alterthumsforscher Patina nennt, und deren Schönheit den Werth des Stückes für den Sammler und Kenner bedeutend erhöht. Im Genfer See bei Morges hat man als große Seltenheit auch eine Gußform gefunden, und an andern Orten will man Spuren alter Gießereien entdeckt haben. Die Bronzegegenstände der Pfahlbauten aus den Seen unterscheiden sich in nichts wesentlich von denjenigen, welche so vielfach auch am Lande gefunden werden.

Nach dem Vorkommen von Bronze- oder Steinwerkzeugen hat man in der Schweiz Pfahlbauten von verschiedenem Alter unterschieden, Pfahlbauten aus dem sogenannten Steinalter, die um vieles älter sein sollen, als die Pfahlbauten aus dem Bronzealter. Ob jedoch die Bronze- und Steinbauten, auch wenn sie local geschieden erscheinen, der Zeit nach getrennt werden dürfen, darauf werde ich zurückkommen wenn ich vom Alter der Pfahlbauten spreche.

Setzen wir vorerst unsere Betrachtung der gefundenen Gegenstände fort, so sind schließlich aus dem Mineralreiche noch: Schmuckgegenstände aus Bernstein zu nennen: durchbohrte Bernsteinkugeln u. dgl. Bernstein war ja bekanntlich ein uralter Handelsartikel, den sich schon die Phönizier an der Küste der Ostsee holten.

Eben so mannigfaltig sind die Gegenstände, deren Material das Pflanzen- und Thierreich geliefert hat. Ich erwähne zuerst:

Werkzeuge und Geräthschaften aus Horn und Bein zu allerlei häuslichen Zwecken: Nähnadeln, Ahlen für Lederarbeit, Strickzeug, Pfeilspitzen und Speerspitzen aus Thierknochen; Schmuckgegenstände aus Eber- und Bärenzähnen. Gewisse ausgehöhlte Gegenstände aus Eber- und Bärenzähnen hat man auch als Eßlöffel und Weberschiffchen gedeutet, andere als Messer und Gabel.

Gegenstände aus Holz. Nur Eiben-, Ahorn- und Eichenholz hat sich erhalten. Man kennt Kämme, Messer, geschnitzte Geschirre, Quirle zum Buttermachen, ein Rad von einem Karren, Keulen, Schlägel, Dreschflegel, Jagd- und Kriegsbogen, Speerstangen u. dgl. Sehr interessant ist eine Schüssel von Robenhausen; sie ist in- und auswendig mit dem Steinbeil ausgehauen, man sieht noch jeden Hieb daran; Herr Messikommer bewahrt sie in Wasser auf, an der Luft würde sie zerfallen.

Gespinnste, Geflechte und Gewebe. Die Weberei ist so alt, als der Mensch. Gewebe dürfen uns also nicht überraschen. Alle diese Gewebe waren aber aus Flachs; Hanf kommt nirgends vor. Das meiste hat der Pfahlbau von Robenhausen geliefert. Es sind verkohlte Schnüre, Seile, Stränge, Geflechte und

Gewebe, vieles offenbar Theile von Kleidungsstücken, auch Theile von Matten, Decken, Bändern, Netzen u. dgl. Nur was durch Brand in Kohle verwandelt worden ist, hat sich erhalten; denn Kohle fault nicht. Ein Fabricant in Zürich (Herr Paur) hat nach den Geweben einen sehr einfachen Webstuhl construirt, auf welchem er mit Leichtigkeit die Zeuge, wie sie die Pfahlbewohner gehabt hatten, nachweben konnte. Auch Lederstücke hat man in Robenhausen gefunden, die bezeugen, daß die Pfahlbautenbewohner schon zu gerben verstanden.

Endlich Brot. So unglaublich die Sache klingt, so sind doch alle Zweifel hierüber beseitigt. Es kommt im Pfäffikon-See schwarz, förmlich in Kohle verwandelt vor, in niederen tellerförmigen Laiben. Man erkennt in den Stücken noch deutliche Reste von Kleie und Theile von Getreidekörnern, und zwar von Weizen und Gerste. Auch das Getreide selbst kommt als schwarze glänzende Kohle, aber in vollkommen ursprünglicher Form vor, als wäre es bei Bränden in glühendem Zustande ins Wasser gefallen. Am häufigsten ist Weizen, außerdem findet sich zweizeilige und sechszeilige Gerste. Roggen scheinen die Pfahlbauer noch nicht gekannt zu haben, auch Hafer fehlt ganz. Von Waldfrüchten findet man Aepfel und Birnen, und zwar in der Regel in Hälften oder in vier Stücke zerschnitten, als gedörrte Schnitze; ferner Haselnüsse, Buchein, Schlehen-, Erdbeer-, Himbeer- und Brombeerkerne, dagegen keine Spur von Baumnüssen, Zwetschken oder Weinreben.

Thierreste. Knochen von Thieren findet man in großer Menge. Die großen Knochen von Vierfüßlern sind fast alle zerschlagen oder der Länge nach gespalten, weil sich die Pfahlbautenbewohner das Mark derselben schmecken ließen. Der scharfsinnige Schweizer Naturforscher Rütimeyer, Professor der Anatomie in Basel, hat das Verdienst, die Fauna der Pfahlbauten festgestellt zu haben.

Von wilden Vierfüßlern kommen vor: der braune Bär, der Urochse (Ur des Nibelungenliedes), ein riesenhafter wilder Stier mit Höcker und Mähne und mit großen vorwärts gekrümmten Hörnern; der Wisent oder Bison, ebenfalls ein großer Buckelochse, identisch mit dem jetzigen Auerochsen; ferner Wolf, Wildkatze, Wildschwein und neben diesem eine kleinere Art, das Torfschwein, das jetzt ausgestorben, wahrscheinlich aber einer Schweizer Hausschweinrace den Ursprung gab. Ferner Dachs, Marder, Iltis, Eichhorn, Biber, Hirsch, Reh, Elenthier, Steinbock. Ur, Wisent und Elch (Elen) sind die prächtigen Thiere, welche auch das Nibelungenlied erwähnt. Der Ur gilt als der Stammvater der holländisch-friesischen und Oldenburger Viehrace. Von wilden Vögeln finden sich: Taubenhabicht, Sperber, Wildtaube, Ente, Reiher, Storch, Schwan, Steinadler, Fischadler, Schneegans, Möve, Wasserhuhn, Haselhuhn; von Fischen: Lachs, Hecht, Karpfen, Weißfisch; von Reptilien: die Süßwasserschildkröte und der grüne Frosch. Sehr interessant sind die Hausthiere. Die Hauskuh der Pfahlbaubewohner gehörte einem kleinen, von den Racen der schweizerischen Bergcantone nur wenig verschiedenen Schlage von Braunvieh an; dieselbe ist sehr nahe verwandt mit der

Torfkuh, ebenfalls einer kleinen Art, die sich verwildert im Wald und in Torfmooren herumtrieb. Der damalige Haushund war von mittlerer Größe, halb Jagd- halb Dachshund. Auch Schwein, Ziege, Schaf, Pferd, Esel und Katze fehlen nicht.

Auffallend wenig ist aber bis jetzt von menschlichen Ueberresten gefunden worden. Einige Schädel, wovon der eine als ein keltischer, der zweite als ein römischer, der dritte als ein alemannischer Schädel gedeutet wurde, und einige Kinderknochen, das ist alles. Die Pfahlbaubewohner haben ihre Todten jedenfalls am Land begraben und manche sogenannte keltische Gräber müssen als von gleichem Alter mit den Pfahlbauten betrachtet werden. (Schluß folgt.)

Geschichte der wälschen Litteratur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert.

Gekrönte Preisschrift von **Thomas Stephens**. Aus dem Englischen übersetzt und durch Beigabe altwälischer Dichtungen in deutscher Uebertragung ergänzt herausgegeben von **San-Marte** (A. Schulz).

(Halle 1864. 8.)

—1— Wer je entweder als Fachmann oder auf verwandten Gebieten thätig, nur bei gelegentlicher Veranlassung sich mit keltischen Studien beschäftigte, der kennt auch die dilettantische Zerfahrenheit und Haltlosigkeit, die in keiner wissenschaftlichen Disciplin so fest gewurzelt ist, wie hier. Es ist daher gewiß ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, daß der auf diesem Gebiete selbst seit Jahren heimische und erfolgreich thätige Gelehrte San-Marte Deutschen ein Werk zugänglich machte von der Bedeutung des vorliegenden, das, mit eben so wohlthuender nationaler Liebe zum Gegenstande als von der echten empfindlichen, durch nichts zu bestechenden Feinfühligkeit des kritischen Urtheils beseelt, die Litteratur des Landes Wales in ihrer Entwicklung durch drei Jahrhunderte vorführt, eine Litteratur, deren Geschichte gerade in dem hier behandelten Zeitraume für den Deutschen um so interessanter ist, als sie mittelbar, durch die altfranzösische nämlich, auf unsere eigene mittelalterliche Dichtkunst von wesentlichem Einfluß war. Denn der ganze große Sagenkreis von Artus und seiner Tafelrunde, der unsere epische Dichtung in den Kreisen des Hofes beinahe vollständig und mit Verdrängung der nationalen Stoffe ausfüllte und hier in Gedichten behandelt wurde, die formell die Blüthe der altdeutschen Dichtung repräsentiren, dieser große Sagenkreis wurzelt in Wales und fordert den deutschen Litterarhistoriker dringend auf, einen Blick in jenes eigenthümliche interessante Land und seine Litteratur zu thun.

Kritisch zu sichten und festzustellen gab es für diese Zeit der Litteratur genug, und Stephens hat dies mit klarem Blick gethan, ich erinnere nur an die mytho-

logischen Phantasieen des gelehrten Engländers Davies, der überall Reste der alten druidischen Lehren und Vorstellungen findet, und die verwandten Leistungen der deutschen Gelehrten Mone und Eckermann, die hier alle in lichtvoller Darstellung ihre Erledigung finden, oder an die dem Merddin Taliesin, Aneurin und anderen alten Barden beigelegten Gedichte, deren Unechtheit hier mit scharf einschneidender Kritik erwiesen wird, ferner die Erzählungen von der Ermordung der Barden unter Eduard I. und die Verbrennung wälscher Handschriften durch Yscolon, die der Verfasser aus überzeugenden Gründen als unhistorisch abweist u. a. Gewiß mit Recht sieht der Herausgeber in diesen negativen Resultaten des englischen Forschers, die die Wissenschaft bewahren vor dem Eindringen haltloser Hypothesen, kein geringeres Verdienst, als in dem großen Bilde, das er uns von der wälschen Litteratur des Mittelalters entrollte. Auf dieses selbst in seinen einzelnen Zügen näher einzugehen, gestattet uns der Raum nicht, wir müssen uns begnügen, im Allgemeinen mit wenigen Strichen die Physiognomie derselben zu zeichnen.

Auf den ersten Blick stellt sich uns die wälsche Litteratur als eine der reichsten und frühest entwickelten dar. Außer der historischen und didaktischen Prosa (den Chroniken und Triaden) finden wir eine reiche Anzahl von bardischen Gedichten und daneben eine volksthümliche Dichtung, die Mabinogien, um derentwillen wir uns vorzugsweise für diese Litteratur interessiren. Aber bei all' diesem Reichthum vermögen namentlich die bardischen Dichtungen uns nicht zu befriedigen. Im Einzelnen oft sehr schön, von manchmal überraschender Originalität der Bilder, lassen sie im Ganzen meist kalt und verfehlen den poetischen Eindruck. Und trotz dem Reichthum der Zahl nach kann sich, wenn man die Producte der Reihe nach überblickt, ein gewisser Mangel nicht verbergen, der in der Eintönigkeit aller dieser Gedichte liegt. Es zeugt von dem gesunden Urtheile des Verfassers, daß er diese Thatsache nicht in verkehrter Nationaleitelkeit verschweigt, sondern selbst offen constatirt und ihren Ursachen nachgeht, woher es komme, daß Männer von unläugbar feinem und gebildetem Talent, wie die Barden, doch nichts Vollendetes zu schaffen im Stande waren. Da sind es vor allem die ordenartigen Einrichtungen des Bardismus selbst, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wenn man die Rangstufen vom Prydydd Bardd (Oberbarden) bis herab zum herumstreifenden bettelnden Cler und den ganzen Formalismus, der drum und dran hängt, die kastenmäßige Abschließung derselben von den anderen Menschen und das Gewicht, das sie auf die äußere Form, wie Vers und Reim, die sie bis zur Ueberkünstelung und Spielerei ausbildeten, so wie auf den Gebrauch poetischer Bilder und Redewendungen, die in eigenen Triaden geregelt waren, wenn man all' das ins Auge faßt, so wird man es selbstverständlich finden müssen, daß unter solchen Umständen, vom Formalismus erdrückt, sich das Talent nicht frei und selbstständig entwickeln konnte, und es wird uns nicht wundern, wenn wir unter den künstlichsten Versen, der schwierigsten Reimbildung eine gewisse Leere der Ideen, des Inhaltes, statt Originalität der Bilder und Redewendungen oft unerträgliches Nachahmen eines glücklichen Gedankens finden. Ein zweites Moment liegt unstreitig in der

socialen Stellung der Barden und ihrem intimen Verhältniß zu den Fürsten; nicht nur, daß dem Hausbarden die Sorge für die Bewahrung der historischen Urkunden oblag, er war auch der officielle Geschichtsschreiber seines Herrn und sein Lobredner, er hatte das Lehramt bei seinen Kindern und begleitete diese auf ihren Reisen, und endlich diente er auch als Bote von einem Fürsten zum andern; durch die Geschenke, die die Barden von ihren Herren empfingen, wurde diese Stellung natürlich nicht unabhängiger, und bedenken wir noch die historischen Verhältnisse, wie sie sich im Lande gestalteten, Kämpfe nicht selten unter den Fürsten selbst, und endlich die unaufhörlichen Erhebungen gegen die übermächtigen Feinde ihrer Freiheit, die englischen Könige, Bewegungen, in welche die mit ihren Herren so intimen Barden um so tiefer hineingezogen wurden und worin sie oft selbst eine bedeutende Rolle spielten, so werden wir die Einseitigkeit und Eintönigkeit, in der sich ihre Dichtung bewegt, unschwer begreifen. Es sind mit sehr geringen Ausnahmen schwülstige und überschwängliche Lobgesänge auf die Fürsten, Elegien auf ihren Tod und Kriegsgesänge, bei denen uns nur die treue Liebe zum Vaterland, die aus ihnen spricht, einigen Ersatz bietet für die schon oben gerügten Mängel. Außer diesen kriegerischen Gesängen finden wir eine Reihe geistlicher Oden, bei denen übrigens auch im Ganzen die Intention das Beste ist, indem auch in ihnen dieselben formellen Vorzüge, aber auch derselbe Schwulst sich geltend machen, wie bei den anderen Gedichten. Sie zeigen übrigens, daß die Barden trotz den vielen Reibungen mit den Geistlichen, die sich nicht selten in beißender Satyre von beiden Seiten Luft machten und die theils in der Stellung der beiden Parteien zu Fürst und Volk, theils aber auch unverkennbar in der fortgeschrittenen freisinnigen Auffassung der Theologie von Seite der Barden begründet waren, dennoch echten religiösen Sinn und gläubige Hingabe an die Lehren der Kirche bewahrten. Die Sehnsucht der Liebe, die sonst durch die Litteraturen des Mittelalters, wie aus tausend Nachtigallenkehlen in den mannigfachsten Variationen durchklingt, fand in dieser Periode der wälschen Dichtung fast keinen Sänger. Nur ein einziger hervorragender Barde des 12. Jahrhunderts, Hywel ab Owain, eben so ausgezeichnet als hochbegabter Fürst und tapferer Krieger, wie als Dichter liebenswürdig, fand auf seiner Harfe auch für diese Regungen des Herzens die rechte Saite. Und eines von diesen seinen Liedern, das auch im vorliegenden Buche mitgetheilt ist, zeichnet sich durch so reizende Zartheit und Frische aus, daß wir es, um unseren Lesern die Bardenpoesie auch von ihrer besseren Seite zu zeigen, hier anführen:

„Im grünen Mantel, das schöne Kind,
Das süße gieb mir, das schlanke.
Ihres weiblichen Sinnes Ernst gewinnt
In der Tugend Liebreiz die Schranke.
Gieb mir das Kind, deß Herz mit dem meinen
All' Sinnen und Hoffen wird vereinen. —
Kind, schön dem Meeresschaume gleich,
An Kymregeist so glänzend reich,

Sprich, bin ich Dein?
Und bist Du mein?
Du schweigst? — Mein Herz
Entflammt Dein Schweigen mit glühendem Schmerz.
Weil göttlich begabt Du, wählt' ich Dich.
Gewählt muß sein! — Du Schönste, so wähle mich!"

Solche Klänge voll Anmuth und Zartheit finden wir aber erst wieder im 14. Jahrhundert, als die Poesie der Barden sich aus der Betäubung, in die das ganze Land durch den Fall Llywelyns ap Gruffydd, der zugleich der Sturz der wälschen Freiheit war, verfallen, wieder allmälig erholte. Man fügte sich nach einigen fruchtlosen letzten Anstrengungen und meist örtlichen Erhebungen unter die englische Herrschaft, der Krieg, das ewige Motiv der älteren Lieder, überhaupt die politischen Verhältnisse waren durch Verbote des Siegers dem Bereich der bardischen Muse entzogen, und so war sie zu ihrem Glück gezwungen, sich nach anderen Stoffen umzusehen; die sanfteren, edleren Gefühle des Menschenherzens, die Freude an der Natur, Liebeslust und Leid traten in ihr ihnen zu lange vorenthaltenes Recht, und wir gestehen, wenn Rhys Goch den blühenden frischen Klee preist, auf dem er sich im Walde lagert, oder Drossel, Amsel und Lerche an seine blondgelockte Gwen sendet, deren Tritt, ähnlich W. Scotts Ellen Douglas, so leicht und flüchtig ist, „daß das kleinste Kleeblatt sich nicht unter ihr beugt", wenn er den Kukuk bittet, daß er „lege mit seinen rührenden Tönen die Bürde seiner Liebe in des Mädchens Ohr", oder wenn mit noch höherer Formvollendung der wälsche Petrarca Davydd ab Gwilym den Sommer preist, „den Vater der Wonne", da fällt es uns nicht schwer, für ein solches Lied, ohne für die Mängel gerade blind zu sein, ganze Dutzende jener schwülstigen und dabei doch frostigen Lobgesänge und Elegien auf Fürsten und Krieger hinzugeben. Aber mit diesen Dichtern stehen wir schon an der Schwelle einer neuen Periode der wälschen Litteratur, die nicht mehr in den Bereich des hier besprochenen Buches fällt.

Was die bardische Poesie dieses Zeitraumes nach dieser Charakteristik von rein ästhetischem Standpunkte verliert, das ersetzt uns ihre Bedeutung für die Landes- und Sittengeschichte, die um so größer ist, je mehr eben das Ringen mit den Engländern um Freiheit und Selbstständigkeit, und die persönlichen Beziehungen zu den Fürsten ihren fast einzigen Inhalt ausmachen; und der Bardismus selbst mit seinen bis in die Gegenwart hereinragenden Formen ist ein in der Litteratur- und Culturgeschichte so einzig dastehendes Gebilde, daß er schon darum allein unser Augenmerk auf sich ziehen muß. Endlich ist zu erwägen, daß, mit dem Maßstab ihrer eigenen Zeit gemessen, diese Litteratur wieder viel gewinnt, was man ihr vom rein ästhetischen Standpunkt aus nimmer zugestehen kann; die Eintönigkeit und Armuth, die uns jetzt, wenn wir diese Gedichte der Reihe nach lesen, ermüdet, war natürlich für die Zeitgenossen, die, mitten in der Bewegung stehend, sie einzeln hörten, nicht fühlbar, und die Bedeutung derselben durch ihre Wirkung auf die Zuhörer war für die ganze Geschichte von Wales nicht gering.

Ein günstigeres Urtheil als über die bardischen Poesien läßt sich über die volksthümlichen Dichtungen, die Mabinogien fällen, jene Mährchendichtungen, die auch für unsere deutsche Litteratur bedeutsam wurden. Sie reichen, wenn auch die Gestalt, in der wir sie besitzen, vielleicht nicht über das 12. Jahrhundert darf hinaufgerückt werden, gewiß, wenigstens so weit sie nicht dem Kreise der Artus-Sage angehören, die ihre Ausbildung gar nicht in Wales selbst, sondern bei den Kymren und Normanen in Amorika fand und von dort erst später wieder in die ursprüngliche Heimat zurückversetzt wurde, in ein hohes Alter zurück und bieten dem Sagenforscher viele interessante Züge. Wenn wir bei dem ausnehmend günstigen Urtheil, das der Verfasser über diese Dichtungen fällt, auch vieles der nationalen Begeisterung des Kymro zugutehalten müssen, und durch unsere deutschen Mährchenpoesien verwöhnt, in jenen nicht so rein wie diese aus dem Volksgeist erblühten, sondern mehr unter den Händen bewußt dichtender Storiawr und nicht ohne mönchischen Einfluß, wie Stephens nachweist, gewordenen Producten gleich hohe ästhetische Befriedigung entfernt nicht finden können, so ist doch vieles in seiner Charakteristik so treffend, daß wir sie mit seinen eigenen Worten hersetzen: „Die bardischen Gedichte sind werthvoller als zeitgenössische Berichte, sie besitzen eine schärfere Genauigkeit und sind mit einem Worte „„von größerem Nutzen““ Die Erzählungen hingegen enthüllen mehr das Denken und Fühlen jener Zeiten und sind bis auf den heutigen Tag lesbarer und interessanter. Alle unsere bardischen Ueberreste lehren nur uns dreierlei: daß die Kymry Krieg, Meth und Musik liebten; aus den Mabinogien aber erfahren wir, daß sie großen Werth auf die Keuschheit legten, daß die Frauen bei ihnen in hoher Achtung standen, daß ihre Häuptlinge viel auf gelehrte Freunde hielten und ihre Zeit und ihre Talente der Bildung, Belehrung und Civilisation ihrer Untergebenen widmeten Die Mabinogien besitzen mehr wirkliche Poesie, das Leben ist frischer und die Krieger sind heroischer als die Barden sie zeichnen. Die bardischen Helden sind besten Falls Uebertreibungen von Kriegern, während die der Romane wirklich erhabene Wesen sind. Von den feinen, hochgestimmten Empfindungen, die durch die Mabinogien wehen, haben wir keine Spur in den Werken der Barden".

Zum Schluß noch ein Wort über die Einrichtung der deutschen Ausgabe. Wir müssen hier rückhaltloses Lob aussprechen. Daß zu den in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Proben die von Stephens häufig mit angeführten Originale wegblieben, die dem der Sprache unkundigen Leser doch nichts nützen und dem Kundigen nicht genügen können, ist um des dadurch ersparten Raumes willen nur zu billigen; dagegen sind die unter den Text gesetzten Anmerkungen des Herausgebers, wo er entweder mit der Ansicht des Verfassers in Widerspruch steht oder auf einschlägige, vom Verfasser nicht benützte Schriften verweist, für den, der tiefer eindringen will, eine sehr willkommene Zugabe, die der deutschen Ausgabe selbst einen Vorzug vor der englischen giebt, ebenso wie die im Anhange übersetzten neun Mabinogien (sämmtlich aus der älteren Gruppe) des rothen Buches von Hergest, das nun zusammen mit dem schon in der „Arthur-Sage"

und den „Beiträgen" San Marte's Gebotenen vollständig in deutscher Uebertragung vorliegt.

Was die Uebersetzung betrifft, so gestehen wir, auf die Angabe des Verfassers hin, daß eine weibliche Feder daran betheiligt ist, das Buch mit einigem Mißtrauen mit dem englischen Original verglichen zu haben, aber es brauchte nicht lange, um uns zu überzeugen, daß unser Mißtrauen ungegründet war. Die Uebersetzung ist treu und liest sich hübsch, und wenn in den Proben von der wälschen Poesie hie und da eine Unebenheit begegnet, so wird das niemand rügen, der einen Begriff hat von der überkünstlichen Form der Originale und den daraus erwachsenden, oft unüberwindlichen Schwierigkeiten.

Zur Geschichte der Venediger.

„Die Wälschen in der Sage". Ein Beitrag zur Geschichte des Bergwesens und Handels von **V. Pogatschnigg.**

(Graz 1861.)

Zählt diese kleine Schrift auch nur 50 Seiten und ist das in ihr Bereich gehörige Sagenmaterial auch bei weitem nicht darin erschöpft, so wird sie dennoch den Beifall und Dank jedes Freundes deutscher Sage ernten. Denn der Verfasser behandelt eine der bekanntesten und beliebtesten Sagengruppen und bringt in das bisherige Dunkel ihres Ursprunges überraschendes Licht. Wer kennt nicht die Volkserzählungen von den gold- und schätzesuchenden Wälschen, die meist unter dem Namen der Venediger, die Venediger Männchen, Walen und Walchen auftreten? Von Süd-Tirol bis tief ins Nieder-Sachsen hinein spielen diese Volkssagen, überall werden sie in überraschender Aehnlichkeit erzählt. Aus weiter Ferne — meist wird als ihre Heimat Venedig genannt — kommen Männchen und suchen Goldsand an einer Quelle oder kostbare Steine und sagen, daß der Stein, mit dem man hier nach der Kuh werfe, mehr werth sei, als die Kuh selbst. Leute, die bei ihrem Geschäfte ihnen hülfreich beistehen und reinen Mund halten, belohnen sie fürstlich, Widerspenstige oder solche, die ihre Geheimnisse ausplaudern, bestrafen sie oft mit dem Tode. Sehr häufig meldet die Sage, daß der Bauer entweder von einem Schatzsucher auf dem Mantel nach Venedig geführt worden sei, oder daß ein Landmann, der mit einem Goldsucher in Berührung gestanden war, zufällig dorthin gekommen sei. Da fand er den ärmlich gekleideten Fremden als steinreichen Herrn, in Sammt und Seide prangend. Ein stolzer Palast ist seine Wohnung, in dem sich außer den kostbarsten Möbeln Erdspiegeln und anderes Zaubergeräthe finden. Viele Züge in diesen Sagen mahnen an Zwerge oder Erdmännchen und man hat deßhalb die Venediger in die Kategorie mythischer Gestalten meist eingereiht, und theilweise mit vollem Rechte, den in manchen Gegenden,

wie z. B. in Vorarlberg, sind die Venediger ganz in Zwerge übergegangen (vgl. Vonbun S. 50) und Venedig ist vollständig eine mythische Wunderstadt geworden, wie schon Pröhle bemerkt hat. Pogatschnigg verfolgt aber die Sage am Faden der Geschichte und kommt zu dem Resultate, daß den Venedigern wirklich Wälsche zu Grunde liegen, welche Deutschland durchzogen und nach edlem Gestein und Erz suchten. Unter den historischen Zeugnissen, daß Wälsche die deutschen Berge durchforschten, bringt er unter anderen bei, daß schon im Jahre 1456 ein Venetianer Namens Antonio Vale, eine Reisebeschreibung durch das schlesische Gebirge verfaßte, und daß es im Tiroler Landtreym von 1553 heißt:

. . . der edl lapis Armenus,
den man sonst bringt ausz fernen Landen,
der ist auch in Tyrol vorhanden;
aber man solle nit Jedn offenbarn,
der Walchen sunst viel im Land vmbfarn,
Thuen all' Perg und Teler durchstreichn,
ob sy was kostlichs möchtn erschleichn,
das zu tragen heymblich ausz dem Landt,
dasz mans zuesicht, das thut man ant.

Ueber Krain berichtet Valvasor: „Ehre des Herzogthums Krain" (Laibach 1689) 1., S. 127, daß „Wälsche das von Einheimischen für unbauwürdig gehaltene und darob verschmähte Gold- und Silbererz ausgraben und in Ranzen mit sich forttragen". Der Verfasser sagt, auf derartige Zeugnisse gestützt, mit Recht: „Allen diesen Sagen gemeinsam ist die Hindeutung auf einen lange andauernden, heimlich im Großen und Kleinen betriebenen Wechselverkehr zwischen italienischen und deutschen Gegenden. Welche Züge sie immer haben mögen, der Hauptsache nach sind die Wälschen der Sage doch wandernde italienische Krämer und Bergwerker, die die Producte der Länder besser auszubeuten verstanden, als die eingebornen unbeholfenen Landeskinder. Dieses Factum bildet höchst wahrscheinlich den überall gleichen Grundstock, um welchen sich die übrigen Elemente angesetzt haben". Im historischen Excurse (S. 42 ff.) greift der Verfasser bis zu den Venetern zurück, die er zu dem großen Keltenstamme zählt, der neben anderer Beschäftigung eifrig Bergbau betrieben hatte. Bei den Ortsnamen, die noch an die Veneter erinnern und die der Verfasser S. 44 aufzählt, hätte auch Vineta (Kuhn nordd. Sg Nr. 34) und Fineten oder Veneden (Ebend. Nr. 41) berührt werden sollen. Da auf die Ausbildung und Fortpflanzung der Sagen von den Wälschen auch „Die Fahrenden" des Mittelalters und die Alchymisten des 15. und 16. Jahrhunderts, zu denen Italien ein gutes Contingent stellte, Einfluß übten, so widmet Pogatschnigg auch diesen, so wie den älteren Handelsbeziehungen zwischen Italien und Deutschland kleine Excurse, die ganz geeignet sind, seine Annahme zu bestätigen. Daß aber diesem Stocke ältere mythische Elemente, namentlich Elfensagen sich anschlossen, gesteht er gerne zu. Die mitgetheilten Sagen sind theils den Sammlungen von Alpenburg, Bechstein, Lütolf und Zingerle, theils unmittelbar dem Volksmunde oder bisher fast unbekannten Aufzeichnungen entnommen. Letztere bilden einen sehr

dankenswerthen Beitrag zu dieser Sagengruppe. Leid thut es uns, daß der strebsame Verfasser wegen Mangel an Raum und auch weil ihm die betreffenden Hülfsmittel nicht bei der Hand waren, die Sagen von den Venedigern nicht vollständiger mittheilen konnte. Da wir hoffen, daß er seine Abhandlung wohl erweitert später veröffentlichen werde, wie sie es in hohem Maße verdient, verweisen wir ihn kurz auf die uns bekannten Sagen, die zu dieser Gruppe gehören: Kuhn westphäl. Sg. Nr. 353, Wolf hess. Sg. Nr. 191, Herrlein Spessartsg. Nr. 197, Schöppner baier. Sagenbuch 1., 130, Sommersagen aus Sachsen und Thüringen 66, Kuhn nordd. Sg. Nr. 221, Wolf deutsche Sg. 466, Schönwert 2, S. 332, Wolf Zeitschr. 450, H. Schmid baierische Geschichten 2., 151, Pröhle aus dem Harze S. 108, Vonbun S. 50, Kaufmann Main-Sagen S. 4.

Zingerle.

Die Architektur des neuen Wien.

II.

Wenn die Bauthätigkeit der nächsten Jahre vielleicht keine so umfassende, wie jene der ersten Periode der Stadterweiterung werden dürfte, so hat dies zunächst darin seinen Grund, weil für den Bedarf an Wohnungen nun hinreichend gesorgt ist und noch einige Jahre erforderlich sein werden, bis die Ringstraße der Brennpunkt der Promenaden und dadurch auch ein Bedürfniß für die Geschäftswelt werden wird. Gegenwärtig haben der Graben, Kohlmarkt, der Stephansplatz und die Kärntnerstraße des alten Wien noch nichts von ihrer früheren Belebtheit und von dem Luxus der Kaufmannsläden eingebüßt, sie sind fort der Corso der eleganten Welt.

Nur langsam wird sich der riesig angewachsene Verkehr in den Hauptstraßen des alten Wien auf die Ringstraße ableiten und hiezu wird einen mächtigen Factor die Inangriffnahme der öffentlichen Bauten bilden, von denen, wie bekannt, in den nächsten Jahren mehrere begonnen werden dürften. Eine Reihe bedeutender Bauten sind aber schon gegenwärtig in Angriff genommen oder doch schon so weit beschlossen, daß an deren Ausführung im nächsten Frühjahre Hand gelegt werden kann. Auf diese wollen wir für jetzt die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken, weil sie für den Entwicklungsgang der Architektur des neuen Wien von charakteristischem Gepräge werden. Wir heben daraus hervor: die Kirche unter den Weißgärbern, das akademische Gymnasium, das Musikconservatorium, die Paläste Ihrer k. Hoheiten der Herren Erzherzoge Ludwig Victor und Wilhelm und den Cursalon des Stadtparkes.

Die Kirche unter den Weißgärbern wird das vierte im gothischen Stile erbaute Gotteshaus, welches Wien innerhalb zehn Jahren erhält und das zweite dessen Ausführung dem Dombaumeister Friedrich Schmidt übertragen ist. Die

Kosten des Baues, welche auf 400.000 fl veranschlagt sind, bestreitet die Gemeinde, aber es ist bemerkenswerth, daß Se. Eminenz der Cardinal-Fürsterzbischof von Wien sich erbot, einen Beitrag von 60.000 fl. zu dem Baue zu leisten, wenn für die Kirche der gothische Stil und zwar speciell die Pläne des Dombaumeisters gewählt werden, so daß die Gemeinde veranlaßt war, auf die Einleitung der Concurrenz zu verzichten, um sich jenen bedeutenden Beitrag zu sichern. Das Votum des Gemeinderathes hat übrigens constatirt, daß im Wege des Concurses kein glänzenderes Resultat erzielt worden wäre.

Die Kirche, verhältnißmäßig günstig gelegen, verspricht bei der Durchbildung ihrer Formen eine der bedeutendsten Leistungen der modernen Gothik zu werden. Nebst der an Schmidt gewohnten Strenge in der Behandlung des Stiles, ist sie reich an interessanten Einzelheiten und genau den Anforderungen an eine Pfarrkirche angepaßt. Das Langhaus, bestehend aus drei Schiffen mit niedrigeren und schmäleren Abseiten, ist überdeckt von einfachen Kreuzgewölben, die von runden, gegen die Nebenschiffe zu durch Halbsäulen verstärkten Pfeilern getragen werden. An das Langhaus schließt sich ein Kreuzschiff, dessen Gewölbjoche doppelt so breit wie jene des Langhauses sind, und welches nach außen hin an beiden Seiten durch einen polygonen Abschluß betont wird. Dem Kreuzschiffe ist ein ganz kurzes polygon abschließendes Presbyterium mit zwei geradlinig abschließenden Seitencapellen vorgelegt. Die übrigen Räumlichkeiten, wie die Sacristei, sind theils zwischen die Strebepfeiler des Chorabschlusses, theils zwischen die Winkel des Kreuzschiffes und Chores verlegt und bilden Anbauten, welche die Form des Grundrisses bedeutend abrunden. Der Thurm erhebt sich an der Westfacade in der Breite des Mittelschiffes, ein massiver kräftiger Bau der, im Sechseck aufsteigend, drei von hohen schlanken Fenstern durchbrochene Etagen hat und mit einem schlanken Steinhelm abschließt. Die Maßverhältnisse der Kirche sind: Länge (im Lichten) 28 Klafter, Breite des Mittelschiffes 4 Klafter, 3 Schuh, 6 Zoll, eines Seitenschiffes 2 Klafter, 2 Schuh, 9 Zoll, Höhe des Mittelschiffes und Chores 10 Klafter, 4 Schuh, der Seitenschiffe 8 Klafter, Höhe des Thurmes 40 Klafter. Eigenthümlich an der künstlerischen Lösung des Grund- und Aufrisses der Kirche sind die bewegte reiche Gliederung des Chorschlusses, in dem eine Vermittlung zwischen der deutschen und französischen Gothik angestrebt wurde, der polygone Abschluß des Kreuzschiffes mit den zu beiden Seiten angebrachten kleinen Vorhallen und der schöne imposante Thurm, der kühn gedacht und abweichend von anderen Thürmen schon vom Fußboden an im Sechseck leicht emporsteigt und weder durch Ueberladenheit in der Ausschmückung stört, noch in seinen Verhältnissen die Gesammtwirkung beeinträchtigt. Ebenso werden licht, geräumig und würdevoll die inneren Räume, deren wesentlicher Vorzug in der Betonung der einzelnen Theile liegt. Im Vergleich zur Lazzaristenkirche bezeugen die Pläne zur Kirche unter den Weißgärbern die Vorzüge des Künstlers in Bezug auf sein constructives Talent noch glänzender da hier die Härte der Formen durch eine glückliche plastische Gruppirung des Ganzen gemildert erscheint.

Wir wünschen nur, daß seiner Zeit auch im Innern durch kluge Benützung der Geldmittel jene Nüchternheit vermieden wird, welche bei der Lazzaristenkirche etwas störend zu Tage tritt.

Auf einer der vier Baugruppen, welche an den Schwarzenbergplatz gränzt, baut Dombaumeister Schmidt das akademische Gymnasium. Bereits ist der Rohbau desselben so weit gediehen, daß er bis zum Herbste 1865 vollendet sein kann. Mit dem Gymnasialgebäude erhalten wir einen monumentalen Profanbau im gothischen Stile. Es ist, wenn wir nicht irren, der erste Versuch dieser Art und deßhalb für Wien von größtem Interesse, weil sich daran möglicher Weise für die nächste Zukunft manche praktische Consequenzen knüpfen werden. Denn wir wollen die in vielen Kreisen herrschende Anschauung nicht verschweigen, daß unsere Künstler der Gegenwart nicht im Stande seien, den gothischen Stil im constructiven Sinne zu bewältigen, und daß sie in jenen Fällen, wo eine Lösung versucht wurde, nicht über rein decorative Formen hinausgekommen seien.

Das nach allen vier Seiten freistehende Gymnasium umfaßt eine Grundfläche von 25 Klafter Länge und Breite und erhält eine Höhe von zwei Stockwerken. Drei spitzbogige Eingangsthore führen in das Vestibule, welches durch Säulen in drei gewölbte Räume getheilt ist. Durch das Vestibule gelangt man in eine durch Granitsäulen getrennte Doppelhalle, die zu beiden Enden mit Treppenhäusern abschließt. Einfache von breiten Spitzbogenfenstern beleuchtete Hallen umschließen die übrigen drei Seiten des Hofraumes. Gegenüber dem Vestibule baut sich in der Axe des Gebäudes und zwar anlehnend an die doppelte Säulenhalle, ein großer Erker aus, der zu ebener Erde und im ersten Stocke die Bestimmung eines Brunnenhauses, und im zweiten Stocke, in Verbindung mit dem Prüfungssaale, jene des Altarraumes einer Capelle hat. Auf quadratischem Grundrisse gebaut, geht dieser Erker oben in ein Polygon über und schließt mit einem schlanken Thurmhelme ab. Dieses schön und geistvoll durchgearbeitete Motiv ist von großer Wirkung. Die Anordnung der Hallen zu ebener Erde wurde auch in den Stockwerken beibehalten und sämmtliche Räumlichkeiten für den Unterricht wie für Kanzleien und Wohnungen sind nach außen hin verlegt.

Den Glanzpunkt des Innern bildet der Prüfungssaal im zweiten Stockwerke des Vordertractes. Zur Unterbringung von mehr als 600 Personen bestimmt, erhielt er eine Länge von 12 Klafter 5 Schuh und eine Breite von 7 Klaftern Zur Gewinnung der Breite hat der Künstler eine Seite des Säulenganges in das Object einbezogen und sie in ein gewölbtes Seitenschiff umgestaltet, welches mit dem Saale durch freistehende Mamorsäulen in Verbindung steht. Der Saal theilt sich der Länge nach in sieben Travées, nach der Breite in vier Felder, und ist mit einer Holzconstruction in Bogenform überspannt, welche sich aus den freistehenden Säulen des Seitenschiffes und den gegenüberliegenden Wandsäulen der Hauptfaçade entwickelt. Die vier Felder der Stirnseite des Saales werden mit Frescomalereien geschmückt, und zwischen den einzelnen Feldern Figuren angebracht, wodurch auch der Malerei und Plastik ein Antheil an der Ausschmückung des

Gebäudes gesichert bleibt; die unteren Flächen der Wände erhalten reichgeschnitzte Holztäfelung. Eben so reich geschmückt wird die in den Erker verlegte Capelle, welche in Form einer polygonen Apsis sich entwickelt und deren Gewölbrippen sich auf schlanke Mamorsäulen stützen. — Organisch aus der ganzen Anlage entwickeln sich die Façaden des Gebäudes, sie sind einfach und ernst gehalten, ohne überflüssigen Schmuck und an den Seiten von Risaliten unterbrochen. Eine reiche architektonische Gestalt hat nur die Mittelgruppe der Hauptfacade Sie theilt sich in sieben Felder mit vorspringenden Strebepfeilern, die mit Fialen abschließen und über das Dach hinaus mit reich ausgestatteten Giebeln verbunden sind. Sowie die Eingänge sind auch die Fenster der Mittelgruppe spitzbogig, während die übrigen Fenster der Façaden rechtwinkelig abgeschlossen und mit steinernen Fensterkreuzen versehen sind.

Wenn wir uns die Bestimmung des Gebäudes gegenwärtig halten, so liegt unzweifelhaft ein der modernen Anschauung Fremdartiges in dem Gedanken, ein Gymnasium, die Pflegestätte der classischen und humanistischen Bildung, im gothischen Stile zu bauen. Betrachten wir jedoch das Gebäude nur als Kunstwerk mit specieller Rücksichtnahme auf die Stilfrage, so dürfte es gewiß sein, daß Schmidt mit dem Gymnasium manche Besorgnisse über die Anwendung der Gothik in Wien für Profanzwecke und jedenfalls den Vorwurf beseitigen wird, daß dieser Stil für die weltliche Architektur nur eine decorative Bedeutung hat.

Auf dem Bauplatze gegenüber der Handelsakademie und zugleich gegenüber der Rückseite von dem Palais des Herzogs von Württemberg wird im kommenden Frühjahre der Bau des Hauses für die Gesellschaft der Musikfreunde nach den Plänen des Architekten Theophil Hansen beginnen. Die Schwierigkeit der Lösung dieser Aufgabe lag darin, die zahlreichen und verschiedenen Bedingungen des Programmes zu erfüllen und sie doch in den Rahmen einer einheitlichen künstlerischen Idee zu bringen. Nach dem Programme hat das Haus einen großen Concertsaal von 230 Quadratklafter mit zwei Logenreihen und einem Gesammtfassungsraume für mehr als 2000 Sitzplätze, dann einen kleinen Concertsaal von mindestens 64 Quadratklaftern mit einer Galerie und einem Fassungsraume für 600 Personen, beide mit Tageslichte verwendbar — ferner Foyers, Versammlungsräume für die Künstler, Garderoben, Nebenlocalitäten für festliche Gelegenheiten, wie Bälle, einen Instrumentenraum, Säle für die Musikaliensammlung, das Archiv, die Bibliothek, 10 bis 12 Schulzimmer, Directionslocalitäten und ebenerdige Verkaufslocalitäten zu enthalten. Auf eine möglichst große Zahl vermiethbarer Gewölbe, eine besondere Treppe und ein besonderes Foyer für die Hofloge beider Säle legte die Direction besonderes Gewicht und stellte zur Herstellung des ganzen Hauses ohne Fundamente die nicht zu überschreitende Kostensumme von 300000 fl. zur Verfügung.

Von dem Standpunkte dieses Programmes und nicht von jenem der absoluten Leistungsfähigkeit des Künstlers aus wollen wir daher auch das bereits festgestellte Project ins Auge fassen. Entschieden glücklich gelöst scheint uns die räumliche

Anordnung des Gebäudes, in dem allen gestellten Anforderungen entsprochen wurde. Durch eine offene Halle gelangt man in ein geräumiges Vestibule, dessen mittlerer Eingang in das Parterre des großen Saales, und dessen Seiteneingänge durch breite Corridore in die Parterrelogen führen. Zwei breite Treppen vermitteln den Zugang in die Zuseherräume der Stockwerke. Ein Eingang der rechten Seitenfaçade führt abgesondert zu dem Foyer und den Logen des allerhöchsten Hofes, ein Eingang der linken Seitenfaçade zu den Schul- und Directionslocalitäten, und in den rückwärtigen Theil des Gebäudes ist der Zugang der Künstler zu den Versammlungszimmern und den Concertsälen verlegt. Der große Concertsaal nimmt den mittleren Raum des Hauses in seiner ganzen Tiefe ein, rechts von ihm liegt in gleicher Flucht und nur durch Corridors getrennt der kleine Concertsaal. Zu den Verkaufsgewölben sind sämmtliche ebenerdigen Gassenlocalitäten der vier Seiten des Hauses bestimmt. Die Schulräume liegen, wie schon angedeutet, in den Stockwerken des linken Flügels und einige Miethwohnungen im zweiten Stockwerke des rechten Flügels.

Der große Concertsaal, den Höhenraum sämmtlicher Geschoße des Mitteltractes einnehmend, bildet ein längliches Viereck und erhält eine flache Decke, die Seitenwände des Parterre, Mezzanin und ersten Stockwerkes gliedern sich in je sieben vertiefte Bogenfelder mit breiten Pfeilern, jene des zweiten Stockwerkes in je vierzehn vertiefte Bogenfenster, die sämmtlich zur Unterbringung von Logen und Sperrsitzen bestimmt sind; die Stirnseiten des Saales dagegen erhalten nur drei, rücksichtlich sechs Bogenstellungen. Ein sehr breiter Fries trennt das erste vom zweiten Stockwerk, ein schmälerer das Parterre sammt Mezzanin von dem ersten Stocke und eine Gliederung von Triglyphen mit Metopen trennt noch das Gesimse über den Pfeilern des zweiten Stockwerkes von den Ansätzen der Decke. Eine ähnliche wenn auch einfachere Architektur erhält das Innere des kleinen Saales.

Um Tageslicht für den großen Concertsaal zu gewinnen wurde das Mittelgeschoß um ein Stockwerk erhöht und dieser Anordnung entsprechend gruppirt sich auch das Aeußere des Hauses zu einem hohen Mitteltracte mit zwei niedrigeren Seitenflügeln. Die bedeutend vortretende Hauptfaçade steigt in drei Geschoßen empor, deren Wandflächen von vertieften rundbogigen Arkaden durchbrochen und mit Halbsäulen gegliedert sind. Ein breiter Giebel bekrönt das Dach. Die Fenster der Seitenflügel schließen mit Sturzbalken und flachen Giebeln ab und nur die Eingänge der ebenerdigen Geschoße sind in Rundbogen geformt. Die Seitentracte haben nur ein Stockwerk mit zwei Mezzanins ober- und unterhalb des ersteren. Eine Gallerie schließt das Dach des ganzen Hauses ab.

Die Architektur des Gebäudes ist eine verhältnißmäßig reiche, und das bedeutende Talent wie der feine Geschmack des Künstlers, geschult in den Formen der Antike und der Renaissance, tritt uns in seiner vollen Beweglichkeit entgegen. Wenn uns ein Bedenken hiebei entgegentritt — so ist es der schwankende Stilcharakter in der ganzen Architektur, welcher einigermaßen im Unklaren läßt über die eigentlichen Zielpunkte des Künstlers und die Bedeutung eines Werkes mehr schwächt als kräftigt

Tsch. Lehrbuch der technisch-chemischen Untersuchungen von Prof. Dr. Alexander Bauer. (Wien 1859 bis 1864, Braumüller.) Wie lebhaft geht es doch im „technischen Laboratorium" her! Eben hat der Eine ein wenig Soda erhalten, er soll entscheiden, wie viel denn in Wirklichkeit an Soda in der Waare enthalten sei, und wie viel unrechtmäßige Beimengung. Dort plagt sich ein Anderer mit einigen Stückchen Kalkstein, um zu erfahren, wie viel Kalk darin und ob das Material zum Kalkbrennen geeignet sei. Sorgfältig wägt eben ein Dritter ein Stückchen Blei ab: er will aus dessen Gewicht finden, welchen Brennwerth jene Kohle besitzt, die er zu untersuchen hat. Der Vierte guckt in ein fernrohrähnliches Instrument, er will bestimmen, wie viel Zucker in jenem süßen Safte. Hier wird filtrirt, dort ein Eisenerz gepulvert, titrirt, der Eine wägt, der Andere berechnet sein Ergebniß. Da geht es an ein fortwährendes Fragen, wie dies, wie jenes anzugreifen. Der Vorstand des Laboratoriums wird nie fertig, Auskünfte zu ertheilen. Oft ist es mit einem Worte abgethan, zuweilen giebt es längere Erklärungen, denn das „Berechnen" ist für den Anfänger nicht gar so leicht.

Nun hat dieser und jener sein Pensum erhalten und die mündliche Erläuterung dazu. Sie haben das Wesen und die Methode der Untersuchung begriffen und gehen an die Ausführung. Zuvor aber — nimmt jeder das Buch zur Hand; denn dort hat er den Gang der Untersuchung Schritt für Schritt vorgezeichnet. Den Zusammenhang kennt er; im übrigen aber verläßt er sich nicht auf sein Gedächtniß, sondern auf das Buch; dieses hilft ihm beim Experiment und bei der Berechnung fort.

In solcher Weise genießt jeder junge Mann Unterricht und Uebung, der einst irgend einem technischen Fache als Chemiker dienen will. Die wissenschaftlichen Grundbegriffe gewinnt er bei dem ersten chemischen Unterricht; in dem zweiten Stadium lernt er die Ausführung der verschiedenen gewöhnlichen technischen Untersuchungen, wogegen er später an der technischen Hochschule sich einem bestimmten Zweige der Praxis zuwendet, um in dieser Richtung vollkommen und tüchtig zu werden.

Jenem mittleren Stadium ist unser Buch gewidmet. Wer die in demselben angeführten und beschriebenen Proben ausführt und einübt, hat eine gute Vorschule durchgemacht.

Man findet die Werthbestimmungen der gewöhnlich im Handel vorkommenden festen Producte: der Pottasche, Soda, des Salpeters, Weinsteins, Chlorkalkes, des Kleesalzes rc. beschrieben, die Untersuchung der gewöhnlichen Erze, der Kalksteine und Brennstoffe erklärt; die Prüfung der natürlichen Wässer, so wie der als Handelsartikel bekannten Säuren, der fetten und flüchtigen Oele im Detail behandelt. Ausführliche Capitel betreffen die Untersuchung des Zuckers, der Zuckersäfte und Zuckerrüben, ferner des Weingeistes, des Bieres und Weines. Ueberall werden die anerkannt besten Methoden angegeben und in einfacher klarer Weise auseinandergesetzt. Weil überdies keine speciellen Kenntnisse aus der Chemie und Physik vorausgesetzt werden, so ist das Buch auch zum Gebrauche für den Praktiker ganz geeignet. Die zahlreichen Tabellen, welche angeben, wie aus dem specifischen Gewicht der verschiedenen Flüssigkeiten deren Gehalt an reiner Handelswaare: an Alkohol, an Säure, Aetzlauge bestimmt, wie aus den Angaben des Saccharometers die percentische Menge der verschiedenen Zuckerarten im Zucker und in süßen Säften ermittelt wird, weiß der Techniker am besten zu schätzen.

Viele Klarheit gewähren die zahlreichen netten Holzschnitte. Die Ausstattung erscheint durch die Firma Braumüller genügend bezeichnet, sie ist, wie immer, glänzend.

Wenn nun auch das Buch von unseren jungen Leutchen fleißig zur Hand genommen und bei dem geschäftigen summenden Treiben im Laboratorium, beim Klirren der Bechergläser, beim Rauschen der siedenden Flüssigkeiten, beim Lärmen der Mörser eifrig durchgenommen wird, mag das schöne Papier auch einige Flecken bekommen, und wenn

es für unsere Industrie nützlichen Erfolg hat, dann ist der Wunsch der beiden früher genannten Urheber, dann ist auch der unsere erfüllt.

* Das Novemberheft des Magazins für die Litteratur des Auslandes enthält u. a. folgende anziehende Beiträge:

Deutschland und das Ausland. Das Städtewesen im Großherzogthum Posen. — Sprachkarte vom preußischen Staat. — Die englische Sprache und Litteratur in Deutschland. — Die Adresse der englischen Handelskammern an die österreichischen. — Die Revue des deux Mondes in der schleswig-holsteinischen Frage. — Die große Karte der Welt und die neue Mercatorkarte von Hermann Berghaus. — Das österreichische Steinöl (Petroleum) und dessen Producte. — Böhmen. Böhmische Christussagen. — England. Wärme als Factor der Bewegung. Nach Professor John Tyndall. — Ein neuer Roman von Charles Reade. — Enoch Arden von Alfred Tennyson. — Die deutsche Bühne in London 1852. — Der Kreuzzug von Richard Löwenherz. — Frankreich. Kosmopolitische Emigrantenlitteratur: Fürst Dolgorukow über Persigny. — Internationale Schulen. — Ein Gespräch mit Meyerbeer über die Musik der Zukunft. — Aus Paris, von Paul Lindau. Victor Hugo und seine letzten romantischen Dichtungen. I. und II. — Italien. Rudolf Gottschalls Reisebilder aus Italien. — Platens Grab. — Schweiz. Leopold Robert. — Portugal. Die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie. — Rußland. Die Mennoniten an der Molotschna. — Nord-America. Zur Geschichte Europa's in America. — I. Die Hugenotten und die Indianer in Florida. II. Französischer Wind, herannahender Sturm. III. Die Noth, der englische Sclavenhändler, die spanische Macht.

V. Angeregt durch das (in der k. k. Staatsdruckerei erschienene) Werk über „Serbiens byzantinische Monumente" von F. Kanitz, hat der Fürst Michael den Befehl erlassen, sämmtliche neuen Kirchenbauten im Lande im byzantinischen Stile zu halten. Das genannte Werk findet in einer Besprechung in Zarncke's litterarischem Centralblatt die größte Anerkennung. Nachdem der Referent die zu luxuriöse Ausstattung, weil die Verbreitung der Arbeit hindernd, gerügt hat, spricht er dem Verfasser den wärmsten Dank für den hohen Grad von Aufopferung aus, mit welcher er eine Arbeit unternahm und ausführte, für die so wenig Vorstudien existiren, und die bei der Mühseligkeit des dortigen Reisens und dem Mangel an archivalischen Hülfsquellen zu den schwierigsten gehört, für die aber unter den namhafteren Reisenden und Kunstforschern des südlichen Deutschlands auch keiner befähigter gewesen sei als Kanitz.

---

* Aus Königgrätz wird Folgendes berichtet: Der Meister des kunstreichen, 26 Fuß hohen altgothischen Sacramentenhäuschens in der h. Geistkirche war bis jetzt unbekannt. Beim Uebertragen dieses Kunstmonumentes in das Presbyterium und dem sorgsamen Reinigen kam an der Spitze unter der Jahreszahl 1492 die Unterschrift Raysek m. fc. (magister fecit) deutlich zum Vorschein. Der berühmte Rector der Prager Teyn-Schule, Mathias, genannt Raysek, hatte 1475 auf Befehl Wladislaws II. den Prager Pulverthurm gebaut und 1490 das Dreischiff der St. Barbara-Kirche in ein Fünfschiff umgewandelt.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) Den kürzlich in diesen Blättern angezeigten beiden ersten Bänden der „Briefe an Ludwig Tieck" sind rasch zwei weitere Bände gefolgt, welche die überaus reichhaltige und interessante Sammlung zum Abschluß bringen. Unter den Verfassern der in diesen Bänden abgedruckten Briefe nimmt A. W. Schlegel die hervorragendste Stellung ein, dessen Briefe, die Zeit eines halben Jahrehunderts umfassend, allein den vierten Theil des dritten Bandes einnehmen.

Die uns heute in nicht unbedeutender Anzahl vorliegenden Novitäten weisen noch eine interessante Briefsammlung auf, es sind „Mozarts Briefe", nach den Originalen, welche zum größeren Theil das Mozarteum in Salzburg besitzt, herausgegeben von L. Nohl. Diese Briefe, welche die große Anzahl von 268 erreichen, datiren von Mozarts 14. Lebensjahre in fast ununterbrochener regelmäßiger Folge bis zu seinem Tode und bieten eine gewiß dankenswerthe Ergänzung der vielfachen Biographieen Mozarts. — Von der „Biographie Karl Maria v. Webers", herausgegeben von seinem Sohne Max Maria v. Weber, erschien der zweite und letzte Band. Unter der Ueberschrift: „Meister- und Dulderjahre" und die Jahre 1817 bis 1826 umfassend, berichtet er über Webers Anstellung in Dresden, den Kampf der deutschen und italienischen Oper, die Vollendung des „Freischütz", der „Preciosa" und „Euryanthe", dann über Webers Aufenthalt in unserer Stadt, seinen Verkehr mit Beethoven, die so erfolgreiche Aufführung der „Euryanthe" daselbst und schließt mit Webers Aufenthalt, seine Triumphe und frühen Tod in London. Die beiden letztgenannten Werke werden wir bereits in den nächsten Nummern der „Wochenschrift" ausführlich besprechen.

Der in neuer Zeit so vielfach bethätigte Eifer für die Veröffentlichung der Quellen zur deutschen Specialgeschichte hat abermals ein großes Unternehmen ins Leben gerufen. Auf Veranlassung und mit Unterstützung des Kronprinzen von Preußen erschien in Berlin der erste Band der „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg". Der Plan dieses Unternehmens, mit dessen Redaction die Prof. Droysen, Duncker und v. Mörner beauftragt sind, ist ein sehr großartig angelegter. Nach ihm soll das Unternehmen in folgende Abtheilungen zerfallen: Die erste Folge soll die politischen Verhandlungen umfassen, d. h. die Actenstücke der allgemeinen, insbesondere der auswärtigen Politik des großen Kurfürsten. Der erste Band dieser Abtheilung liegt, herausgegeben von Dr. B. Erdmannsdörfer, vor; er enthält die politischen Verhandlungen aus den Jahren 1640 bis 1648, mit Ausnahme der auf den westphälischen Frieden bezüglichen Verhandlungen, die dem zweiten Band einverleibt werden sollen. Die zweite Abtheilung wird die neben dem actenmäßigen Geschäftsgang herlaufenden Schreiben des Kurfürsten, seiner Räthe und Befehlshaber und die politisch bedeutende Correspondenz der Mitglieder des kurfürstlichen Hauses bringen. Die dritte Folge umfaßt die Berichte der Gesandten fremder Höfe über die Verhältnisse Brandenburgs, während die vierte Abtheilung die Berichte der brandenburgischen Gesandten an auswärtigen Höfen enthalten wird. Weiteren Abtheilungen endlich sind die landständischen Verhältnisse, die Actenstücke der Verwaltung u. a. vorbehalten.

Ein vielgelesenes und namentlich hinsichtlich der Darstellung der militärischen Ereignisse gerühmtes Werk, die „Geschichte der Freiheitskriege" von Dr. H. Beitzke kgl. preuß. Major, erhält in der „Geschichte des Jahres 1815" eine oft begehrte Fortsetzung. — Der evangelische Pfarrer zu Belgrad, Dr. v. Cölln, hat ein englisches Werk von W. Denton über Serbien übersetzt und die Uebersetzung mit seinen Beobachtungen und Erfahrungen bereichert.

Von dem officiellen Berichte über die preußische Expedition nach Ost-Asien, dessen Herausgabe lange auf sich hat warten lassen, erschien jetzt der erste Theil in einem stattlichen, prächtig ausgestatteten Band; namentlich die photo-lithographischen Abbildungen sind von großer Vollendung. Aehnlich wie bei den Publicationen der Novara-

Expedition sollen dem allgemeinen beschreibenden Theil noch die wissenschaftlichen Arbeiten der der Expedition beigegebenen Gelehrten folgen.

Wir schließen unseren Bericht mit einer inländischen Gabe: „Salzburger Volkslieder, herausgegeben von M. v. Süß", eine sehr reichhaltige Sammlung von geistlichen und weltlichen Volksliedern, Sprüchen und Schnaderhüpfeln.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 16. November 1864.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Ferdinand Wolf legt eine Abhandlung für die Denkschriften vor: „Ueber Raoul de Houdenc und insbesondere seinen Roman de Meraugis de Portlesguez".

Der Verfasser giebt eine kritische Zusammenstellung der bio- und bibliographischen Notizen über diesen nächst Chrétien de Troies berühmtesten Trouvère und dessen Werke.

Dann giebt er eine Analyse des bedeutendsten Werkes desselben, des bis jetzt ungedruckten „Roman de Meraugis de Portlesguez" (in Versen), nach der Handschrift 2599 der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

Im Anhang wird eine für die Geschichte der mittelalterlichen Minnehöfe sehr merkwürdige Stelle aus diesem Gedichte mitgetheilt, da sie für die bis jetzt aus Mangel an gleichzeitigen Zeugnissen bezweifelte Existenz derselben als eigentlicher Damengerichte und mit rechtskräftiger Urtheilsfällung spricht.

Endlich weist er die Werke und Stellen nach, in welchen des Helden dieses Romanes Erwähnung geschieht, wobei er insbesondere den in der Handschrift 2594 der k. k. Hofbibliothek befindlichen portugiesischen Prosaroman von Lancelot bespricht und daraus alle auf Meraugis bezüglichen Stellen mittheilt.

Das correspondirende Mitglied Freiherr v. Sacken liest: „Ueber den Pfahlbau im Gardasee".

Der Berichterstatter hebt die Bedeutung, welche die Entdeckung von Pfahlbauten speciell für Oesterreich hat, hervor, weil durch diese über die eigenthümlichen Verhältnisse der vorchristlichen Culturepochen Licht verbreitet werden kann, betont aber auch die Nothwendigkeit, mit aller Nüchternheit und Unbefangenheit an die wissenschaftliche Untersuchung zu gehen, indem er die für einen Pfahlbau als eine im Wasser errichtete Ansiedlung bezeichnenden Merkmale angiebt. — Das endgültige Urtheil über die interessanten zahlreichen Funde im Gardasee weiteren Nachforschungen anheimstellend, giebt er die bisherigen Ergebnisse nach den Berichten von Augenzeugen, von denen ihm mehrere von einander unabhängige Aussagen vorliegen, nach seinen eigenen Untersuchungen und der Natur der Fundgegenstände.

Bei Ausbaggerung eines Canales für die Kanonenboote in den Jahren 1851 und 1860 bis 1862 stieß man auf eine große Menge von Pfählen, die in Entfernungen von 1 bis 5 Fuß von einander standen; sie waren theils aus weichem Holz und ganz vermodert, theils aus Eichenholz und dann außerordentlich hart und schwarz wie Ebenholz, am unteren Ende wahrscheinlich durch Anbrennen zugespitzt. Zwischen diesem Pfahlwerk hob man eine namhafte Anzahl von Bronzegegenständen, so wie mehrere Geschirrtrümmer heraus. Der k. k. Hauptmann im Geniestabe, Herr Joseph Kosternitz, stellte genaue Beobachtungen über das Vorkommen von Pfählen an und sammelte mit aner-

kennenswerther Sorgfalt die gefundenen Bronzen, die er, 136 an der Zahl, dem k. k. Antikencabinete zum Geschenk machte. Referent untersuchte hierauf die Fundstelle und fand die Verhältnisse analog mit den schweizerischen Pfahlbaustationen. Der Boden besteht aus drei Lagen, dem eigentlichen Seeboden, einer Schichte von Pflanzendetritus und in einer mächtigen Lage von Sand; nur in der mittleren, pflanzlichen, kommen Culturüberreste vor, wie auch die Köpfe der Pfähle nur bis in diese reichen. Sie ist ganz geschwärzt von massenhaften Kohlen, die auf einen größeren Brand schließen lassen; eine geringe Menge enthielt nach Prof. Ungers Untersuchung zwanzig verschiedene Pflanzen, darunter am häufigsten Haselnußschalen und Kerne der Kornelkirsche, ferner Himbeer- und Erdbeersamen, Hollunder, Roggen und Weintraubenkerne in verkohltem Zustande; die beiden letzteren wurden bisher in Pfahlbauten noch nicht beobachtet. Auch Knochen von Hausthieren kamen in dieser Schichte vor, so vom Hund und der Ziege. Die am meisten charakteristischen Ueberreste, welche das hohe Alter dieser Culturschichte bezeugen, sind Scherben von derben, aus freier Hand geformten Gefäßen und mehrere Hundert Bronzegeräthe von der trefflichsten Erhaltung: Beile mit Schaftlappen, sehr viele Dolch- und Messerklingen, Lanzenspitzen, Fischhaken und Harpunen, Angeln, Meißel, Steinbohrer, Sicheln, feine Näh- und Netznadeln, eine große Anzahl von Schmucknadeln mit zierlichen Köpfen, eine noch mit Bernstein versehen, endlich einige Armbänder und Fibeln. Das k. Antikencabinet besitzt 216 Stücke als Geschenk der Herren Hauptmann J. Kosterjitz und Oberstlieutenant Freiherrn v. Dürkheim.

Die Bronzen zeigen entschiedene Verwandtschaft mit denen der West-Schweiz, besonders aber mit den an anderen Orten Ober- und Mittel-Italiens gefundenen; sie liefern den Beweis des Zusammenhanges und Verkehrs der hier und dort wohnenden Völker. Für die Anfertigung wenigstens mancher Stücke an Ort und Stelle sprechen einige im Guß mißlungene, daher unbrauchbare, und mehrere unfertige Stücke. — Nach den Terrainverhältnissen war die Pfahlstelle früher weiter vom Festlande entfernt als jetzt, da hier eine stetige Inselbildung stattfindet. Als Gesammtergebniß stellt sich mit großer Wahrscheinlichkeit heraus, daß wir es hier mit einem Pfahlbau der Bronzeperiode zu thun haben; für eine Ansiedlung im See ist auch der Platz wegen des besonders ergiebigen Fischfanges geeignet. Das Volk, welches hier wohnte, waren die keltischen Caenomanni, die im 6. Jahrhundert vor Christi einwanderten und beständig Bundesgenossen der Römer waren; diesem müßte sonach die Seeansiedlung zugeschrieben werden; eine römische Colonie stand auf dieser Stelle nicht. Da die Entdeckung noch keineswegs abgeschlossen erscheint, so sind weitere Untersuchungen zum Zweck der Feststellung aller charakteristischen Umstände sehr wünschenswerth, die allen Anzeichen nach ein lohnendes Resultat versprechen.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Siegel legt vor einen von Herrn Prof. Dr. Bischoff eingesandten Aufsatz: „Ueber einen deutschen Rechtscodex der Krakauer Universitätsbibliothek.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 17. November 1864.

Das h. k. k. Staatsministerium übermittelt mit Zuschrift vom 15. September d. J. die fünfte Lieferung der „Karte des Donaustromes innerhalb der Grenzen des österreichischen Kaiserstaates“, enthaltend die Stromstrecke von Dömsöd unterhalb Pest bis zur Drau-Mündung.

Vor wenigen Stunden erst hatte das wirkliche Mitglied Herr W. Haidinger ein Schreiben von Herrn Dr. Ferd. Stoliczka erhalten, und zwar aus Simla im Himalaya, vom 3. October, nachdem der unternehmende Reisende seinen geologischen Ausflug in das Spitithal und über die Hochgebirge bis in das Thal des Indus nach Hanle erfolgreich zurückgelegt. Der Plan, einen Theil der chinesischen Provinz Tshu-Tshu zu durchwandern, mußte aufgegeben werden, weil die Einwohner zwar die Europäer, Herrn Dr. Stoliczka und seinen Collegen Herrn F. Mallet von der geologischen Landesaufnahme von Indien, frei durchlassen wollten, nicht aber die dieselben begleitenden Träger und Diener. Sie hatten, wie Herr Haidinger früher in der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt am 16. August mittheilte, mit 36 Coolies und 10 Dienern ihre Reise am 10. Juni angetreten. Die Himalaya-Kette, zwischen dem Sutluj und Indus, wurde in einer Höhe von 19.000 Fuß durch den Parang-la-Paß überschritten.

Den geologischen Theil der Expedition nennt Herr Dr. Stoliczka vollkommen gelungen. Im Spitithal, aus dem bisher nur zwei Formationen bekannt waren, gelang es demselben, neun verschiedene Formationen festzustellen. Bevor man den Bhalehpaß erreicht, ist man im Silurischen. Auf den silurischen Schichten liegt die Steinkohlenformation mit charakteristischen Fossilien. Hierauf mächtig entwickelt Kalkstein der Trias, mit Halobia Lommeli, globosen Ammoniten, Orthoceras, Aulocerаs und vielen Brachiopoden. Dann ein bituminöser Kalk mit dickschaligen Bivalven, etwas ähnlich Megalodon triqueter — ein ganzes Exemplar einen Fuß breit — gewonnen, wohl der rhätischen Stufe beizuzählen. Sodann Kalkstein mit Belemniten, wenigen Ammoniten, aber vielen Brachiopoden. Wahrscheinlich Lias. Am Parangpaß sehr ähnlich den alpinen Hierlatzschichten. Sodann thonig-schiefrige Schichten mit Concretionen, mit der bekannten Cephalopoden-Spiti-Fauna. Es sind dies die black shales. Dann folgen gelbliche kalkige Sandsteine mit avicula echinata und Opis. Wohl dem oberen Jura von Natheim zu vergleichen. Hierauf ein lichter Kalk mit Nodosaria, Dentalina, Cristellaria und Rudistenbruchstücken, wohl der Kreide angehörig, aus welcher Formation bisher keine Spur im Himalaya bekannt war, wohl aber in Persien. Ueber den letzteren ein Kalkmergel ohne Spur von Petrefacten, doch wohl von demselben Alter.

Die Aufnahme war sehr beschwerlich durch Hunger Durst und Kälte. Dagegen sah Stoliczka durch drei Monate nicht einen einzigen Baum! Selbst kleinere Gewächse verdecken den Anblick der Durchschnitte nicht! Ueberhaupt sehr wenig Vegetation. Nach Möglichkeit sammelte Stoliczka fleißig, Draba für Stur, Primeln für Schott wurden nicht vergessen, auch thierisches Leben so viel wie möglich beachtet. Im ganzen Spitithal nur drei Helices, eine Pupa und eine Lymnäa, „eine vollständige Himalaya-Fauna für Franz v. Hauer!" Auch an dreißig Mineralien und mancherlei verschiedenartige Gegenstände, Schriften, Waffen, Gemälde, wenn man sie so nennen darf, wurden gesammelt.

Stoliczka hatte unsere Sitzungsberichte der k. k. geologischen Reichsanstalt vom Mai, Juni und Juli in Simla bei seiner Rückkehr vorgefunden und drückt besonders seine Freude über die Genesung unseres hochverehrten Directors Hörnes aus.

Herr Dr. Julius Wiesner, Docent am k. k. polytechnischen Institute, legt eine „Untersuchung über das Auftreten der Pectinkörper in den Geweben der Runkelrübe" vor.

Ueber das Auftreten der Pectinkörper in der Zelle sind nur wenige und sich widersprechende Beobachtungen bekannt geworden. Nach Fremy kommen diese Körper innerhalb der primären Zellmembran vor, nach Kabsch und Aug. Vogl ist die Intercellularsubstanz der Sitz der Pectinkörper, und zwar hat Kabsch im Parenchym der Kohlrübe und der gelben Rübe, Vogl im Parenchym und in den Milchsaftgefäßen der Löwenzahnwurzel Pectose nachgewiesen. Dr. Wiesner hat gefunden, daß die Inter-

cellularsubstanz der Rübe durch Kochen im Wasser zu einer Gelatine aufquillt, die sich in Oxal-Citron- und Äpfelsäure löst, und folgert daraus, daß die desorganisirte Zellwand (Intercellularsubstanz) der Ort ist an welchem die Pectinkörper auftreten. Der Vortragende hat dieselben nicht nur im Parenchym, sondern in allen anderen Geweben der Runkelrübe, selbst im Periderm, in jungen Gefäßen und Holzzellen nachgewiesen, woselbst man bis jetzt diese Körper noch nicht beobachtete.

Der Vortragende benützt diese Auffindungen über das örtliche Vorkommen der Pectinstoffe zur Beurtheilung der Zuckerfabricationsmethoden. — Bei Anwendung der Reibe und Presse werden die Zellen zerrissen; es treten die Säuren des Zellsaftes (Oxal-, Citron- und Äpfelsäure) in unmittelbaren Contact mit der Intercellularsubstanz und wandeln dieselbe in lösliche Pectinstoffe um, welche den Rübensaft eben so verunreinigen, wie die Salze, Eiweißkörper, Säuren ꝛc. der Parenchymzellen. — Bei der im allgemeineren Gebrauche stehenden Maceration wird entweder heißes reines Wasser oder ein Wasser, das durch Kalkmilch alkalisch oder durch Schwefelsäure sauer gemacht wurde, zur Auslaugung der Rübe benützt; bei allen diesen Methoden kann aber eine Aufquellung der Intercellularsubstanz ebensowenig, als eine partielle Umsetzung derselben in lösliche Pectinstoffe vermieden werden: erstere erschwert den Austritt der Zuckerlösung aus der Zelle, letztere veranlaßt eine Verunreinigung der Zuckersäfte.

Dr. Wiesner bezeichnet die in neuester Zeit von Herrn Julius Robert erfundene osmotische Maceration als die vorzüglichste aller bis jetzt gebräuchlichen Methoden der Zuckersaftgewinnung. Die osmotische Maceration, mit welcher in der bekannten Zuckerfabrik zu Seelowitz in Mähren bereits ausgezeichnete Erfolge erzielt wurden, besteht darin, daß dünn geschnittene Rübenlamellen mit reinem Wasser zusammenkommen, welches im Contacte mit den Rüben eine Temperatur von höchstens 40 Grad R. zeigt, bei welcher Temperatur, wie der Vortragende gefunden hat, noch keine Aufquellung der Intercellularsubstanz stattfindet. Hiedurch wird ein doppelter Vortheil erreicht: der Austritt der Zuckerlösung wird nicht erschwert und die Verunreinigung des Saftes auf ein Minimum herabgedrückt.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr S. Marcus, Ingenieur und Mechaniker, zeigt der Classe die von ihm construirte thermo-elektrische Säule und demonstrirt die Leistungen derselben durch eine Reihe von Versuchen. Herr Marcus äußert sich hiebei wie folgt:

„Seitdem Seebeck im Jahre 1821 die thermo-elektrischen Ströme entdeckte, haben viele Gelehrte der Ausbildung der Theorie derselben ihre Thätigkeit zugewendet. Ungeachtet nach den bisherigen Untersuchungen kein Zweifel darüber besteht, daß Thermosäulen alle Wirkungen zeigen, welche man mittelst der gewöhnlichen galvanischen Säulen hervorbringen kann, so haben jene dennoch bisher keine praktische Bedeutung erlangt, obwohl sie im Gebrauche viel bequemer und billiger wären als diese. Der Grund hievon ist einfach der, daß alle bisher construirten Thermosäulen einen viel zu geringen Effect gaben, um mit der hydrogalvanischen Batterie auch nur entfernt rivalisiren zu können.“

„Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wenn es gelänge, kräftige thermo-elektrische Ströme hervorzubringen, also die Umwandlung der Wärme in Elektricität auch für höhere Grade zu bewirken, dies sowohl für die Wissenschaft, als auch für das praktische Leben von hoher Bedeutung wäre, habe ich diesem Gegenstande seit mehreren Jahren meine volle Thätigkeit zugewendet. Mit den Vorarbeiten über dieses Thema vertraut, stellte ich mir die Aufgabe, eine Thermosäule zu construiren, welche in allen Beziehungen die bisher gebräuchlichen hydro-elektrischen Batterien zu ersetzen vermöchte.“

„Die merkwürdige Thatsache, daß Legirungen in der thermo-elektrischen Reihe nicht zwischen jenen Metallen stehen, aus denen sie zusammengesetzt sind, war der Ausgangspunkt meiner Arbeiten. Mein Streben war dahin gerichtet, eine Combination zu finden,

welche bei möglichst großer thermo-elektrischer Kraft des Elementes einer hohen Temperatur widerstehen könne; denn dadurch würde der Vortheil großer Temperaturdifferenzen erreicht, ohne die eine der beiden Contactseiten der Elemente durch Schnee oder Eis abkühlen zu müssen."

„Ferner trachtete ich die Einrichtung so zu treffen, daß die thermo-elektrischen Elemente unmittelbar der Einwirkung einer Gasflamme oder des Kohlenfeuers ausgesetzt werden, und suchte endlich die Elemente so anzuordnen, daß in jedem nur einer der beiden Metallstäbe erwärmt werde, da die Erwärmung des anderen Stabes auf die Elektricitätsentwicklung ohne Einfluß ist."

„Mit Berücksichtigung dieser Umstände gelang es mir nach mannigfaltigen Versuchen, die Thermosäule, welche ich zu zeigen die Ehre habe, zu construiren und damit Effecte zu erzielen, welche eine unmittelbare Anwendung der Thermoströme für praktische Zwecke gestatten."

„Die elektromotorische Kraft eines der von mir angewandten Elemente zeigt sich bedeutend größer als bei Anwendung von Tellur, des äußersten Gliedes der thermo-elektrischen Reihe; sechs meiner Elemente genügen schon zur Wasserzersetzung; eine Säule von 30 Elementen erzeugt einen Elektromagnet mit einer Tragkraft von 150 Pfd. Die Wirkung auf den Inductionsapparat von Ruhmkorff zeigt sich eben so eclatant, wie bei Anwendung einer Batterie von mehreren Kohlenelementen; zur Vermittlung galvanoplastischer Vorgänge ist diese Säule, der außerordentlichen Gleichförmigkeit der Ströme wegen, besonders geeignet; eben so zu galvanocaustischen Operationen &c."

„Kurz, ihre Wirkungen sind nach allen Richtungen hin derart günstig, daß sie eine gewöhnliche Säule zu ersetzen vermag, wenn auch die Effecte sehr großer Batterien durch die Thermosäulen, die ich bis jetzt construirt habe, da ich darin noch lange nicht so weit gegangen bin, als möglich ist, nicht erreicht werden."

„Ich erlaube mir vorläufig, der hohen Classe nur einige Versuche vorzuführen, welche die Richtigkeit meiner Behauptung erhärten sollen, und behalte mir vor, demnächst die Construction meiner Thermosäule ausführlich darzulegen."

Folgende Abhandlungen werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt:

a. „Studien über den Phonautographen von Scott", von Herrn Ferd. Lippich. (Vorgelegt in der Sitzung vom 3. November 1864.)

b. „Le Ghiandole acinose dello stomaco", von Herrn Dr. Ruggero Cobelli. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

c. „Intorno ai sussidj meccanici meglio acconci a determinare con precisione il numero delle pulsazioni cardiache nei conigli", von den Herren G. P. Vlacovich und Cavaliere M. Vintschgau. (Vorgelegt in derselben Sitzung.)

d. „Die Angiesitkrystalle von Schwarzenbach und Miß in Kärnten", von Herrn Prof. Dr. V. v. Zepharovich. (Vorgelegt in der Sitzung vom 10. November 1864.)

Auszug aus dem Protokolle

der 11. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 6. October 1864 abgehalten wurde.

Se. Excellenz der Herr Präsident eröffnet die Sitzung, indem er die Anwesenheit der beiden Vertreter der k. ungarischen und der k. kroatisch-slavonischen Hofkanzlei, der

Herren Bischof Hofrath Krizmics und Hofrath Daubachy von Dolje als freudiges Ereigniß begrüßt. Es haben nämlich, so wie schon früher die siebenbürgische Hofkanzlei, nun auch Ihre Excellenzen die Herren Hofkanzler für Ungarn und für Dalmatien, Croatien und Slavonien ihre Geneigtheit ausgesprochen, die archäologischen Interessen der ihnen unterstehenden Königreiche im Schooße der Centralcommission vertreten zu lassen. Nachdem dieselben gleichzeitig auch die genannten anwesenden Herren zu Repräsentanten der bezüglichen k. Hofkanzleien im Schooße der Centralcommission bestimmt haben, wurden diese Herren schon zur heutigen Sitzung eingeladen und zwar um vorläufig den Gang der Verhandlungen kennen zu lernen, da der definitive Eintritt derselben als ständige Mitglieder der Commission von der allerhöchsten Genehmigung Sr. Majestät abhängt. Der Präsident bemerkt, daß er sich bereits an Se. Excellenz den Herrn Staatsminister gewendet habe um die allerhöchste Genehmigung zu der Ausdehnung des Wirkungskreises der Centralcommission auf die Königreiche Ungarn, Croatien und Slavonien, dann auf das Großfürstenthum Siebenbürgen und zu der Beiziehung von Vertretern der Centralstellen dieser Länder zu erwirken.

Nach erfolgter Begrüßung und Vorstellung der Herren Repräsentanten der k. ungarischen und der k. dalmatinisch-croatisch-slavonischen Hofkanzlei bringt Se. Excellenz der Herr Präsident zunächst einige Gegenstände zum Vortrag, deren Erledigung ihm vor dem Wiederzusammentritte der Commission nach den Ferienmonaten, geboten erschien.

Ueber Vorschlag des Prof. Oberbaurath Friedr. Schmidt, wurden die Architekten Rud. Schwengberger und C. König nach Verona und Venedig entsendet, um in ersterer Stadt nach den Angaben des Freiherrn v. Sacken für einen von demselben verfaßten Aufsatz die erforderlichen Aufnahmen der Kirche zu St. Zeno zu bewerkstelligen, in Venedig dagegen die Krypta des St. Marcus-Domes für die Zwecke der Centralcommission zu vermessen und aufzunehmen, beide Künstler werden in den nächsten Tagen zurück erwartet.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß genommen.

Die Centralcommission hat die dringend nothwendige Conservirung des Stammschlosses Tirol angeregt und sich im Verlaufe der darauf bezüglichen Verhandlungen an das k. k. Finanzministerium gewendet, damit die auf 540 fl. veranschlagten Kosten der Conservirungsarbeiten bewilligt werden mögen. Das k. k. Finanzministerium hat hierüber die Finanzlandesdirection zu Innsbruck ermächtigt, diese Arbeiten, bestehend in Vorkehrungen um dem Unterspülen der steilen Wand, auf der das Schloß steht, Einhalt zu thun, dann in einigen Herstellungen am Dache und an den Fenstern, sofort vornehmen zu lassen, und unter Einem die Centralcommission ersucht, der genannten Finanzlandesdirection die bezüglichen Bauacten ehethunlichst mitzutheilen. Diesem Ersuchen wurde ungesäumt entsprochen. Die Centralcommission nimmt auch diese Mittheilung zur Kenntniß.

Anläßlich der Herstellung eines neuen Plafonds an der im ehemaligen Cisterzienserstifte zu Sedlec untergebrachten Tabakfabrik sollen die daselbst befindlichen Fresken zerstört werden. Die k. k. Statthalterei in Prag hat sofort den Conservator für den Czaslauer Kreis Herrn Fr. Benesch nach Sedlec abgeordnet, damit er die besagten Fresken besichtige und sich darüber äußere. Der von Benesch erstattete Bericht wurde der Centralcommission vorgelegt. Aus demselben geht hervor, daß sich diese Freskogemälde in dem Mittelgebäude des ehemaligen Cisterzienser Stiftes, einem i. J. 1755 vollendeten Bau im Barockstil, befinden, dessen Decke so schadhaft und gefahrdrohend ist, daß sie wirklich nicht mehr erhalten werden kann. Die Gemälde stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und sind von Thaddäus Supper ausgeführt. Die an den Wänden befindlichen Fresken sind theilweise sehr beschädigt, die die Decke zierenden dagegen besser und frischer erhalten. Herr Benesch giebt eine ausführliche

Beschreibung sämmtlicher nach seiner Angabe interessanten Gemälde und zeigt an, daß der Photograph Konrad Dietrich in Kuttenberg sich bereit erklärte, die mittlere große Plafond-Freske und sechs der übrigen Bilder zu photographiren.

Um zur Illustrirung der zugesagten Beschreibung auch die Aufnahmen einiger der in Rede stehenden Gemälde für die Sammlungen der Centralcommission zu gewinnen, wurde die k. k. Statthalterei für Böhmen ersucht die photographische Aufnahme der von dem Conservator bezeichneten Bilder veranlassen zu wollen.

Die Centralcommission ertheilt dieser Verfügung ihre Zustimmung.

Die Statthalterei für Dalmatien hat es abgelehnt, sich bei der Landesvertretung in Zara zu verwenden, damit behufs der Ausgrabungen in Salona eine Dotation aus Landesmitteln bewilligt werde, und es der Centralcommission überlassen in dieser Beziehung mit der Landesvertretung in directen Verkehr zu treten. Die Eröffnung Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten, daß er sich hierauf unmittelbar an das Präsidium des dalmatinischen Landtages gewendet, und durch dieses dem letzteren die Wiederaufnahme der Ausgrabungen in Salona und die Instandhaltung des damit in Verbindung stehenden archäologischen Museums auf das dringendste habe empfehlen lassen, wird zur Kenntniß genommen.

Es wird nun zur Verhandlung noch unerledigter Gegenstände übergegangen.

Se. Excellenz Herr Staatsminister theilt mit, daß das k. k. Finanzministerium auf die beantragte Restaurirung der Burg Karlstein und auf die Absendung eines Sachverständigen zu diesem Zwecke solange nicht eingehen zu können erklärte, als hiezu der Etat der Finanzverwaltung in Anspruch genommen werden sollte; — da es jedoch wegen Ausführung einiger nothwendigen Reparaturen die erforderlichen Verfügungen zu treffen bereit wäre, wenn nicht etwa die Centralcommission für die Restaurirung der Burg die nothwendigen Geldmittel von dem Standpunkte der Erhaltung eines alten Baudenkmals in einer der nächsten Finanzperioden in Anspruch zu nehmen geneigt wäre.

Der Herr Staatsminister ersucht um die Aeußerung hierüber und in sachlicher Beziehung um die Wohlmeinung, ob die von dem Finanzministerium eventuell zugesagte Ausführung der aus den Vorlagen als nothwendig hervorkommenden Reparaturen hinreichend wäre, um für so lange, als wegen der gründlichen Restaurirung der Burg keine Vereinbarung getroffen wird, ergiebige Abhülfe zu gewähren und ob die vorliegenden technischen Ausarbeitungen als eine genügende Grundlage für die Ausführung zweckentsprechender Reparaturen angesehen werden können?

Es wird beschlossen diesen Gegenstand vorläufig dem Prof. Oberbaurath Herrn Friedr. Schmidt mit dem Ersuchen um gefällige Prüfung und Begutachtung zu übergeben, da derselbe gelegentlich einer in den Ferien mit seinen Schülern unternommenen Studienreise auch die Burg Karlstein besucht hat. Herr Prof. Rösner berichtet hierauf über seine im Auftrage der Centralcommission nach Südtirol unternommene Reise.

Derselbe hatte es übernommen, die Profanbauten aus der Renaissancezeit in Trient und die Burgen des Etschlandes zu besehen und Vorschläge zu erstatten, welche derselben zum Gegenstande der Publication durch die „Mittheilungen" zu machen wären. Außerdem war Prof. Rösner ersucht worden, bezüglich der von dem Conservator Herrn Trinkhauser beantragten Restaurationsbauten im Schlosse Tirol sein auf Autopsie fußendes Gutachten abzugeben und dabei:

1. auf die Restauration der dortigen romanischen Doppelcapelle und der Gruft im südwestlichen Flügel;

2 auf die Bedachung jener in Ruinen liegenden nördlichen Theile des Schlosses, welche noch ganze Gemächer zeigen, und

3. auf die Bekleidung der nackten Wände des „Rittersaales" im südwestlichen Flügel mit entsprechendem Getäfel Rücksicht zu nehmen.

Der Herr Referent berichtet nun bezüglich des Schlosses Tirol, und zwar:

ad 1. daß die Doppelcapelle und die Gruft mit einfachen, roh gezimmerten Holzdecken versehen sind, daß die erstere, das erst kürzlich auf Kosten Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig restaurirte alte Cruzifix enthaltend, nur nothdürftig und ganz unkünstlerisch zum gottesdienstlichen Gebrauche hergerichtet ist, und daß sich in dem leeren Gemäuer der Gruft bloß formlose Fensterlöcher befinden;

ad 2. daß der nördliche Tract des Schlosses in äußerst vernachlässigtem Zustande sich befinde und daß die Bedachung gerade hinreiche, um den nothdürftigsten Schutz gegen Wind und Wetter zu bieten;

ad 3. daß der sogenannte „Rittersaal" keine Spur von ehemals darin befindlichem Getäfel zeige, daß auch dieser Raum mit einer einfach gezimmerten Holzdecke abgeschlossen sei, die in der Mitte von vier ungeformten Balken getragen werde.

Prof. Rösner bezeichnet es in hohem Grade wünschenswerth, daß der ganze, so denkwürdige und künstlerisch interessante Bau in, wenn auch prunkloser, so doch stilgemäßer Weise restaurirt werde, und bemerkt, daß hinreichende Motive vorhanden wären, um als Anhaltspunkte bei den Herstellungen zu dienen. Ueber seinen Antrag wird beschlossen, sich vorläufig an Se. Durchlaucht den Herrn Statthalter zu wenden, und diesen zu ersuchen, daß der Landesbaudirectionsbeamte zu Innsbruck, Architekt Geppert nach Schloß Tirol abgeordnet werde, um den gegenwärtigen Bestand der Burg aufzunehmen und seine mit einem Kostenanschlag belegten Vorschläge zu erstatten, welche Arbeiten zunächst auszuführen wären, um dieselbe in einen würdigen Zustand zu versetzen.

Herr Prof. Rösner benützte seine Anwesenheit in Meran dazu, auch das dortige sogenannte Kelleramtsgebäude, die ehemalige Residenz der Tiroler Landesfürsten, in Augenschein zu nehmen. Er fand daselbst eine mit Fresken geschmückte Capelle nebst Sacristei, ein Empfangzimmer mit Erker, Holzgetäfel, Fensterbänken und alten Thüren, endlich ein Schlafgemach, ebenfalls mit Tafelwerk. Das Ganze ist so wohl erhalten und schön, daß es nach seiner Meinung verdiene, zum Gegenstande einer illustrirten Publication in den „Mittheilungen" gemacht zu werden.

Von Trienter Profanbauten aus der Renaissancezeit empfiehlt der Herr Referent zu gleichem Zwecke: das Castello di Trento (dermalen Caserne), den Palazzo Tabarelli, den Palazzo Galasso (auch del diavolo genannt), zwei Palazzi Sardagna, einen kleinen Palast in der Contrada Trinità, die Casa Tevini, die Casa Guarnieri und die Casa Cazuffi (jetzt Mazzonelli). Nebstbei erwähnt er den Unterbau der Orgel zu S. Maria Maggiore, der in Marmor ausgeführte, sehr reiche Ornamente venetianischer Renaissance zeige, und die alte romanische Kirche S. Apollinare bei Trient.

Von alten Burgen des Etschlandes nennt Prof. Rösner die Schlösser Gandegg, Englar, Freudenstein und den ehemals v. Söll'schen Ansitz in St. Anna, welche ganz oder in ihren Theilen und Appertinenzien in den „Mittheilungen" zur Darstellung zu bringen wären.

Dieser Bericht wird vorläufig zur Kenntniß genommen und Prof. Rösner zunächst ermächtigt, wegen der Aufnahme der oben bezeichneten wohlerhaltenen Räume des Kelleramtsgebäudes zu Meran durch einen verläßlichen Künstler weitere Anträge zu erstatten. Auch wegen der Aufnahme der übrigen Objecte wird es dem Herrn Referenten anheimgegeben, die geeigneten Mittel und Wege vorzuschlagen.

Laut einer kurzen Mittheilung des Präsidiums des hohen k. k. Staatsministeriums hat die Direction des k. k. Museums für Kunst und Industrie um die Anordnung ersucht, daß bei vorkommenden Bewilligungen von Restaurationsbauten an monumentalen Gebäuden des Inlandes dieser Direction davon Kenntniß gegeben werde, um bei solchen Anlässen für die Abnahme von Gipsabgüssen zu Zwecken des Museums Sorge tragen zu können.

Diese Mittheilung wird zur Kenntniß und Nachachtung genommen.

Schließlich fand sich die Centralcommission noch bestimmt den Pfarrer J. Thaler in Kuens und den k. k. Forstmeister Philipp Neeb in Bozen, deren Eifer, Kenntnisse und Verdienste auf dem Gebiete der Archäologie in einem Berichte Sr. Durchlaucht des Herrn Statthalters in Tirol, Fürsten v. Lobkowitz, rühmend hervorgehoben wurden, zu ihren Correspondenten zu ernennen.

Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

K. k. geographische Gesellschaft.

Versammlung am 25. October 1864.

Der Präsident Herr Dr. Theod. Kotschy führte den Vorsitz, und hieß die Versammlung bei Beginn der Winterperiode herzlich willkommen.

Der Secretär Herr k. k. Bergrath F. Foetterle theilte mit, daß das verstorbene Mitglied Se. Excellenz Herr R. Freiherr von Hietzinger der k. k. geographischen Gesellschaft als Legat sämmtliche geographischen und statistischen Werke, bestehend aus 336 Nummern mit 452 Bänden und 4 Karten, aus seiner Bibliothek vermacht habe.

Ueber Antrag des Ausschusses werden die Herren A. Mück und F. Leschtina zu ordentlichen und Herr Dr. G. Schweinfurth, gegenwärtig auf Reisen am blauen Nil, zum correspondirenden Mitgliede gewählt.

Herr k. k. Schulrath Dr. M. Becker bespricht die fünfte Lieferung der von dem k. k. Staatsministerium herausgegebenen Stromkarte der Donau, welche der Gesellschaft von dem h. Staatsministerium als Geschenk zugekommen ist. Dieselbe umfaßt 16 Blätter und reicht von Duna-Pentele bis Dalja, und ist wie die früheren Lieferungen in dem Maßstabe von 400 Klaftern auf einen Zoll ausgeführt.

Herr Dr. T. Kotschy gab Nachricht über die Untersuchungen des Dr. G. Schweinfurth in den vom rothen Meere westlich gelegenen Küstengebirgen zwischen Kossejr und Suakim, welche sich bis zu einer Höhe von 6900 Fuß erheben sollen. Von den dortigen wilden und ungastfreundlichen Einwohnern, den Bischariin, sind ihm viele Hindernisse in den Weg gelegt worden, so daß er sich häufig nur in nächtlicher Weile durchschlagen konnte. Doch soll seine botanische Ausbeute eine sehr bedeutende sein. Die große nubische Wüste zwischen dem Nil und dem rothen Meere wird von zwei verschiedenen Nomadenstämmen bewohnt. Der nördliche Theil gehört den Abadieh's, einem aus Arabien eingewanderten biederen, sanften und zuverläßigen Volke an. Ihre südlichen Nachbarn, die Bischariin, sind ihnen an Streitkräften bedeutend überlegen, dabei jedoch sehr wild, grausam und rachsüchtig. Herr Dr. Schweinfurth gedenkt nun über Suakim und Chartum nach Sennar und auf den Berg Guhle zu gelangen, um von hier aus weiter südwärts vorzudringen, und die Zuflüsse des Nil kennen zu lernen.

Herr Bergrath Foetterle theilte den Inhalt einer Abhandlung des Herrn Dr. S. Friedmann in München mit, in welcher derselbe die Ursache der nicht periodischen Erscheinungen des Witterungswechsels aus dem Einflusse der vulkanischen Thätigkeit in dem Erdinnern und deren Communication mit der äußeren Atmosphäre der Erde zu erklären sucht.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung

Musikalische Litteratur.

I.

(„Franz Schubert", von Dr. Heinrich Kreißle v. Hellborn. Wien 1865. Verlag von C. Gerolds Sohn.)

Unter dem Titel „Franz Schubert. Eine biographische Skizze von Dr. v. Kreißle" erschien vor drei Jahren eine Monographie, welche durch ihr interessantes neues Material die Aufmerksamkeit der musikalischen Lesewelt, der Verehrer Schuberts insbesondere auf sich zog. Die wohlwollende Aufnahme, welche jenes Büchlein trotz seiner Lückenhaftigkeit und der ärmlichen äußeren Ausstattung fand, mußte in dem Verfasser den Wunsch erregen, daraus eine vollständige Biographie Schuberts hervorgehen zu lassen. Herr v. Kreißle, seither unablässig bemüht, seine Nachforschungen über Schuberts Leben und Werke nach allen Richtungen auszubreiten, ist dabei vom Glück begünstigt gewesen. Noch leben mehrere nähere Freunde Schuberts, von denen glaubwürdige Mittheilungen über dessen Persönlichkeit zu erlangen waren, noch war es möglich, die vielfach verschlungenen Schicksale zu entwirren, welchen einzelne Compositionen Schuberts verfallen sind. Allein die Zahl glaubwürdiger Augenzeugen und zweifelloser Beweismittel verringert sich von Jahr zu Jahr — es war hohe Zeit zu sammeln und festzuhalten, was davon noch zu erreichen stand. Das hat Herr v. Kreißle mit rühmlichstem Eifer und gewissenhafter Genauigkeit gethan. Die Schwierigkeiten des Unternehmens verhehlt er sich nicht, er räumt ein, daß „jede Biographie Schuberts wegen des Mangels an innigen Wechselbeziehungen zwischen dessen innerem und äußerem Leben mehr oder weniger das Gepräge des Skizzenhaften tragen wird". Dennoch ließ sich der Verfasser nicht abschrecken. „Es ist — sagt er in der Vorrede — meine auf Erfahrung gestützte Ueberzeugung, daß in nicht ferner Zeit bei dem allmäligen Heimgang der noch lebenden Zeugen von Schuberts äußerer Existenz eine Biographie dieses Tondichters schlechterdings zu den Unmöglichkeiten gehören wird, und daß fürder, ungeachtet so mancher unvermeidlicher Lücken, im wesentlichen kaum ein Mehreres geboten werden dürfte, als in dieser Darstellung enthalten ist". Vielleicht ist es dem geneigten Leser willkommen, wenn wir ihn raschen Fluges durch die umfangreiche Erzählung Herrn v. Kreißle's führen, nur bei jenen Partieen einen Augenblick verweilend, welche Wichtiges und Neues mittheilen.

Schuberts Vater (eines Bauers Sohn aus Mährisch-Neudorf) war bekanntlich Schullehrer bei der Pfarre „zu den h. 14 Nothhelfern" in der Vorstadt

Lichtenthal. Seine erste Frau (Franz Schuberts Mutter) war eine Schlesierin, Elisabeth Fitz, und vor ihrer Verheiratung als Köchin in Wien bedienstet. Franz Schubert verlebte seine Kinder- und Knabenzeit im elterlichen Hause, seine schöne Sopranstimme und sein früh entwickeltes musikalisches Talent verhalfen dem eilfjährigen Knaben zur Aufnahme in die Hofcapelle (als Sängerknabe) und zu einem Stiftungsplatze im Convict. Im Convict wurde damals sehr viel Musik getrieben; ein vollständiges, bloß aus Convictzöglingen gebildetes Orchester hielt fast täglich Uebungen und führte Haydns und Mozarts Symphonien ganz tüchtig auf. Schubert spielte die erste Violine und übernahm auch bald die Leitung des kleinen Orchesters. Diese Aufführungen wurden ihm natürlich zur mächtigsten Anregung, sich selbst im Componiren zu versuchen. Melodien strömten ihm in Fülle zu und der Verbrauch an Notenpapier (Freund Spaun versah ihn damit) wurde bald ein sehr ansehnlicher. Daß Franz während seiner Convictszeit sich sehr knapp behelfen mußte, beweist folgender charakteristische Brief vom 24. November 1812 an seinen Bruder Ferdinand:

Gleich heraus damit, was mir am Herzen liegt, und so komme ich eher zu meinem Zwecke, und Du wirst nicht durch liebe Umschweife lang aufgehalten. Schon lange habe ich über meine Lage nachgedacht, und gefunden, daß sie im Ganzen genommen zwar gut sei, aber noch hie und da verbessert werden könnte; Du weißt aus Erfahrung, daß man doch manchmal eine Semmel und ein paar Aepfel essen möchte, um so mehr, wenn man nach einem mittelmäßigen Mittagsmahle nach $8^1/_2$ Stunden erst ein armseliges Nachtmahl erwarten darf. Dieser schon oft sich aufgedrungene Wunsch stellt sich nun immer mehr ein, und ich mußte nolens volens endlich eine Abänderung treffen. Die paar Groschen, die ich vom Herrn Vater bekomme, sind in den ersten Tagen beim T—, was soll ich dann die übrige Zeit thun?

„Die auf dich hoffen, werden nicht zu Schanden werden. Matth. Cap. 2, V. 4." So dachte auch ich. — Was wär's denn auch, wenn Du mir monatlich ein paar Kreuzer zukommen ließest. Du würdest es nicht einmal spüren, indem ich mich in meiner Klause für glücklich hielte und zufrieden sein würde. Wie gesagt, ich stütze mich auf die Worte Apostels Matthäus, der da spricht: Wer zwei Röcke hat, der gebe einen den Armen. Indessen wünsche ich, daß Du der Stimme Gehör geben mögest, die Dir unaufhörlich zuruft,

Deines
Dich liebenden, armen hoffenden
und nochmal armen Bruders Franz
zu erinnern.

Im Jahre 1813, fünf Jahre nach seinem Eintritte in das Convict, verließ er, da seine Stimme zu mutiren anfing, diese Anstalt und kehrte ins elterliche Haus zurück. Eine zweimal sich wiederholende Aufforderung, sich zum Militärdienst zu stellen, veranlaßte Schubert, welcher dieser Gefahr für alle Zeit entgehen wollte, bei seinem Vater als Schulgehülfe einzutreten. Drei Jahre lang versah er dieses ihm verhaßte Amt mit allem Eifer, bis ihm der geistige Druck endlich zu lästig ward und er sich entschloß, sich ganz der Tonkunst zu widmen. Bereits hatte Schuberts Talent sich in kleineren Kreisen Bahn gebrochen und sein Fleiß war rastlos. In den Jahren 1813 bis 1817 wanderte Schubert mit seinen Aus-

arbeitungen regelmäßig zu dem Hofcapellmeister Salieri, der das Genie seines Schülers allerdings erkannte, aber, einer ganz verschiedenen Richtung angehörig, dasselbe nicht in dem Maß zu fördern vermochte, als Schuberts Freunde gehofft. Das Beste wußte Schubert jederzeit aus sich selbst zu schöpfen, unausgesetztes Produciren verhalf ihm früh zur sicheren Herrschaft über das Tonmaterial. Indeß, die künstlerische Kraft im Componisten lebt nicht von Tönen allein, es müssen ihr auch andere Bildungsquellen zufließen. Wenn wir den Sänger Vogl ausnehmen, so sehen wir von Schuberts Freunden gerade die nichtmusikalischen bedeutenden Einfluß auf ihn nehmen; so die Dichter Johann Mayrhofer, Franz v. Schober, Ed. Bauernfeld, den Maler Schwind u. A. Namentlich der viel ältere Mayrhofer, ein vielseitig gebildeter, poetischer Sonderling, der später ein so tragisches Ende nahm, führte Schubert tiefer in das Wesen der Poesie ein, schrieb viele Gedichte und sogar zwei Operntexte für ihn.

Das Jahr 1815 (Schuberts achtzehntes) war quantitativ wohl das musikalisch ergiebigste seines Lebens. Eine große Anzahl Lieder, zwei Sonaten, zwei Symphonien und nicht weniger als sechs Singspiele [1] schuf der junge Tonmeister in diesem einen Jahr. Der Drang, Opernmusik zu schreiben, war in Schubert unwiderstehlich geworden, nach seiner Weise producirte er auch in dieser Gattung gleich massenhaft. Die meist ganz veralteten Textbücher lassen eine theatralische Wiederbelebung der Schubert'schen Opern und Singspiele kaum mehr hoffen, doch stimmen wir mit Herrn v. Kreißle vollkommen überein, wenn er die rein musikalischen Schätze daraus durch Concertaufführungen zu retten und zu erhalten empfiehlt. Was zu Schuberts Lebzeiten von seinen dramatischen Compositionen wirklich zur Aufführung gelangt ist, gehörte ausschließlich dem Melodrama und der musikalischen Posse an.

In das Jahr 1816 fällt die Composition der Cantate „Prometheus" für Solostimmen, Chor und Orchester, die leider spurlos verschwunden ist. Mehrere Rechtshörer (darunter der spätere Handelsminister Graf C. Wickenburg) beschlossen, ihren Prof. Watteroth zu seinem Namenstag mit einer musikalischen Feier zu überraschen. Der Studirende Philipp v. Dräxler (derzeit Hofrath im Obersthofmeisteramte) dichtete die Cantate „Prometheus" und übergab sie Schubert zur Composition. Das Tonwerk wurde am 24. Juli in Watteroths Garten aufgeführt und machte auf alle Hörer einen bedeutenden Eindruck. Leop. v. Sonnleithner schlug es sogar für die Concerte des Musikvereines vor, drang aber mit seinem Antrage nicht durch, da man „von einem so jungen, noch nicht anerkannten Tonsetzer" nichts wissen wollte. Die Cantate wurde später noch mehrmals in Wien und außerhalb (z. B. in Innsbruck durch Gänsbacher, im Stift St. Göttweih ꝛc.) aufgeführt, in Schuberts Nachlaß wurde sie aber nicht mehr gefunden und ist, wie gesagt, auf räthselhafte Weise verschwunden.

[1] Die Titel derselben sind: „Der vierjährige Posten" (von Th. Körner), „Fernando" „Claudine von Villabella" (v. Goethe). „Die beiden Freunde von Salamanca", „Der Spiegelritter" und „Der Minnesänger".

Auch die Composition einer dreiactigen Oper, „Die Bürgschaft", begann Schubert mit großer Energie, vollendete sie jedoch nicht. Wenn man den unglaublich albernen Text dieser (nach Schillers Ballade bearbeiteten) Oper zu Gesicht bekommt, muß man staunen, daß Schubert überhaupt auch nur den kleinsten Theil seines Talentes und seiner Zeit daran verschwendete [1]. In der Wahl seiner Texte verfuhr Schubert zeitlebens sehr kritiklos; er mußte produciren, mußte dem in ihm wogenden musikalischen Gedankenstrom Abfluß verschaffen, und da frug er nicht lange, wie und wohin. In dieser Hinsicht war Schubert das gerade Gegentheil des wählerischen, fein gebildeten, mitunter zaghaften Mendelssohn. Mendelssohn hat nie eine große Oper vollendet, weil jedes Libretto, das man ihm bot, ihm zu schlecht dünkte, Schuberts große Opern sind für uns verloren, weil ihm jeder Text gut genug war.

Sehr anziehend und charakteristisch sind einige Tagebuchnotizen Schuberts (aus den Jahren 1816 bis 1824), die Herr v Kreißle mittheilt, echte, volle Klänge aus dem tiefen, einfachen Gemüth des Tondichters. Wichtig zur genaueren Beurtheilung von Schuberts künstlerischem Entwicklungsgang scheinen uns zwei dieser Bemerkungen, besonders wenn man sie im Zusammenhang auffaßt. Schubert schreibt am 13. Juni 1816: „Ein heller, lichter, schöner Tag wird dieser durch mein ganzes Leben bleiben. Wie von ferne, leise hallen mir noch die Zaubertöne von Mozarts Musik. So bleiben uns diese schönen Abdrücke in der Seele, welche keine Zeit, keine Umstände verwischen und wohlthätig auf unser Dasein wirken. O Mozart, unsterblicher Mozart! wie viele und wie unendlich viele solche wohlthätige Abdrücke eines lichten, besseren Lebens hast Du in unsere Seele geprägt!"

Am 16. Juni desselben Jahres schreibt Schubert, von Salieri's Jubelfeier nach Hause gekommen, Folgendes nieder: „Schön und erquickend muß es dem Künstler sein, seine Schüler alle um sich versammelt zu sehen, wie jeder sich strebt, zu seiner Jubelfeier das Beste zu leisten; in allen diesen Compositionen bloße Natur mit ihrem Ausdruck, frei von aller Bizarrerie zu hören, welche bei den meisten Tonsetzern jetzt zu herrschen pflegt, und einem unserer größten deutschen Künstler beinahe allein zu verdanken ist; von dieser Bizarrerie, welche das Tragische mit dem Komischen, das Angenehme mit dem Widrigen, das Heroische mit Heulerei, das Heiligste mit dem Harlecchino vereint, verwechselt, nicht unterscheidet und die Menschen in Raserei versetzt, statt in Liebe auflöst u. s. w."

[1] Möros führt sich mit folgender Arie ein:

„Muß ich fühlen in tiefer Brust
Tiefes Elend, tiefe Schmach,
Und mit dieser Rachelust!
Und ich bin so klein und schwach!
Feste giebt es heute wieder
Bei dem König an dem Hof,
Uebermuth singt üppige Lieder
Bei den Prassern zu dem Soff!" 2c.

Unseres Erachtens (Herr v. Kreißle spricht sich darüber nicht aus) kann Schubert unter dem großen deutschen Künstler, der das „Bizarre" in Schwung gebracht, nur Beethoven gemeint haben. Zusammengehalten mit dem vorhergehenden Tagebuchblatt und dessen enthusiastischem Mozart-Cultus, beweist diese Aeußerung, daß Schubert doch eine Periode hatte, wo Mozart sein „musikalischer Hausgott" war, und das Mozart'sche Idealitätsprincip seine Norm. Wenn auch später Schuberts Verehrung für Beethoven jede andere in Schatten drängte, so kann man doch nicht mit vollem Grund behaupten, es könne bei Schubert eigentlich nur von einem „Beethoven'schen Einfluß die Rede sein", wie Herr v. Kreißle (S. 22) annimmt. Ja selbst Zumstegs maßgebender Einfluß auf eine frühe Periode und ein begrenztes Gebiet von Schuberts Schaffen, nämlich dessen Balladen, scheint uns so auffallend, daß er mehr betont zu werden verdiente.

In das Jahr 1817 fällt Schuberts Bekanntschaft mit dem trefflichen Hofopernsänger Michael Vogl, der bekanntlich Schuberts Lieder zuerst in weitere Kreise einführte und im Leben unseres Componisten eine sehr wichtige Rolle spielte. (Vogl starb im Jahre 1840, im 73. Lebensjahre, überlebte also den 20 Jahre jüngeren Schubert um 12 Jahre.) Ueber das oft allzu ideal dargestellte Verhältniß zwischen Schubert und Vogl macht Herr v. Kreißle folgende sehr richtige Bemerkung: „Von einem Freundschaftsverhältniß im eigentlichen Sinne des Wortes war bei diesem Gegensatz der Naturen nicht die Spur; und selbst die rein musikalische Seite ins Auge gefaßt, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dieses im Künstlerleben vielleicht einzig dastehende Verhältniß auch seine Kehrseite hatte. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß Schubert unter des Sängers Einfluß viele Lieder für eine Stimmlage schrieb, die sich eben selten vorfindet, während Vogl, dessen Organ sie angepaßt waren, gerade dadurch, daß er mit einem tonlos gesprochenen Wort, einem Aufschrei oder Falsett-Ton von dem natürlichen und künstlerisch allein zu rechtfertigenden Gesang abwich, die gewaltigsten Effecte zu erzielen wußte. Als eine weitere, nicht eben erwünschte Folge darf auch die Thatsache bezeichnet werden, daß Schubert dem Sänger zu Gefallen sich mit der Production von Liedern überhaupt, und insbesondere von solchen kleinerer Art angelegentlicher beschäftigt hat, als dies sonst der Fall gewesen sein würde".

Ein freundliches, poetisch angehauchtes Intermezzo in Schuberts Leben war dessen Sommeraufenthalt in Zélecz beim Grafen Esterhazy (1818 und 1824). Schubert gab den Comtessen Musikunterricht. Da die ganze Familie musikalisch war, fühlte sich Schubert zu neuen Schöpfungen dort auf das glücklichste angeregt. Stücke, wie das „Ungarische Divertissement" und andere bei Esterhazy entstandene Compositionen schimmern im Abglanz fröhlicher Tage und überdies recht local im Nachklang ungarischer Volksmelodien.

Die Rossini-Schwärmerei, welche anfangs der zwanziger Jahre das Wiener Publicum ganz erfüllte, verminderte Schuberts Hoffnung, eine seiner zwei großen Opern („Fierabras" und „Alfonso und Estrella") in Wien aufgeführt zu sehen. Dennoch bekannte der neidlose Schubert sich als aufrichtigen Bewunderer Rossini's

und war ein fleißiger und aufmerksamer Besucher der italienischen Oper. „Außerordentliches Genie kann man Rossini nicht absprechen", schreibt Schubert 1819 an Hüttenbrenner. Im Sommer dieses Jahres begab sich Schubert zum ersten Male nach Ober-Oesterreich, wo er in Linz, Salzburg und Steyr kurzen Aufenthalt nahm. Durch diese Gegenden wanderte er stets am liebsten, fühlte sich dort am glücklichsten. Besonders in „Stadt Steyr" (der Heimat Mayrhofers und Vogls) befand er sich behaglich, einige liebenswürdige und musikliebende Familien daselbst nahmen ihn gerne auf und ließen ihn bald heimisch werden. Im Jahre 1820 trat Schubert zum ersten Male — und seltsamer Weise mit einem dramatischen Werke vor das große Publicum seiner Vaterstadt. Noch war keine Note von Schubert gedruckt, der bereits ein paar hundert Lieder geschrieben hatte, als man (14. Juni 1820) ein einactiges Singspiel von ihm, „Die Zwillinge", im Kärntnerthortheater aufführte. Man lobte die Musik, die aber nicht hindern konnte, daß das Singspiel, wohl durch die Schuld des albernen Textes, nach der sechsten Vorstellung für immer vom Repertoir verschwand. Bald darauf kam ein neues schauerliches Zauberspiel in drei Acten, „Die Zauberharfe", im Theater an der Wien zur Aufführung und zum — Durchfall. Schubert hatte leider auch an dies Machwerk seine reizende Musik verschwendet; sie verdiente einmal wieder ans Tageslicht gebracht zu werden, da Schubert selbst sie zu seinen gelungeneren Arbeiten zählte.

Im Jahre 1821 wurden Schuberts Leistungen im Liederfach zuerst dem großen Publicum bekannt, die Herausgabe mehrerer seiner Compositionen auf eine für ihn vortheilhafte Weise eingeleitet, endlich seinem Talent so warme Anerkennung von Seite einflußreicher Männer gespendet, daß von diesem Momente die Constellation äußerst günstig schien. Einer vielfach verbreiteten Meinung gegenüber, welche das Wiener Publicum und speciell Schuberts Freunde für dessen gedrückte Lage verantwortlich macht, sucht Herr v. Kreißle diese Anschuldigungen auf das rechte Maß zurückzuführen und nachzuweisen, daß es Schubert niemals an wahren Freunden gefehlt, die sein Genie erkannten und ihn mit Rath und That zu unterstützen bereit waren. Schubert selbst, sorglos und unpraktisch, ließ mehr als eine günstige Gelegenheit zur Consolidirung seiner Lage ungenützt vorübergehen. Vollkommene Freiheit der Bewegung war sein erstes und höchstes Bedürfniß, dem er alle anderen Rücksichten zum Opfer brachte. Drei sehr interessante Zeugnisse über Schuberts Begabung und Tüchtigkeit werden hier zum ersten Male veröffentlicht. Das erste ist von dem Musikschriftsteller Hofsecretär v. Mosel, das zweite von Jos. Weigl und Salieri, das dritte vom Grafen Moriz Dietrichstein (damals Hofmusikgraf) ausgestellt, der diese Kundgebungen offenbar aus freien Stücken veranlaßt hatte, um Schubert zu nützen. Wir übergehen den bekannten Vorgang mit der Herausgabe von Schuberts Opus 1, dem „Erlkönig", welche von Leop. v. Sonnleithner angeregt und durch eine Subscription im Kreise seiner Freunde ermöglicht wurde. Der „Erlkönig" machte überall Furore — ein unvergleichlich bedeutenderes Werk aber, der „Gesang der Geister über dem Wasser", fand gleich-

zeitig fast einstimmige Verurtheilung. Es ist derselbe Chor, der in neuester Zeit durch Herrn Herbeck wieder ins Leben gerufen wurde und seither die kostbarste Nummer im Repertoir des Wiener Männergesangvereines bildet.

Einige wiederholte Ausflüge nach Ober-Oesterreich und Salzburg mit Vogl und Franz v. Schober, ein vergnügter Aufenthalt bei der Familie Pachler in Graz, sind so ziemlich die einzigen Ereignisse, welche den einförmig ruhigen Fluß der folgenden Jahre Schuberts unterbrachen.

Neu und jedenfalls interessanter als erfreulich, ist, was Herr v. Kreißle von Schuberts Zusammentreffen mit C. M. v. Weber (1823) erzählt Schubert soll mit einem kühlen Urtheil über die „Euryanthe“, in der er „wenig Gemüthlichkeit“ fand, Weber aufgebracht haben. Dieser äußerte gegen dritte Personen, Schubert solle früher etwas lernen, ehe er ihn beurtheile. Um nun zu beweisen, daß er wirklich „etwas gelernt“ habe, ging Schubert zu Weber und zeigte ihm die Partitur seiner Oper „Alfonso und Estrella“. Weber war aber noch immer so gereizt, daß er sein Urtheil in den Ausspruch zusammenfaßte: „Die ersten Hunde und die ersten Opern wirft man ins Wasser“ [1]. Seltsam und beklagenswerth ist es, daß Schubert und Beethoven, die jahrelang dieselbe Stadt bewohnten, niemals ein Verhältniß zu einander gewannen. Schuberts Verehrung für Beethoven grenzte, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, an Vergötterung; sein letzter Wunsch auf dem Todtenbette war, in Beethovens Nähe begraben zu werden. Trotzdem konnte der bescheidene Schubert eine gewisse Scheu nicht überwinden, sich dem verehrten Meister persönlich zu nähern. Ja, wie die Sachen gegenwärtig liegen, ist es, aller Bemühungen Kreißle's ungeachtet, nicht einmal gewiß, ob Schubert jemals mit Beethoven gesprochen habe oder nicht! Der Erzählung Schindlers von Schuberts Besuch bei Beethoven steht das Zeugniß Hüttenbrenners diametral entgegen, dem zufolge Schubert bei diesem ersten und letzten Besuch Beethoven gar nicht angetroffen, ihn somit niemals gesprochen hätte. Erst im Tode sollten sich die beiden großen Tondichter näher stehen; nur ein fußbreit Erde trennt ihre letzten Ruhestätten auf dem Währiger Friedhofe.

Die vier letzten Capitel des Kreißle'schen Buches handeln von Schuberts Persönlichkeit, bringen eine Charakteristik seiner musikalischen Werke, erzählen die mannigfachen Schicksale derselben und schließen endlich mit einem sehr dankenswerthen Verzeichniß aller Schubert'schen Compositionen [2].

[1] Der Ausspruch erscheint um so zweifelloser, als Weber ihn bei verschiedenen Gelegenheiten that. Referent hörte oft aus Tomaschecks Munde, daß Weber über seine eigenen Jugendopern gern mit demselben Vergleich urtheilte.

[2] „Die äußere Erscheinung unseres Tondichters“, sagt v. Kreißle, „war nichts weniger als anziehend Sein rundes, dickes, etwas aufgedunsenes Gesicht, die niedere Stirn, die aufgeworfenen Lippen, buschigen Augenbrauen, die stumpfe Nase und das gekräuselte Haar gaben seinem Kopf ein mohrenartiges Aussehen. Seine Statur war unter Mittelgröße, Rücken und Schultern gerundet, die Arme und Hände fleischig, die Finger kurz. Der Ausdruck seines Gesichtes konnte weder als geistreich noch als freundlich gelten, und nur dann, wenn ihn Musik oder Gespräche

Wir können nicht läugnen, daß eine gedrängtere Abfassung des Buches, eine strengere Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem demselben ungemein zu statten gekommen wäre und daß eine zweite Auflage durch Verminderung des unnützen Ballastes sowohl im erzählenden als im ästhetisch-kritischen Theile nur gewinnen würde. Indeß bietet Kreißle's Schubert-Biographie eine solche Fülle neuen und interessanten Materials, sie beruht auf so vertrauenswürdiger, gewissenhafter Forschung und tüchtiger künstlerischer Gesinnung, daß sie — für jede musikalische Bibliothek unentbehrlich — überall einer dankbaren Aufnahme gewärtig sein kann. E. H.

Ueber Pfahlbauten.

Aus einem Vortrage, gehalten von Prof. Dr. F. v. Hochstetter im Vereine zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

(Schluß.)

Fassen wir die einzelnen Züge zusammen, so bekommen wir ein ziemlich vollständiges Culturbild von den Pfahlbautenbewohnern. Sie erscheinen uns darnach keineswegs als ein wildes Fischer- und Jagdvolk, sondern als ein Volk, das neben Jagd und Fischfang auch Ackerbau und Viehzucht betrieb, das in ordentlichen Hütten wohnte und sich in Thierfelle und selbst gewebte Leinwand kleidete. Seine Geräthschaften, Werkzeuge und Waffen waren aus Holz, Knochen und Stein gearbeitet, und wahrscheinlich nur die Reicheren, die Häuptlinge namentlich und ihre Familien, waren in der Lage, sich die schönen und kostbaren Werkzeuge, Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronze anzuschaffen, die ob sie nun im Lande selbst fabricirt waren oder durch fremde Kaufleute eingeführt wurden, gewiß damals so theuer waren, wie im Mittelalter eine schöne Ritterrüstung. Damit sind wir in unserer Betrachtung bei dem Punkte angelangt, wo wir nach dem Alter und Zweck der Pfahlbauten zu fragen haben.

Der griechische Geschichtschreiber Herodot, der 444 Jahre vor Christo lebte, erzählt von einem asiatischen Volksstamm am See Prasias in Thracien, der von Megabozos, dem Feldherrn des Darius, nicht bezwungen werden konnte, weil er „in dem See selber" wohnte, auf folgende Art: „Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Auf dem Gerüst hat ein Jeder eine Hütte, darin er lebt, und eine

aufregten, fing sein Auge zu blitzen an und belebten sich seine Züge. In seinem Wesen sprach sich eine gewisse Behaglichkeit aus, und ein gutmüthiger Witz, der diesem Wohlbehagen entsprang, so wie sein Trieb nach Geselligkeit waren die Ursache, daß sich Menschen von heiterer Gemüthsart und leichtem Sinne gerne ihm anschlossen."

Fallthür durch das Gerüst, die da hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie an einem Fuß an mit einem Seil, aus Furcht, daß sie hinunterrollen". — Nach Strabo's und Cäsars Mittheilungen hatten auch die alten Belgier in Sümpfen Pfahlwerke als Zufluchtsstätten gegen Feinde. Bei den Papuas in Neu-Guinea und auf den Sunda-Inseln trifft man nach Dumont d'Urville's Schilderungen heutzutage noch Pfahlbauten. Allein wir brauchen nicht so weit zu gehen, wenn wir wollen; denn der österreichische Kaiserstaat besitzt die berühmteste, modernste und großartigste aller Pfahlbauten, eine Pfahlbaustadt im Meere — Venedig.

Ich erwähne dies nur, um daran zu erinnern, daß Pfahlbauten an und für sich eine Erscheinung sind, die weder für ein bestimmtes Zeitalter, noch für ein bestimmtes Volk ausschließlich charakteristisch ist, und daß dieselben auch sehr verschiedenen Zwecken dienen können.

Es frägt sich also, aus welcher Zeit stammen die schweizerischen Pfahlbauten und zu welchem Zwecke waren diese angelegt? Damit kommen wir zur antiquarisch-historischen Seite der Frage und da gehen die Ansichten ziemlich weit auseinander.

Die herrschende Ansicht, die sich namentlich auf die Beweisführungen nordischer Gelehrten stützt, geht davon aus, daß man in der culturgeschichtlichen Entwicklung der europäischen Völker drei Zeitalter zu unterscheiden habe, als drei Culturperioden, deren Dauer sich wahrscheinlich über Jahrtausende erstreckt habe:

1. Das Steinalter oder die Steinzeit, in welcher diese Völker noch keine Metalle kannten.
2. Das Bronzealter oder die Erzzeit, welche nach der Steinzeit folgte, und
3. die Eisenzeit.

In diesen von nordischen Gelehrten verfertigten Rahmen hat man die Entdeckungen der Schweiz hineingepaßt. Da die Pfahlbauten der Ost-Schweiz fast ausschließlich Steinwerkzeuge geliefert haben, die der West-Schweiz aber auch Bronzegegenstände und einzelne Punkte sogar Eisen und römische Münzen, so hat man in der Schweiz Pfahlbauten von verschiedenem Alter unterscheiden zu müssen geglaubt, solche, welche der Urperiode, dem Steinalter angehören, solche, welche bis in das Bronzealter, und endlich solche, welche bis in die Eisenzeit, die Zeit der Römer, hineingereicht haben.

Da nun aber die rein historische Forschung bis jetzt sehr wenige Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage nach dem Alter der Stein- und Bronzebauten, wie wir sie kurzweg nennen wollen, giebt, so hat man diese Frage auf geologischem Wege zu beantworten versucht. Den ersten Versuch der Art hat Herr v. Morlot gemacht Bei Villeneuve am Genfer See hat man nämlich beim Eisenbahnbau in einem von dem Flüßchen Tinière angeschwemmten Schuttkegel drei verschiedene Fundschichten untereinander gefunden. Die erste, 4 Fuß unter der Oberfläche, war 5 Zoll dick und enthielt römische Backsteine und Ziegel; die zweite, 5 Fuß unter der ersten liegend, war 6 Zoll dick und es lagen darin unverglaste Topfscherben und Bronzegeräthe; die dritte Schicht, 9 Fuß tief unter

der zweiten, war 6 bis 7 Zoll dick und ergab Geschirrstücke, Holzkohle, Knochen und einen menschlichen Schädel. Herr v. Morlot meint nun, wenn die römische Schicht etwa 1800 Jahre alt sei und die Ablagerungen des Flüßchens Tinière stets gleichmäßig vor sich gingen, so müßte die Bronzeschichte 3000 bis 4000 Jahre, und die unterste, die der Steinzeit angehört, 5000 bis 7000 Jahre alt sein. In ähnlicher Weise hat man Berechnungen angestellt, wie viele Jahrhunderte nöthig gewesen seien, um die Fundschicht des Pfahlbaues bei Robenhausen mit 7 bis 8 Fuß Torf und darüber noch mit 1 Fuß Dammerde zu bedecken, und ist auf ungefähr 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekommen. Ich bemerke hier nebenbei, daß man, auf ähnliche Berechnungen gestützt, in Aegypten das Alter des Menschengeschlechtes auf 12 000 bis 13.000 Jahre, am Mississippi-Delta aber auf 50.000 Jahre zurückdatirt hat. Die Einwendungen gegen solche Berechnungen sind jedoch nur zu sehr begründet. Es sind die ersten Versuche der Geologie, einen Zeitmaßstab zu finden.

Was die Völkerschaften betrifft, welche in den genannten verschiedenen Zeitaltern die Schweizer und die deutschen Seen bewohnt haben, so hat man darüber nur Vermuthungen. Bekanntlich beginnt die eigentliche Geschichte Mitteleuropa's mit Cäsars Kriegszügen über die Alpen. Als Julius Cäsar gegen 60 v. Chr. die Unterwerfung der im heutigen Frankreich, Belgien und der Schweiz wohnenden Kelten oder Gallier unternahm, waren diese schon seit mehreren Jahrhunderten mit dem Eisen bekannt. Sie b.saßen Münzen und waren der Schrift kundig. Diese Kelten, welche durch die germanische Einwanderung bis jenseits des Rheines zurückgedrängt und von den Römern unterjocht wurden, gehören der Geschichte an. In diese historische Zeit reichen aber höchstens diejenigen Pfahlbauten hinein, in welchen man neben Bronze auch Eisen entdeckt hat, d. h. einige Ansiedlungen am Bieler und Neuenburger See. Die Seedörfer, in deren Resten man kein Eisen, sondern nur Bronze findet, müssen älter sein und reichen vielleicht in Zeiten zurück, die so alt sein mögen als die Zeiten der homerischen Helden, die sich 1200 v. Chr. vor Troja mit ehernen Waffen bekämpften. Ob die Bronzemänner die Vorväter der helvetischen Gallier zu Cäsars Zeiten waren, die aus Asien eingewanderten Kelten, oder ein anderes Volk, welches vor der keltischen Ueberflutung Europa's die Schweiz bewohnte, müssen wir unentschieden lassen. Noch schwieriger zu entscheiden ist die Frage, ob man ein Recht hat, die Pfahlbauten, in welchen man bis jetzt nur Steinwerkzeuge gefunden hat, als zeitlich von den Bronzebauten verschieden zu betrachten und ihre Bewohner auf ein drittes, noch weniger cultivirtes, kümmerlich lebendes, autochthones Urvolk von iberischem oder finnischem Stamme zurückzuführen, das vielleicht mit den Ureinwohnern Scandinaviens und Dänemarks verwandt war, deren Spuren man in den nordischen „Küchenabfällen" (den „kjoekken möddinger") hat.

Die Antwort auf die Frage, warum die Urhelvetier ihre Wohnungen auf das Wasser gebaut haben, lautet bei der Majorität der schweizerischen Forscher:

„sie thaten es, um sich vor Raubthieren und feindlichen Menschen zu schützen".

Diesen herrschenden Ansichten ist neuerdings Franz Maurer (Ueber Alter, Zweck und Bewohner der Pfahlbauten, im „Ausl." Nr. 39, 40, 41) entgegengetreten. Er sucht nachzuweisen, daß die Geologen in der Schätzung der Zeit der Bodenerhöhungen, Torfbildungen und des Aussterbens gewisser Thierarten bisher mit einem zu großen Maßstabe gemessen haben, und daß man durch den Glauben an das von den nordischen Alterthumsforschern dictirte Axiom von drei scharf geschiedenen Zeitaltern, einem Stein-, Bronze- und Eisenalter, sich habe verleiten lassen, diejenigen Bauten unter welchen man bis jetzt nur Steinsachen gefunden, älter zu machen als jene, welche auch Bronze bieten. Dadurch, meint er, habe man die bisherigen Angaben über das Alter der Pfahlbauten durchgängig zu hoch gegriffen und überhaupt die Frage sehr verwirrt. Maurer sucht wahrscheinlich zu machen, daß es im europäischen Norden wohl eine Steinzeit gegeben habe, die aus vorgeschichtlichem iberischem oder keltischem Dunkel bis in die historische Eisenzeit unserer germanischen Vorfahren hereinrage, daß aber die sogenannte Bronzeperiode, welche durch die Kopenhagener Alterthümersammler zu einer vorhistorischen dänischen Culturperiode umgestempelt und in die Zeit vor 5000 bis 7000 Jahren zurückverlegt worden, nicht existirt habe. Die dänische Ansicht entspringe, meint Maurer, aus überspannter Nationaleitelkeit, die so weit ging zu behaupten, alle nördlich von den Alpen gefundenen Bronzesachen Deutschlands wären dänisches Fabricat. Im vollen Gegensatz zu dieser Ansicht betrachtet Maurer sämmtliche bei uns gefundenen Bronzesachen als ein von Süden her, aus den Mittelmeerländern eingeführtes oder doch nur in seltenen Fällen hier erzeugtes Fabricat. Semitische Kaufleute haben etwa seit 800 bis 500 v. Chr. von Tyrus, Karthago und ihrer Colonie Massilia (dem heutigen Marseille) aus ein sehr lucratives Handelsgeschäft mit den nordischen Halbbarbaren, den Kelten, getrieben; gegen Bronzewaffen und Bronzeschmuck (Spangen, Ringe, Haften [Fibeln] ꝛc. aller Art), gegen Gewebe und Geflechte und feine Geschirre haben sie von den Kelten im Norden den kostbaren Bernstein eingetauscht, den man in den Trümmern von Pompeji und in ägyptischen Mumiengräbern wiederfinde, in der Schweiz den unschätzbaren Bergkrystall, dessen sich die Fürsten und Großen der classischen Völker bedienten, während von Skagen bis zum Genfer See auch das feinste Pelzwerk im Ueberfluß zu haben gewesen sei. Nur die keltische Aristokratie aber habe sich jenen Luxus des Südens verschaffen können, während das übrige Volk und die Sclaven sich mit dem landesüblichen Schmuck von durchbohrten Hunds-, Bären- und Eberzähnen, die recht klapperten, und mit Stein- und Holzwaffen habe begnügen müssen. Das Vorhandensein von Bronzewerkzeugen und Bronzewaffen schließe deßhalb den gleichzeitigen Gebrauch von Steinwerkzeugen keineswegs aus und die Unterscheidung von älteren Pfahlbauten aus einem bloßen Steinalter und von jüngeren aus einem besonderen Bronzealter sei nicht berechtigt.

Von diesen Ansichten ausgehend betrachtet Maurer die Pfahlbauten gar nicht

als Niederlassungen der damaligen Eingebornen, sondern stellt die Hypothese auf, daß die Pfahlbauten die Factoreien und Waarendepots fremder, karthagischer und massilischer Handelsleute in den von den Kelten bewohnten Landen gewesen seien, ähnlich wie heutzutage europäische Handelsleute (Engländer, Portugiesen, Franzosen, Nord-Americaner, Holländer u. s. f.) Factoreien in China oder Japan haben auf bestimmt abgegrenzten, vom Grundbesitz der Eingebornen geschiedenen Gebieten. Für sämmtliche im Donaugebiet befindliche Pfahlbauten könne man auch Hellenen als Gründer und das Jahr 600 v. Chr. als frühesten Gründungstermin annehmen. Daß man für diese Factoreien nicht geeignete Plätze am Lande ausgesucht, sondern dieselben über dem Wasser am Ufer von Seen angelegt habe, sei wohl erklärlich, wenn man bedenke, daß es für die Anlage solcher Niederlassungen darauf ankam, ein völlig neutrales, kein Besitzrecht störendes, für die Fremden und ihre Habe aber gegen Diebe, Feuer und plötzliche feindliche Ueberfälle möglichst sicheres Terrain auszuwählen. Diesen Bedingungen haben Wasserburgen am besten entsprochen. Maurer stellt sich vor, daß jede solche Pfahlbaute oder Handelscolonie je nach der Zahl der Kaufleute und der Mannigfaltigkeit ihrer Einfuhr- und Ausfuhrartikel in eine unbestimmte Zahl von einander getrennter Bauten zerfallen sei, und daß überdies bei jeder Colonie mehrere gemeinschaftliche Bauten gewesen seien, nämlich ein Landungsbollwerk und ein Tempel nebst Priesterwohnung. Maurer formulirt daher seine Ansicht dahin, daß die Pfahlbauten in unserem deutschen und welschen Norden erst zwischen 800 und 500 v. Chr. entstanden seien, daß dieselben in erster Linie Zufluchtsplätze oder Wasserburgen semitischer und hellenischer Kaufleute und ihrer kostbarsten Habe waren und nur in zweiter Linie auch den keltischen Eingebornen im Kampfe wider einander oder gegen die germanischen Eindringlinge gelegentlich als Zufluchtsstätten gedient haben. Das Ueberwuchern der Römerherrschaft in den Mittelmeerländern und die mit Kriegen und unruhigen Zeiten überhaupt verbundenen Einwanderungen der Germanen haben den semitischen Handelsverkehr gestört, so daß die Zeit des Verfalles und des gänzlichen Verschwindens der Pfahlbauten wahrscheinlich nicht zu lange vor dem ersten Zusammenstoß der Römer und Germanen statthabt habe.

Ich wage bei dem jetzigen Stande der Untersuchungen und als Laie in antiquarisch-historischen Forschungen nicht zu entscheiden, wer Recht hat. Wenn ich aber trotzdem eine Ansicht aussprechen soll, so muß ich bekennen, daß ich in Betreff des Alters der Pfahlbauten geneigt bin, mich der Ansicht derjenigen anzuschließen, welche dasselbe in das erste Jahrtausend vor Christi Geburt setzen und den Unterschied von Stein- und Bronzebauten nicht auf verschiedene Zeitperioden beziehen, sondern auf Standesunterschiede der Bewohner. Daß in einer Zeit, in welcher man die Bronze schon kannte, noch Steinwerkzeuge benützt worden sein sollen, darin dürfen wir durchaus nichts befremdendes sehen. Erzählt uns doch das Hildebrandtlied aus viel späterer Zeit von zwei reichen deutschen Häuptlingen, die sich noch mit steinernen Aexten bekämpften. Oder, um

ein ganz modernes Beispiel anzuführen: Auf der Insel Puynipet im Karolinen-Archipel habe ich selbst gesehen, wie Eingeborne, in deren Besitz europäische Feuerwaffen waren, ihre Canoes mit Steinäxten aushöhlten. Jedenfalls waren die Bronzegegenstände, die schönen Dolche, Rasiermesser, die geschweiften breiten Meißel, die prächtigen Streitäxte und Schwerter mehr Luxusgegenstände, welche sich wahrscheinlich nur die Reichen und Mächtigen verschaffen konnten, während die Werkzeuge für den täglichen Gebrauch aus Stein und Holz gearbeitet waren. Man kann deßhalb wohl mit Recht annehmen, daß Stein- und Bronzebauten gleichzeitig bestanden haben.

Weniger begründet scheint mir dagegen die Ansicht Maurers, daß die Pfahlbauten nur Niederlassungen von fremden Kaufleuten gewesen seien. Mag auch die Bronze ursprünglich aus den Mittelmeergegenden eingeführt gewesen sein, so ist doch durch den Fund von Gußformen, von alten Schmelzplätzen u. dgl. hinlänglich constatirt, daß Bronzegegenstände auch im Lande selbst fabricirt wurden. In den Donauländern findet man so häufig Kupfergegenstände statt Bronzegegenständen, wohl nur, weil die Eingebornen in diesen den Haupthandelswegen ferner gelegenen Ländern sich das Zinn für den Bronzeguß nicht verschaffen konnten. Ich glaube daher, daran kann man nicht zweifeln, daß die Pfahlbauten Niederlassungen der damaligen Eingebornen selbst waren. Allein es wäre gewiß ganz falsch, sich ein Volk zu denken, das ausschließlich in dieser eigenthümlichen Weise auf dem Wasser gelebt und es verschmäht hätte, auf dem Lande zu wohnen. Die Pfahlbautenbewohner waren ein Volk, das neben Fischfang und Jägerei auch Viehzucht und Ackerbau betrieb. Der Viehstand war jedenfalls ein Haupttheil ihrer Habe. Mit ihrem Vieh aber konnten sie wohl unter einem Dach, aber nicht auf dem Wasser leben. Seine Hauptniederlassungen mußte dieses Volk am Lande gehabt haben, wo auch die Gräber gefunden werden, und die Seedörfer dienten nur für bestimmte Zwecke und besondere Fälle. Schutz vor wilden Thieren spielte dabei, glaube ich, keine Rolle. Die Thiere flüchten sich wohl vor dem Menschen, aber auch der uncivilisirte Mensch ist nirgends auf der Welt so hülflos, daß er sich vor reißenden Thieren auf das Wasser flüchten müßte. Dagegen dürfte Fischfang die erste Veranlassung gewesen sein, sich in den Seen anzusiedeln. Das erwähnt ja auch Herodot ausdrücklich von den Seedörfern am See Prasias: „es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthüre durch das Gerüst, die da hinuntergeht in den See. Der Fische aber ist eine so große Menge, daß, wenn einer die Fallthüre aufmacht und einen leeren Korb hinunterläßt in den See und zieht ihn nach kurzer Zeit wieder herauf, so ist er ganz voll Fische". In erster Linie glaube ich daher, waren die Seedörfer Fischerniederlassungen; ich meine nicht Niederlassungen einer besonderen Fischerkaste, sondern Anlagen, die von den einzelnen Familien und Stämmen eigens zu dem Zwecke gemacht wurden, um sich zu bestimmten Jahreszeiten daselbst dem Fischfang hinzugeben. In zweiter Linie, und zwar zu Kriegszeiten, waren es Rückzugsplätze, wohin Frauen, Kinder, Vorräthe und Kostbarkeiten geflüchtet wurden und, wenn die Brücken abgebrochen, die Kähne alle zu

den Seedörfern gezogen waren, wenigstens vor dem ersten unmittelbaren Andrang des Feindes sicher sein konnten. Daraus würde sich dann auch erklären, warum nur da die Pfahlbauten reiche Fundstätten bieten, wo angebrannte Pfähle darauf hindeuten, daß die Niederlassungen eingeäschert wurden, und warum die Funde den Eindruck machen, als wären die Pfahlbauten förmliche Magazine und Vorraths-plätze gewesen.

Fragen wir nach Analogieen, so möchte ich zum Schlusse auf Neu-Seeland hinweisen. Schon Keller und andere Pfahlbauforscher haben hervorgehoben, daß die neuseeländischen Eingebornen heutzutage einen Culturzustand repräsentiren, wie wir ihn aus den Pfahlbauresten für die Pfahlbautenbewohner erschließen. Die Maoris auf Neu-Seeland leben von Fischfang, Jagd, Ackerbau und Viehzucht, sie verstehen es, aus Flachs Gewebe zu machen, sie bedienen sich neben den eingeführten europäischen Werkzeugen und Waffen auch heute noch ihrer alten Steinwerkzeuge und Waffen. Die Maoris sind keine Nomaden, aber sie besitzen einen außerordentlichen Hang zum Wandern, zu nomadenartigem Hin- und Herziehen. In Folge dessen haben sie Niederlassungen verschiedener Art, die von den Stämmen, welchen sie gehören, nur zu gewissen Jahreszeiten und für bestimmte Zwecke bewohnt sind. So trifft man in vogelreichen Gegenden ganze Kaingas, d. h. Dörfer, die nur während der Saison des Vogelfanges bewohnt sind, an aalreichen Flüssen besondere Fischerniederlassungen, in abgelegenen, aber sehr fruchtbaren Gegenden Ansiedlungen, die mit den Winterquartieren vertauscht werden, sobald die Zeit der Feldgeschäfte beginnt, und endlich befestigte Ansiedlungen, sogenannte Pas, auf welche sie sich in Kriegszeiten zurückziehen. Wo nur in einem Fluß oder in einem See eine passende Insel vorhanden, da steht ein solcher Pa darauf, eingeschlossen von einer doppelten und dreifachen Pfahlreihe. Nicht alle Pas sind immer bewohnt, sondern gerade solche Pas, die schwer zugänglich auf Felsen oder Inseln liegen, dienen den Stämmen nur als Zufluchtsorte, wohin in Kriegszeiten Frauen, Kinder und Eigenthum geflüchtet werden. Durch solche Analogieen, glaube ich, läßt sich noch Manches aufhellen in einer Frage, die erst durch weitere Entdeckungen und Beobachtungen ganz aufgeklärt werden kann, und in der noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist.

Möge diese Mittheilung dazu dienen, von neuem und wiederholt auf ein Feld der Forschung hinzuweisen, das in Oesterreich noch wenig bearbeitet ist und die anziehendsten Erfolge verspricht.

Novellistik.

(Die Wahrung der Kunst in der schönen Litteratur. — Der deutsche Beruf zur Novelle. — Paul Heyse: „Meraner Novellen" 2. Auflage. Berlin 1864).

Wie in der Litteratur manche wunderliche Erscheinung, so muß es auch manchmal eine ganze Richtung absonderlicher Art durch rasches Anheimfallen an die Vergessenheit büßen, daß sie zu große Ansprüche erhob, daß sie sich nicht beschied in einzelnen Beispielen zur Geltung zu kommen, sondern für ihre und eine kommende Zeit Schule machen wollte. Man könnte dies so ziemlich von der ganzen deutschen Romantik sagen, von dem närrisch ernsthaften Bestreben, dort Medicin zu geben, wo sich kein Kranker befand, niederschlagende Pulver zu verschreiben für Leute, die beständig schliefen, kurz in einem Lande Restauration zu machen, das noch keine Revolution gehabt hatte. Deutschland war zum Katzenjammer verurtheilt, ohne den Rausch genossen zu haben. Und wie sauer war zuweilen der Häring! Während Frankreich, der eigentliche Sünder, als seine Zeit gekommen war, sich doch mindestens an einem Chateaubriand restaurirte, mußte das unschuldige Deutschland, dem nichts nöthiger gewesen wäre, als gesunde Lebenskost, sich von Friedrich Schlegel's mystischer Apostasie den Magen schütteln lassen und auf Romane von Fouqué vomiren.

Aus der Zeit jenes indischen Büßerthums in der Litteratur, dessen beständige Predigt war, Leben, Wirklichkeit und Gegenwart völlig abzuthun und sich ausschließlich zu versenken in den Glauben an das räumlich Ferne und zeitlich Vergangene, an Sanscrit Nibelungen-Germanen, Mittelalter und orientalische Märchen bunt durcheinander; aus der Zeit, in der die süße Schnurrpfeiferei deutschen Traumlebens mit allen Schellen klingelte, ist ein charakteristischer Zug sogar auf unsere Classiker in Weimar übergegangen, die sich sonst so xenienhaft stachlig oder so vornehm ablehnend gegen ihre Mitstrebenden verhielten, besonders Goethe, obgleich gerade er zuletzt von ihnen vergöttert wurde, er, den die Götter selbst schon in allen Stücken begünstigt hatten. Mußte doch diese endliche Verherrlichung kein Geringerer als Schiller bezahlen, nicht nur, indem ihn die Romantiker nach Kräften verkleinerten, auch dadurch, daß er ihnen selbst das Mittel angab, sich vor der Größe Goethe's zu retten, als er den Ausspruch that, daß gegen den Neid der Bewunderung nichts hilft als die Liebe.

Einen Zug jedoch haben unsere beiden Heroen, wie bemerkt, von ihrer Zeit angenommen, über die sie sonst mit so viel Trotz als Würde hinausragten: die Werthschätzung des menschheitlichen Lebens im ausschließlichen Interesse der Kunst. Die Räthsel der Geschichte mußten einer ästhetischen Lösung zugänglich sein, um die Dichter zu beschäftigen; vor der lärmenden Gewalt augenblicklicher Thatsachen und Bestrebungen, welche die Politik ausmachen, schlossen sie Haus und Herz, unbekümmert darum, daß auch jeder gegenwärtige Tag etwas für die Ewigkeit absetzt.

Allein ein Unterschied macht sich auch hierin zwischen ihnen und den Romantikern geltend: ihre Herabsetzung alles Täglichen zum Alltäglichen, ihre Negation der Zeit, ihr unmuthiges Abwenden von der Arbeit des Volkes in ihrer nächsten Nähe und ihr ausschließliches Verfolgen des Kunstzweckes in allen Erscheinungen — sie brachten diesen Gesichtspunkt, wenn sie sich ihn auch in vertrautem Briefwechsel gestanden, nicht in theoretischen Erörterungen vor die Welt. Sie gaben dieser einfach große Kunstwerke, welche von jenem negativen Verhalten zugleich schwiegen und sprachen.

Umgekehrt war es bei den Romantikern. Sie schufen durchschnittlich genommen nichts, was für die Kunst enthusiasmiren konnte, aber sie suchten fortwährend theoretisch für den reinen Kunstenthusiasmus Propaganda zu machen. Ihre Negation des Zeitgeschichtlichen war nicht das Rein- und Leermachen des Bodens für positive Schöpfungen; die Negation sollte an sich etwas sein, und da dies eine ziemlich widersprechende und unmögliche Forderung ist, so wurde auch in der That etwas sehr zweifelhaftes aus der Negation: eine Tendenz, ein Glaube und eine Schule.

Zum Theil war Spott, zum Theil Vergessenheit der endliche Lohn dieser Anmaßung; schon die aufregende Zeitbewegung von 1830 trat die mystische Kunstseligkeit, welche jeden Athemzug der Menschheit zu einem rein ästhetischen Seufzer destilliren wollte, lachend zu Boden. Es half ihr nicht einmal, daß hinter 1848 Julian Schmidt, wie Klein-Roland hinter dem Vater angeritten kam, um das ungeheuerliche Phantom gründlich zu erstechen. Es konnte dem kritischen Eisen schon lange keinen Widerstand mehr leisten, was aber den tapferen Kämpen verleitete, an die Kraft seines Degenstoßes zu glauben. Der Sieger ließ sich von seinen Getreuen krönen und rühmte sich fortan, die Wirklichkeit erfunden zu haben. Wahrlich, wäre die Romantik nicht mausetodt gewesen, an den Angriffen dieses Gegners hätte sie sich wieder zum Dasein erholen müssen.

Nun aber, da das geschichtliche Leben der Nation längst den ästhetischen Pflanzenschlaf abschüttelte, den ihr jene Propheten empfohlen hatten, da auch die schöne Litteratur bereits die wildesten Freudentänze auf dem Grabe jenes falschen Principes aufführte, nun wäre es wohl an der Zeit, das Körnlein Wahrheit, das darunter versteckt lag, wieder hervorzusuchen. Keineswegs sollen Geschichte und politisches Leben den Stempel ihres Werthes wieder ganz und gar von der Kunst empfangen, von der größeren oder geringeren Tauglichkeit zu schönen Philosophemen oder zu Gedichten verwendet zu werden; keiner Thätigkeit der Geister, und wäre sie die unfruchtbarste für die Poesie, soll ihr Rang geschmälert, keiner noch so gewöhnlichen Arbeit ihre Bedeutung für die denkende Weltbetrachtung abgeläugnet werden. Nur einem einzigen Gebiete möchte man wieder die ausschließliche Herrschaft der Kunst vindiciren, nur auf einem einzigen Gebiete soll es die Kunst sein, welche Gesetze giebt und Gehorsam findet — und dieses Gebiet wäre das der Kunst selbst.

Braucht man erst zu beweisen oder daran zu erinnern, wie weit die schöne Litteratur der neuesten Zeit von der Erfüllung jener scheinbar so einfachen und selbstverständlichen Forderung entfernt ist? In Dorfgeschichten, Stadtgeschichten, in politischen Erzählungen, Feuilletonnovellen und national-ökonomischen Romanen wird dem Spaß und dem spaßigen Ernst des Lebens gedient, gedient in der Livree der Kunst, in ästhetischen Aufschlägen und poetischen Fangschnüren. Das Wesen der Kunst, ihr eigenes Fleisch und Blut dient nicht mit, und die Folge ist, daß in unserer schönen Litteratur die Künstler in dem Grade verschwinden, als die Schriftsteller sich vermehren, die sogenannte Unterhaltungslitteratur in dem Maße anschwillt, als wahre Bildung, welche auch das Erheiternde auf ihrem eigenen Grund und Boden finden will, sich davon abwendet.

Die mittelmäßigsten und halb oder ganz vergessenen Erzähler aus der Zeit der romantischen Schule standen, Dank dem allgemeinen Cultus der Kunst, dem Standpunkt der letzteren weit näher als die gelesensten unter den heutigen Nährvätern der Leihbibliotheken. Mit einem Döring oder einer Johanna Schopenhauer (von deren poetischen Kindern freilich keines der Größe ihres leiblichen Kindes auch nur bis an den Knöchel reicht) halten ein Berndt v. Guseck und eine Louise Mühlbach den Vergleich nicht aus, wenn nach der Gabe gefragt wird, das ästhetische Bedürfniß des Menschenherzens einigermaßen zu befriedigen. Jene älteren Erzähler wußten, daß sie für einen Augenblick schrieben, in welchem unsere deutschen Classiker noch mehr als berühmt, nämlich noch in der Mode waren; die neueren haben sich aus solcher Rücksicht nicht zu geniren, theils sind jene Männer nicht mehr in der Mode, theils hat die Mode keine solchen Männer mehr. Wenn es sich also nicht darum handelt, die Traditionen der Romantik wieder zu Gesetzen des Lebens zu erheben, so wäre es doch für die schöne Litteratur an der Zeit, den Gedanken, daß sie ausschließlich für die Kunst vorhanden ist, in dem Sinne zu beherzigen, wie Goethe und Schiller ihn aufgenommen haben.

Mit wahrer Freude läßt sich daher ein Dichter unserer Tage begrüßen, dessen Entwicklungsgang und dessen Thätigkeit sich der hier dargelegten Anschauung vollkommen anschmiegen. Paul Heyse trat als Künstler in die Litteratur. Hauptsächlich an Goethe sich heranbildend, gestaltete er seine ersten Dichtungen classisch in der Form, wenn auch nicht immer im Geiste, welcher den glatten und kalten Marmor bei weitem inniger mit den Adern des Lebens zu durchziehen gehabt hätte. Doch lassen wir diese abgeschlossenen Poesien gerne unangefochten, in der Befriedigung, daß ein also sorgfältig gebildetes Talent, daß der Künstler sich dem Gebiete der eigentlichen Unterhaltungsschriften zuwendete

Paul Heyse hat fünf Sammlungen von Novellen veröffentlicht, größtentheils sorgfältig ausgeführte und künstlerisch erfundene Dichtungen, oft mit einer Aengstlichkeit gemeißelt, die den rasch fertigen Novellisten im Solde des Tages etwas gänzlich Fremdes ist und das Entstehen dieser Arbeiten mitten unter den plastischen Kunstwerken Italiens und die Sorge des Dichters verräth, der ewig lachende Himmel des Landes könne sich verfinstern, wenn, was in der Nähe des Museo

Borbonico geschrieben ist, einen einzigen minder reinen oder minder feinen Zug sich gestattet. Und wenn sie deßhalb nicht weniger dem Spannenden, Interessanten, der Unterhaltung Zugeständnisse machen, so machen sie doch kein einziges jener Frivolität, die sich selbst mit der anständigsten Mädchenpensionslecture sehr wohl vertragen kann, weil es eben nur die Kunst ist, an welcher sie sich leichtfertig vergeht.

Einen künstlerischen Zug könnte man schon darin erblicken, daß es überhaupt die Novelle ist, mittelst welcher sich zunächst Paul Heyse den Unterhaltungsschriftstellern anschloß. In diesen Blättern ist bei Besprechung der hervorragendsten epischen Leistungen oft darauf hingewiesen worden, wie wenig die Gliederung, ja selbst die Grundlage unseres gegenwärtigen nationalen Lebens der Pflege des Romanes günstig ist. Anders verhält es sich mit der Novelle, und dürfte man sich des oben gerügten Mißbrauchs schuldig machen, die Welt, wie es die romantische Schule that, nur um der ästhetischen Ergebnisse willen zu betrachten, so könnte man die gesammte deutsche Geschichte unmöglich für einen Roman, aber ganz wohl für eine Sammlung von Novellen ansehen. Zu jenem fehlt ihr der unverrückbare Mittelpunkt eines stets lebendigen nationalen Bewußtseins, so wie die Klarheit und die Einheit des Zieles bei aller widerstreitenden Mannigfaltigkeit der Wege; dagegen sieht man, wie sie sich in tausend und aber tausend in sich abgeschlossene Entwicklungs- und Lebenskreise theilt, deren inneren Zusammenhang unter einander der Geschicht- und namentlich der Culturgeschichtschreiber oft mühsam genug herauszuklügeln hat. Jedenfalls ist das deutsche Gemüth dazu prädestinirt, die Novelle nach ihrem reinsten Sinn und Begriff zu pflegen, als einen neuen Fall, in dessen Vereinzelung man sich so wohlig vertiefen kann, als ob es in der Welt keine Gemeinsamkeit gäbe und keine nothwendig wäre.

Mit der fünften Sammlung seiner Novellen ist Paul Heyse, ohne dem Ernst seines Strebens etwas abzudingen, jener realistischen Forderung nachgekommen, die noch am meisten Berechtigung hat, und auch dies nur, weil eine schwer zu erklärende Unart deutscher Erzähler dazu Veranlassung gab. Heyse's fünfte Sammlung führt den Titel „Meraner Novellen", und indem man Heyse einen Künstler nennt, braucht man nicht erst besonders hervorzuheben, daß jene realistische Forderung, die Wahl eines bestimmten Schauplatzes für die erzählten Begebenheiten, hier nicht bloß äußerlich erfüllt wird. Das Local und was sich in ihm ereignet, bedingen sich einander, und selbst von der reizenden Gelegenheit, die schöne und zugleich großartige, idyllische und erhabene Alpennatur Merans an der Wirkung auf den Leser mitarbeiten zu lassen, ist mit wohlbedachtem und wohlgefühltem künstlerischen Maß nur so weit Gebrauch gemacht, als es für die klare Entwicklung des gewählten Vorwurfs stets nothwendig scheint. Freilich ist auch die Wahl des letzteren immer darauf gerichtet, Landschaft und Umgebung Merans zu einem unerläßlichen, gleichsam innern Bestandtheil der Erfindung zu machen.

Ist nun auch das Wohlgefallen an diesen novellistischen Dichtungen nicht im Stande, ihre allerdings nicht kleinen Mängel unbemerkbar zu machen, so ist es

doch eben der **Künstler**, welcher bewirkt, daß sie, die sonst jede günstige Wirkung geradezu aufheben würden, hier das Wohlgefallen nicht wesentlich beeinträchtigen können. Es geht damit, wie mit einem gewissen Blut, von dem Manche behaupten wollen, daß es selbst im ausgelassensten Aufschäumen und sogar in sehr zweideutigen Situationen niemals den Anhauch des Gemeinen annehmen werde. „Seine Windeln haben gerauscht", sagte einst eine aristokratische alte Dame, so oft sie diese Vornehmheit des Blutes oder auch nur der Erziehung bezeichnen wollte. Wer seinem geistigen Ursprung nach in den seidenen Windeln der Kunst lag, an dem wird man sie rauschen hören, auch wenn er Fehler begeht, mit denen ein Anderer, der nicht wirklich Künstler ist, vor dem Urtheil nicht mehr bestehen könnte.

Von den drei „Meraner Novellen" ist „Unheilbar" das Tagebuch eines jungen Mädchens, welches sich ohne Rettung einem nahen Tode verfallen glaubt, während gerade dieser Glaube die Genesung der jungen Kranken bewirkt und ihr deßhalb vom Arzte absichtlich beigebracht wurde. Sie hat so geringe Freude vom Leben zu erwarten und sich schon so innig mit dem Gedanken an das Ende vertraut gemacht, daß sie dem Arzt ob der Täuschung grollen würde, wenn nicht eine Begegnung während ihres Meraner Aufenthaltes, und zwar ebenfalls mit einem Kranken, einen Schimmer über ihr Dasein breiten würde. Und da auch dieser Kranke durch eine wunderbare Krisis gerettet wird, so schließt sich ein glückversprechender Bund.

Man braucht nicht dem naheliegenden Witz, daß nicht gesund sein könne, was so ausführlich von Krankheit handelt, das Urtheil zu überlassen, und ebensowenig der allzu derben Lebenslust, die sich von Reflexionen über das Sterben sogleich gelangweilt fühlt, um das Tadelnswerthe herauszufinden. Denn abnorme Zustände des Leibes und der Seele bürgen nicht für rein menschliche Wahrheit, und wer beruhigt darüber, daß die von der Krankheit Vereinten auch in Gesundheit einander behagen werden? Das psychologische Experiment mit dem Tode darf man übrigens nicht der Unwahrscheinlichkeit zeihen, es ist der Praxis des Markus **Herz** entnommen, der zu Anfang des Jahrhunderts als Arzt in Berlin berühmt war.

„Der Kinder Sünde, der Väter Fluch" ist ein dem eigenthümlichen Talent des Verfassers nicht hinlänglich gemäßer Stoff, eine blutige Geschichte, in der sich Leidenschaft und Verbrechen übereinander wälzen. Das hätte mit kräftiger, mit genialer Faust gepackt und ohne Umschweife vor den Leser hingestellt werden müssen. Heyse schleicht auf langen, wenn auch reizenden Nebenwegen um den heißen Brei, an dem er sich die feinen artistischen Finger zu verbrennen fürchtet, und kredenzt ihn uns endlich in starker Abkühlung, nämlich mittelst der beiläufigen Erzählung einer dritten Person. Daß das wahnsinnig gewordene Mädchen häufig den Schreckensruf: „Die Ameisen!" ausstößt, weil es an dem Todfeind die alte Wildschützenrache übte, ihn gefesselt den Ameisen zu überliefern, ist sowohl ein psychologischer als ein poetischer Fehler. Die Jägertochter war bereits wahnsinnig, als sie die Rache vollzog, nichts also, was zu dieser gehörte, hätte einen so bleibenden

Eindruck noch auf sie machen können. In ihr konnte nur dasjenige dauernd nachwirken, was eben den Wahnsinn verursacht hatte, die Hinrichtung des Geliebten und das vergebliche Opfer ihrer Ehre, um ihn zu retten. Durch diese Verschiebung des seelischen Motivs leidet auch das romantische Interesse, welches den Rest von Bewußtsein in der Wahnsinnigen bei ihrer Liebe, nicht bei ihrer Rache verweilen sehen möchte, am wenigsten wenn dabei der letzteren mit einem Anschein von Reue gedacht wird. Denn dadurch ging der Charakter der Heldin verloren, die Poesie erlaubt ihr aber nur, den Verstand zu verlieren.

„Der Weinhüter" bringt ein oft behandeltes Thema, welches aber einen fein gebildeten Sinn stets mit einem Schauer berührt, der keineswegs ästhetischer Art ist : die Liebe zwischen vermeintlichen Geschwistern, die in halber Unklarheit über die leidenschaftliche Natur ihrer Neigung sind, bis eine Katastrophe sie aus Pein und Selbstvorwürfen erlöst. Seit der große Meister diese Saite anschlug, wie sie allein einen guten Ton giebt, mit bezaubernder Heiterkeit und Delicatesse, sollte sie ferner ein Unberührbares bleiben.

So scheint denn ein Buch, das im Ganzen so viel Lob erweckte, in seinen Einzelheiten betrachtet, nur Tadel herauszufordern? Allein die Anführung der Mängel läßt am besten schließen, welcher Schmelz der Form und wie viele echte Kunst aufgewendet sein muß, um diese Gaben trotzdem zu einem Gegenstande des reinsten Wohlgefallens zu machen Und in der That, von den schon erwähnten Landschaftsschilderungen abgesehen, deren Schönheit durch die kunstgemäße Oekonomie erhöht wird, besticht die erste Novelle durch Tiefe der Empfindung, die zweite durch sociale Streiflichter, „Der Weinhüter" aber ist, wenn man die unliebsame Grundidee verschmerzen kann, in der Durchführung ein vollendetes Meisterwerk, welches in den Charakteren und im Schluß den Uebergang zur Kunst des Dramatikers zu bezeichnen scheint.

Getreu dem Andenken und der Schule unserer classischen Muster und Meister, ist Paul Heyse einer von den Wenigen, die der schönen Litteratur heute wieder die Kunst zur Alleinherrscherin geben wollen. Möge er sich davon nicht abwendig machen lassen durch die Verlockungen des modernen Theaters. Um dieses zu erfreuen durch das, was es haben will, ist er zu wenig Handwerker; um es durch das, was es jetzt weder will noch ahnt, zu einem neuen Gesichtspunkt zu erheben, ist er zu wenig Genie. Hieronymus Lorm.

Der große Wolfdieterich.

Herausgegeben von **Adolf Holtzmann.**

(Heidelberg 1865. Mohr.)

In der Vorrede S. 92 bemerkt der Herausgeber, der Wolfdieterich sei von dem Ortnit untrennbar. Dennoch hat er ihn davon getrennt. Aber er beab-

sichtigte keine wirkliche (S. 43) oder eigentliche (S. 51) Ausgabe. Diese unwirkliche oder uneigentliche Ausgabe also hat eine jüngere aber sehr verbreitete Formation des Gedichtes von Wolfdieterich zum Gegenstande, die uns nur in Handschriften des 15. Jahrhunderts überliefert ist Und wir danken es Herrn Hofrath Holtzmann, daß er darauf verzichtet hat, das Gedicht in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurückzuübersetzen. Wir würden dann mehr von seinem Eigenen bekommen und größere Mühe haben, den Stand der Ueberlieferung zu erkennen. Ohnehin hat es ihm gefallen, die beiden Classen von Handschriften, die er unterscheidet, unter sich und mit anderen im Texte zu mengen und dabei überdies nach einer merkwürdigen Methode im Anfange des Gedichtes anderen Grundsätzen zu huldigen, als gegen Ende desselben (S. 46) Jedenfalls aber hat der gegenwärtige Herausgeber seinen eigentlichen Vorgänger Dechsle übertroffen und dessen Ausgabe, der man sich bisher bedienen mußte, fast ganz überflüssig gemacht. Zugleich rechnen wir es ihm zum nicht geringen Verdienst an, daß durch seine unwirkliche Ausgabe das Bedürfniß einer wirklichen Ausgabe der drei ältesten Wolfdieterich-Texte, des Wolfdieterichs von Constantinopel, von Salnecke und von Athen (von welchem letzteren doch mehr auf uns gekommen ist, als Holtzmann anzunehmen scheint), ohne Zweifel recht fühlbar werden wird. Daß Holtzmann übrigens den von ihm herausgegebenen Text für älter hält, als den von ihm so benannten kleinen Wolfdieterich, überraschte uns nicht, da er schon vor längerer Zeit den Grundsatz aufstellte, bei altdeutschen Gedichten müsse man im Allgemeinen den längeren Text als den ursprünglicheren betrachten [1]. Dagegen gehört es allerdings zu den kühnen Behauptungen, durch welche uns Holtzmann zu überraschen liebt, wenn gelegentlich bemerkt wird, die Heimat der alten Genesis sei sicher nicht Oesterreich (S. 56) und die Heimat der „Ritterromane" sei nicht bei den „brittischen Völkern", sondern im Orient (S. 95) Noch verwunderter, aber darum nicht weniger dankbar nehmen wir die Belehrung hin, daß ck oder gg für gj nicht hochdeutsch sei (S. 56), und daß etwas „am Rhein herauf bis nach Basel" vorkommen könne, ohne doch alemannisch zu sein

[1] Man gestatte uns eine kurze Bemerkung für Fachgenossen. Auch das Verhältniß der Handschriften des „großen Wolfdieterich" untereinander scheint uns der Herausgeber verkannt zu haben. Die ersten zwanzig Strophen des Gedichtes genügen, um das nachzuweisen. Ueberall ist der Gang von Z durch w zu W (wir adoptiren vorläufig Holtzmanns Bezeichnungen) so offenbar, daß man die Wahrheit meint mit Händen greifen zu können. — 7, 2 stellen die Handschriften, die wir für später halten, die Halbzeile gewáltig únd bidérbe um, weil sie an der Betonung bidérbe Anstoß nahmen. — 8, 2 war das seltene gedrol oder gedrollen von Z Anlaß erst zu sinnloser Entstellung (w), dann zur Herstellung des gewöhnlicheren gedræjet (W). — 9, 4 hat der Herausgeber die lächerliche spielmannsmäßige Uebertreibung in den Text gesetzt, Herzog Berchtung habe dritthalbhundert Jahre gelebt. Die Veränderung des ursprünglichen manig jâr wurde durch die Rücksicht auf 10, 3 bewirkt. — 11, 1 und 12, 1 scheint der zweisilbige Auftakt der zweiten Vershälfte den Anlaß zur Aenderung gegeben zu haben 12, 2 überdies ist die Lesart von wZ die einzige dem Sinne angemessene. — 18, 3. 4 sollte die wirkungsvolle Wiederholung von 17, 3. 4, die sich in wZ findet, in W vermieden werden.

(S. 57). Von einer anderen Vermuthung Holtzmanns jedoch konnten wir uns bis jetzt nicht überzeugen, von der nämlich, der Verfasser des „großen Wolfdieterich" möchte einer der vielen Dichter gewesen sein, die mit dem Hofe König Heinrichs VII. in Verbindung standen (S. 101), welche Vermuthung sich darauf gründet, daß Bischof Heinrich von Eichstädt zu den Anhängern Heinrichs VII. gehört habe, und daß nach der Angabe des „großen Wolfdieterich" ein Buch siebenzehn Jahre lang in den Händen eines nicht näher bezeichneten Bischofs von Eichstädt sich befand, zehn Jahre nach dessen Tode von dem Kaplan gefunden der Aebtissin zu St. Waltburg in Eichstädt gebracht, von dieser zweien „Meistern" zur weiteren Verbreitung übergeben wurde und dann die Quelle des „großen Wolfdieterich" bildete. Dieser aber könnte nach S. 100 etwa 1230 gedichtet sein, so daß jener Bischof mindestens seit etwa 1220 todt, aber, da ihn der Herausgeber im Jahre 1225 nachweist (S. 101), wenigstens fünf Jahre nach seinem Tode noch lebend gewesen sein müßte.

Begreiflich finden wir es dann, daß der Herausgeber sich nicht mit der Ansicht Wilhelm Grimms über den Prolog des „großen Wolfdieterich" und über das Verhältniß des Wolfdieterich zum König Rother aufhalten mochte, während eine unrichtige Angabe des Universallexikons von Bader freilich die ihr S. 92 zu Theil gewordene Widerlegung verdiente. Daß vollends das Resultat der Untersuchungen, welche bisher über die Sage von Hugdieterich und Wolfdieterich angestellt wurden, von dem Standpunkte des Herrn Herausgebers theils (so weit sie im 12. Bande der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" niedergelegt sind) zu gar nichts, theils (so weit sie im 6. Bande derselben Zeitschrift vorliegen) zu einer „Behauptung" einschwinden mußte, die alles Grundes entbehrt (S. 101), versteht sich für den Kundigen von selbst.

Besonders verbunden fühlen wir uns Herrn Hofrath Holtzmann für die, wenn auch kärglichen Mittheilungen aus der Wolfdieterich-Handschrift der Wiener Piaristenbibliothek, welche für manche Gelehrte ganz unzugänglich geworden zu sein scheint.

---

* (Weihnachtslitteratur.) Der Universitätsbuchhändler Rudolf Lechner darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, in Bezug auf Jugendschriften unsere frühere unbeschränkte Abhängigkeit vom norddeutschen Büchermarkte beseitigt zu haben. Seit einer Reihe von Jahren erscheint in seinem Verlage stets zur Weihnachtszeit eine Anzahl von Jugendschriften theils unterhaltenden, theils instructiven Inhalts, die nach ihrem inneren Werthe und ihrer äußeren Ausstattung alle Eigenschaften besitzen, als Weihnachtsangebinde auf den Tisch gelegt zu werden. Auch heuer trat Lechner mit mehreren neuen Büchern in die Oeffentlichkeit, welche die wärmste Anerkennung verdienen. Für etwas reifere Kinder, ungefähr von 6 bis 10 Jahren, sind die von Ottilie (Verfasserin der „Waldblumen") herausgegebenen Geschichten unter dem Titel: „Was die Mutter erzählt". Die Geschichten sind zart und sinnig erzählt und mit 8 colorirten Bildern illustrirt.

Hauptsächlich für heranwachsende Mädchen berechnet ist das „Elisabeth-Album" von Aurelie, eine Fortsetzung der früher erschienenen Sammlungen „Bunte Blätter", „Erlebtes und Erzähltes" und „Leseabend". Auch hier bilden die 8 colorirten Bilder eine interessante Beigabe.

Von rein instructivem Charakter sind die folgenden Bücher: „Erstes Lesebuch für meine kleinen Freunde" von Prof. Karl Winternitz. Der Verfasser, welcher durch sein „Lesespiel" vortheilhaft bekannt ist, hat in dem vorliegenden Büchlein M. Budichs „Ersten Unterricht für Kinder" zu Grunde gelegt.

Anton Degns „Zeichnungsapparat" nebst der Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche desselben, so wie die „Erste Anleitung zum Perspectivzeichnen" von F. C. Wernigk. Der Zeichnungsapparat ist für das zarte Alter. Ein Seidenpapierblatt wird auf die Vorlage gelegt und die durchscheinende Figur nachgezeichnet. Wernigk führt seine jungen Zeichner schon in die geometrische Formenlehre ein und zwingt sie bereits zur Darstellung von Flächen und Körpern, ist somit schon für ein etwas reiferes Kindesalter angelegt.

Die „Briefe und Tagebuchblätter" von Gräfin E . . . sind für jenes Alter bestimmt, wo die Kinder bereits auch eine fremde Sprache, namentlich die französische, neben der Muttersprache erlernt haben; wenigstens weisen die gegen den Schluß des Buches mitgetheilten französischen Aphorismen und kleinen Aufsätze darauf hin.

Von den Weihnachtskatalogen der Wiener Buchhändler stellen wir jenen der Buchhandlung Carl Gerolds Sohn voran, dessen umfassende Reichhaltigkeit und verständige Anordnung ihn zu einem empfehlenswerthen Führer auf allen Gebieten der Litteratur und Kunst macht. Die neuesten Schriften für die Jugend und für Erwachsene, in deutscher, englischer und französischer Sprache, werden in reichster Auswahl geboten und geben dem Kataloge einen Werth, der über die Weihnachtszeit hinausreicht.

* Herr Franz Tingl in Prag veranstaltet die Herausgabe der in der fürsterzbischöflichen Bibliothek aufbewahrten „Acta judiciaria Archiepiscopatus Pragensis" aus dem 14. Jahrhundert. Von solchen Originalacten, die über Veranlassung der Generalvicare des Prager Erzbisthums von den erzbischöflichen Notaren niedergeschrieben wurden, finden sich in der genannten Bibliothek drei Codices vor, welche bisher noch nicht im Druck veröffentlicht wurden. Dieselben umfassen die Zeit von 1384 bis 1387, von 1392 bis 1393 und von 1396 bis 1398.

* Bei Heckenast in Pest wird die ungarische Ausgabe von Vambery's Reisebeschreibung erscheinen. Von der englischen Ausgabe wurden am ersten Tage ihres Erscheinens 2000 Exemplare abgesetzt.

* Herr Jezbera in Prag hat das gegenwärtig in Montenegro in Geltung stehende Gesetzbuch aus der serbischen Sprache ins Böhmische übersetzt, und diese Uebersetzung in Form einer Broschüre veröffentlicht.

G. „Denksteine. Novellen für die reifere Jugend gebildeter Stände", von Leop. Kordesch (Wien, A. Pichlers Wittwe und Sohn), enthalten in ihren 13 Geschichtchen fast durchaus recht Unterhaltendes, hie und da Abenteuerliches und Phantastisches; aber leider fehlt das höhere Ideal der Mache. die ethische Farbe. Die Schicksalsidee, welche darin vertreten wird, ist zu sehr nach alten Schablonen auseinander gelegt, es herrscht zu sehr das Anekdotenhafte, und die Empfindung wird auf zu banale Aeußerlichkeiten gelenkt Der größte Uebelstand aber ist, daß sogar nicht der rechte Ton, wir möchten ihn den „Naturton" nennen, getroffen ist, jener Ton, um es kurz zu sagen, in dem die Andersen'schen Kinder zu den Hühnern reden. Der Ton, in dem unser Novellist die

Menschen und gar die Kinder reden läßt, führt zu jenem unleidlichen Pathos in der Darstellung, das uns zu keiner wahren Empfindung kommen läßt, weil wir — die Absicht merken. Am glücklichsten noch war der Verfasser in der Künstler- und historischen Novellette, davon wir jedoch den „Grünrock“ ausnehmen, und im Reiseabenteuer. Entschieden müssen wir aber gegen die Outrirtheit der ersten und gegen die allzu große Harmlosigkeit der letzten Erzählung auftreten.

S. Kirchliche Geographie und Statistik. 1. Band. Von Stephan Jakob Neher. Regensburg 1864, bei Manz. Die katholischen Kirchenprovinzen übersichtlich und mit Berücksichtigung des neuesten Zustandes zu beschreiben, ist ein sehr dankenswerthes, ja erwünschtes Unternehmen, denn was in dieser Richtung vorliegt, datirt theils aus älterer Zeit oder leidet, wie die Arbeiten des Karmelitenpaters Karl, an argen Lücken und Mängeln. Es wird daher das Buch Nehers von vielen Seiten warme Begrüßung finden. Dasselbe führt den weiteren Titel: „Darstellung des heutigen Zustandes der katholischen Kirche mit steter Rücksicht auf die früheren Zeiten und im Hinblick auf die anderen Religionsgenossenschaften“, und ist im weitesten Maßstabe angelegt. Es zerfällt in einen allgemeinen und besonderen Theil und der letztere wieder in drei Bände, deren erster, die Kirchenprovinzen von Italien, Spanien, Portugal und Frankreich enthaltend, gedruckt vorliegt. Ein zweiter Band wird die europäischen Diöcesen abschließen, ein dritter die außereuropäischen enthalten und hierauf die allgemeine kirchliche Geographie und Statistik in einem Bande folgen. Der vorliegende Theil ist eine fleißige Arbeit, enthält viele geschichtliche und statistische Mittheilungen nach den besten Quellen, sonst schwer auffindbare Personalien und Schilderungen religiöser Anstalten. Ob in einem derlei beschreibenden Werke der polemisirende Ton am Platze sei — ist Ansichtssache und wird von eben so Vielen bestritten wie vertreten werden.

S. Statistische Rundschau österreichischer Medicinalzustände. Von Dr. D. Meier. Bremen 1864. Schünemann. Der Abdruck dieses im verflossenen December im ärztlichen Vereine zu Bremen gehaltenen Vortrages bringt weder dem Statistiker noch dem Arzte Oesterreichs Neues, die Zahlen sind eben den heimischen Quellen entnommen und die ausgesprochenen Wünsche, wie Aufhebung der chirurgischen Lehranstalten, Herstellung medicinischer Facultäten, neue Rigorosenordnung, Errichtung neuer Krankenhäuser &c. haben in österreichischen Fachblättern schon vielfach die eingehendste Behandlung gefunden. Als Mittheilung für das mit den Medicinalzuständen der Monarchie weniger vertraute Ausland jedoch, und mehr scheint die Broschüre nicht zu wollen, ist sie immerhin am Platz und anerkennenswerth.

---

* Ueber eine Reihe interessanter Ausgrabungen in Hötting und Satteins in Tirol bringt die Innsbrucker „Volks- und Schützenzeitung“ folgenden Bericht:

Vor kurzem wurden in dem Garten des Scherer'schen Hauses in der Höttingergasse auf Kosten des Museums Nachgrabungen auf alte Grabmäler vorgenommen, nachdem bei Zurücksetzung der an die Straße stoßenden Gartenmauer mehrere Aschenkrüge zum Vorschein gekommen waren, die jedoch aus Unkenntniß von den Arbeitern zerschlagen worden sind. Durch die Nachgrabungen sind nun fünf Gräber aufgefunden worden. Zuerst stieß man bei fünf Schuh Tiefe auf einen größeren, länglichen, unbehauenen Stein. Nachdem dieser fortgenommen war, traten zwei kleine Steinplatten zu Tage, unter denen sich der große thönerne Aschenkrug eingemauert befand. Nach der Entfernung des losen Mauerwerkes wurde der Aschenkrug gehoben und untersucht. In der weit ausge-

bauchten, oben in einen Hals, unten in einen Fuß auslaufenden Wölbung befanden sich drei kleine Thongefäße, zwei niedliche Häfelchen und eine Schale, die auf den verbrannten Gebein n und der Asche standen. Daneben lag eine Messerklinge von Bronze, die, nach ihrer Construction zu schließen, wie unsere Sackmesser in das Heft umgelegt werden konnte. Die kleinen, im großen Aschenkruge befindlichen Gefäße waren mit Sand gefüllt. Die Einmauerung dieses Aschenkruges fand sich sorgfältiger bewerkstelligt, als die der später und früher ausgegrabenen; er war weder mit Erde umgeben, noch mit solcher ausgefüllt, wie die anderen, daher er auch ohne die geringste Verletzung gewonnen wurde. Der große Aschenkrug war ganz in den tiefen Schottergrund gestellt, über welchem eine Lehmerdenschichte und eine Schichte schwarzer Erde lagen. Ein zweiter ausgegrabener großer Aschenkrug stand nur 3 Fuß tief in der auf dem Schottergrunde liegenden Thonerdenschichte und war ebenfalls mit Steinen eingemauert und mit einer großen rohen Steinplatte zugedeckt. Leider war der Krug durch das nachgesessene Mauerwerk schon ursprünglich an der Seite theilweise eingedrückt. Er war ferner bis zum Rande mit Erde angefüllt, nach deren Entfernung man im Innern dieselben Gegenstände, wie bei den anderen fand, ein Krügelchen, eine Schale, ein Messer von Bronze und eine Nadel von Bronze mit einem Knopfe. Die Klinge dieses Messers hat die gleiche Form wie bei dem früher ausgegrabenen, jedoch ist es mit einem runden Heft und zwar ebenfalls von Bronze, versehen. Ein dritter Aschenkrug wurde, ebenfalls mit Steinen umschlossen und von einer Steinplatte überdeckt, gefunden. Auch er war mit Erde ganz ausgefüllt. In demselben befanden sich bei den verbrannten Resten zwei Schalen von Thon, eine Messerklinge mit einem Heft und eine Nadel von Bronze, ähnlich unseren Damenhaarnadeln. Der Aschenkrug hat eine von den übrigen insoferne abweichende Form, als das Ende des oben ausgebogenen Halses durch vier gerade Säulchen mit der Wölbung der Urne verbunden ist, welche gleichsam vier Henkel bilden. Neben dem Aschenkrug lag ein birnförmiges und birnengroßes Gefäß, ebenfalls von Thon. Die drei ausgegrabenen großen Aschenkrüge standen in einer Linie, 8 bis 9 Fuß von einander. In paralleler Richtung mit ihnen, und nur etwa 6 Fuß weiter zurück wurden zwei Gräber geöffnet, welche ebenfalls eingemauert und mit großen Steinplatten bedeckt waren. In denselben fanden sich jedoch keine Aschenkrüge, sondern nur je eine kleine Schale auf den verbrannten Knochen stehend. Im ersteren Grabe wurde außer der Schale eine bronzene Nadel von etwa 5 Zoll Länge, in letzterem einige kleine zerbrochene Bronzegegenstände gefunden. Der Umstand, daß bei diesen Ausgrabungen nicht eine einzige römische Münze gefunden wurde und alle hier bisher aufgefundenen Gegenstände von Bronze sind, deutet darauf hin, daß wir es hier nicht mit einer römischen, sondern einer vorrömischen Begräbnißstätte, also mit den irdischen Resten unserer Ureinwohner, der Rhätier oder Etrusker zu thun haben. Die gleichartigen Gräber finden sich übrigens auch zu oberst im Dorfe Hötting. Leider wurden aber auch hier von den Leuten, welche antiquarische Funde nur nach dem materiellen Werthe zu schätzen pflegen, die gefundenen Gegenstände zerstört oder verschleudert. Es wäre interessant und für die Geschichte von Wichtigkeit, zu wissen, wo überall solche Gräber, wie die eben beschriebenen, gefunden werden, und daher sehr wünschenswerth, wenn ähnliche oder andere Funde mit genauer Angabe des Fundortes durch die öffentlichen Blätter bekannt gegeben würden, da dadurch die Verbreitung des Volkes, von dem sie stammen, mehr und mehr bekannt würde. Die bisher in Hötting ausgegrabenen Gegenstände stimmen mit jenen, welche bei Matrei und im Eggendorfer Walde bei Wörgl im Unter-Innthale gefunden worden sind, überraschend überein.

Ein interessanter Grabfund wurde im letzten Sommer nach Mittheilung des Herrn Prof. L. auch in Satteins bei Feldkirch gemacht. Als nämlich in Folge des Umbaues eines Hauses der Küchenherd beseitigt wurde, stieß man auf eine große Steinplatte, und als auch diese entfernt wurde, auf ein sorgfältig ausgemauertes Grab, in

welchem das Skelet eines Menschen lag, dessen eine Hand mehrere Münzen hielt. Beim ersten Berühren fiel das ganze Gerippe in Staub zusammen. Leider wurden von den Leuten, wie es scheint, vor Entsetzen über den Fund, nicht einmal die Münzen behoben, sondern alles verscharrt.

D. (Vom deutschen Büchermarkt.) In den letzten Wochen des Jahres pflegt die litterarische Production ihren Höhepunkt zu erreichen, um dann um so rascher abzunehmen; eine Erscheinung, welche theils in dem im deutschen Buchhandel üblichen Geschäftsgang, theils in der durch das Weihnachtsfest erhöhten Lebhaftigkeit des Büchermarktes ihre Erklärung findet. So liegt uns auch zu unserem heutigen Bericht ein ungewöhnlich reiches Materiale vor und wieder ist es das Fach der Geschichte, welches durch die hervorragendsten Erscheinungen vertreten ist. G. H. Pertz erfreut uns mit einem neuen werthvollen Beitrag zur Geschichte der ersten Decennien dieses Jahrhunderts und namentlich der deutschen Freiheitskämpfe, in der „Biographie des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau", ein Seitenstück zu seiner umfangreichen Biographie des Ministers Stein. Der Inhalt des uns vorliegenden ersten Bandes, der ersten Hälfte des ganzen Werkes, schildert, die Jahre 1760 bis 1810 umfassend, Gneisenau's Jugend, seine Reise nach America, seinen Eintritt in die preußische Armee, dann namentlich die heldenmüthige Vertheidigung Colbergs, und schließt mit den ersten stillen Vorbereitungen zu dem großen Entscheidungskampfe. Zahlreiche nach den Originalen abgedruckte Briefe und Aufzeichnungen bezeugen das mit großem Fleiß gesammelte Material, welches zum Theil dem Verfasser von den Nachkommen Gneisenau's überwiesen wurde, von denen auch die erste Anregung zu dieser Arbeit ausgegangen ist. — Von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen" erschien der siebente Band, welcher die mit dem zweiten Band bis zu der Unterbrechung durch die Revolutionen der romanischen Staaten in Süd-Europa und America geführte Geschichte der innern Zustände der europäischen Staaten durch das dritte Jahrzehnt fortsetzt. Es liegen uns weiterhin an Novitäten vor: ein „Handbuch deutscher Alterthümer" von G. Pfahler, bis jetzt nur in der ersten Lieferung erschienen, und eine wichtige Arbeit zur deutschen Culturgeschichte von Max Neumann, Privatdocent in Breslau: „Geschichte des Wuchers in Deutschland bis zur Begründung der heutigen Zinsengesetze", eine, wie der Verfasser sie im Vorwort bezeichnet, „streng quellenmäßige Darstellung des in der Geschichte des Rechtes und der Wissenschaft einzigen gewaltigen Kampfes, welcher zwischen dem ideal-sittlichen Glaubens- dann Rechtssatz der christlichen Kirche vom Wucherverbote und den Kräften des Rechtes und der Wirthschaft in Deutschland während des ganzen Mittelalters und noch weit in die Neuzeit hinein ausgefochten worden ist".

Adolf Wagner, früher Professor der Nationalökonomie an der hiesigen Handelsakademie, jetzt in Hamburg, widmet dem Andenken seines kürzlich verstorbenen Vaters, des berühmten Physiologen Rudolf Wagner, eine ebensowohl dem Gebiete der Physiologie, Anthropologie und Psychologie als dem der Statistik angehörende Arbeit, betitelt: „Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen".

Neuigkeiten der philosophischen Litteratur sind: „Der Geist, sein Entstehen und Vergehen, philosophische Encyklopädie von Smetana" und „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit", von Ferd. Westhoff.

Von M. Unger in Berlin erschien als Supplement seines im Jahre 1851 erschienenen Werkes: „Das Wesen der Malerei, begründet und erläutert durch die in den

Kunstwerken der bedeutendsten Meister enthaltenen Principien", „Kritische Forschungen im Gebiete der Malerei alter und neuer Kunst". Es zerfällt dasselbe in die Abtheilungen: venetianische, spanische und niederländische Meister und neuere Kunst (Cornelius, Ad. Menzel, G. Richter, Hildebrandt und andere Berliner Maler). Ein anderes kunstgeschichtliches Werk, ein Prachtwerk ersten Ranges, das seit mehreren Jahren in Lieferungen erschien, liegt jetzt vollendet vor. Es ist die Sammlung alt-, ober- und niederdeutscher Gemälde, eine Auswahl von 88 photographischen Nachbildungen aus der ehemaligen Boisseree'schen Galerie, jetzt bekanntlich eine Hauptzierde der alten Pinakothek in München. Den Abbildungen ist als erklärender Text ein geschichtlicher Ueberblick der altdeutschen Malerei von J. A. Meßmer beigegeben. Hier sei auch erwähnt, daß, wie alljährlich, auch dieses Jahr Ludwig Richter eine neue Sammlung seiner lieblichen Holzschnittzeichnungen hat erscheinen lassen, „Neuer Strauß für's Haus" betitelt. Diesmal freuen wir uns doppelt über die neue Gabe Ludwig Richters, weil ihr Erscheinen das vielfach verbreitete Gerücht widerlegt, daß er durch Krankheit an weiterem Schaffen gehindert sei.

Gleichzeitig mit dem dritten Band von Freitags „Verlorener Handschrift" erschien in Leipzig das zweite Buch von H. Laube's großem geschichtlichen Roman: „Der deutsche Krieg", drei Bände unter dem Titel: „Waldstein" bildend.

P. (Vom französischen Büchermarkt.) Nachdem in der Publication der „Bibliotheca Americana", seit vor etwa einem Jahre ihr erster Band erschien, eine Pause stattgefunden, hat jetzt ein neuer Band die Presse verlassen, welcher den Titel: „Yves d'Evreux, Suitte de l'histoire des choses plus mémorables advenues en Maragnan ès années 1613 et 1614" führt und von dem einzigen noch existirenden Exemplar (auf der Bibliothèque impériale in Paris) abgedruckt ist. Die „Bibliotheca Americana" soll als „Collection d'ouvrages inédits ou rares sur l'Amérique" die wichtigeren Werke, die während der Entdeckung von America über America erschienen und schon selten geworden sind, bringen und auch werthvolle Handschriften zum Druck befördern. Man hat dabei die Originalsprache der betreffenden Bücher beibehalten und wird nur französische Noten beifügen. Der erste Band heißt: „Alvarez de Toledo, Purcu endomito"; der dritte, schon in nächster Zeit erwartete: „Nicolas Perrot, mémoire sur les moeurs, coustumes et relligion des sauvages de l'Amérique septentrionale". Der letztere Band kommt zum ersten Male in Druck. Als Quellenwerk für die Geschichte der Entdeckung America's ist die „Bibliotheca Americana" von großem Werth, und es wäre nur zu wünschen, daß sie Theilnahme genug in der gelehrten Welt fände, um etwas rascher als bisher ihre Ziele verfolgen zu können.

„Le mysticisme en France au temps de Fénélon" ist der Titel des letzten Buches, das der verstorbene Philosoph Matter geschrieben hat. Es sind Forschungen über den Mysticismus Bossuets, Leibnitz' und Fenelons, und es scheint, daß Matter ganz auf der Seite Fenelons steht.

Die Romanschriftstellerin Gräfin Dash, deren Phantasiewerke nach Dutzenden zählen und immer noch gerne gelesen wurden, scheint auch nach der Palme der Geschichtschreibung gestrebt zu haben. Sie griff dabei mit einer gewissen Vorliebe in die üppige Zeit Ludwigs XV. und ihr neuestes Werk nennt sich: „Les dernières amours de Madame Dubarry, précédées d'une notice sur les maitresses de Louis XV. par Paul de St. Victor". Das für eine Dame etwas scharfen Hautgout athmende Sujet, das mit der Bemerkung eingeleitet wird, der Hof von Versailles sei une immense

tentation de St. Antoine autour du jeune roi gewesen, wird von der Verfasserin in romantische Gewänder gehüllt, wodurch es wohl an ernsten Lesern Einbuße erleiden dürfte. Dafür werden aber viele Romanleser eintreten und beiden mag die Erzählungsgabe der Comtesse Dash mehr imponiren als ihr Forscherfinn.

Von Alexis de Tocqueville's Werken erscheint jetzt eine Sammelausgabe in Octav, deren erste drei Bände das schon seit mehreren Jahren nicht mehr gedruckte „De la démocratie en Amérique" in vierzehnter édition revue et corrigée avec le plus grand soin enthalten. Dieses in seiner Art classische Buch war in der letzten Zeit sehr selten geworden. Die neue Ausgabe ist schön und würdig ausgestattet.

Jules Simon, der Verfasser von „La religion naturelle" und „De la liberté" hat nach längerem Schweigen ein neues Buch veröffentlicht: „L'école". Diese Schrift beginnt mit der Bemerkung: „Le peuple qui à les meilleures écoles est le premier peuple; s'il ne l'est pas aujourd'hui, il le sera demain" und bespricht dann die französische Normalschulgesetzgebung von 1793 bis 1854, die Mädchenerziehung, den Schulzwang und das enseignement libre. Von der Mädchenschule behauptet Simon, sie sei nicht zu verbessern, sondern überhaupt erst zu schaffen. Er will, daß man der Heranbildung des weiblichen Geschlechtes dieselbe Sorgfalt widme, wie der männlichen Jugend, wie er denn überhaupt immer für eine größere Emancipation der Frauen plaidirte.

Von den Büchern, welche am Weihnachtstisch eine Rolle spielen werden, erwähnen wir: „Histoire des plantes, par Louis Figuier, illustrée de 415 fig.; „Le monde de la mer, par Alfr. Frédol", mit 21 colorirten Kupfern und 200 Vignetten; „Le ciel; notions d'astronomie à l'usage des gens du monde, par Guillemin". Alle drei sind elegante naturwissenschaftliche Bücher, wie sie schon seit einiger Zeit in Deutschland in die Mode kamen, zum Nutzen und Frommen der Leute, die sich nicht den Kopf zerbrechen und doch belehren wollen. Ein hübscher Band ist auch: „La France ancienne et moderne, par Mary Lafon" mit Stahlstichen und colorirten Costümebildern. Ganz besonders unterhaltend finden wir aber: „Histoire populaire contemporaine de la France". Der erste Band dieses mit einer Masse von Illustrationen versehenen Buches geht von 1815 bis 1848 und bringt politische und Kriegsgeschichte, berühmte Processe — kurz alle Ereignisse, welche die Welt seit einem halben Jahrhundert in Athem gehalten haben, mit den dazu gehörigen Portraits. Ein jeder dem Alter entgegen gehende Mensch unserer Tage findet hier einen Rückblick auf das, was ihn in der Jugend und im Mannesalter von allgemeinen Händeln interessirte.

Sitzungsberichte.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 29. November 1864.

Herr k. k. Hofrath und Director W. Haidinger im Vorsitz.

H. Dr. K. G. Laube macht eine Mittheilung über eine neue Crinoidenart aus St. Cassian, den Encrinites Cassianus L., und über deren Verhältnisse zu den bisher bekannten Encriniten.

Herr Dr. Madelung legte eine Abhandlung über das Alter der Teschenite vor, unter welchem Namen von Hohenegger gewisse Eruptivgesteine zusammengefaßt wor-

den sind, die am Nordrande der Karpathen die Schichten der Kreide und des Eocen durchbrochen haben und die Hohenegger deßhalb als die Eruptivgesteine dieser beiden Formationen bezeichnete. Dr. Madelung wies nun aus den petrographischen und geologischen Verhältnissen nach, daß dies nicht der Fall sei, und daß die Teschenite höchstens das Alter des oberen Eocen besäßen.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer legt die geologische Detailkarte des Gebirges nordöstlich von Neutra bis zum Schemnitzer Trachytstock vor, welche er im vorigen Sommer gemeinschaftlich mit Herrn Montaningenieur B. Winkler aufgenommen hatte.

Weiter zeigt derselbe eine Suite von Petrefacten aus der Umgegend von Waag-Neustadtl, die wir Herrn Apotheker Emil Keller daselbst verdanken.

Herr Bergrath M. V. Lipold schildert die Verhältnisse der Kohlenbergbaue auf der Klaus, in der Lanzing und am Raitzenberge bei Grünbach.

Herr D. Stur legt eine Abhandlung von Herrn Simettinger: „Geognostische Skizze des Stübinggrabens in Steiermark" vor, in welcher über die Auffindung ausgedehnter Eisensteinmassen daselbst berichtet wird.

Weiter theilt derselbe die Ergebnisse seiner Untersuchungen über das Vorkommen des Gneißes nordwestlich von Uebelbach mit, und bespricht schließlich eine Reihe von Arbeiten über die Schichten der Avicula contorta, die uns in der letzten Zeit von den Verfassern, den Herren W. Gümbel, J. Martin, Prof. Schenk und A. v. Dittmar freundlichst zugesendet worden waren.

Der Vorsitzende schließt noch eine Anzahl Berichterstattungen an.

Einige Worte zur Erinnerung an den vor wenigen Tagen verstorbenen k. k. Kriegscommissär in Pension Heinrich Arnstein, Dr. Otto v. Littrow, Prof. Simon Stampfer, das häusliche Unglück des Herrn Prof. K. F. Peters.

Mittheilungen von Herrn Dr. Ferdinand Stoliczka bereits aus Calcutta nach seiner Rückkehr dahin. Urarchäologisches von den Herren: Adolf v. Morlot aus Bern, Paolo Lioy aus Vicenza, Victor Chatel aus Valcongrain im Calvados, L. H. Jeitteles in Olmütz, nebst der Zusage besonderer Aufmerksamkeit für Aufsammlungen dieser Art an der k. k. geologischen Reichsanstalt als Vorbereitung zu weiteren Schritten in Bezug auf ein wünschenswerthes urarchäologisches und vergleichend-ethnographisches Reichsmuseum der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt, wo gegenwärtig ein solcher Mittelpunkt fehlt.

Bericht über zwei Prachtexemplare Wulfenit von Přibram, Geschenk des Herrn k. k. Oberbergamtsvorstandes daselbst, gegenwärtig Reichsrathsabgeordneten Ritter Alois Lill v. Lilienbach.

Des Herrn k. k. FML. Franz Grafen v. Marenzi neueste Abhandlung: „Der Karst, ein geologisches Fragment im Geiste der Einsturztheorie. Der Vorsitzende macht die entgegengesetzten Ansichten des Herrn Grafen, verglichen mit den Ansichten der Mitglieder der k. k. geologischen Reichsanstalt bemerklich.

Herrn Dr. Albrecht Schraufs großer Atlas der Krystallformen des Mineralreiches, Sr. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Stephan gewidmet, anerkennend besprochen.

Nachricht über die mineralogische und numismatische Sammlung aus dem Nachlasse des in Neusohl verstorbenen Prof. Chr. Andr. Zipser, für welche meistbietende Offerte bei dem dortigen Gerichte bis zum letzten Jänner 1865 angenommen werden.

K. k. geographische Gesellschaft.

Jahresversammlung am 22. November 1864.

Der Präsident Herr Dr. Th. Kotschy führte den Vorsitz und eröffnete die Sitzung, indem er die Herren A. Artaria und A. Letocha ersuchte, das Scrutinium der für diese Jahresversammlung eingesendeten Wahlzettel zu der Ergänzungswahl des Ausschusses zu übernehmen.

Der Herr Präsident Dr. Kotschy las hierauf einen wissenschaftlichen Jahresbericht, in welchem er zuerst der durch den Tod im Laufe des Jahres verlorenen Mitglieder gedachte; hierauf der im Laufe des letzten Jahres ausgeführten auf die Vermehrung der Kenntnisse der Erdkunde und der österreichischen Monarchie bezüglichen Leistungen des k. k. militärisch-geographischen Institutes, der k. k. Direction für administrative Statistik, des k. k. Grundsteuerkatasters, der k. k. geologischen Reichsanstalt, der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus u. s. w., so wie einzelner Privatinstitute und Privatpersonen in Oesterreich erwähnte und eine kurze Uebersicht des in diesem Jahre erzielten Fortschrittes der Erdkunde in den verschiedenen Erdtheilen gab. Schließlich dankte Herr Dr. Kotschy, indem er seine Würde als Präsident der Gesellschaft niederlegte, nochmals für das ihm durch diese Wahl geschenkte Vertrauen.

Ueber Antrag des Herrn k. k. Schulrathes Dr. Becker drückte die Versammlung durch Erheben von den Sitzen Herrn Dr. Kotschy als Präsidenten ihren Dank und ihre besondere Anerkennung aus für die Mühewaltung, der er sich hiedurch im Interesse der Gesellschaft unterzog.

Hierauf las der erste Secretär Herr k. k. Bergrath F. Foetterle den Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr, wonach die Gesellschaft gegenwärtig 451 Mitglieder, darunter 18 außerordentliche zählt. Ihre Bibliothek besteht bereits aus 2467 Druckwerken mit 7802 Bänden und aus 527 Kartenwerken mit 2576 Blättern. Sie steht bereits mit 302 wissenschaftlichen Gesellschaften und Instituten in regem Verkehre und Austausche der Druckschriften. Ihre Einnahmen belaufen sich auf etwa 2500 fl., welche zur Drucklegung der eigenen Gesellschaftsschriften verwendet werden. Ueber den Verlauf der Abhandlung über die Verlassenschaft nach dem im Jahre 1859 verstorbenen Major Heinrich Lamquet, der die k. k. geographische Gesellschaft zur Erbin seines Vermögens einsetzte, wurde mitgetheilt, daß diese Verlassenschaftsabhandlung von ihrem Mitgliede Herrn Dr. A. v. Ruthner zu Ende geführt wurde. Hienach beläuft sich dieses Vermögen auf Obligationen im Nominalwerthe von 9000 fl.; die Interessen hievon werden von nun an durch 45 Jahre capitalisirt und dann erst von dem hiedurch bedeutend angewachsenen Capitale die Interessen zu Unterstützungen für Reisende in unbekannte fremde Länder verwendet. Ueber Antrag des Herrn Secretärs im Namen des Ausschusses sprach die Versammlung Herrn Dr. A. v. Ruthner für die bei der Abhandlung an den Tag gelegte kräftige Vertretung der gesellschaftlichen Interessen ihren besonderen Dank aus.

Der Herr Secretär las hierauf den Bericht des Comité, welches zur Beurtheilung der in dem Jahrgang 1864 aufgenommenen Aufsätze von dem Ausschusse gewählt wurde; hienach wurde der von der Gesellschaft aufgestellte Preis von 20 Ducaten für den besten Aufsatz in diesem Jahrgange Herrn Dr. Karl Friesach für eine „Geographische Abhandlung über das Oregon-Gebiet" zuerkannt und Herrn Dr. Friesach von dem Präsidenten überreicht. Herr Dr. Friesach dankte für die ihm hiedurch zu Theil gewordene Ehre und widmete den erhaltenen Preis sogleich der Gesellschaft zu gleichem Zwecke für das nächste Vereinsjahr 1865.

In Folge der Widmung von zwei Preisen von je 20 Stück Ducaten von einem Ausschußmitgliede zur Feier des ersten Decenniums des Bestandes der geographischen

Gesellschaft im Jahre 1866, werden von der Gesellschaft in Uebereinstimmung mit den Intentionen des Herrn Preiswidmers zwei Preise von je 20 Ducaten festgesetzt. Erstens für die beste geographische Originalarbeit über Oesterreichisch-Schlesien und zweitens über die beste Originalarbeit über Nieder-Oesterreich mit specieller Berücksichtigung der industriellen Verhältnisse, welche Arbeiten von jetzt bis zum 30. September 1866 entweder im Manuscripte oder innerhalb dieser Zeit gedruckt bei der Gesellschaft eingereicht werden. Die Preiszuerkennung erfolgt in der Jahresversammlung im November 1866.

Nach der von dem Secretär gemachten Bekanntgabe des Wahlresultates wurden gewählt: zum Präsidenten Se. Excellenz Herr k. k. FZM. Fr. R. v. Hauslab; zu Vicepräsidenten die Herren Dr. Th. Kotschy, O. Freiherr v. Hingenau, Fr. R. v. Hauer und A. Steinhauser; zum ersten Secretär Herr Fr. Foetterle; zum Cassier Herr A. Artaria; zu Censoren die Herren J. Drasenberger, A. Miller von und zu Aichholz, und zu Ausschußmitgliedern die Herren Dr. M. Becker, J. Bergmann, Freiherr v. Czoernig, Dr. F. R. v. Hochstetter, L. v. Hoffmann, Dr. M. Hörnes, L. Kinzl, Dr. J. R. Lorenz, F. Simony, J. Singer, J. Türck und V. Graf Wimpffen.

Den Statuten gemäß wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt die Herren: Consul Th. Canisius, Postcontroler A. Falkbeer, Gemeinderath Ed. Hütter, Med. Dr. A. Hoffmann, U. J. Dr. E. v. Mojsisovics und Professor A. A. Šembera.

Der Herr Secretär machte schließlich auf einige vorliegende neue Kartenwerke aufmerksam, darunter eine ethnographische Karte von Mähren und Schlesien mit richtiggestellten slavischen Ortsnamen, von Herrn A. A. Šembera.

Ausgestellt waren: Eine Reliefkarte der salzburgischen Alpen von Fr. Keil, in dem Maße von 1 : 48.000, in zehn Sectionen. Dieselbe umfaßt das Gebiet von Kals in Tirol bis Salzburg und zwischen Niedersill und St. Johann. Herr Dr. v. Ruthner wird diese Reliefkarte in der nächsten Versammlung am 13. December besonders besprechen; ferner eine große Karte, das ganze Salzkammergut umfassend, in 23 Blättern in dem Maße von 300 Klaftern auf den Zoll, ausgeführt von dem k. k. militärisch-geographischen Institute; mit Horizontalschichten von 20 zu 20 Klaftern versehen. Gewiß die beste Detailkarte, welche über ein größeres Gebiet in Oesterreich ausgeführt wurde.

---

* Deutsch-historischer Verein für Böhmen. (Sitzung der Section für Sprache, Litteratur und Kunst vom 16. November.) Der Obmann Herr Prof. Volkmann machte zunächst die Mittheilung, daß das Werk des Herrn Prof. Grueber: „Die Kaiserbauten in Eger" bereits im Druck vollendet sei, und nächstens zur Versendung kommen werde. Der Preis wurde für Mitglieder auf 2 fl. 50 kr., für Nichtmitglieder auf das Doppelte festgesetzt. – Hierauf hielt Herr Prof. Grueber seinen angekündigten Vortrag „Ueber Thomas von Mutina und die böhmische Kunst unter Karl IV." Thomas von Mutina wurde, wie der Herr Professor bemerkte, lange Zeit für einen eingebornen Böhmen gehalten und auch Muttersdorf bei Klattau als Geburtsort desselben bezeichnet. Das aber sei nicht der Fall und Thomas von Mutina jedenfalls ein Ausländer, wahrscheinlich ein Italiener, der nach Böhmen einwanderte. Vor Karl IV. überhaupt könne man von keiner eigentlichen Kunstschule in Böhmen sprechen und die Malerei wurde nur von einzelnen Regenten durch Heranziehung von Künstlern begünstigt. Von vorkarolinischen Tafelbildern wird das Königsaaler Madonnenbild, das im Jahre 1297 von Wenzel II. in feierlicher Procession dahin gebracht worden ist,

als das älteste bezeichnet und wurde früher dem Thomas von Mutina zugeschrieben; wahrscheinlich aber stammt es von einem Meister der italienischen Schule und wurde von Wenzel II. angekauft. Für die später gemalten Madonnenbilder in Böhmen war das Königsaaler Madonnenbild häufig das Vorbild. Ein weiteres Madonnenbild aus vorkarolinischer Zeit befindet sich am Wischehrad und ein drittes in der Bildergalerie des Stiftes Strahow. Der Herr Vortragende ging sodann auf die künstlerische Thätigkeit des Thomas von Mutina über, welche er hauptsächlich in die Zeit zwischen 1340 und 1350 versetzt. Der Herr Professor besprach nun die verschiedenen bedeutenderen Werke, Madonnenbilder des Meisters, von denen sich drei im k. k. Belvedere zu Wien befinden. Ein anderes Bild wurde 1780 auf Befehl des Kaisers Leopold von Karlstein nach Wien geschafft. Der Aufsatz bildet das Bruchstück eines umfassenden Werkes über Kunstgeschichte, welches der Herr Prof. Grueber zu verfassen gedenkt und zu welchem derselbe schon umfassendes Material herbeigeschafft hat.

* (Historischer Verein für Krain. (Sitzung vom 10. November). Herr Director Dr. Costa legte drei interessante Familiendocumente der Grafen von Hohenwart vor, welche im Privatwege in seinen Besitz gelangt waren. Es sind dies: 1. Programm zum Unterrichte in der Geschichte für die Erzherzog-Söhne des Großherzogs von Toscana, nachmaligem Kaiser Leopold II. — Die zweite schon durch denselben Verfasser interessante Schrift ist: „Innere Einrichtung des Zucht- und Arbeitshauses in Wien", mit Vorschlägen zu ihrer Verbesserung. Das dritte Manuscript endlich, „Memoires sur les Jésuites", ist verfaßt 1795, zur Zeit, als der Graf Bischof zu St. Pölten war, und obwohl Parteischrift (der Graf gehörte selbst dem Orden an), manches beachtenswerthe enthaltend.

Herr Dechant Hitzinger hatte Nachrichten über das Unterrichtswesen Krains im Mittelalter eingesendet. Die erste gelehrte Schule für die Gegenden des heutigen Krain war in Cividale, wegen der Unterordnung unter den Patriarchen Aquileja's. Paulinus, der nachmalige Patriarch, lehrte dort (776) die Grammatik und wurde von Karl dem Großen mit bedeutenden Gütern beschenkt. Wißbegierige Krainer suchten dort, wie später an den Universitäten Vicenza (gegründet 1204), Padua (1222), Treviso (1260) ihre Bildung, unter ihnen finden wir Magister Ludovicus, Pfarrer von Laibach und Archidiakon von Krain (1262), Magister Henricus von Lack, genannt als Landschreiber von Krain und der Mark (1270).

Ob die krainischen Klöster eigene Schulen hatten, läßt sich nach Hitzinger nicht bestimmen, sie schickten ihre Novizen wohl zum Hausstudium in ihre Stammklöster, Sittich nach Rein in Steiermark, Landstraß nach Victring in Kärnten, Freudenthal nach Seiz in Steiermark.

* Historisch-statistische Section der landwirthschaftlichen Gesellschaft für Mähren. (Sitzung vom 24. November.) Auf Grund eines schon vor mehreren Jahren gefaßten Beschlusses wurde die Drucklegung eines Beilagenbandes zu dem trefflichen Werke Peter Ritter v. Chlumecký's „Karl von Zierotin und seine Zeit" verfügt. Herr Ritter Johann v. Chlumecký erbot sich, da von diesen Beilagen noch bei Lebzeiten seines Bruders circa 20 Bogen bereits gedruckt wurden (aus dessen litterarischem Nachlasse) dieses Werk zu vollenden und es um so mehr der gelehrten Welt vorzulegen, als diese Beilagen, meistens Briefe in vielen Sprachen, eine Ergänzung der ausgezeichneten Schrift „Karl von Zierotin ꝛc." bilden, welche in dem vorgenannten Werke deßhalb nicht mit aufgenommen werden konnten, um selbes selbst nicht zu alteriren.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Hermann Vámbéry's Reisen in Central-Asien.

Zwischen dem 37. und 40. Grad nördlicher Breite und dem 54. und 64. Grad östlicher Länge liegt eine weite Strecke Landes, in welcher ein Reisender größeren und häufigeren Gefahren ausgesetzt ist, als in dem übrigen Theile der Erde. Obwohl sich an den Ufern der Flüsse Atrek, Gurgan und Murphab schmale grüne Strecken hinziehen, ist doch die ganze übrige Gegend nichts als eine wilde Wüste, wo trinkbares Wasser eben so selten als giftige Schlangen häufig. Nicht die Ungastlichkeit der Natur allein macht diesen Ort so abschreckend; die größten Gefahren drohen von Seite des Menschen. Längs der oben erwähnten Flüsse und am Saume der Wüste wohnt ein starkes, gewaltthätiges Geschlecht, von dem man mit mehr Recht als von den Arabern sagen kann: „Ihre Hand ist ausgestreckt gegen Jeden", wenn auch nicht die Hand eines jeden gegen sie gerichtet ist.

Wenn Raub, Mord, Menschendiebstahl Verbrechen sind, dann sind die Turkomanen das scheußlichste Geschlecht, das je die Oberfläche der Erde verunzierte. Nichts was je über die Greuel des Negerhandels geschrieben und gesagt wurde, kann sich mit der grauenvollen Wirklichkeit messen, welche die turkomanischen Menschendiebe ihre unglücklichen Opfer erleiden lassen Diese verruchten Räuber verwandeln in einem Augenblick den Frieden eines Dorfes, den Reichthum einer Gegend in einen Trümmer- und Schutthaufen; sie erschlagen die Alten und Schwachen, die Starken und Gesunden schleppen sie mit sich und bereiten ihnen, in Ermanglung eines ausreichenden Lösegeldes, das fürchterliche Los der Sclaverei.

In diese unwirthliche Gegend wagte sich der abenteuerliche Autor des Buches, das uns vorliegt, und kühn kann behauptet werden, daß kein Reisender je, selbst in den Wüsten Africa's, größere Gefahren lief, härtere Beschwerden mit mehr Freudigkeit und Geistesgegenwart erduldete. Doch all sein Eifer und all sein Muth hätten ihm wenig gefruchtet, ohne die erstaunlichsten linguistischen Kenntnisse, die es möglich machten, daß er nicht nur für einen Osmanli, sondern selbst für einen großen Gelehrten des Mohammedanismus gelten konnte.

Hermann Vámbéry ist im Jahre 1832 in Duna-Szerdahely im Ungarlande geboren. Er wurde Mitglied der ungarischen Akademie in Pest, und nachdem er einige Jahre in Constantinopel zugebracht, um sich das türkische Idiom anzueignen, sandte ihn die genannte Akademie nach Centralasien zum Behufe philologischer Forschungen. Das soeben in London erschienene Buch giebt nun eine

thatsächliche Erzählung seiner Reise; die wissenschaftlichen Resultate derselben werden in einem späteren Werke niedergelegt erscheinen.

Es war der 13. Juli 1862, als Reschid Effendi (diesen Namen legte sich der ungarische Reisende bei) Teheran, die Hauptstadt von Persien, erreichte, aber erst am 28. März 1863 verließ er diese Stadt, um den Gefahren der turkomanischen Wüste entgegenzugehen und Khiva und Bokhara zu besuchen, das Grab so vieler Reisenden vor ihm. Von den vier gefährlichen Straßen, die nach Bokhara führen, ist die über Astarabad die wenigst unsichere. Auf diesem Wege hat man doch die Hoffnung, wenn schon beraubt, doch nicht in die Sclaverei geschleppt zu werden, während auf den drei übrigen die Person des Propheten selbst vor Raub nicht geschützt wäre. Indeß die heilige Unreinlichkeit eines sunnitischen Pilgrims hat Hoffnung, selbst von den brutalen Turkomanen respectirt zu werden, und Vámbéry's Eifer war so groß, daß er sich selbst dieser Rolle unterzog. Stark in der Kenntniß der türkischen und arabischen Sprache und von dem türkischen Gesandten in Teheran empfohlen, gelang es ihm, an den Hof des Gouverneurs von Aksu, Namens Hadji Bihal, zu gelangen und in die Gesellschaft von 22 anderen unreinlichen Pilgern aufgenommen zu werden. Diese Aufnahme war von einer feierlichen Umarmung begleitet und einem Kuß, „der mir freilich nicht geringen Eckel bereitete", sagt unser Autor. „Ich mußte mich zusammennehmen, um den Abscheu, der in mir aufstieg, zu bekämpfen, als ich mit diesen schmutzigen, alle Arten von Düften, nur nicht angenehme, verbreitenden Körpern in so nahe Berührung kam". Es ist erstaunenswerth, wie bald und leicht der Mensch neue Gewohnheiten annimmt und sich dadurch seiner Umgebung anpaßt. „Ich wurde bald eben so schmutzig, wie meine frommen Brüder; ja wo möglich noch unreinlicher, und es schien mir bald, als ob sie alle neben mir wie Gentlemen sich ausnähmen". Unter solchen Umständen darf es uns nicht überraschen, daß der Reisende „gleich einem Kinde" weinte, als der Tag des Abschiedes kam, als er sich in Samarkand gewaltsam aus den Umarmungen reißen mußte, die ihm in Teheran so sehr widerstrebten. Entschädigung für die Liebkosungen, die ihm von seinen Brüdern angethan wurden, verschaffte ihm seine heilige Rolle in den Küssen der turkomanischen Frauen und Mädchen, manche von seltener Schönheit, „die alle ihn zu umarmen eilten". Eine noch größere Befriedigung fand er darin, daß ihm durch die Protection des Kizil Akhond, eines turkomanischen Priesters, gestattet wurde, die Ruinen in der Nähe der Stadt Astarabad zu besuchen, die Ueberreste von Verschanzungen, die Alexander der Große hier aufführen ließ. Ungeachtet des Vertrauens, das ihm Kizil Akhond und das schöne Geschlecht allerorten entgegenbrachte, gab es doch viele, die ihm mißtrauten und von Seite eines Kulkhans drohte ihm damals nicht geringe Gefahr, der er jedoch glücklich entrann.

Aus den Klauen des Kulkhan glücklich gerettet und auch von der liebenswürdigen Gegenwart des Khans von Khiva erlöst, der keinen Tag vorübergehen ließ, ohne das fatale Wort zu sprechen: „Alib berin!" (Weg mit ihm!), was so viel als das Todesurtheil irgend eines Unglücklichen bedeutet, gerieth Herr Vámbéry

in eine schrecklichere Gefahr, die, vor Durst umzukommen in der furchtbaren Wüste zwischen Bokhara und Khiva. Seine Leiden beschreibt er so:

„Die niederdrückende Hitze des Tages hatte uns aller Kräfte beraubt und zwei von unseren schwächeren Gefährten, die schon ihren Vorrath an Wasser gänzlich verbraucht hatten, wurden so kraftlos, daß wir genöthigt waren, sie mit Stricken an ihre Kameele festzubinden, sie waren vollkommen unfähig, sich selbst auf ihren Thieren zu erhalten. So lange noch Athem aus ihrer Kehle drang, riefen sie unaufhörlich: Wasser! Wasser!“ Ach! in solchem Augenblicke findet sich keiner edel genug, einen Tropfen Wasser zu gewähren, der vielleicht ein Menschenleben retten könnte. Als wir am vierten Tage Medemin Bulag erreichten, ward einer durch den Tod von seinen unaussprechlichen Qualen erlöst. Er war einer von den drei Brüdern, die ihren Vater in Mekka verloren hatten. Ich war bei ihm, als der Unglückliche seinen Athem aushauchte; seine Zunge war ganz schwarz, der Mund graulichweiß, sonst zeigten seine Züge keinerlei bedeutende Veränderung, außer daß seine Lippen zusammengeschrumpft, die Zähne vom Zahnfleisch losgelöst waren und der Mund krampfhaft geöffnet blieb. Ich zweifle nicht, daß ein Schluck Wasser ihn gerettet hätte; aber wer hätte es ihm geben sollen? Es ist ein furchtbarer Anblick, zu sehen, wie der Vater seinen Wasservorrath ängstlich vor dem Sohn verbirgt, der Bruder vor dem Bruder — jeder Tropfen ist Leben, und wenn der von den gräßlichsten Qualen des Durstes gepeinigte Mitbruder unaufhörlich nach Wasser schreit, da wird im Herzen der anderen kein Mitgefühl rege, kein Funke der Selbstverläugnung und Aufopferung entzündet sich, kein Gefühl der Großmuth. Man überläßt ihn seinem grausamen Schicksale. Wir verbrachten noch drei Tage in dem sandigen Theile der Wüste; als wir den Rand fast erreicht hatten und im Angesichte der Khalatta Berge standen, traf uns neues Mißgeschick. Mehrere Kameele waren so erschöpft, daß sie keinen Schritt zu thun vermochten. Wir mußten noch einen Tag im Sande zögern. Ich hatte noch ungefähr sechs Gläser Wasser in meiner Lederflasche; tropfenweise nur nahm ich das lebenerhaltende Getränke. Zu meiner großen Bestürzung fand ich, daß meine Zunge schwarz zu werden anfange. Ich leerte in meiner Angst die halbe Flasche; aber ach! die Schmerzen, die darauf folgten, habe ich gefühlt, jedoch zu schildern vermag ich sie nicht. Sie steigerten sich noch am fünften Tage und als wir um Mittag schon den Bergen nahe waren, fühlte ich meine Kräfte schwinden. Die Gegend hob sich allmälig und des Sandes wurde immer weniger. Wir spähten ängstlich, ob wir nicht eine Schäferhütte oder eine Viehhürde entdecken könnten, als der Kervanbaschi uns auf eine Staubwolke aufmerksam machte, die sich gegen uns bewegte. Zugleich sagte er uns, keinen Augenblick zu verlieren und von den Kameelen abzusteigen. Die armen Thiere kannten die Bedeutung der Staubwolke genau, sie wußten, es wäre der Tebbad, der heiße Wind, der sich näherte; ein lautes Geschrei ausstoßend, sanken sie auf die Knie, streckten ihren langen Hals auf dem Boden aus und strebten ihren Kopf in dem glühenden Sande zu begraben. Wir lagen, durch ihren Körper wie durch einen Wall geschützt und über uns hinweg

brauste der Sturm, uns mit einer dicken Staubkruste bedeckend. Wäre uns der Tebbad sechs Meilen tiefer in der Wüste begegnet, wir wären alle umgekommen. Als wir den Sand gänzlich im Rücken hatten, lagen drei verschiedene Wege vor uns, wir wählten den mittleren, durch die Ebene unmittelbar nach Bokhara leitend. Gegen Abend erreichten wir Brunnen, deren Wasser, wenn auch für uns nicht trinkbar, unseren armen Thieren große Labsal bereitete. Wir befanden uns alle sehr schlecht, fast halb todt; die einzige Hoffnung, die uns aufrecht erhielt, war die, daß wir bald gerettet sein würden. Was mich selbst betrifft, so befand ich mich über alle Beschreibung übel. Ein höllisches Feuer verzehrte mein Inneres, mein Kopfschmerz hatte eine solche Höhe erreicht, daß ich in halber Bewußtlosigkeit dalag. Meine Feder ist zu schwach, um nur einen Begriff von den Martern zu geben, die der Durst schafft; ich denke, der Tod kann nicht schmerzvoller sein. Bis jetzt hatte ich noch allen Gefahren kühn und ungebeugt ins Antlitz gesehen hier fühlte ich mich zu schwach und gänzlich gebrochen. In der That glaubte ich mein Ende gekommen. Gegen Mitternacht brachen wir auf; ich verfiel in einen tiefen Schlaf und als ich gegen Tagesanbruch erwachte, fand ich mich in einer schmutzigen Hütte, von Männern mit langen Bärten umgeben und in diesen erannte ich die Söhne von Iran. Sie sagten mir: „Shuma ki Hadji nistid" (Ihr seid sicherlich kein Hadji). Ich hatte nicht einmal so viel Kraft, etwas darauf zu erwiedern. Sie gaben mir vorerst etwas Warmes zu trinken und dann reichten sie mir ein Gemisch von saurer Milch, Salz und Wasser, Airan genannt, das verlieh mir neue Kräfte und stellte mich wieder her."

Unter all' den gefährlichen Plätzen, welche unser Autor passirte, ist Bokhara der gefährlichste für einen Europäer, „weil die dortige Regierung das System der Spionage auf eine solche Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, daß es nur von der Schändlichkeit und Ruchlosigkeit seiner Bewohner übertroffen wird". Aber selbst hier retteten ihn seine Kühnheit und sein Wissen nicht nur, sondern verschafften ihm in dem Hauptsitze des islamitischen Fanatismus den Ehrenplatz und die Lobrede: „Hadji Reschid ist nicht allein ein guter Muselmann, sondern ein gelehrter Mollah; ihn zu verdächtigen ist einer Todsünde gleich zu achten".

Herr Vámbéry sagt uns, daß Mozaffar-ed-din Khan, der gegenwärtige Herrscher von Bokhara, ungleich seinem tyrannischen Vater, dem Mörder der Reisenden Stoddart, Conolly und so mancher anderen, ein zwar strenger, sonst aber gerechter und einsichtsvoller Mann sei. „Er hat eine sehr majestätische Haltung, schöne ausdrucksvolle Augen und einen dünnen schwarzen Bart und begnügt sich mit vier legitimen und ungefähr zwanzig anderen Frauen". Unser Reisender begegnete mit glücklicher Kühnheit einem von dem Emir geäußerten Verdachte wegen des Ersteren Nationalität und entging dadurch großen Gefahren, die vielleicht seinen Tod herbeigeführt hätten. Wir lesen:

„Ich war mit Vorbereitungen zu meiner Abreise vollauf beschäftigt, als der Emir seinen Einzug hielt, der große Menschenschaaren aus Nah und Fern herbeigezogen hatte. Es war gerade keine große Pracht entfaltet. 200 Serbaz eröffneten

den Zug, andere Truppen mit Fahnen und Trommeln schlossen sich ihnen an. Der Emir Mozaffar-ed-din Khan und sein ganzes Gefolge sahen mit ihren schneeweißen Turbans und ihren bunten bauschigen Seidenkleidern dem Chore der Weiber aus der Oper „Nebucadnezar“ eher ähnlich, als einer Schaar tatarischer Krieger. Dasselbe kann auch von den anderen Hofbeamten gesagt werden, deren einige weiße Stäbe, Hellebarden und andere Waffen trugen. An Turkestan erinnerten erst die Kigtschaks, die den Zug beschlossen und mit ihren mongolischen Gesichtern und ihren Waffen, Bogen und Schilden einen fremdartigen Eindruck machten. Der Tag des Einzuges, so verordnete der Emir, sollte als ein Festtag gehalten werden. In dem Vorhofe des königlichen Palastes wurden riesige Kessel bereit gestellt, um in sich die Ingredienzen zum fürstlichen Pillaw aufzunehmen. In jeden Kessel that man: einen Sack Reis, drei zerstückte Schafe, ein riesiges Stück Hammeltalg, einen kleinen Sack gelber Rüben; dies alles schmorte und kochte über den angezündeten Feuern und wurde dann freigebig unter's Volk vertheilt — Thee wurde dazu getrunken. Auf den anderen Tag war eine Arz (Audienz) angezeigt. Ich benützte diese Gelegenheit, mich dem Emir vorzustellen und schloß mich der Reihe meiner Gefährten an. Zu unserer aller Ueberraschung und zu meinem besonderen Schrecken wurden wir beim Eintritte in den Palast von dem Mehrem angehalten und mir der Befehl des Emirs kundgegeben, mich unverweilt zu ihm zu verfügen, der mich unter vier Augen zu sprechen wünsche. Das war ein Schlag für mich, unter dessen Last ich Mühe hatte, meine Fassung zu bewahren und meine Keckheit zu Hülfe zu rufen. Ich folgte dem Mehrem und nach einer unendlich langen Stunde führte mich dieser in ein Zimmer, wo sich der Emir, auf einer Ottomane von rothem Stoff sitzend, fand. Meine Kaltblütigkeit war mir zum Glück wiedergekehrt und ich recitirte ohne zu stocken eine Sura, das übliche Gebet für das Wohlergehen des Herrschers, und nach dem „Amen“, das er selber respondirte, setzte ich mich, ohne um die Erlaubniß zu bitten, dicht neben seine königliche Person. Die Keckheit meines Benehmens — ganz in Uebereinstimmung mit dem Charakter, den ich darstellte — imponirte ihm sichtlich und schien ihm gar nicht zu mißfallen. Wie lange hatte ich schon die Kunst zu erröthen verlernt! Ich war daher fähig, den Blick auszuhalten, den er auf mich richtete, in der offenbaren Absicht, mich aus der Fassung zu bringen. „Hadji, Du kommst, wie ich höre, aus Roum, um die Gräber von Baha-ed-din und die Heiligen von Turkestan zu besuchen?“ — „Ja Takschir (Herr), aber auch um mein Herz an dem Anblick Deiner geheiligten Schönheit zu erquicken“. — „Sonderbar, und Du hast keinen anderen Beweggrund, der Dich aus einem so fernen Lande hiehergebracht hat?“ — „Nein, Herr, es war immer mein glühender Wunsch gewesen, das stolze Bokhara zu erblicken und das reizende Samarkand, auf dessen geheiligtem Boden, wie es Scheikh Djelal so weise ausgesprochen, man auf dem Kopfe gehen sollte, statt auf den Füßen, wie anderwärts. Außerdem habe ich kein weltliches Geschäft und ich bin schon lange in der Welt gepilgert als Djihanghešte“ (Weltpilgrim). — „Was, Du mit Deinem lahmen Fuße ein Djihanghešte? Das ist in der That erstaunlich“.

— „Ich wollte Dein Opfer sein! (So viel als: Verzeihung!) Dein glorreicher Vorfahr hatte denselben Mangel und er war sogar Djihanghir" (Welteroberer).

„Diese Antwort schmeichelte dem Emir, der mir nun einige unverfängliche Fragen betreffs meiner Reise vorlegte und sich erkundigte, welchen Eindruck Bokhara und Samarkand auf mich gemacht hätten. Meine Bemerkungen, die ich fortwährend mit persischen Sentenzen und Sinnsprüchen aus dem Koran würzte, machten einen vortheilhaften Eindruck auf ihn; er ist selbst ein Mollah (Doctor) und mit dem Arabischen vertraut. Er ordnete an, daß man mir ein Kleid reichte und dreißig Tenghe (Münzen) und entließ mich mit dem Wunsche, ihn ja ein zweites Mal in Bokhara zu besuchen. Beladen mit dem königlichen Geschenke eilte ich zu meinen Gefährten zurück, die sich mit mir über den guten Ausgang der Unterredung freuten.

„Später vernahm ich, daß man dem Emir über mich in sehr ungünstiger Weise berichtet hatte, und daß in Folge dessen sein Verdacht erregt wurde. Der Biegsamkeit meiner Zunge — sie ist wirklich unverschämt — verdankte ich einzig meine Rettung. Diesmal hatte ich alles Recht, das lateinische Sprüchwort wahr zu finden: „Quot linguas cales tot homines vales".

Dieses war das letzte gefährliche Abenteuer, das Herrn Vámbéry zustieß: nach diesem trafen ihn noch einige Plünderungen von Turkomanen, Jamschiden u. a. Niemanden fiel es mehr ein, an der Heiligkeit dessen zu zweifeln, der mit der größten Achtung vom Emir selbst behandelt wurde, der ein Gast gewesen des „Heiligsten der Heiligen", der, während er die heiligen Hymnen recitirte, „nach jedem Satze in einen vor ihm stehenden Becher mit Wasser gefüllt spuckte und diese Composition alsdann dem Meistbietenden als wunderthätige Arzenei verkaufte".

In Herat, wohin Herr Vámbéry im November 1863 gelangt, wäre es ihm bei weniger Keckheit und Kaltblütigkeit schlimm ergangen. Der Gouverneur dieser Stadt, Muhammed Jakub Khan, hegte erhebliche Zweifel gegen die vorgegebene Nationalität Vámbéry's. Er ließ ihn rufen, um in Gegenwart mehrerer seiner obersten Räthe ein Verhör mit ihm vorzunehmen. Mit seinem gewohnten Aplomb trat Vámbéry ins Zimmer und ohne sich zu besinnen, nahm er neben dem Fürsten Platz, nachdem er den Vezir mit einem wohlgezielten Stoß mit dem Fuße bei Seite geschoben. Wenn auch dieses Benehmen dem Muhammed und seinem Hofstaate gewaltig imponirte, so vermochte es die Wolken des Zweifels, die sich um den Sinn des Fürsten gelagert, nicht ganz zu zerstreuen und sie äußerten sich in folgenden Worten Muhammeds: „Ich schwöre, Du bist ein Engländer". Ohne aber einen einzigen Augenblick aus der Fassung zu kommen, erwiederte Vámbéry in arabischer Sprache: „Wer auf einen Gläubigen sagt, er ist ein Ungläubiger, der ist selber ein Ungläubiger". Gegen diesen unwiderleglichen Satz wußte man nichts vorzubringen und Vámbéry stand da glänzend gerechtfertigt.

Somit hätten wir Vámbéry, unseren gefe.erten Landsmann, auf seiner gefahrvollen Reise durch Central-Asien begleitet; am 20. Jänner 1864 finden wir ihn in Teheran, woher er über Tabriz nach Europa zurückreiste.

Die großen und wichtigen Resultate, die der kühne und gelehrte Ungar durch seine Reisen erreicht hat, sind, wie schon erwähnt, nicht in dem uns vorliegenden Buche enthalten, sie werden in dem versprochenen großen Reisewerk niedergelegt sein. Groß und wichtig müssen sie allerdings sein; aber eine Bemerkung, die sich uns unabweislich beim Lesen des interessanten Buches aufgedrängt hat, wollen wir uns doch erlauben: Bieten die erreichten Zwecke genügenden Ersatz für die Falschheit und Lüge, in die sich Vámbéry fortwährend hüllen mußte? — Unzweifelhaft ist der Schade, der dadurch in der Zukunft entsteht. Herr Vámbéry gesteht es selbst, daß er sich es nicht einfallen lassen durfte, nach den gewöhnlichsten Dingen zu fragen und zu forschen. „Was hat der heilige Mann, der Derwisch, dessen einziges Studium die Religion sein und der sich nur um göttliche Dinge kümmern soll, mit den weltlichen Angelegenheiten zu schaffen?" mußte er statt der verlangten Auskunft vernehmen. Es wäre besser, würdiger für einen Europäer, Central-Asien ohne Verkleidung, ohne seine Abstammung und seine Religion zu verläugnen, zu bereisen und durch ein freimüthiges Eingestehen der beabsichtigten Zwecke den Verdacht und die Feindseligkeit der Eingebornen zu entwaffnen, statt ihrem Haß gegen die Europäer durch eine unwürdige Verkleidung neue Nahrung zu verleihen Niemals wird der Morgenländer ein solches Spiel mit Religion und Glauben verzeihen. Die Freundschaft zwischen Hadji Reschid — Vámbéry — und Hadji Salil hätte eine zehnfach größere sein mögen, als sie war, ohne daß Vámbéry es gewagt haben dürfte, dem Freunde seinen wirklichen Namen und Stamm zu verrathen. Der ehrliche Mohammedaner hätte einen solchen Betrug niemals verziehen!

Und das früher so sorgfältig bewahrte Geheimniß wurde schließlich doch verrathen. Vámbéry mochte selbst das Schiefe seiner Stellung empfinden und schrieb von Mesched aus an den Fürsten von Herat, daß des letzteren Vermuthung, er sei ein Europäer, gegründet sei. Das Bekenntniß wird nicht zögern in allen Ländern, die Vámbéry in so abenteuerlicher Weise durchzog, bekannt zu werden und wird zur Sicherheit eines nachfolgenden Reisenden kaum etwas beitragen. Durch diese Bemerkungen wollen wir jedoch weder dem Verdienste des Herrn Vámbéry noch der Wichtigkeit seiner Forschungen im geringsten Abbruch thun; über diese und jene herrscht nur eine Meinung, die der Anerkennung und des Lobes, in der ganzen gebildeten Welt, und dieser können wir uns ehrlich und aufrichtig anschließen.

—n.

Girolamo Morone [1].

Im großen organischen Ganzen hat vielleicht jede Periode der Geschichte gleiche Berechtigung und Wichtigkeit; diejenige aber, in welcher der Bodensatz vergangener Zeiten in eine geräuschvolle Gährung geräth, um die geistigen Elemente neuer Bildungen emporsteigen zu lassen, gewinnt doch für unser Urtheil eine höhere Bedeutung. Eine solche Periode ist bekannter- und anerkanntermaßen die Schwelle des 16. Jahrhunderts. Hier liegt die Epoche jener neuen Zeit, der noch unsere Tage angehören: ihre Ideen und Losungen sind uns wohl verständlich; im Guten wie im Schlimmen stehen wir noch vielfach unter dem Einflusse derselben.

Darum steigt unsere Geschichtsforschung wohl so gerne zu jenen Zeiten auf — und doch ist es gar nicht nöthig, durch eine derartige Reflexion unser Interesse dahin zu lenken. Ist doch die Fülle dessen, was damals geschah, schon an sich groß, die geistigen Kräfte, mit denen es erstritten wurde, sind so ungewöhnlich, daß ihr Kampf beinahe ästhetisches Wohlgefallen in uns hervorruft. Denn wo die Natur einmal ausholt, um mit einem Schwunge die kämpfende Menschheit vorwärts zu drängen auf der Bahn ihrer Entwicklung, da erzeugt sie ihr auch die Männer, die tüchtig genug sind, als ihre Vorkämpfer aufzutreten. Und welche Zeit könnte sich in dieser Hinsicht mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts vergleichen, wo neben den Trägern der Reformation die Blüthen der Kunst, die Leuchten der Wissenschaft stehen, neben den kühnsten Seefahrern die kräftigsten Fürsten, die bravsten Feldherren, die umsichtigsten Staatsmänner.

Doch bloß einem der letzteren gelten diese Zeilen, und das Verdienst des Staatsmannes wird in jener Zeit durch den Glanz der anderen Größen noch stark in Schatten gestellt. Noch schwimmt der Diplomat nicht auf der Höhe des Stromes; er arbeitet sich erst aus der Stellung des mittelalterlichen Unterhändlers empor. Doch ist der wirkliche Einfluß des gelehrten Staatsmannes auf den Gang der politischen Ereignisse bereits ein gewaltiger und seine Persönlichkeit wird uns dadurch, daß er auf eine authentische Ueberlieferung seiner Thaten und Erlebnisse bedacht ist, noch wichtiger.

Solche Politiker erzieht das geistig weit fortgeschrittene Italien, als es zum schwer gedrückten Angelpunkte des in der Entwicklung begriffenen europäischen Gleichgewichtes dienen muß. Neben den Florentinern Machiavelli, Guicciardini erscheint der Mailänder Girolamo Morone förmlich wie eine politische Macht, so gering auch die materiellen Kräfte waren, welche dem Kanzler des letzten Sforza zur Verfügung standen.

Morone diente zwar anfangs unter Ludwig XII. den Franzosen, ward aber deren erbittertster Gegner, seitdem er in die Dienste Maximilian Sforza's getreten war, dessen Dynastie seine Vorfahren bereits innig ergeben waren Bei dem

[1] Lettere latine di G. Morone pubblicate sugli autografi da Domenico Promis e Giuseppe Müller. Torino 1863. Stamperia reale.

schwachen Herzog steht er alsbald in hohem Ansehen, er besorgt die wichtigsten Botschaften und Verhandlungen, mit den mächtigsten Persönlichkeiten seiner Zeit steht er in Verkehr. Als sodann Maximilian von Franz I. gefangen nach Frankreich geführt wird, will er sich der Fremdherrschaft nicht wieder fügen; er geht in die Verbannung nach Modena und setzt von dort aus alle Hebel in Bewegung um die Restituirung des letzten Sforza im Herzogthume Mailand herbeizuführen. Aus den zuverlässigen Berichten seines Geheimschreibers Galeazzo Capra, genannt Capella, wissen wir, wie er im Exile die Fäden der Verschwörung in seinen Händen gehabt, wie er die Vaterstadt von Plünderung errettet, wie er das Volk für Sforza begeistert, wie er Geld aufgebracht, wie die Schlacht bei Pavia nicht möglich gewesen wäre, wofern er nicht Proviant geschafft hätte. Durch seine Bemühungen vorzüglich war es ja auch gelungen, das Bündniß zwischen Kaiser Karl V. und Leo X. herzustellen, in Folge dessen die Franzosen aus Italien vertrieben wurden.

Schlechter gelang es Moronen mit den weitgehenden Plänen, die er sodann auf eigene Faust spann. Als er den spanischen Feldherrn Pescara dafür zu gewinnen versuchte, indem er ihm die Herrschaft im Königreich Neapel in Aussicht stellte, ließ ihn dieser noch im Jahre 1525 gefangen nehmen Nur durch ein Lösegeld von 20 000 fl. erkaufte er vom Connetable von Bourbon seine Freilassung Gleichwohl wurde der kluge Mailänder bald der Rathgeber und Geheimschreiber des Connetable und begleitete diesen auf seinem denkwürdigen Zuge nach Rom, unter dessen Mauern ihn das Schicksal ereilte. Morone aber gewann nach dem Tode Bourbons eben so rasch das Vertrauen von dessen Nachfolger, dem Prinzen von Oranien Während der Belagerung von Florenz im Jahre 1529 starb Girolamo Morone im 80. Jahre seines Alters, nachdem er ein Jahr zuvor noch zum Herzog von Bovino im Neapolitanischen war erhoben worden.

Von diesem einflußreichen italienischen Politiker existirt nun eine ganze Sammlung von lateinischen Briefen, von denen Leopold Ranke bereits in den zwanziger Jahren sagte, daß sie „zu den wichtigsten Urkunden gezählt werden müssen, wofern sie wirklich echt heißen dürfen“. In dieser Hinsicht hatte Ranke einige gegründete Bedenken und erst jetzt sind wir durch eine kritische und sorgfältige Publication dieser Briefe in den Stand gesetzt, uns darüber ein Urtheil zu bilden. Die Herausgeber, ein italienischer und ein deutscher Gelehrter, können wohl auf die allseitige Anerkennung ihrer gemeinschaftlichen Arbeit rechnen; die Form, welche sie derselben gegeben haben, läßt auch für den Maßstab deutscher Gewissenhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Was von Morone's Briefen bisher in den mailändischen Geschichten von Verri und Rosmini veröffentlicht war, kommt theils wegen der geringen Anzahl, theils wegen der Benützung einer jüngeren Abschrift gar nicht in Betracht.

Die Handschrift, aus welcher die Herausgeber ihre Texte vorzüglich schöpfen, besteht aus einem Autograph Moron e's in drei Bänden, wovon sich der eine in der Bibliothek der Familie Belgiójoso in Mailand, der andere in der des

Marchese Trivulzio daselbst, der dritte in der öffentlichen Bibliothek von San Marco in Venedig befindet. Dieselben wurden durch Erbschaft und Zufall zerstreut und enthalten nicht sowohl ein erstes Concept, als vielmehr eine sorgfältige, vielfach corrigirte Abschrift, ausgeführt von der Hand des Verfassers selbst und eingetheilt in Bücher mit der Aufschrift: „Hieronymi Moroni J. C. et equitis epistolarum liber primus, secundus etc." Daraus läßt sich schließen, daß Morone diese Briefsammlung zum historischen Gedächtniß seiner Zeit und seines Lebens zusammenstellte, in der Absicht, sie in die Hände Vieler, vielleicht auch zum Drucke gelangen zu lassen. Dies schließt übrigens gar nicht aus, daß ein Theil derselben, vielleicht der größte, in einfacherer Form wirklich jenen Personen zukam, an welche die Briefe gerichtet sind; ähnlich, wie bei den päpstlichen Briefen des Venetianers Petrus Bembus. Sicherlich aber wurden sie später von Morone selbst gesammelt, sorgfältiger stilisirt und in Ordnung gebracht. Einen Einblick in diese Arbeit und den Beweis, daß er damit zu keinem Abschlusse gekommen ist, liefert der dritte Band des Manuscriptes, der neben den geordneten Stücken noch viele fliegende Blätter enthält — theils wirkliche Concepte, theils Briefe in der offenbar zur Absendung bestimmten Form. Aus einer solchen Entstehungsart lassen sich allerdings einzelne historische Ungenauigkeiten hinlänglich erklären, und es träfe somit wirklich zu, was Ranke bereits vor vierzig Jahren und ohne den genügenden Einblick in das Materiale vermuthete, wenn er von den Briefen sagt: „Vielleicht sind sie zwar von Morone, aber später geschrieben; auch dann werden sie wichtig genug sein". Gleichwohl dürften dieselben nicht als bloße Memoiren anzusehen sein, welche nur nach dem Vorgange anderer Zeitgenossen und nach classischen Mustern die Briefform angenommen haben, vielmehr mögen bei der Abfassung vielfach Concepte wirklich abgedruckter Briefe zu Grunde gelegen haben.

Leider reicht diese Sammlung lateinischer Briefe und Reden Morone's nicht bis in die Zeit seiner Rückkehr aus der Verbannung. Die Regierungsgeschäfte seines Vaterlandes nahmen ihn fortan so sehr in Anspruch, daß er nicht Zeit fand, die Denkwürdigkeiten des zweiten und wichtigsten Abschnittes seines öffentlichen Lebens und Wirkens selbst zu überliefern. Die Spuren desselben müssen erst in den italienischen und auswärtigen Archiven aufgesucht werden und unsere Wissenschaft muß durch die Sammlung dieser Documente das Versäumniß des Verfassers selbst nachholen. Die gelehrten Herausgeber der lateinischen Briefe, D. Promis und J. Müller, Professor zu Padua, haben sich dieser mühsamen Aufgabe unterzogen und werden die einschlägigen Documente in einem folgenden Bande veröffentlichen. Dadurch wird zuerst eine sichere Grundlage geschaffen für eine Biographie Girolamo Morone's und für die Würdigung eines der einflußreichsten Politiker des 16. Jahrhunderts.

M. Thausing.

Ausländische Belletristik.

(Iwan Turgénjew: „Erzählungen". Deutsch von Bodenstedt. 1. Band. München 1864.)

„Die Lüfte weh'n so schaurig, wir zieh'n dahin so traurig" — diese schöne Stelle aus Platens so wenig gekannten Polenliedern hat sich wohl jedem Leser mit sympathetischer Tinte in die Seele geschrieben, und immer wird die Schrift dem Gemüthe wieder sichtbar, wenn ein Hauch aus dem großen Reich des Nordens darüber weht. Ja, wenn der Hauch ein poetischer ist, das Lied, das Mährchen eines Dichters, dann will das Schaurige und das Traurige vor der Phantasie nicht mehr erblassen. Das beweist aber nur, daß es nicht zunächst die Einrichtungen und Gesetze, die Vorgänge und Thaten geschichtlicher Art oder überhaupt die in den Sehkreis der politischen Betrachtung fallenden Angelegenheiten sind, welche unter allen Umständen einen tief düsteren Eindruck verursachen, selbst wenn die Botschaft aus dem nordischen Reich eine noch so harmlose ist. Denn die politischen Schatten breiten sich nur über den Boden des täglichen Lebens und reichen nicht hinauf bis zu den Blüthen des Menschengeistes, wo überhaupt solche entstanden sein konnten. Die Poesie eines Landes sollte uns daher von den bangen Schauern erlösen, mit welchen man es sonst betrachten mag, falls jene Schauer nur aus vergänglichen und zufälligen Erscheinungen stammten, aus menschlichen Einrichtungen, welche jeder Tag verändern kann. Im Angesichte des ewigen Moments, welches der poetische Geist in sich birgt, auf welchem Stück Erde er sich auch erhebt, müßte das Wandelbare, das ihn auf diesem zufälligen Boden umgiebt, vergessen werden können.

Allein was in dichterischen Werken, die aus Rußland kommen, melancholisch stimmt, ist selbst etwas dauerndes, der Zeit zum Theil gar nicht, zum Theil nur nach weit längeren geschichtlichen Epochen unterworfen, als herrschende Gedanken und Systeme. Unveränderlich ist die Natur und ebenso der ihr verwandte Volkscharakter eines Landes; veränderlich zwar, aber wie das Ergebniß eines Jahrhunderts, oft auch auf ein Jahrhundert hinaus in seiner feststehenden Wirksamkeit nicht merklich gelockert, ist die Cultur eines Landes. Und da, wie das Wasser immer etwas von der geologischen Beschaffenheit seines Ursprunges, jede echte Dichtung etwas von den innigsten Elementen ihrer Heimat mit sich führen muß, so wird in der Poesie, die aus Rußland kommt, je höher sie zu stellen ist, das Schaurige und das Traurige um so gewisser rauschen und klagen.

Die Natur ist in Rußland eine Menschenfeindin. Verhältnißmäßig dünn bevölkert, scheint sie in der Einsamkeit und dem Einerlei ihrer unabsehbaren Wälder und Steppen über ihre Zwecklosigkeit zu sinnen und ihr Dasein zu beklagen. Selbst der brennend heiße Sommer, der mit seiner Glut die Italiens übertrifft oder mindestens die seine unerträglicher macht, ist ein nordischer Sommer; er weitet sich nicht aus zu dem stetigen Segen einer der Natur gemäßen Erscheinung, er überfällt das Land wie eine kurze Qual, die es heftig von sich stößt, weil ihm

in der Erstarrung wohler ist. Im Volkscharakter brütet die Melancholie, zu welcher die slavischen Stämme so leicht anregen und angeregt werden; die Freude ist dem Volke, wie der Sommer dem Lande, wenn sie auch mit den festlichen Zeiten eben so regelmäßig wiederkehrt, eine fremde, fast unerwartete und außerordentliche Erscheinung, welche willig und bald der stillen Hingebung an das Gewöhnliche den Platz räumt. Und diese Hingebung und Ergebung ist zuweilen eine eigenthümlich fatalistische, ein träges Verzichten auf alle Thätigkeit sowohl als Möglichkeit, von einem harten Schicksal befreit zu werden, ein Fatalismus, der nicht mehr einen allgemein slavischen, sondern einen speciell russischen Charakter trägt.

Wenn endlich die Cultur, die Bildung der höheren Stände, noch immer die Züge Peters des Großen aus ihrer Physiognomie nicht verbannen kann, so ist es natürlich, daß auch schon deßhalb die Dollmetscher des höchsten Grades jener Cultur, die russischen Dichter, mögen sie selbst weltmännisch heiter und unbefangen sich geberden, auf einen Leser aus einem der eigentlichen Culturvölker keinen frohmüthigen Eindruck hervorbringen können. Die Tendenz des eben genannten großen Regenerators Rußlands war die Aneignung alles Guten aus fremden Ländern für das Reich. Bei diesem ihrem Anfang blieb die russische Cultur stehen und mußte in Betracht der Verhältnisse stehen bleiben. Ohne die Macht der letzteren hätte man längst bewährt, was man längst erkannt haben muß: daß man es dem Fremden nicht gleich thut, indem man das Gleiche thut, sondern indem man sich gerade so, wie er, treu aus sich selbst entfaltet. Diese Art von Nachahmung hebt allein die Originalität nicht auf und giebt allein die Berechtigung, unter den Bedingungen und Errungenschaften der europäischen Bildung mitzuzählen.

Der Saft zu diesem Wachsthum muß aus den Lebensadern des Volkes strömen. Wo diese unterbunden sind, dort kann, was man „Cultur" nennt, nur eine im Wesentlichen ganz sterile Wiederholung von Resultaten fremder Nationalbildung sein. Gestaltet sich dies schon zu einem nicht erfreulichen Eindruck, wenn man in unmittelbarer Berührung mit der bezüglichen Gesellschaft steht, so steigert es sich zu einer wahren Trauer, wenn man die dichterischen Genies studirt, die Rußland in der That hervorgebracht hat. Am wenigsten ist das noch bei Gogol der Fall, weil sich seine Schilderungen auf in sich abgeschlossene Lebenskreise des Reiches selbst beschränken. Weit über dieses hinaus, in die Vorstellungen, in die Ideen und Ideale der Gesammtbildung drängt der Flügelschlag des Genius einen Lermontoff, einen Puschkin. Wie viel des Ursprünglichen, Neuen und dadurch allein schon Bedeutungsvollen hätten solche Dichter Europa dargebracht, wenn sie diesem mit den Blüthen einer Entwicklung hätten dienen können, die im Blut und Leben ihres eigenen Landes vor sich gegangen wäre, wenn sie ausschließlich an nationalen Vorgängern sich herangebildet hätten. Man würde sie einem Lamartine, Lord Byron, Manzoni an die Seite gestellt haben, während sie jetzt in dem Maße verlieren, als man den Einfluß wahrnimmt, den die weltberühmten Dichter auf sie übten und dem sie sich doch in Ermanglung nationaler Zucht und Schule nothwendig unterwerfen mußten. Und nun gar Turgénjew!

Diesem vortrefflichen Schriftsteller würde es nicht einmal schaden, daß man an ihm die Schule Goethe's deutlich erkennt, denn ein Grad von Congenialität läßt ihm noch immer Originalität und Bedeutung genug. Ihn hemmt der Umstand allein, seinen ganzen Wirkungskreis zu erfüllen, daß er, als er zum ersten Male die Feder ergriff, nicht ein voll entwickeltes Culturleben in seinem Vaterlande vorfand, er wäre sonst ohne Zweifel einer der besten Gesellschaftsschilderer unseres Welttheils geworden. Sein „Tagebuch eines Jägers" verdeutlicht dies zur Genüge; es enthält mit einer gewissen vornehmen Ruhe und Sicherheit gegebene Darstellungen von Landschaft und Charakteren, Lebens- und Stimmungsbilder, welche man namentlich deutschen Romanschreibern lebhaft zum Studium empfehlen möchte, bevor sie die Feder ansetzen.

Ob auch seine „Erzählungen", welche Herr Bodenstedt, der hierin unseres Wissens keinen Vorgänger hat, zu übersetzen beginnt, einen gleichen Grad von Meisterschaft behaupten werden, läßt sich nach dem vorliegenden Band nicht entscheiden. Denn dieser enthält neben der Skizze „Ein Ausflug in die Waldregion", die noch zum Jägertagebuch gehört, und dem „Wirthshaus an der Heerstraße" „Mumu", von denen das eine eine Sittenschilderung, das andere ein Studienkopf ist, nur eine einzige wirkliche Erzählung: „Faust, Novelle in neun Briefen", eine glänzende Leistung, die aber stofflich einen zu engen Rahmen füllt, als daß sich daraus mit Sicherheit auf die übrigen Eigenschaften eines guten Erzählers, auf Erfindungsgabe und künstlerische Composition schließen ließe.

Jene Novelle „Faust" hat das Goethe'sche Gedicht zum Mittelpunkt, wenigstens des äußerlichen Geschehens. Ein Mädchen, Namens Wera, wird sorgfältig erzogen, aber während viele Elemente der Geistesbildung dazu beitragen müssen Sprachen, Geschichte, Naturwissenschaft, wird alles, was die Phantasie wecken und reizen kann, also die ganze Welt der Kunstpoesie absichtlich ferne gehalten. Wera hat niemals einen Roman, nie auch nur ein Gedicht gelesen, geschweige denn eine dramatische Darstellung mit angesehen: sie kennt kein einziges von den berühmten Dichterwerken ihres oder eines fremden Landes. Mit eben so viel Wahrheit als Geschicklichkeit sind die Motive, welche diese Erziehung bestimmten, aus der Umgebung des Mädchens, aus dem Schicksal der Großeltern und der Mutter Wera's abgeleitet. Diese heiratet endlich, ohne daß der in ihr gleichsam niedergeschlagene Aether der Phantasie sich jemals als farbiges Bild erhoben hätte; sie heiratet gleichmüthig und lebt pflichtgemäß, ja sie hat drei Kinder geboren und zwei davon sterben gesehen, ohne daß die kälteste Unbefangenheit, selbst die jungfräulichste Ruhe aus ihrer Seele und aus ihren Zügen gewichen wäre. Freude und Schmerz haben bei ihr etwas Gebundenes, Starres. Da fügt es sich, daß ein Gutsnachbar ihres Mannes nach langer Abwesenheit zurückkehrt, ein sehr gebildeter, etwas ernster Lebemann in den Dreißigern, der einige Jahre früher selbst nahe daran gewesen war, um Wera zu werben. Ihre mittlerweile verstorbene Mutter hatte ihm damals gesagt, daß Wera keine Frau für ihn wäre, und etwas Unerklärliches, Widersprechendes in dem Mädchen hatte ihn vermocht, sich in diese freundschaftlich ausgedrückte

Ablehnung zu fügen. Jetzt entdeckt er bald, welche Quelle geistigen Genusses niemals für Wera sprudelte, und da es nicht ein Verbot ist, sondern völlige Unkenntniß der Sache und ihres Reizes, was auch noch die junge Frau an belletristischer Lecture hinderte, so hat er sie bald dahin gebracht, sich eines Abends Goethe's „Faust" von ihm vorlesen zu lassen. Es sind alle Bedingungen dazu vorhanden, daß die Wirkung eine ungeheure und unaussprechliche, eine überwältigend tiefgehende werden muß. Innere Kämpfe, schweigende Stürme folgen; das Weib kommt in Wera zur Welt, das Weib für den Mann, der den dichterischen Prometheus-Funken vermittelte. Die Folge wäre ein durch mannigfache Katastrophen zerrüttetes Leben, wenn nicht noch an der Schwelle derselben ein gebrochenes Leben das Ergebniß wäre, und zwar durch die Dazwischenkunft der Einbildung, welche die geisterhafte Nähe der verstorbenen Mutter herbeiführt.

In der Ausführung dieses gewinnenden Gedankens ist besonders der Brennpunkt der Handlung, die Vorlesung des Gedichtes, ergreifend zur Anschauung gebracht, wobei die Nebenfiguren, die das Licht begrenzen und verstärken, von köstlicher Wirkung sind. Die angefachte Flamme verlodert jedoch nicht in durchaus künstlerischer Reinheit. Wäre die Hallucination, von welcher sich Wera im entscheidenden Moment zurückschrecken läßt, eine Folge der durch „Faust" zum ersten Male und darum zu voller Gewalt aufgestachelten Phantasie, so würde dies zwar nicht eine schöne, aber doch immer eine aus dem Grundgedanken der Novelle logisch erfolgende Auflösung geben. Allein die Geistererscheinung hat, wie mehr angedeutet als erzählt wird, schon früher einmal stattgefunden, als Wera noch in nüchterner Entfernung von allen Anregungen der Einbildungskraft verharren mußte, und darum löst die Wiederholung den Knoten nicht auf, sondern zerhaut ihn.

„Das Wirthshaus an der Heerstraße" mag als eine vortreffliche Sittenschilderung gelten, mitten aus den echt russischen Zuständen heraus, und besonders das Wesen der Leibeigenschaft um so eindringlicher vorführen, als die Gewaltthat, in der es sich hier zeigt, von bloß moralischer Art ist, auch mag den Personen das drastische Gepräge des unmittelbarsten Lebens aufgedrückt sein — eine Erzählung im eigentlichen Sinne ist deßhalb daß Bild doch nicht, dazu fehlt ihm alles und jedes ideale Interesse. Niemand wird es in dem trägen Verzichtleisten auf Recht und Gerechtigkeit erblicken, welches sich zuletzt in die Frömmigkeit des Bettlers flüchtet, der das Land unausgesetzt von Kirche zu Kirche durchpilgert.

„Mummu" mahnt an einen jener hervorragenden Studienköpfe, welche ein Historienmaler erst zur Probe einzeln ausführt, bevor er sie den Gruppen eines großen Bildes an bedeutsamer Stelle einverleibt. Ein taubstummer Leibeigener, ein Riese an Körperkraft, bisher nur zu ländlichen Arbeiten verwendet, wird von seiner Herrin nach Moskau beschieden, um dort als Pförtner ihres Palastes zu dienen. In dem ungeschlachten Hercules, der mit niemand mehr verkehren kann und möchte, lebt ein gefühlvolles Herz, und nachdem er es zuerst an ein Mädchen gehängt, das aber ein künstliches Mittel angewendet hatte, sich von der unwillkommenen Gunst zu befreien, wendet er es einem Hunde zu, der nach den unarticulirten Lauten

des Taubstummen „Mummu“ genannt wird. Es liegt Wahrheit und Gemüth in der kleinen Zeichnung, das Beiwerk ist aber durchaus häßlich und der Schluß wirkt verstimmend, schon weil er keinen rechten Sinn hat. Man begreift nicht, warum der Stumme, da er nun schon einmal die Flucht ergriff, weil man seinen Hund nicht dulden wollte, nicht lieber diesen mitnahm, statt sich die Seelenqual anzuthun, ihn zu ersäufen.

Der Blick auf die Schwächen der beiden letztgenannten Skizzen, die kaum „Erzählungen“, geschweige denn Poesie zu nennen sind, giebt Gelegenheit, etwas über die Vorrede des Herrn Bodenstedt zu sagen. Dieser fleißige und feinfühlende Uebersetzer hat die üble Gewohnheit, jedes der Originale, die er sich erkürt, bevor er ans Werk geht, in eine Weihrauchwolke ganz gedankenleerer Lobesüberschwänglichkeit zu hüllen. Da ist kein Superlativ zu hoch und keine Verbeugung zu tief, um nicht in Verwendung zu kommen. Bei der Uebersetzung der Shakspeare'schen Sonette wurde die Beräucherung ein Vergehen an dem dramatischen Shakspeare und war der ursprüngliche Anlaß zu einer Rüge, die Friedrich Hebbel nicht unterdrücken konnte, bei Gelegenheit der Uebersetzung der Vorläufer Shakspeare's. Man wird in diesen Zeilen gewiß nicht eine zu geringe Würdigung des vortrefflichen Iwan Turgénjew finden, und uns trotzdem erlauben, gegen die Behauptung des Herrn Bodenstedt, die auf die gesammte Novellenlitteratur Europa's Bezug nimmt: „In künstlerischer Beziehung wird er von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen“ — ein wenig Einsprache zu erheben. Wollen wir auch nur die Neuzeit in Schutz nehmen, so haben wir in Deutschland Gottfried Keller, in Frankreich Prosper Merimer, welche den übrigens höchst schätzenswerthen Russen übertreffen, wenigstens in dem, was er uns als „Erzählungen“ durch die Hand des Herrn Bodenstedt bisher geboten hat. An noch anderen Namen würde es zur Noth nicht fehlen. Herr Bodenstedt setzt sich dem Verdacht aus, die Schwächen der Originale, die er übersetzt, durch das allzu starke Parfüm, mit dem er sie bewirft, verdecken zu wollen, und erinnert unwillkürlich an den Mann, der, wenn er einer zu stark parfümirten Person gegenüberstand, zu sagen liebte: „Wo es gut riecht, da riecht es übel“.

Der Vorrede entnimmt man übrigens mit Dank einige Daten zu einer Biographie Turgénjews. Er wurde zu Orel, „im Herzen des europäischen Rußland“, 1818 geboren, größtentheils auf dem Lande erzogen und studirte einige Zeit in Berlin. Nachdem er in Rußland mehrere Gedichte herausgegeben hatte, erschienen 1852 seine Jagdskizzen und machten so ungeheures Aufsehen, daß sie ihm — die Verbannung zuzogen. Sie dauerte durch Vermittlung des ihm geneigten damaligen Thronfolgers und jetzigen Kaisers nur zwei Jahre. Seitdem lebt Turgénjew abwechselnd in Rußland und in Deutschland. Sein neuestes Werk, „Erscheinungen“, verspricht uns der Uebersetzer im nächstfolgenden Bande der „Erzählungen“ mitzutheilen.

Hieronymus Lorm.

Musikalische Litteratur.

II.

(Johann Friedrich Reichardt. Sein Leben und seine musikalische Thätigkeit, dargestellt von H. M. Schletterer. Augsburg 1865, bei J. A. Schlosser.)

Joh. Fr. Reichardt, der musikalische Schriftsteller und Componist, gehört zu den interessantesten Erscheinungen in der neueren Musikgeschichte. Ein günstiges Geschick stellte seine Thätigkeit an den Wendepunkt zweier Jahrhunderte, so daß er, ein musikalischer Janus-Kopf, eben so sehr der alten als der neuen Zeit anzugehören scheint. Als Capellmeister in Berlin webt er noch mitten in der alten italienischen Prunk- und Hofoper, in Wien im Verkehre mit Beethoven und dessen Zeitgenossen, für die deutsche Oper componirend und Goethe's Werke illustrirend, erscheint er als vollkommen moderner Künstler. Reichardt hatte das Glück, mit den bedeutendsten und glänzendsten Persönlichkeiten Deutschlands und Frankreichs zu verkehren, von Emanuel Bach und Gluck bis auf Beethoven, Cherubini und Boyeldieu, von Klopstock und Kant bis auf Goethe, Schiller und alle Koryphäen der Weimarer Glanzepoche. Er war des alten Benda Schwiegersohn und Schwiegervater des romantischen Henrik Steffens. Es war ihm vergönnt, ein größeres Stück Welt und mit schärferen, gebildeteren Augen zu sehen, als die meisten Tonkünstler jener Zeit. Als Componist wie als Schriftsteller hat er sich in den verschiedensten Richtungen versucht; der erstere nimmt durch seine Goethe'schen Lieder, der letztere durch seine interessanten Briefe aus Paris und Wien eine sichere Stellung in der Litteratur ein. Capellmeister Friedrich des Großen und König Jérôme's von Westphalen, Virtuose, Componist, Dirigent, Theoretiker, Journalist, endlich gar königlicher Salinendirector, ist Reichardt ein lebendiges Stammbuch seiner Zeit und eines der dankbarsten Objecte für die Biographie.

Es ist demnach begreiflich, daß wir die Ankündigung einer „Biographie Reichardts“ von H. M. Schletterer mit Freude begrüßten, um so mehr als der Verfasser sich bereits durch seine „Geschichte des deutschen Singspiels“ als tüchtiger Musiker und gewissenhafter Forscher bewährt hat. Seine Reichardt-Biographie, mit demselben Fleiß und derselben Gründlichkeit geschrieben, ruft trotzdem manches Bedenken hervor. Das erste trifft den enormen Umfang des Buches, bei dessen Anblick jeder Leser erschrickt. Ein wuchtiger Band von 662 Großoctavseiten kündigt sich als „Erster Theil“ der Biographie an! Müßte nicht eine solche Ausführlichkeit und Redseligkeit das allgemeine Interesse für das Leben von Componisten abschwächen, die weit höher und uns ungleich näher stehen, als Reichardt? Dieser Mangel an weiser Selbstbeschränkung trägt schon auf dem Titelblatte schlimme Früchte. Um dem uns vorliegenden „Ersten Band“ den Schein der Selbstständigkeit anzutäuschen, hat man ihn mit dem Separattitel versehen: „Reichardts Leben und musikalische Thätigkeit“. Nun ist aber weder Reichardts Leben noch seine musikalische Thätigkeit in diesem Band erschöpft, sondern beides einfach bis zum

Jahre 1794 geführt. Alles Weitere, also die letzten zwanzig Jahre von Reichardts Leben fehlen und müssen im zweiten Band nachfolgen. Eben so irrthümlich läßt uns das Titelblatt glauben, Reichardts gesammte litterarische Thätigkeit sei für den zweiten Band aufgespart, denn alles, was Reichardt bis 1794 nur immer drucken ließ (selbst Programme, Vorreden u. dgl.) sind in dem vorliegenden Band ausführlich abgehandelt. Diese Anlage des Buches, welche die litterarische Thätigkeit Reichardts von seiner musikalischen nicht trennt, sondern beide verbunden an dem biographischen Faden weiterführt, ist auch die allein richtige und zweckmäßige. Sie läßt aber dem Verfasser und Verleger keineswegs die Wahl, einen zweiten Band nachfolgen zu lassen oder nicht, denn ohne diesen Abschluß (den wir daher mit Sicherheit erwarten) wäre das Ganze ein unvollständiges Fragment. Hoffentlich bequemt sich dann der zweite Band auch zu einer Capiteleintheilung und zu einem Inhaltsverzeichniß, zwei Dinge, die der Leser des ersten sehr vermißt.

Für den Anfang der Reichardt'schen Biographie kam dem Verfasser eine werthvolle Vorarbeit zu statten, eine von Reichardt selbst begonnene Autobiographie. Die ersten Abschnitte derselben hatte Reichardt in der von ihm herausgegebenen „Berliner Musikzeitung" (1805) veröffentlicht, eine werthvolle Fortsetzung fand sich als Manuscript in Reichardts Nachlaß und wurde von dessen Tochter, der Frau Hofräthin v. Raumer in Erlangen, Herrn Schletterer zur Veröffentlichung mitgetheilt. Einer der interessantesten Abschnitte aus Reichardts Lehr- und Wanderjahren, von ihm selbst geschildert, erscheint hier somit zum ersten Male in der Oeffentlichkeit.

Reichardts Selbstbiographie erstreckt sich, von Bemerkungen und Excursen des Herausgebers begleitet, ungefähr bis in die Mitte von Schletterers Buch. Sie ist sehr anziehend, mitunter fesselnd, Reichardt schildert lebhaft und genau; seine von eigenthümlichen Gegensätzen erfüllte Jugendzeit, seine Abenteuer, endlich die bedeutenden Persönlichkeiten, die ihm das Glück schon früh in den Weg führte, treten mit großer Frische vor uns hin. Gleich in Reichardts Vater begegnen wir einem der wunderlichsten Charaktere. Der Mann war als Knabe eine Art Hausbedienter beim Grafen Truchseß gewesen, der das musikalische Talent des Jungen ausbilden ließ. Bald hatte er so viel Fertigkeit auf der Geige, Laute und mehreren Blasinstrumenten gewonnen, daß er sich als Musiklehrer in Königsberg niederließ, wo bis zu seinem Tode sein Unterricht beliebt und gesucht blieb. Sehr jung heiratete er da ein schönes, sittsames Kammermädchen seiner ehemaligen Beschützerin, der Gräfin Kayserling. Sein abenteuernder Sinn trieb ihn bald, als Regimentshautboist ins Feld zu ziehen und sein junges Weib mit zwei Töchtern und dem kleinen Johann Friedrich unbekümmert daheim zu lassen. Die fromme, sanfte Frau verfiel in dieser Zeit einem stillen Pietismus und wurde ein eifriges Mitglied der Herrnhutergemeinde. Sie hatte viel von dem rückkehrenden Gatten zu dulden, der nun nur unregelmäßig, flott und etwas prahlerisch lebte. Trotz seiner argen Fehler erfreute sich der stattliche, talentvolle und lebenslustige Mann großer Beliebtheit und wurde als guter Musikant selbst in adeligen Kreisen gern gesehen.

Fast alle Elemente, die später Reichardts Charakter bestimmten, sehen wir hier in seinem Vater und seiner Mutter vorgebildet. Physische Kraft, Wohlgestalt, künstlerische Anlage und poetisches Temperament, dabei ein abenteuernder Zug, Eitelkeit und Selbstüberschätzung sind sein directes väterliches Erbtheil, von der Mutter hatte er die mildernden und veredelnden Eigenschaften der Religiösität und des liebenswürdigsten allgemeinen Wohlwollens. Die beste Eigenschaft des etwas verwilderten Vaters war seine zärtliche Liebe für den kleinen Fritz, dessen Ausbildung er auf das Ernstlichste sich angelegen sein ließ. In seinem 15. Jahre bezog Fritz die Universität und wurde Kants Schüler, was ihn keineswegs vor lockerer, bedenklicher Gesellschaft schützte. Von Kant und Hamann, den beiden vornehmsten geistigen Notabilitäten Königsbergs, erzählt Reichardt sehr interessante Züge. Unter Reichardts Universitätsfreunden waren der unglückliche Dichter Lenz und Markus Herz, der nachmalige Gatte der gefeierten Henriette. Die Sehnsucht ins Weite und der Wunsch sich in der Musik zu vervollkommnen, trieben den jungen Reichardt, damals schon einer der besten Violinspieler Königsbergs, fort von der Heimat und seinen Universitätsstudien. Ein polnischer Fürst nahm ihn bis Danzig mit, wo Reichardt ein Concert gab und das Geld zur Weiterreise von freundlichen Gönnern lieh. In Berlin war sein erster Gang zu Ramler, dem gefeierten Odendichter, durch den er mit Nicolai, Eberhard und anderen Litteraturgrößen bekannt wurde. Von Musikern zogen ihn hauptsächlich der leidenschaftliche Kirnberger, „dessen Götter mit Seb. Bach aufhörten", und der alte Concertmeister Franz Benda an. In Leipzig fesselte ihn das Haus des trefflichen alten Hiller und stärker noch die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Sängerin Corona Schröter, die einige Jahre früher gleich schwärmerisch von Goethe verehrt worden war. Corona's Freude an Reichardts Violinspiel trieb ihn an, von neuem allen Fleiß darauf zu wenden und auch mehrere Violinconcerte zu componiren. Auch zwei kleine Operetten componirte er schon in Leipzig, und von seinen Melodien begleitet, erschienen hier die ersten Goethe'schen Gedichte im Druck Die ganze Schilderung seines Leipziger Aufenthaltes ist anziehend und lehrreich. Reichardt wandte sich nun nach Dresden (1772). Er componirte und musicirte fleißig und dennoch schreibt er seinem Lehrer in Königsberg, dieser möchte ihm rathen, ob er „das Studium oder die Musik zum künftigen Lebensberuf wählen solle". Dieser Zweifel ist äußerst charakteristisch für Reichardts ganze Stellung in der Musik, sie deutet schon auf die moderne Erscheinung des Musikers, dem die Musik nicht mehr Alles ist, auf den componirenden Schriftsteller und schriftstellernden Tonkünstler. Der bittersten Noth in Dresden entrann Reichardt durch den frischen Entschluß, mit zwei Thalern und einem Empfehlungsschreiben an den Grafen Thun zu Fuß nach Böhmen zu wandern. In Prag traf er gute, freundliche Leute, hielt es aber gleichfalls nicht lange aus, sondern eilte 1774 nach Berlin, „um dort einen Carneval zuzubringen und die Berliner Musik, die damals sehr berühmt war, im Großen zu hören und ganz kennen zu lernen". Er hörte dort italienische Opern von Hasse und Graun und zum ersten Male Händel'sche Oratorien. Die

italienische Oper bestärkte ihn in dem Plan, in dieser Kunstgattung sein Glück zu suchen. Zu diesem Behufe wollte er zu Fuß nach Italien wandern, dort eine Oper zur Aufführung bringen und mit diesem Erfolge sich das deutsche Publicum erobern. Er begann die Wanderung. In Halberstadt erfreute er sich der freundlichsten Aufnahme bei Vater Gleim, in Braunschweig fesselte ihn für einige Wochen der anregende Verkehr mit Ebert, Zachariä, Eschenburg und Lessing[1].

In Hamburg fühlte sich Reichardt glücklich in der Nähe Klopstocks und der gastlichen heiteren Geselligkeit des Büsch'schen Hauses. In Klopstock lernte er einen Freund derber Burschenlieder kennen, welcher sogar dem „Gaudeamus igitur“ einige heitere Strophen hinzugefügt hatte. Sie entstanden so: Madame Büsch pflegte in ihrer originellen Laune die dummen Menschen, die sie nicht leiden konnte, einzutheilen in Schöpschristeln, Seelenpeter und Butterlämmer. Daraus bildete Klopstock die Strophe:

Pereat trifolium
Pereant Magistri
Butterlamm, Schöpschristelus,
Petrus animarum!

Von großer Bedeutung für Reichardt war in Hamburg seine Bekanntschaft mit Philipp Emanuel Bach, dessen Compositionen und freie Phantasien tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf den jungen Tonkünstler machten. „So oft ich mich nur“, erzählt Reichardt, „aus dem Professorshause (Büsch), meinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte entfernen konnte, war ich bei Bach, der sich oft mit mir über Musik unterhielt, obwohl wir uns selten ganz verständigen konnten. Viel übler ging es mir darin aber mit Klopstock, der auch gerne über Musik sprach und stritt, ohne jedoch nur die mindeste Kenntniß und Einsicht davon zu haben. Ja es blieb nicht selten zweifelhaft, ob er für das eigentlich Musikalische, d. h. das Tönende, wirklich Gehör und Sinn hatte und nicht, wie bei anderen Dichtern auch bei ihm Rhythmus und Takt alles wurde, was er an der Musik hörte und empfand. Die natürliche Folge davon war, daß alles immer durch Gleichnisse aus anderen Kün-

[1] Von Lessing erzählt Reichardt einige charakteristische Züge: „Einst behauptete Lessing sehr lebhaft, der wandernde Scheerenschleifer habe ein weit glücklicheres Dasein als der berühmteste Gelehrte hinter seinem Schreibtisch Da er ganz besonders bei der beständigen, erwünschten Abwechslung verweilte, sagte Zachariä zu ihm mit seinem trockenen lustigen Ton: „Nun so darfst Du Dich ja nur einmal hängen lassen zur Abwechslung“, und Lessing rief lebhaft aus: „Wahrlich, ich glaube, der Gang hinaus würde mir mehr Spaß machen, als das Leben in meinem Bücherwinkel“. — Nur das“, sagt Reichardt, „wollte mir an ihm nicht gefallen, daß, so gern er auch sein Glas bis tief in die Nacht hinein füllen ließ, er doch oft dasselbe hinhaltend sagte: „Was soll ich den Quark auch noch trinken!“ So mischte er Mißmuth in seine heiterste Laune. Einst als jemand von zu vielem Trinken sprach, sagte Lessing ganz ernsthaft: „Zu viel kann man wohl trinken, aber nie genug“. — Um Musik kümmerte sich Lessing nicht, er verglich die angenehmste Empfindung, die ihm Musik je verschafft, mit der, die er habe, wenn ihn sein Barbier mit lauem Wasser einseife. Zachariä fuhr in einem Wagen auf dessen Schlag ein großes Z gemalt war, hatte aber nie einen Bedienten bei sich; als er darüber geneckt wurde und die Antwort schuldig blieb, rief Lessing: „Du Narr, so sage doch, auf Z folgt nichts“.

sten, namentlich aus der Malerei, von der er nicht viel richtigere Begriffe hatte, erläutert werden sollte. Das wollte ich aber durchaus nicht gelten lassen; zuletzt stritten wir uns nicht mehr über die Streitfrage, sondern immer noch über das Gleichniß". Diese Bemerkung Reichardts enthält äußerst Treffendes und charakterisirt nicht bloß Klopstocks Verhalten zur Musik, sondern gleicherweise das einer Menge anderer unmusikalisch geistreicher Leute. Trotzdem hatten Klopstocks Poesien großen Einfluß auf die Compositionen Reichardts; kein anderer Tonsetzer, nicht einmal Gluck hat sich dem undankbaren Geschäft, Klopstock'sche Verse in Musik zu setzen, so oft und hingebend unterzogen.

Aus dem italienischen Reiseplan Reichardts wurde unterwegs ein russischer, zu St. Petersburg hoffte er sein Talent am schnellsten zur Geltung zu bringen. Doch auch von diesem Vorhaben brachten ihn mancherlei Erwägungen ab und wir sehen bald unseren Reisenden nach dreijähriger Abwesenheit wieder in seiner Vaterstadt Königsberg anlangen. Hier suchte man Reichardt auf alle mögliche Art zu fesseln. Es gelang, indem ihm der Minister Obermarschall von der Gröben, der eine sehr musikalische Gräfin Truchseß zur Frau hatte, eine Secretärstelle in seinem Departement antrug.

Mit diesem plötzlichen Standeswechsel des wandernden Virtuosen schließt das Fragment der Reichardt'schen Selbstbiographie und Herr Schletterer ergreift nun das Wort. Er ergreift es, um einen langen Rückblick auf Reichardts Entwicklung und Charakter zu thun, und eine noch längere Vergleichung der damaligen Musikzustände mit den gegenwärtigen hinzuzufügen. Im Grunde ist's eine heftige Fastenpredigt, worin die „gute alte Zeit" mit tiefen Seufzern gepriesen und die sündige Gegenwart so schwarz als möglich gemalt wird. Zu Reichardts Zeit war die Künstlerwelt uneigennützig und edel; „das Wort, das jeder moderne Virtuose auf der Stirne trägt, ist Gelderwerb, und zwar Gelderwerb um jeden Preis, und müßte selbst darüber die Hoheit und Heiligkeit der Kunst geopfert, das Erhabene derselben in den Staub getreten werden". Nachdem der Verfasser die Musik im Concertsaal verurtheilt hat, bricht er auch den Stab über unsere musikalische Häuslichkeit. „Die Musik ist jetzt nicht mehr Herzensbedürfniß, sondern Sache der Mode". Wir meinen, die Musik ist Herzensbedürfniß und Sache der Mode, dies war sie ebenfalls in der „guten alten Zeit" und dürfte es immerdar bleiben. Mit derselben Bestimmtheit wird nun der gegenwärtige Musikunterricht der „Pfuscherei und Unwissenheit" geziehen, so daß man nach diesem Absatz glauben möchte, es könne heutzutage kein Mensch mehr Clavier oder Violine spielen. Noch schlimmer ergeht es der Gegenwart rücksichtlich der „Unterstützung der Künste", welche nach Schletterer Sache der Reichen und Vornehmen sein soll. „Gut", fährt er fort, „lernen wir doch einmal diese Reichen und Vornehmen kennen. Zu den Reichen zählt man in unseren Tagen zunächst die Fabricanten und deren Agenten, die Kornwucherer und Speculanten, die Actienbesitzer und alle diejenigen, die durch irgend ein schwindelhaftes Unternehmen rasch zu Geld gekommen sind Diese Classe von Menschen hat in ihrer Mehrzahl für etwas edleres keinen Sinn. Sie wohnen

schön, kleiden sich nobel, essen gut, klimpern mit harten Thalern in den Taschen, sind arrogant, hochmüthig, gefühllos, — wir können sie als abgethan ansehen und gleich auf der Seite liegen lassen". Und unsere Vornehmen? Für Herrn Schletterer zerfällt der Adel und die bessere Gesellschaft überhaupt in zwei Classen: „Zu einer zählen die Gleichgültigen, Blasirten, Abgestorbenen. Trotz ihrer besseren Erziehung und ihres Vermögens vegetiren sie nur. Die andere Partei liefert ein noch traurigeres und entmuthigenderes Bild. Hier begegnen wir den Sparsamen, die nur Capital zu Capital häufen. Ihr ganzes Interesse wird nur von Miethzinsen, Pachtgeldern 2c, in Anspruch genommen. Ihre ganze wissenschaftliche Bildung erstreckt sich auf die Getreide- und Kartoffelpreise". Wir geben diesen kurzen Auszug aus der zehn volle Seiten füllenden Expectoration Herrn Schletterers, um unseren Ausspruch zu begründen, daß das eine Fastenpredigt sei, welche — an sich voll Befangenheit und Weltunkenntniß — mit dem Leben Joh. Friedr. Reichardts nicht das mindeste zu thun hat.

Herr Schletterer schwärmt für die Zeit, wo Musik und Musiker ein monopolisirter Besitz des hohen Adels waren. Ohne Zweifel lag in jenem subordinirten Verhältniß der Componisten und Virtuosen zu ihrem hochgebornen Herrn und Beschützer manch' gemüthlicher Zug, ganz so wie die Regierung Friedrichs II. oder Herzogs Karl von Württemberg auch nicht ohne patriarchalischen Reiz war. Die künstlerischen, namentlich musikalischen Zustände des 18. Jahrhunderts bis in den Anfang des 19. waren direct und untrennbar verflochten mit den politischen und gesellschaftlichen Lebensformen jener Zeit; wir vermögen für unseren Theil weder das eine noch das andere zurückzuwünschen. Gewiß thaten die Höfe und die Aristokratie damals mehr für die Musik, als sie gegenwärtig thun, — allein man darf nicht vergessen, daß damals in Deutschland ein „großes Publicum" noch nicht existirte. Wir können heutzutage, wo die ganze Musikpflege im Besitz der Oeffentlichkeit ist und die großartigsten Dimensionen angenommen hat, uns kaum mehr in jene Zeit zurückdenken, wo die größten Tondichter der Nation im Privatdienst großer Herren standen, zur „Aufwartung befohlen" und mitunter wie Bediente behandelt wurden. Es war allerdings recht hübsch, wenn der Prinz von Hildburghausen heute sechs Quartetten von Gyrowetz, morgen der Fürstbischof von Breslau eine neue Symphonie von Dittersdorf bestellte. Heutzutage bestellt sie Herr Kistner, Schott oder Breitkopf und Härtel, — das Unglück ist nicht gar so groß. Es kann doch keinem Streite unterliegen, daß die talentvollen und tüchtigen Tonkünstler der Jetztzeit besser und unabhängiger gestellt sind, als es ihre Vorfahren gewesen. Hatte nicht schon Haydn seinen Ruhm und sein Vermögen weit mehr seinem kurzen Aufenthalt in London, also dem Publicum zu danken, als dem Fürsten Esterhazy, der Haydns Muse Jahrzehnte lang für sich gepachtet hatte? An die Stelle der hochadeligen Protectoren ist jetzt das Publicum getreten; wir wollen das Verdienst der ersteren nicht schmälern, aber der Künstler befindet sich bei letzterem besser. Scheint es Herrn Schletterer würdiger und vortheilhafter, wie Reichardt, Gyrowetz, Dittersdorf, sehr oft auch Mozart jedes Concert bei den ver-

schiedensten „Cavalieren“ vorher durchbetteln zu müssen, oder einfach vor's Publicum zu treten, wie Liszt und Thalberg, Joachim und Klara Schumann? Ehemals war die Musik aristokratisches Privilegium, von dem das große Publicum nur ausnahmsweise und durch Protection zu naschen bekam, jetzt ist sie, dem allgemeinen demokratischen Zug der Geschichte folgend, wie Licht und Luft Allgemeingut geworden. Angenommen aber, daß Herr Schletterer mit seiner Strafrede Recht hat — wir wollten nur Meinung gegen Meinung setzen — so wäre es doch freundlicher gewesen, sie irgend wo anders abdrucken zu lassen, als in Reichardts Biographie. Auf diese Art kann man auch sechs Bände anstatt zweier herausbringen.

Der Verfasser geht nun zu einer ausführlichen Schilderung und Beurtheilung der frühesten Compositionen Reichardts über und giebt einen Auszug aus dessen „Briefen eines aufmerksamen Reisenden“ (1774), welche bekanntlich manch' interessante Mittheilung über das damalige Musikleben in Berlin, Hamburg, Dresden und Leipzig enthalten.

Es folgt nun Reichardts Aufenthalt in Berlin und seine Anstellung als Capellmeister Friedrichs des Großen. Reichardt befand sich im August 1775 auf einer amtlichen Reise als „preußischer extraordinärischer Kammersecretär“ in Litthauen, als er unterwegs von einem Berliner Reisenden die Nachricht von dem Tode des alten Hofcomponisten Agricola hörte. Sofort entschloß er sich, um dessen Stelle sich zu bewerben. Von Franz Benda und anderen Freunden in Berlin unterstützt und von seinem vielfach erprobten Glücksstern nicht verlassen, gelang es dem vierundzwanzigjährigen, noch wenig bekannten Componisten, Capellmeister des großen Fritz zu werden, der ihn bald mit besonderer Vorliebe behandelte. Der Verfasser findet es angemessen, hier einen langen Essai über die Entstehung und Fortbildung der Berliner Oper zu geben, wogegen wir nichts einzuwenden hätten, wenn es etwas anderes als ein getreuer, meist wörtlicher Auszug aus C. Schneiders „Geschichte der Berliner Oper“ wäre. Reichardt heiratete in Berlin Benda's Tochter Juliana, die ihm jedoch nach kurzer Ehe der Tod entriß. Er verehelichte sich zum zweiten Male noch im selben Jahre (1783) mit der Wittwe Hecsler in Hamburg. Nach Friedrich des Großen Tod wurde Reichardt von dem neuen König in seinem Amt bestätigt. Unser Letzterem führte Reichardt seine großen italienischen Opern „Andromeda“ und „Olympiade“ in Berlin auf. Manche Reibungen und Feindseligkeiten, besonders aber wiederholte Denunciationen der „demokratischen Gesinnung“ Reichardts beim König führten 1794 seine Entlassung herbei. Der Verfasser führt uns noch zu Reichardts Landhaus in Giebichenstein, wohin sich dieser zurückzog, erzählt uns von dessen Bekanntschaft mit Goethe und theilt einige interessante Briefe Goethe's an Reichardt mit. Einen sehr bedeutenden Raum nimmt auch hier wieder die Aufzählung, Beschreibung und Beurtheilung der Compositionen Reichardts (von 1786 bis 1794) ein. Da wir uns ein näheres Eingehen in die rein musikalische Partie des Buches für einen anderen Ort versparen wollen, schließen wir hiemit unsere Anzeige mit dem Wunsche, es möchte die Fort-

setzung von Schletterers Reichardt-Biographie nicht allzu lange auf sich warten lassen. E. H.

Das Künstlerhaus.

Herzensergießungen eines Kunstveteranen [1].

Der Schreiber dieser Zeilen gehört der absterbenden Künstlergeneration an und würde als solcher seine Ansichten für sich behalten, wenn die Vertreter unserer Kunst Titanen wären, gegen welche anzukämpfen nur den Kroniden vergönnt ist. Nachdem aber dies zum Glücke für mich nicht der Fall ist, und man kein Horazischer laudator temporis acti zu sein braucht, um in den Kunstbestrebungen unserer Gegenwart eben keinen riesigen Fortschritt gegen die gute alte Zeit zu erkennen, so wage ich es, in einer Angelegenheit, welche die jüngeren Künstlerkreise lebhaft beschäftigt, ein Wort darein zu reden. Es ist dies das schon vielfach besprochene Künstlerhaus.

Gleich als die Idee desselben zuerst auftauchte, suchte ich mir die Sache in Gedanken zurecht zu legen. Eines, das stand in mir fest, konnten meine Collegen wohl nicht beabsichtigen, nämlich eine bloße Herberge zu errichten für die etwa zuwandernden „Brüder" aus der Ferne, denn diese waren nie so ganz nach unserem Geschmacke und der neuerliche Protest gegen die Verwendung eines deutschen Künstlers bei der Ausschmückung des Opernhauses war der ungeschminkte Ausdruck jener Anschauung, die Noth und Neid in uns Künstler eingesenkt haben. Also keine Herberge, aber wohl eine Stätte für den arbeitsamen Künstler, so dachte ich mir, und da schwebte eine Reihe von Bedürfnissen meinem Geiste vor, deren Befriedigung ein Künstlerhaus zu geben berufen ist. Einmal ein genügender Raum, wo die der Schule entwachsenen und dem oft traurigen Leben anheimgefallenen Künstler ihren Studien obliegen und dieselben fortsetzen können. Also ein Modellsaal mit einer Auswahl der schönsten Antiken, so daß der Künstler seine Abendstunden theils mit Studien nach dem Modell, theils nach den Antiken zubringen könnte. Wer die Schule des Lebens als Künstler durchgemacht hat, und wem es mit seiner Kunst wirklich Ernst ist, wird mir das Zeugniß geben, daß die Herstellung eines solchen ausschließlich für Künstler bestimmten Arbeitsraumes ein dringendes Bedürfniß ist. Weiter, dachte ich mir, müßte ein Künstlerhaus eine Reihe von Ateliers enthalten, von denen einige an solche Künstler zu vermiethen wären, deren Kunstrichtung und Beschäftigung sie an einen solchen eigens geschaffenen Raum verweist, theils vorübergehend an solche Künstler abzugeben wären, welche

[1] Wir theilen diesen von achtbarer Künstlerhand uns zugekommenen Artikel unverändert in seinem Gedankengange und nur mit vereinzelten stilistischen Abänderungen mit, zu deren Vornahme uns der Verfasser ermächtigt hat. Die Red.

Aufträge erhalten, die sie in ihren bescheidenen Wohnungsräumen auszuführen außer Stande sind. Daß auch diese Erwartungen berechtigt sind, wird jeder zugestehen, der unsere improvisirten Ateliers auf der schwindelnden Höhe der Dachräume wiederholt zu besuchen je genöthigt war. Endlich dürfte, so dachte ich weiter, der Bau eines Künstlerhauses den Künstlern die erwünschte Gelegenheit bieten, aus der Abhängigkeit der Kunstvereine herauszutreten, indem ein Raum für eine permanente wechselnde Ausstellung hergestellt würde — ein mäßiger Raum, denn die wirkliche Production von Kunstwerken, selbst von solchen, die für den Markt berechnet sind, ist nicht so groß, daß für den monatlichen Nachwuchs eine Reihe von Sälen erforderlich wäre.

Diese Bemerkungen und noch einige andere, trug ich still sinnend in mir herum und war natürlich begierig, wie meine Collegen, welche des Künstlerhauses wegen nun fast zwei Jahre berathen, die Aufgabe lösen werden.

Endlich sind die Pläne fertig, bei deren Bereitung sehr viele Köche thätig waren, und fast scheint sich die Wahrheit des alten darauf bezüglichen Sprüchwortes zu bewähren, das dem Leser in Erinnerung, denn von allen meinen Erwartungen fand ich auch nicht Eine befriedigt.

In dem ganzen neuen Künstlerhause sind zwar viele Räume „zum Vermiethen" angebracht, so der linke ebenerdige Flügel für einen vielleicht noch nicht begründeten beliebigen Verein, so der Raum des ganzen ersten Stockwerkes „für den österreichischen Kunstverein", aber was uns Künstlern vorbehalten ist, nämlich der rechte ebenerdige Flügel des Hauses, ist räumlich nicht mehr, als wir in unserem Künstlerlocale (Kothgasse) bereits besitzen, und nur dem geselligen Verkehre gewidmet, der seit Jahren vielfach angestrebt und angeregt wurde, aber nie zur rechten Blüthe kam. Freilich schließt sich in der Fronte des Hauses ein Repräsentationssaal an, den die Genossenschaft mit dem vorerwähnten Vereine gemeinschaftlich benützen soll; wozu aber dieser uns Künstlern dienen soll, ist mir unklar. Wir repräsentiren uns immer nur durch unsere Schöpfungen Der Anlaß zu jubelnden Festlichkeiten ist uns nämlich nur höchst selten geboten, und die Träume einer hervorragenden socialen Stellung des Künstlerthums können nur in den übersprudelnden Köpfen jüngerer Künstler und in der überreizten Eitelkeit einiger älteren auftauchen. Auch ich war einst ein solcher Schwärmer, und die schönen Tugenden von Kaiser Max, der Dürer die Leiter hielt, haben einst meine Brust mächtig geschwellt. Ueber derlei Illusionen hat mich eine harte Schule des Lebens hinweggeschoben und in mir die Ueberzeugung wach gerufen, daß die sociale Stellung der Künstler in genauem Verhältnisse zu dem Werthe ihrer Leistungen stehe, und jedenfalls unabhängig sei von Festlichkeiten, Aufzügen und dem ganzen Apparate, der in jüngster Zeit so häufig angewendet wurde, aber wieder spurlos vorüberging und der echten wahren Künstlernatur immer fremd bleiben wird.

Ich habe nun das neue Künstlerhaus geschildert, wie es werden soll, und wenn ich dem meine berechtigten Erwartungen entgegenstelle, so kann ich mich des

bedrückenden Gefühles einer argen Enttäuschung nicht erwehren. Also nicht der arbeitsame Künstler, der das Bedürfniß nach Fortbildung hat, soll berücksichtigt werden, nicht die Kunst als solche und ihre Vertreter sollen in dem Künstlerhause Platz finden, sondern der österreichische Kunstverein, gegen dessen Gebahren wir schon wiederholt unsere Stimme laut werden ließen, und irgend ein beliebiger Verein und erst nebenbei auch wir Künstler, aber wir nur dann, wenn uns ein geselliger Trieb anwandelt. Und dafür soll der Staat einen Bauplatz unentgeltlich überlassen und eine mühsam aufgebrachte Bausumme von 200.000 bis 300.000 fl. verwendet werden? Wahrlich, der Effect eines solchen Künstlerhauses ließe sich wohlfeiler damit herstellen, daß die Genossenschaft die beseeligende Nähe des Kunstvereines sich durch die Miethe eines Locales in dem Schönbrunnerhause verschaffe. Letzteres wäre dann gewiß eben so sehr (oder so wenig) ein Künstlerhaus, als das projectirte.

Nochmals also erhebe ich meine Stimme, um dringend zur Umkehr zu mahnen. Was uns Künstlern dem Ernste der Zeitläufte gegenüber noth thut, ist nicht eitler Flimmer, nicht geselliges Vergnügen, es ist Arbeit, harte Arbeit und die Einsicht, daß wir Vieles nachzuholen haben. Bauen wir uns, nachdem die seltene Gelegenheit hiezu geboten ist, eine ruhige Arbeitsstätte, ebnen wir unseren jüngeren Kunstfreunden die mühevolle Bahn, die sie durchwandern müssen, fördern wir auf jene Weise, wie ich dies eingangs angedeutet habe die Künstler, und wir haben dann das Unsere für die Kunst gethan und ein Künstlerhaus in der echten und rechten Bedeutung des Wortes begründet, wofür uns unsere Nachkommen segnen werden.

G. Wir haben die dritte Auflage von L. A. Frankls „Libanon. Ein poetisches Familienbuch“ (Wien, A. Pichlers Wittwe und Sohn) zu verzeichnen. Es wird nicht bald eine reichhaltigere Sammlung gefunden werden können, die ihrem Zwecke so sehr entspricht und, tiefinnerst in Form und Wesen poetisch, doch das positivste culturgeschichtliche Materiale bietet. Es ist keine Phase in der Geschichte und im Leben des Judenthums, die hier nicht im Gesange vertreten wäre. Bis ins 8. Jahrhundert zurück konnte der Herausgeber greifen und fand noch Perlen. Zunächst interessant für uns war, die österreichischen Dichter zu zählen, die ihre Harfen auf den „Libanon“ geschickt haben; es sind ihrer 52, unter der Gesammtzahl von 199, mit allen Dichtungsarten bis auf die dramatische (Grillparzer, Hebbel) vertreten. Eine sehr willkommene Beigabe des Ganzen bilden die biographischen Daten zu den einzelnen Namen, die dort, wo wir es mit einem Dichter vergangener Jahrhunderte zu thun haben, mit besonderer Ausführlichkeit gebracht werden.

* Jahrbuch für österreichische Landwirthe. 1865. Herausgegeben von A. E. Komers, redigirt von A. Schmalfuß. (Prag, Calve.) Das Gedeihen eines Unternehmens, wie es das vorliegende ist, hängt wesentlich davon ab, daß es sich genau den Wünschen und Bedürfnissen seines Leserkreises anpaßt. Dies ist nun auch hier der

Fall, und darin liegt der Schlüssel zu dem günstigen Erfolge und der großen Verbreitung, dessen sich das „Jahrbuch für österreichische Landwirthe" erfreut. Eine Reihe gediegener Aufsätze aus der Feder erfahrener Fachgenossen geben dem rationellen Landwirth Aufschlüsse über die wichtigsten Fragen seines Wirkungskreises und zeigen ihm den Weg zur Förderung des landwirthschaftlichen Betriebes und zur nutzbringendsten Verwerthung seiner Erzeugnisse. Die Landwirthschaft hat in Folge der gesunkenen Productenpreise in dem letzten Jahre einen empfindlichen Schlag erlitten und es handelt sich darum, die Mittel aufzufinden, um den Klagen über außerordentlich geringe Nettoerträgnisse des landwirthschaftlichen Bodens nicht bloß augenblicklich, sondern dauernd zu begegnen. Dem Landwirthe muß es daher ein Bedürfniß sein, die Anschauungen gediegener Fachmänner in dieser Hinsicht kennen zu lernen, wozu eben das Jahrbuch reichlich die Hand bietet. Unter den Mitarbeitern bemerken wir: v. Arenstein, Papst, Balling, Kořistka, Hlubeck, Krejči, Wrany, Lambel, Wilhelm, Komers u. s. w. — Mit dem Jahrbuche wurde zugleich ein „Landwirthschaftlicher Geschäftskalender" ausgegeben, der sich durch praktische Zusammenstellung empfiehlt.

ω Von dem vierbändigen Werke, das 1857 und 1858 (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter) unter dem Titel erschien: „Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands", ist nun im selben Verlage und von dem früheren Herausgeber, Karl Ludwig Blum, ein Auszug unter dem veränderten Titel: „Graf Jakob Johann Sievers und Rußland zu dessen Zeit" verfaßt worden. Der eine Band, zu dem die früheren vier condensirt wurden, ladet zwar durch seine 524 Seiten auch jetzt noch nicht den an pikante Minutien gewohnten Leser zum Angriffe ein. Hat er aber einmal zu lesen begonnen, dann wird er nur schwer wieder das Buch aus der Hand legen. Er bekommt ja darin die interessantesten Aufschlüsse aus Rußlands innerer Geschichte, ja geradezu ein epochemachendes historisches Werk über jene Zeit, in welcher die durch Peter M. angebahnte Umgestaltung des Reiches von Katharina II. vollendet wurde. Diese Herrscherin selber erscheint nach dem Detail ihres Privatlebens und öffentlichen Wirkens, in ihren Reichsanordnungen und Verhältnissen zu den Nachbarn, namentlich zu Polen so scharf gezeichnet, wie es nur einem Manne von dem eminenten Talente und der Weltgewandtheit, die dem Grafen Sievers eigen war, aufzufassen und uns durch seine Mitbetheiligung an den verschiedenen Wendungen dieser allseitigen Fürstin zu schildern möglich war. Auszüge daraus zu bringen, wie wir ursprünglich im Sinne hatten, würde, wenn sie auch nur auf das Bedeutendste eingingen, den Raum dieser Blätter zu sehr in Anspruch nehmen; darum sei lieber das ganze Buch sowohl dem nach memoirenhaften Anekdoten lüsternen, wie dem zu Hochpunkten des historischen Ueberblickes aufstrebenden Leser für die langen Winterabende bestens empfohlen.

B. Als Separatabdruck aus dem Jahrbuche der Krakauer Gelehrtengesellschaft (S. 32) ist soeben ein „Bevölkerungsverzeichniß der Thäler des Dunajez und Poprad in der Zips" (Zapiski o zaludnieniu dolin Dunajca i Popradu na Śpiżu) von Dr. E. Janota erschienen. Der Herr Verfasser beschreibt zuerst diese Bevölkerungsgebiete, so wie ihre allmälige Colonisation durch Deutsche, Polen, Slovaken und Ruthenen, giebt dann in einer tabellarischen Uebersicht Ort für Ort das Verhältniß der einzelnen Bevölkerungsgruppen, so wie ihrer Confessionen an, und fügt endlich überall die Documentenbelege für seine Daten bei. Das Büchlein ist sehr fleißig zusammengestellt und ein sehr werthvoller ethnographischer Beitrag für eine noch ziemlich unbekannte Gegend, in welcher jedoch gleichwohl beim Zusammenflusse heterogener Nationalitäten die Lösung der Germanisirungs- oder Slavisirungsfrage sich mit wechselndem Erfolge seit Jahrhunderten durch die Lebenspraxis vollzieht.

Eine eben so sorgfältig durchgeführte „Monographie des Karpathenbadeortes Bartfeld und seiner Umgebung“ (Bardyjów. Historiczno-topograficzny opis miasta i okolicy) ist von demselben Verfasser, nachdem er schon vordem mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften eine Vorarbeit dazu in deutscher Sprache publicirte, vor zwei Jahren und zwar auch als Separatabdruck aus dem Jahrbuche der Krakauer Gelehrtengesellschaft (S. 28) mit Karte und Plan erschienen. Es werden darin die Entstehung und das Heranwachsen Bartfelds, seine Geschichte, Topographie und die Religionsverhältnisse, die Sauerbrunnen und die Umgebung detaillirt geschildert, dann sehr interessante Beiträge zur Kenntniß der Volksgebräuche und Volkslieder gegeben, endlich zu allem die Documentenbelege beigebracht. Auch an diesem Buche (221 S.) würde der Ethnograph nur zu seinem eigenen Schaden ignorirend vorübergehen.

---

* Das berühmte Hochaltarbild des St. Veits-Domes in Prag wurde auf Veranlassung des Dombauvereines photographirt und sind nun Exemplare durch den Kunsthandel zu beziehen. Bekanntlich stellt das genannte Hochaltarbild, die h. Mutter Gottes mit dem Kinde dar, und zwar in dem Momente, in welchem der h. Evangelist Lukas ihr Portrait zeichnet. Es ist eines der besten Werke des niederländischen Malers Johann Gossaert, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts blühte und nach seinem Geburtsorte auch Johann von Mabuse genannt wird. Derselbe gehörte zur van Eyck'schen Schule, obwohl er später gänzlich dem Einflusse italienischer Meister sich hingab. Ursprünglich war das Bild in der St. Lukas-Kirche in Mecheln aufgestellt, und Gossaert malte es im Auftrage der dortigen Malergilde. Als aber im Jahre 1580 die fanatischen Bilderstürmer auch jene Kirche bedrohten, wurde Gossaerts Bild bei Zeiten verwahrt, worauf es wahrscheinlich durch einen von den vielen Kunstsammlern Rudolfs II. nach Prag kam, wo wir es in der kaiserlichen Kunstkammer wiederfinden. Nach Rudolfs Tod verlangten die niederländischen Stände in einem eigenen Promemoria das Bild zurück, aber vergeblich. Kaiser Ferdinand II. schenkte es nach der Weißenberger Schlacht der neu restaurirten Domkirche, in der es als Hochaltarbild aufgestellt wurde. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde es von dem bekannten Restaurator Gottlieb Riedel renovirt, was aber nicht zum Vortheile des Bildes gereichte, so daß man es als ein Glück betrachten kann, daß Riedels Ausbesserung sich nur auf den Kopf des Jesu-Kindleins beschränkte.

* Die von der Commission des Redoutenbaues in Pest aufgerufenen Sachverständigen haben, wie wir dem „Pester Lloyd“ entnehmen, aus vier, das Gastmahl Attila's“ darstellenden, von Heinrich Wagner und Than eingereichten Skizzen die Skizze Thans zur Ausführung im Credenzsaale einstimmig vorgeschlagen. Dies geschah jedoch nicht, ohne Wagners vortreffliche Farbenskizze gehörig zu würdigen, denn in ihrem Berichte wird der überwältigende Helldunkeleffect des Bildes mit großem Lobe hervorgehoben, so wie auch bemerkt, daß die höchst gelungene Anlage mehrerer Figuren für ein bedeutendes Talent zeugt. Daß sich die Sachverständigen dennoch für Thans Arbeit entschieden, geschah in Rücksicht des Gesammteindruckes, der Einheit und Großartigkeit der Composition. Thans Frescogemälde ist für die westliche Wand des Credenzsaales bestimmt, für die östliche wurde Wagners, den „Turniersieg des Corviner-Königs über den böhmischen Ritter Hollabor“ darstellende Skizze angenommen, und so haben beide vaterländische Künstler Gelegenheit, sich in würdigem Wettkampfe mit einander auszuzeichnen

* Herr Xántus in Pest hat einem früheren Versprechen gemäß der Münzensammlung des Nationalmuseums ungefähr dreißig americanische Silbermünzen gespendet, darunter sind sowohl gegenwärtig cursirende, als auch Münzen älteren Gepräges. Eine derselben trägt auf der einen Seite die Inschrift: „Augustinus Dei Providentia", auf der anderen: „Mexi. constitution. 1822." Diese Münze ist darum so selten, weil jener Augustinus, der sie prägen ließ, 17 Tage nachdem er sich zum Herrscher der Mexicaner aufgeworfen, das Opfer eines Attentates ward.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 30. November 1864.

Der Classe wird eingesandt von Herrn Dr. Hönisch in Graz: „Urkunden (in Abschrift) über das Minoritenkloster zu Windisch-Feistritz in Steiermark.

Das wirkliche Mitglied Herr Dr. Pfizmaier legt vor: „Die Auslegungen zu den Nachrichten von dem Gotte I-za-nagi".

In der vorliegenden Abhandlung liefert der Verfasser die Bearbeitung desjenigen Theiles der Auslegungen Taira-no Owosira's, der sich auf die eigentliche Theogonie der Japaner bezieht, während der in die frühere Abhandlung aufgenommene erklärende Theil hauptsächlich Kosmogonie umfaßt und bei den Erzählungen von der Entstehung der japanischen Inseln endet.

Die hier vorkommenden Auslegungen beginnen mit dem Zeitraume, in welchem I-za-nagi-no Mikoto sämmtliche Götter und lebendigen Wesen hervorbringt und reichen bis zu den Nachrichten von der bewerkstelligten Flucht dieses Gottes aus der Unterwelt.

Dieser Theil der Auslegungen ist besonders reich an philologischen Erläuterungen und enthält nebst manchen Angaben über alte Einrichtungen, Gottesdienst und Volksglauben auch weitläufige Auseinandersetzungen über das Wesen und die Bedeutung der in den Saden erwähnten Unterwelt.

Bemerkenswerth ist ferner das bei jeder Gelegenheit hervortretende Streben des Auslegers, dem Alten und Einheimischen Geltung zu verschaffen, so wie dessen Ankämpfen gegen chinesische Bildung und Sitte.

Herr Director Diemer legt vor die zweite Abtheilung seines Aufsatzes: „Die Geschichte des ägyptischen Joseph nach der Vorauer Handschrift" (die Anmerkungen enthaltend).

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 1. December 1864.

Der Secretär legt die zwei ersten bereits ausgegebenen Bände des im allerhöchsten Auftrage unter der Leitung der k. Akademie der Wissenschaften herauszugebenden Novara-

Reisewerkes vor, und zwar: den ersten Band des statistisch-commerciellen und den ersten Band des geologischen Theils.

Das wirkliche Mitglied Herr Hofrath W. Haidinger berichtet über den Meteorsteinfall von Palinos in den Kykladen.

„Am 10. August 1864 war ein großes Tagesmeteor Abends 13 Minuten vor Untergang der Sonne zu Athen und Kephissia gesehen worden. Unser hochgeehrter Freund, Herr J. F. Julius Schmidt, Director der Sternwarte zu Athen, welchem ich diese Nachricht verdanke, erhielt später ein Schreiben, des Inhalts, daß Dr. Med. Paputzis auf der Insel Milos das dort detonirende Meteor ebenfalls sah, und auf Herrn Julius Schmidts Aufforderung machte dieser nun genauere Angaben, welche eine Berechnung ermöglichten, deren Ergebniß wie folgt von Herrn Julius Schmidt gefunden wurde:
Anfangshöhe = 5·5 geogr. Meilen südlich von Aegina über See;
Endeshöhe = 5·1 geogr. Meilen östlich von Polinos, über See bei Paros;
Geschwindigkeit in einer Secunde 6·8 geogr. Meilen.
Convergenzpunkt der bekannte im Löwen.

„Hierauf schrieb Schmidt wieder an Paputzis und gab ihm fünf Inseln an, auf denen möglicher Weise Steine gefallen sein konnten. Paputzis meldete darauf, daß angeblich auf einer der von Schmidt voraus benannten Inseln, nämlich auf Polinos, östlich von Milos, zwei Steine von Hirten gefunden seien, in deren Besitz zu kommen er ernstlich bemüht sei.

„Angelegentlichst verwendete sich nun unser hochgeehrter Freund Schmidt, um die Steine nach Athen zu bekommen, mit der freundlichen Zusage, dieselben sodann allsogleich nach Wien zu übersenden, so daß ich nun der erhebenden Hoffnung mich hingebe, demnächst Ferneres berichten zu können.

„In Athen hatte Dr. Dimetrios Kokides den Schweif des Meteors bei Sonnenschein und mit bloßem Auge 16 Minuten lang gesehen. Auf der Insel Milos war der Schweif nach der Detonation unter der Form vielen Rauches noch länger gesehen worden. „Damit", sagt Schmidt, „ist nur der Fall von Agram zu vergleichen".

„Für diese wichtige freundliche Mittheilung bin ich dem hochverehrten beharrlichen Forscher zu dem innigsten Danke verpflichtet."

Herr Prof. Winckler in Graz übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Einige Eigenschaften der Transcendenten, welche aus der Integration homogener Functionen hervorgehen". Gegenstand derselben sind hauptsächlich zwei vom Verfasser bereits in früheren Sitzungen mitgetheilte Sätze, welche sich auf Integrale von Functionen beziehen, die nicht näher als durch die Bedingung der Homogenität bezüglich der Integrationsveränderlichen charakterisirt sind.

Der erste Satz giebt die Eigenschaften eines mehrfachen Integrals an, welches unterhalb der Zeichen in ganz analoger Weise aus homogenen Functionen zusammengesetzt ist, wie das Integral der sogenannten Gammafunction aus der Integrationsveränderlichen.

Der zweite Satz stellt zwischen den mehrfachen Integralen einer homogenen Function eine Relation dar, die zu der bekannten von Euler entdeckten charakteristischen Differentialgleichung der homogenen Functionen in naher Analogie steht. Es wird insbesondere nachgewiesen, daß die Summe der $n-1$fachen, mit 0 anfangenden Integrale, welche sich dadurch von einander unterscheiden, daß jedesmal nach einer anderen der n-Veränderlichen nicht integrirt wird, eine von diesen Veränderlichen unabhängige Größe ist, — sobald der Grad der Homogenität der Function der Anzahl der Veränderlichen gleich aber negativ ist. Zugleich wird gezeigt, daß diese constante Größe nichts anderes ist, als der einem unendlich kleinen Grenzintervall entsprechende Werth des $n$fachen, auf alle

Veränderlichen sich beziehenden Integrals jener Function, welcher nach dem Vorschlage von Cauchy als „singuläres Integral" zu bezeichnen ist.

Einige specielle Anwendungen dienen dazu, den Nutzen dieser Sätze rücksichtlich der Vergleichung der in Integralform erscheinenden Transcendenten hervorzuheben.

Herr Prof. Unger legt seinen Bericht über das Ergebniß der Pfahlbauuntersuchungen in den beiden ungarischen Seen, dem Neusiedlersee und dem Plattensee, vor, die derselbe im Sommer 1864 unternommen hat.

Beide Seen, zwar groß, aber untief und sehr veränderlich in ihrer Wasserhöhe, unterscheiden sich schon dadurch von den meisten Schweizer Seen, in welchen man Pfahlbauten gefunden hat. Für den Plattensee können sich aus mehreren Gründen nur die südöstlichen Ufer, an welchen gegenwärtig die Eisenbahn vorüberzieht, zur Anlegung von Pfahlbauten geeignet haben.

Die schon im 4. Jahrhundert durch Kaiser Galerius ins Werk gesetzte Abzapfung des See's hat seinen Wasserspiegel bedeutend vermindert und große Strecken festen Landes der Bodencultur zugeführt. Seit dem Jahre 1853 ist durch eine Folge von trockenen Jahren das Niveau des Wassers um 6 Fuß gefallen, und durch den im Jahre 1863 eröffneten Sio-Sarvez-Canal ist es noch um 1½ bis 2 Fuß tiefer gelegt worden. Nirgends in dem ganzen Umfange des See's haben sich nach einer solchen ausgiebigen Depression des Wassers Spuren von Pfahlbauten gezeigt.

Prof. Unger glaubt, daß dieselben, wenn sie ja vorhanden waren, nur auf dem festen Lande zu suchen seien, daß dieselben aber auch da längst durch die Bodencultur, durch die vielen Canalgrabungen u. s. w. hätten aufgedeckt werden müssen, wenn ihre Anzahl auch nur einen kleinen Antheil von dem beträgt, was sich am Bodensee, am Neufchateler oder Genfer See bisher ergeben hat. Ein eben so ungünstiges Resultat lieferte der nun bald zu einer Pfütze austrocknende Neusiedlersee.

Herr Prof. Stefan überreicht eine Abhandlung: „Ueber Interferenz des weißen Lichtes bei großen Gangunterschieden".

Senkrecht zur Axe geschnittene Quarzplatten erscheinen im Polarisationsapparate gefärbt. Die Färbung hängt ab von der Dicke der Platte und der Stellung des Analyseurs. Je dicker die Platte, desto weißlicher ihre Farbe, desto geringer der Farbenwechsel bei Drehung des Analyseurs. Eine Platte von 30 Millim. Dicke zeigt nur mehr zwei schwache Farbentöne: röthlich und bläulichgrün. Eine 45 Millim. dicke Platte erscheint bei allen Stellungen des Analyseurs vollkommen weiß. Die Ursache der Färbung ist die, daß alle Farben, deren Polarisationsebenen die Platte um 90 Grad oder ungerade Vielfache von 90 Grad gegen den Hauptschnitt des Analyseurs dreht, von diesem ausgelöscht werden. Das aus dem Analyseur kommende Licht, prismatisch zerlegt, giebt ein Spectrum, in dem an Stelle der gelöschten Farben dunkle Streifen sich befinden. Die 30 Millim. dicke Platte erzeugt fünf, die 45 Millim. dicke neun solcher Streifen. Diese stehen, wie eine frühere Untersuchung gelehrt hat, im Spectrum eines Glasprisma gleich weit von einander ab und verschieben sich parallel zu einander, wenn der Analyseur gedreht wird. Daraus ergiebt sich folgende Eigenthümlichkeit unseres Vermögens der Farbenempfindung:

„Wird in einem weißen Lichte ein Farbenbündel ausgelöscht, so erscheint uns der Rest gefärbt. Werden mehrere Bündel, welche im Spectrum eines Glasprisma gleich weit von einander abstehen, ausgelöscht, so erscheint der Rest gefärbt, aber um so weißlicher, je größer die Anzahl der gelöschten Bündel ist. Eine parallele Verschiebung der Bündel im Spectrum ändert die Farbe, jedoch um so weniger, je größer die Anzahl dieser Bündel ist. Erreicht oder übersteigt diese die Zahl neun, so erscheint der Rest des Lichtes weiß und bleibt weiß bei jeder parallelen Verschiebung der Bündel."

Diese Eigenthümlichkeit des Empfindungsvermögens stimmt gut mit der Hypothese, nach welcher Young und Helmholtz die Farbenempfindung erklären. Nach dieser giebt

es drei Arten von Nervenfasern, roth-, grün- und violettempfindende. Eine gleichmäßige Erregung aller giebt die Empfindung weiß, eine stärkere Erregung der einen als der anderen die Empfindung einer Farbe. Wird nun aus weißem Lichte eine größere Anzahl gleichmäßig im Spectrum vertheilter Farben gelöscht, so erfährt jede der drei Faserarten nahe denselben Verlust an Erregung und die Bedingung zum Entstehen der Empfindung weiß ist nicht aufgehoben.

Diese Eigenschaft des Empfindungsvermögens macht sich überall geltend, wo wir Interferenzerscheinungen im weißen Lichte beobachten. Sie ist die Ursache, warum gewöhnlich nur Interferenzen solcher Strahlen, die geringe Gangunterschiede besitzen, sichtbar werden. Ist der Gangunterschied zweier weißer Strahlen so groß, daß er für eine größere Zahl von Farben ein ungerades Vielfache ihrer halben Wellenlängen wird, so werden alle diese Farben durch die Interferenz der beiden Strahlen gelöscht und der Rest erscheint wieder weiß, so bald die Anzahl dieser Farben eine gewisse Größe übersteigt.

Daß bei den gewöhnlichen Interferenzversuchen nur wenige farbige Ringe oder Streifen auftreten, könnte auch in der Unregelmäßigkeit der in einem Strahle aufeinander folgenden Lichtschwingungen begründet sein. Daß dies nicht der Fall, beweisen die Versuche mit dem homogenen Licht der Natriumflamme. Das Newton'sche Glas zeigt sich bei dieser Beleuchtung ganz mit Ringen bedeckt. Fizeau hat deren bis 50.000 nachgewiesen. Giebt man eine Kalkspathplatte in die Turmalinzange oder zwischen zwei Nicole und sieht gegen diese Flamme, so erscheint das ganze Gesichtsfeld mit Ringen bedeckt und kann man durch Drehen der Platte noch neue Ringe ins Gesichtsfeld bringen. Parallel zur Axe geschliffene Quarzplatten von 30 und mehr Millimetern Dicke zeigten im Polarisationsapparat bei homogener Beleuchtung Interferenzstreifen, welche im unvollkommenen Parallelismus der Flächen oder der einfallenden Strahlen ihren Grund haben. Im weißen Lichte erscheint eine $1/2$ Millim. dicke Platte schon farblos.

Interferenz weißer Strahlen von größeren Gangunterschieden hat zuerst Wrede nachgewiesen. Die Lichtlinie an einem gebogenen Glimmerblatt, durch das Prisma betrachtet, liefert ein Spectrum mit dunklen Streifen, die durch Interferenz des an der Vorder- und Hinterfläche des Blattes reflectirten Lichtes entstehen. Ein solches Spectrum erhielten Fizeau und Foucault, als sie das von den Fresnel'schen Spiegeln reflectirte Licht und solches, welches durch parallel zur Axe geschnittene Kalkspath- und Quarzplatten in einem Polarisationsapparat ging, durch das Prisma zerlegten. Man kann in den Polarisationsapparat auch eine senkrecht zur Axe geschnittene Kalkspathplatte geben. Dreht man diese, so rücken vom violetten Ende aus schwarze Streifen in das Spectrum; sie folgen in immer engeren Zwischenräumen auf einander, je weiter die Platte gedreht wird.

Die Interferenz des von dünnen Plättchen reflectirten Lichtes kann am einfachsten auf folgende Weise nachgewiesen werden. Man verwende das Glimmer- oder Glasplättchen als Heliostaten, der Sonnenlicht auf die Spalte des Spectralapparates schickt. Man kann so dickere Plättchen nehmen und erhält eine einfache und genau berechnenbare Erscheinung. Sind solche Linien wegen zu geringer Breite des Spectrums nicht sichtbar, so verrathen sie sich oft dadurch, daß gewisse Fraunhofer'sche Linien, die mit solchen Interferenzlinien zusammenfallen, dunkler erscheinen.

Die Interferenz des Lichtes, welches direct durch ein Blättchen geht, und jenes, welches nach einmaligem Hin- und Hergange im Plättchen aus diesem tritt, kann man nachweisen, wenn man die Spalte des Spectralapparates mit dem Plättchen bedeckt. Ist das Plättchen planparallel, kann man es auch zwischen Fernrohr und Spalte anbringen. Man sieht gerade Interferenzlinien im Spectrum. Eine merkwürdige Erscheinung wurde am großen Spectralapparat beobachtet, als das Plättchen zwischen Auge und Ocular gebracht wurde. Es zeigte sich im Spectrum ein System heller und dunkler Ringe,

deren gemeinsames Centrum sich an der gegen das Violett gekehrten Seite des Gesichtsfeldes befand. Die Ringe sind um so feiner, je größeren Radien sie angehören und ändern sich beim Neigen des Plättchens.

Die dunklen Streifen, welche durch die verschiedenen Interferenzfälle im Spectrum erzeugt werden, sind in diesem nicht immer in derselben Weise vertheilt: es entsteht die Frage, bei welcher Vertheilungsweise die geringste Anzahl gelöschter Farben im weißen Lichte die Eigenschaft, uns weiß zu erscheinen, nicht aufhebt. Es zeigt sich diesem Zwecke günstiger eine Vertheilung, bei welcher die ausgelöschten Farben gegen das violette Ende des prismatischen Spectrums hin mehr auseinander rücken. Daraus kann geschlossen werden, daß sich die drei Arten von Nervenfasern in gleiche Felder eines Spectrums theilen, welches vom prismatischen in der Weise abweicht, daß es sich dem Beugungsspectrum nähert.

Herr Theodor Oppolzer legt eine Abhandlung über den dritten Kometen des Jahres 1864 vor. Er sucht durch möglichst genauen Anschluß an die europäischen Beobachtungen, die einen Zeitraum von nur 17 Tagen umfassen, die verläßlichsten Elemente zu erhalten, um nach denselben den Kometen bei seinem Wiedererscheinen im Februar 1865 leichter auffinden zu können.

Herr Prof. A. Bauer legt eine Abhandlung vor: „Ueber einige Reactionen des Monochloräthers".

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Dr. A. Schrauf legt eine Abhandlung vor: „Ueber Volumen und Oberfläche der Krystalle".

Nach einem Ueberblick über die wenigen bisher veröffentlichten Arbeiten auf diesem Gebiete, erörtert der Verfasser die allgemeine Methode, durch welche es möglich ist, zur Kenntniß des Volumens in allen jenen Fällen zu gelangen, in welchen die Endpunkte der Partialpyramiden in den Axenebenen liegen. Entstehen durch die höhere Symmetrie der gleichen Parameter Gestalten, bei denen ein Octant bereits mehrere Flächen einer Form umschließt, so ist hiefür die specielle Annahme von secundären Axensystemen erforderlich. Der Verfasser hat für alle diese Fälle von geschlossenen Gestalten im tesseralen, pyramidalen und rhomboedrischen Systeme Volumen und Oberfläche ermittelt und giebt in vorliegender Abhandlung die Resultate an: diese ermöglichen für jede gegebene Form aus den bekannten Indices der Fläche Volumen und Oberfläche zu ermitteln. Die hieraus resultirenden Zahlen zeigen interessante Verhältnisse. Die Volumina der pyramidalen und rhomboedrischen Gestalten treten nämlich bei Annahme von bestimmten Werthen der Hauptaxe — Multiplum von 1 oder $\sqrt{3}$ — in directen Causalnexus. Beispielsweise ist das Volumen eines Hexaeders gleich dem zweier Rhomboeder, das eines Rhomboeders dem zweier Dodecaeder, das eines Tetracontaoctaeders dem einer dihexagonalen Pyramide.

Durch diese Untersuchung ist die theoretische Begründung mehrerer interessanter Formverhältnisse gegeben, welche bisher nur durch den praktischen Weg des Zerlegens der Modelle und neuen Aufbau der erhaltenen Theilgestalten bekannt waren. Der Verfasser erwähnt in letzterer Beziehung die ausgezeichneten Modelle des Herrn Regimentsarztes Wolff in Libin bei Prag, welche durch sinnreiche Anwendung der Zerfällungsmethode vielfache wechselseitige Ableitung der Krystallgestalten erlauben.

Wird einer Commission zugewiesen.

Die in der Sitzung vom 17. November d. J. vorgelegte Abhandlung: „Untersuchung über das Auftreten von Pectinkörpern in den Geweben der Runkelrübe", von Herrn Dr. Jul. Wiesner, wird zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Deutsche Sprachalterthümer im Dialekte des Böhmerwaldes.

Mitgetheilt von **Joseph Rank**[1].

Es ist ein altdeutsches Wäldchen, in das wir hier treten.

Wir rühren an urgermanische Wurzeln, die noch heute einem neueren Wortstamme Saft und Kraft zuführen, wir können uns im Schatten einer althochdeutschen Spracheiche niederlassen, dabei einer gothischen Wortruine einige Blicke gönnen und dazu ein Verslein aus den Minnesängern hören; auch soll es an einiger Bewegung über uns am Himmel nicht fehlen: mythologische Schatten aus dem germanischen Norden werden hin und wieder vorüberziehen.

Wir betreten dieses altdeutsche Wäldchen nicht ohne treffliche Gesellschaft, denn Grimm, Uhland, Ziemann, Schmeller, Stalder und viele Minnesänger begleiten uns und erfreuen uns hie und da durch einige erklärende Worte.

Das Volk im Böhmerwalde nennt den Donner immer noch „Tora", den Blitz „Himmaza", den Wohlgeruch „Af", den bewegten Schatten „Schweim, Schwoam", nach dem althochdeutschen „Sveim", die Glocke „Klingaisen", nach dem althochdeutschen „Chlingison", läuten, u. s. w. Sind nun solche Worte an und für sich schon bemerkenswerth, so müssen sie durch die Darstellung ihres historischen Zusammenhanges mit den Begriffen und Uebungen eines längst vergangenen Volkslebens noch um Vieles gewinnen. „Wos füar l'Af" ruft das Volk im Böhmerwalde, wenn es im Frühlinge heraustritt und ringsum alles blüht und duftet; der Minnesänger Tanhuser giebt uns Auskunft, daß zu seiner Zeit dies Wort in bester Uebung war, er singt:

Min pisfop der ist herte
Min Fleisch ist mir versalzen,
Mir schimelget min win,
Der smak der von der sutten gat,
Der ist nicht guot geverte —
Da vur nem ich der rosen Af!

Hier also ein Wort aus dem 13. Jahrhundert, welches in unsere Schrift nicht aufgenommen ist, aber im Dialekt des Volkes noch unverändert fortlebt. Wir erwähnten des althochdeutschen „Sveim" (schwebender Schatten), welches in der Form von „Schweim" und „Schwoam" beim Volke noch in Uebung ist; auch hier ist uns ein Minnesänger, Reinmar der Alte, der Gewährsmann, daß zu seiner Zeit das Wort in Brauch gewesen, er singt:

[1] Verfasser der Schriften: „Aus dem Böhmerwalde" u. s. w. D. Red.

Ich wene mir liebe geschehen vil
Min herze hebet sich ze spil,
Ze Fröiden swinget sich min muot,
Als der valke im fluge tuot
Und der are in swveime.

Auch Burkhart von Hohenvels singt an einer Stelle:

Nach des arn sitte ir ere
Hohe swveimet und ir muot, . .

Man sieht hieraus zugleich, daß das Wort zu jener Zeit auch „Flug“ bedeutet hat. „Svveimen“, gleichbedeutend mit schweben, fliegen, findet man das Wort auch noch in Kuonrades von Würzburg „Trojanischem Kriege“, S. 135; in Werinhers „Maria“, 28, 85; in den „Altdeutschen Wäldern“ II., 214, III., 187, 236. Wir werden im Verfolge unserer Darstellung noch einige Male Gelegenheit haben, Stellen aus den Minnesängern als lebende Belege anzuführen, daß namentlich das singende Mittelalter nicht unbedeutend vertreten ist im Dialekt des Böhmerwaldes. Die Ordnung, in welcher wir von hier an die bemerkenswerthen Worte aufführen werden, soll uns die alphabetische sein, von welcher wir nur hie und da wegen einer nothwendigen Gruppirung abweichen wollen.

Das althochdeutsche „Achampi“ soll nun den Reigen eröffnen. Es bedeutete die Abfälle des Flachses beim Brechen. Dieses Wort lebt in der Form von „akambe“, „okomb“ und in gleicher Bedeutung noch fort. Schmeller führt in seinem „Baierischen Wörterbuche“ folgende Stellen an: „Vnd kain rinderhar noch Achamppt sol man nicht worchen“ (Loderer Brief in einem Passauer Stadt-Recht-Buch, Mſ.); ferner: „Die leinwaht zu den gemahlten spalieren nach niederlendischer Art müessen von Akkampen des harſ gewürkhet sein“ (Not. F. v. Bodmann, Mſ. v. 1709); ferner von Pater Abraham a Santa Clara: „Ein andere, die höbt aus dem Ehstands-Glückshafen Nr. 16, bekombt einen helfenbainenen Kampel, ertappt einen solchen, der sie alle Tag grob abkämplet“. Figürlich bedeutet der Ausdruck: „ein akampener Mensch“ einen rohen ungebildeten Menschen.

Im Gothischen hieß „ahva“ der Fluß und „anevar“, „urvar“ das Ufer; im Böhmerwalde findet sich das erstere, „ahva, auhva“, noch als Bezeichnung für Ufer. Auf wunderliche Art wird man überrascht, wenn man hie und da auch ein französisches Wort vom Dialekte verarbeitet und volksthümlich geworden sieht; dies ist der Fall bei dem Worte „aunaven“, sich im Freien bei schönem Wetter behaglich ergehen oder bei Spielen sich erheitern, es kommt offenbar aus dem französischen „avenant“, lieblich. — Das Wort „Ant“ (Sehnsucht) ist in vielen Gegenden Deutschlands im Gebrauche und soll hier nur als ebenfalls wohleingebürgert angeführt werden; darf in Bezug auf dieses Wort zugleich eine litterarische Erscheinung erwähnt werden, so sei des Ottokar v. Hornecks „Reimchronik“ gedacht.

Das folgende Wort „Bënsel“ (Pinsel), welches im Altdeutschen gleichlautend wie im Dialekt des Böhmerwaldes vorkommt, veranlaßt uns, an dieser Stelle gleich einige Worte zusammenzustellen, welche eben nur dadurch Erwähnung ver-

dienen, daß sie in der Aussprache des Dialektes dieselben geblieben sind, wie im älteren Gebrauche, während sie in der Schriftsprache anders lautend vorkommen Hieher gehört nun „brinna, brinnen" statt brennen, auch glänzen; man will den Namen „Brennus" vom Wiederglanze des Panzers herleiten. Tristan gebraucht dieses Wort 15, 736; im „Schenken von Limpurg" heißt es:

Wissent das ich brinne
In der liebe als ein gluot.

Solche mit dem Altdeutschen gleichlautende Worte sind noch ferner: „Sun" die Sonne, daher „Suwendt" Sonnenwende Sun lautet das Wort Sonne auch im Schottischen; „Suma" althochdeutsch „Sumar" Sommer (siehe Graffs Diutiska: „Gebete aus dem 12. Jahrhundert"). Das alte hochdeutsche „durah" durch (gothisch thairh) kommt hie und da noch vor, häufiger im Gebrauche ist das bloße „dur". Dagegen lautet „Kidel", Weiberrock, noch ganz so, wie es in Graffs Diutiska (besonders in den „Gebeten des 12. Jahrhunderts") geschrieben vorkommt: „dieselben meide truogen surkot unde kidele an". (D. I., 365.) So auch verhält es sich mit den Worten „klor" für klar (Heldenbuch f. 140), „knodëht" für knotig (Oberlins Glossar 805), „mirken" statt merken (Herborts trojanischer Krieg 1810), „rötelëht" röthlich, „Knëht" statt Knecht (Manesse'sche Sammlung von Minnesängern); Reinmar von Zweter singt:

Ich bin din Knëht, du min gebieterinne ...

Das Wort Fischernetz kommt in den „altdeutschen Wäldern" (II., 188) unter der Bezeichnung „Bër" vor, auch Schmeller führt es in seinem „Baierischen Wörterbuche", wie Stalder in seinem „Schweizerischen Idiotikon" an; dasselbe Wort ist im Dialekte des Böhmerwaldes allgemein in Uebung, nur mit jener Veränderung, die in den Dialekten Deutsch-Oesterreichs so häufig ist, daß man a statt r gebraucht: Bea statt Ber.

„Bilwezsnitt" (Bilmaischnitt) bedeutet in manchen Gegenden Deutschlands wie im Böhmerwalde den als Teufels- oder Hexenschnitt betrachteten sogenannten Durchschnitt im Getreide; es kommt von „Bilwez" (althochdeutsch „balo", Genitiv „balawes" nequitia), „bil-wist" Hausgeist, Zauberer (Grimms Myth.). — Da im alten Volksleben die Geister- und Hexengeschichten keine unbedeutende Rolle spielten, so ist es nicht ohne Interesse, unter den alterthümlichen Wörtern für andere Begriffe auch diejenigen Gespensternamen anzuführen, welche man im Dialekte des Volkes gegenwärtig noch erhalten findet. So nennt man z. B. einen Hausgeist, Teufel, Unhold, ein Schreckbild oder eine vermummte Gestalt, womit man die Kinder zu schrecken pflegt: „Butzel", „Butzelbea" von „Biuzu" auch „Bütze" (Manesse'sche Sammlung von Minnesängern, I, 130; Walter von der Vogelweide:

Sie sehent mich nicht mer an in butzen wis
Als si wilent taten ...)

„Gawizl" heißt ein kleiner Teufel. Mit Beginn des Frühlings fertigen sich die Kinder auf dem Lande ein kleines Instrument, das aus einem feinen, quer

durch einen Holzspalt gespannten Grasbändchen besteht und einen eigenthümlich gepreßten Ton giebt: vielleicht hat sich daraus die Vorstellung gebildet, daß der Ton des Instrumentes der gleiche ist mit der Stimme des Hausteufelchens. — Inwiefern das Wort „Hamer“ ebenfalls gleichbedeutend ist mit Teufel, darüber ein Näheres zu sagen, werden wir bei dem Worte „Tora“ (Donner) Gelegenheit haben.

Das Wort „bimma“ gebraucht der Dialekt des Böhmerwaldes, um das Zittern vor Zorn zu bezeichnen; es ist nahezu gleichlautend mit „bidemen“, welches Stalder (I., 170) unter der Bedeutung: vor Erschütterung zittern, gebraucht. Tristan (S. 33) gebraucht „biben“ in gleicher Bedeutung, welches offenbar mit beben zusammenstimmt.

Bemerkenswerth erscheint uns das folgende Wort „bisen“ (althochd. „pisôn“); es bedeutet das Hin- und Herlaufen der Thiere, welche im heißen Sommer von Bremsen heftig gepeinigt werden, wobei sie die Schweife bäumen und ein Geschrei erheben, als wollten sie um Hülfe rufen. Man kann im heißen Juli oft ganze Rinderheerden so in wilde Flucht aufgelöst von der Weide nach allen Richtungen stürmen sehen. Daher man in manchen Gegenden den Juli „Bismonat“ nennt. Dieses Wort überspringt so zu sagen viele Gegenden Deutschlands, bis es im Nordwesten wieder, und zwar in derselben Bedeutung wie im Böhmerwalde, vorkommt.

Im Gothischen hieß ein Stück Acker „plats“; diesem entspricht das Wort „Blez“, ebenfalls einen Acker bedeutend, daher „blezen“ auch anschneiden, ein Stück herausschneiden, ein Merkzeichen in einen Baumstamm hacken heißt. Dieses Wort führen Schmeller und Stalder als in der Schweiz und in Baiern eingebürgert an; auch Oberlin führt es auf und es scheint, daß es überhaupt in ganz Süd-Deutschland im Dialektgebrauche ist. In der Manesse'schen Sammlung von Minnesängern (II., 65) lesen wir „blözen“ in der Bedeutung nudare, dem die Schriftsprache ohne Zweifel das Wort „entblößen“ verdankt.

Der Dialekt des Böhmerwaldes gebraucht die Worte „reden, sagen“ mit einiger Modification in der Aussprache, so bald er aber ein ungewöhnliches Steigen und Fallen der Stimme beim Sprechen bemerkt, so heißt es: „der diazelt, ein Diazler“, offenbar von dem althochdeutschen „diezen“ (tönen) im singenden Tone sprechen, wie es denn die Manesse'sche Sammlung von Minnesängern auch gebraucht.

Wir lassen nun ein Wort folgen, welches weniger ungewöhnlich, aber doch anständig alt und des wechselnden Begriffes halber in mancher Zusammenstellung nicht ohne großes Ergötzen gelesen wird: es ist das Wort „Dremel“, welches in der Manesse'schen Sammlung von Minnesängern (II., 160 bis 161), Schmeller (I., 489) in der Bedeutung Stab, Knüttel, Balken, in Oberlins Glossar (252) aber gleichbedeutend mit „Wurfspieß“ gebraucht wird. Im Dialekt des Böhmerwaldes bedeutet das Wort „Dremel“ durchaus nur einen mörderischen Knittel, eine Hebestange, einen längeren Balken überhaupt In diesem Sinne lese man nun folgende

Stelle Ulrichs von Reychenthal in seinem „Concilium zu Constanz", worin er als Augenzeuge den Zug beschreibt, in welchem der Papst Martinus nach seiner Weihe aus dem Münster nach Hause ritt: „Der Bapst saß mit der Kron und mit ganzen seinem Habit auf ein weißes Pferd, das was mit rothem verdecket. Und gienge unser Herr der Künig Sigmund zu Fuß dar und nayget sich auf seine Knie und nam das Pferd zu einer seyten bey dem Zaum und hett ein tremel in der Hand und weret dem Volk". Das ist heiter; gleichwohl schütteln wir den Kopf bei dieser Scene, die uns so lebhaft an jenes alte Recht der römischen Kaiser erinnert: des Papstes Steckenknechte zu sein. „Dremeln" heißt auch mit Gewalt arbeiten, schieben, drücken; „jemand andremeln" bedeutet auch jemand barsch anfahren, in die Enge treiben; auch sagt man: „Jemand um Geld andremeln". Bruoder Wernher singt:

Swer kostekliche ein schöne hus
Mit holze rehte entworfen hat
Die sule groß, die wende stark,
Uf tremel wol gedilet stat . . .

Das Wort „Ehalten" (Dienstboten) ist in vielen, namentlich süddeutschen Dialekten heimisch und wäre dem Gebrauche der Schriftsprache eine wünschenswerthe Bereicherung, weil darin ein viel humaneres Verhältniß des „Gesindes" zur Familie angedeutet liegt. In Bertholds Predigten (205, 351) lautet eine Stelle: „Du heizest ehalt, daz du den Liuten, die in der e sint, ihr ere und guot getriuliche behueten und bewaren solt".

Auffallend ist bei vielen Worten das Zusammenstimmen mit dem isländischen Idiome. Ein solches Beispiel haben wir an dem Worte allein: „Ein — Lutz" (oalatz); „Thurah einluze Taga", durch einzelne Tage (Schmellers baierisches Wörterbuch). Isländisch: „einhlytr" solitarius, ursprünglich also: „ein-hluz, ain-lütz"; „aus etwie vil ainlützigen äckern" (M. B. XIII., 462).

Ein eigenthümliches und bunt genug erklärtes Sprachalterthum findet man wie in mehreren Dialekten Deutschlands auch in jenem der Böhmerwälder an dem Worte: „Jerda" (Dinstag), auch „Ertag, erte, ierte, erde, ierde" der Tag des Mars genannt. Nach der Heidelberger Hdschr. Nr. XXIV. von 1370 benennt der Prediger Bruder Bertholt von Regensburg († 1272) diesen Tag „ergetac" mit der Bemerkung: „waere niuwan ein Buochstabe mer da, ein R, so hieze er nach dem sternen" (Planeten Mars). Sonst kommt das Wort unter der Form „Eritag" in Urkunden, und zwar in den ältesten vom Jahre 1287 an vor. „Ertag, Erihtag, Erichtag, Erectag, Erehtag, Erigtag"; in neueren Urkunden „Erchtag". Die Auslegungen sind verschieden. Einige wollen in ihrer Auslegung auf einen nordischen König Erich Bezug nehmen, der unter die Götter versetzt worden ist; allein die Dänen und Schweden, die dem nordischen Götterdienst am längsten treu geblieben waren, hatten für Dinstag ganz andere Bezeichnungen; die Dänen hießen ihn „Tirstag", die Schweden „Tistag". Ob hier der nordische Kriegsgott „Tir" (Genitiv Tis, Dativ Ty, Grimm) zu Grunde liege, wagen wir nicht zu entscheiden.

(Bertholds Predigten 122; Schmellers baierisches Wörterbuch I., 96; Mythologie 133).

Das volksthümliche „Erkomen" (erschrecken), lautet im Dialekte des Böhmerwaldes „Daköma" und ist von tiefer Wirkung; es hält in seiner Bedeutung die Mitte zwischen erschrecken und sich entsetzen. „Des erkom sich himmel und erde". Gothisch lautete das Wort „quiman" und im Althochdeutschen „chuman" (siehe das „Roulandes liet des pfaffen Chuonrat", durch Schilter 4094).

Das Wort „faitschen" (umwinden), aus dem gothischen „faskja", ist wohl in vielen Gegenden Deutschlands üblich; so auch „fenzen" von dem althochdeutschen „fenzon" (narren).

Als eine Eigenthümlichkeit dürfen wir wohl auch erwähnen, daß der Dialekt des Böhmerwaldes auch etwas Persisch und Neugriechisch versteht, indem er anstatt Kampher sehr häufig „Gafer" gebraucht, von dem persischen „Kafur" und dem neugriechischen „Kafura".

Die Worte „gleihazen, glohezen" glühen; „Gieze" Wassersturz (Tristan); „gigezen" unartikulirte Töne ausstoßen; „glinsen" funkeln (Minnesänger); „gruseln" Grauen erregend (althochdeutsch „gruison", Manesse'sche Sammlung von Minnesängern); „kachezen" laut auflachen (von cachinnare) sind bekannter und verbreiteter. Um so mehr Beachtung verdient das Wort „Grede, Gred" (spanisch grada), die breite gepflasterte oder hölzerne Stufe längs der Vorderseite eines Gebäudes; es kann indessen auch das Gleiche mit „Trait, Trät" von „treten" bedeuten. „Al ümbe gestaffelt Grede" heißt es im jüngeren Titurel; „er stuont uf eine Grede" Werinhers Maria S. 74. In Bertholds Predigten kommt „Grede" unter den heiligen Stätten vor, als: „kirchen, crithove, capellen, klöster und kriuzegenge". Bei Schmeller und Wallrab ist „Grede" gleichlautend mit Unterlager für darauf abzustellende Waaren, daher „greden" gleichbedeutend ist mit Stufen machen.

Eine Seltenheit in den deutschen Dialekten ist wohl das im Böhmerwalde noch ausschließlich statt „schlüpfrig" gebrauchte Wort „hal", altdeutsch „hali"; verbreiteter ist das Wort „hanti", althochdeutsch „hantac", bitter, scharf, grimmig, feindielig. (Herborts trojanischer Krieg; cod. palat. durch Fromman; Schmellers baierisches Wörterbuch II., 209, F. D. G. R. I., 217; Krankheits- und Heilmittellehre aus dem 14. Jahrhundert). „Handig" ist am Rheine heute noch gleichbedeutend mit: scharf an Geschmack überhaupt; in Schwaben für: heftig überhaupt, in Franken für: ausrichtsam, emsig; letzteres scheint daher mit dem isländischen „höndugr", behende, identisch und eine Ableitung von „Hand" zu sein. „Galhanti, hanti wie Enzia; wa net hanti (wäre nicht übel); das handig Imbenkraut (Quendel): Puterbey; das handig und bitter kraut und Wurzel Enzian". Av. Chr. 86, Nr. 1401, werden in Regensburg auf 1 Eimer süßes 6 Eimer hantigs Bier gesotten" (Schmeller).

In Sumerlatens Sammlung von Glossen (39) heißt Weißdorn „Hiefal-Ter" von hiophal-dra; das ist auch der Sprachgebrauch im Dialekt des Böhmerwaldes.

Die folgenden Worte: „hiefen“ (schreien), „himaza“ (Blitz), „Kar“ (Gefäß), „Kerren“ (durchdringend tönen), „Kipf“ (Stellleiste am Wagen), „Zinkklaißl“ (Glöcklein), „Känten“ (zünden), „Leit“ (Licht), „Pfrenga“ (drängen), „Pfinzta“ (Donnerstag), „Pfuren“ (scharf laufen), „Reden“ (sieben), „Sam“ (Garbe), „Schiuzen“ (bangen) u. s. w. verdienen wieder besondere Beachtung, weil sie, scheint uns, seltener in deutschen Dialekten üblich sind. „Hiefen“ schreien, seufzen, kommt von dem althochdeutschen „hiufo“ und „hiofa“, daher auch „hifazen“, schluchzen, wehklagen. Die Bezeichnung des Blitzes durch das Wort „Himaza“ ist wohl eine der ältesten und denkwürdigsten, von Himins, Himmel (siehe das alte Vaterunser; Himalaya, Himmelsgebirg u. s. w.). Die Silbe „za“ bezeichnet einen Ausruf, Ah, he! Wir führten an, daß „Kar“ ein Gefäß bedeutet; nun aber wird im Dialekt des Böhmerwaldes das Wort „Kar“ zur Bezeichnung des Wandschrankes gebraucht, der zur Aufbewahrung des Geschirres dient, z. B. Schüsselkar. Das Wort „kerren“ durchdringend tönen, aufschreien, findet sich in Benecke's Beiträgen I.; in Schmellers baierischem Wörterbuch und im schweizerischen Idiotikon von Stalder; im Altdeutschen haben wir das Wort „quär“, præsens „kirre“, præteritum „kar“; „ih cherru, ih char“ oder „quar“; im Böhmerwalder Dialekte spricht man „i kear“. An harten Gegenständen nagen heißt: „kieveln“, gleichbedeutend mit dem altdeutschen „kieven“ (Manesse'sche Sammlung von Minnesängern II., 205). In wie weit die Worte „Kipf“ und „Kleber“ in den übrigen Dialekten Deutschlands gebraucht werden, können wir nicht bestimmen, in dem oberbaierischen Dialekte mindestens sind sie in Uebung. Das erstere bezeichnet die Ringe oder Stellleiste am Wagen, um Bretter, Leitern u. s. w. zu halten; „duotheca chiph, humeruli chiphum, chippha“ (Sumerlaten, Sammlung von Glossen 9. 32; Schmeller II., 318). „Kleber“ heißt schmächtig, knapp, hager; „ein kleberes Kind“; „ein Faß kleber machen, daß es, wenn man es herabwirft, von Stund an zerfällt“; Feuerb. v. 1591; „kleber Maß“ Lori Brg. R. 220; „klebere Stund“ geringe Wegstunde (baier. Wört. II., 351) Das Wort „Zinkklaißl“ Glöcklein haben wir bereits am Eingange dieser Zeilen als von dem althochdeutschen „Chlingisen“ (clangere) läuten, klopfen, herzuleiten angedeutet. Daß im Böhmerwalder Dialekte die Bezeichnung Licht mit „Leit“ in der Aussprache ganz gleichlautend ist mit dem englischen „Light“ ist nicht ohne Erwähnung zu lassen. Man findet im Böhmerwalde wie in vielen Gegenden Deutschlands an die Bezeichnung eines Grundstückes das Wort „Luft“ angehängt, welches eigentlich „Luß„ heißen soll und ein Stück unwirthbaren Bodens bezeichnet, welches auf einen der Theilenden entfällt; daher „Lußanger, Luftanger“; „Hausluß“ oder „Hausluft“. Auch ein zum fruchtbaren Ackerfeld umgeschaffenes Grundstück kann von der ursprünglichen Vertheilung her den Namen eines Lusses bewahrt haben. „Agri qui dicuntur Lussen. Mj. XIV., 215 ad 1151. „Waz ich in dem Luzz han, der hintz Rengenspurch gehört . . . die Lüzz und die rain!“ Ried ad 1295. Man hört auch „die Lüß, die Lus, der Lus“ für den ganzen Complex der vertheilten Gründe. „Lusen, losen“ (althochdeutsch „hlosen“) horchen, auch „dahinsinniren (Bonarius

Edelstein, Tristan, Schmeller II., 503) ist im Dialekte des Böhmerwaldes allgemein im Gebrauche; hier heißt ein Mensch, der es hinter den Ohren hat, ein „Luser“. Verwandt mit diesem mag das Wort „lunsen, lunzen“ sein, das schläfrig, verdrießlich sein bedeutet.

Ein wahrscheinlich in Deutschland selten vorkommendes Wort scheint uns das auch in Baiern übliche Wort „merren“ („mern, miern, mearn“) rühren, wühlen, drängen. „Mear doch nöd ollas duranona!“ Das Zugvieh merren, aufmerren, dermerren, es überflüssig anstrengen, unbrauchbar machen, verderben. „Host olls zom gmeart“ (Hast alles zu Schanden gerichtet). Die Räuber haben alle Thüren eing'merrt“ (eingestoßen, aufgebrochen); „Gmerr, gmear“ Gewühl, Gedränge, Verwirrung, Unordnung; „durmearn“ durchbrechen. Es ist das alte Wort „merran“ vergangene Zeit marta) ein Ding verderben; gothisch „marzjan“ in ähnlicher Bedeutung; angelsächsisch „merran“ hindern, zerstören; englisch „to marr“; schottisch „to mer“ in Verwirrung bringen. Diesem entspricht auch Otfrieds „mieran“ V. 25. 4.

In der Manesse'schen Sammlung von Minnesängern (II., 166) heißt es an einer Stelle: „Da von ward er uz paradiies vreuden her gepfrenget“; dieses „pfrengen“ bedeutet „drängen“ und ist in der Volksmundart noch üblich; auch ein anderes Wort wird im Tristan, in Westenrieders Glossar (430) bei Schmeller (321) und in Sumerlatens Sammlung von Glossen als gleichbedeutend erwähnt: das Wort „Pfait“ im Böhmerwalde „Pfoad“ . . . .

Indem der Verfasser nur die Absicht haben konnte, aus dem Sprachschatz seiner Heimat eine Blumenlese für diese Blätter zu veranstalten und dadurch die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken, glaubt er seine Aufgabe hiemit gelöst zu haben; eine erschöpfende Behandlung wird der Gegenstand von Seite des Verfassers ohnehin in einem besonderen Werkchen erfahren.

Simon Stampfer.

Pauca sed matura. Gauss.

Immer mehr lichtet sich die Reihe jener thätigen Männer, welche nicht minder durch hohe geistige Begabung als Eifer im Unterrichte die Wiener polytechnische Schule in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu hohem achtunggebietendem Ansehen brachten.

Der Mann, welcher am 10. November 1864 aus unserer Mitte schied, war unter ihnen einer der ersten.

Wenn wir uns auch gerne bescheiden, eine erschöpfende Entwicklung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einer gelehrteren Feder zu überlassen, so mag es dem

Schüler gestattet sein, im Namen von Tausenden für sein segenreiches Wirken als Lehrer auf das kaum geschlossene Grab den Kranz der Dankbarkeit niederzulegen.

Tirol ist Stampfers Heimatland. Er wurde geboren von armen Bauersleuten in dem kleinen Gebirgsdorfe Windisch-Matrey am 28. October 1792.

Ueber seine Jugendzeit ist wenig bekannt. Auf den Triften der Alpen als Hirtenknabe verwendet, versenkte er sich in heiteren stillen Nächten, „wenn alle Berge ruhen" in das Antlitz des gestirnten Himmels. Dieser große Schauplatz der Schöpfung, der auch dem ungebildeten Sinne den Eindruck von Regel und Ordnung macht, erweckte in dem Gemüthe des Knaben die Sehnsucht, in die Geheimnisse der Natur eindringen, heraustretend aus dem Kreise seiner Umgebung, einem höheren Berufe sich zuwenden zu können.

Ausgerüstet mit dem kleinen Bündel von Kenntnissen, die man in einer Dorfschule lehrt, mit einem noch kleineren von Subsistenzmitteln, soll er von seinem Geburtsort nach Salzburg entflohen sein.

Detaillirtere Mittheilungen, wie er sich hier festsetzte, um sich den Studien zu widmen, hat er uns nicht gemacht; doch wie wir aus Andeutungen zu entnehmen vermochten, gehörte dieser Lebensabschnitt zu seinen ernstesten und wehmüthigsten Erinnerungen. Bei der Wahrheitsliebe und edlen Aufrichtigkeit des Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind, können wir versichern, daß er den Kampf um die physische Existenz in einer Weise durchzukämpfen hatte, die seine Festigkeit des Körpers und seinen eisernen Willen, siegreich alle Schwierigkeiten zu überwinden, vollauf in Anspruch nahm.

Als er seine Studien am Lyceum in Salzburg vollendet hatte, erhielt er, in den ersten Jahren supplirend, das Lehramt der Mathematik an derselben Lehranstalt. In diesen Jahren (von 1816 bis 1824) lehrte er daselbst Arithmetik, Algebra und die synthetische Geometrie. In den Ferien machte er Bergbesteigungen und kleinere Reisen, namentlich nach dem Stifte Kremsmünster, wo er, schon seit seiner Studienzeit mit Marian Koller befreundet, in der Bibliothek der Sternwarte durch geodätische und astronomische Studien den Umkreis seiner Kenntnisse erweiterte. Im Jahre 1818 veröffentlichte Stampfer sehr praktische Tabellen zum Höhenmessen mit dem Barometer, um leicht und ohne Logarithmen die erstiegene Höhe zu finden.

In demselben Jahre ward auf Befehl des Kaisers Franz I. von dem damaligen Triangulirungsdirector, General Fallon, eine Commission ernannt zur Regulirung der Grenze zwischen Salzburg und Baiern, zu welcher neben Oberstlieutenant Nageldinger und Weiß, Hauptmann Spanoghi und Mürbach, Lieutenant Philippovic (jetzt Generalmajor) auch Stampfer zu den praktischen Vermessungen beigezogen war.

Durch die Herausgabe billiger Logarithmentafeln in einer Zeit (1822), da solche Bücher zu den theuersten gehörten, hat er der studirenden Jugend einen wesentlichen Dienst erwiesen. In den Ferien 1824 machte Stampfer mit seinem Collegen am Lyceum P. K. Thurwieser eine Reise auf den Glockner, seine daselbst

angestellten Messungen, so wie die in dieselbe Zeit gehörigen Versuche (zwischen dem Untersberg und Mönchsstein bei Salzburg) über die Geschwindigkeit des Schalles, beschrieb er im 7. Bande der Jahrbücher des Wiener Polytechnicums.

Der wohlwollende und geistvolle General Fallon (bereits oben genannt) war es, welcher die hohe Begabung des ernsten, thätigen und aufstrebenden jungen Stampfer erkannte und ihn in seinem Vorhaben ermunterte und förderte.

Als Prof. Ritter v. Gerstner sein Lehramt der praktischen Geometrie am k. k. polytechnischen Institute in Wien niederlegte, um den Bau der Eisenbahn zwischen Budweis und Mauthausen zur Vereinigung der Donau mit der Moldau zu unternehmen, wurde zur Wiederbesetzung dieses Lehramtes im Februar 1824 ein Concurs abgehalten, während der bisherige Assistent Ed. Schmidl dieses Lehrfach supplirte.

Stampfer betheiligte sich von Salzburg aus an diesem Concurse und erhielt die Stelle (1825) im Alter von 33 Jahren, während Adam Burg ihn in Salzburg ersetzte.

Hiermit stehen wir an dem bedeutendsten Wendepunkte seines Lebens und freuen uns dieses ersten Lichtstrahles eines freundlichen Geschickes doppelt. Dem Manne war ein weiter Wirkungskreis eröffnet in einer seinen Anlagen und Neigungen entsprechenden Richtung, und das Wiener polytechnische Institut hat seinen Wirkungskreis um eine Kraft vermehrt, die ein Vierteljahrhundert lang wirkte in Wissenschaft und Lehre mit unermüdlichem Eifer zum Wohle des Staates und der Anstalt zur Ehre.

Die zahlreichen Abhandlungen in den Jahrbüchern des Institutes von 1824 bis 1838, deren eingehende Besprechung einem anderen Orte vorbehalten ist, geben Zeugniß von der Bedeutung und Mannigfaltigkeit der von ihm durchgeführten Untersuchungen. Wir erwähnen hier vor allem die classische Arbeit „Ueber die Theorie der achromatischen Objective“, seine „Versuche über das Gewicht, die Ausdehnung und Temperatur der größten Dichte des Wassers, sein Optometer zur Bestimmung der deutlichen Sehweite des Auges und die Vergleichung der Wiener Klafter mit dem Meter. Seine „Anleitung zum Nivelliren und Höhenmessen“ ist entschieden das Beste, was über diesen Zweig der geometrischen Praxis geschrieben wurde; in diesem Buche finden sich auch jene Tabellen zum Höhenmessen mit dem Barometer, von denen schon oben die Rede war.

Im Jahre 1837 machte Stampfer eine Reise nach Lemberg, um eine nach seinen Principien construirte und in der Werkstätte des Polytechnicums ausgeführte Thurmuhr auf dem dortigen Rathhausthurme aufzustellen und in Gang zu bringen Der Bericht über diesen Gegenstand findet sich im 20. Bande der Jahrbücher

Stampfer hat im Verein mit dem vortrefflichen Werkmeister Christ. St..rke die mathematische Werkstätte des polytechnischen Institutes in Wien zu hervorragendem Ansehen gebracht. Sie erfreut sich auch jetzt noch, Dank dem sorgfältigen und wissenschaftlichen Geiste ihrer Leitung, zur Ehre Oesterreichs, weit über die Grenzen des Reiches eines ehrenvollen Rufes. Ohne Unterschätzung geistiger

Begabung wagen wir es auszusprechen, zur Schaffung eines guten Meßinstrumentes von bedeutender Leistungsfähigkeit in Schärfe, gehört nicht minder Gewissenhaftigkeit als technisches Geschick. In der Nähe der Grenze des Erreichbaren ist die Meßkunst eine moralische Aufgabe.

Stampfer war ein aufrichtiger Freund der Jugend, ein Lehrer im edelsten Sinne des Wortes; er brauchte kein Pflichtgefühl dazu, sich in ihrem Kreise zu bewegen, er zog die jungen Leute an sich und, so wie er das theatralische Katheder-spiel nicht kannte, denn sein Standort war am Instrument, war sein Vortrag klar und einfach. Er erschien fleißig in den Zeichnensälen, befaßte sich mit den Studirenden im Einzelnen und wußte jeden in seiner Besonderheit, sei er nun „Zeichner, Ziffern- oder Formelmensch", zur Thätigkeit anzuregen.

Jeden Apparat, jedes Instrument, mit dem er Versuche oder Messungen vorzunehmen hatte, untersuchte er vorher auf das sorgfältigste in Bezug auf seine Leistungsfähigkeit. Waren die Hülfsmittel mangelhaft, so verbesserte er, so viel es anging, mit eigener Hand, sein praktischer ingenieuser Sinn gab ihm eigene Methoden und durch Fleiß und manuelles Geschick brachte er auch unter schwierigen Umständen gute Resultate der Beobachtung und Messung zu Stande. Mit lehrreicher Geschicklichkeit und Vorsicht wußte er die auf die Messung einwirkenden Fehlerquellen aufzufinden, zu umgehen oder in Rechnung zu bringen. Wenn wir uns erinnern, daß jede Naturerscheinung, der wir gerade unsere Aufmerksamkeit zuwenden, inmitten aller übrigen auftritt, daß wir jeden Vorgang in der Natur durch das Medium unserer Sinne auffassen, daß der Geist sich unvermerkt in subjectiven Vorstellungen ergeht, so werden wir begreifen, wie schwer es ist, eine „Beobachtung" zu machen, eine Thatsache festzustellen, in ihrer objectiven Reinheit, welche zur Auffindung der Naturgesetze, zur Erklärung des Waltens in der Natur allein dienlich ist.

Als im Jahre 1847 durch Kaiser Ferdinand I. in Wien eine Akademie der Wissenschaften gegründet wurde, gehörte Stampfer zu den ersten ernannten Mitgliedern.

Von den zahlreichen selbstständigen Arbeiten und Commissionsberichten, welche in den Druckschriften derselben publicirt sind, erwähnen wir nur seine „Darstellung einer möglichst brauchbaren Visirmethode für Fässer", „Das neue Planimeter", „Ueber die Anfertigung und den Gebrauch des Alkoholometer", „Ueber die Farbenzerstreuung der Atmosphäre", „Ueber die kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter und den scheinbaren Durchmesser der Fixsterne".

Ein Leiden am rechten Arm, welches Stampfer schon seit Jahren mit Sorgen erfüllte, zwang ihn, mit der linken Hand schreiben zu lernen, und wir erinnern uns noch wohl der Geschicklichkeit, mit welcher er sich an der Tafel in seinen Vorträgen dieser Aufgabe entledigte. Die Schwerhörigkeit, an welcher er lange schon litt, nahm immer mehr zu.

Im Jahre 1848 wurde er seines Lehramtes enthoben und in den wohlverdienten

Ruhestand versetzt. Seine Brust schmückte der Leopolds-Orden und der russische St. Annen-Orden zweiter Classe.

Mit Beruhigung konnte Stampfer nach einem so thätigen und fruchtbaren Wirken dem Abende seines Lebens entgegensehen, denn er hatte einen Sohn, welcher, ihm gleich an bedeutenden Fähigkeiten, ihm nachstrebend in Regsamkeit und Fleiß, bereits sein Fach an der Wiener polytechnischen Schule supplirte.

Doch die geheimnißvollen Schicksalsmächte, welche Armuth drohend schon über seiner Wiege schwebten, welche, schwere Hindernisse auf die Bahnen seines Strebens wälzend, durch Gebresten des Leibes se ne Stunden mit Schmerzen erfüllten, ihn in seiner Thätigkeit lähmten, erreichten mit mächtiger Vernichtungshand auch die Freude des Familienglückes: um die Mitte Juli 1850 starb „sein Anton" und ging so dem erschütterten Vater 14 Jahre in die Ewigkeit voraus.

Der Umfang von Stampfers wissenschaftlicher Thätigkeit läßt sich zusammenfassen in: Construction neuer Meßapparate, Messen, Versuchen, Beobachten und Rechnen, entweder um den Bedürfnissen der Praxis ein gutes Werkzeug zu geben (Nivellirinstrument, Optometer, Thurmuhren, Planimeter, Alkoholometer, Visirstab zum Ausmessen der Fässer), um der Wissenschaft eine nothwendige Grundlage zu schaffen (Geschwindigkeit des Schalles, Gewicht und Dichte des Wassers, Vergleichung der Klafter mit dem Meter) oder um an der Beförderung der Wissenschaft selbst praktisch und theoretisch mitzuwirken. (Das achromatische Objectiv, Lichtpunktmikrometer, über die Sonnenfinsternisse, die kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter, über den Durchmesser der Fixsterne und die Farbenzerstreuung der Atmosphäre.)

Stampfer hegte eine besondere Vorliebe für Astronomie und in ihrem Dienste beobachtete und rechnete er bis an das Ende seines Lebens. Mit einem Fernrohre von Merz und Utzschneider von 43 Linien Oeffnung und einem Plößl'schen Dyalith von 30 Linien Oeffnung machte er tausende von Kometenbeobachtungen (durch ein Kreismikrometer mit doppeltem Ring), viele Sternbedeckungen (auf der dunklen Seite des Mondrandes), erforschte und verfolgte er die Perioden der Veränderlichen und maß durch Blendungen von ungleicher Größe die Helligkeit der Fixsterne. In Folge dieser letzteren Arbeiten stand er in Briefwechsel mit Argelander in Bonn. Sein Name hatte unter den astronomischen Zeitgenossen ersten Ranges einen guten Klang. Von diesen ehrte er vor Allen den unsterblichen Bessel, dessen großartige Leistungen in der beobachtenden Astronomie er in vollem Maße erkannte, würdigte und bewunderte.

Stampfer wohnte seit 1826 bis an das Ende seines Lebens in dem Hause Nr. 64 der Taubstummengasse (Wieden), im dritten Stock des hinteren Tractes. Seine Fensterreihe, wenig abweichend von der Richtung Ost-West, mit der freundlichen Aussicht auf den Garten der k. theresianischen Akademie, gewährt den vollen Anblick des Südhimmels des Wiener Horizontes. Das östlichste Zimmer diente ihm als Arbeitscabinet, als seine „Werkstatt" In diesem für uns ehrwürdigen Raume

dachte, rechnete, arbeitete dieser Mann durch einen Zeitraum von 38 Jahren. An dem einen Fenster desselben war ein kleines Passageinstrument aufgestellt und mit diesem überwachte er in ungezählter Menge von Sterndurchgängen den Gang einer vorzüglichen Pendeluhr, construirt von Prof. Arzberger

Die irdischen Objecte, die im Gesichtskreise seiner Fenster lagen, Thurmspitzen, Mauerkanten, Blitzableiter dienten ihm zu allerlei Versuchen und Messungen. In seiner Wohnung maß er eine Basis, welche von der Mitte des ersten bis zur Mitte des siebenten Fensters reichte, mit sorgfältiger Genauigkeit. Diese Basis bildet eine wichtige Grundlage seiner Triangulirung von Wien. Durch Messungen an einem 100 Klafter entfernten Kerzenlicht bestimmte er die Größe der Pupille am menschlichen Auge im Dunkeln und zeigte, daß dieselbe für eine 40 Klafter entfernte Straßengaslaterne schon entschieden kleiner ist, mit einer Sicherheit bis auf $^1/_{10}$ Linie. Gesimsrosetten an einem Hause in der Feldgasse dienten ihm für sein Passageinstrument als zweites Azimutzeichen.

Statt der Gauß'schen Verwandlungstafeln von Azimut und Höhe in Stundenwinkel und Declination und umgekehrt, verwendete er eine „Tafel", auf welcher die erstgenannten Coordinaten ein Netz von Quadraten bildeten, in welches die Stundenkreise des letzteren eingezeichnet sind.

Bei allen Rechnungen in der sphärischen Astronomie, ja auch bei Bahnberechnungen bediente er sich der trigonometrischen Grundformeln und der Zech'schen Additions- und Subtractionslogarithmen.

Viele, die mit ihm in Berührung gekommen sind, glauben Ursache gefunden zu haben, über Schärfen und Rauhheiten seines Wesens klagen zu dürfen. Sein zu Heftigkeit neigendes Temperament vertrug allerdings den Widerspruch schwer. Doch ohne dieses oder die Unmittelbarkeit, die unter dem Himmelsstriche seiner Heimat waltet, die er absichtlich oder unabsichtlich beibehielt, zu beschönigen, wollen wir uns erinnern an die erste Periode seines Lebens, die kein Frühling war. Jeder, der die Erinnerung einer schwer durchlebten Jugend in seinem Innern trägt, der, der Armuth entsprossen, links und rechts mit Sorgen niedriger Art belastet, mit zehnfältigen Kräften nach seinen kleinen Zielen ringt, wird die Tiefe des Eindruckes ermessen können, welchen unverwischbar die Härte des Geschickes in der Jugendzeit im Charakter des Menschen zurückläßt.

Stampfers Schwerhörigkeit der früheren Jahre verwandelte sich später in völlige Taubheit, seine Schlaflosigkeit erreichte oft einen bedenklichen Höhegrad, immer wiederkehrende Athmungsbeschwerden hinderten ihn in den letzten Jahren völlig an starken Bewegungen und weiteren Excursionen. Bis auf wenige Verwandte und Freunde lebte er nun mit Vorsicht und großer Regelmäßigkeit abgeschlossen von der sogenannten Welt, im Beobachten und Rechnen immer noch thätig, bis er am 10. November 1864 sein Leben beschloß,

Möge doch der Erbe seines wissenschaftlichen Nachlasses, sein trefflicher Nachfolger im Lehramte, Herr Prof. Herr, sich bereit finden lassen, unter Mitwirkung gleichgesinnter Freunde wenigstens einen Theil seiner massenhaft aufgehäuften

Arbeiten der Oeffentlichkeit zu übergeben, um der wissenschaftlichen Welt Einblick zu gestatten in den weiten Umkreis seiner Forschungen auf astronomischem Gebiete, wozu ihn die innerste Neigung und die Tiefe seines Geistes antrieb.

Franz Unferdinger.

Die Bevölkerung des Königreichs Böhmen in ihren wichtigsten statistischen Verhältnissen.

Dargestellt vom k. k. Regierungsrath Dr. **Adolf Ficker.**

(Mit 10 Karten. Wien und Olmütz 1864. Hölzels Verlag.)

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die kartographische Darstellungsweise für bestimmte Zwecke der Statistik einen großen Nutzen gewährt, indem sie vorzugsweise geeignet ist, eine gleichzeitige übersichtliche Anschauung über gewisse statistische Zustände oder Verhältnisse zu geben. Wegen ihrer Zweckmäßigkeit fand sie denn auch bereits mehrfache Anwendung, und unter jenen Schriftstellern, welche dieselbe zur Aufgabe von besonderen Arbeiten machten, steht Regierungsrath Ficker, der gegenwärtige Director der administrativen Statistik, obenan. Seine „Bevölkerung der österreichischen Monarchie" (Gotha 1860, mit 12 Karten) war das erste Werk, welches nach ganz eigenthümlichen, consequent durchgeführten Principien die Statistik der Bevölkerung eines großen Staates in verschiedenen Richtungen kartographisch zur Anschauung brachte.

Wir begrüßen jetzt abermals eine in dieses Gebiet einschlagende Arbeit, welche den obigen Titel führt. Wir sind gewohnt, in den Arbeiten Fickers Gründlichkeit und Genauigkeit mit wahrer praktischer Gelehrsamkeit verbunden zu sehen und müssen über dieses neue Werk dasselbe anerkennende Urtheil fällen. Abgesehen von den Karten ist es der Text des Buches, welcher Fachmännern wie Laien ein gleichmäßiges Interesse abzugewinnen berufen ist. Es ist in demselben nicht eine einfache Wiederholung der uns aus mehrfachen Publicationen hinlänglich bekannten Resultate der Volkszählung vom 31. October 1857 gegeben, sondern eine wirkliche Statistik der gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse Böhmens im Vergleiche mit jenen früherer Zeiten geboten, indem der Verfasser den erwähnten Census stets nur als Schlußstein einer Reihe von mehr als hundert Jahren behandelt.

So lernen wir aus dem ersten Abschnitte des Buches die Geschichte der Volkszählungen Böhmens und deren Ergebnisse kennen. Die frühesten bestimmten Daten über die Volksmenge des Königreiches liegen aus dem Jahre 1754 vor, in welchem sich die Population auf 1,941.284 Seelen belief; verglichen mit dem jüngsten Census (4,705.525 Einw.) bietet Böhmen — vorzugsweise beeinflußt durch seine industrielle Entwicklung — die höchste Ziffer des mittleren Zuwachses

für den großen Zeitraum von 103 Jahren dar, welche überhaupt für eines der in jener ersten Zählung begriffenen österreichischen Länder beobachtet wurde, nämeine Ziffer von 0·807 pCt. Der Verfasser bespricht sodann die bekanntlich nicht unbeträchtliche böhmische Auswanderung und die Volksdichtigkeit des Landes, welche in klarer Weise durch eine Karte versinnlicht wird. Im Jahre 1754 wohnten in Böhmen auf einer österreichischen Quadratmeile 2149 Bewohner, im Jahre 1857 dagegen 5122! Besonders lehrreich ist die Unterscheidung bestimmter Gruppen der Volksdichtigkeit, eine Frage, welche Ficker in Bezug auf die ganze österreichische Monarchie im eilften Hefte des dritten Bandes des großen, von der k. k. Direction für administrative Statistik herausgegebenen Tabellenwerkes (Wien 1860) auf das Gelungenste gelöst hat.

Im zweiten Abschnitte seines Buches führt uns Ficker die „Volksbeschreibung" Böhmens vor, nämlich die Sexualverhältnisse, die Verschiedenheit der Bevölkerung nach Altersclassen, Nationalität und Religion, den Civilstand (die Verhältnisse der ledigen, verheirateten und verwittweten Personen), Beschäftigung und Erwerb und das Verhältniß der Abwesenden. Dieser Abschnitt ist durch seinen Inhalt gewiß der interessanteste im ganzen Buche. Wir können nicht umhin, aus der großen Menge von Daten, die in demselben gegeben werden, einige hervorzuheben. Die Thatsache, daß in den meisten Ländern Europa's die männliche Bevölkerung von der weiblichen an Zahl überwogen wird, finden wir auch in Böhmen bestätigt. Kräftigen Einfluß hierauf nimmt die Nationalität. Namentlich sind es die deutschen Bezirke, welche mehr noch als die slavischen zu dem weiblichen Ueberschusse sich hinneigen.

Ficker sondert in einer Karte die Verwaltungsbezirke Böhmens nach dem Sexualverhältnisse in drei Classen; die erste Classe begreift jene Bezirke, die mit einem auffallend starken weiblichen Ueberschusse bedacht sind, 63 an der Zahl, von welchen 37 vorwiegend oder ganz dem deutschen Stamme angehören. In der zweiten Classe, deren Sexualziffern ziemlich nahe dem durchschnittlichen Verhältnisse des ganzen Kronlandes stehen, sind unter 81 Bezirken 49 ganz oder vorwiegend czechisch, und die dritte Classe, die einen auffallend geringen weiblichen Ueberschuß nachweist, enthält unter 64 Bezirken 40 ganz oder vorwiegend czechischer Bevölkerung. Daß die Sexualverhältnisse in einem Lande nicht constant, sondern verschiedenen Schwankungen unterworfen sind (wie z. B. durch Kriege), ist bekannt. So entfielen denn auch in Böhmen auf 1000 Bewohner männlichen Geschlechtes (abgesehen vom Militär) im Jahre 1754 unter den Nachwehen des Erbfolgekrieges 1134, im Jahre 1786, wo die Folgen des siebenjährigen Krieges als ziemlich überwunden gelten konnten, nur 1099, im Jahre 1816 (nach dem Schlusse der französischen Kriege) 1198, in den Jahren 1850 und 1857 hinwieder bloß 1089 weibliche Individuen. — Rücksichtlich der Nationalitäten Böhmens giebt Ficker eine Karte in welcher nicht nur die geographische Ausdehnung, sondern auch die Intensität des deutschen Volksstammes eines jeden der 208 Verwaltungsbezirke dargestellt wird. 64 von diesen Bezirken haben eine ganz oder nahezu deutsche Einwohnerschaft, in

13 Bezirken gehören 88 bis 99, in 3 80 bis 71 pCt. der einheimischen Bevölkerung den Deutschen an 2c. — Im Beginne des 17. Jahrhunderts waren drei Viertheile der christlichen Bevölkerung Böhmens protestantisch und am Schlusse desselben Jahrhunderts gab es keine gesetzlich anerkannte Ausübung eines akatholischen Bekenntnisses im Lande! Erst durch das Toleranzpatent des Kaisers Joseph II. erklärten sich wieder viele Gemeinden für eines der beiden evangelischen Bekenntnisse, von welchen das augsburgische seine Anhänger hauptsächlich unter den Deutschen fand, während das helvetische die slavische Bevölkerung für sich gewann. Das gegenwärtige Intensitätsverhältniß des Protestantismus in Böhmen wird nach Bezirken in einer besonderen Karte dargestellt. Eine andere Karte giebt die Vertheilung der Israeliten in den einzelnen Bezirken. Am stärksten wuchs die Zahl der Israeliten seit dem Jahre 1848, mit dem Aufhören der Hemmungen ihrer Verbreitung und Niederlassung. — Eine Karte über die Verheirateten der einheimischen Bevölkerung zeigt mit Entschiedenheit die Thatsache, daß längs des Erz- und Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes die Gründung eines eigenen Hausstandes mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, während sie in einem beträchtlichen Theile des Thallandes der Iser und Elbe am leichtesten erscheint. — Da zur genauen und detaillirten Feststellung der Verschiedenheit der Bevölkerung nach Beschäftigung und Erwerb die Zählungsoperate nicht ganz ausreichend sind, so benützte Ficker anderweitige Ermittlungen aus älterer und neuerer Zeit, um die auf jene Verschiedenheit bezugnehmenden Verhältnisse richtig auszudrücken. Ueberraschende Resultate liefert die Vergleichung der Urproducenten mit jenen Personen, die mit Gewerbe und Handel beschäftigt sind. Wenn man von den Hausbesitzern, den Taglöhnern, den Frauen und Kindern absieht, so ergiebt sich — freilich sehr approximativ — daß jene Personen, welche ihre Arbeit der technisch-commerciellen Industrie zuwenden, in Böhmen etwas zahlreicher sind, als die bei der Urproduction beschäftigten, ein Verhältniß, wie es in keinem andern Lande der österreichischen Monarchie wiederkehrt. Dieses Verhältniß wird für die einzelnen Bezirke ebenfalls durch eine Karte auf das klarste verdeutlicht. In vorderster Reihe stehen die Bezirke Rumburg, Warnsdorf, Schluckenau, Böhmisch-Kamnitz, Reichenberg, Gablonz, Morchenstern und Hohenelbe, in welchen auf je 100 Urproducenten über 500 Personen kommen, die in der Erzeugung und dem Vertriebe von Industrieproducten ihren Erwerb finden. — Die starke Beweglichkeit der Bevölkerung Böhmens ist allbekannt; sie wird in der österreichischen Monarchie nur von jener Salzburgs übertroffen. Eine Karte versinnlicht die Verhältnisse der Abwesenden der einheimischen Bevölkerung Böhmens, von denen sich nahezu 66 pCt. in anderen Gemeinden des Königreiches aufhalten, 31·7 pCt. ihren Aufenthaltsort in anderen Ländern des Kaiserstaates genommen haben und nur 2·3 pCt. im Auslande leben.

Besonderen Dank müssen wir dem Verfasser zollen, daß er zur Ergänzung jener Daten, die mit dem Census im Zusammenhange stehen, in einem dritten Abschnitte Thatsachen mittheilt, welche zur Beleuchtung der physischen, intellectuellen

und moralischen Verhältnisse der stehenden Bevölkerung wichtige Beiträge liefern. Im dritten Abschnitte giebt nämlich Ficker eine kurze Recrutirungsstatistik, eine Statistik des Schulbesuches (mit einer Karte) und eine Statistik der wegen Verbrechen Verurtheilten.

Ein vierter Abschnitt des Buches endlich behandelt die Wohnungsverhältnisse, wobei die Vertheilung der Wohnorte auf den Flächenraum kartographisch zur Anschauung gebracht wird und schließlich jene Ortschaften namentlich hervorgehoben werden, welche eine größere Bevölkerung (mehr als 3000 Einwohner) besitzen.

Der Raum gestattet uns nicht, in das weitere Detail dieser vortrefflichen Arbeit näher einzugehen, durch welche die Wissenschaft wesentlich bereichert wurde. Ficker hat sich wahrlich ein großes Verdienst erworben, indem er durch diese Schrift neue Resultate seiner ernsten Studien auf dem Gebiete der Bevölkerungsstatistik veröffentlichte. Das Buch wird nicht nur von Fachmännern der Administration und der Wissenschaft freudig begrüßt werden, sondern es wird sich durch die gefällige Art der Darstellung auch viele Freunde unter dem größeren Publicum erwerben.

Dr. H. Fr. Brachelli.

Die Architektur des neuen Wien.

III.

K. W. Wir haben bereits erwähnt, daß der Abgang an öffentlichen Plätzen auf den Stadterweiterungsgründen nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der neuesten Architektur war. Das Bedürfniß nach geräumigen Plätzen wurde auch nachträglich erkannt, und aus dem gerechtfertigten Bestreben, wenigstens einen Platz zu schaffen, der sich durch eine einheitliche Architektur auszeichnet, ging die Idee der Anlage des Schwarzenbergplatzes hervor. Dieser Platz, welcher den gewaltsamen Bruch vermitteln soll, den die Ringstraße an dieser Stelle erfährt, und in der Mitte mit dem Denkmale für den Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg geschmückt werden wird, besteht aus zwei 56 Klafter 3 Schuh langen Fronten, deren jede aus drei Baugruppen besteht, von welchen die mittlere, 17 Klafter 3 Schuh lang, um 4 Klafter gegen die Eckbauten zurücktritt, welcher Rücksprung jedoch wieder durch eine um 2 Klafter vorspringende Arkade vermittelt wird. Um eine analoge architektonische Durchführung der einzelnen Bauwerke zu erzielen, hat das h. Ministerium verfügt, daß die vier gleich großen Eckbauten nicht nur gleiche Höhe, sondern auch einen annähernd ähnlichen Charakter zu erhalten haben, während die beiden Mittelbauten, wenn auch eine geringere Höhe, dennoch eine organische Verbindung und ein Zusammentreffen mit den Hauptgliederungen der Eckbauten erhalten sollen.

Diese Bemerkungen hielten wir für nothwendig, bevor wir zur Besprechung des Palais Sr. k. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Ludwig Victor schreiten, welches, den gegen den Kolowrat-Ring gelegenen Eckplatz des Schwarzenberg-Platzes einnehmend, nach den Plänen des Architekten Heinrich Ferstel ausgeführt wird. So schön die Aufgabe war, welche dem Künstler zufiel, so mußten ihm, wie begreiflich, die allgemein an die Bauherren gestellten Bedingungen, dann aber auch die unregelmäßige Grundform des Platzes bedeutende Schwierigkeiten bereiten und langwierige Verhandlungen mit der Stadterweiterungscommission waren erforderlich, um allen Rücksichten zu entsprechen. In einer Richtung gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, als Ferstl auch von Herrn Franz Ritter v. Wertheim den Auftrag erhielt, auf dem gegen den Kärntnerring gelegenen, dem erzherzoglichen Palais gegenüberliegenden Bauplatze ein Wohnhaus zu erbauen. Er konnte nun auf die Durchführung einer einheitlichen architektonischen Façadendurchbildung beider Bauwerke einen bestimmenden Einfluß nehmen, wenn auch das Wohnhaus des Ritter v. Wertheim seiner Natur nach eine andere Bestimmung als das erzherzogliche Palais zu erfüllen hat. Ersteres trägt entschieden den Charakter eines Palastes, das letztere jenen eines Wohnhauses im edleren Sinne des Wortes an sich; der erzherzogliche Palast erhält über dem Erdgeschoße und Mezzanin nur zwei Geschoße, das Wertheim'sche Wohnhaus außer dem gleich hohen Erdgeschoße und Mezzanine drei Stockwerke, und doch mußte bei gleicher Grundform und Höhe zwischen beiden Objecten eine bestimmte Uebereinstimmung hergestellt werden.

Der Bauplatz des Palastes bildet einen von drei Seiten freien, jedoch trapezförmigen Flächenraum von 396 Quadratklafter, dessen gegen den Schwarzenbergplatz zu gekehrte Fronte einen Risalit mit 2 Klafter Vorsprung erhält. Die Façade gegen die Ringstraße bildet mit der gegen die Seitengasse gekehrten Façade einen stumpfen Winkel, der zu einem runden, erkerartigen Ausbau benützt ist. Bei dem Umstande, daß, wie schon erwähnt, an der Stelle des Bauplatzes die Ringstraße einen starken Bruch hat und mithin der Palast gegen den Kärntnerring zu in diagonaler Stellung steht, war der Künstler genöthigt, die Hauptfaçade gegen den Schwarzenberg-Platz hin anzuordnen. Dort führt eine breite Einfahrt in ein geräumiges auf Säulen gewölbtes Vestibule, von welchem aus man in einen regelmäßigen Hof von 42 Quadratklafter gelangt. In das Erdgeschoß sind die Remisen, Ställe und die Räumlichkeiten für die Dienerschaft verlegt. Die Küchenräume sind in den sehr geräumigen Localitäten des Souterrains passend untergebracht. Eine 11 Schuh breite Prachttreppe führt in das Mezzanin, eine einfache Stiege in die Bel-Etage. In dem gegen die Ringstraße zu gelegenen Mezzanin befinden sich die Wohnräume für den durchlauchtigsten Bauherrn; in dem Mezzanin der Seitengasse die Wohnräume für den Hofstaat. Die Bel-Etage enthält in der Breite des Risalits den großen Festsaal, rechts und links von demselben die Empfangs- und Speisesäle und gegen die Ring- und Seitenstraße zu Gesellschaftssäle und Wohnräume. Mit denselben und dem Festsaale steht ein Wintergarten in Ver-

bindung, der zweite Stock ist auf Wohnungen für den Hofstaat und die Dienerschaft eingerichtet.

Die Façaden sind im Stile der italienischen Renaissance des 16. Jahrhunderts entworfen. Auf kräftigen Sockeln und massiver Bossage baut sich Erdgeschoß und Mezzanin zu einer Masse verbunden auf, über welchen das 21 Schuh hohe Hauptgeschoß mächtig emporsteigt und dessen Wirkung von dem einfacher gehaltenen zweiten Stockwerke nicht beeinträchtigt wird. Während die sämmtlichen Fenster des Palastes mit geraden Stürzen versehen sind, zeichnen sich die 7 Fenster des Festsaales dadurch aus, daß sie von der den Risalit bildenden Bogenstellung zwischen vortretenden korinthischen Säulen gebildet werden. In der Höhe des zweiten Stockwerkes tragen von den 8 Säulen des Hauptgeschosses 6 überlebensgroße Figuren, berühmte Persönlichkeiten darstellend, welche in naher Beziehung zur Geschichte des österreichischen Herrscherhauses stehen, während die zwei mittleren dieser 8 Säulen Karyatiden tragen, die einen das große Wappen umschließenden Aufbau zu stützen haben. Die meisten hervortretenden Gliederungen der Façaden, sowie der ganze architektonische Schmuck der Mittelgruppe und des Vestibule werden aus Stein, die Stufen der Haupttreppe und die innere Ausstattung der Säle in Marmor ausgeführt. Der Kostenüberschlag für den Bau mit Ausschluß der inneren Ausstattung ist auf 480.000 fl. berechnet.

Mit diesem Palaste verfolgt Ferstl eine Bahn, welche er schon bei dem Baue des neuen Bankgebäudes betreten hat. Mit ähnlichen Terrainschwierigkeiten wie bei dem Bankgebäude kämpfend, zeigt sich jedoch bei dem Palaste die vorgeschrittene Reife des Talentes, der eminente Fortschritt ernster Studien. Bei dem Bankgebäude — so vorzüglich auch die Gesammtleistung ist — hatte Ferstl die Eindrücke seiner verschiedenen Reisen nicht überwunden, und es prägte sich in den Formen die Unentschiedenheit künstlerischen Ringens aus. Aber sein ausgezeichneter Geschmack für die innere Ausstattung von Räumen, sein seltener Sinn für decorative Anordnung gelangte schon bei diesem Baue zu voller Geltung [1]. Allerdings nahm er sich auch bei seinem jüngsten Werke die Periode der reichsten Entfaltung der italienischen Renaissance zum Vorbilde; aber das, was er anstrebte, dessen war sich der Künstler vollkommen bewußt. Er bewegte sich mit Entschiedenheit in dem Rahmen einer bestimmten Kunstepoche, ließ die Einflüsse anderer Kunstrichtungen vollständig abseits liegen und prägte dem Ganzen nur seine durch Studien gereifte und durch ein reiches Talent sich eigenthümlich gestaltende Individualität auf. So erscheint uns Ferstl bei der Conception dieses Palastes, und wir freuen uns, daß gerade ihm die Lösung dieser Aufgabe zufiel, weil dieser Bau einflußreich auf den Bancharakter des ganzen Schwarzenbergplatzes werden wird.

[1] Einige der hervorragendsten Architekten Deutschlands thaten auch bei ihrem jüngsten Besuche in Wien den Ausspruch, daß sie die innere Ausschmückung des Bankgebäudes zu den bedeutendsten Leistungen der Neuzeit rechnen.

Auf dem Flächenraume neben dem Ausstellungsgebäude der Gartenbaugesellschaft baut Architekt Hansen den Palast Sr. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Wilhelm mit jener künstlerischen Pracht, welche wir noch heute an den alten italienischen, ja selbst an den Wiener Palästen des 18. Jahrhunderts bewundern und die einem hochbegabten Künstler Gelegenheit zur Entfaltung seines feinen Geschmackes geben wird. Schon die Lage des Palastes gestattet volle künstlerische Freiheit. Den Mitteltheil der Baugruppe bildend, wird derselbe von zwei Zinshäusern eingeschlossen, die bezüglich ihrer Verhältnisse und Façaden in Uebereinstimmung mit dem Hauptobjecte gebracht werden, so daß sie dessen Wirkung nicht zu beeinträchtigen vermögen. Während die beiden Zinshäuser vier gleichmäßige Stockwerke — ohne Mezzanin — erhalten, gliedert sich nur die Mittelgruppe des Palastes in vier Stockwerke, während die Seitenflügel um eine Etage niedriger gehalten sind. Von den vier, rücksichtlich drei Stockwerken des Palastes haben, zur Gewinnung hoher geräumiger Appartements für den fürstlichen Besitzer, die erste und dritte Etage bloß die Ausdehnung von Halbstöcken, so daß das zweite Stockwerk der dominirende Theil des Palastes ist und die ganze Façade beherrscht. Drei Einfahrtsthore führen durch ein geräumiges Vestibule in einen mit Glas eingedeckten Hofraum, der an allen vier Seiten von offenen Hallen eingeschlossen ist. Diese kuppelförmig gewölbten Hallen sind in rundbogige Arcaden gegliedert, welche von breiten, durch vorgelegte Halbsäulen verstärkten Pfeilern getragen werden. Die Anordnung von Arcadenbögen mit Säulen wiederholt sich dann im zweiten Stockwerke, nur mit dem Unterschiede, daß dort der Künstler dieselben Motive mehr decorativ aufgefaßt hat, und daß er sie zur größeren Belebung der Flächen und als Einrahmung für die Fenster angewandt hat. In der Mitte des Hofraumes führt links eine breite, reich geschmückte Stiege in die Gemächer des zweiten Stockwerkes, bestehend aus Wohn- und Arbeitszimmern, einer Capelle, Bibliothek, Galerie, zwei Empfangssälen und einem Speisesaale u. s. w. Der erste und zweite Mezzanin (1. und 3. Stock) ist für den Hofstaat Sr. k. Hoheit bestimmt. Zu ebener Erde befinden sich vorzugsweise der Stall, die Wagenremise und sonstigen Nebenlocalitäten; im Keller ausgedehnte Räumlichkeiten für die Küche.

Wird schon die äußerst geschmackvolle Anordnung des Hofraumes mit seinen offenen Hallen und seinem reichen Säulenschmuck einen großen Effect erzielen, so hat der Künstler den Umstand, daß er nur für die Ausschmückung einer Façade zu sorgen hat, benützt, um in diese auch den Schwerpunkt der ganzen Architektur des Gebäudes zu verlegen. Wohl kommt ihm hiebei vor allem zugute, daß er seine Ideen in dem edelsten Materiale — in Marmor — zu verkörpern im Stande ist, eine Gunst des Schicksals, dessen sich bisher noch kein Wiener Architekt zu erfreuen gehabt hat. Die Façade, wie überhaupt die ganze Architektur des Palastes wird gleichfalls im Stile der italienischen Renaissance durchgeführt, und zwar in den Formen der Blüthezeit zu Venedig und Vicenza, wo noch Palladio's Einfluß unverkümmert fortwirkte und der Organismus eines Bauwerkes nicht unter der Last einer zu reichen Decorirung litt. Die Façade ist 11 Fenster breit,

von denen fünf auf die aus der Mauer vortretende Mittelgruppe und je drei Fenster auf die beiden Flügel des Palastes entfallen. Das Erdgeschoß und der untere Mezzanin sind zu einem nur durch ein einfaches Gesims getrennten Ganzen vereinigt und ohne irgend einen besonderen Schmuck. Desto reicher ist das erste Stockwerk und der obere Mezzanin, die gleichfalls ein Ganzes bilden, ausgestattet. Zwischen den reich eingerahmten und von flachen Giebeln gekrönten Fenstern des ersten Stockwerkes treten cannelirte Säulen hervor, deren Sockel durch kleine Gallerien verbunden sind, die Flächen zwischen den kleinen Fenstern des zweiten Mezzanins erhalten Reliefs und jene zwischen den Fenstern des obersten Stockwerkes Karyatiden, welche die Galerie der Dachbekrönung zu stützen bestimmt sind. Freistehende Figuren schmücken die Dachgalerien der Seitenflügel. In diesen Formen bewegt sich die Façade, übereinstimmend mit der Architektur des Hofraumes, und gelingt es dem Künstler, in der Ausführung jenen Rhythmus der Verhältnisse herzustellen, wie er uns auf seinen Plänen entgegentritt, so erhalten wir ein Werk, welches eine bedeutende Zierde unserer Stadt bilden wird.

H. Heinrich v. Sybel: Ueber die Gesetze des historischen Wissens. Bonn 1864. Zwei Wissenschaften sind es vorzugsweise, deren Inhalt und Methode unserer Zeit die geistige Signatur aufdrücken — die Geschichts- und Naturwissenschaft. Die unvergleichlichen Erfolge, die durch die Forschung in dem überreichen Materiale dieser Disciplinen in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewonnen wurden, haben unser Denken und Urtheil vielfach umgewandelt, unser Leben und Wirken zweckbewußter und größer, den Gedankeninhalt jedes einzelnen Mannes aber freier und bedeutender gemacht. Und wenn sich so „ein wirksames Verhältniß der Wissenschaft zum Leben herausbildete“, so frommt es wohl, über Technik und Methode, Mittel und Zwecke, Aufgaben und Schranken dieser Wissenschaften Untersuchungen anzustellen.

Der berühmte Historiker hat in der vorliegenden Schrift (ursprünglich Festrede, am Geburtstage Königs Friedrich Wilhelm III. am 3. August 1864 zu Bonn gehalten) Fragen beantwortet, wie die, in wie weit die historische Kritik die Untersuchung gestattet und in wie weit ein Ergebniß für dieselbe sachlich erreichbar sei. Von dem Verhältniß der historischen Wissenschaft zu den politischen und kirchlichen Forderungen absehend, frägt v. Sybel, ob auch für die Geschichtswissenschaft wie für die Naturwissenschaft die Möglichkeit einer im mathematischen Sinne exacten Methode gegeben sei, und erkennt als solche nur die historische Kritik an. „Aus der Erzählung auf die erste Form des Eindrucks und aus diesem auf die Gestalt der Thatsache zurückzuschließen, die Zuthaten und Aenderungen der subjectiven Einwirkung zu beseitigen und dadurch den objectiven Thatbestand wieder herzustellen: das ist aber das Geschäft der historischen Kritik. Dabei kommt es auf die Prüfung der Persönlichkeit des Berichterstatters, so wie auf die der Thatsachen nach ihrem Zusammenhange in Zeit und Raum und ihrer Causalverkettung an, dies werden wohl wichtige Aufgaben des Mannes sein, der forschend verstehen lernen will“.

Der Verfasser betrachtet sodann den Hauptfeind geschichtlicher Wahrheit, den vielgeschäftigen Mythos, und zeigt an einzelnen Beispielen, wie arg die Bilder auch der einfachsten historischen Ereignisse, durch der Parteien Gunst und Haß entstellt, sich trüben und verzerren. Und aus dieser Betrachtung erhellt, daß man bis ins 16., ja bis ins

18. Jahrhundert mehr geneigt war „zu glauben als zu prüfen, daß überall die Phantasie das Uebergewicht über den Verstand hatte, ja, daß jene Menschen geradezu in einer anderen Welt als wir existirten", in einem geschichtlichen Horizonte, der von dem unserigen ganz so verschieden ist, „wie die Ptolemä'sche Astronomie von der Kopernik'schen". Anders nun, wo man mit Recht die Methode der Naturwissenschaften auch auf die historische Forschung anwendet.

Die kleine, aber inhaltsvolle Schrift ist nicht bloß den Berufsgenossen, sondern auch dem gebildeten Publicum zu empfehlen.

* In einer der letzten Sitzungen des mährischen Landesausschusses erregten die Berichte des mährischen Landeshistoriographen Dr. Beda Dudik über das Ergebniß seiner Forschungsreise nach Graz, Pest und Hermannstadt, und des mährischen Landesarchivars Vincenz Brandl bezüglich der von ihm vorgenommenen Inventarisirung des Pirnitzer Schloßarchivs ein besonderes Interesse.

Dr. Dudiks wissenschaftliche Reise galt den Archiven und litterarischen Schätzen der schon oben genannten Städte, Graz besonders der Quellen wegen, nach denen die Stellung König Ottokars II. zu den neu erworbenen deutschen Länderantheilen, namentlich zu Steiermark beurtheilt werden solle; Pest wegen des Verhältnisses Ungarns zu diesem Könige, und Hermannstadt sollte Winke geben, ob die im Anfange des 13. Jahrhunderts nach Mähren gerufenen deutschen Colonisten mit den gleichzeitigen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen nicht in irgend einem Zusammenhange stehen.

Die Inventarisirung des Pirnitzer Archives, wozu der mährische Landesarchivar Vincenz Brandl von der fürstlich Collalto'schen Verlassenschaftsbehörde berufen wurde, und welcher Aufgabe derselbe sich mit Bewilligung des Landesausschusses und mit der anstrengendsten und fleißigsten Hingebung sich unterzog, hat die Reichhaltigkeit dieses Urkundenschatzes von mehr als 25.000 Archivalien nachgewiesen.

Nicht nur für die Familien- und Landesgeschichte, sondern auch für die österreichische und für die allgemeine Geschichte erliegen hier die wichtigsten Urkunden, Correspondenzen, zumeist in böhmischer, deutscher und ungarischer Sprache geführt, Diplome und Patente, welche eine weittragende Bedeutung haben, und die so für die Geschichtsblätter Mährens und Oesterreichs neue tiefgehende Quellen erschließen.

z. Unter die nationalen Gruppen, welche dem östlichen Theile unseres Kaiserstaates ein so eigenthümliches Gepräge verleihen, gehört auch die kleine Schaar der gleich den Juden aus ihrer asiatischen Heimat versprengten Armenier, welche aus Polen, Rußland und der Türkei nach Galizien, Siebenbürgen und Ungarn herüberragen. Gegenwärtig, wo, wie es scheint, die ihnen zugefallene Aufgabe erfüllt ist, in allmäligem, jedoch sicherem Verschwinden begriffen, fesseln sie doch durch die zähe Ausdauer, mit der sie so lange an den hergebrachten Rechten und Sitten, an Sprache und Cultus gehangen, und als ein früh eingewandertes friedliches Handelsvolk unsere Aufmerksamkeit. Um so mehr darf jeder Beitrag zur Beleuchtung ihrer ohnedies noch fast unaufgehellten Geschichte dankbarer Anerkennung gewiß sein. Prof. F. Bischoff hat vor kurzem (1862) das alte Recht der in Lemberg ansässigen Armenier, zu dessen Uebersetzung aus dem Armenischen in das Lateinische König Sigismund I. von Polen (1519) den Anstoß gegeben, in eben dieser lateinischen Fassung im dortigen Stadtarchiv gefunden und im 40. Bande der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht. Dieser Fund lenkte seine Aufmerksamkeit auf die übrigen in dem genannten Archive befindlichen auf die Armenier Bezug nehmenden Urkunden, aus denen er gegenwärtig im 32. Bande des „Archives für Kunde österr. Geschichtsquellen" eine aus 69 lateinischen Schriftstücken bestehende, den Zeitraum 1377 bis 1736 umfassende Auswahl der wichtigsten bietet. Da nun aber Lemberg im übrigen magdeburgisches Recht

genoß, dem für gewisse Fälle auch die Armenier unterstanden, so gab dies zu vielen Competenzstreitigkeiten zwischen den Stadtvögten und den armenischen Senioren und zu vielen von den vorliegenden Urkunden den Anlaß. Gerade diese Seite der Urkunden ist es, welche sie über das bloß locale Interesse erhebt und auch der Beachtung der Germanisten empfiehlt.

---

* Die Roland- oder Brunswick-Säule an der steinernen Brücke in Prag wird einer Restauration unterzogen. Das Denkmal stammt aus dem 16. Jahrhundert und es knüpfen sich an dasselbe zahlreiche Sagen und historische Erinnerungen.

* Der Glockenthurm bei St. Heinrich in Prag, der bekanntlich vor einem halben Jahrhundert sein hohes gothisches Dach durch einen Sturmwind verlor, wird in seiner ursprünglichen, jenem Stadttheile zur Zierde gereichenden Gestalt neu hergestellt werden. Zu diesem Zwecke bildete sich ein Comité, das die betreffenden Arbeiten in die Hand nehmen will.

* Herr Graf Edmund Zichy hat, wie „P. Naplo" meldet, aus der im österreichischen Museum ausgestellt gewesenen Corvin'schen Handschrift, den Brief des heiligen Hieronymus über das Evang. Matth. enthaltend, eine der darin befindlichen Miniaturmalereien, und zwar diejenige mit dem Bildniß des Königs Mathias Corvinus, copiren lassen und die gelungene Copie dem Pester Nationalmuseum geschenkt.

Sitzungsberichte.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. December 1864.

Die naturforschende Gesellschaft in Emden giebt mit Circularschreiben vom 25. October d. J. Nachricht von der am 29. December zu begehenden Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.

Herr Dr. Boué hält einen Vortrag „über die wahrscheinlichste Ursprungsart des menschlichen Geschlechtes und den paläontologischen Menschen".

Der Verfasser denkt sich den Ursprung und die Vertheilung des Menschen auf der Erde wie bei den Pflanzen und Thieren, d. h. aus verschiedenen Centralpunkten wären die sechs oder sieben verschiedenen Hauptracen des Menschen hervorgegangen, indem sie sich von da aus strahlenförmig verbreitet hätten, wenn die Orographie oder allgemeine Richtung der Gebirgsketten es nicht anders bestimmt hätte. Wie bei Pflanzen und Thieren würden nicht nur alle Racen zu gleicher Zeit oder, wenn man will, selbst nach und nach gebildet worden sein, sondern gewisse Racen, wie die weiße oder die Asiens und Africa's überhaupt, wären aus mehr als einem Centralpunkt hervorgegangen, indem in jedem einzelnen Stammort auf einmal wie bei Pflanzen und Thieren eine gewisse Anzahl von Menschen zusammen erschienen wäre.

Zu gleicher Zeit, bemerkt der Verfasser, daß, wenn für Pflanzen und niedrige Thiere die Urkeimhypothese genügt, diese für höhere Wesen, wegen der Nothwendigkeit der Pflege in ihrer Zone, eine Unmöglichkeit wird. Darum müssen solche Schöpfungen als vollständige und in reifem Alter geschehen sein. Auf der anderen Seite, da die Erscheinung des Menschen schon so früh als das Ende der Tertiärzeit durch viele Thatsachen bestimmt bewiesen und durch viele berühmte Geologen und Zoologen angenommen ist, muß man wohl für ihn mehr als einen Centralstammort in der gemäßigten Zone annehmen, da die damalige Temperatur die Existenz tropischer Urweltthiere noch in Europa erlaubte. Die asiatischen Gegenden scheinen dem Verfasser auch nur durch dieselben Ursachen noch bevölkert zu sein. Am Anfang der Alluvialzeit war daselbst das Klima noch nicht so rauh; es gab wohl Schnee und Eis im Winter, aber die Temperatur sank nach und nach, so daß der Polarmensch an diese neuen Verhältnisse sich anpassen konnte und sich daselbst gewöhnte.

Die Einwendungen gegen diese Theorie, meistentheils aus den linguistischen Forschungen hervorgegangen, werden geprüft und ohne den großen Werth und die historischen, so wie vorhistorischen Schlüsse der Sprachkenntnisse im mindesten zu verkennen, verweist der Verfasser auf die natürlichen Grenzen dieser Schlüsse, wenn man sie zu vorgefaßten Meinungen irrthümlich zu brauchen glauben kann.

In seiner Darstellung des paläontologischen Menschen bespricht der Verfasser das historische und geologische Moment dieser Thatsache. Die verschiedenen geognostischen Fundstätten menschlicher Ueberbleibsel werden erwähnt und ihre größere oder geringere Wichtigkeit beleuchtet. Darauf werden die bewährtesten Lagerstätten und Beschreibungen davon sortirt und die irrthümlichen angezeigt. Dann wird von den Unterscheidungsarten der fossilen und ziemlich frischen Knochen gehandelt und über die fossilen Menschenschädel gesprochen; ferner das Genaueste über das Gemisch der Menschen- und urweltlichen Thierknochen, so wie über Artefacte mit letzteren vorgeführt.

Das wirkliche Mitglied Herr Prof. Brücke theilt eine Notiz über den Verlauf der feinsten Gallencanäle mit, in der er die Befunde des verstorbenen Dr. Johann Andrejevic neueren abweichenden Angaben gegenüber bestätigt.

Herr Prof. Dr. Boehm überreicht eine Abhandlung, betitelt: „Wird das Saftsteigen in den Pflanzen durch Diffusion, Capillarität oder durch den Luftdruck bewirkt?"

Nachdem Malpighi und Grew die Spiralgefäße aufgefunden, glaubte man, daß in diesen das Saftsteigen erfolge. — Nun führen aber die Spiralgefäße nur ausnahmsweise und dann nur zeitweilig Flüssigkeit, sondern Luft, oder es fehlen dieselben ganz.

Nachdem Dutrochet die Erscheinung der sogenannten Endosmose und Exosmose entdeckt, glaubte man, daß das Saftsteigen durch Diffusion bewirkt werde, indem die relativ oberen Pflanzenzellen in Folge der Verdunstung concentrirtere Säfte enthalten sollten, als die unteren.

Wäre diese Ansicht richtig, so müßten die Pflanzen im absolut feuchten Raume Wasser abgeben oder die mit den concentrirteren Säften gefüllten Zellen zerreißen, was beides nicht der Fall ist.

Daß ein Ausgleich der verschiedenen Concentrationszustände in den übereinander stehenden Zellen der im feuchten Raume sich befindenden Pflanze nicht erfolge, beweist der Umstand, daß in Wasser gezogene Pflanzen, nachdem sich dieselben durch 14 Tage im absolut feuchten Raume befunden hatten, normal weiter transspiriren, wenn sie dann in destillirtes Wasser gestellt und in trockene atmosphärische Luft oder selbst in Stickgas gebracht werden.

In Folge der Erscheinungen des Thränens beim Weinstocke wurde Hofmeister veranlaßt, die Ursache des Saftsteigens als eine Diffusionswirkung der mit colloidartigen Substanzen gefüllten Wurzelzellen zu erklären. In Folge dieses ihres Inhaltes sollten

die Wurzelzellen mehr Flüssigkeit aufzunehmen im Stande sein, als sie fassen können, und so der Ueberschuß in die oberen Pflanzenzellen gepreßt werden.

Dieser Ansicht widerspricht ebenfalls die von dem Verfasser nachgewiesene Thatsache: daß die Pflanzen im absolut feuchten Raume kein Wasser ausscheiden, so wie der Umstand, daß nur wenige Pflanzen und auch diese nur kurze Zeit bluten.

Der Verfasser hat nun im verflossenen Jahre die Behauptung aufgestellt: „daß das Saftsteigen eine Folge von Transspiration, ein reiner Saugungsproceß sei; daß die Hubkraft von dem Luftdrucke geliefert werde".

Mittlerweile wurde von Herrn Prof. Dr. F. Unger die Ansicht aussprechen, daß der Nahrungssaft in den Molecularinterstitien der Zellwände aufsteige.

Der Verfasser kann aus anatomischen und physikalischen Gründen dieser Vorstellung nicht beipflichten. Er führt die Resultate seiner neuen Versuche an, welche alle für die Richtigkeit seiner Theorie sprechen.

Ist das Saftsteigen wirklich eine auf der Elasticität der Zellwände beruhende, durch die Transspiration und den Luftdruck bedingte Saugung, so muß die neben Chlorcalcium in einen möglichst luftverdünnten Raum versetzte Pflanze offenbar vertrocknen. Diese Voraussetzung wurde durch den Versuch vollkommen bestätigt.

Durch das Entweichen der in der Pflanze eingeschlossenen Luft im luftverdünnten Raume werden zweifellos viele Zellen zerreißen. Um nun dem Einwande zu begegnen, daß dadurch der Tod der Pflanzen bedingt werde, wurden dieselben bald nach dem Evacuiren wieder in die freie Luft zurückversetzt, wo sie normal weiter wuchsen.

Auch der Nichtphysiologe weiß: ohne Luft kein Leben. Es wird ihn daher nicht wundern, daß die Pflanzen in luftverdünntem Raume absterben. Ueber das „Warum" aber haben sich selbst die Fachmänner bisher keine Rechenschaft gegeben. Die Ursache des Todes der Pflanzen im luftverdünnten Raume kann entweder eine mechanische oder chemische sein.

Wir wissen, daß alle Lebensprocesse der Organismen, insoferne dieselben von der atmosphärischen Luft abhängen, durch den Sauerstoff eingeleitet werden. Es wurden daher Pflanzen bei gewöhnlichem Luftdrucke in trockenes Stickgas oder in luftverdünnten, absolut feuchten Raum gebracht. Die Pflanzen waren selbst nach 14 Tagen noch völlig unversehrt und wuchsen, in freie Luft versetzt, wieder weiter. Die nächste Ursache des Absterbens von Pflanzen im luftverdünnten Raume ist also eine mechanische; sie liegt darin daß unter diesen Umständen die Kraft fehlt, welche sonst von den elastischen Zellwänden in Spannkraft umgesetzt, das Saftsteigen bewirkt.

Wären die angedeuteten Versuchsresultate und die daraus gezogenen Schlüsse richtig, so müßten die Pflanzen im luftverdünnten trockenen Raume verhältnißmäßig lange lebend erhalten werden können, wenn die Luft in den Intercellularräumen und Spiralgefäßen immer unter dem Atmosphärendrucke erhalten würde. Zu diesem Zwecke wurde ein eigener Luftpumpenteller construirt, vermittelst welchem es möglich war, den in gläsernen Flaschen aus Zweigen, welche durch einen doppelt durchbohrten Kautschukstoppel gesteckt waren, gezogenen Weidenpflanzen unter dem evacuirten Recipienten der Luftpumpe immer frische Luft zuzuführen. — Bei diesen Versuchen lebten selbst jene Pflanzen, welchen statt atmosphärischer Luft oder Sauerstoff reines Stickgas zugeführt wurde, wenigstens 14 Tage.

Die Resultate der von dem Verfasser angestellten Versuche lassen keinen Zweifel übrig, daß das Saftsteigen weder durch Diffusion noch durch Capillarität, sondern durch den Luftdruck bewirkt werde, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß die Nahrungsaufnahme aus dem Boden durch einen von dem colloidartigen Inhalte der Wurzelzellen eingeleiteten Diffusionsstrom sehr unterstützt wird.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Felix Karrer legt eine Abhandlung vor, in welcher das Auftreten der Foraminiferen in den Mergeln der marinen Uferbildungen (Leithakalk) des Wiener Beckens und einige neue Arten besprochen werden. Nach den angestellten Untersuchungen ist nicht nur die Foraminiferenfauna dieser Mergel an und für sich eine eigenthümlich charakterisirte und von jener des Badener Tegels differirende, sondern es lassen sich auch in ihr Unterschiede nachweisen, welche die Gliederung in eine höhere oder Nelliporenzone, und in eine tiefere oder Bryozoenzone auch durch diese mikroskopische Thierclasse deutlich erkennen lassen.

Es sind nämlich in allen diesen Uferbildungen die Typen mit poröser kalkiger Schale und complicirtem Bau, die Familien der Rotalideen, Polystomelliden und Nummulitideen vorherrschend. Unter diesen Bildungen selbst aber charakterisiren einzelne Genera und Species, wie: Amphistegina Hauerina, Heterostegina costata, Rotalia Boueana, Asterigerina planorbis, Polystomella crispa entschieden die höhere Facies mit einer Tiefe von 15 bis 25 Faden; die tiefere Facies von 25 Faden und darunter aber bezeichnet neben dem fast gänzlichen Zurücktreten der Amphysteginen, Heterosteginen und Asterigerinen das Eintreten vieler neuer Rotalien, Globigerinen und selbst mehrerer dem Badner Tegel sonst eigenthümlichen Arten, es ist eine wahre Uebergangsfauna. Die marinen Sande sind verhältnißmäßig arm an Foraminiferen und ergaben kein besonderes Resultat.

Wird einer Commission zugewiesen.

Herr Joseph Alex. Krenner überreicht eine Abhandlung „Ueber die Krystallform des Antimonits".

Der Verfasser theilt darin mit, daß er zu den von Mohr, Levy, Miller und Hessenberg bekannt gewordenen 16 Flächen noch 28 neue aufgefunden habe. Diese echten Flächen unterscheiden sich wesentlich von den bei dem Antimonit vorkommenden Scheinflächen, die die Tangentialebenen der durch Parallelaggregation bewirkten oscillatorischen Combinationen der Prismenflächen bilden. Diesen falschen Flächen und ihren Bildungselementen hat der Verfasser besonders sein Studium gewidmet.

Dieses Resultat wurde ihm dadurch ermöglicht, daß es ihm auf die liberalste Weise gestattet wurde, die an ausgezeichneten Antimoniten so reiche Sammlung des k. k. Hofmineraliencabinetes benützen zu dürfen.

Wird einer Commission zugewiesen.

Die in der Sitzung vom 1. December 1864 vorgelegten Abhandlungen: a. „Ueber einige Reactionen des Monochloräthers", von Herrn Prof. A. Bauer, und b. „Ueber Volumen und Oberfläche der Krystalle", von Herrn Dr. A. Schrauf, werden zur Aufnahme in die Sitzungsberichte bestimmt.

Auszug aus dem Protokolle

der 11. Sitzung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welche unter dem Vorsitze Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert am 20. October 1864 abgehalten wurde.

Es wird beschlossen, den Cooperator zu Terlan in Tirol, Herrn Karl Atz, Verfasser der vom christlichen Kunstverein in Bozen veröffentlichten Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der kirchlichen Baukunst in Tirol, zum Correspondenten zu ernennen.

Eine vom Conservator H. Scheiger eingesendete, von dem k. k. Bezirksbauamte

zu Graz veranlaßte Aufnahme der Todtenleuchte auf dem ehemaligen Kirchhofe zu Voitsberg wird für die Sammlungen der Commission dankbar angenommen.

Der Gymnasiallehrer und Stiftscapitular zu Wiener-Neustadt, Herr Ben. Kluge, erstattet seinen Dank für die Ernennung zum Correspondenten und berichtet, daß das Monument nächst Wiener Neustadt, „Spinnerin am Kreuz" genannt, demnächst künstlerisch aufgenommen werden soll, ferner daß der sogenannte „Kaiserbrunnen" vor dem Wiener Thore, aus einer $2^1/_4$ Klafter hohen Steinpyramide bestehend und nur mit einem einfachen Adler, einem Medaillonbildnisse eines Kaisers, dem österreichischen Doppeladler und dem Motto A. E. I. O. U. geziert, für die Stadt historischen Werth besitze, da sich zweierlei Sagen daran knüpfen, und daß er sich daher wegen Herstellung dieser sehr beschädigten Pyramide an die Gemeindeverwaltung wenden wolle, endlich daß das Cisterzienserstift zu Wiener Neustadt einen aus dem 15. Jahrhundert stammenden hölzernen Flügelaltar, eine sehr schöne Bildhauerarbeit, besitze, welcher nun gesäubert und durch geeigneten Abschluß vor profaner Berührung geschützt werden soll.

Dieser Bericht wird zur Kenntniß genommen, zugleich aber beschlossen, den Herrn Correspondenten zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß die beabsichtigte Säuberung des Flügelaltars vorläufig auf ein vorsichtiges einfaches Abstauben beschränkt werde. Die Centralcommission spricht dabei den dringenden Wunsch aus, daß an eine Restaurirung dieses Altars nur unter Zuziehung des Herrn Conservators Freiherrn v. Sacken gegangen werden möge, und daß diesem auch die Art und Weise anheimzugeben wäre, wie dieses Kunstwerk vor muthwilligen Angriffen gesichert werden könnte, ohne durch gänzlichen Abschluß dem Beschauer unzugänglich zu werden.

Endlich wird beschlossen, von dem Herrn Berichterstatter über die aus der Burgcapelle zu Wiener-Neustadt stammenden zwei Reliquienschreine Auskunft abzuverlangen.

Der Conservator in Pisek, Consistorialrath P. Bezděka, erstattet Bericht über die von ihm zur Conservirung der k. k. Garnisonskirche und der alten Steinbrücke in Pisek getroffenen Einleitungen, und verbindet mit der weiteren Anzeige, daß Se. Durchlaucht Fürst C. Schwarzenberg nicht nur für die würdige Erhaltung der alten Filialkirche in Stražiště bereitwillig Sorge getragen habe, sondern auch jährlich nicht unbedeutende Summen auf die Instandhaltung der historisch merkwürdigen Burg Zvikow (Klingenberg) verwende, die Bitte, diesem hochherzigen Retter und Beschützer der im Bereiche seiner Besitzungen vorhandenen Denkmale die dankende Anerkennung der Centralcommission aussprechen zu wollen.

Die Centralcommission, welche diesen Bericht zur befriedigenden Kenntniß nimmt, beschließt, dem Antrage des Herrn Conservators sofort zu entsprechen und Sr. Durchlaucht dem Fürsten C. Schwarzenberg nebst einem ehrenden Dankschreiben als ein Zeichen der Anerkennung ein Exemplar des laufenden Jahrganges der „Mittheilungen" zu widmen.

Se. Excellenz der Herr Statthalter von Dalmatien eröffnet, daß das am Eingange des Hafens von Traù gelegene alte Castell Camerlenge vorläufig nicht Gefahr laufe in Privathände überzugehen und dann möglicher Weise demolirt zu werden, da dieses Gebäude mit Genehmigung der k. k. Centralseebehörde behufs der Aufbewahrung von Werkzeugen und des Materials zu der im Bau begriffenen neuen Brücke von Traù und zu den Ausgrabungsarbeiten im dortigen Hafen zur zeitweiligen Benützung überlassen worden sei. Nachdem aber, wenn diese temporäre Benützung einmal aufhören wird, die Versteigerung des ehrwürdigen Castells wirklich platzgreifen soll, so bezeichnet es der Herr Statthalter als sehr wünschenswerth, daß bei dem Verkaufe dieses Denkmals, die Bedingung der zu garantirenden Erhaltung desselben aufgenommen werde.

Es wird beschlossen, sich sofort an Se. Excellenz den Herrn Finanzminister zu wenden und denselben in dringendster Weise um seine Genehmhaltung anzugehen, damit

das Castell Camerlengo im Falle des Verkaufes anstatt im öffentlichen Feilbietungswege veräußert zu werden, der Gemeinde Traù in das Eigenthum überlassen werde, welche, die Wichtigkeit und den Werth desselben erkennend, sich bereits früher um die Ueberlassung dieses Bauwerkes bewarb und einen Kaufschilling anbot; doch wäre in diesem Falle die ausdrückliche Bedingung beizufügen, daß sich die Gemeinde verpflichte, das Gebäude in aufrechtem Stand zu erhalten.

Das Commissionsmitglied Herr Prof. Rösner referirt über das vom k. k. Staatsministerium zur Begutachtung hiehergelangte vervollständigte Project zur Restaurirung der Augustiner-Klosterkirche zur h. Katharina in Krakau. Der Herr Referent erklärt, daß behufs der Abgabe eines wohlbegründeten und verläßlichen Gutachtens über das fragliche mit dem namhaften Kostenaufwande von 40.430 fl. veranschlagte Restaurationsobject, außer den nun gelieferten Aufnahmen und Daten, auch noch die Darstellung der Kirche im Längen- und Querdurchschnitt, die Aufnahme des Aeußeren derselben, dann die Zeichnung der Kirchenthüren und Fenster, endlich, da es sich um die stilgemäße Einrichtung des Gotteshauses handelt, ebenso die Zeichnungen zu den verschiedenen Kircheneinrichtungsstücken beizubringen und für jedes dieser einzelnen Objecte die Kostenansätze anzugeben wären.

Es wird beschlossen, dies dem k. k. Staatsministerium zu eröffnen.

Das Commissionsmitglied Herr Freiherr v. Sacken erstattet seine Aeußerung über die vom Conservator in Salzburg, Herrn Süß, vorgelegten Aufnahmen der Stadtpfarrkirche zu Radstadt und den über diesen Bau von dem k. k. Bezirksingenieur Herrn Piesch l zu Werfen gelieferten Aufsatz.

Der Herr Referent betont, daß das Schiff der Kirche aus dem 17. Jahrhundert stamme, daß der Chor in ganz einfachem spätgothischen Stile erbaut sei, und daß endlich der Thurm zwar noch romanische Anklänge zeige, daß aber auch diese der spätesten romanischen Periode angehören und vermuthen lassen, die Erbauung des Thurmes habe nach dem Brande der Kirche im Jahre 1286 stattgefunden. Bemerkenswerth sei nur, wie lange sich in manchen Gegenden Oesterreichs, besonders in den gebirgigen, die romanische Bauweise, wenn auch schon verflacht, erhielt, wie dies auch die ähnlichen Thürme zu Zell am See, Bischofshofen, Werfen und Taxenbach darthun.

Derselbe Herr Referent bespricht ferner noch den von dem Herrn Conservator Scheiger eingesendeten Aufsatz des Correspondenten Schlagg in Judenburg, betreffend ein romanisches Fenster an einem Bauernhause zu Stettweg. Die Notiz über den Bestand eines solchen romanischen Details, wie die vorliegende Zeichnung es zeige, besonders an einem Bauernhause, welches aber seiner Größe nach einstens ein Edelsitz gewesen zu sein scheint, sei interessant, zumal in der Nähe einer Stelle, wo einer der wichtigsten und bedeutsamsten Funde des Bronzezeitalters gemacht wurde, welcher Umstand einen neuen Beleg dafür liefere, daß im früheren Mittelalter Orte an der Stelle uralter keltischer Niederlassungen entstanden oder vielmehr, daß die letzteren der mittelalterlichen Colonisation als Basis dienten.

Die Commission stimmt dem Gutachten des Freiherrn v. Sacken vollkommen bei, worauf die Sitzung geschlossen wird.

K. K. geologische Reichsanstalt.

Sitzung am 6. December 1864.

Herr k. k. Bergrath Franz Ritter v. Hauer im Vorsitz.

Herr Prof. Ed. Sueß machte eine Mittheilung über das Vorkommen von rothen

Thonen, die im Gebiete von Krakau auf verschiedenen Punkten auftreten und theils dem bunten Sandsteine, theils dem Keuper und der Juraformation angehören.

Herr k. k. Bergrath F. Foetterle legte die geologischen Aufnahmskarten vor, welche im verflossenen Sommer von der zweiten Section im Trentschiner Comitate ausgeführt wurden, und schilderte die geologischen Verhältnisse der Gegend zwischen den Orten Tepla, Dolna Poruba, Zlichow, Prusina, Waag-Bistritz und der Waag, in welcher verschiedene Glieder der Grauwacke, Trias, der rhätischen Formation, des Lias, Jura, der Kreide und des Eocenen vertreten sind.

Herr Foetterle theilte ferner aus einem Schreiben des Herrn Dr. A. Stelzner in Dresden an Herrn Hofrath R. v. Haidinger eine Nachricht mit über das Vorkommen von Menschen- und Thierknochen, von Thon- und Bronzegegenständen in einer Sandschichte bei Bamberg, die 10 Fuß tief unter der Oberfläche liegt, bedeckt mit einer Torflage; dieselbe wurde bereits an mehreren Punkten in Bamberg selbst bei Grundgrabungen wiedergefunden. Hieran knüpfte Herr Foetterle die Mittheilung, daß Herr v. Mortillet in Paris ein Monatjournal gegründet hat, mit dem Zwecke, alle das Auftreten des Menschen in der vorhistorischen und quarternären Periode betreffenden Mittheilungen, Arbeiten und Materialien zu sammeln und zu publiciren.

Herr K. Paul schilderte die geologische Beschaffenheit der Gegend zwischen Sillein, Fackow und Waag-Bistritz im Trentschiner Comitate, und Herr Dr. G. Stache behandelte die Wasserverhältnisse der Umgebung von Pirano und Dignano in Istrien, mit deren Untersuchung er von Seite der Direction der k. k. geologischen Reichsanstalt über Ansuchen der Statthalterei von Triest an das k. k. Staatsministerium betraut worden war. Von den untersuchten Punkten liegt Pirano an der Grenze eines der größten Flyschgebiete des Landes der Triester Mulde mit dem Meer. Der Grund seiner Wasserarmuth ist ein äußerst beschränktes Wasseraufnahmsgebiet und die flache, fast horizontale Lage der umgebenden Gebirgschichten. Bedeutendere Quellen sind nur in der Entfernung von 1 bis 1½ Stunden zu finden. Die Hoffnung der Bewohner auf eine in der Nähe der Stadt im Meere entspringende Quelle ist eine durchaus trügerische, ebenso ist die Angabe eines berühmten fremden Hydrologen, daß sich unerschöpfliche Wassermengen in dem nächst der Stadt befindlichen Gebirge befänden, eine auf Unkenntniß der geologischen Verhältnisse beruhende Fabel. Sind die nöthigen Mittel vorhanden, mag sie Stadt oder Land herbeischaffen, so ist anzurathen, das Project einer Wasserleitung, beruhend auf der Combinirung der Quellen Fontanana Maggiore, Sezza und Limignano von einem geschickten Ingenieur prüfen und bei günstigem Ausfall der Prüfung ausführen zu lassen. Anderen Falls muß man sich mit der Anlage einer großen und zweckmäßig eingerichteten Cisterne begnügen. Die Anlage einer großen und günstig anzulegenden Gemeindecisterne ist auch der Gemeinde Dignano eher zu empfehlen, als ein Zugänglichmachen des eine halbe Stunde entfernten, 65 Klafter tiefer als Dignano liegenden und überdies noch in einem schwer zugänglichen, 11 bis 12 Klafter tiefen Karstloche gelegenen Wasserbehälters Varno.

Versammlung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft

am 7. December 1864.

Vorsitzender Herr Prof. Dr. Rudolf Kner.

Der Secretär Herr Georg Ritter v. Frauenfeld machte folgende Mittheilungen:

Die Direction der Gesellschaft hat beschlossen, an Se. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Karl ehrfurchtsvoll die ergebenste Bitte zu richten, ihm den heurigen Band der Gesellschaftsschriften dediciren zu dürfen. Se. k. Hoheit geruhten diese Bitte huldvollst zu gewähren. Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig Joseph feiert am 13. December d. J. seinen achtzigsten Geburtstag. Die Leitung der Gesellschaft hat beschlossen, Sr. k. Hoheit die ergebensten Glückwünsche zu diesem freudigen Ereignisse in Form einer Adresse ehrfurchtsvollst zu unterbreiten.

Von der Direction der naturforschenden Gesellschaft in Emden wurde angezeigt, daß diese Gesellschaft am 29. December die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens begehe. Die Leitung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft hat beschlossen, der genannten Corporation in Form einer Adresse herzlich Glück zu wünschen.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Karl Hölzl, welcher ein von Herrn Prof. Eduard Hückel eingesendetes Manuscript über botanische Ausflüge in die Karpathen des Samborer und Stryer Kreises besprach. In demselben wird die noch beinahe völlig unbekannte Flora der dortigen Berge, namentlich des Pikuj, des Kremianetz, der Stara Szebéla, des Zetemins, der Paraszka, ferner der niederen Bergwiesen und der Thalgründe näher geschildert.

Herr Dr. H. W. Reichardt sprach über Phallus brasiliensis Schlecht., zeigte das im k. Museum befindliche Exemplar dieses Pilzes vor und knüpfte ferner einige Bemerkungen über die Form, die organographische Bedeutung und die Entwicklungsgeschichte des Schleiers der Arten aus dem Subgenus Hymenophallus daran. Ferner theilte er einen kleinen Beitrag zur Flora des böhmisch-mährischen Hügellandes mit. Das Materiale hiezu sind die von dem Mitgliede der Gesellschaft Herrn Felix Schwarzl in den letzten Jahren gesammelten Pflanzen.

Herr Joseph Kerner las einen von seinem Bruder Herrn Prof. Dr. Anton Kerner eingesendeten Bericht über eine nach Istrien unternommene botanische Reise; auf ihr wurden namentlich die Umgebungen von Adelsberg, der Krainer Schneeberg, Fiume, Monte Maggiore und die Umgebungen von Pola näher untersucht.

Herr Georg Ritter v. Frauenfeld legte folgende eingesendete Abhandlungen vor:

a. „Diagnosen neuer Hemipteren", von Dr. Gustav Mayr. In dieser Arbeit werden zahlreiche neue Gattungen und Arten aus der genannten Classe von Insecten kurz beschrieben.

b. „Ueber eine bisher wenig beachtete Getreidemotte Tynea pyrophagella", von Prof. Haberlandt. Der Herr Verfasser bespricht in diesem Aufsatze die Lebensweise der genannten Motte näher und giebt die geeignetsten Mittel zu ihrer Vertilgung an.

c „Conchiglie Dalmate inedite, per Spiridione Brusina". In diesem Aufsatze giebt der Herr Autor eine Uebersicht über die von ihm beobachteten Arten von Conchylien, welche in den Publicationen anderer Autoren noch nicht aufgeführt wurden.

Schließlich machte Herr Prof. Dr. Rudolf Kner die Resultate der in dieser Sitzung statutenmäßig vorgenommenen Wahlen bekannt. Zum Präsidenten wurde Se. Durchlaucht Fürst Joseph Colloredo-Mannsfeld einstimmig wieder gewählt. Als Vicepräsidenten erhielten für das nächste Jahr die meisten Stimmen die Herren: Dr. Theodor Kotschy, Dr. Kajetan Felder, Prof. Dr. August Reuß, Karl Brunner v. Wattenwyl, Ludwig Ritter v. Köchel und Prof. Eduard Sueß. Zum zweiten Secretär wurde Dr. H. W. Reichardt mit Stimmeneinhelligkeit wieder gewählt; er dankt der Versammlung mit einer kurzen Ansprache.

Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes.

Archäologie.

Belletristik.

Bildende Kunst.

Geographie, Statistik.

Geschichte, Memoiren, Biographien.

Heilkunde.

Litteratur- und Sprachwissenschaft.

Musik.

Naturwissenschaften.

Nekrologe.

Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft.

Sitzungsberichte.

Theologie, Philosophie.

Unterrichtswesen.

Volkswirthschaft, Handel, Gewerbe.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Leopold Schweitzer. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

